3 1761 05340732 6

Die deutschen Kolonien

in Wort und Bild.

Die deutschen Kolonien

in Wort und Bild

Eine Schilderung unserer Kolonien

an der Hand von Schriften

bekannter und hervorragender Kenner

der deutschen Schutzgebiete.

Mit acht Originalbildern von Orientmaler R. Hellgrewe

und vielen Abbildungen.

Herausgegeben

von

Dr. L. Sander, Marinestabsarzt a. D.

Leipzig

Verlag für Allgemeines Wissen.

LIBRARY
NOV 13 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

JV
2011
S3

Vorwort.

Die deutschen Kolonien?! Ja, haben diese denn überhaupt eine Daseinsberechtigung? Ist es nicht ein dreistes Unterfangen, ein neues umfangreiches Buch über diese Nägel im Fleische des deutschen Volkes zusammenzutragen und auf den Weihnachtsmarkt zu bringen? Und das gerade jetzt, wo von Leuten, die es zu wissen behaupten, urbi et orbi, dem, der es hören will, und dem, der es nicht hören will, mit dem Brustton der sogenannten Überzeugung und lautester Stimme auf Markt und allen Gassen verkündet wird, daß Deutschland noch niemals sich in ein gleich trostloses Unternehmen eingelassen habe, wie es der Erwerb und die Entwicklung von Kolonien seien, ein Unternehmen, das sich zu der bösesten Sümpfe einem ausgestaltet habe, dessen üble Düfte das ganze Deutsche Reich erfüllen und seinen blanken Schild schwärzten!

Und doch! Woher kommt es denn, daß alle, die selber draußen gewesen sind, mitarbeitend an dem Neu-Deutschland über See oder seine Gefilde bei kürzerem oder längerem Aufenthalt schauend, fast ausnahmslos von der Überzeugung durchdrungen sind, daß Deutschland die Kolonien nicht nur dringend notwendig hat, sondern daß diese trotz aller nicht wegzuleugnenden Mißgriffe und Fehler in unseren Versuchen sie zu entwickeln, sich im Fortschreiten befinden und die Gewähr bieten in absehbarer Zeit dem Mutterlande auch äußerlich nachweisbaren Nutzen zu bringen?

Es müssen die Verhältnisse in unseren Kolonien also wohl etwas anders liegen, wie sie von offenen und versteckten Gegnern gerade jetzt dargestellt werden. Das nachzuweisen halte ich für eine dankbare Aufgabe und deshalb bin ich an sie herangetreten, als die Verlagshandlung mir den Vorschlag machte, aus den bisher erschienenen Veröffentlichungen eine Auswahl zu treffen, die Land und Leute unserer Kolonien schildern solle.

Ich habe mich dabei eines weitgehenden Entgegenkommens aller der bei den einzelnen Kolonien genannten Herrn Verfasser und Verleger zu erfreuen gehabt und nehme hier gern Gelegenheit ihnen allen meinen besten Dank dafür auszusprechen. Insbesondere danke ich auch der Deutschen Kolonialgesellschaft für die freundliche Bereitstellung der zahlreichen in ihrem Besitz befindlichen Abbildungen.

Mein Bestreben war, möglichst objektiv gehaltene Schilderungen von Land und

Leuten zu wählen um dem Leser ein möglichst getreues Bild von beiden zu geben. Ich habe meine eigenen Zutaten deshalb auf das äußerste Maß beschränkt. Ich enthalte mich auch eines Kapitels, in dem ich meine eigenen Schlußfolgerungen ziehe, um das Urteil des Lesers nicht nach einer bestimmten Richtung zu beeinflußen.

Wenn es mir gelungen ist, eine wenn auch lückenhafte, so doch objektive Schilderung unserer Kolonien zusammenzustellen, so kann ich auch meiner festen Überzeugung nach davon absehen, den Leser beeinflußen zu wollen. Denn unsere Kolonien haben es wahrlich nicht nötig in schönfärberischem Lichte gezeigt zu werden: sie vertragen das volle Tageslicht. Freilich, Aufsätze, die künstlich das Licht verdunkeln und falsche Schatten auf unsere Kolonien werfen, habe ich nicht gewählt. Denn ich hätte dann auch mein Urteil dem meiner Ansicht nach falschen gegenüberstellen müssen, und das wollte ich nicht.

Berlin, im November 1906.

Dr. L. Sander.

Allgemeines über die deutschen Kolonien.

Allgemeines über die deutschen Kolonien.

Zweiundzwanzig Jahre sind es nun her, seit das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonien besitzenden Staaten eintrat. Nicht von hochgesinnten und weitschauenden Fürsten ging dieser bedeutungsvolle Schritt aus wie in früheren Jahrhunderten, auch nicht von der Regierung oder den Parlamenten, die jetzt mit den Fürsten gemeinsam die Staaten lenken, sondern er kam aus dem Volke heraus. Erfahrene Kaufleute, die schon seit langen Jahren an ferne Küsten sich hinausgewagt hatten, wageluſtige andere, die es diesen gleichtun wollten, und von des neuerstandenen Deutschen Reiches Größe begeisterte junge Feuerköpfe taten nach Beratung mit warmherzigen, wohlüberlegenden, wirtschaftspolitisch geschulten Vaterlandsfreunden diesen Schritt! Die Regierenden folgten ihnen erst, zögernd und bedächtig, das ungewohnte Wagnis sorgfältig erwägend. Und ein Wagnis war es wahrlich zu nennen. Denn gering war damals die Zahl derer, die aus eigener Anschauung die neu gewonnenen fernen Lande kannten, gering war auch das Wissen in Deutschland, wie so weit entlegene Außenländer zu verwalten seien, und gering war die Wehrkraft zur See, die allein doch diesen Besitz zu schützen imstande ist. Nicht ganz mit Unrecht wird den damaligen Kolonialpionieren Phantasterei und blinde Begeisterung von den Gegnern vorgeworfen. Denn was jene trieb, war noch nicht die voll erkannte Notwendigkeit, daß Deutschland für seine riesig aufstrebende Industrie eigene sichere Absatzgebiete, für die überströmende Kraft seiner stetig wachsenden Einwohnerzahl jungfräuliche unerschlossene Länder brauche; sondern in diese Erwägungen hinein mischte sich ein gewisser Abenteuerdrang, eine Konquistadorenstimmung, die die neuentfaltete Fahne des geeinten Deutschen Reiches an fremden Gestaden aufpflanzen und weit über die alten Grenzen hinaus wehen lassen wollte.

Aber bitteres Unrecht tut man diesen ersten Bahnbrechern auf kolonialem Gebiet, wenn man ihnen vorwirft, daß nur Abenteurerlust und Großmannssucht sie geleitet habe. Hätte ein so umsichtiger und erfahrener Staatsmann wie Bismarck wohl solchen Bestrebungen seine Hilfe geliehen, wäre in ihnen nicht ein guter politischer Kern, eine wirtschaftliche Notwendigkeit enthalten gewesen? Es hieße doch diesem genialen und großen Manne unrecht tun, wollte man seine Stellungnahme zugunsten

der Kolonialbewegung damit erklären, daß er gegen seine bessere Überzeugung dem lauten Drängen einer damals doch noch recht kleinen Gruppe des deutschen Volkes nachgegeben habe, er, der „eiserne" Kanzler!

Ich meine, diese e i n e Tatsache, daß Bismarck die Erwerbung der Kolonien gut geheißen hat, beweist allein schon, daß Kolonien von Wert für Deutschland sind.

Aber auch objektiv läßt sich beweisen, daß Deutschland der Kolonien dringend bedarf. Freilich darf man bei diesen, zunächst theoretischen Betrachtungen nicht immer nur die eine oder die andere der tatsächlich in unserem Besitz befindlichen Kolonien dagegen ins Treffen führen wollen; denn dazu wird erfahrungsgemäß immer die gewählt, die gerade am meisten von sich reden macht, d. h. die, in der es zurzeit nicht nach Wunsch geht.

Der Hauptbeweis dafür, daß wir Kolonien haben müssen, liegt meines Erachtens in der ziffernmäßig feststehenden Tatsache, daß bei stetig wachsender Bevölkerung die Gewerbe und Handel treibende gegenüber der ländlichen fortdauernd stärker wächst! Das Verhältnis, daß die Industriebevölkerung schon erheblich zahlreicher ist als die ländliche, bedeutet doch unter allen Umständen, daß ein großer Teil des zum Leben nötigen Erwerbes nicht mehr im Heimatlande sich gewinnen läßt, sondern von fremden Ländern her beschafft werden muß. Nun ist aber bekannt, daß sich alle Industriestaaten immer stärker gegen diesen Wettbewerb fremder Staatsangehöriger zu schützen suchen und daß deshalb der härteste Wettkampf aller Kulturvölker im Handel und Gewerbe mit den weniger kultivierten und in den „Außenländern" stattfindet. Das Bestreben der mächtigeren unter ihnen geht aber dahin, die Außenländer, über die ihnen Gebietshoheit zusteht, für die fremden Staaten zu schließen und ihren eigenen Bürgern als Absatzfeld vorzubehalten. Diese Außenländer nun liefern in erster Linie Rohstoffe, deren die heimische Industrie zu ihrer Tätigkeit bedarf. Und diese dem Heimatlande zu sichern, ist daher gleichfalls das Bestreben aller Kolonien besitzenden Industriestaaten in diesen ihren Schutzgebieten. Noch tobt der Kampf auf der ganzen Linie, noch ist er unentschieden und die Welt geschäftlich noch nicht aufgeteilt. Aber das Ziel steht klar vor aller Denkenden Augen. Wollen wir nicht freiwillig unsere Entwicklung zum Industriestaat aufgeben und in die Rolle eines Staates zweiten oder dritten Ranges zurücksinken, so müssen auch wir uns solche Gebiete für Absatz und Rohstofferzeugung sichern, d. h. auch unsererseits Kolonien erwerben und halten!

Ein zweiter Grund für ein Land, Kolonien zu besitzen, ist der: für den Überschuß seiner Bevölkerung neue Ansiedlungsgebiete zu schaffen. Das wäre auch für uns ein sehr wichtiger Beweggrund. Denn kein ander Land hat wie Deutschland so unendlich große Zahlen von Landeskindern sich verloren gehen lassen, die daheim keinen Platz mehr fanden und deshalb auswanderten. Da uns die Kolonien fehlten, gingen sie in fremde, brachten diesen ihren Besitz und ihre Arbeitskraft, gingen unserem Volke verloren und stärkten die Volkszahl und den Wohlstand unserer Wettbewerber, ja Gegner.

Theoretisch kann also wohl kaum ein Zweifel walten über den Wert, den Kolonien für ein volkreiches, blühendes, gewerbetreibendes Mutterland haben. Die Frage ist nur, ob unsere jetzigen Kolonien auch den oben skizzierten Anforderungen entsprechen. Denn natürlich ist ein Außenland als Kolonie wertlos, wenn es weder Menschen noch Waren aufnehmen, noch notwendige Rohstoffe liefern kann. Und gerade in der Beurteilung dieser Frage gehen die Ansichten über unsere Kolonien auseinander.

Zunächst muß ich hier kurz die Geschichte der Erwerbung unserer Kolonien streifen. Es ist bekannt, daß wir erst mit dem Jahre 1884 Kolonialbesitz erworben haben, d. h. also rund ein halbes Jahrhundert später, als die Dampfschiffahrt begann und den Verkehr über See ungleich sicherer und schneller machte, als er es zuvor gewesen. Kein Wunder, daß zu dieser Zeit schon alle an der See gelegenen, leichten Erwerb versprechenden Außenländer vergeben waren! Was noch frei war, war zwar durchaus nicht alles „schlecht"; aber es bot natürliche oder politische Schwierigkeiten, die selbst den alten Kolonialvölkern, wie Engländern und Franzosen den Erwerb zunächst noch nicht wünschenswert erscheinen ließen. Als wir aber kamen, um Besitz von Teilen dieser unvergebenen Länder zu nehmen, da griffen auch diese alten Kolonialvölker zu, und naturgemäß verstanden sie es besser als wir, den Wert eines noch freien Landes zu beurteilen. So blieben uns Stücke, die nicht abgeschlossen sind, denen das natürliche Hinterland zum Teil abgeschnitten worden ist, denen fremde Gebietsteile ein- oder vorgelagert sind; alles Umstände, die die natürlichen schon vorhandenen Schwierigkeiten der Entwicklung noch künstlich erhöhten.

Wir kamen also in unentwickelte Gebiete, die von vornherein ihrer Entwicklung große Schwierigkeiten entgegenstellten, und zwar als Neulinge, denen jede eigene Erfahrung in der Frage fehlte, wie solche Gebiete in Angriff zu nehmen seien. Unsere „Sachverständigen" hatten ihre Erfahrungen in den Kolonien der verschiedensten Gegenden und Völker erworben, fast durchweg in alten Kolonien, die schon weit über die ersten Anfänge der Entwicklung hinaus, vielmehr schon in ziemlich hoher Kultur waren. Da der überwiegende Teil aller Kolonien England gehört, kamen unsere Sachverständigen denn auch meist aus englischen Kolonien, und die englische Art zu „kolonisieren" wurde zumeist als das unerreichbare Vorbild hingestellt. Da aber die englische Art und Lebensweise uns Deutschen denn doch recht unvollkommen liegt, und unsere Beamten (und Offiziere) eben die deutsche Art und Lebensanschauung — ja, da es meist norddeutsche waren, sogar die preußische — hatten, so gab das Schiebungen, falsche Auffassungen, Mißverständnisse, die natürlich nicht dazu beitrugen, die Sache besser zu machen. Es ist viel geschrieben und geklagt worden über den Bureaukratismus, Assessorismus, Militarismus und sonstige — -ismusse, die das Leben in unseren Kolonien unerträglich machen sollen; ich habe selber gelegentlich überzeugt miteingestimmt. Zweierlei aber wird immer vergessen, obwohl das mindestens ebensoviel Hindernisse geschaffen hat und schafft: die Unfähigkeit der meisten direkt von Deutschland Kommenden, im Wildlande wirklich auf eigenen Füßen

zu stehen; und die zumeist unverdaute Auffassung von „englischer Art in den Kolonien", die die aus dem Auslande kommenden Deutschen mitbrachten (daß einem wirklichen Engländer unsere deutsche Art gänzlich zuwider ist, verstehe ich vollkommen). Die Neuankömmlinge aus Deutschland empfanden es meist als unerträglich, daß sie sich in dem „freien" Lande behördlichen Vorschriften fügen sollten, schrieen aber laut nach der Polizei, wenn ihnen z. B. ein Eingeborener etwas stahl, das sie unbehütet gelassen hatten; und die aus dem Auslande gekommenen griffen im gleichen Fall zur Büchse oder übten sonst reichlich weitgehende Selbsthilfe aus und waren dann erstaunt, daß die Obrigkeit damit nicht einverstanden war.

So wurde von Behörden wie Ansiedlern mancher Mißgriff begangen und die Folge war, daß wir mit unseren Kolonien nicht soweit sind, als wir sein könnten. Aber wo ist das wohl auf Erden anders? Jedenfalls habe nicht ich allein, der ich zu verschiedenen weit auseinanderliegenden Malen die Gelegenheit hatte, längere Zeit in Ost- und Südwestafrika zu verweilen, den Eindruck mitgenommen, daß wir trotz aller nicht wegzuleugnenden Mißgriffe doch recht achtbare Fortschritte in diesen Kolonien gemacht haben, sondern mir ist das auch von Engländern und Buren bestätigt worden. Namentlich in Ostafrika habe ich Ausdrücke des bewundernden Neides aus englischem Munde gehört, wie erstaunlich weit wir in der kurzen Zeit vorangekommen wären. Und so wird es auch in anderen Kolonien liegen.

Wir zu Hause sind aber in der Beurteilung der Entwickelung, die in unseren Kolonien stattgefunden hat, zumeist recht ungerecht. Wir erwarten leider, wie das unerfahrene Kind, daß der Kern, der heute gesteckt ist, schon morgen Früchte tragen soll und bedenken nicht, daß Menschen sich nicht aus der Erde stampfen lassen, landwirtschaftliche und besonders Plantagenbetriebe erst nach Jahren Ertrag bringen können und daß fast immer außerdem eine ganze Reihe von Versuchsjahren vorausgehen muß, ehe die richtige Kulturpflanze und die richtige Kulturmethode für das gegebene Stück Erde gefunden ist.

Doch ich will hier nicht weiter auf diesen Punkt eingehen, sondern will dem Leser erst Gelegenheit geben, sich an der Hand der abgedruckten Schilderungen hervorragender Landeskenner ein eigenes Urteil zu bilden.

Ich will jetzt vielmehr einige allgemeine Angaben über die Eigenart unserer Kolonien, über ihre Verwaltung und Einrichtung vorausschicken.

Die Mehrzahl unserer Kolonien ist in echt tropischen Gebieten gelegen und aus diesem Umstande allein ergibt sich, daß sie nur in beschränktem Maße geeignet sind, den Strom unserer Auswanderer aufzunehmen. Denn in einem Klima, dessen Mitteltemperatur um 25—26 Grad Celsius liegt, ist es für den Weißen nicht mehr möglich, dauernd körperliche Arbeit zu leisten. Diese Mitteltemperatur aber wird in den niedrig gelegenen tropischen Gegenden zumeist noch überschritten. In solchen Gegenden ist also eine wirkliche „Ansiedlung", sei es als Landwirt, sei es als Handwerker für den Weißen nicht möglich, und damit ist von vornherein gegeben, daß nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von ihnen dort sich aufhält.

Nun sind aber unsere größeren tropischen Kolonien nur zu einem Teil Tiefland. Die meisten, wie Kamerun, Ostafrika, Kaiser Wilhelmsland, die Bismarck-Inseln haben in ihrem Innern z. T. sogar ziemlich küstennahe Bergstöcke und Hochebenen, die so hoch gelegen sind, daß auf ihnen ein Klima herrscht, das man nicht mehr als tropisch bezeichnen kann und das dem Europäer erlaubt, ohne Schädigung seiner Gesundheit dauernd dort zu leben und den gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Diese — und es handelt sich um Gebiete von nicht unerheblicher Ausdehnung, die zusammen wohl der Größe des Deutschen Reiches nicht viel nachgeben werden — werden seinerzeit sicherlich vielen deutschen Ansiedlern eine neue Heimat bieten. Daß sie es heute noch nicht können, liegt nicht daran, daß sie an und für sich ungeeignet wären, sondern an den Schwierigkeiten, die ihre Lage im Innern bedingt: also in erster Linie dem mangelnden Anschluß an aufnahmefähige Märkte, d. h. dem Fehlen von ausreichenden Verkehrsmitteln und Wegen. Ich möchte gleich und ausdrücklich hervorheben, daß es durchaus nicht bloß die weite Entfernung von dem Absatzgebiet ist, die hier Schwierigkeiten bereitet. Vielfach sind es vielmehr noch wilde Eingeborene und schwere Seuchen unter dem Vieh, die zurzeit diese Gebiete noch vom Verkehr ausschließen. Zu den Verkehrsschwierigkeiten kommt noch, daß alle diese tropischen Gebiete so unentwickelt und verhältnismäßig menschenarm sind, und ihre eingeborene Bevölkerung zunächst so bedürfnislos ist, daß von Binnenabsatzgebieten kaum die Rede sein kann, sondern allein die höher entwickelte Küste Absatzmöglichkeiten für die Erzeugnisse bietet. Die modernen, Entfernung verkürzenden Verkehrsmittel: Eisenbahnen, stehen aber leider ja noch in ihren ersten Anfängen, und die Wasserläufe sind wegen Schnellen, Fällen, sehr stark wechselndem Wasserstand meist nicht als Verkehrsadern zu benutzen. Aber gerade weil die anderen Verkehrsmittel mehr oder weniger für unsere Kolonien ausfallen, muß sich die öffentliche Meinung nicht nur mit dem Gedanken befreunden, daß Eisenbahnen gebaut werden müssen, sondern sie muß den Bau gebieterisch fordern und ihre Abgeordneten verpflichten, dafür einzutreten. Denn *weil* die Eisenbahnen *fehlen*, deshalb geht die Entwicklung unserer Kolonien so langsam vorwärts; und je länger sie fehlen, desto länger dauert es auch, ehe das in die Kolonien hineingesteckte Kapital sich verzinst. Wenn dem entgegengehalten wird, die Volksvertreter müßten doch erst den Nachweis haben, daß die beantragte Bahn sich auch verzinsen werde, so erwidere ich darauf: Eine Rentabilitätsberechnung, die allgemeine Anerkennung finden soll, kann sich doch nur auf die wirklich schon vorhandenen Werte stützen. Solche können doch aber naturgemäß in wenig entwickelten Ländern nur in geringfügigem Maße vorhanden sein. Es kann sich also bei der Rentabilitätsberechnung von zukünftigen Kolonialbahnen nur um eine schätzungsweise Feststellung handeln, welcher Entwicklung durch die zu erbauende Eisenbahn die betreffende Gegend fähig ist. Denn gerade die Eisenbahnen selbst schaffen an den geeigneten Punkten größere und kleinere Märkte für eine weitere Umgebung und damit für sich selbst Frachten.

Um ganz positive Beispiele anzuführen, nenne ich Muheza, auf km 40

der Usambaraeisenbahn, und Muanza am Victoria Nyanza. Muheza war überhaupt kein Ort, als die Eisenbahn bis dorthin geführt wurde, sondern weit verstreut lagen einige wenige Negerhütten dort, deren Bewohner ihre Erzeugnisse mangels anderer Absatzmöglichkeit ausschließlich für sich selbst verbrauchen konnten. Mit der Eisenbahn kam ein weißer Unternehmer, Herr Zschaetzsch, dorthin, der die Weiterverfrachtung der Güter nach und von den Plantagen in den Usambarabergen und nach und von dem Innern übernahm. Dazu brauchte er viele Hundert von Trägern, die sich mit Weib und Kind dort ansiedelten. Um die Nahrung für sie zu schaffen, siedelten sich viele andere landbautreibende Eingeborene dort an; um für ihre übrigen Bedürfnisse zu sorgen, folgten indische Kaufleute, und so war schon 1901 ein Flecken von mehreren Hundert Bewohnern entstanden, der noch in raschem Zunehmen war, weil auch andere Weiße außer Herrn Zschaetzsch und den Beamten der Eisenbahn sich dort hinzuziehen begannen. Herr Zschaetzsch selber aber verwandte seine Träger in den Zeiten geringerer Inanspruchnahme für ihre eigentliche Tätigkeit dazu, Plantagen anzulegen, für die ihm vor kurzem 300 000 Mk. geboten wurden, ein Gebot, das er als zu niedrig ablehnte. Ohne Eisenbahn hätte er niemals daran denken können, dort Plantagen anzulegen, weil der Transport der Erzeugnisse auf Negerköpfen keinen Gewinn gelassen hätte. Und im Hinterlande von Muheza, in den Usambarabergen, haben sich jetzt schon eine Anzahl von Einzelfarmern angesiedelt, die frisches Gemüse, Kartoffeln, Butter, Fleisch nach Tanga senden und daraus ihren Unterhalt ziehen.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Muanza, nur daß hier die englische Ugandabahn die Erschließung besorgt hat. Muanza, noch vor wenigen Jahren eine ziemlich unbedeutende Militärstation, ist jetzt ein rasch aufblühender Stapelort für die Erzeugnisse seines reichen Hinterlandes, die es im Boot der Ugandabahn zuführt. Denn Felle, Wachs u. dergl., was früher ungenutzt verdarb und als wertlos galt, kann jetzt bei dem Herabgehen der Frachtspesen durch die Eisenbahn mit Vorteil nach der Küste gebracht und von dort weiter verschifft werden. Kein Mensch aber wäre imstande gewesen, auch nur annähernd zutreffend anzugeben, wie große Werte an diesen und ähnlichen Erzeugnissen aus dem Lande zu holen waren, ehe die Praxis es zeigte.

Die Eisenbahnen in Wildländern haben also einen ganz ungeheuren wirtschaftlichen Wert; sie erst erschließen das Land, sie erst machen es nutzbar für uns, die Deutschen draußen und im Heimatlande. Daß aber in dieser Hinsicht bisher von der Heimat aus das Notwendige geschehen ist, dürfte doch von jedem, der auch nur die Reichstagsdebatten des Jahres 1906 verfolgt hat, glatt zu verneinen sein.

Ein zweiter Umstand, der eine rasche Entwickelung unserer Kolonien hemmen mußte, ist der verhältnismäßig große Mangel an Menschen in ihnen. Ich brauche mich hier nicht auf langatmige Erörterungen einzulassen; denn es genügt wohl vollkommen, darauf hinzuweisen, daß die einzige Kolonie, welche bisher ihren Etat im Gleichgewichte hält, Togo, auch diejenige ist, die absolut und noch viel mehr relativ

am stärksten bevölkert ist: sie hat nach den neuesten Schätzungen ungefähr ebensoviel eingeborene Einwohner als Kamerun, Südwest- und Ostafrika zusammen, während sie an Rauminhalt weitaus die kleinste von allen vieren ist.

Der Grund für dieses glückliche Verhältnis, in dem Togo sich befindet, dürfte in erster Linie der sein, daß es seit Jahrzehnten von Fehden der eingeborenen Stämme unter sich frei geblieben ist, während alle drei anderen afrikanischen Kolonien überreich gewesen sind an Kriegen der Eingeborenen unter sich und an sonstigen Umständen, die einer normalen Zunahme der Bevölkerung hinderlich waren. Am schlimmsten daran war in dieser Beziehung das ohnehin so menschenarme Südwestafrika! Wie aber kann man von einem Lande eine rasche Entwicklung verlangen, in dem auf den Geviertkilometer noch nicht *ein* Einwohner kommt! Zuwanderung von Weißen allein kann diesen Mangel nicht ausgleichen, vor allem nicht in den tropischen Gebieten, aber auch nicht ausreichend in dem subtropischen Südwestafrika. Denn selbst dort muß der zugewanderte Weiße, um vorwärts kommen zu können, noch 2 bis 3 eingeborene Gehilfen haben. Denn Europäerarbeit ist allein schon wegen der Verpflegung zu teuer, um in solch rohem Lande anders als an leitender Stelle verwendbar zu sein. Hier werden wir uns also in Geduld fassen müssen und erst nach einem Jahrzehnt frühestens eine nennenswerte und ins Gewicht fallende Vermehrung der arbeitsfähigen Bevölkerung erwarten können. Und auch das darf hier nicht vergessen werden, daß *drei* Eingeborene noch nicht das gleiche Maß an Arbeit leisten *können* als *ein* Europäer.

Gerade aber unsere Besitzergreifung schafft in den allermeisten Kolonien erst die Möglichkeit einer wirklichen Bevölkerungszunahme, und auch sie erst dann, wenn wir wirkliche Herrschaft über ein Gebiet ausüben, d. h., wenn wir die einzelnen Stämme zwingen können, untereinander Ruhe zu halten. Denn ohne solche Machtentfaltung herrscht Mord und Totschlag, der gerade die arbeitsamen Stämme am meisten betrifft und bei ihnen sogar zur Abnahme der Bevölkerungszahl zu führen pflegte, ja unter Umständen zur Ausrottung ganzer Stämme. Hierher gehören auch die Sklavenjagden. Hinzu kommen noch allerlei die Volkszunahme beschränkende Sitten und Gebräuche, die vor europäischer Machtentfaltung mehr oder minder unter den Stämmen der Eingeborenen herrschten, wie Kindesabtreibung, Kindesmord und -aussetzung, Giftproben u. dergl.

Alle diese im stillen wirkenden, d. h. bei uns in der Heimat niemals bekannt werdenden Verluste an der Volkszahl der eingeborenen Völker, so lange sie noch unter sich sind, bedingen alljährlich einen viel höheren Abgang an Menschenleben, als im Durchschnitt jährlich in den Kämpfen gegen unsere Truppen gefallen sind.*)

Wer wie ich Gelegenheit gehabt hat, innerhalb der Zeit, in der wir Kolonien

*) Südwestafrika bildet natürlich eine Ausnahme; aber nur deshalb, weil die Herero, statt sich zu weiteren Kämpfen zu stellen, durch wasserloses Land in trockener Jahreszeit als Stamm über die Grenze getreten sind in der Hoffnung, auf englischem Gebiet mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

besitzen, ein und dieselben Gegenden in längeren Zwischenräumen wiederzusehen, der ist jedesmal überrascht von der außerordentlichen Zunahme der eingeborenen Bevölkerung in diesen. Wir bringen also dadurch, daß wir geordnete Zustände schaffen und die „freiwillige" Beschränkung der Bevölkerungszunahme verhindern, nicht allein den Eingeborenen Frieden, sondern auch uns einen direkten Nutzen, indem wir das Anwachsen der Bevölkerung ermöglichen, die Vorbedingung für einen wirtschaftlichen Aufschwung. Aber ohne Machtentfaltung geht das nicht ab. Und diese Erkenntnis muß auch bei den Kreisen durchdringen, die am liebsten schon heute den Eingeborenen die völlige Gleichstellung mit den Europäern geben möchten. Sonderbar! bei uns zu Hause denkt doch kein Mensch im Ernst daran, Kinder als gleichberechtigt mit Erwachsenen zu behandeln!

Ein weiterer Umstand, der die Entwickelung unserer Schutzgebiete ganz wesentlich verzögert, ist der, daß nur die wenigsten von all den Hinausziehenden gesundheitlich imstande sind, bezw. gewesen sind, ihre an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen dauernd an Ort und Stelle zu verwerten. Wie es in Neuländern tropischer Gebiete nun einmal ist, eine große Anzahl der Einwandernden erliegt den Unbilden des Klimas, zahlt seinen Wagemut mit dem Leben; ein anderer noch größerer Teil muß der neugewonnenen Heimat den Rücken kehren, um das Leben zu retten. Und klein ist das Häuflein derer, die ausharren können auf der selbstgewählten Stätte des Neulandes. Wie soll da die notwendige Stetigkeit in den Zielen und Methoden, ohne die doch eine gleichmäßige, ruhige und damit gesunde und dauernde Entwicklung nicht möglich ist, sich schon in den 22 Jahren, die wir Kolonien besitzen, herausgebildet haben? Noch ist es und muß es sein in den meisten Fällen ein Tasten und Prüfen, nicht ein zielbewußtes Ausnutzen der am gegebenen Orte vorhandenen Kräfte.

Gilt dieser Mangel an Stetigkeit schon für die Angehörigen der freien Berufe: Kaufleute, Pflanzer, Gewerbetreibende, so tritt der ewige Wechsel noch mehr in Erscheinung bei den Ständen, bei denen gerade Stetigkeit am notwendigsten wäre: bei den Beamten. Sie sind nicht in gleichem Maße an den Ort gebunden, den sie im Schutzgebiet selbst zum Wohnort nehmen, als die andern. So werden sie von einer Ecke des Landes nach der fernsten, entgegengesetztesten hin und her geschickt; ja, in einer noch nicht gar zu lange zurückliegenden Zeit war es geradezu Grundsatz, gerade die für einen Bezirk maßgebendsten Beamten, die Amtmänner, nur ja nicht warm werden zu lassen auf ein und demselben Posten.

Wenn man nun noch hinzunimmt, daß Tod, Krankheit und Zurücktreten vom Kolonialdienst den Wechsel der Beamten weiter vermehrte, so kann man sich eigentlich nur wundern, daß trotzdem Erfahrungen gesammelt werden konnten über die Grundsätze, nach denen die einzelnen ganz verschiedenartigen Stämme zu behandeln und die verschiedenen Gegenden zu verwalten waren. Ich meine, daß dies doch möglich war, stellt gegenüber den in letzter Zeit beliebten alles verdammenden Angriffen unseren Kolonialbeamten (und Offizieren) ein so glänzendes Zeugnis ihres Eifers und ihrer Fähigkeiten aus, daß man voll guten Vertrauens in die Zukunft blicken darf, jetzt, wo

der Grundsatz Geltung gewonnen hat, die Leiter eines Distriktes so lange als möglich an ein und derselben Stelle zu lassen.

Nicht förderlich für die Entwicklung der Schutzgebiete ist es sicher auch gewesen, daß alle amtlichen und behördlichen Einkäufe, so weit sie sich nicht auf frische Lebensmittel und unbedeutende Dinge erstreckten, in der Heimat, in Deutschland, gemacht werden mußten. Wie konnte sich da an Ort und Stelle eine Veredlungsindustrie der Roherzeugnisse entwickeln? Der Geschäftsgang wurde schleppend für die Gouvernements und Kaufleute wie Gewerbetreibende mußten sich im wesentlichen mit Privataufträgen begnügen.

Auch hierin scheinen wir nun über die Kinderkrankheiten hinaus zu sein. Unbillig aber ist es, alle Schuld daran, daß nicht früher ein Wandel eintrat, den Behörden draußen und in der Heimat zuschieben zu wollen. Noch jetzt wird ja von Reichstagsabgeordneten der kolonialgegnerischen Parteien in den Blättern verbreitet, der Reichstag verlange eine ins einzelne gehende Kontrolle über solche Bestellungen für die Kolonien. Ja wie läßt sich denn diese Forderung mit der anderen vereinen, die Gouverneure sollten in ihren Kolonien selbständig größere Lieferungen vergeben können und wie hätte das bisher geschehen können, wo die Budgetkommission des Reichstages sich oft für sachverständig genug erachtete, ohne jede Kenntnis der örtlichen Verhältnisse dringende Forderungen der Gouverneure für ihre Kolonien als nicht erforderlich vom Etatsvoranschlag abzusetzen?

Ohne ein gewisses Maß von Selbständigkeit, und ein höheres als ihr bisher zugestanden worden ist, wird es aber nicht möglich sein, die örtliche Verwaltung der einzelnen Kolonien instand zu setzen, möglichst zweckentsprechend und billig ihr Schutzgebiet zu verwalten, d. h. ihrerseits nach Kräften zu dessen wirtschaftlicher Entwicklung beizutragen.

Ob es gerade von Vorteil sein wird, wenn bei der Änderung der bisherigen gesetzlichen Bestimmungen für die Verwaltung der Schutzgebiete der Reichstag mitzusprechen hat, läßt sich billig bezweifeln; daß dies von den Reichsboten verlangt wird, ist nach der in unserer Heimat herrschenden parlamentarischen Regierungsform nicht zu verwundern und auch in gewissem Sinne solange berechtigt, als die Schutzgebiete ihre Ausgaben nicht selbständig aufbringen, sondern auf einen mehr oder minder bedeutenden Reichszuschuß angewiesen sind. Praktisch will es mir aber nicht erscheinen, weil es undenkbar ist, daß eine so große Körperschaft wie der Reichstag, in dem sich *auch nicht eine* Persönlichkeit befindet, die unsere Kolonien wirklich und von Grund aus kennt, bei Beschlüssen über einzelne Verwaltungsmaßnahmen in den Schutzgebieten auch nur in der Mehrzahl der Fälle das Richtige treffen *kann*; stets wird dem Zufall hierbei eine viel zu große Rolle eingeräumt bleiben, und stets wird auch die Zeitfrage eine ausschlaggebende Rolle spielen. Denn heute müssen die Etatsvoranschläge zu einer Zeit in der Kolonie ausgearbeitet werden, zu der sich das Ergebnis des dem laufenden vorhergehenden Jahres auch noch nicht entfernt übersehen läßt. Der dem Reichstag vorgelegte Etatsentwurf für das folgende

Jahr steht also stets völlig in der Luft. Das ist doch kein gesundes Verhältnis und kann unmöglich eine gesunde Finanzwirtschaft und Verwaltung zur Folge haben!

Doch betrachten wir erst einmal die gesamte Stellung der Kolonien zum Reiche und die bestehenden Bestimmungen über seine Verwaltungseinrichtungen!

Da ist hervorzuheben, daß die Kolonien nur insofern völkerrechtlich deutsches Inland bilden, als allein das Reich sie nach außen hin, d. h. gegenüber fremden Staaten vertreten kann. Dagegen erstrecken sich z. B. schon die Handelsverträge des Reiches nicht auf sie; und Auslieferungsverträge nur insoweit, als dies in den Verträgen ausdrücklich ausgesprochen ist.

Staatsrechtlich dagegen gelten die Kolonien in den meisten Beziehungen als Ausland, z. B. hinsichtlich der Zollverträge und das gilt auch hinsichtlich der Kolonien untereinander. Einfuhrgegenstände aus den Kolonien nach Deutschland unterliegen also denselben Zollsätzen, als wenn sie aus fremdem Ausland kämen. Und Gegenstände, die aus Deutschland oder einer deutschen Kolonie nach irgend einer andern deutschen Kolonie eingeführt werden, müssen denselben Zoll zahlen, als wenn sie aus irgend einem fremden Staate kämen. Ja, deutsche Erzeugnisse, in einer deutschen Kolonie gekauft, werden in Deutschland wieder ebenso verzollt, als ob sie im Auslande angefertigt wären.

Das öffentliche und das Verwaltungsrecht untersteht nicht den im Deutschen Reiche gesetzgebenden Faktoren, sondern ausschließlich dem Verordnungsrecht des Kaisers bzw. dem von ihm eingesetzten Stellvertreter, d. h., da es bisher ein selbständiges Reichs-Kolonialamt nicht gab, dem Reichskanzler.

Dagegen haben in finanzieller Beziehung Reichstag und Bundesrat die Mitwirkung.

Die Verwaltung in den einzelnen Schutzgebieten untersteht den vom Kaiser eingesetzten Gouverneuren. Die Zentralverwaltung ist bis jetzt vom Kaiser dem Reichskanzler übertragen gewesen; bei Errichtung eines selbständigen Reichskolonialamts würde sie voraussichtlich dem Staatssekretär der Kolonien übertragen werden. Damit ist der Reichskanzler (ev. in Zukunft der Staatssekretär der Kolonien) der für die Kolonien verantwortliche oberste Reichsbeamte. Jetzt ist dem Reichskanzler als oberste Zentralverwaltung für die Schutzgebiete Afrikas und der Südsee unterstellt die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes; würde sie ein Reichsamt, so würde sie als Zivilverwaltung selbständig werden. Der Kolonialabteilung ist mit beratender Stimme beigeordnet der Kolonialrat, dessen Mitglieder vom Kaiser berufen sind.

Dagegen ist die Verwaltung des Schutzgebietes Kiautschou dem Reichsmarineamt, ohne Verantwortung des Reichskanzlers unterstellt.

Die Gouverneure der einzelnen Kolonien unterstehen ihrerseits wieder dem Kolonialamt (mit Ausnahme dessen von Kiautschou). Den Gouverneuren wieder sind untergeordnet Bezirksamtmänner bzw. Bezirkshauptleute (Militärstationen). Diese bilden die oberste Verwaltung für die einzelnen Bezirke und sie entsprechen etwa den

Landräten bzw. Amtleuten in unseren preußischen Kreisen, nur daß ihr Bezirk räumlich ungleich ausgedehnter ist, ausgedehnter meist als unsere heimischen Regierungsbezirke, ja Provinzen.

Gegenüber diesen Verwaltungsbehörden gibt es in unseren Kolonien bisher nur die ersten Ansätze zu einer Selbstverwaltung. Für einzelne Kommunen, d. h. größere Ortschaften und einzelne schon weiter entwickelte Bezirke besteht wenigstens schon eine gewisse finanzielle Selbstverwaltung. Im übrigen haben die Bezirks- und noch mehr die Gouvernements *beiräte* nur *beratende* Stimme, d. h. der Bezirksamtmann bzw. Gouverneur hat zwar die Verpflichtung sie anzuhören, nicht aber die, ihre Beschlüsse anzunehmen und zu befolgen. Eine Änderung bezüglich eines größeren Maßes der Selbstverwaltung ist beabsichtigt, läßt sich aber naturgemäß für alle Kolonien weder in der gleichen Form noch in dem gleichen Maße schon jetzt durchführen. Tropische und subtropische, weiter und weniger weit besiedelte Kolonien, solche mit vielen und solche mit wenigen selbständigen weißen Einwohnern lassen sich selbstverständlich nicht in gleicher Weise behandeln. Bei der sachlichen Unmöglichkeit im heimischen Reichstage sowohl wie in den anderen heimischen Verwaltungsinstanzen die örtlichen Verhältnisse in den Kolonien zutreffend zu beurteilen, würde es unbedingt eine sachgemäße und schnelle Entwicklung der Kolonien ganz wesentlich fördern, wenn auf maßgebende und einschneidende Beschlüsse außer der Verwaltungsbehörde auch die an Ort und Stelle befindlichen deutschen Reichsangehörigen einen wirklichen und verantwortlichen Einfluß erhielten. Den Vorlagen an den Reichstag würde auf diese Weise, namentlich bei wirtschaftlichen Forderungen, ein ganz anderes Gewicht innewohnen als jetzt. Ein Eingriff in die Rechte des Reichstages geschähe damit nicht, er würde nur als Unterlage für seine Entscheidung über Bewilligung oder Nichtbewilligung die Urteile wirklich Sachverständiger erhalten und damit schneller seine Beschlüsse fassen können.

Für die afrikanischen Kolonien mit Ausnahme Togos ist durch Reichsgesetz vom 7./18. Juli 1896 eine *Schutztruppe* errichtet, dessen oberster Kriegsherr der Kaiser ist. Der nächst diesem höchste Vorgesetzte ist der Reichskanzler, unter dessen unmittelbarer Verantwortung das Oberkommando der Schutztruppen die militärischen, die Kolonial-Abteilung die Verwaltungsangelegenheiten bearbeiten.

In den einzelnen Schutzgebieten übt wieder der Gouverneur die oberste militärische Gewalt aus, während die eigentliche Führung der Truppe einem besonderen Kommandeur der Schutztruppe der betreffenden Kolonie übertragen ist.

Die Schutztruppen stehen selbständig neben dem Heer und der Flotte. In Kamerun und Ostafrika sind nur die Chargen der Schutztruppe, Offiziere und Unteroffiziere, Weiße; in Südwestafrika dagegen auch die Gemeinen, die hier die Bezeichnung „Reiter" tragen. Der Unterschied ist durch das Klima bedingt: in dem tropischen Kamerun und Ostafrika kann ein Europäer ohne ernsten Schaden an der Gesundheit zu nehmen, nicht den Dienst des gemeinen Soldaten ausführen. Er muß eben eine Reihe von Bequemlichkeiten und Schutzmaßregeln genießen, soll nicht der

Krankenstand so hoch werden, daß die Truppe aufhört, schlagfertig zu sein. Das ist wohl möglich bei den Chargen durchzuführen, nicht aber bei dem Gemeinen.

In Südwestafrika treten zu der weißen Truppe noch eingeborene, nach deutschem Reglement ausgebildete „Hilfstruppen" aus dem Stamm der Bastaards — vor dem Aufstand leider auch der Hereros — und als Führer und Kundschafter Buren und Eingeborene aller Stämme, die nicht besonders militärisch ausgebildet sind. (Selbstverständlich haben sich während des Aufstandes, als so viel deutsche Truppen in Südwest und die meisten Stämme uns feindlich waren, diese Verhältnisse etwas verschoben.) Bei den Geschützen und bei dem gesamten Train finden sich außerdem viele Eingeborene als Fuhrmannschaften; das wichtige Amt des „Treibers" bei den Ochsengespannen versieht meist ein nicht im unmittelbaren Militärverhältnis befindlicher Deutscher, Bur oder Bastaard.

In Ostafrika gibt es außer den weißen Chargen auch farbige Unteroffiziere und Offiziere (in Kamerun nur Unteroffiziere). Sie sind in derselben Weise Vorgesetzte der farbigen Soldaten wie die weißen Chargen; jeder farbige Chargierte aber untersteht den weißen, d. h. selbst der farbige Offizier dem weißen Unteroffizier.

Die Löhnung der weißen Reiter in Südwest und der weißen Unteroffiziere in Kamerun und Ostafrika ist selbstredend den Verhältnissen entsprechend beträchtlich höher als in Deutschland.

Die weißen Angehörigen der Schutztruppen rekrutieren sich aus freiwillig sich meldenden ausgebildeten Soldaten des deutschen Heeres (und der Flotte), die aber von guter Führung sein müssen. Naturgemäß wird Wert auf besonders gute Ausbildung im Schießen und eine gewisse Selbständigkeit und Charakterfestigkeit gelegt. Die Meldung erfolgt bei den (heimischen) Truppenteilen, nachdem von diesen mitgeteilt worden ist, daß Bedarf vorliegt. Die farbigen Soldaten werden zumeist im Schutzgebiete selbst angeworben, aber möglichst entfernt von ihrer Heimat verwendet. Früher bestand der größte Teil aus Sudanesen, die ganz vorzügliche Soldaten sind, und Zulus. Die Anwerbung beider wird aber von England jetzt so gut wie nicht mehr gestattet.

In Togo und in der Südsee gibt es lediglich Polizeitruppen von Farbigen mit weißen Chargen. Es wird jetzt wohl überall nach Möglichkeit darauf gesehen, die Leute nicht in ihrer engeren Heimat zu solchem Dienst zu verwenden. Denn naturgemäß ist bei dem Eingeborenen das Pflichtgefühl nicht so stark entwickelt, daß man sich darauf verlassen kann, er werde auch gegen die Angehörigen seines Stammes seine Obliegenheiten voll erfüllen. Das Stammesgefühl ist ja bei Naturvölkern ganz ungemein stark entwickelt; Angehörige eines anderen Stammes und Feind sind meist gleich bedeutend, und ebenso Stammesgenosse und Freund oder Bruder.

Eine ganz besondere Stellung nimmt wie das ganze Schutzgebiet Kiautschou seine Truppe ein: sie bildet einen Teil der aktiven Flotte und ist deshalb nicht dem Reichskanzler, sondern dem Staatssekretär des Reichsmarineamts unterstellt. In

der Kolonie ist ihr oberster Befehlshaber und Führer der Gouverneur selbst, der ein höherer Seeoffizier ist. Es gilt also sein Befehlsbereich für die militärischen, wie für die Verwaltungsangelegenheiten der Truppe.

Die Finanz*hoheit* über die Kolonien steht gleichfalls dem Kaiser zu. Doch ist die Finanz*verwaltung* geregelt durch das Reichsgesetz betr. Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete vom 30. März 1892. Danach hat der Oberrechnungshof in Potsdam die Prüfung der Rechnungslegung und der Reichstag das Geldbewilligungsrecht für die Kolonien.

Die Einnahmen der Schutzgebiete setzen sich zusammen aus dem Reichszuschuß — den der Reichstag und Bundesrat festsetzen — und den eigenen Einnahmen aus den Zöllen, Steuern und Gebühren. Eine Einkommensteuer wird noch nicht erhoben. Dagegen bestehen Gewerbesteuern für Weiße und Eingeborene und in einigen Schutzgebieten bezw. Teilen von solchen eine Hüttensteuer oder Kopfsteuer für Eingeborene. Die Gebührensteuern sind durchweg sehr viel höher als in Deutschland.

Jede Kolonie bildet ein eigenes Zollgebiet für sich. Die Zölle sind durchweg ziemlich hoch und zerfallen in Einfuhr- und Ausfuhrzölle. Da jede Kolonie ihren eigenen Tarif hat, kann ich hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Nur kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß bei der Festsetzung der Einfuhrzölle nicht immer die Rücksicht auf die Förderung der wirtschaftlichen Entwickelung maßgebend gewesen ist, sondern mehrfach das Bestreben, dem Schutzgebiet eigene Einnahmen zu schaffen, um bei der Aufstellung des Etats unabhängiger von dem schwankenden Reichszuschuß zu werden, den in der beantragten Höhe zu bewilligen Kolonialabteilung und Reichstag nicht immer geneigt waren.

In Kiautschou werden im Gegensatz zu den anderen Kolonien keine Zölle erhoben; denn es ist als Freihafengebiet erklärt. Handel und Entwickelung sind dort gleichfalls im Gegensatz zu den anderen Kolonien, in glänzendem Aufschwung.

Für jedes Schutzgebiet besteht ein eigener Etat.

Leider haben die Schutzgebiete noch keine Berechtigung von sich aus Anleihen aufzunehmen, aus denen sie wirtschaftliche Unternehmungen einleiten könnten. Etatsrechtlich liegt in der Tat hier die Schwierigkeit vor, daß, solange ein Schutzgebiet nicht ohne Reichszuschuß auskommen kann, die Garantie für Kapital und Zinsen vom Reiche übernommen werden müßte. Dem wirtschaftlichen Aufblühen der Kolonien ist aber dies Verhältnis sehr hinderlich.

Schwer wird der Etat der Schutzgebiete ferner dadurch belastet, daß entgegen den Gepflogenheiten der alten Kolonialvölker und entgegen den sonst bei uns geltenden staatsrechtlichen Anschauungen alle Ausgaben, die für Hoheitsrechte und -Pflichten des Deutschen Reiches in den Kolonien geleistet werden, der Kolonie belastet werden und nicht dem Reiche; in erster Linie also die Gehälter der Gouverneure usw. und die Ausgaben für den militärischen Schutz, soweit er nicht von der Marine geleistet wird. Das tritt z. B. jetzt bei Südwestafrika besonders

deutlich in Erscheinung: Das Reich hat den Schutz über die Kolonie und für die dortigen Angesessenen übernommen, denn der kaiserliche Schutzbrief erklärt ausdrücklich, daß diese Gebiete „unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt seien". Trotzdem wird der Etat des Schutzgebiets mit den Summen belastet, die zur wirksamen Ausübung dieses versprochenen Schutzes notwendig geworden sind!

Bei einer solchen Handhabung der Finanzverwaltung ist es kein Wunder, wenn der Etat aller Kolonien, mit Ausnahme des verhältnismäßig stark bevölkerten Togos, ohne Reichszuschuß nicht balanziert.

Die Rechtspflege für die weiße Bevölkerung der Kolonien beruht auf den Vorschriften der Konsulargerichtsbarkeit*). Es bestehen zwei Instanzen, ein Gericht erster Instanz und eines zweiter, das Obergericht.

In zivilrechtlichen und handelsrechtlichen Streitigkeiten entscheidet ein Einzelrichter. In schwereren Sachen, die in Deutschland vor das Landgericht kommen, sind ihm zwei Laienbeisitzer beigeordnet. Berufung ist bei Objekten von mehr als 300 Mark Wert zulässig. Strafsachen kommen fast alle vor ein Kollegialgericht, das aus einem Richter mit zwei Laienbeisitzern in den leichteren Sachen besteht, in schwereren und Berufungssachen ist die Zahl der Laienbeisitzer auf 4 erhöht. Berufung ist nur in schwereren Strafsachen zulässig.

Rechtsanwälte und Notare sind vorgesehen, bis jetzt aber noch nicht in allen Kolonien vorhanden. (Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika haben Rechtsanwälte in mehreren Orten; Südwestafrika und Ostafrika auch einen Notar.)

Die Eingeborenen-Rechtspflege wird in den verschiedenen Kolonien etwas verschieden gehandhabt — ganz natürlich, da die Rechtsanschauungen der Eingeborenen, ihre praktische Ausbildung und die Bedeutung der eingeborenen Machthaber in den verschiedenen Kolonien recht, oft von Grund aus, verschieden sind. Wenn, wie es jüngst geschehen, behauptet wird, daß überhaupt noch keine gesetzliche Verordnung über die Behandlung der Rechtsfragen der Eingeborenen erlassen sei, so zeugt das von einer so gänzlichen Unkenntnis in dieser Materie, daß es nicht lohnt, weiter auf solche Behauptungen einzugehen.

Im allgemeinen werden die kleineren Sachen der Eingeborenen unter sich den eingeborenen Behörden zur Entscheidung überlassen, natürlich, wo wir schon die nötige Macht besitzen, unter Kontrolle der deutschen Behörde, in deren Bezirk sich der Streitfall abspielt. (Ich muß hier hervorheben, daß der Eingeborene einen unparteiischen Richterspruch ohne Ansehung der Person in unserem Sinne überhaupt nicht kennt.)

*) Deutsche Generalkonsulate oder Konsulate bestehen jedoch dort nicht, wie sogar noch in jüngster Zeit selbst deutsche Gerichte angenommen haben; sondern die Gerichtsbarkeit wird von deutschen Richtern und Gerichten nach deutschem Recht ausgeübt.

Eine Berücksichtigung des alten Stammesrechtes findet in ziemlich weitgehendem Maße statt, soweit wir es eben schon kennen. In vielen Fällen ist dies aber nicht angängig, weil die üblichen Strafen — z. B. Tod für den auf der Tat ertappten Dieb — unseren Rechtsanschauungen gar zu sehr widersprechen. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit findet teils durch weiße, teils durch eingeborene Beamte statt. Soweit ich Gelegenheit gehabt habe, Beobachtungen anzustellen, ziehen die Eingeborenen zumeist den Urteilsspruch der weißen Beamten vor; wie mir von den Eingeborenen selbst versichert worden ist, weil sie mehr Zutrauen zu der Gerechtigkeit der Weißen haben, als zu der ihrer eigenen Stammesgenossen. Voraussetzung ist natürlich, daß der betreffende Beamte das Gewohnheitsrecht und die Rechtsanschauungen des betreffenden Eingeborenenstammes kennt. Selbst die Schuldigen ziehen meist das Urteil des weißen Richters vor, weil — es milder ist als das ihrer Stammesgenossen.

Die Todesstrafe kann allein von dem Gouverneur verhängt werden.

Das bürgerliche Recht richtet sich in den Kolonien im allgemeinen nach den Bestimmungen der deutschen bezw. preußischen Gesetze. Für das Handelsrecht gilt in erster Linie das etwa in der Kolonie bestehende Handelsgewohnheitsrecht.

Patente, Musterschutz und geschützte Handelsmarken gelten im allgemeinen in unseren Kolonien nicht.

Bei Eheschließungen ist in den Kolonien nur die standesamtliche gültig. Da die Zahl der Standesbeamten gering, die Entfernungen groß sind, führt das manchmal zu Schwierigkeiten. In der Praxis sind diese aber nicht so groß, als es scheinen könnte.

Geburten sind gleichfalls standesamtlich anzumelden. Die weißen Einwohner und Ankömmlinge unterstehen der polizeilichen Meldepflicht; auch die eingeborenen Diener müssen angemeldet werden. Dagegen ist die Meldepflicht für die Eingeborenen, obwohl gerade diese von großer Bedeutung ist, wegen der naturgemäßen Schwierigkeiten noch nicht genügend durchgebildet.

Sklavenraub und Sklavenhandel sind in den deutschen Kolonien verboten, dagegen ist die Hausklaverei, da wo sie vor unserer Besitzergreifung bestanden hat, nicht aufgehoben; doch bestehen Bestimmungen, die auf ihr allmähliches Erlöschen hinwirken. In erster Linie kommt hierfür das Verbot des Sklavenhandels in Betracht.

Die Arbeitsverträge mit Eingeborenen sind teilweise im Verordnungswege geregelt; jedenfalls unterliegen sie überall behördlicher Aufsicht.

Juristische Personen sind in den deutschen Kolonien in allen heimatlichen deutschen Rechtsformen zugelassen. Besonders für die Kolonien geschaffen sind durch Reichsgesetz vom 15. März 1888 bezw. 2. Juli 1889 die „Deutschen Kolonial-

gesellschaften", die gegenüber der Aktiengesellschaft eine Reihe von Erleichterungen, z. B. Größe der Aktien, gewähren.

Für das Liegenschaftsrecht gilt die Kaiserliche Verordnung, betreffend die Rechte an Grundstücken in den deutschen Schutzgebieten vom 21. November 1902 und Ausführungsbestimmungen des Reichskanzlers vom 1. April 1903. Eine Grundbuchordnung ist eingeführt.

Für Kiautschou gelten besondere Bestimmungen.

Auf herrenloses Land hat ausschließlich die Regierung das Okkupationsrecht, soweit sie dies Recht nicht durch Verträge an Dritte abgetreten hat.

Für die Veräußerung oder den Erwerb des Landes von Eingeborenen bestehen besondere Bestimmungen.

Die Bergrechtsordnungen der einzelnen Kolonien sind sehr verschieden. Zum Teil haben noch Gesellschaften das Bergrecht, das ihnen bei Übernahme der Hoheitsrechte über die erworbenen Ländereien durch das Reich belassen worden ist.

Es dürfte hier der Punkt sein, um auf die vielumstrittene Frage der Landkonzessionsgesellschaften kurz einzugehen. Diesen Gesellschaften wird von vielen die Hauptschuld an der angeblich zu langsamen Entwicklung unserer Kolonien beigemessen. Ich kann hier natürlich nur ganz kurz die tatsächlichen Unterlagen erwähnen.

Erteilt wurden die Konzessionen von der Kolonial-Abteilung, weil bei der ablehnenden Haltung des Reichstages gegenüber den Kolonien, staatliche Mittel für größere wirtschaftliche Unternehmungen nicht zu erhalten oder zu erwarten waren. (Denn mehrfach ist von vornherein auf den Versuch verzichtet worden, solche Mittel beim Reichstage einzufordern, weil mit Ablehnung gerechnet wurde. Ob das richtig war, lasse ich dahingestellt.) Die Zuführung größerer Mittel und die Schaffung größerer Unternehmen in den Kolonien war aber unbedingt notwendig, um kleineren, weniger bemittelten Zuwanderern die Möglichkeit einer Existenz, d. h. Abnehmer, zu schaffen. Das deutsche Großkapital war von sich aus aber nicht geneigt, solche Unternehmungen zu schaffen, und anderseits drohte, namentlich in Südwestafrika, die Gefahr, daß nichtdeutsches Kapital sich an die Stelle des deutschen setzte. So entschloß sich die Kolonial-Abteilung durch Gewährung großer Vorteile — eben die Landkonzessionen — deutsche Kapitalistengruppen zur Betätigung in unseren Kolonien zu bewegen. Dabei wurde leider unterlassen, in allen Fällen den Gesellschaften Verpflichtungen aufzulegen, die sie zu einem bestimmten Maß gemeinnütziger Tätigkeit als Entgelt für die gewährten Vorteile zwangen. Außerdem sind auch noch formalistische Fehler vorgekommen, indem z. B. Konzessionsurkunden nicht vom Kaiser gezeichnet worden sind.

In der Folgezeit entfalteten nun eine Anzahl dieser Landkonzessionsgesellschaften eine mangelhafte Tätigkeit, zum Teil nicht durch eigene Schuld. Die Ver-

hältnisse waren eben doch noch unfertiger, als allgemein angenommen worden war, der vom Reiche gewährte Schutz für Leben und Eigentum war vielfach recht unzureichend, zum Teil waren auch den Gouverneuren die Gesellschaften aus dem einen oder anderen Grunde unbequem, so daß sie ihnen ganz unmittelbare Schwierigkeiten in den Weg legten, die ein wirkliches Arbeiten verhinderten. Anderseits hielten es auch einige Gesellschaften in der Tat für bequemer, abzuwarten, daß die allgemeine Entwicklung des Schutzgebietes eine Wertsteigerung des ihnen zugesprochenen Landes herbeiführe, als selbst mit an der Entschließung zu arbeiten, weil das augenblickliche Auslagen bedingt hätte, für die der Gewinn erst nach längerer Zeit wieder einkommen konnte. Es war nicht sowohl böser Wille an diesem Verhalten schuld, als tatsächliche Unfähigkeit, solche Ausgaben von langer Hand zu machen. Das Grundkapital war eben vielfach zu klein.

Die Folge dieser ganzen Verhältnisse ist gewesen, daß eine gewisse Hemmung in der Entwicklung des betreffenden Schutzgebietes eingetreten ist; in erster Linie gilt das für Südwestafrika. Meiner Ansicht nach, der ich selbst mitten in diesen Verhältnissen drin gestanden habe, wäre es aber falsch, nur den Gesellschaften die Schuld an dieser Entwicklung beizumessen. Die Regierung hätte schon seit langen Jahren der ganzen Frage die Spitze abbrechen können, hätte sie einmal klipp und klar erklärt, welche Stellung sie diesen Landgesellschaften gegenüber einnähme. Das ist aber bis heute noch nicht geschehen. Man kann doch aber von einer Gesellschaft nicht verlangen, daß sie großzügige, für die Zukunft berechnete Unternehmungen anfängt, wenn sie fürchten muß, daß unter Umständen ihre ganze Arbeit pour le roi de Prusse ist.

So steht aber die Sache seit Jahren. Es wird sogar verlangt, den Gesellschaften, die doch in den allermeisten Fällen gutgläubig an der rechtlichen Gültigkeit ihrer Konzessionen festgehalten haben, solle wegen der Formfehler bei der Konzessionserteilung nicht nur ohne jede Entschädigung die Konzession entzogen werden, sondern ihnen sogar noch Strafgelder auferlegt werden. Wollte die Regierung wirklich in dieser Weise vorgehen, so würde das meiner Ansicht nach eine der schwersten Schädigungen bedeuten, die je den Kolonien zugefügt worden ist; denn das würde für Jahrzehnte das deutsche Kapital abschrecken; unter solch wenig verläßlichen Verhältnissen würde es doch auch nicht eine Mark mehr in den Kolonien riskieren wollen.

Werden dagegen die Konzessionsverträge, da sie nun einmal von hohen Beamten, die sich selbst für zuständig gehalten haben und von der Gegenpartei für zuständig gehalten worden sind, abgeschlossen wurden, an und für für gültig erachtet, so ist es nur billig und gerecht, wenn die zuständigen Stellen in die Erwägung eintreten, erstens: ob die Gesellschaften alle ihnen auferlegten Pflichten wirklich erfüllt haben. Ist das nicht der Fall, so werden eben die nach den Verträgen festgesetzten Strafen, bis zur Konzessionsentziehung, auferlegt. Zweitens: stellt sich heraus, daß die einer oder der anderen Gesellschaft gewährten Konzessionen die Entwickelung des

betreffenden Schutzgebietes hemmen, so sind sie, weil dem allgemeinen Wohl widersprechend, nach den hierfür gültigen Normen, a b z u l ö s e n.

Dann geschieht niemandem ein Unrecht und es wird freie Bahn geschaffen für eine gesunde Entwickelung auf gesunder Basis. Aber das muß so schnell als möglich geschehen. Denn die jetzige Unsicherheit über das, was werden soll, ist unter allen Umständen der schlimmste Hemmschuh für alle Beteiligten und damit für die ganzen Schutzgebiete.

Eine parlamentarische Untersuchungskommission ist ja schon im vorigen Jahre in dieser Sache eingesetzt worden; hoffentlich kommt sie recht bald zu einem Beschluß, damit endlich klare Verhältnisse geschaffen werden!

Die sämtlichen deutschen Kolonien gehören dem Weltpostverein an. Mit dem Mutterlande und untereinander gilt bei ihnen für Briefe, Drucksachen usw. derselbe Tarif wie innerhalb des Deutschen Reiches. Postpakete, Postanweisungen und Geldbriefe sind zulässig. Wegen der Zulassung von Postnachnahmen und Postaufträgen schweben noch Verhandlungen. Das Nähere ist bei den geographisch-statistischen Angaben der einzelnen Schutzgebiete einzusehen.

Sämtliche Festlandskolonien und die Hauptinseln der Inselkolonien sind an überseeische Kabel angeschlossen. Innerhalb der Kolonien erfolgt die Weiterbeförderung der Kabelgramme, soweit Telegraphenlinien bestehen, durch diese, sonst mit der Post.

Wegen der Dampferverbindungen findet der Leser genaue Angaben bei den einzelnen Schutzgebieten.

Das gleiche gilt für die Verkehrsmittel innerhalb der einzelnen Schutzgebiete.

In den meisten unserer Kolonien gilt gesetzlich die Reichswährung, doch nicht ohne weiteres die Reichsmünzen. Von den Münzen sind nämlich nicht alle Sorten zugelassen, in Südafrika z. B. nicht das Fünfmarkstück.

Eine Ausnahme davon machen nur Ostafrika und Kiautschou. In Ostafrika gilt die Reichsrupie zum festen Kurse von $1^1/_3$ Mark. Sie wird eingeteilt in 100 Heller. In Kiautschou der mexikanische Dollar zu 100 Cents.

Dr. S.

Verlag für Allgemeines Wissen, Leipzig.

Lith. u. Druck v. Carl Flemming, A. G., Glogau.

Togo.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber die folgenden Werke:

1. K. Fies, Lehrer.	a) Bilder aus Ho	Deutsche Kolonialzeitung 1901, S. 13.
„ „	b) Weihnachten auf der Missionsstation Ho	„ „ 1901, S. 509/10.
„ „	c) Das Alter der Togoneger	„ „ 1905, S. 133/34.
„ „	d) Dunkle Bilder aus Togo .	„ „ 1906, S. 15.
„ „	e) Die Ölpalme in Togo .	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Wilh. Süßerott. Berlin 1901/02. III. S. 110—123.
„ „	f) Land und Leute am Agugebirge in Mitteltogo . .	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft. Berlin 1905.
2. G. Härtter, Missionar.	Das Fetischessen der Eveneger	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft Wilh. Süßerott. Berlin 1901/02. III. S. 522.
3. F. Hupfeld, Direktor.	a) Ein Brettspiel in Westafrika . . .	Deutsche Kolonialzeitung 1899, S. 372.
„ „	b) Bilder aus dem Hinterland der Togokolonie . . .	„ „ 1900, S. 388—390.
4. F. Hutter, Hauptmann a. D.	Im Golf von Guinea	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Wilh. Süßerott. Berlin 1900/01. II. S. 144—145 u. 172—173.
5. H. Klose, Leutnant d. R.	Togo	Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin 1899.
6. Dr. Lenz, Professor.	Lome	Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 211/12.
7. Preil, Oberleutnant.	Eine Otifahrt	„ „ 1900, S. 549/50 u. 566/67.
8. H. Seidel, Rektor.	a) Die Strandstrasse in Lome	„ „ 1900, S. 13/14.
„ „	b) Bilder aus Togo . .	„ „ 1900, S. 77.
„ „	c) Handgewerbe der Eveneger in Togo .	„ „ 1900, S. 147/48.
„ „	d) Die Missionsstation in Ho	„ „ 1901, S. 218/20.

Die Namen und Werke der betreffenden Verfasser sind im folgenden Text durch Beifügung der Zahl und ev. des Buchstabens gekennzeichnet. Der Herausgeber.

Togo.

Togo ist eine der ersten Kolonien, die vom Deutschen Reiche erobert wurden. Schon im Jahre 1880 hatten Hamburger und Bremer Handelshäuser sich dort an der „Sklavenküste" niedergelassen und mit den Häuptlingen Verträge geschlossen, auf Grund deren sie mit den Eingeborenen Handel trieben. Da sich die englischen Kaufleute an der benachbarten Goldküste dadurch in ihrem Erwerbe bedroht sahen und gegen die Deutschen intrigierten, bildete sich bald unter den Eingeborenen eine deutsche und eine englische Partei. Die Zwistigkeiten nahmen immer weiter zu und richteten ihre Spitze natürlich vornehmlich gegen die deutschen Kaufleute, so daß diese schließlich im Jahre 1883 den Schutz der deutschen Regierung nachsuchten. Anfang 1884 erschien dann S. M. S. „Sophie" unter Kapitän Stubenrauch vor Kleinpopo (jetzt Anecho). Die mit den „Kings" abgeschlossenen Verträge wurden zwar bestätigt, doch bedrohte die gegnerische Partei die Deutschen sofort nach Abfahrt der „Sophie" in solcher Weise, daß das Schiff sofort zurückgerufen wurde und am 5. Februar seine Landungsmannschaft ausschiffen mußte. Die Haupträdelsführer wurden gefangen gesetzt und als Geiseln nach Deutschland geführt. Der King und die Häuptlinge von Gridji, des in Frage kommenden Gebiets, baten gleichzeitig den Deutschen Kaiser um seinen Schutz.

Außer in Kleinpopo befanden sich deutsche Niederlassungen auch in Lome und Bagida, und auch hier schwankten die Parteien der Eingeborenen zwischen ihrer Neigung zu Deutschland und England hin und her.

Da kam am 2. Juli 1884 Generalkonsul Dr. Nachtigal auf S. M. S. „Möwe", mit den Geiseln an Bord, in kaiserlichem Auftrage nach der Togoküste, um, dem Antrag der deutschen Handelshäuser folgend, mit den unabhängigen Häuptlingen Verträge abzuschließen und deren Land unter deutschen Schutz zu stellen. In Bagida und Lome begegnete dies keinen weiteren Schwierigkeiten, so daß am 5. bezw. 6. Juli dort die deutsche Flagge gehißt werden konnte. In Kleinpopo und Seguro dagegen ging es nicht so glatt ab, da inzwischen auch die Franzosen Anspruch auf diese Plätze erhoben, ja sogar ihre Flagge dort gesetzt hatten. Im September 1885 wurden aber unsere Ansprüche anerkannt, die französische Flagge niedergeholt und die deutsche dafür gehißt. Damit war das Küstengebiet von Lome bis zur französischen Grenze als deutsches Schutzgebiet erklärt.

In den folgenden Jahren wurden auch die Landschaften des Innern nach und nach unter die deutsche Herrschaft gestellt. Das ging aber wieder nicht ab ohne mehrfache Schwierigkeiten von englischer und französischer Seite; durch eine Reihe von Verträgen, mit England Oktober 1886, 1888, Juli 1890, November 1899, mit Frankreich (außer dem von 1885) Juli 1897, wurden dann endgültig die jetzigen Grenzen bestimmt, die mit England im einzelnen 1901

durch eine gemischte Kommission festgelegt wurden. Leider konnten wir es nicht erreichen, daß die Mündung einer der beiden schiffbaren Grenzflüsse — im Westen der Volta, im Osten der Mono — in deutsches Gebiet zu liegen kam. Wir sind deshalb in der schwierigen Lage, keinen wirklich brauchbaren Wasserweg in das Innere unser eigen zu nennen. Bis zu einem gewissen Grade ist diesem der Entwickelung des Schutzgebietes sehr hinderlichen Umstande durch die Errichtung einer großen über die Brandung hinausreichenden Landungsbrücke bei Lome abgeholfen. Togo zeichnet sich von den anderen Schutzgebieten dadurch aus, daß es schon seit Jahren keinen Reichszuschuß mehr verlangt, sondern seinen Etat durch eigene Einnahmen aus dem Lande balanziert. Seine eingeborene Bevölkerung ist nicht nur die verhältnismäßig dichteste, sondern auch die arbeitsamste und in Handwerken vorgeschrittenste unserer Kolonien. Dr. S.

Größe und Grenzen: Das deutsche Schutzgebiet Togo wird auf etwa 87000 qkm berechnet und ist somit größer als das Königreich Bayern und mehr als doppelt so groß wie die Provinz Schlesien. Die Grenzen des Schutzgebietes sind bis auf ein kleines Stück an der Westgrenze durch Vereinbarungen mit den benachbarten französischen und englischen Kolonien festgelegt worden. So reicht das Schutzgebiet vom 6. Grad nördlicher Breite bis zum 11. Grad, schiebt sich aber zwischen zwei Längenkreise ein.

Bewässerung und Bodengestalt: Die Küstenstrecke von Togo ist noch schmaler und nur etwa 50 km lang. An ihr tobt besonders in den Monaten März bis Juni eine gewaltige Brandung, die die Landung sehr erschwert. Die im Jahre 1904 fertiggestellte Landungsbrücke in Lome hat hierin Wandel geschaffen, denn jetzt können Personen und Güter ohne Schäden und Verluste gelandet werden. Hinter der Küste, nur von einer sandigen Nehrung geschieden, zieht sich die bis zu 2 km breite Lagune hin, ein langsam fließendes Brackwasser. Eine Verbindung zwischen dem Ozean und der Lagune befindet sich bei dem Orte Anecho. Der größte Fluß des Schutzgebietes ist der aus dem schwarzen und weißen Volta zusammenfließende Voltafluß, dessen Mündung sich aber auf englischem Gebiete befindet. Im Osten ist der Mono zu erwähnen, der südlich vom 7. Breitengrad die Grenze zwischen Togo und der französischen Kolonie Dahome bildet. In seinem Oberlauf heißt er Nyala. Zu erwähnen sind weiter der in seinem ganzen Laufe durch deutsches Gebiet fließende, in die Togo-Lagune mündende Hahofluß (er führt wie Volta und Mono das ganze Jahr hindurch Wasser) und der Sio, bei dem das nicht der Fall ist.

Klima: Die mittlere Jahrestemperatur des Küstenlandes beträgt etwa 26 ° C., im Innern 23 ° C. An der Küste werden zwei, durch Trockenzeiten scharfgetrennte Regenperioden beobachtet. Nämlich vom April bis Juli und vom September bis Ende November. Die letzte Regenzeit bleibt häufiger aus; solche Jahre sind Dürrjahre und erzielen nur geringere Ernten. Je weiter man ins Innere vordringt, desto weniger fühlbar wird die Trockenheit um die Mitte des Jahres, d. h. die Regenzeiten gehen ineinander über. Im Norden ist in der Regel die Herbstregenzeit ergiebiger als die des Frühjahrs, während es im Süden umgekehrt ist. Die Regenmenge beträgt an der Küste jährlich 700 mm, im Innern 1200—1600 mm. Während des Dezembers und in der ersten Hälfte des Monats Januar weht von Norden der Harmatan, ein staubführender, trockener Landwind, der sich aber mit dem Abend legt und sich erst am nächsten Morgen wieder aufmacht.

Pflanzenwelt: Der charakteristische Baum des Küstenstreifens ist die Kokospalme. An der Lagune befindet sich eine üppige Vegetation von Gras, Schilf, Papyrus und dergleichen. Dazwischen erheben sich Mangrove und allerlei Palmen. Im Norden dehnt sich die Gras- und Baumsteppe mit mannshohen und noch höheren Gräsern aus. Dazwischen stehen vereinzelt Bäume und Sträucher, sie schließen sich aber nie zu einem Walde zusammen. Die häufigen Steppenbrände haben zur Folge, daß sie verkrüppelt und nie voll entwickelt aussehen: nur der Affenbrotbaum ragt unversehrt in die Höhe. Die Steppe schmückt sich nach dem Regen mit Blumen, mit Lilien, Orchideen, Kürbisgewächsen, Malven und dergleichen. Wo ein Fluß seinen Weg nimmt, umgibt er sich mit einem schwellenden Buschwaldgürtel. Eigentlichen Urwald findet man in Togo nur ein kleines Stück. Unter den Kulturpflanzen sind Maniok und Yams die wichtigsten, dazu auch die Bananen. Im Vorland hat sich in den letzten Jahren der Mais eingebürgert. Im Hinterlande wird die Baumwollkultur verbreitet. Noch wichtiger

aber für den Togoneger sind die Ölpalmen, die Palmöl und Palmkerne zur Ausfuhr liefern.

Tierwelt: Der Küstenstrich ist arm an größeren, besonders Raubtieren. Reich daran aber ist das Hinterland. Da beobachtet man allerlei Affenarten, fliegende Hunde und zahlreiche Fledermausarten. Durch die Steppen des Hinterlandes streichen Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänen, Schakale, dazu finden sich Elefanten und Flußpferde. Bunt und mannigfach sind die Arten der Nager und Zweihufer, besonders der Antilopen. Abwechselungsreich und farbenprächtig ist die Vogelwelt. Togo ist aber auch der winterliche Aufenthalt vieler unserer Zugvögel. Da begegnet der Deutsche im Winter unserem Wendehals, Fliegenschnäpper, Kuhstelze usw. Unter den Lurchen sind zu erwähnen die Schildkröten der Küsten, die Chamäleons und zahlreichen Eidechsen des Innern. An Schlangen findet man neben mehreren giftigen auch die großen Riesenschlangen. An Haustieren kennt der Togoneger nur Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde, selten Katzen und Federvieh, niemals aber Pferde, Esel und Rinder.

Mineralien: Gewisse Hoffnungen darf man an Mineralvorkommen des Hinterlandes knüpfen. Neuerdings sind im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements geologische Forschungsreisen unternommen worden. Sie galten einem Eisenerzlager bei Banyeli und ergaben, daß dieses etwa 20 Millionen Eisenerz liefern kann. Die Reise lieferte ferner noch Anzeichen für das Vorkommen nutzbarer Lagerstätten: erstens im Lamatischi-Gebirge große Blöcke eines titanhaltigen Magnet-Eisensteins, zweitens Graphiteinlagerungen im Ssolo-Gebirge und drittens unweit Sokode ein Quarzgang mit eingesprengtem Bleiglanz, Schwefelkies und Kupferkies.

Handel: Die Ausfuhr, welche aus Palmöl, Palmkernen, Mais, Kautschuk, Elfenbein und lebenden Tieren hauptsächlich besteht, hatte in den letzten Jahren einen Wert von 3,5 bis 4 Millionen M.; doch waren das Dürrjahre. Die Einfuhr übersteigt um ein Beträchtliches 6 Millionen Mark und erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwollwaren, Holz und Holzwaren, geistige Getränke, Tabak, Zigarren, Materialwaren. Die Zahl der im Schutzgebiet tätigen Firmen und Erwerbsgesellschaften betrug am 1. Januar 1905 27, außerdem bestanden noch 22 Zweigniederlassungen und 165 Verkaufsläden. Seit dem Jahre 1887 ist in Togo die deutsche Reichsmarkrechnung eingeführt worden und die kaiserlichen Behörden haben die Annahme von ausländischen Münzen, außer Goldmünzen verboten. Besonders darf auch der in Afrika kursierende Maria-Theresientaler nicht in das Schutzgebiet eingeführt und weder in Zahlung genommen noch gegeben werden.

Verkehrswesen: Der Schiffsverkehr betrug im Jahre 1904 288 Schiffe mit 437000 Registertons. Seit dem 18. Juni 1905 vermittelt zwischen Lome und Anecho die 45 km lange Küstenbahn den Verkehr. Im Oktober 1904 wurde mit dem Bau einer ins Innere führenden Eisenbahn Lome—Agome—Palime begonnen, dern Vollendung bis Ende des Jahres 1906 zu erwarten ist.

Post und Telegraphie: Das Post- und Telegraphenwesen in Togo wird durch das Postamt in Lome und die Postagenturen in Anecho und Agome-Palime wahrgenommen. Die beiden erstgenannten Postanstalten sind mit je einem Fachbeamten besetzt, von denen der Postamtsvorsteher in Lome, ein Ober-Postpraktikant, zugleich der Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens des Schutzgebietes ist. Den beiden weißen Fachbeamten stehen sechs farbige Hilfsbeamte und 9 farbige Unterbeamte zur Seite. Die Leitung der Postagentur in Agome-Palime liegt in der Hand eines farbigen Hilfsbeamten, dem ein farbiger Unterbeamter beigegeben ist. Die Wirksamkeit der Postanstalten erstreckt sich auf Briefpostsendungen jeder Art, Postanweisungen, gewöhnliche Pakete, Zeitungen und Telegramme. Nachnahmen sind zulässig auf eingeschriebenen Briefen und Paketen im inneren Verkehr des Schutzgebietes sowie im Verkehr mit Deutschland, auf eingeschriebenen Briefen außerdem im Verkehr mit einigen Ländern des Weltpostvereins. Die Postanstalten sind durch Telegraphenlinien, die innerhalb des Schutzgebietes auch zur Übermittelung von Ferngesprächen dienen, untereinander sowie mit der englischen Goldküste im Westen und dem französischen Dahome-Gebiet im Osten verbunden und auf beiden Wegen an das internationale Kabelnetz angeschlossen. Die Postverbindungen des Schutzgebietes mit Europa werden hauptsächlich durch die Dampfer der Woermann-Linie her-

gestellt, die monatlich dreimal Post bringen und dreimal mitnehmen. Daneben werden die zwischen Cotonou und Marseille bezw. Bordeaux monatlich in jeder Richtung einmal verkehrenden Postdampfer der Fraissinet-Linie und der Chargeurs réunis, sowie die jeden Dienstag von Accra abgehenden britischen Schiffe der African Steam Ship Company und der British and African Steam Navigation Company zur Beförderung von Briefsendungen benutzt. Zwischen Lome und Anecho besteht eine tägliche Postverbindung. Ferner verkehrt von Anecho täglich eine Botenpost nach Agoué in Französisch-Dahome, und von Lome zweimal wöchentlich eine solche nach Kwitta an der englischen Goldküste. Den Verkehr zwischen Lome und Agome-Palime vermittelt eine wöchentlich zweimal in jeder Richtung verkehrende Botenpost. Im Jahre 1904 wurden 194000 Briefsendungen befördert, 8700 Postanweisungen mit etwa 11,2 Millionen Mark, 8100 Pakete und 16000 Telegramme.

Bevölkerung: Bisher nahm man die Bevölkerung von Togo schätzungsweise (Zählungen liegen natürlich nicht vor) auf 21½ Millionen an, man ist indessen jetzt der Ansicht, daß sie kaum 11½ Millionen betragen dürfte. Im Süden leben Ewe-Neger, nördlich davon kleinere ihnen verwandte Stämme. Weiterhin schließen sich verschiedenartige Völker an, teils unabhängige Heidenstämme, teils solche unter mohammedanischen Herrschern.

An Weißen wohnen im Schutzgebiet Togo 224, worunter 216 Deutsche und 31 erwachsene Frauen. Und zwar sind davon 63 Beamte, 26 Geistliche und Missionare, 4 Ansiedler und Pflanzer, 32 Techniker und Ingenieure, 20 Handwerker und Arbeiter, 44 Kaufleute und Händler.

Ortschaften: An der Küste liegt Sebe, Anecho (2600 Einwohner, darunter 26 Europäer), Porto Seguro, Kpeme, Bagida, Lome (5800 Einwohner gegen 4000 im Jahre 1904, 125 Europäer, Sitz des Gouverneurs); im Innern: Adschido, Togo, Amedschowhe, Ho, Noëpe usw. Bezirksämter befinden sich in Lome, Anecho und Misahöhe. Stationen sind Kpandu, Kete—Kratji, Jendi, Sansane—Mangu, Basari, Bismarckburg, Atakpame und Sokode.

Verwaltung und Schutztruppe: Der Sitz des Kaiserlichen Gouverneurs ist Lome. Gouverneur ist seit Mai 1905 Graf von Zech auf Neuhofen. Das Schutzgebiet ist ferner eingeteilt in 8 Verwaltungsbezirke, nämlich Lome-Stadt, Lome-Land, Anecho, Misahöhe, Atakpame, Kete-Kratji, Sokode, Mangu-Jendi. Die Polizeitruppe besteht aus 150 Farbigen, die deutschen Offizieren und Unteroffizieren unterstellt sind. Die Polizeitruppe befindet sich bei den Bezirksämtern Lome und Anecho.

Hubert Henoch.

Wenn unser Schiff nach längerer Fahrt von Hamburg ab auf der Reede vor der Togoküste ankert, so rollt es gewaltig in der langen Dünung des Guineagolfes. An der Küste aber scheidet ein breiter Streifen weißen Schaumes Land und Wasser, denn in gewaltiger Brandung stößt sich die See auf dem flach ansteigenden Strande, so daß der Gischt hoch zum Himmel emporgeschleudert wird und jede Woge sich hoch aufbäumt, ehe ihr Kamm überbricht. Diese Brandung führt an der westafrikanischen Küste den Namen „Kalema". Wo keine Flußmündung die Einfahrt des Schiffes in stilles Wasser erlaubt oder wo eine Landungsbrücke fehlt, die über die Brandung hinaus in die See hineingeführt ist, da müssen besonders gebaute Boote mit besonders eingeübter Mannschaft den Verkehr zwischen Schiff und Niederlassung vermitteln. Welch aufregende, gefährliche Augenblicke und welche Gefahren das in sich birgt, schildert in packender Weise Hauptmann a. d. F. Hutter[4]) in seinem Aufsatze: „Im Golf von Guinea".

Etwa 20 Seemeilen östlich von Quitta steht hart am Gestade ein Grenzpfahl, schwarz-weiß-rot. Nochmals 20 Seemeilen weiter und das Schiff ankert vor Klein Popo, eine Meile vom Lande ab in deutschen Gewässern. Klein Popo, dahinter durch eine Lagune getrennt, Sebbe, der frühere Regierungssitz des Kaiserlichen Kommissars für das Schutzgebiet Togo, Porto Seguro, Bágida und Lome, die jetzige Residenz des Gouverneurs, sind die verhältnismäßig bedeutendsten Küstenplätze der Kolonie.

Ein deutscher Beamter ging hier an Land, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die vielgenannte Kalema nicht bloß vom sicheren Bord aus, sondern in unmittelbarster Nähe, sie durchfahrend, kennen zu

lernen. Ich lasse mein Tagebuch sprechen: 4. 6. 9l. Unser Boot, mit 13 Togoleuten bemannt, die lautlos ihre Paddeln handhabten, glitt rasch dem Brandungsgürtel näher; nun hat der erste Wogengang das Fahrzeug auf seinen Rücken genommen, die Leute halten mit Rudern ein. Das schwere Boot wird gefaßt und auf den Kamm der Dünung gehoben, als ob's eine Feder wäre. Im nächsten Augenblick gleitet es so jäh ins Wellental hinab, daß man meint, es müsse sich in den Grund mit seinen Steven einbohren. Und nun ein ohrengellendes Geschrei aus allen dreizehn Kehlen: der gewaltige Ruck wird benutzt, um aus der tiefen Wasserfurche wieder nach oben auf den Rücken des nächsten anrauschenden Rollers zu gelangen. Die Paddeln fliegen nur so, ein scharfes Zischen kommt aus den Kehlen der Bootsleute, schon fühlt man den Kiel des Fahrzeuges wieder gehoben und aufs neue tanzt oben das Boot. So geht's acht- bis zehnmal nacheinander, hinauf auf den Wellenberg, hinunter ins Wellental; die letzten Male immer höher hinauf, immer steiler hinunter, — stets sitzt alles klar zum Sprung — mit einemmal befindet sich das Fahrzeug in einem vollständig geschlossenen Tunnel, dessen Boden und Seiten gebogene, grüne Wasserwände, dessen Dach weißer Gischt ist: man glaubt nicht anders als das Boot ist bereits in die Tiefe gegangen. Und dieser blitzschnell durch den Kopf schießende Gedanke wird bestätigt durch das plötzliche Geschrei und Gebrüll der Leute, die mit einemmal die Paddeln in die Höhe werfen und sich rechts und links aus dem Boote hinausfallen lassen. Aber schon — das alles geht und folgt unendlich rascher auf einander, als es sich beschreiben läßt — erhält man einen gewaltigen Ruck, schon knirscht hoch auf der Sand an dem Bug des Fahrzeuges, schon wird man von sechs, acht Händen gepackt, aus dem Boot herausgerissen, geschleift, getragen, und vollkommen starr vor dieser sich überstürzenden Reihenfolge von Geschehnissen steht man auf dem Sand des Gestades! Nun erst denkt man über das Vorgefallene nach. Der Brecher, der ein vollständiges Wellenhaus einen Moment lang um das Fahrzeug baut, ist bereits ganz nahe dem Ufer und wirft

Lome vor dem Bau der Landungsbrücke.
Zur Verfügung gestellt von dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee

das Boot im nächsten Augenblick auf den Strand: das wissen die Leute. Nun heißt es möglichst rasch heraus und ans Trockene zu gelangen, einmal um nicht unter das möglicherweise umkippende Boot zu geraten, andererseits um nicht von der gleich darauf zurückflutenden Woge wieder mit ins offene Wasser zurückgerissen zu werden.

Noch schwieriger gestaltet sich die Fahrt vom Land an Bord; denn hierbei gilt es, zuerst in dem weißkochenden Gischt der zerstiebenden Wogen flott zu werden und dann gegen die anrollenden Brecher vorwärts zu kommen. Das Boot liegt 5—6 m von der Strandlinie ab an der Landdünung hoch. Wir (mein Reisegefährte nach Kamerun: der einige Jahre später in der Kalema vor dem Kampofluß in Kamerun ertrunkene Zollverwalter Scheffler und ich) sitzen bereits im Boot, der Steuermann steht am Ruder auf der Bank im Stern, die Bootsjungen noch rechts und links des Fahrzeuges, bereit, auf ein Zeichen des Führers dasselbe anzuschieben. An 20 Brecher rollten an, donnernd zerstoben sie und schoben das Boot immer weiter den Strand hinauf. Man hielt es, sah man das so anbrausen, einfach für unmöglich, das Fahrzeug nur einen Fuß breit im Sande vorwärts zu bringen, geschweige denn weiter zu fahren. Wieder kam eine Brandung an; und wie es ging, mir einfach unbegreiflich — ein Geschrei, ein gewaltiger Ruck, 12 schwarze Gestalten springen ins Boot, ergreifen die Paddeln und wir schwimmen im Wasser. Ein Moment Ruhe. Nun aber kamen die Wellenberge an. Im Augenblick waren wir wieder in dem grünen Wassergewölbe, im nächsten oben auf dem Kamm und schon schossen wir hinunter ins Wellental, während der nächste Brecher sich uns bereits meterhoch entgegenwälzte. In den Fugen zitterte das Brandungsboot bei seinem Anprall. Wie die Kerle aber ruderten! Keuchend und pfeifend flog die Brust, zum Zerspringen spannten sich die Muskeln der Arme — und wie der Steuermann führte! An ihm liegt ja alles, eine Handbreit zu weit links oder rechts das Ruder: und schmetternd kracht die See dem Boot in die Flanken. Endlich in ruhigeres Wasser und heran an's Schiff: Patschnaß und voll Sand waren wir freilich geworden.

Nun kannte ich die Kalema und begriff vollständig, wie sie von jedermann und von den Erfahrensten am meisten gefürchtet wird. Auch ich habe das nächste Mal vor Whydah und würde in Zukunft nicht mehr ohne Beklemmung den Gürtel der Brecher durchfahren, deren Tücken der besten Beobachtung, der vollendetsten Ruderkunst spotten. Sie hat schon zu viele Opfer gefordert, diese wilde Brandung an Afrikas Westküste. Nicht so sehr dadurch, daß die Tiefe der See ein Ertrinken unvermeidlich macht, als vielmehr durch die außerordentliche Wogenkraft, welche bei der geringsten falschen Ruderbewegung das Boot in der Flanke faßt, umschmettert, und so die Insassen unter demselben begräbt bezw. ihnen die Rippen zertrümmert. Und gelingt es auch, klar vom Boot zu werden, so schleudern Brecher auf Brecher den Schwimmenden betäubend auf den Grund und reißen ihn, zurückbrausend ins offene Wasser zurück. Erinnert man sich schließlich noch daran, daß in den westafrikanischen Gewässern Haifische häufig sind, so trägt das nicht gerade zur Abschwächung der gefährlichen Lage, der man durch die Kalema ausgesetzt ist, bei.

Die Küstenneger gehören dem Evestamme an, der sich auch eine Strecke weit ins Innere ausdehnt; sind schön gebaute, kräftige Gestalten, deren Hautfarbe zwischen schwarz und kaffeebraun sich hält. Auch als geistig regsam und entwickelt werden sie geschildert. Auffallend ist die Sitte, auf jeder Wange zwei tiefe kreuzweise Einschnitte zu machen.

Klein Popo ist ein hübscher Platz. Alle diese kleineren Küstenorte ähneln sich — abgesehen von den jeweils verschiedenen Bauarten der Eingeborenen — im allgemeinen sehr. Die Schilderung, die ich von Monrovia entworfen habe, läßt sich, mit geringen Verschiedenheiten, auf alle diese weniger ausgedehnten Küstenplätze übertragen: der gelbe Strand, die Brandung vor ihm, Hütten und

Dorf der Eingeborenen, in Bananen- und Palmenhainen versteckt, freundliche Europäerhäuser in der luftigen, tropischen Bauweise, bald mehr, bald weniger zahlreich, bald größer, bald kleiner, Regierungsgebäude in gleichem Stil, nur umfangreicher, in Gärten und Anlagen, Gebüsch und Baumgruppen; wenn eine Mission sich niedergelassen hat, vielleicht noch ein freundliches Kirchlein mit Türmchen.

Wie sich der Ort Lome damals den Augen des Besuchers darbot, das schildert uns H. Seidel [8a]).

Wer Lome vom Meere aus betritt, kommt zuerst in die Strandstraße, vor der unter einer Reihe von Grasschuppen die gesamte Bootsflottille der Stadt — sofern sie nicht zur See ist — Schutz vor dem Sonnenbrande findet. Ganz am Ostende erheben sich die Gebäude der katholischen Mission aus Steyl, voran das zweistöckige Haupthaus von 24 m Länge und 6 m Breite, dessen Außenwände weiß gestrichen sind und ringsum von einer Veranda umgeben werden. Das gleichfalls weiße Dach besitzt einen 10 m hohen Spitzturm, der zur Sicherheit gegen Gewitterschaden mit einem Blitzableiter versehen ist. Das Erdgeschoß dient als Kapelle und erste Schulklasse und enthält auch ein Sammelbecken für das Regenwasser. Im oberen Stocke wohnen die Missionare. Die Kapelle ist der „schmerzhaften Mutter Gottes" geweiht und dementsprechend bildlich geschmückt. Da der Raum nicht mehr genügte, wurde er letzthin durch einen Vorbau vergrößert, sodaß jetzt gegen 300 Personen stehend in dem Kirchlein Platz finden; denn Sitzbänke gibt es nicht. Die Mittel- und Kleinschule für 80—100 Knaben ist in einem Nebengebäude untergebracht, wo außerdem die Vorratskammer, die Koch- und Waschküche, das Bad und die Tischlerei ihrer Stätte haben. Im Frühjahr 1897 ist in Lome noch ein Frauenkloster eröffnet und mit fünf Schwestern besetzt worden, die sich dem Unterrichte der Negermädchen widmen sollen.

Ungefähr 300 m westlich der katholischen Mission liegt das deutsche Regierungsgebäude, ein großes, zweistöckiges Haus mit weit vorspringender Veranda im oberen Geschoß. Die Giebelseite schaut zum Meere hin. Der Unterbau hat dunkelblauen Anstrich; das Dach ist weiß und trägt in der Mitte den hohen Flaggenmast. Außerdem besitzt Lome noch ein neues Beamtenhaus und mehrere ansehnliche Privatbauten jüngeren Datums, in denen es sich, wie in dem schmucken Zoll- und Postamte, selbst unter der heißen Sonne Afrikas recht bequem leben und arbeiten läßt.

Rechts und links um den Regierungssitz gruppieren sich die europäischen Faktoreien, zusammen 12 an der Zahl, darunter 7 deutsche, 3 englische und 2 französische. Die meisten haben in letzter Zeit bei dem erfreulichen Aufblühen des Handels ihre Warenlager bedeutend vergrößert und die Anzahl ihrer Verkaufsläden in der Stadt vermehrt. Um die Faktoreien dehnen sich Schmuckanlagen und Gemüsegärten aus, überschattet von hohen, wehenden Palmen oder dichten Laubbäumen.

Parallel mit der Strandstraße ziehen sich die Hamburger-, Bremer- und Marktstraße hin, die gleich den übrigen durch Beschüttung mit rotem Lehm einen festen, jederzeit gangbaren Mitteldamm erhalten haben. Am Schnittpunkte der Amutive-, Be- und Marktstraße liegt der geräumige, zum Teil schon gepflasterte Marktplatz, der — wie die Straßen — reichlich mit Palmen und Feigen bepflanzt ist und voraussichtlich in wenigen Jahren eine Zierde unserer Togohauptstadt sein wird.

In der verkehrsreichen Marktstraße haben sich die eingeborenen Kaufleute und die Haussahändler zahlreich niedergelassen und ihre Geschäfte eröffnet. Vor den Läden waren für die Käufer einfache Schutzdächer angebracht, die jedoch vorvoriges Jahr in der ausnahmsweise starken Regenzeit zum größten Teile einfielen. Als Ersatz dafür werden jetzt statt der leichten und dabei gar nicht so billigen Grasdächer weit

solidere Vorbauten aus Wellblech aufgestellt, eine Neuerung, die von dem Marktpublikum mit aufrichtiger Freude begrüßt wird. Inmitten des Marktplatzes erhebt sich ein Pfahl, an dem die auf frischer Tat ertappten Langfinger nach Landesrecht angebunden und durchgeprügelt werden. Für die vielen auswärtigen Gäste ist solche Prozedur jedenfalls ein recht nützlicher „Anschauungsunterricht", um in ihnen etwaige unredliche Gelüste schleunigst zu unterdrücken. Leider sind diese bei unseren Schwarzen hervorragend entwickelt und machen weitgehende Schutzmaßregeln nötig. Jede Faktorei hält einen oder mehrere Wächter, die während der Nacht regelmäßig Haus und Hof umwandeln und dabei von Zeit zu Zeit pfeifen, um anschleichende Diebe zu vertreiben. Bei einem Brande der im Sommer 1892 Lome heimsuchte, eilten natürlich auch die Faktoristen zu Hilfe. In ihrer Abwesenheit kamen jedoch Diebe, und zwar solche, deren Häuser selbst in Flammen standen, und bestahlen die Faktoreien. Daher kann Lome auch nicht eines Gefängnisses entraten, in dem die Missetäter je nach der Schwere ihres Vergehens in Haft gehalten werden.

Schon vor zwei Jahren konnte man in Lome die Bemerkung machen, daß der alte Marktplatz trotz seiner räumlichen Ausdehnung kaum noch für den täglich zunehmenden Verkehr genügte. Die Stadt ist deshalb dem Häuptling Aojalle von Amutive zu vielem Danke verpflichtet, daß er bei einem Besuche des stellvertretenden Landeshauptmanns in Lome der Kaiserlichen Regierung ein nahegelegenes Grundstück von 180 Morgen Größe als Geschenk überwies. Da das Grundstück nördlich der Stadt in der Gabel zwischen Misahöh- und Amutivestraße liegt, so soll ein Teil desselben zu einem neuen Marktplatze eingerichtet werden.

Auch sonst geschieht alles mögliche, um die Verhältnisse in der Stadt — und vorab die hygienischen — nach Kräften zu verbessern. Seit dem 7. März 1894 ist eine Bauordnung erlassen, die nicht nur der Feuersgefahr, sondern auch dem Umsichgreifen ansteckender Krankheiten wirksam zu begegnen sucht. Schwer empfunden wird noch immer der Mangel einer Feuerspritze. Bei einem nächtlichen Brande am 15./16. Dezember 1894 mußte man das Löschen statt Wasser mit Sand besorgen, der bei den niedrigen Negerhütten leicht die Glut zu ersticken vermochte.

Strenge Vorschriften bestehen sodann über Art und Ort der Begräbnisse. Die alte Unsitte der Schwarzen, ihre Toten im Sterbehause, also mitten in Hof und Dorf, zu beerdigen, wird nicht mehr gestattet. Es ist daher im Osten auf freiem Felde ein großer Kirchhof angelegt und mit der Stadt durch einen guten Weg verbunden. Mindenstens ebenso wichtig war die Regelung der öffentlichen Aborte, die zwar in Togo nicht fehlen, in ihrer ursprünglichen Gestalt aber mehr zum Schaden, als zum Nutzen gereichen. Jetzt besteht ferner eine strenge Polizeiaufsicht zum Zwecke der Ordnung und Sauberkeit auf Straßen und Plätzen, die namentlich an den Markttagen leicht verunreinigt werden. Am 6. Mai 1894 erhielt Lome eine Neubestimmung über Lagerung der Vorräte von Pulver und sonstigen Sprengstoffen. Daraufhin wurde 1 km außerhalb, etwa 12 Minuten von der katholischen Mission, an dem Wege nach Bagida ein Pulvermagazin erbaut.

Nahe der Seestraße, auf einem Grundstück zwischen Markt- und Bremerstraße, hat sich seit dem Frühjahr 1895 die Norddeutsche Missionsgesellschaft angesiedelt. Einer ihrer eingeborenen Lehrer, Namens Andreas Aku, leitete Schule und Bekehrungswerk und benutzte für sein mühevolles Geschäft ein kleines, selbsterbautes Haus, das anfänglich äußerst primitiv eingerichtet war. Die Wände bestanden zur Hälfte aus Wellblech, zur Hälfte aus Grasmatten; auch das Dach war aus Wellblech hergerichtet. Die beiden Eingänge mußten vorläufig ohne Türen bleiben; den Fußboden deckte festgestampfter und geglätteter Lehm. Es

mangelte sogar an Schulbänken und Schultischen; nur ein Glockentürmchen für die Kirchenglocke war vorhanden. Aber mit Liebe, Eifer und Genügsamkeit hat Aku die erste dornenvolle Zeit überwunden und in Lome eine kleine Gemeinde begründet und Schulkinder um sich versammelt. Mit Rücksicht auf diese gedeihlichen Anfänge erwarb die Norddeutsche Mission bald ein zweites Grundstück und ging an den Bau einer größeren Station, deren Kosten auf 20000 Mk. veranschlagt wurden. Diese ist inzwischen fertig gestellt und am 28. Februar des vergangenen Jahres feierlich eingeweiht worden. Außer Schule und Kirche ist ein Europäerhaus und eine Wohnung für den einheimischen Lehrer mit den erforderlichen Nebengelassen hergestellt, sodaß zwei deutsche Missionarfamilien und der Gehilfe Aku bequem darin Unterkunft finden.

Wie sich Leben und Treiben in Lome Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abspielte, erfahren wir von Leutnant Klose [5]). Seitdem ist Lome und sein Handelsverkehr noch um das vielfache gewachsen.

Auf dem Marktplatz befinden sich an bestimmten Markttagen die sogenannten catcher, die schwarzen Angestellten der Faktoreien. Fast jede Faktorei ist dort durch ihren Klerk vertreten, der bei seinen großen Tonnen oder einem Berg von Säcken mit der Ware bereit steht, um die zum Kauf angebotenen Waren an Öl und Kernen in Empfang zu nehmen. Große Karawanen mit Kalabassen und Schalen kommen familienweise aus den umliegenden Dörfern angezogen und bieten ihre Produkte an. Früher wurden sie noch bevor sie auf den Marktplatz gelangten, auf den Straßen von den sogenannten Katchern abgefangen, welche kein Mittel unversucht ließen, um den unbeholfenen Landbewohnern ihre Ware abzuschwatzen. Schließlich griff diese Unsitte so weit um sich, daß der eigentliche Handel sich gar nicht mehr innerhalb der Stadt, sondern weit vor derselben auf der Landstraße bewegte. Natürlicherweise kam es dabei nicht selten zu Schlägereien unter den konkurrenzneidischen Angestellten sowie Gewalttätigkeiten gegen die Eingeborenen, die ihre Ware nicht für einen billigen Preis losschlagen wollten. Mit Recht wurde diesem Treiben seitens der Regierung energisch entgegengetreten, so daß nun der Markt an den bestimmten Plätzen unter Aufsicht der schwarzen Polizisten stattfindet.

An den Marktplatz lehnt sich im Norden die Marktstraße an, die ebenfalls parallel zur Bremerstraße liegt und nach Westen führt, während sich nach Osten in derselben Linie die Bestraße hinzieht, die außerhalb der Stadt in einen, das Fetischdorf Be mit der Stadt verbindenden Fußpfad übergeht. Von dem Markte führt in nordöstlicher Richtung eine breite und schöne Straße nach Amutive.

Auf der Marktstraße spielt sich der eigentliche Handel mit Lebensmitteln ab. In langen Reihen sitzen dort zu beiden Seiten der Straße die schwarzen Marktweiber mit ihren Produkten und nur mühsam kann man sich durch die Menschenmasse drängen. Zum Schutze vor der glühenden Hitze sind seitens der Regierung zu beiden Seiten der Straße lange Schattendächer aus Wellblech errichtet. Hier ziehen sich die Läden der schwarzen Großhändler entlang, welche die eigentlichen Zwischenhändler zwischen den Faktoreien und dem Volke bilden. Häufig haben die schwarzen Landleute mehr Vertrauen zur schwarzen als zur weißen Farbe, selbst wenn sie für die Waren einen entsprechend höheren Preis zahlen müssen.

Im Osten der Straße trifft man sehr viele Leute aus Be an, in einer nichts weniger als vollständigen Toilette, nur dürftig mit einem kleinen weißen Schurz bekleidet. Sie bieten kleine Bündel Feuerholz zum Verkauf an. Weiter nach Westen gelangt man zu den Fischweibern, was man schon von ferne gewahr wird, denn wenig wohlriechend sind die kleinen zum Kauf angebotenen getrockneten Fische, die für den Küstenneger eine Delikatesse bilden, von den Europäern aber mit Abscheu betrachtet und Stinkfische genannt werden. Lebensmittel aller Art, wie Maisbrote, kleine Fleisch-

klöße, die an Ort und Stelle mit einer Palmölsauce oder einer grünen Fischsauce von den Käufern verzehrt werden, werden hier feilgeboten. Jams, Kassawa, Maiskolben, geröstet und ungeröstet, sowie kleine Zwiebeln und Mehl bilden den Gemüse- und Vorkosthandel auf dem Markte; außerdem wird mit Ananas, Orangen, kleinen Zitronen, Papayas, sowie gerösteten und ungerösteten Erdnüssen gehandelt.

Auch Glasperlen und Tücher, die erst aus den Faktoreien gekauft sind, werden hier, namentlich von den Haussaleuten, angeboten; Tontöpfe, europäische Flaschen aller Art, kleine Messer, ja auch Pomaden, sowie zur Herstellung von Armringen dienende Messingstäbe bilden ein begehrenswertes Kaufobjekt. Daneben sieht man Zucker packweise und in einzelnen kleinen Stücken verhandeln. Schalen, Kürbisflaschen und Kalabassen, die wichtigsten Hausgeräte unserer schwarzen Landsleute, sind dort ebenfalls zu haben. Tabak in einzelnen Strähnchen, Schnaps, der flaschenweise verhandelt wird und der in großen Kalabassen feilgebotene beliebte Palmenwein bilden die narkotischen Genußmittel. Pulver, sowie seltener Gewehre machen den Schluß dieses bunten Allerlei.

Im Westen der Straße ist der Fleischmarkt. Auch hier haben wiederum die Haussa als schlaue Kaufleute das einträgliche Geschäft inne. Schaf- und Ziegenfleisch, auch das bei den Eingeborenen beliebte Schweinefleisch, wird in großen und kleinen Portionen feilgeboten, während Rindfleisch nur selten zu haben ist, da die Rinder erst weit her aus dem Innern transportiert werden müssen. Reihenweise sind Holzspieße aufgestellt, um über dem Feuer kleine Fleischstücke zu rösten, eine besondere Delikatesse für die Eingeborenen. Schwarze Polizisten halten in dem bunten Gewirre die Ordnung aufrecht, denn häufig ist der Markt in den Vormittagsstunden sehr stark besucht. Überall stehen Gruppen feilschend und schreiend umher.

Schon damals gab es recht vermögende Leute unter den Eingeborenen und den Verkehr der Europäer mit diesen schildert H. Klose[5]). Der „König" Lawson ist derselbe Häuptling, der seinerzeit das Haupt der gegen die deutsche Besitzergreifung gerichteten Bestrebungen war.

Wir kommen nun zu der sogenannten Eingeborenen-„Town", wie sich unsere deutschen Kaufleute auszudrücken belieben.

Hier finden wir neben den eigentümlichen kleinen Hütten der Eyeneger auch die Häuser der reicheren Schwarzen, welche aus Lehm aufgeführt und sogar mit einer Veranda versehen sind.

Eine dieser Besitzungen gehört der Familie Garver, deren Oberhaupt der Ministerpräsident des Königs Lawson von Klein-Popo ist. Hier hatte ich Gelegenheit, bei dem sogenannten Black-Christmas das Leben und Treiben im Hause eines schwarzen Notablen kennen zu lernen. Das Black-Christmas ist, wie auch die Bezeichnung andeutet, eigentlich nur eine heidnische Nachahmung unseres Weihnachtsfestes. Es bildet eins der Hauptfeste der Schwarzen in Klein-Popo und fällt ungefähr in die Zeit des September. Es wird bei Spiel und Tanz in Saus und Braus gefeiert. Zu diesem Feste werden Ziegen und Schafe, ja von den Reichen der Stadt auch Kälber und namentlich Hühner in Masse geschlachtet. Die Honoratioren beschenken sich gegenseitig und bedenken sogar die Weißen mit einer Hammelkeule oder auch mit einem Stück Kalbfleisch, natürlich in der Hoffnung auf ein Gegengeschenk. Die Weißen werden besonders eingeladen, während es unter den Schwarzen Sitte ist, sich ohne irgend welche Aufforderung bei seinen Freunden zum gemeinsamen Gelage einzufinden.

Wir folgten gleichfalls einer Einladung der Garvers und wohnten mit fast sämtlichen Europäern von Klein-Popo dem Feste bei, bei dem es hoch herging. Während bei den gewöhnlichen Schwarzen der Gin das hauptsächliste Getränk ist, steht den vornehmen Schwarzen und den Weißen für

afrikanische Verhältnisse eine sehr reichliche Auswahl von Getränken zur Verfügung. Neben Sekt gibt es auch Bier, Selterwasser, selbst die verschiedensten Liköre, die besonders bei den schwarzen Damen Anklang finden; neben anderen Weinen spielt selbstverständlich der Palmwein die Hauptrolle und der schwarze Gastgeber zeigt sich als liebenswürdiger Wirt.

Von den Bediensteten werden die verschiedenartigsten Tänze aufgeführt, welche zur allgemeinen Belustigung der gemischten Gesellschaft beitragen.

Die Männer führen Kriegstänze auf und sind zu diesem Zwecke meist mit kleinen Haumessern oder auch Streitäxten bewaffnet. Sie kommen einer nach dem andern in das dazu bestimmte Gehöft hereinmarschiert und nehmen hier in einer Reihe Aufstellung. Einzeln tritt jeder Krieger vor und führt beim Schwingen seiner Waffe und bei anderen Waffenübungen, sowie beim Gesang einer Kriegshymne, in welche der Chor einstimmt, in wilden Sprüngen seinen Tanz auf.

Auch die Mädchen und jungen Frauen beteiligen sich an den Aufführungen; sie bilden einen Kreis und während in demselben eine von ihnen vortanzt, singen die anderen und begleiten den Tanz mit Händeklatschen. Kleine Flaschenkürbisse, mit Kaurimuscheln gefüllt und mit Kaurinetzen überzogen, werden dabei als Rasseln verwendet.

Die Lagune, die sich hinter dem schmalen sandigen Küstenstreifen ausdehnt, auf dem die Uferortschaften gelegen sind, erschwerte natürlich den Verkehr mit dem Hinterlande sehr. Deshalb ist das Gouvernement sehr frühzeitig daran gegangen, durch feste Brücken eine bessere Verbindung zu schaffen. Die erste von diesen wurde von Kleinpopo (Anecho) nach Sebbe, dem früheren Sitz des Gouverneurs, gebaut. Diese und Togostadt selbst führt uns H. Seidel[8b] in seinen „Bildern aus Togo" vor.

Um eine bequemere Verbindung von Klein-Popo nach Sebbe zu schaffen, wurde in den Jahren 1895 und 1896 über den Wasserarm, der aus dem Togosee und der Wo-Lagune nach Osten abgeht und sich längs der Küste bis zur Mono-Mündung fortsetzt, die auf Steinpfeilern ruhende Brücke, welche unser erstes Bild darstellt, erbaut und am 29. Oktober des letzteren Jahres feierlich eingeweiht. Zum Feste erschienen der Gouverneur mit seinen Beamten, die übrigen in Sebbe und Umgegend ansässigen Weißen, die Mitglieder der Handelskammer von Klein-Popo und sämtliche Häuptlinge aus der näheren und ferneren Nachbarschaft, natürlich im besten Staate, um sich der Ehre der Einladung schon äußerlich würdig zu zeigen. Selbst die Fetischbünde hatten sich eingefunden und beteiligten sich an dem Festakte. Die Brücke ist ohne nennenswerte Kosten aus einheimischem Material errichtet. Die Leitung und Aufsicht führten zwei deutsche Techniker, die Herren Stöhr und Furtkamp, denen aber nur schwarze Ewhe-Arbeiter zur Verfügung standen. Wenn erst die Handelsstraße von Sebbe in das Mono-Dreieck weiter ausgedehnt ist, dann wird auch unsere Brücke, die seit Verlegung der Zentralstelle nach Lome etwas vereinsamt war, für den Verkehr eine erhöhte Bedeutung erlangen.

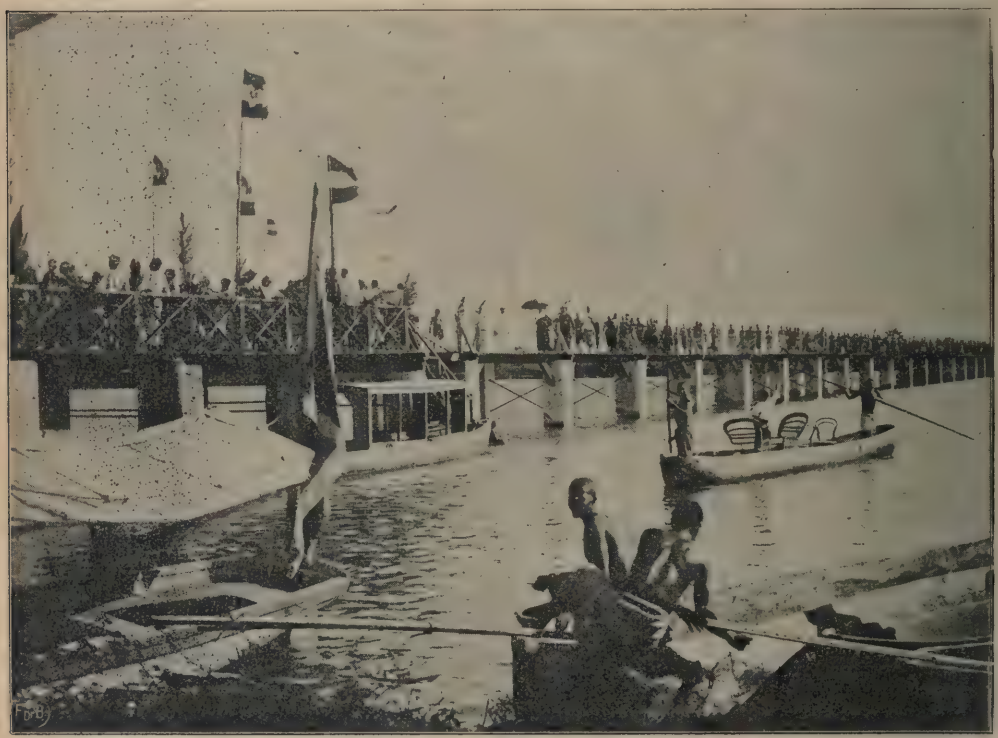
Wenn wir die Lagune von Sebbe westwärts bis zu ihrem Ursprung verfolgen, so kommen wir an den großen dreieckigen Togosee.

Trotz seiner küstennahen Lage ist er geraume Zeit auf den älteren Karten in den seltsamsten Gestalten erschienen, bald übermäßig groß und weit nach Norden wie nach Westen ausgedehnt, bald gar zu klein als flacher Sumpf, darin kaum ein freier Wasserfleck zu entdecken war. Die erste wirklich zuverlässige Aufnahme rührt von Leutnant d. R. H. Klose her, dem Verfasser des umfangreichen Togowerkes, der im Oktober 1885 eine Tringulierung des Sees besorgte. Darnach stellt sich das Gewässer als ein Dreieck mit mehrfach gebrochenen Seiten dar, dessen östliche Spitze bei der auf unserem zweiten Bilde sichtbaren Stadt Togo, dessen nördliche Spitze bei der

Hohomündung und dessen westliche Spitze beim Einlauf des Sioflusses zu suchen ist. An der Nordspitze sind die Ufer ziemlich versumpft und mit Schilf und Rohrwerk dicht umwuchert. Sogar Mangroven zeigen sich hier und ziehen einen schwer durchdringbaren Gürtel um den Strand. Dann aber rücken die 12 bis 16 m hohen Lehmwände immer näher an den See, so daß die fünf Dörfer, welche Togostadt bilden, wie an den Abhang geklebt über dem Wasser liegen. Mehrfach hat der Tropenregen schroffe Rinnen in den Klippenrand gerissen und dessen Fuß mit zahllosen Knollen des ausgewaschenen Eisensteins übersät, an denen sich in den Gewitterstürmen (oder Tornados) die kurzen, harten Wellen schäumend brechen.

Togostadt ist trotz der katholischen Missionsstation noch immer eine Vorburg des starrsten Heidentums, das sich gelegentlich in Feindseligkeiten gegen die Fremden, in erster Linie gegen die Missionare äußert. Unter Schreien und Toben wird der weiße Eindringling begrüßt, auf Schritt und Tritt verfolgt, sobald er es wagt, einer Fetischhütte zu nahen, schleunigst aus dem Orte gedrängt. Gröbere Ausschreitungen kommen indes sehr selten vor; denn der Togoneger ist von Natur friedlichen Gemüts, und nur vereinzelte Stämme stehen in dem Rufe, daß sie zu Gewalttätigkeiten neigen.

In den ersten Jahren nach der Erwerbung Togos lag hart an der Westgrenze der Kolonie ein kleines, ärmliches Strandorf, das den Namen Bey-Beach trug und schon damals sieben Faktoreien mit ausgedehnten Handelsbeziehungen nach dem Innern besaß. Heute ist die fremdländische Titulatur glücklich beseitigt und die einheimische Bezeichnung Come für den mächtig aufgeblühten Ort zu Ehren gekommen. Ja, das anfangs so winzige Come hat mittlerweile die ehedem vielgenannten Plätze Ba-



Brücke zwischen Sebbe und Klein-Popo.

gida und Porto Seguro völlig überflügelt. Selbst Klein-Popo muß vor ihm zurückstehen, zumal dessen räumliche Entwickelung durch seine beengte Lage auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune wesentlich beeinträchtigt wird.

Seit Lome im März 1897 „Residenz" geworden war, mußte man auch daran denken, für den Gouverneur tunlichst rasch ein wohnliches Quartier herzurichten. Zu dem Zweck wurde das eiserne Gebäude der dient mit gutem Bedacht nur zur Unterbringung der Schreibstuben und der Kasse; auch verschiedene Vorratsräume sind hier angelegt. Die Logierzimmer finden sich dagegen ausschließlich in dem luftigen, dem vollen Zuge der erfrischenden Seebrise ausgesetzten Oberstock. Gegenwärtig ist im Westen der Stadt am Ende der „Wilhelmstraße" ein neues Gouvernementsgebäude in Angriff genommen, das eine hervorragende Zierde des „amtlichen Viertels" zu

Togo. (Der Ort.)

Landeshauptmannschaft in Sebbe abgebrochen und nach der neuen Metropole transportiert. An den billigen Wasserweg, den man ausgiebig benutzte, schloß sich eine Feldbahn vom Westufer des Togosees bis zur Stadt, so daß man nicht nur das Eisenmaterial, sondern auch die Ziegelsteine aus den Ziegeleien und die nötige Erde zum Befestigen der Wege schnell und billig heranschaffen konnte. Trotzdem ist der Neubau, recht einfach ausgefallen, mehr praktisch als schön. Das untere Geschoß werden verspricht, dem der auch hier seine Blüten treibende Volkswitz der Europäer den Namen „Moabit" beigelegt hat.

Den nördlich die Lagune fortsetzenden See hat, wie H. Seidel schon anführt, Leutnant H. Klose vermessen. Mit welchen Schwierigkeiten und Beschwerden eine solche Vermessung unter tropischer Sonne, im schwankenden Kanoe und mit ungeübten Eingeborenen verknüpft ist, das lasse ich Klose[5]) im Nachstehenden selber erzählen.

Am nächsten Tage brach ich auf, um

das Südufer des Sees zu umwandern und meine Aufnahmen in den angrenzenden Gebieten des Togosees in Porto-Seguro zu beschließen. Hier bestieg ich mit meinen Leuten eines von den Kanoes, die an dem Landungsplatze liegen, und so ging die Reise eine kleine Strecke wieder auf dem Wasser vorwärts.

Die Nomme, der ausgehauene Arm in der großen Ebene des Sio, fließt in Schlangenwindungen in einer Breite von 3 m durch das hohe Schilf und Gras hindurch. Schnell gleitet in dem ruhigen Wasser unser Kanoe dahin. Es wird von einem kräftigen Neger mit einem sogenannten Bambusstock, der eigentlichen Mittelrippe des Ölpalmblattes, geschickt durch die Krümmungen des Armes geführt. Eine solche Fahrt ist für den Europäer fast anstrengender wie ein Fußmarsch, denn in dem schmalen, engen Kanoe kann man nur mit eingezogenen Knien auf dem Boden hocken. In dieser unbequemen Stellung, die bei dem Neger Gewohnheit ist, darf man sich nicht rücken und rühren, um nicht das Boot zum Kentern zu bringen. Viele Kanoes fahren an uns vorbei und hier bemerkte ich auch ab und zu noch eine sonderbare, bedeutend kleinere Art von Fahrzeug. Dieses, etwa 40 cm breite und 3 m lange Gefährt kann man eigentlich nur als einen Trog bezeichnen, der aus dem Stamme eines Agobims gefertigt ist. Der Stamm ist ungeschält, einfach zu einer Mulde ausgehöhlt und zu beiden Seiten quer abgeschnitten. Allerdings habe ich in diesem Gefährt niemals irgend welche Lasten bemerkt, auch halte ich es für unmöglich, daß in einem solchen Seelenverkäufer Lasten befördert werden können. Hauptsächlich scheinen die Schiffer bei ruhigem Wasser dieses Fahrzeug zu benutzen, um schnell ihre Netze und Angeln zu kontrollieren. Vermöge seiner Leichtigkeit ist es selbstverständlich jedem anderen Kanoe an Schnelligkeit bedeutend überlegen. Trotz des sonderbaren Eindrucks, den ein solches Gefährt macht, habe ich oftmals die Geschicklichkeit der Führer desselben bewundert. Am hinteren Ende steht ein schwarzer Kerl aufrecht und schiebt so balanzierend das Kanoe rasch vorwärts. Der Führer ist zumeist nur mit einem 2 Zoll breiten Lappen bekleidet, welcher die Schamteile umhüllt und trägt auf seinem Kopfe einen riesengroßen Hut aus Grasgeflecht, der mit seinem breiten Schirm einen Durchmesser von fast 1 m hat.

Diese Art Kopfbedeckung dient den Küstenbewohnern zugleich als Sonnen- und Regenschirm. Namentlich sieht man solche Hüte auf der Lagune, und es ist nicht zu leugnen, daß sie ihren Zweck vollkommen erfüllen. Allerdings ist bei einem ordentlichen Tornado selbst der beste Seidenregenschirm nicht dicht genug.

Das eigentliche Festland, das am Binnenufer der Lagune beginnt, tritt mit scharf abgebrochenen 15 m hohem Rande an dieses heran und steigt dann in breiten Wellen langsam an zu den in 120—300 km Entfernung beginnenden Bergzügen. Der Boden dieser weiten Landschaft besteht in seiner obersten, ziemlich starken Schicht aus Humus und trägt eine reiche Bewachsung von Gras und Bäumen. In diese Gras- und Baumsteppe sind zahlreiche Kulturflächen eingestreut, obwohl sie, wie alle Steppengegenden arm an offenem Wasser ist. Kloses [5]) Beschreibung gibt ein anschauliches Bild von dem Charakter dieser Landschaft und dem Leben und Treiben ihrer Bevölkerung.

Wir befinden uns nun auf dem Plateau, welches so arm an Wasser ist, daß solches überall weit hergeholt werden muß; dasselbe ist meistens nur schmutziges trübes Lehmwasser und käuflich zu haben. Oft begegnet man auf dieser großen Straße Karawanen von Frauen, Kindern und Mädchen, welche alle große Tontöpfe oder aus Kürbissen hergestellte Kalabassen mit Wasser tragen; häufig müssen sie dieses von den 4, 5 auch 6 km entfernten Wasserplätzen an der Küste herholen. Bisweilen kommt es auch vor, daß größere Karawanen den ihnen begegnenden wehrlosen Mädchen und Frauen

die Wasserkrüge leeren, um ihren Durst zu löschen.

Ein reges Leben herrscht oft an einer solchen Verkaufsstelle, denn hier rasten sowohl die Karawanen, welche aus dem Innern kommen als auch diejenigen, welche von Lome in ihre Heimat gehen. Den größten Absatz hat der Palmwein, der vollkommenen Ersatz für das schlechte lehmige Wasser bietet. In einer Reihe an dem Wege entlang sitzen die schwarzen Weiber, vor sich riesengroße Kalabassen, in denen der weiße Palmenwein aus der nahe gelegenen Palmzone hergebracht wird. Daneben stehen große und kleine Kalabassen aus Kürbissen, welche das Trinkgefäß ersetzen. In einer anderen Kalabasse werden die für die Waren eingelösten Kaurimuscheln aufgespeichert. Zwischen den Weibern und auf dem Wege sitzen die Träger, zumeist ärmlich gekleidet, oft nur mit einem kleinen Stück Zeug, welches um die Hüften gelegt ist, während andere Händler von der Küste, zum Teil europäisch mit Hosen, ja sogar mit Schuhen bekleidet sind; andere wieder tragen ein großes Umschlagetuch, während die Haussas mit ihren langen, blauen oder weißen Toben und dem über die Schulter hängenden großen Schwert vorteilhaft von der schwarzen Menge abstechen. Wieder andere Karawanen sind mit Gummi aus dem weiten Hinterlande herunter gekommen und tragen die Zeichen der echten Buschleute; ihre Frisuren haben zum Teil äußerst komische Formen. Die einen tragen kleine Löckchen an der Seite, in denen Fetische, wie Knochen oder Kaurimuscheln eingeflochten sind, während andere den glatt rasierten Kopf, auf dem an der Stirn ein Schopf stehen geblieben ist, mit roten Papageienfedern geschmückt haben. Kleine Mädchen, welche besonders gern zum Tragen von leichteren Lasten verwendet werden, haben sich mit einer gelben Perlenschnur und einem roten Schlips geschmückt; ihre hauptsächlichste Toilette besteht in Perlenschnüren, welche auch häufig am Unterschenkel getragen werden. Ferner sieht man hier neben den behäbigen und dicken Marktweibern, von langen Märschen und Entbehrungen ermattete Weiber sitzen, die nur mit einem kleinen Schamtuch bekleidet sind und von dem Staub der Straße grau aussehen. Kasten und Koffer, sowie die verschiedensten Lasten, große Töpfe und Kalabassen versperren den Weg. Die Güte des Palmweines durch Kosten prüfend, gehen die Käufer der Reihe nach an den Marktweibern vorbei, um erst nach langem Feilschen das Geschäft abzuschließen. Mittelst einer an einem langen Stabe befestigten kleinen Kalabasse schöpft dann die Verkäuferin den flüssigen Inhalt aus ihrer großen, oft $^1/_2$ m hohen Kalabasse, welche die Gestalt eines riesengroßen, eiförmigen Kürbisses besitzt. Eine kleine Trinkschale nimmt den weißlich-grünen köstlichen Met auf, welcher dann unter den Schwarzen herumkreist. Viel werden auch hier die Erdnüsse, sowohl geröstet wie ungeröstet, verkauft. Meistens ist den über dem Feuer gerösteten Nüssen eine kleine Portion Salz beigemischt, wodurch sie einen angenehmen Geschmack bekommen; dagegen sind die nicht gerösteten ziemlich weichlich und mehlig. Öfters werden die gerösteten Erdnüsse mit kleinen Maiskörnern vermengt und bilden in dieser Zubereitung einen vorzüglichen Leckerbissen für unsere schwarzen Brüder.

Nach einer Rast, wobei wir reichlich unsern Durst und unsere Leute auch den Hunger gestillt hatten, ging es wieder vorwärts. Immer üppiger wird die Vegetation und statt der dürftigen Kassawafelder sieht man häufig große Maisfarmen, sowie schöne Erdnußfarmen, die von weitem unseren Kleefeldern gleichen. Dazwischen sind Papaya und Bananen gepflanzt und geben diesen Negerfarmen noch ein bunteres Gepräge. Der Busch wird höher, größere Bäume werden sichtbar, die ihre Kronen hoch über den Busch emporstrecken. Immer häufiger werden die Farmen; an Stelle des strengen roten Lateritbodens und des alles

verwehenden Dünensandes tritt ein humusreicher, lehmiger Sandboden und die Vegetation erhält mit jedem Schritt ein üppigeres Aussehen. Statt der Kokospalmen erscheinen zuerst vereinzelt die großen Ölpalmen mit ihren großen dunklen Blättern; sie verdichten sich bald zu einem wahren Hain, der unserem Wege nun auch den nötigen Schatten spendet. Zu beiden Seiten des Weges zieht sich dieser große undurchdringliche Palmenwald hin; überall sieht man an den Blattscheiden die schönen großen roten Früchte schwer herunterhängen, während der Boden des düsteren Waldes, der infolge der Stacheln der Palmen fast ungangbar ist, von großen Farrenkräutern bedeckt wird. Nur selten sieht man noch eine Farm, welche dann herrlich von dem dunklen Grün der Palmen absticht. Namentlich Bananen vermischt mit diesen Palmen geben ein wahrhaft tropisches Vegetationsbild ab. Häufig sind die Blätter der Bananen vom Winde ganz zerfetzt und verstümmelt, so daß ihre schöne Fächerform fast nicht mehr zu erkennen ist. Doch an geschützten Plätzen, wie hier inmitten dieser Ölpalmenhaine, bildet die Banane ihres schönen Blattes wegen eine wahre Zierpflanze.

Wir befinden uns nun in der eigentlichen Zone der Ölpalmenregion, welche sich wie ein breites Band entlang zieht. Die Ölpalme ist das hauptsächlichste Ausfuhrprodukt dieses Landstriches. Wir haben schon gesehen, in welcher Weise sich der Handel an der Küste fast ausschließlich um die Kerne und das Öl, welches die Pflanze so reichlich liefert, dreht und daß bei einer Mißernte die Händler schwer geschädigt werden. Die Kerne bilden hier als solche ein besonderes Produkt; sie werden getrocknet und dann zur Küste zum Verkauf gesandt. Erst in Europa werden sie zu feinen Ölen verarbeitet und aus den Rückständen dieser Kerne wird der sogenannte Palmkernkuchen, ein beliebtes Viehfutter, hergestellt. Das Fleisch, welches diese Kerne einschließt, wird von den Schwarzen durch Stampfen in großen, mit Steinen ausgepflasterten Gruben von dem eigentlichen Kerne gelöst und das Öl wird dann durch Kochen und Sieden von den Fasern der Pulpa geschieden. In großen Kalabassen wird demnächst das Öl zur Küste transportiert, wo es, wie schon vorher erwähnt, von den Kaufleuten häufig nochmals in eisernen Kesseln, die auf den Faktoreihöfen stehen, durchgekocht wird, um es noch besser von Schmutz und Fasern reinigen und einen angemessenen Preis für das Produkt zu erzielen.

An den Fuß des der Küste am nächsten liegenden Gebirgsstockes führt uns die Schilderung von Fies[1f]). Mit der Zunahme des offenen Wassers, die durch das aufsteigende Gebirge veranlaßt wird, steigt auch die Bevölkerungsdichte und wächst die Menge der angebauten Stellen. Es ist ein rühriges Völkchen, das dort sitzt und ein fruchtbares Land!

Etwa 120 Kilometer landeinwärts von Lome liegt das abgesonderte Agugebirge. Von der Hauptkette aus betrachtet, gleicht es einem riesigen Sarge, der grau und einförmig aus der Ebene emporsteigt. Erst in der Nähe erkennt man, daß die Flanken von tiefen Schluchten durchfurcht sind, über denen steile Gipfel sichtbar werden. Die bedeutendste Höhe ist die Baumannspitze, welche mit ihren 980 Metern die größte Erhebung Mitteltogos bildet. Das Pflanzenkleid der oberen Teile ist ziemlich dürftig; dagegen weisen die zahlreichen Bachläufe und engen Täler einen prächtigen Baumschmuck auf, und den Fuß des Gebirges umgürten die üppigen Hirse-, Mais- und Jamspflanzungen der Neger. Togo ist im ganzen ein wasserarmes Land; am Agu mangelt es jedoch nirgends an Quellen und an fließendem Wasser, da die mit Feuchtigkeit beladenen Süd- und Westwinde hier ihren Regen ergießen. Die auf dem Gebirge entspringenden Bäche schlängeln sich in vielen Windungen zur Ebene hinab und tränken mit ihrem Naß das fruchtbare Land. Daher ist der Boden sehr ergiebig und die Ve-

völkerung eine ungemein dichte. Nicht nur am Fuße des Gebirges, wo die besten Äcker liegen, sondern auch auf den sich weit hinziehenden Vorhöhen trifft man viele Ansiedelungen. Außer den kleineren Dörfern mit 400 bis 500 Insassen gibt es sogar stadtartige Plätze mit tausenden von Menschen.

Die Bewohner des Agu setzen sich aus schiedenen kleinen Stämmen zusammen, deren jeder seinen besonderen Bezirk inne hat und seine eigene Regierung besitzt. Alle sind fleißige Ackerbauer, wie ihre schönen Pflanzungen bezeugen. Die seit geraumer Zeit angebaute Baumwolle wird von den Frauen gesponnen, von den Männern gefärbt und auf einfachen Webstühlen zu recht brauchbaren und hübschen Stoffen verwebt. Für den Ausfuhrhandel kommt neben der Baumwolle hauptsächlich das Palmöl in Betracht. Ihre sonstigen Erzeugnisse verkaufen die Neger auf den Märkten, die in allen größeren Plätzen eingerichtet sind und gewöhnlich jeden vierten Tag, der für die Heiden zugleich ein Feiertag ist, abgehalten werden. Dazu erscheinen auch auswärtige Händler, die europäische Waren aus den Küstenstädten, besonders aus Lome, feilbieten. Da es am Agu noch viel Wild gibt, so wird die Jagd recht fleißig ausgeübt. Mit Schlingen, Fallen und Selbstschüssen stellt man den jagdbaren Tieren nach, falls es der Schwarze nicht vorzieht, mit Gewehr, Kugeltasche und Pulverbeutel auf den Anstand zu gehen und mit unermüdlicher Geduld auf eine Antilope oder ein Wildschwein zu lauern. Im Dunkel der Schluchten haust der als Viehräuber gefürchtete Leopard; in der weiten Ebene des Ostens kommt von Zeit zu Zeit noch der Elefant zu Gesicht. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gern gegessen, und seine Zähne bilden ein gesuchtes Handelsgut.

Die Eingeborenen im Agugebirge sind

Eingeborene bei der Baumwollkultur.
Zur Verfügung gestellt von dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee.

Heiden. Fast nirgends in Togo erblickt man so viele Opferplätze, geweihte Haine und Götterbilder wie hier. Die Heiligtümer finden sich nicht nur innerhalb der Städte, sondern auch an den Wegen und auf den Äckern. In den Städten sind es meist häßliche Figuren, oft sogar nur rohe Erdklumpen, die unter einem kleinen Schutzdache stehen. Auf den Feldern dagegen hegt man sie in besonderen Hütten oder im Dunkel wohlgepflegter Haine. Bei der Bergstadt Kebu sieht man zur rechten des schmalen Pfades eine scheußliche Gestalt, die die Aufgabe hat, die Stadt zu bewachen. Als Zeichen ihrer Macht trägt sie ein scharfes Messer in der

aufgehobenen Rechten. Zu ihren Füßen sind ferner 20 ebensolcher Messer in den Boden gesteckt und zwar mit der Schneide nach der Wegseite hin. Fast auf der obersten Höhe des Gebirges liegt die ehedem berühmte und gefürchtete Priesterstadt, die früher kein Weißer betreten durfte. Jetzt ist sie durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Verschiedene Pfade führen zu dem heiligen Platze hinauf. Der bequemste Weg geht an der evangelischen Missionsstation vorüber, von der das Licht des Christentums

Transport eines Ballens Baumwolle (500 Pfund) von Tove nach Lome mittels Handwagen, gezogen durch Eingeborene.

unter den Heiden verbreitet wird. Etwa eine halbe Stunde über der Station trifft man auf den Götterstein, von dem die Priester folgende Fabel erzählen:

Vor vielen, vielen Jahren wanderte einst ein Gott aus der Ebene auf den Agu. Da er an das Bergsteigen nicht gewöhnt war, so wurde er bald müde und setzte sich auf diesen Stein, um auszuruhen. Als er sich wieder erhob, stützte er sich, um leichter aufzustehen, mit der rechten Hand auf den Stein, in dem man nachher die Hand mit ihren fünf Fingern abgedrückt fand. Dieser Abdruck ist noch heute zu sehen; die schlauen Priester haben ihn in den Stein gemeißelt, um das Volk glauben zu machen, der Gott sei wirklich zu ihnen hinaufgekommen und wohne jetzt bei ihnen. Ein Stück oberhalb des Steins trifft man auf die heilige Quelle, in der sich jeder heidnische Besucher zu waschen hat. Nach einer weiteren halben Stunde öffnet sich der dunkle Götterhain, worin viele kleine Quellen entspringen. Dahinter liegen die Ruinen der Priesterstadt.

Seit die Weißen am Agu erschienen sind, geht es mit der Macht und dem Einfluß der Heidenpriester schnell zu Ende. Am Westfuße des Gebirges dehnen sich weite Baumwollenfelder aus, und die fest zusammengepreßten Ballen der weißen Flocken werden mit der nahen Eisenbahn schnell landab nach Lome geführt, wo die Schiffe das wertvolle Erzeugnis aufnehmen und nach Deutschland zur Verarbeitung bringen. Die Mission am Agu wirkt durch Kirche und Schule, Werkstattarbeit und stille Liebestätigkeit eifrig unter der dichten Bevölkerung und verbreitet christliches Leben, Bildung und Gesittung statt des früheren Heidentums mit seinem Betrug, Unfrieden und Haß.

Wie sich in diesem Ländchen die einzelnen Stämme verhalten, wie verschieden sie in Wohnung und Sitten sind, das erfahren wir von Bergassessor a. D. Direktor F. Hupfeld [3b]). Eine Anzahl von ihm liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellter Bilder veranschaulichen das noch besonders. Am Schluß seines Aufsatzes weist Hupfeld eindringlich auf die Schädigung hin, die Togo durch unser ungünstiges Abkommen mit England betreffs der Voltamündung erwächst.

Unsere Bilder sollen uns etwas mit der Szenerie und dem Leben und Treiben der Bewohner des Hinterlandes vertraut machen. Sie sind im Jahre 1898 durch das Mitglied der Douglasschen Togoexpedition, Bergingenieur Wulff, aufgenommen.

Unser erstes Bild zeigt uns den Typus eines Dorfes der Eveneger; es ist der kleine Ort Evume in der Landschaft Kpime am Ostfuße des hier bis 1000 m hohen Agomegebirges, das Süd- und Mitteltogo durchzieht. Hier liegen an der Straße Palime — Atakpame aneinandergereiht, eine große Zahl von Dörfern in der Größe von bis zu 250 Hütten. Große Städte baut der Neger in diesen Gebieten im allgemeinen nicht. Die Farmen zu diesen Orten mit ihren Farmgehöften und kleinen Farmdörfern liegen teils in der Ebene, die sich östlich des Agamebezirks erstreckt, flach zum Flusse Shio abfallend, teils oben auf der Höhe des Gebirges. Das Land in der Ebene, soweit es für Ackerbau verwendbar ist, wird deshalb besonders geschätzt, weil nur hier das beliebteste Nahrungsmittel, der Yams, wächst.

Die Hütten der Eveneger haben mit alleiniger Ausnahme einige Dörfer auf dem vom Fetischdienst umwobenen, isolierten Aguberge, wo sich die wohl ältere, kreisrunde Form erhalten hat, länglich-rechteckige Gestalt und sind mitunter in zwei und auch mehr Räume abgeteilt. Die Wände bestehen aus einem ziemlich dichten Holzgerüst, das dann mit Lehm bekleidet wird. Das Dach ist ein Giebeldach und wird mit trockenem Gras gedeckt. Die rechteckige Tür bildet die einzige Öffnung; sie wird durch steife Matten geschlossen.

In einem Dorfe stehen die verschiedenen Hütten bezw. die je einer Familie gehörigen Gehöfte recht regellos durch einander. Doch pflegt stets ein breiter Hauptweg durch das Dorf hindurchzuführen oder doch ein größerer Platz freizubleiben, auf dem fast stets einige große Schattenbäume die Zierde und den Stolz des Dorfes bilden. Unter ihnen finden alle wichtigeren Dinge statt, seien dies nun am Tage die Sitzungen des Rates der Ältesten mit dem Häuptling oder in hellen Mondscheinnächten der Tanz. Außer diesen Schattenbäumen besitzt aber auch jedes Evhedorf eine ziemlich große Anzahl von Kokospalmen, deren Frucht in ihrem wässerigen Saft ein sehr erfrischendes Getränk und in ihrem Fleisch eine ganz annehmbare Speise bietet. Diese Kokospalmen sind nicht Eigentum der Gemeinde, sondern desjenigen, der sie pflanzt; denn abgesehen von dem schmalen Küstenstreifen zwischen der See und der Lagune wächst die Kokospalme in Togo niemals wild bezw. verwildert, sondern man findet sie nur in der Nähe menschlicher Wohnungen. Im weiteren Hinterlande kommt sie wohl nicht mehr fort; die nördlichsten Exemplare stehen in der Landschaft von Kratschi, in der Umgegend von Bismarckburg und bei Atakpame. Für rationelle Kultur der Kokospalme kommt übrigens nach den Erfahrungen der Plantage Kpeme nur der sandige Küstenstrich in Betracht, da jenseits der Lagune sowohl die Größe als auch die Zahl der Nüsse erheblich geringer ist.

Wie schon oben bemerkt, ist das wichtigste Nahrungsmittel der Togoneger der Yams. Die armdicken Knollen dieser Windenart ähneln im Geschmack unserer Kartoffel und werden wie diese auf sehr verschiedene Weise zubereitet. Die beliebteste Art ist die, daß man die Knollen schält, in dicke Scheiben schneidet, kocht und sodann in einem hölzernen Mörser — der durch Aushöhlen eines Baumstammes gewonnen wird — stampft (Abb. 2). Vor jeder Hütte steht

wenigstens ein solcher Mörser mit dem unteren Ende in die Erde eingegraben, und meist stampfen mehrere Weiber zusammen in gleichmäßigem Takt. Die gestampfte teigförmige Masse wird dann, wenn man Fleisch hat, mit diesem und einer stark gepfefferten Palmöltunke gegessen. Das ist der beliebte Fufu, auf dessen gute Herstellung die Negerin besonders stolz ist, und der, wenn nicht zu stark gepfeffert, auch einem Europäergaumen mundet.

In den Gegenden, wo Yams nicht wächst, tritt an seine Stelle die allerdings mit Recht weniger beliebte, etwas fade schmeckende Kassada.

Der Mann neben den beiden Yams stampfenden Weibern unseres Bildes weist uns auf die bei unseren Togonegern weit verbreitete Baumwollindustrie hin. Es ist kein gutes Zeichen für unsere europäischen Waren, daß noch heute nur wenige Tage von der Küste die doch ziemlich primitive eigene Baumwollzucht und Weberei sich hat halten können. Freilich werden doch große Mengen europäischer Garne und fertiger Stoffe eingeführt, neben Schnaps, Tabak und Pulver die begehrtesten Handelsartikel. Da nun die Faktoreien nur an wenigen großen Orten sich niederlassen können, hat sich über das ganze Land hin ein schwunghafter Kleinhandel entwickelt. Und dieser ist ganz überwiegend in den Händen der aus dem fernen Norden stammenden mohammedanischen Haussahändler. Diese

Dorf Kpime-Evume bei Palime.

intelligenten, fleißigen, genügsamen und nüchternen Leute sind für den Handel unserer Kolonie von ganz hervorragender Bedeutung. Unser drittes Bild zeigt uns einen offenen Schuppen mit den von den Händlern ausgehängten Stoffen. —

Nordwestlich von dem Evhebezirk liegt die große Gebirgslandschaft Boëm, der

des „Königs" Akpanya geeinigte Land zerfällt daher in eine große Zahl von Teilen: im Osten wird die Likpesprache und in einem Dorfe die Ahosprache gesprochen, in der Mitte die eigentliche Boëmsprache, ferner in den drei Baoridörfern, in Santrokosi und in den Orten Okpafu, Odomi, Beika, Lolobi drei verschiedene Sprachen, im Westen

Ehvefrauen beim Yamsstampfen.

ein ige Teil von Togo, wo große, geschlossene Urwälder sich ausdehnen. Die zahlreichen Gebirgszüge fallen meist steil in die tief eingebetteten Täler ab. So war diese Gegend wie geschaffen zur Zufluchtsstätte versprengter Völkerschaften sowohl aus dem englischen Gebiet jenseits des Volta als auch aus dem französischen Dahomegebiet. Das unter der Herrschaft

endlich hat die Tshisprache frühere Sprachen verdrängt. Hier ist auch die alte Bauart der Hütten fast ganz verschwunden und durch die hübsche, geräumige Tshibauart mit ihren festen Lehmwänden, nach vier Seiten abfallenden Pyramidendächern, hohen Türen und sogar Fenstern verdrängt worden. Das mittlere und östliche Boëm aber hält noch an seinen eigentümlichen

Lehmkastenhäusern fest, die uns Abb. 4 vorführt.

Diese sind länglich rechteckig und haben fast stets mehrere Räume. Die Seitenwohl wie die Innenmauern bestehen aus Lehm ohne inneres Holzgerüst. Das Ganze wird durch ein flaches Dach überdeckt, das auf besonderen Holzpfeilern ruht

Reisenden tritt hier zum erstenmale der Islam als imponierende Macht entgegen, hier findet er die erste Moschee ein für diese Negervölker immerhin ganz ansehnliches Gebäude, hier die ersten Organe mohammedanischer Hierarchie.

Leider hat in den letzten Jahren die Bedeutung von Kete erheblich nachgelassen,

Laden eines Haussahändlers im Misahöhebezirk.

und mit Lehm festgestampft ist. Häuser dieser Bauart haben natürlich den großen Vorteil, Brandschäden nicht ausgesetzt zu sein.

Charakteristisch sind auch die neben den Häusern stehenden Kornbehälter.

Weiter nordwestlich von Boëm liegt die weite Voltaebene und hier dicht am Volta die wichtigste Handelsstadt des Innern von Togo, Kete. Dem von der Küste kommenden

und nachdem die Engländer bei der Aufteilung der neutralen Zone Salaga bekommen haben, wird Kete voraussichtlich rapid zurückgehen. Wir sind dagegen auch ziemlich machtlos. Bekanntlich bildet unsere Grenze gegen das englische Gebiet nicht der Talweg des Volta, sondern dessen linkes Ufer. Die Engländer sind daher in der Lage, den Verkehr auf dem Voltaflusse vollständig zu beherrschen. Diesem Zwecke

dient ihre Zollstation gegenüber Kratschi (Abb. 5), die an dem Punkte liegt, bis zu dem der Volta noch schiffbar ist. Mit Hülfe ihrer chikanösen „Fähr"maßregeln sind sie imstande, genau zu regulieren, wie viel Verkehr sie nach dem deutschen Gebiet hinüberlassen wollen. Und da der Handel von Kete fast völlig von dem Bezug von Waren, insbesondere Kola und Salz, aus dem englischen Gebiet abhängt, sind wir tatsächlich nahezu machtlos.

Aber doch nicht ganz. Wir haben ein Mittel, der englischen Willkür die Spitze zu bieten, zwar nicht sofort, aber später und dann sicher; und das ist die Anpflanzung des wichtigsten Artikels für das weitere Hinterland, der Kolanuß. Einzelne Bäume in Boëm beweisen, daß die Kola hier gedeiht und konkurrenzfähige Ware liefert. Derjenige, der zuerst im deutschen Gebiet in großem Maßstabe Kola anpflanzt (etwa in Verbindung mit Kickxia), wird sich nicht nur das Verdienst erwerben, unser weiteres Hinterland von der Abhängigkeit von der englischen Goldküste befreit und damit für uns ungleich wertvoller gemacht zu haben, sondern er wird auch aller Voraussicht nach sich selbst eine führende Stellung in dem Handel des Hinterlandes schaffen und damit selbst ein gutes Geschäft machen.

Dorf Odomi in der Landschaft Boëm.

Welche Macht der Islam über seine Anhänger ausübt und wie sehr er deren

ganzes Leben beherrscht, wie tief einschneidend infolgedessen sein Einfluß auch auf das ganze äußere Leben und Treiben der ihm ergebenen Stämme ist, gibt die schlichte Schilderung Kloses[5]) aus der Haússastadt Kete vortrefflich wieder.

Da es schon spät — es war mittlerweile Kopf etwas erhöht war. Über derselben lagen einige große Grasmatten, welche das Lager bildeten. Vor diesem Lager war gewissermaßen als Teppich ein langhaariges Schaffell ausgebreitet. Auch an einer Lampe fehlte es nicht; sie bestand aus einem Tongefäß, das mit Palmöl gefüllt

Die englische Zollstation am Volta gegenüber Kratschi.

Mitternacht geworden — und mein altes hölzernes Feldbett, welches ich mitführte, sehr defekt geworden war, so legte ich mich auf Sofos Ruhestätte. An der hinteren Seite der Hütte befand sich auf dem festgestampften Boden eine kleine Erhöhung, auf der das Lager ausgebreitet war. Es bestand aus einer gutgeflochtenen Grasmatratze, welche etwa 15 cm dick und am war, während der Docht durch Wolle ersetzt wurde. Auch besaß Sofo ein paar Eingeborenen-Stühle; eine große Truhe und einige europäische Blechkoffer schienen die Habseligkeiten, sowie die reichen schönen Gewänder des Haussahäuptlings zu enthalten. Mein Schlafgemach war durch eine Türöffnung mit einer anderen Abteilung der Hütte verbunden; vor der Öff-

nung hing eine geflochtene Matte von Palmenzweigen. Nach der gehabten Anstrengung schlief ich trotz meiner Aufregung über die in den nächsten Tagen bevorstehenden Ereignisse ganz vorzüglich. Schon beim Morgengrauen hörte man das Gebet des Priesters, welcher von der Moschee aus seinen Morgengruß zu Allah emporsandte. Die Weiber schrien mit eintönigem „Kaffa-Kaffa" die beliebte Erdnußsuppe und gebackene Reis- und Maisbrote zum Frühstück aus. Bald entwickelte sich überall in der Stadt ein reges Treiben und viele Landbewohner zogen mit ihren Produkten, wie Mais, Reis, Erdnüssen und Yams von den Farmen zum großen Markte. Auch ich erhob mich früh, um gleich bei Tagesanbruch die Stadt und das Treiben derselben in Augenschein zu nehmen. Während ich eine Tasse Tee zu mir nahm, gab ich dem Dolmetscher meine Befehle und Aufträge für den Tag. Währenddessen war auch Sofo aufgestanden und verrichtete in einer Ecke des Gehöfts sein Morgengebet mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Vorher hatte er in einer kleinen messingenen Schüssel die vorgeschriebene Fußwaschung vorgenommen, die dem dreimaligen Gebet am Tage, früh, mittags und abends, stets vorangeht. Mit bloßen Füßen kniet der Haussa andächtig auf einem kleinen Fell nieder, berührt mit seiner Stirn den Erdboden, steht dann plötzlich auf, streckt die Hände zu Allah empor, betet seinen Koranspruch, sinkt nieder in die Knie und berührt dann dreimal den Boden mit seiner Stirn, zum Zeichen, daß er sich vor Allah in den Staub legt und auch wieder zu Staub wird. Nichts stört oder hindert einen Muselmann in dieser Zeremonie; sei es in seinem Gehöft, sei es auf der Straße oder auf dem Pfade im Busch, überall kommt er seiner religiösen Pflicht nach.

Wir gehen nun wieder etwas näher an die Küste zurück, in die Nähe der englischen Grenze und lassen uns von K. Fies [1a]) erzählen, wie es dort in vordeutschen Zeiten im Holande zugegangen ist, wie kraftvoll die Hoer sich ihrer Feinde zu wehren wußten und wie sehr ihr Ländchen seit der deutschen Besitzergreifung im Aufblühen ist.

Unter denjenigen Stämmen im deutschen Togogebiet, die bei der Grenzregulierung im Jahre 1891 gerne die deutsche Flagge für die englische annahmen, ist unter anderen auch der Hostamm zu nennen. Derselbe wohnt im Innern des Landes und ist von der Küste aus, etwa von Lome, welches die Hauptstadt des Gebietes und zugleich Sitz der Landeshauptmannschaft ist, nach ungefähr fünf Tagemärschen in nordwestlicher Richtung zu erreichen.

Ich will hier uns zwei Nationalheiligtümer der Hoer schildern: Die große Kriegstrommel und Kriegstrompete. Beide Instrumente sind Fetische und werden als solche verehrt. Die Trommel ist zirka 1,30 m hoch und hat einen Durchmesser von ungefähr 50 cm. Die Konstruktion ist höchst einfach. Über ein Stück von einem ausgehöhltem Baumstamm ist ein Stück von einer ungegerbten Büffelhaut gezogen. Mit zwei hölzernen Hacken wird dieses Trommelfell bearbeitet.

Daß das nicht allzu zärtlich geschieht, beweist das Loch in dem Fell, welches der eifrige Trommler durchgeschlagen hat.

Was aber dieser Trommel vor denjenigen anderer Stämme in den Augen der Neger einen besonders hohen Wert verleiht, das ist der Kranz von acht Menschenschädeln, der sie schmückt. Diese Schädel wurden im Aschantekrieg erbeutet und sind ein Beweis für den tapferen Kampfesmut der Hoer. Als im Jahr 1869 die wilden Aschanteer in großen Heerhaufen das Land mit Krieg überzogen, suchten sich die Einwohner durch schleunige Flucht zu retten. Die Hoer dagegen blieben auf ihrem Posten. Eines Abends, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, hörte man auf der nahen Missionsstation einen Schuß fallen und gleich darauf das wilde Geschrei: „Aschanteer sind kommend!" Man hatte den Feind noch nicht erwartet. Schnell flohen die mit

der Bereitung des Abendbrotes beschäftigten Frauen mit ihren Kindern in nördlicher Richtung; die Männer dagegen griffen nach den Waffen und sammelten sich zu entschlossenem Widerstande. In einer kleinen Niederung südlich der Königsstadt Vhegbe tobte ein kurzer, aber bitterer Verzweiflungskampf.

Hinter jedem Baum und Strauch krachten die wohlgezielten Schüsse der Hoer und streckten die wilden Aschanteer nieder. Der Kampf blieb unentschieden wegen der hereinbrechenden Dunkelheit und, wenn die Hoer sich auch für die Folge zurückzogen, — das Kriegsglück hatte von jenem Abend an die Aschanteer verlassen.

Von diesem Kampf der Hoer zeugt auch die Trompete. Ein kleiner Elefantenzahn, der an der Spitze von vorn nach hinten und von oben nach unten durchbohrt ist, hat eine Verzierung von 17 Kiefern gefallener Aschanteer. Diese Trompete gibt einen tiefen, schrecklichen Ton von sich, der auf weite Entfernung vernehmbar ist und an das Nebelhorn eines Dampfers erinnert.

Bei großen Gerichtsverhandlungen (Palawern), die stets auf freien Plätzen des Ortes, unter Schattenbäumen, abgehalten werden, dienen diese Instrumente dazu, die Leute zusammenzurufen. Bei Totenfeierlichkeiten, Jamsfesten und dergl. wird die große Trommel geschlagen. Ist eine Gefahr im Anzuge, so wird dieselbe mittelst dieser Trommel dem Stammesgenossen in den umliegenden Dörfern und auf der Plantage sofort mitgeteilt. Tatsächlich werden auf ihre ganze Sätze „hinausgetrommelt", die weithin von jedem Hoer, aber nicht von Fremden, verstanden werden. Wie wichtig das in Kriegszeiten ist, leuchtet sofort ein.

Diese beiden Instrumente werden vom König aufbewahrt; sie sind der Stolz der Hoer, erinnern noch Kind und Kindeskind an den heldenmütigen Kampf mit den barbarischen Aschanteern, und die Hoer würden diese Siegestrophäen nicht um viel Geld, sie würden sie überhaupt nicht hergeben.

Ein eigenes Bild zeigte der Hokönig Hosu Kumi in Landestracht. Den weißen Tropenhelm hat er sich schenken lassen; denn er war, wie alle Afrikaner es sind, mehr fürs Nehmen als fürs Geben. Hosu war ungemein gutmütig, aber schrecklich dumm; er eignete sich besser zum Farmer als zum König; die Hoer haben ihn jedoch seinerzeit gewählt, weil sie in der ganzen Königsfamilie keinen Besseren hatten. Hosu Kumi hatte aber eine Anzahl tüchtiger Häuptlinge und Sprecher um sich, und dem Umstande hatte er es wohl zu danken, daß er im Jahre 1895 von dem kürzlich im Hinterlande von Kamerun gefallenen Oberleutnant Plehn in feierlicher Versammlung zum Oberkönig über die umliegenden Stämme eingesetzt wurde. Schwierige Palawer, welche die Häuptlinge nicht selbst schlichten können, haben sie vor den Hokönig zu bringen. Kann dieser mit der Sache auch nicht fertig werden, so hat er die beiden Parteien an den $1^1/_2$ Tagereisen entfernt wohnenden Leiter der Regierungsstation Misahöhe zu weisen. Hosu Kumi war in den letzten Jahren viel leidend; er starb am 29. Oktober 1898 an gastrischem Fieber.

Schon in den sechziger Jahre haben die Missionare der Norddeutschen Mission versucht, im Innern des Togogebietes auch die Kaffeekultur einzuführen. Im Norden der Station Ho waren schöne Versuchsplantagen angelegt. Als aber im Jahre 1869 die jetzt in den Zeitungen wieder vielgenannten kriegerischen Aschanteer ins Land kamen, verwüsteten sie mit roher Hand, was jahrelanger Fleiß der deutschen Missionare geschaffen hatte. Die ganze Station wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, und als die Missionare nach Beendigung dieses sechsjährigen Krieges wieder nach Ho kamen, zeigten ihnen nur einige Palmen und Mangobäume die Stätte, wo die Stationsgebäude gestanden.

Die Station ist in den siebziger Jahren wieder neu aufgebaut, und heute umgibt sie ein grüner Kranz von Plantagen. Wir

haben den australischen Fieberbaum, den schlanken Eukalyptus, Orangen und Zitronen, arabischen und liberianischen Kaffee und den Gummibaum angepflanzt. Auf der Station wohnen ungefähr sechzig Schüler von auswärts, die nach Ho gekommen sind, um die höheren Klassen der Stationsschule zu besuchen. Sie lernen auch gerne und schnell die deutsche Sprache. Diese Pensionäre besorgen in den Freistunden unter Leitung eines Missionars die Plantagenarbeit und verdienen sich so einige Groschen, um sich Bücher und Hefte 2c.

Misahöhe, Hauptgebäude.

anzuschaffen. Es ist eine erfreuliche Tatsache, zu sehen, wie unsere schwarzen deutschen Brüder im Togogebiet unsere Kulturarbeiten jetzt aufnehmen.

Nach dieser Abschweifung setzen wir unsere Wanderung ins Innere fort und vertrauen uns wieder der vortrefflichen Führung Kloses[5]) an, den wir in das östliche Bergland begleiten. An Station Misahöhe vorbei, die ihrerzeit einen wertvollen Kulturposten im Hinterland bedeutete, nun mehr aber durch das stete Fortschreiten der Entwicklung ins Innere, namentlich durch den Bau der Bahn von Lome bis Palime an Bedeutung eingebüßt hat, begleiten wir Klose nach Kpanda, unweit des Volta, also der englischen Grenze, etwa 150 km von der Küste gelegen.

Die Straße nach Kpando führt nordwestlich über das Agome-Gebirge in das Tal des Volta. Der Weg, der von der Station angelegt ist, führt in Windungen in der großen Schlucht des Ähä bis auf den François-Paß. Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich die 700 bis 800 m hohen Bergzüge entlang und ziemlich steil fällt die tiefe Schlucht ab, die hier der Ähä bildet. Ein dichter Laubwald bedeckt die Höhen und in großen Kehren führt der ziemlich breit angelegte Weg trotz der Steigung verhältnismäßig bequem auf den Paß. Eine lange Holzrinne leitet das Quellwasser bergab. Vor dem Wanderer türmen sich die steilen Höhen auf, hinter ihm entfaltet sich ein herrliches Landschaftsbild. Von den einzelnen Absätzen, die den Weg unterbrechen, hat er Gelegenheit, einen Rückblick ins Tal zu werfen und von den Bergen von Agome Abschied zu nehmen. In einer Höhe von fast 600 m liegt die große Schlucht des Ähä vor ihm, die nach

Süden hin den Gebirgsstock teilt; zu seinen Füßen blinken ab und zu die winzigen Häuser der Station und weithin ziehen sich die Bergketten, bis sie allmählich in das weite Tal übergehen. In zauberhafter Ferne erglänzt der Agu und belebt mit seinen hohen Gipfeln die weite Ebene, welche den Horizont abschließt. Plötzlich öffnen sich die Berge nach Norden hin und wir befinden uns auf dem kleinen Plateau des Passes. An den nördlichen Abhängen liegen noch kleine Hütten, in denen die Handwerker der Station wohnen. Wir berühren hier die nördliche und südliche Wasserscheide und verlassen somit die Täler des Ähä; vor uns nehmen die Quellen des Tii oder Jolli ihren Lauf zur Ebene und durchschneiden in tiefen Schluchten die Gebirgsketten in fast nördlicher Richtung.

Der Hauptgebirgszug im Süden wäre nun überschritten. Schroff fällt die Kette nach Norden ab, bis sie sanft in das kleine Tal des Tii übergeht, im Norden von einem Höhenzuge begrenzt, den der Bach in einer tiefen Schlucht durchbricht. Mäßig senkt sich vom François-Paß aus die große Straße nach dem Tal des Tii-Baches und führt an diesem weiter entlang. Schöne Bäume und dichter Laubwald umgeben den kleinen Bach; die Gewässer plätschern murmelnd über das steinige Bett, große erratische Blöcke hemmen seinen Lauf und kleine Kataraktе bilden mannigfache Strudel. Die Bergketten zu beiden Seiten werden höher; große Odumbäume beschatten den

Station Misahöhe, Wirtschaftsgebäude.

Pfad, alte vermorschte Stämme liegen quer über dem Bach und immer tiefer schneidet er sich, mühsam vorwärts dringend, in die unterhöhlten Ufer ein, die von den Wurzeln großer Bäume durchzogen sind. Der Pfad führt in gerader Richtung an den Abhängen der Schlucht hinauf. Nachdem man auf etlichen Brücken die kleinen Bäche passiert hat, erklimmt man wieder mit Mühe die letzte Höhe des Kammes. Vor uns öffnet sich das breite Tal des Kolli und seiner Zuflüsse, die einen Kessel bilden. Westlich rahmen die Höhen von Amedjovhe mit ihren

schroffen Felsen diesen Talkessel ein, während ihn nach Norden hin das Kame-Gebirge abschließt.

Von Kpando ab folgen wir Klose[5]) immer in der Nähe des Volta bleibend, weiter ins Innere. Damals, Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war das kein so ganz einfaches Unternehmen, wie Kloses Erzählung zeigt, und erforderte bei den geringen Machtmitteln, über die damals selbst der Offizier und Beamte verfügte, kein geringes Maß von Takt und Diplomatie. Heut ist das deutsche Ansehen auch in diesen tiefer landein gelegenen Gegenden ein so gesichertes, daß auch der unbewaffnete Europäer unbedenklich diese Landschaften ohne Sorge und Gefahr durchwandern kann.

Ich hatte den Befehl erhalten, den Häuptling von Tappa zur Rede zu stellen, weshalb er nicht einem auf Veranlassung des Oberleutnants v. Döring ihm von dem König von Boëm erteilten Befehle Folge geleistet habe. Bei dem Einzuge v. Dörings in Borada, der Hauptstadt von Boëm, hatte der König nämlich alle Häuptlinge seines Reiches auffordern lassen, nach Borada zu kommen, um ihm und der deutschen Regierung Treue zu geloben. Alle waren erschienen, bis auf den Häuptling von Tappa. Außerdem hatte der König, wie gewöhnlich, allerhand Klagen darüber zu führen, daß sich die Boëmleute durch Wegfangen von Leuten und durch Unbotmäßigkeit unliebsam machten. Zu diesem Zwecke marschierte ich über Konfokrum hinauf in die rauhen Berge von Tappa. Der Asioko und seine kleinen Nebenflüsse, welche ihr Bett in die steilen Felsen eingegraben haben, mußten überschritten werden; der Marsch ging auf steilem Pfad die Berge hinauf durch Urwald und Gestrüpp. Erstaunlich war es, hier überall gewaltige Massen von Ananassträuchern wie Unkraut stehen zu sehen, so daß sie nicht selten den Weg versperrten und unseren Marsch erschwerten. Aber trotz dieser Fülle von Sträuchern und einer großen Menge von Knospen und Blüten sowie unreifen Früchten hatte ich doch nicht Gelegenheit, mit einer reifen Frucht meinen brennenden Durst zu stillen. Die Eingeborenen besitzen eine ganz besondere Findigkeit, Früchte, die nur einigermaßen reif sind, sobald als möglich einzuheimsen.

Ich begab mich mit meiner kleinen Karawane, welche aus 13 Mann Soldaten und einigen Trägern bestand, direkt nach dem Häuptlingsdorfe Tappa, um mich so schnell als möglich meines Auftrages zu entledigen. Schon auf dem steilen Gebirgspfade kamen mir Händler entgegen, welche mich ermahnten, mich in acht zu nehmen da die sämtlichen bewaffneten Tappaleute sich in dem Ort versammelt hätten und wüste Reden gegen den Weißen führten. Auch habe in Odeï, einem kleinen Ort, der am Fuße des Gebirges im Tale des Asioko liegt, ein Totenfest stattgefunden, wo sich die Gemüter erhitzt hätten. Noch aus der Tiefe her erdröhnte das Geknall und Geschrei aus Odeï zu uns herauf, während wir unsererseits Mühe hatten, die steilen Felsen und Blöcke und querliegende große Baumstämme zu überwinden. Endlich waren wir in der Nähe des Dorfes, welches hoch oben auf dem Kamme des Gebirgszuges liegt, angekommen; ich hielt es infolgedessen für ratsam, die Gewehre laden zu lassen, kündigte den Leuten die Gefahr an, welcher wir entgegen gingen und machte sie darauf aufmerksam, daß sie mich immer im Auge behalten sollten. Wir marschierten durch den kleinen Ort auf den Marktplatz, wo unter den mächtigen Bäumen der Häuptling mit seinen Getreuen, wie es schien, in kriegerischer Stimmung versammelt war. Ich marschierte mit meiner kleinen Anzahl Leute in die Menge hinein, welche wütend die Steinschloßflinten schwang und eine drohende Haltung annahm. Dann ließ ich die Leute direkt hinter mir mit Gewehr bei Fuß aufmarschieren und begrüßte den Häuptling, wobei trotz des vorhergehenden Lärms eine unheimliche Totenstille eintrat.

Ich fragte ihn nun, warum er dem Befehl der Regierung und seines Oberhäuptlings zu Borada nicht nachgekommen sei und forderte ihn auf, sich zu verantworten. Ein Höllenlärm entstand und der kritische Moment schien gekommen zu sein. In diesem Augenblick trat ich auf den Häuptling zu und fragte ihn, ob er wirklich König in seinem Lande sei und ob man in demselben einen Fremden in dieser Weise zu empfangen pflege; ich habe bis jetzt nur von der Schönheit und Größe seines Reiches gehört und sei erstaunt, nun einen Häuptling vor mir zu sehen, der so wenig Macht über seine Untertanen habe, daß sie nicht einmal auf seinen Befehl einen Gast ehrten, welcher gekommen sei, um ein herrschendes Mißverständnis aufzuklären und Freundschaft zwischen seinem Volke und der deutschen Regierung zu schließen. Der Sprecher des Königs, welcher nun Ruhe gebot, konnte jedoch wenig Ordnung schaffen, bis sich schließlich die alten Leute ins Mittel legten und die Oberhand über den Pöbel erlangten. Der König sagte mir, daß es immer sein Wunsch gewesen sei, mit der Regierung Freundschaft zu schließen, daß er auch wie der König von Borada und die anderen deutschen Häuptlinge eine Flagge haben möchte, daß er jedoch sein Land selbst regieren wolle, wenn er auch bereit sei, den Befehlen der Regierung nachzukommen und stets zu derselben zu halten. Die Stimmung im Volke war auf einmal umgeschlagen und nur noch die Alten debattierten, während die junge Gesellschaft sich ruhig verhielt. Um nun sowohl mir nichts zu vergeben, als auch der Sache zu nützen, ermahnte ich ihn, vor allem sämtliche Wege freizugeben und zu versprechen, daß Streitigkeiten mit den Nachbarn vermieden würden und jeder frei durch das Land ziehen dürfe. Nach vielem Hin- und Herreden willigte der Häuptling endlich ein und so wurde aus dem kriegerischen Vorspiel ein Freudenfest für Tappa. Bald wurden Geschenke herangeholt und auch der übliche Palmwein fehlte nicht, der nun bei dem Häuptling und den Großen kreiste. Mit dem ersten Trunk wurde die Freundschaft besiegelt. Ich erhielt eine Menge Yams und Essen für meine Leute und wurde selbst mit einem solchen Übermaß von Schafen und Hühnern überschüttet, daß ich wegen Gegengeschenken in Verlegenheit kam. Vor allen Dingen überreichte ich dem Häuptling die Flagge und sagte ihm, dieses sei das größte Geschenk, das ich ihm geben könnte, da es das Zeichen der Freundschaft zwischen ihm und der deutschen Regierung bedeute. Es wurde nun schnell unter dem Jubel der Schwarzen ein großer Bambus als Flaggenstock vor dem Gebäude des Häuptlings aufgerichtet und bald wehte hoch auf dem Berge von Tappa die schwarz-weiß-rote Flagge. Wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten ging die Flagge unter präsentiertem Gewehr hoch und mit dem Hoch auf Se. Majestät, in welches natürlich meine kleine Truppe einstimmte, war der feierliche Akt beendet. Der Häuptling aber war noch nicht befriedigt, sondern verlangte, daß ich, wie bei den übrigen Häuptlingen, auch schießen lassen sollte. Notgedrungen war ich nun gezwungen, mit den noch scharf geladenen Gewehren den Salut zu geben. Ich nutzte aber diesen Umstand aus, indem ich ihm sagte, daß diese Ehre bis jetzt noch keinem der Häuptlinge zu teil geworden sei und bedeutete die Leute, daß sie sich nicht fürchten sollten, da die Soldaten hoch in die Äste hineinschießen würden. Ein dreifacher donnernder Salut hallte in den Bergen wieder und zum großen Staunen der Menge fielen einige dicke Äste von den hohen Bäumen hernieder.

Schon in damaliger Zeit bestand in den dortigen Gegenden ein reger Handel, namentlich nach dem jetzt englischen Gebiet westlich vom Volta hin und von dort zurück. Die mohamedanischen Haussa und die heidnischen Togoneger tauschten hier ihre Erzeugnisse aus. Leider ist in neuerer Zeit, durch die Verteilung der eigentlich zusammengehörigen Wirtschaftsgebiete auf verschiedene europäische Nationen, Engländer und Deutsche, ein Rück-

gang des Verkehrs und Handels eingetreten. Klose[5]) hat die beiden Schwesterstädte Kete und Kratyi noch in voller Blüte gesehen.

Die Handelsstadt Kete ist eine große Fremdenstadt, welche nur zu gewissen Zeiten, in welchen die Karawanen durchkommen, voll bevölkert ist. Eine halbe Stunde südlich von Kete liegt, hart am Volta, die eigentliche Eingeborenenstadt Kratyi, die Residenz des Königs Odukru und des Fetischpriesters Bossumfo. Ein schöner breiter Pfad verbindet beide Ortschaften. Während in Kratyi nur heidnische Bevölkerung wohnt, ist Kete das erste Bollwerk des Islams in diesem westlichen deutschen Sudan. In Kete wohnen fast ausschließlich mohamedanische Fremde oder ansässige Haussa. Kete selbst liegt tief in der Niederung, etwa 20 Minuten vom Voltastrom entfernt, und kommt somit weniger in das engere Überschwemmungsgebiet des Flusses. Es ist ein glühend heißes Tal, da der Untergrund, auf welchem Kete steht, nur mit einer dünnen Humusschicht bedeckt ist, unter der große Felsen lagern und kein Baum oder Strauch die Strahlen der Sonne abhält. Die Gehöfte sind dicht nebeneinander erbaut und bilden, von Mattenzäunen umgeben, 3 bis 4 Meter breite, oft aber auch sehr enge Straßen, welche infolge des großen Verkehrs an Reinlichkeit viel zu wünschen lassen. Kete zerfällt in mehrere Teile. Im Zentrum der Stadt wohnt die eigentliche Bevölkerung, welche aus eingewanderten Haussa besteht. An der Peripherie liegen die einzelnen Kolonien der verschiedenen Stämme, welche sich hier zeitweise zum Handel oder auch auf dem Durchmarsche niederlassen. Es sind dies Leute aus Salaga, Yendi im Reiche der Dagomba, aus Sugu, Tshautsho, Borgu, ja selbst aus Kanu und Bornu. Die meisten Hütten sind klein und rund, haben einen Durchmesser von 4 bis 5 Meter und sind mit einem Kegeldach versehen, dessen Spitze zur größeren Haltbarkeit des Daches häufig ein Topf ziert. Diese Hütten sind meistens aus Lehm ausgeführt, bestehen aber auch nicht selten aus Matten. In den engen Straßen sieht man überall mohamedanische Bettler hocken, die ihre Gebrechen zur Schau tragen und auf diese Weise das mitleidige Herz der Vorübergehenden zu erweichen suchen. Sonst herrscht in dieser Handelsstadt ein reges Treiben; Karawanen kommen an, die nach den Gesichtsmarken der Leute weither aus dem Norden stammen und bepackte Esel versperren oft vollständig den Fußpfad.

Nun machen wir mit Klose[5]) einen Vorstoß in die Bergländer an der östlichen Grenze, tief drinnen im Innern. Ein ganz anderes Volk wohnt hier, mit ganz anderen Sitten, als wir sie im Westen kennen gelernt haben. Das beweisen schon die eigenartigen Rundhütten mit ihren schmucken Kegeldächern und dem wunderlichen Einsteigloch, das mehr dem Schlupfloch eines Höhlenbewohners gleicht, als den uns gewohnten Eingängen in eine menschliche Behausung.

Nach Ersteigung der Paßhöhe befanden wir uns auf einem Hochplateau, welches mit niedrigem Buschwerk bewachsen war. Vor uns lag ein großes, breites Tal und die Führer teilten uns mit, daß Aledjo-Kadara nicht mehr weit entfernt sei. Aber jetzt zeigte sich erst die ganze Schwierigkeit dieses Marsches. Terrassenförmig, auf einzelnen glatten Stufen, welche die Schieferplatten des Quarzit bildeten, ging es steil bergab in das Tal des Mo, welchen wir schon früher einmal bei Dyodjega als großen Fluß unter dem Namen Mongo passiert hatten. Hier hat der Mo nur eine Breite von 10 Meter und eine Tiefe von nicht mehr als ein Viertelmeter. Es ist ein schöner, raschfließender Gebirgsstrom, welcher von dem Höhenzuge kommt, der sich zwischen Dako und Sudu von Westen nach Osten erstreckt. In diesem bis dahin noch nicht betretenen Gebiet konnten wir noch eine Menge anderer kleiner Wasserläufe feststellen und somit die Wasserscheide für eine Anzahl kleiner Bäche und Adern zwischen dem Mo im Süden und dem Kara im Norden finden. Daß bei dem nun folgenden steilen Abstieg keiner unserer Träger verunglückte und daß

unsere Pferde auf kleinen Umwegen unbeschadet in das Tal gelangten, war wirklich ein Wunder. An dem schönen Mo, der von massenhaften Wein- und Ölpalmen umgeben ist und an dem sich im Westen schöne grüne Wiesen entlang ziehen, während im Osten das Gebirge schroff ins Tal abstürzt, machten wir Halt und pflegten eine Zeitlang der wohlverdienten Ruhe.

Hoch oben auf steilen Felsen, etwa haft, wie das Pferd des Assessors Hupfeld, welches allerdings kleiner war als das meinige, wenn auch ohne jegliches Gepäck, diese Bergpartien hat nehmen können. Mein Pferd war nicht dazu imstande, und ich mußte es mitten auf der steilen Felswand stehen lassen. Nur mit Mühe erklomm ich mit einigen Soldaten, die bei mir geblieben waren, um das Pferd anzutreiben, Schritt für Schritt die hohen Felsen, während

Hütten aus Kadiumbara.

720 Meter über dem Meeresspiegel, lagen die kleinen Lehmhütten der Bewohner von Aledjo-Kadara. Nach einer kurzen Rast begann der fast unüberwindbar scheinende Aufstieg über schroffe Felsblöcke, welche die Träger mit ihren schweren Lasten schrittweise zu erklimmen hatten. Auf halber Höhe der Felswand war von einem eigentlichen Pfade überhaupt nicht mehr die Rede, nur in einer engen, ausgelaufenen Felsmulde konnte man sich von Stufe zu Stufe schwingen. Erstaunlich war es, wie die Leute diese Schwierigkeiten trotz der Lasten überwanden. Auch ist es mir heute noch rätsel- Assessor Hupfeld, der allerdings als geborener Bergbewohner mir im Klettern weit überlegen war, Aledjo-Kadara noch vor Sonnenuntergang erreichte. Die unglaubliche Gewandtheit, mit der die Bewohner von Aledjo-Kadara die Felswand erstiegen, erregte meinen Neid.

Schon lag das Tal des Mo und das gegenüberliegende Gebirge mit seinen weißen Quarzfelsen im Dunkel; der Mond stand am Firmament und warf lange Schatten über das Gebirge, als wir endlich das Hochplateau erstiegen und durch große Farmen von Guineakornfeldern in Aledjo-Kadara

einzogen, wo Assessor Hupfeld schon das Nachtquartier besorgt hatte. Hoch über den kleinen runden Hütten wehte die deutsche Flagge. Die Leute waren meistens mit einem Fell und einer phrygischen Mütze bekleidet, nur die Großen und Vornehmen trugen ein Haussahemd. Sie kauerten auf der Erde, schlugen mit der rechten Faust auf den Erdboden, und riefen beständig „ya he, ya he, ya he". Der Häuptling brachte uns eine Menge Yams und Guineakorn, auch unsern Leuten wurde Palmwein und Bier kredenzt, so daß die Anstrengungen des Tages bald vergessen waren. Nur der Gedanke ließ mir keine Ruh, ob wohl mein Pferd, das ich schon verloren gegeben hatte, noch gerettet werden würde. Da die Leute gewandte Bergsteiger sind und selbst auf diesem Hochland Pferde halten, so setzte ich eine Belohnung aus, falls sie es mir gesund zuführten. Am nächsten Morgen wurden wir schon früh mit dem Gruß „ya he, ya he, ya he", geweckt, und unser Dolmetscher Garver meldete mir, daß mein Pferd heraufgebracht sei und munter Guineakorn fresse.

Eine Bootsfahrt im Norden des Schutzgebiets, nahe der Station Sansanne—Mangu, schildert uns der leider schon den Folgen der bei seinen Forschungsreisen erlittenen Strapazen erlegene verdienstvolle Oberleutnant Preil[4]). Welche Schwierigkeiten und Gefahren legen sich nicht dem Forscher bei einer solchen Erkundungsfahrt im schwankenden gebrechlichen Einbaum auf unbekannten Gewässern in den Weg, und welche Findigkeit und Geistesgegenwart gehört dazu, sie zu überwinden! Die ganze Natur, selbst die sonst nur als hochgeschätzte Jagdbeute betrachteten Nilpferde, scheinen sich zusammen zu tun, um den Schleier nicht heben zu lassen, der über die jungfräulichen Gebiete gebreitet ist.

Mittwoch, den 22. November 1899.

Früh 5 Uhr von Manduri abgerückt. Bin 6 Uhr am 150 m breiten Oti und finde auch die beiden bestellten Kanus vor, aber in welchem Zustande! Bei dem einen fehlt ein Stück Boden, bei dem anderen die eine Längswand. Ratlos stehen die Schwarzen da; mit solchen Dingern kann man natürlich nicht den Fluß befahren. Glücklicherweise hatte ich Handwerkszeug und Nägel mitgenommen. Eine Kiste wird auseinander geschlagen, um Bretter zu bekommen; zum Dichten eignen sich die Fasern der Delebpalmenblätter. Dann werden die Kanus in wasserdichte Zeltbahnen geschnürt und durch Querriegel zu einer Fähre verbunden. Über beide Boote ließ ich ein 2 m hohes Stangengerüst bauen, auf welches das Bodenstück meines Zeltes als Schutz gegen die Sonne befestigt wurde. Zwei meiner Tischplatten lagen vorn über die vier Borde als eine Art Plattform, auf der mein Lehnsessel Platz fand. Davor quer lag mein Bettsack. Da die gebrechlichen Boote meine Begleitung und die notwendigen Lasten nicht fassen konnten, so ließ ich aus dem Sonnensegel meines Zeltes ein Floß, mit trockenem Grase gefüllt, zusammenschnüren. Auf diesem wurde verstaut eine kleine Geschenklast, eine Kochlast und zwei Säcke Mehl für meine Leute. Dieses Floß wurde mit kurzem Schlepptau an der Fähre befestigt. Zwei schwarze Soldaten und vier Träger nehme ich mit. 11 Uhr 30 Minuten vormittags setzt sich der Otidampfer unter den Zurufen meiner Leute, die auf dem Landwege nach Mangu zurückkehren, in Bewegung, um gleich darauf mit boshafter Sicherheit gegen eine Insel zu fahren und festzusitzen. Bald jedoch war die Fähre wieder in Gang, und langsam fuhren wir abwärts in das Ungewisse hinein.

Ich saß im Lehnstuhl und machte mit der Magnetnadel Aufnahmen; je drei Neger saßen in einem Boote, einer von ihnen steuerte. Sehr schwer war es, das Fahrwasser innezuhalten; denn der Strom ist nicht reißend genug, um den Lauf des Wassers genau verfolgen zu können. Die Ufer gehen auf beiden Seiten schroff in die Höhe, unbesteigbar. Sie bestehen aus einer Art Lehm und werden in der Regenzeit, wenn der Oti ganz gefüllt ist, von den Wassermassen direkt poliert. Da jedoch

das Wasser immer mehr abspült und das Ufer rutscht, so bietet letzteres ein eigentümliches Bild, als wenn man einen Querschnitt der Savanne sähe. Oben wächst Gras in Übermannshöhe, einzelne Palmen stehen schon hart am Rande, andere neigen bereits über, wieder etliche sind schon in den Oti gestürzt. Die Höhe der Ufer beträgt zwischen 3 und 8 m. Daß der Mensch kommt er wieder in einem Kanal zusammen. Manchmal bleiben wir an einer Untiefe hängen, knirschend fährt der flache Kiel auf und die Fähre steht. Durch eine Drehung um sich selbst kommt sie los; öfters jedoch muß alles bis auf mich heraus, um die Fähre wieder flott zu machen, während ich mit dem Gewehre meine Leute gegen Alligatoren schütze. Und nun wird die Fähre

Die Otifähre kurz vor Abfahrt.

hier unbekannt ist, beweisen die von Vögeln förmlich übersäten Inseln und Sandbänke. Weiter geht die Fahrt; nach einer Biegung sehen wir kein Wasser mehr vor uns, nur mit hohem Grase bedeckte Inseln. Mit dem Fernglase mustere ich die Gegend und sehe links eine auffallende Strömung. Wir steuern darauf zu und finden einen 4 m breiten Kanal mit starker Stromgeschwindigkeit. Pfeilschnell sausen wir durch das Inselgewirr, bald teilt sich der Strom, bald eine kleine Weile geschoben, nach einer Fahrrinne gesucht, und oft vergeht lange Zeit, bis wir wieder schwimmen. 3 Uhr 40 Minuten kommt links eine kleine hohe Sandbank zum Vorschein, die bis zu halber Höhe das Ufer ansteigt, so daß man ganz hinaufklettern kann. Hier wollen wir unser Nachtlager aufschlagen. Wir springen ans Land, und während die anderen alles zum Halt vorbereiten, erklettere ich mit den beiden Soldaten das Ufer, um uns nach den Fluß-

pferden umzusehen, die ihre Nähe durch mächtiges Schnaufen verraten. Vier Stück schwimmen im Oti. Bald kracht Schuß auf Schuß, und donnerähnlich wälzt sich der Schall weithin fort. Mein erster Schuß saß; denn eine mächtige Blutfontaine stieg aus den Nüstern zirka $1^1/_2$ m empor. Dann waren die mächtigen Köpfe verschwunden, und nur das blutig gefärbte Otiwasser und einzelne Luftblasen verrieten den Aufenthalt der Tiere. Ab und zu taucht blitzschnell ein

Donnerstag, den 23. November 1899.

6 Uhr abgefahren. Wieder recht viel Inselgewirr, welches tüchtig zu schaffen macht. Viele Palmen am hohen, schluchtenartig zerrissenen Ufer. Der Oti ist durchschnittlich 120 m breit. Da der Fluß nicht allzuviel Windungen macht, so hoffe ich ein tüchtiges Stück vorwärts zu kommen. Die Fahrt geht durch einen schönen Palmenwald. 4 Uhr 30 Minuten nachmittags Halt auf einer großen Sandbank. Nach

Blick auf den Oti bei Manduri vom rechten Ufer aus.

Kopf aus dem Wasser; ehe man das Gewehr an der Backe hat, ist er schon verschwunden.

Nach einer Stunde gingen und kletterten wir zum Lager zurück, wo bereits zwei mächtige Feuer brannten. Schnell war mein Essen von Konserven bereitet; nach einem Bade legte ich mich ins Feldbett, das am Rande des Ufers aufgeschlagen war. Bei der Fülle von Insekten war ein Verweilen im Freien ohne Moskitonetz nicht angenehm. 7 Uhr alles in tiefster Ruhe.

meiner Berechnung müssen wir am Zusammenflusse mit dem Borbendi sein. Zwei Leute aus einem entfernten Dorfe kommen näher, die in den am Oti liegenden Farmen gearbeitet haben. Sie sagen, daß am Ende der 1 km langen Sandbank ein großer Fluß einmündet. Es ist der Borbendi.

Freitag, den 24. November 1899.

6 Uhr 15 Minuten vormittags setzt

sich die Fähre in Bewegung. Der Oti ist 200 m breit und ohne Inseln, sodaß wir auf schöner glatter Wasserfläche fahren. Kurz nach 8 Uhr kommen die Ufer enger zusammen, schroff steigen sie aus dem Wasser empor, und der Oti wird auf 80 m zusammengedrängt. Eine kleine Biegung, und wir fahren von unseren Sitzen auf; vor uns tummeln sich über 20 mächtige Flußpferde im Wasser, außerdem viele Alligatoren. Ein Halten war nicht mehr möglich. Also durch! Schnell noch einige Befehle. Wir fahren dicht am rechten Ufer entlang. Im linken Kanu sitzen die beiden Soldaten mit ihren Karabinern; die Träger bedienen die Ruder. Die Hauptsache ist, daß kein Flußpferd unter die Fähre kommt und diese emporschleudert; dann sind wir verloren! Immer näher kommen wir. Ein mächtiges Tier ist gerade in der Fahrrinne. Langsam hebe ich mein Gewehr an die Backe, von dem Schusse hängt alles ab. In solchen Momenten zittert die Hand nie, das Gewehr liegt fest wie in einem Schraubstock, der Schuß knallt, kerzengerade steigt das mächtige Tier, noch 14 m entfernt, in die Höhe, gerade recht, um einen zweiten Schuß in die Brust zu geben. Darauf versinkt es. Jetzt gilt es so schnell wie möglich weiter, die Ruder krachen förmlich. Es war höchste Zeit; 3 m hinter uns taucht der blutüberströmte Kopf wieder auf, die Soldaten tun ihre Pflicht, und die erste Gefahr ist überwunden. Aber in demselben Moment muß ich meine Revolverkugeln, vier Stück hintereinander, einem anderen Tier ins Gesicht schießen in einer Entfernung von 5 m. Es taucht unter, um genau an der Stelle wieder emporzukommen, wo vor einer halben Minute unser Kahn gewesen war. Wieder ertönen Schüsse, die sich in ungezählten Echos in dem Cañon fortpflanzen, und auch das zweite Flußpferd wälzt sich tödlich getroffen im blutgefärbten Wasser. Hinter uns ertönt ein mächtiges Schnalzen und Knacken. Die Krokodile machen sich über die willkommene Beute.

Die anderen Flußpferde waren entflohen oder hielten sich ruhig unter Wasser. Wir fuhren weiter, nach zwei Stunden stießen wir noch einmal auf neun Flußpferde, die aber zu ihrem eigenen Glück in die Tiefe verschwanden. Eine Unmenge Inseln, durch zahlreiche Vogelwelt belebt, machen die Fahrt schwierig. Auf einmal erklingt in der Ferne ein Rauschen, das immer näher zu kommen scheint. Lauter und lauter wird es, meine Ahnung geht in Erfüllung, es kommen Katarakte. Was nun? Ich springe auf eine Insel, gehe durch das Wasser auf eine mächtige Sandbank und erklimme das 6 m hohe Ufer. Vor mir macht der Oti einen mächtigen Bogen; in der Ferne, ca. $2^1/_2$ km, kommen die Ufer auf 60 m zusammen. Ich zähle drei Katarakte, zwar nicht hoch, der mittlere eher Stromschnelle, aber trotzdem bedeutende Hindernisse. Ein Ausweichen über Land war nicht denkbar. Ich ließ die Lasten bis zu einer Insel vor dem dritten Katarakt tragen. Die Fähre kam dort nach $1^1/_2$-stündiger angestrengter Arbeit unbeschädigt an. Freilich waren wir in der glücklichen Lage gewesen, die beiden ersten Hindernisse an günstigen Stellen zu passieren. Aber das dritte! Meine Messungen ergaben einen Höhenunterschied von 1,50 m, dabei große Granitblöcke im Wasser. An der Insel vor dem Katarakt wird noch einmal gehalten, die Lasten werden aufgebunden, dann ging es fort, pfeilschnell den tosenden Fluten entgegen. Ich selbst führte das Steuer mit einem Soldaten. Nun waren wir mitten in dem Gischt. Einen bangen Augenblick hing der vordere Teil der Fähre in der Luft, dieselbe knarrte und stöhnte, die Stricke rissen zum Teil. Mit äußerster Kraft stemmten wir gegen das Steuer, ein Ruck, ein Gekrache, und wir tanzten unterhalb des Wasserfalles mit zerbrochenem Ruder, Sonnendach, ein Loch im Kanuboden und beinahe alle Querriegel zerbrochen. Noch fünf Minuten und wir landeten 5 Uhr abends an einer Sandbank. Dort schlugen wir, sehr erschöpft, unser

Nachtlager auf. $^1/_2$7 Uhr schlief alles unter dem Brausen der Katarakte.

Sonnabend, den 25. November 1899.

Nachts gegen 11 Uhr wache ich auf mit dem unbestimmten Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung sei. Auf dem anderen Ufer kam ein gewaltiger Grasbrand auf den Oti zu. Ein herrlicher Anblick, der glutrote Himmel mit den eilenden Rauchwolken. Dazu das flintenschußähnliche Geknatter der aufflammenden dürren Gräser. In kurzer Zeit stand das jenseitige Ufer in Flammen, die Wasserfälle gleichsam bengalisch beleuchtend. Gierig suchten die Flammen am Ufer neue Nahrung, doch dieses war kahl und bald war alles wieder in Dunkel gehüllt.

Früh $^1/_2$5 Uhr aufgestanden. Prachtvoller Sternhimmel. Der Mond beleuchtete die brausende und gurgelnde Wasserfläche mit seinem magischen Lichte; lange saß ich in meinem Feldstuhle und betrachtete das wunderbare Naturschauspiel, froh und glücklich, daß wir das Hindernis so gut überstanden hatten. Nach Neubau der Fähre fuhren wir 8 Uhr ab. Bis $^1/_2$11 Uhr ging es in der alten Weise, teils Inseln, teils mächtiger, 150 m breiter Strom. Dann versperrte wieder eine Flußpferdherde von 16 Stück den Weg. Wir kamen, ohne belästigt zu werden, vorbei. Kurze Zeit darauf mußten wir jedoch wieder die Passage erkämpfen; ein Flußpferd wurde tödlich verwundet. 5 Uhr abends Nachtlager auf Sandbank. Diesen Tag wenig vorwärts gekommen, da der Oti eine derartige Drehung macht, daß er fast an dieselbe Stelle zurückkommt.

Sonntag, den 26. November 1899.

6 Uhr abgefahren. Nach einer Viertelstunde sind wir wieder in einem tüchtigen Inselgewirr, so daß wir der Kreuz und der Quere, manchmal die Fähre schiebend, fahren müssen. Auf der einen Seite des Oti war ein dichter Buschwald, der zum Teil seines Haltes beraubt war, da die Wassermassen in der Regenzeit das Ufer gründlich ausgespült hatten. Das Gewirr der Wurzeln bot einen malerischen Anblick. Wieder einmal versperrten Flußpferde den Weg. Anscheinend hatten sie Familientag; denn ich sah Vater und Mutter mit sieben Kindern, letztere wie die Orgelpfeifen in allen Größen; dann waren noch sechs andere von der Verwandschaft da. Ein Soldat und ich feuerten gleichzeitig auf das Größte und trafen tötlich. Der Todeskampf des Tieres war fürchterlich; bald war es in mächtigem Satze beinahe außer dem Wasser, bald sah man die vier Füße über der blutigrot gefärbten Wasserfläche. Ich schoß noch einmal, gerade in den Rachen hinein; ein fürchterliches Gebrüll, eine Blutfontaine, daß Tier war tot und lag gleich einer Insel zur Hälfte außer Wasser. Die anderen Flußpferde waren verschwunden. Allein konnten wir natürlich das Tier nicht ans Land ziehen. Wir fuhren quer über den Strom zu einer kleinen Sandbank, wo ich schon vorher zwei Neger hatte stehen sehen. Diese erzählten, eine Stunde entfernt (Zeit zeigt der Neger nach dem Stande der Sonne) läge ihr Dorf Kalandjéri. Sie wollten sofort Leute holen. Natürlich; denn ein Flußpferd ist ein Festbraten für die Neger. Nach zwei Stunden waren auch jung und alt, Männer und Frauen mit Messern und Töpfen da. Wir hatten inzwischen eine Leine um den Kopf des Tieres gebunden und mit Unterstützung der Dorfleute wurde der Körper nach der Sandbank getreidelt und dann noch ein Stück im seichten Wasser gewälzt. Es war ein altes Weibchen; der Kopf allein hatte eine Länge von 1 m bis zum Halse. Nun begann das Schlachten, was die Neger mit fabelhafter Geschicklichkeit machten. Drei von ihnen saßen auf dem Bauche des Flußpferdes, um diesen zu öffnen, keine geringe Arbeit, da die Haut dort 2 cm dick ist. Auf dem Rücken war sie 4 cm dick und mußte mit Beilen aufgeschlagen werden. $^1/_4$4 Uhr fuhr ich weiter unter dem Dankgeheule der Kalandjérileute. Ich schätze

das Fleisch an Menge gleich drei ausgeschlachteten Ochsen. Nach einem nochmaligen Kampfe mit Flußpferden machten wir 5 Uhr abends Halt zum Nachtlager. Abends aßen meine Leute natürlich Flußpferdefleisch. Es schmeckt wie Schweinefleisch.

Montag, den 27. November 1899.

Auf der Fahrt heute nichts besonderes. Eine Stromschnelle, eine halbstündige Flußpferdejagd, um weiterfahren zu können. Nachtlager auf einem großen, terrassenförmigen Steinufer.

Dienstag, den 28. November 1899.

In der Nacht werden wir durch heftiges Schnaufen geweckt. Zum Gewehr greifen und aufspringen ist eins; leider können wir in der Dunkelheit nicht herausbekommen, was es gewesen ist. Auf dem Steinplateau sind keine Spuren sichtbar. Gleich nach unserer Abfahrt machen uns Flußpferde eine Visite; doch werden sie ebenso höflich wie bestimmt zurückgewiesen. Wir kommen nicht vorwärts. Heute wieder nach Norden gefahren, dann Biegungen von Dreiviertelkreisen gemacht, sodaß ich unseren Fortschritt nach Süden kaum 3 km schätze trotzdem wir von 6 Uhr 30 Minuten vormittags bis 4 Uhr 30 Minuten nachmittags gefahren sind. Doch möchte ich bald in Mangu sein; denn ich habe keinen Proviant mehr. Kein Kaffee, kein Kakao, kein Zucker, vor allem auch kein Salz ist vorhanden. Nur noch vier Hühner und Currypulver. Glücklicherweise sind noch Erdnüsse da. Das Schlimmste jedoch für mich ist die Ebbe in meiner Zigarrenkiste. Man muß hier schon rauchen wegen der vielen Insekten. So ergebe ich mich denn in mein Schicksal und rauche soeben die letzte Zigarre, bis die Weichselspitze Feuer fängt.

Mittwoch, den 29. November 1899.

Früh $^1/_2$5 Uhr aufgestanden mit beinahe erfrorener Nase. Nach dem Waschen, was in der Weise geschieht, daß man soweit in den Oti hineingeht, daß man sich bei diesem Geschäft nicht zu sehr zu bücken braucht, sind mir die Finger abgestorben. Mein Schleuderthermometer zeigt + 15° C. Um 6 Uhr geht es fort, nachdem ich eine Hand voll Erdnüsse gegessen und anscheinend ein Volksfest von Insekten auf meinem Halse in schlagender Weise zerstört habe. Starker Busch an beiden Ufern, viele Affen zur Abwechslung; einen großen habe ich geschossen, doch konnten wir ihn nicht bekommen wegen der Ranken und Lianen, die den Weg sperrten. Der Oti ist heute sehr freundlich, geht leidlich nach Süden, weist aber dafür ziemlich viel Baumstämme unter Wasser auf, sodaß wir öfters mit diesen zusammenstoßen. Mittags Stromschnellen, dann plötzlich in einem romantischen Felsblocktal ein Katarakt von 1,30 m Höhe und Stromschnellen. Mit ganzen Gliedern kommen wir durchnäßt darüber, um einer Jagd nach den Lasten nachzugehen, die es vorgezogen hatten, ohne menschliche Hilfe das Hindernis zu passieren. Bis auf mein einziges Glas, was ich mithatte, wird auch alles glücklich gefischt. Aber das Mehl meiner Leute! Der Mehlsack ist hart wie Kieselstein. Ein Huhn ist ertrunken. Der Oti war nicht tief, höchstens 60 cm; aber der Strom hatte eine derartige Gewalt, daß man kaum darin stehen konnte. Die Fähre war merkwürdigerweise leidlich ganz geblieben. 3 Uhr 20 Minuten drei Stromschnellen mit vielen Steinblöcken. 5 Uhr abends Halt zum Nachtlager auf einer schmalen Sandbank.

Donnerstag, den 30. November 1899.

Gestern abend 9 Uhr sprangen wir alle wie elektrisiert in die Höhe. Ganz aus der Ferne ertönt die Melodie des Zapfenstreiches. Also ist die Station Mangu nicht mehr sehr weit. Meine braven Leute tanzen wie toll vor Freude um das Feuer herum. Es war herrlich, den schönen Zapfenstreich durch die Stille der Nacht zu hören, für uns die reine Fideliomelodie. Endlich! Früh 5 Uhr wollen meine Leute schon fort; doch können wir wegen des starken Nebels nicht abfahren, ein Soldat hatte schweres Fieber.

6 Uhr setzt sich die Fähre in Bewegung

3/4 8 Uhr taucht die Station auf. Schnellfeuer ins Wasser als Signal. Wir werden erkannt und landen unter dem Jubel der herbeigeeilten Neger 1/2 9 Uhr morgens an der Kaiserlichen Station.

Wie in der geographischen Übersicht schon hervorgehoben ist, herrschen in Togo während der Regenzeit schwere Gewitterstürme, die wie in ganz Westafrika mit dem Namen „Tornado" bezeichnet werden. Einen solchen in seiner furchtbaren Gewalt und wilden Schönheit beschreibt Klose [5]) aus dem Innern.

Am Nachmittag entlud sich, wie fast alle Tage um dieselbe Zeit, ein furchtbarer Tornado, den zu schildern ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen möchte. Die Sonne verfinstert sich, der Himmel färbt sich dunkel und eilig ziehen kleine, abgerissene Wolken von dem Volta her über die Stadt. Die ganze Natur ist wie abgestorben, denn alles hat sich in die Hütten geflüchtet. Auch die Vögel sind verstummt und jene dumpfe Stille tritt ein, welche immer einem großen Unwetter vorangeht. Einzelne Windstöße künden den Sturm an und in wenigen Minuten hat er den Ort erreicht. Hohe Staubwolken, vermischt mit abgerissenen Blättern und Zweigen, wirbeln empor und der Himmel verfinstert sich immer mehr. Tiefschwarze Wolken wälzen sich heran, Blitze zucken daraus hernieder und unmittelbar darauf folgen krachende Donnerschläge. Das Unwetter tobt gerade über uns. Große Tropfen beginnen zu fallen, erst vereinzelt, dann stärker, bis in wenigen Minuten sich ein Wolkenbruch über Stadt und Land ergießt. Immer kürzer werden die Pausen zwischen Blitz und Donner und gewaltige Schläge bohren sich in das Erdreich, oder fällen die Riesen des Urwaldes, begleitet von dem Krachen des entfesselten Elementes. So rasch wie das Unwetter Schrecken verbreitend hereinbricht, so rasch geht es auch vorüber. Aber noch lange zucken Blitze aus den in der Ferne abziehenden Wolken. Der Regen wird schwächer, erquickt Menschen und Tiere und spendet den nach Feuchtigkeit lechzenden Tropenpflanzen die ersehnte Nahrung. Schon nach Verlauf einer Stunde lacht gewöhnlich die Tropensonne wieder am blauen Firmament. In der Regel setzen die Tornados in Kete während der Regenperiode im Oktober fast mit der Genauigkeit einer Uhr zwischen vier und fünf Uhr nachmittags ein. Wer um diese Zeit bei einer Temperatur von etwa 30 Grad Celsius im Schatten unter Dach und Fach sitzt, erfreut sich der Abkühlung. Wen aber ein solcher Tornado unterwegs auf der Reise trifft, der ist nach wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt. In kurzer Zeit schwellen alle kleinen Bäche an, die Wege sind durchweicht und bei jedem Schritt vorwärts rutscht man um einen Viertelschritt zurück. Die Stimmung des Negers ist unter solchen Umständen sehr gedrückt; kein Scherz belebt die Trägerkolonne und mutlos, dem Wetter grollend, schreitet sie ihrem nächsten Ziele zu. Zündet ein Blitz, so ist es interessant zu beobachten, wie verschieden sich der Haussa und der Eingeborene gegen das Feuer verhalten. Bei einem Brand in Kete habe ich bemerkt, daß die heidnischen Eingeborenen alles noch zu retten suchten, was zu retten ist. Frauen und Kinder schreien, alles schleppt Wasser herbei und ein heilloser Spektakel begleitet das Löschungswerk. Während dieses geschäftigen Treibens stehen die Haussa regungslos und stumm daneben, alles dem unerbittlichen Fatum preisgebend. Untätig und träge sehen sie dem Spiel der Flammen zu und halten womöglich noch die Eingeborenen von der Rettung ab in der Meinung, daß Allah es so gewollt habe und er allein dem Feuer Einhalt gebieten könne.

Nachdem wir uns einigermaßen das Land selbst angesehen haben, wollen wir zusehen, welche Beschäftigung und Gewerbe seine Bewohner vornehmlich treiben. Ergeben sich ja diese doch in erster Linie aus der Eigenart des Landes und seines Klimas. Togo ist in dieser Beziehung günstig gestellt und man kann den Eingeborenen nur zugestehen, daß sie ihr

Land nicht nur auszunützen wissen, sondern daß sie dies, ganz im Gegensatz zu der landläufigen Vorstellung von dem „faulen" Neger, auch mit Eifer und Geschick tun. Ich beginne mit dem Ackerbau und der Bodenverteilung und gebe Klose[5]) das Wort.

Der Grund und Boden ist im Besitz der ersten Familien, welche sich hier angesiedelt und dadurch gewißermaßen das Land in Besitz genommen haben. Es ist somit das Eigentum der alteingesessenen Gemeinde. Dieser große Grundbesitz vererbt sich immer wieder vom Vater auf den ältesten Sohn, während die unbebauten Territorien zum Nießbrauch und zur Urbarmachung an andere Familienangehörige abgegeben werden. Bei der großen Ausdehnung der Ländereien der einzelnen Ortschaften und dem verhältnismäßig kleinen bebauten Terrain bleiben noch weite bebauungsfähige Strecken übrig. Aus diesem Grunde ist es auch später zugezogenen Familien ermöglicht, leicht Land zum Anbau zu erhalten. Die Erlaubnis wird ohne Schwierigkeiten erteilt, und so haben häufig reiche Leute, welche sonst keinen eigenen Grundbesitz haben, vermöge ihrer Sklaven und vielen Frauen größere und ergiebigere Farmen, als die Besitzer des Landes. Die einzelnen Ländereien sind allerdings in manchen Gegenden nicht genau abgegrenzt; häufig bilden Flußläufe, kleine Bäche oder auch große Bäume die Merkmale der Grenzen. Stellenweise, namentlich im Gebirge, werden die Grenzen durch gewisse Gräser, welche an denselben ausgesät werden, gekennzeichnet und festgelegt. Die perennierenden Pflanzen sind den Bewohnern sowie den Nachbarn genau bekannt und werden bei Grenzstreitigkeiten von den Parteien gewissermaßen als Grenzpfähle des Gebiets oder der einzelnen Besitztümer anerkannt. Falls die Grenzen nicht genau feststehen, so ist unser schwarzer Ackerbauer behufs Feststellung derselben auf eine einfache Methode verfallen. Er fällt auf dem zweifelhaften Gebiete einfach eine Palme; falls nun in längerer Zeit von den Nachbarn kein Einspruch erhoben und das Terrain, auf welchem die Palme gefällt ist, nicht als ihr Eigentum beansprucht wird, so sieht der betreffende Farmer dasselbe als seinen Besitz an. Es werden dann auf dem Gebiete Farmen angelegt und damit sind alle Ansprüche eines anderen auf dieses Terrain ausgeschlossen.

Während der Trockenzeit wird der Busch in Brand gesteckt, die stehengebliebenen Bäume und der Busch werden mit der Hacke ausgegraben und ausgerodet, während die nutzbringenden Bäume fürsorglich verschont werden. Ebenso werden Schattenbäume für gewisse Pflanzen unberührt gelassen. Große alte ehrwürdige Riesen, die dem Bauer im Wege stehen werden zu Fall gebracht, indem an die Wurzeln oder an den unteren Stamm Feuer gelegt wird. Der Baum verkohlt langsam und der übrig gebliebene Teil des Stammes wird noch als Feuernahrungsmittel verwendet. Die einzelnen Zweige und Dornen werden als Schutz vor dem Wilde um die Farm gelegt. An den einzelnen offenen Stellen dieser Dornhecke werden von dem schlauen Bauer und Jäger Fallen für das Wild aufgestellt. Die Asche der verkohlten Pflanzen bildet eine wertvolle mineralische Düngung. Die Pflanzen werden meistens nur ein Jahr auf derselben Fläche angebaut. Allerdings bleiben gewisse Pflanzen wie Kassawa mehrere Jahre stehen und liefern so ebenfalls ihren Ertrag. Gewöhnlich wird jedoch jedes Jahr eine neue Farm angelegt. Der Boden bleibt dann sehr häufig noch einige Zeit zur Oxydation brach liegen und wird bei Beginn der Regenzeit gelockert und bebaut. Es sind somit zwei Saatzeiten und zwar beginnt die Frühjahrssaatzeit im Februar und endigt im Mai. Die Frauen besorgen mit den Sklaven die Einsaat für das Frühjahrsgemüse. Es gehören hierher vorzugsweise Erdnüsse, Bohnen, Erderbsen, süße Kartoffeln, Zwiebeln, Pfeffer, ferner Spinat und die sogenannten Gardeneggs. Diese Gemüsearten bilden mit eine große Einnahmequelle der Frauen, da ihnen allein der Erlös aus denselben zukommt. Mit

diesem Taschengeld bestreiten sie zumeist allein ihre Ausgaben für Tücher, Schmuck- oder Toilettengegenstände. Auf einem der nächsten Märkte wird die Ernte verhandelt und von dem Erlöse die neue Equipierung angeschafft. Außer diesen Gemüsepflanzen wird noch im März und April namentlich in der Ebene in großer Menge Mais, Yams dagegen im Mai oder Juni, häufig auch noch in der Sommersaatzeit angebaut. Der Yams wird in kleinen Stücken in Löchern, mitunter auch in kleinen Häufchen verpflanzt, die zum Schutze vor dem Wilde mit Reisig oder Gras eingedeckt werden. Die Sommersaatzeit beginnt vor der Regenzeit und dauert von Juni bis August. In dieser Zeit werden meistens die Reisfarmen angelegt und an der Küste die alten Kassawafarmen durch neue Felder ersetzt. Die Kassawafelder, welche fast drei Jahre Erträge liefern, werden, falls es die Zeit erlaubt, in der Frühjahrssaatzeit angelegt. Ist auch die Einsaat vollendet, so dauert doch die Mühe und Arbeit bis zur Ernte der Pflanzen. Das Reinhalten der Felder ist keine Kleinigkeit bei dieser tropischen Vegetation, wo das Unkraut zum Verdrusse der schwarzen Bauern noch weit mehr als bei uns in Europa wuchert. So sind die Frauen und Kinder, meistens auch die Sklaven in den Farmen das ganze Jahr über eifrig mit dem Ausjäten des schädlichen Unkrautes beschäftigt. Yams und Reis erfordern im allgemeinen eine höhere Kultur; man sieht daher diese Farmen fast immer wohl bestellt und von Unkraut frei. In den sandigen Küstengegenden, wo überall die dürftige Kassawa angepflanzt wird, nimmt man es mit der Reinhaltung der Felder nicht so genau. Eine solche Kassawafarm sieht dann häufig wild aus, während ab und zu dazwischen einzelne Bananen oder auch Ölpalmen das romantische Bild beleben.

Während der Zeit der Feldbestellung verlassen zum großen Teil die jungen Familien das Dorf und lassen sich in der Farm nieder, wo sie während der ganzen Zeit in einigen kleinen Grashütten hausen. Mitunter kann man auf den Farmen auch kleine Wächterhütten sehen, welche den während der Ernte die Felder bewachenden Leute als Unterkommen dienen. Jeder Dieb, der es wagt, auch nur ein paar Yamsknollen oder Reisstauden auszureißen, wird rücksichtslos von dem Eigentümer der Farm niedergeknallt, denn nach den überlieferten Rechtsanschauungen der Eingeborenen ist jeder Eigentümer berechtigt, einen auf der Tat ertappten Felddieb ohne weiteres niederzuschießen. Auch schützen die Leute ihre Felder gegen Vögel oder Wild durch Vogelscheuchen, die in kleinen Klappern oder Eisenglocken bestehen.

Die Ölpalme stellt die Hauptkulturpflanze des Togogebietes dar. Ihre Früchte, bezw. deren Öl, bilden das hauptsächlichste Erzeugnis für die Ausfuhr, finden aber auch in ausgedehntestem Maße in der Küche der Togoneger Verwendung. Daneben aber liefert diese Palme dem Eingeborenen das Material zum Hausbau und vielen anderen Dingen. Am höchsten geschätzt aber wird sie von ihm, weil er aus ihr das „Nationalgetränk", den Palmwein gewinnt. Die nachstehende Schilderung von K. Fies [1e]) geht auf alle diese Verwendungsmöglichkeiten ein, geht auch auf die Bedeutung des Palmweins gegenüber der Schnapseinfuhr ein und berücksichtigt die Möglichkeit durch bessere Verkehrsmittel den Anbau der Palme auch weiter landein als bisher lohnend zu gestalten.

Es sind zurzeit in Togo noch weite Strecken von nutzlosem Buschwerk und hohem Elefantengras bewachsen, wo Palmenpflanzungen vorzüglich gedeihen und der Bevölkerung großen Nutzen bringen würden. Jetzt trifft man größere Ölpalmenhaine gewöhnlich nur in der Nähe der Dörfer, die am Fuße von Gebirgszügen oder an Flußniederungen liegen.

Die Ölpalme (Elaeis guineensis) macht keine großen Ansprüche an den Boden, sie wächst im Innern von Togo fast überall; allerdings gedeiht sie in gutem Boden besser, als in magerem. Am liebsten wächst sie am Fuße solcher Gebirge, wo die Ver-

witterungsprodukte sich abgelagert haben und der Boden mehr eine lehmige oder gar tonige Beschaffenheit zeigt und wo außerdem die Niederschläge reichlich sind. Auch in Flußtälern, wo der Boden feucht, wenn auch sandig ist, wächst sie gut. Bei Waya am Todschiefluß, wo der Boden so sandig ist, daß der Jams kaum wächst, finden wir die üppigsten Palmenwälder. Es ist eben da feucht, und oft stehen die Palmen wochenlang während der Regenzeit im Wasser, was ihnen jedoch durchaus nicht schadet. Etwa eine halbe Stunde südlich vom Adaklu haben wir den gefürchteten, sich weit von Osten nach Westen erstreckenden Adaklusumpf, der zwei bis drei Monate im Jahr kaum zu passieren ist. Auch hier finden wir vereinzelt schöne Palmengruppen; das ganze Terrain würde sich aber nutzbringend aufforsten lassen. So liegt das Land brach; für Jams- und Maisplantagen eignet es sich nicht, da es zu feucht ist und nach jedem schweren Regen das Wasser oben steht. Würde nun etwas wenigstens für Abzug des Wassers gesorgt, so wäre das Land für die Ölpalme wie geschaffen. Ähnlich oder noch günstiger liegen die Verhältnisse am Kalagba und Nuwoenu zwischen Adaklu und Ho. Selbst auf dem steinigen Stationsterrain von Ho haben wir schöne Exemplare von Palmen. Auf trockenem, steinigem Boden wachsen sie bedeutend langsamer; aber sie können viel Trockenheit vertragen, und ich habe nie gesehen, daß eine Palme infolge von Trockenheit eingegangen ist. Außerordentlich üppig gedeiht die Ölpalme am Fuße des Agu, an den Ausläufern des Tavievhegebirges und im Tavievhe- und Matsetal; auch in den Einschnitten und Tälern des Avatimegebirges kommt sie gut fort.

Bei den primitiven Verkehrsmitteln und -wegen kommen in diesen gesegneten Distrikten Palmkerne gar nicht und Öl nur wenig in Betracht. Die Leute müßten mit einer Traglast vier bis fünf Tage nach der Küste unterwegs sein und würden nichts verdienen. Die entfleischten Kerne, deren Inhalt der Eingeborene für Seifenbereitung und zur Herstellung einer Hautsalbe nicht benötigt, werden weggeworfen und verderben. Das Öl wird im Binnenlande verkauft und für die Zubereitung der Speisen und als Brennöl verwandt. Würde natürlich über kurz oder lang eine Eisenbahn ins Innere, etwa bis Misahöhe oder Kpando gebaut werden, so würde sich die Ölpalmenkultur enorm heben; denn der Togoneger hat die Palme sehr gerne, verdankt ihr großen Nutzen und versteht es, sie rationell zu behandeln. Gerade der letztere Umstand ist für die Hebung dieser Kultur außerordentlich wichtig. Wir brauchen für diese Arbeit keine auswärtigen Kräfte. Außerdem mag darauf hingewiesen sein, daß die Ölpalme in Togo keine Feinde hat, die ihr die Lebensbedingungen stören. Die Webervögel, die es lieben, die Blätter zu zerzausen, um aus den langen, schmalen Streifen, die sie herunterreißen, ihre Nester zu bauen, kommen nur für solche Palmen in Betracht, die in einem Dorfe stehen oder in nächster Nähe desselben; denn der Webervogel hält sich, ähnlich wie unser Sperling, nur in der Nähe menschlicher Niederlassungen auf. An Palmengruppen und auch an einzelne Exemplare, die nur wenige Minuten vom Dorfe entfernt stehen, kommt er gar nicht heran; abgesehen davon, daß von einer Schädigung durch Webervögel überhaupt kaum die Rede sein kann. Wie schon erwähnt, kann sie Wasser und Trockenheit vertragen; der Nashornkäfer, welcher den Kokospalmen ungeheuer schädigen kann, schadet ihr nicht; auch die Heuschreckenschwärme lassen sie in Ruhe, während sie die Blätter der Kokospalme zuweilen bis auf die Rippen abfressen. Auch ein Begießen kennt man nicht; die ganze Pflege besteht eigentlich darin, daß man ihr von Zeit zu Zeit die unteren Äste abhaut. Was dem Hindu die Kokospalme, das ist dem Togoneger in gewissem Sinne seine Ölpalme (de). Hätte er diese nicht, so wäre er ein armer Mann, und reich ist nicht nur der, welcher Geld

und mehrere Frauen besitzt, sondern auch einen Palmenwald sein eigen nennt. Aus einer achtjährigen Erfahrung heraus, will ich es in Folgendem versuchen, zu zeigen, wie der Togoneger seine Ölpalme behandelt und welchen Nutzen er aus ihr zieht.

Eine nicht geringe Zahl von Ölpalmen wächst dem Neger, ohne daß er sie selbst pflanzt. Verschiedene Vögel lieben die reifen, rotgelben Nüsse, picken sie ab, tragen sie fort, und nachdem sie die den Kern umgebende Fleischhaut gefressen haben, lassen sie jenen auf die Erde fallen, er geht auf, und die junge Palme wächst heran, ohne daß der Neger sich dabei gerührt hätte. Sie werden aber auch vom Neger ordentlich gepflanzt. Er gräbt die reifen Palmennüsse, ohne sie entölt zu haben, draußen im Palmenhain, oder wo er solchen anlegen will, in die Erde, aus welcher sie nach etwa vier Monaten hervorwachsen. Sind die Pflanzen ungefähr einen Fuß hoch geworden, so werden sie verpflanzt, ziemlich nahe beieinander (etwa mit 1,5—2 m Zwischenraum). Oder der Palmenbauer steckt die Kerne auf dem hergerichteten Lande gleich in der richtigen Entfernung voneinander in die Erde, so daß eine spätere Umpflanzung nicht mehr nötig ist. Die Aussaat der Kerne ist mit einem religiösen Akt verbunden. An der Seite des Weges, der zum bestellten Palmacker führt, und in der Nähe des letzteren, macht der Eigentümer kleine, runde Beete zurecht. Auf jedes derselben legt er zwei Stückchen Jams und betet folgenden Spruch: „Ihr alle meine Volksgenossen, Handelsleute und Ackerbauern! Die Saaten, die ich hier gepflanzt, sie gehören auch Euch! Möge keiner von Euch den Kopf drehen und durch einen bösen Blick mein Eigentum schädigen. Möge Tauregen fallen! Der Mann erwärmt sich nicht bei dem Feuer, das im Zimmer brennt, sondern bei demjenigen, das im Freien ist (ein Sprichwort und bedeutet hier soviel als: vom Ackerbau lebt man). Ihr Saaten springt wie ein Frosch, d. h. wachset schnell! Großer Gott Sodzea, der du wohl zürnest, aber auch wieder gnädig bist, mache den Boden weich wie Öl und sende Tauregen!"

In den ersten drei bis vier Jahren sieht man nichts von einem Stamm; es scheint als ob ein Büschel Palmzweige, die in der Mitte das hellgelbgrüne Herzblatt umschließen, aus der Erde hervorwachse. Jeder Palmast hat zu beiden Seiten nicht nur die langen, schmalen, dunkelgrünen Blätter, sondern auch, namentlich von unten herauf, scharfe Dornen oder Stacheln. Hat der junge Baum 10—15, etwa zwei bis drei Meter lange Äste, so haut sie der Neger ab und läßt nur das Herzblatt und höchstens zwei bis drei junge Blätter, die das erstere einschließen, stehen. Der nur aus Mark und Fleisch bestehende Stamm entwickelt sich jetzt rasch und zeigt eine schwarze, ruppige Rinde. Nach ungefähr acht Jahren wächst der Stamm nicht mehr an Dicke, sondern nur noch in die Höhe. Die vielen Zweige, welche die Ölpalme treibt, müssen immer von Zeit zu Zeit abgehauen werden, weil dadurch ihr Wachstum beschleunigt wird. Was hier von Menschenhand geschehen muß, besorgt die Kokospalme selbst, indem sie die unteren Äste von selbst abstößt. Ist die Ölpalme acht bis zehn Jahre alt, und hat sie eine Höhe von drei bis vier Meter erreicht, so beginnt sie, Früchte zu tragen. Zwischen den Ästen wächst aus dem Stamm eine ziemlich große Blütendolde hervor, die sich ungefähr wie die Walnußblüte entwickelt, nur daß die Blüten nicht einzeln, sondern in der Blüte zusammenstehen. Die Dolden stehen rings um den Stamm herum, aufrecht zwischen den Ästen. Ist die weibliche Blüte abgestoßen, so wächst eine mit scharfen Dornen versehene Dolde aus dem Blütenstiel hervor. Zwischen den Dornen sitzen die Nüsse, die aus einer Kapsel hervorkommen, dicht beieinander. Nicht alle Fruchtknospen entwickeln sich; von den 1500 und noch mehr Knospen an dem Fruchtstengel entwickeln sich etwa 3—500 Nüsse. Diese Fruchttraube gleicht einer riesengroßen Erdbeere. Im Anfang sehen die Nüsse schwarz aus; jede hat an der Spitze ein Dörnchen.

Togo: Junger Ölpalmenhain an der Straße Lome-Palime.

Originalaufnahme des Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wohltmann.

Die Straße von Lome nach Palime durchschneidet mehrfach derartige Ölpalmenhaine, die namentlich in ihrer Jugend einen sehr hübschen Anblick gewähren. Auch in Kamerun fängt man jetzt an, die Eingeborenen zu veranlassen, Ölpalmenhaine anzulegen.

Reift die Nuß, so fängt sie an, von innen heraus gelb zu werden, bis sie, wenn sie reif ist, feurig rot erscheint. Die reife Nuß geht leicht von ihrem Sitze ab, während die unreife mit bloßer Hand nicht gebrochen werden kann. Um eine reife Traube abzunehmen, muß man erst einige Palmwedel abhauen, ehe man zum Stiel der Frucht gelangen kann. Festsitzende Nüsse kann man der spitzen Stacheln wegen nicht gut anfassen; wird nun der Fruchtbüschel abgehauen und auf die Erde geworfen, so fallen die Nüsse von selbst ab.

Diese Palmnuß ist nun zunächst für den Neger von großem Wert. Hätte sie der Neger nicht, so würde ihm das Leben fast unmöglich sein. Will die Negerfrau am Mittag oder gegen Abend die Hauptmahlzeit bereiten, so bringt sie einige Dutzend frische Palmnüsse in einem bis über die Hälfte mit Wasser gefüllten Kochtopf aufs Feuer und kocht sie weich. Hierauf bringt sie die gekochten Nüsse in einen Mörser und stößt die gelbe, mit vielen Fasern durchzogene Fleischmasse von dem inneren schwarzen und harten Kern los. Die ganze zerstoßene Masse wird nun in eine mit vielen kleinen Löchern versehene Kalabasse gebracht und samt dem Wasser, in dem die Nüsse gekocht wurden, geseiht. Die schwarzen Kerne (Kernel) samt den Fasern, die in dem Sieb zurückbleiben, werden auf die Seite gelegt oder auch weggeworfen. Die reine, gelbe und ölhaltige Brühe wird in den eigentlichen Suppentopf gebracht und mit den nötigen Zutaten von Salz, Pfefferschoten, Fetri oder Kaschokeln (das ist ein sehr nahrhaftes und eiweißhaltiges Gemüse, die einzelnen Früchte haben die Form einer Karotte, nur daß sie nicht glatt, sondern gefurcht sind) und einigen getrockneten Fischen oder sonstigem Fleisch ein bis zwei Stunden auf dem Feuer gekocht. Das ist die berühmte Palmölsuppe, die mit dem Nationalgericht der Togoneger, dem Fufu oder Jamsbrei, verzehrt wird.

Der Nutzen dieser Palmnuß erweist sich aber noch viel ausgiebiger in der sehr einträglichen Ölbereitung. Gewöhnlich werden die frischen Palmnüsse in der Nähe des Dorfes auf einem freien Platz ausgebreitet, um von der tropischen Sonne erhitzt zu werden. Das dauert so lange, bis sie „schwitzen" oder, wie der Neger sagt, das Öl zum Vorschein kommt. Sind die Nüsse nach Wochen so weit, so werden sie in ein mit Steinplatten ausgelegtes Loch gebracht, das oben einen Durchmesser von 1—2 m hat, etwa 1 m tief ist und sich nach unten hin verengt. Jetzt beginnt das Geschäft der Frauen. Mit einem 2 m langen, nach unten zugespitzten Pfahle stoßen sie das Fleisch von den Nüssen. Gewöhnlich stehen mehrere Frauen um das Loch herum und stampfen aus Leibeskräften. Ist der harte Kern von seinem Fleische befreit, so wird Wasser in die Grube gegossen. Dadurch tritt das Öl an die Oberfläche und wird jetzt abgeschöpft. Die vielen Fleischfasern werden noch, um sie gründlich vom Öl zu reinigen, mit den Händen ausgerungen. Jetzt hat die Frau ihr ami mumu, d. h. frisches Öl. Sind schlechte Nüsse mit ausgestampft worden, so schmeckt das Öl darnach, und nicht umsonst sagt der Neger in seinem Sprichwort: Deku deka kple deku kata, d. h.: eine Palmnuß ist imstande, alle Palmnüsse zu verderben. Da dieses frische Öl nun aber noch viel Wasser enthält, so wird es aufs Feuer gebracht und tüchtig gekocht, bis nur das reine Öl zurückbleibt. Dieses wird nun noch um der feinen Fasern willen durch feingelöcherte Kalabassen gesiebt. Dann wird das so zubereitete Öl in große Tontöpfe gebracht, mit einem Deckel geschlossen und mit Lehm gut verklebt. Ein großes Quantum dieser trüborangegelben Fettmasse wird von dem Neger selbst im Lande verbraucht. Die Küstenbewohner sind, da die Ölpalme bei ihnen nur spärlich vorkommt, darauf angewiesen, dieses Öl für die Zubereitung ihrer Speisen zu kaufen. Ihren Suppensaucen wird dieses reine Öl zugesetzt und mit Akple, das ist ein aus Maismehl in Wasser gekochter, dicker Brei, zusammen verzehrt. Auch die

kleinen Fische der Lagune pflegt die Negerin in diesem Öl zu braten; sodann werden drei bis vier Brotarten als kleine, runde Kuchen in Öl gebacken. Im Innern des Landes, wo das Petroleum noch sehr selten und teuer ist, dient es dem Eingeborenen in einer primitiven Lampe als Brennöl. Letztere ist eine kleine, viereckige Blechschale, an welcher die vier Ecken etwas eingedrückt sind. In die mit Palmöl gefüllte Schale legt der Neger einen fingerdicken, aus Baumwollfäden gedrehten Docht; das obere Ende desselben ruht auf einem nach außen verlängerten Einschnitt einer Ecke. Dieses Ende wird angesteckt und von Zeit zu Zeit mittels eines Stäbchens mit Palmöl bestrichen. Es ist dies aber ein qualmiges, schlechtes Licht. Eine weitere Verwendung findet das Öl zur Bereitung der Landesseife. Auch zum Einsalben seiner spröden Haut gebraucht es der Neger; doch muß es zu diesem Zweck noch stundenlang gekocht werden, bis es weiß oder wenigstens hellgelb wird. Die Eingeborenen gebrauchen aber zu diesem Zweck lieber das aus den Nüssen des Jo-Baumes gewonnene Fett, Jokumi genannt; noch angenehmer ist ihnen europäische Pomade. Der weitaus größte Teil dieses Palmöles, das hinter dem Küstenstrich und bis auf 4 Tagereisen ins Innere hinein produziert wird, kommt in den Handel und wird nach Europa ausgeführt. Wie ich in Akuse, einem für Palmöl sehr bedeutenden Ort jenseits des Volta, gesehen habe, kochen die Kaufleute das Öl in großen eisernen Kesseln noch einmal, bevor sie es kaufen.

Die eigentlichen Kerne oder Steine, die nach dem Stampfen in der Grube zurückgeblieben sind und schwarz oder dunkelgrau aussehen, werden an der Sonne getrocknet und, falls der Weg nicht zu weit, an den Kaufmann oder schwarzen Händler verkauft resp. als Tauschobjekt gegen europäische Waren angeboten. Diese sogenannten Kerneln werden zu Tausenden von Zentnern jährlich von Westafrika ausgeführt. Früher wurden diese Nüsse oder Kerne von den Negerfrauen mit einem Stein aufgeklopft, der Kern, etwa in der Größe einer Haselnuß, herausgenommen und in größerer Anzahl geröstet, gemahlen (auf der Handmühle) und ausgekocht. Dies so gewonnene Öl verwandte man hauptsächlich für Seife, auch wurde es bei Hautausschlägen zum Einreiben gebraucht, da ihm eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird. Doch geben sich die Negerfrauen heute nur selten zu dieser langweiligen Arbeit her.

Die Ölpalme liefert dem Eingeborenen aber auch den sehr geschätzten Palmwein, das Nationalgetränk der Togoneger. Ist die Palme zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so ist sie auch fähig, Palmwein zu geben. Sie muß aber zu dem Zweck gefällt werden. Wie oben gezeigt, werden die Palmen dicht gepflanzt, und schon deshalb muß eine Anzahl Bäume herausgenommen werden (wie dies ähnlich in unseren Forsten geschieht); überdies wachsen wieder junge nach. Bei der Kokospalme ist es allerdings so, daß, wenn sie Wein liefern soll, der Bauer hinaufklettert und den Blütenstengel oben abschneidet. Aus diesem fließt dann der Saft in einen oben festgebundenen Topf. Die Palme wächst fort, und die Früchte an den übrigen Fruchtstengeln wachsen und reifen weiter. Unsere Ölpalme liefert aber nur dann einen genießbaren Wein, wenn sie gefällt und, wie im Folgenden gezeigt werden soll, behandelt wird. Palmwein wird übrigens das ganze Jahr gemacht; die beste Zeit jedoch ist die trockene, heiße Jahreszeit von Dezember bis März. Da hat der Neger Zeit, diese Arbeit zu tun; außerdem steht die Palme in dieser Zeit gut im Saft, und kein Regen verdirbt den Wein. Handelt es sich nur um wenige Exemplare, dann besorgt gewöhnlich der Eigentümer die ganze Arbeit selbst; höchstens hilft ihm ein Freund beim Fällen der Bäume.

Soll aber Palmwein im Großen gemacht und zu diesem Zweck 60—80—100 Palmen gefällt werden, so ist das eine äußerst umfangreiche Arbeit, an der der Palmenbesitzer jedoch nur geringen Anteil nimmt.

Zunächst geht der Palmenbesitzer, vielleicht von seinen Söhnen begleitet, in den Palmenhain und vollzieht einen religiösen Akt. Er hat ungefähr ein halbes Pfund Maismehl mitgenommen, wovon er die Hälfte mit Palmöl vermischt. Beide Mehlsorten legt er unter die dem Fetisch gepflanzten Palmen, die den besonderen Namen „Akode" tragen und nie gefällt werden dürfen. Dann nimmt er das reine, weiße Mehl in die Hand, ruft die Namen aller seiner Vorfahren, welche diesen Palmenwald besessen, und betet: „Wenn ich jetzt Palmen fällen will, so tue ich das nicht von mir aus, sondern im Auftrage meiner Väter, auch treibt mich Hunger und Leben dazu. Ich bin auch bei diesem Palmenwald geboren und groß geworden, und darum darf ich wohl, wenn mich der Hunger plagt, die Nüsse essen, welche ich finde, wenn ich hierher komme. Deshalb möge den Leuten, die ich jetzt senden werde, um Palmen zu fällen, nichts passieren! Möge, o Gott, ihnen alles wohlgelingen, und mögen sie mir alles, was sie finden, Totes und Lebendiges, bringen!" Das weiße Mehl streut er während des Gebetes als Fetischgabe und Dankopfer unter eine Fetischpalme; hierauf nimmt er auch das mit Palmöl vermischte Mehl in die Hand, und, während er um die Fetischpalmen herumgeht und es dabei auf die Erde fallen läßt, sagt er: „Wer kein weißes Mehl ißt, möge dieses gelbe hinnehmen!"

Hat der Palmenbesitzer so seiner religiösen Pflicht genügt, dann geht er nach Hause und bittet 15—20 junge Männer aus seiner Verwandtschaft, ihm die Palmen zu fällen. Die Leute werden dechola (de = Palme, cho=herausnehmen, la ist der Artikel) genannt und haben weiter nichts zu tun, als die Palmen zu fällen, was sie in einem Tage fertig bringen. Der Bittsteller hat jedem der Männer das erforderliche Werkzeug zu geben. Letzteres heißt dzo und ist ein 20—30 cm langes, obenherein hohles, nach untenhin breiter werdendes, scharfes Eisen, das von den Eingeborenen geschmiedet wird. Oben in die runde Öffnung wird ein ca. 1,5 m langer Holzstiel getrieben. Mit diesem Werkzeug, das nach unten zu ganz unserer Axt gleicht, werden, nachdem rings um die Palme herum die vielen Wurzeln etwas bloßgelegt sind, dieselben direkt unter dem Stamme abgestoßen, bis derselbe fällt.

Nachdem so alles vorbereitet, führt eines Morgens der Palmenbesitzer seine Arbeiterschar in den Palmenhain, wo er ihnen die betreffenden Palmen, welche herausgenommen werden sollen, bezeichnet. Er selbst geht nun nach Haus und sorgt dafür, daß für den Nachmittag, wenn die Arbeiter nach Haus kommen, ein kräftiges Mittagessen für sie bereit ist. Seine Söhne oder Verwandten bleiben draußen, überwachen das Ganze und sorgen für Trinkwasser. Das Fällen der Palmen ist entschieden die schwerste Arbeit beim Palmweinmachen. Sind die Stoßeisen stumpf geworden, so werden sie auf einem eigens zu diesem Zweck mit hinausgenommenen Schleifstein geschärft. Gegen Mittag ist die Arbeit getan. Die Leute gehen nach Haus, nehmen ein Bad und essen hierauf bei dem Palmenbesitzer. Letzterer begibt sich am folgenden Morgen mit Frau und Kindern zu jedem einzelnen dechola und sagt ihm Dank. Lohn in Geld gibt es nicht; aber wenn die Palmen später Wein liefern, so bekommt jeder einige Kalabassen als Dank.

Nachdem die Palmen 1—2 Wochen so gelegen haben, bittet der Besitzer etwa fünf Männer, die ihr Geschäft gut verstehen, die Zweige von den Palmen zu entfernen und letztere anzuzapfen. Diese Leute sind Fodelawo (fo = Palmast, dela = der Entferner, wo = Pluralform). Zu ihrer Arbeit brauchen sie jeder ein gewöhnliches Messer, ein Buschmesser und eine schmale Axt. Letztere muß ihnen der Arbeitgeber besorgen. Mit Buschmesser und Axt hauen sie zunächst hart am Stamm die Äste ab. Dann wird da, wo das markige Fleisch in das Herzblatt ausläuft, ein etwa 20—25 cm langes und 15 cm breites Loch in den Stamm ge-

schnitten bis beinahe auf die Rinde der unteren Seite des Stammes. Damit haben die Fodelawo ihre Arbeit getan. Haben sie ein großes Quantum von Palmen anzuzapfen, so müssen sie etwa zwei Tage, von morgen bis gegen nachmittag, arbeiten. Vormittags essen sie nur Jams, der draußen geröstet wird; gegen mittag schickt ihnen der Arbeitgeber ein kräftiges Mittagessen hinaus, auch etwas Rauchtabak, damit sie ihre Arbeit gut machen. Mit klingender Münze werden auch sie nicht bezahlt, sie bekommen späterhin ebenfalls ihren „Schluck" Palmwein. Ist der Palmenbesitzer geizig und schickt kein gutes Essen, oder kommt der Essenträger zu spät, so daß die Arbeiter auf ihrem Heimweg ihm begegnen, so haben sie Zorn und essen nicht mehr. Es kann dann vorkommen, daß der eine oder andere der Männer am folgenden Tage mehrere Palmen verdirbt, dadurch, daß er sie schlecht anzapft.

Jetzt beginnt die eigentliche Palmweinbereitung. Hiermit hat der Palmenbesitzer bereits vier bis fünf Männer aus seiner Verwandtschaft und ebensoviele Knaben, diese im Alter von 12—14 Jahren, beauftragt. Die ersteren sind die achakpalawo (kpa = ziehen und in Verbindung mit acha = Wein gewinnen); die Knaben heißen achayolawo (yo = rufen, in Verbindung mit acha bedeutet es, den Palmwein durch Feuerblasen flüssig machen).

Nachdem die Palmen angezapft sind, beginnen die achakpalawo sofort ihre Arbeit, indem sie mit einem runden, scharfen Eisen (eine Art Bohrer, den der afrikanische Schmied für 25 Pf. anfertigt) am Boden des Loches durch die untere Rinde hindurch eine kleine, runde Öffnung bohren. Durch dieses kleine Loch wird eine ausgehöhlte Holzröhre gesteckt, die mit dem unteren Ende in einen daruntergestellten Topf mündet. Soviele Palmen, soviele Töpfe; jeder kostet 5 Pf. und wird von den afrikanischen Töpferinnen geformt und gebrannt. Der Saft fließt nun nach oben in das Loch und kommt Tropfen um Tropfen durch die Röhre in den Topf. Letzterer sowohl, als auch die Öffnung an der Palme wird mit dem flechtenartigen Zeug, aus dem der Blütenstengel hervorwächst, gut verschlossen; sonst würden sich die wilden Bienen über den zuckerhaltigen Stoff hermachen.

Am ersten Tage kommt ein Saft, Tugum genannt, der süßlich ist und einen widerlichen Beigeschmack hat. Von den Männern wird er verachtet; die Frauen dagegen trinken ihn gerne; sie vermengen ihn wohl auch mit Maismehl und kochendem Wasser und machen sich einen Brei (dzogbo) daraus, den sie mit großen hölzernen Löffeln essen. Der Saft nun, welcher am folgenden Morgen und Abend weggenommen wird, heißt Dante, ist sehr süß, etwas klebrig und führt stark ab. Das ist der Wein der Frauen, die ihn mit Vorliebe trinken. Nachdem nun am zweiten Tag gegen Abend der letzte Dante weggenommen ist, wird das Loch der Palme ausgebrannt, nicht aber wird, wie C. Heßler in seinem Buch „Die deutschen Kolonien" (Beschreibungen von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen, vierte Auflage, Leipzig 1887) Seite 207 sagt, an den Wurzeln Feuer angelegt und dadurch der im Stamme befindliche Saft nach oben getrieben. Ein Junge bindet eine Anzahl dürrer Palmrippen zusammen, steckt dieses dünne Bündel mit dem unteren Ende ins Feuer; sobald die Palmrippen glühen, steckt er sein Bündel in das Loch der Palme, und zwar gegen das Herz derselben, und bläst durch eine Holzröhre Luft in die Glut. Diese Erhitzung ist eigentlich der „Anstich". Durch das Ausbrennen, das etwa 4—5 Minuten bei jeder Palme in Anspruch nimmt und jeden Abend wiederholt werden muß, verliert der Saft seinen Beigeschmack, wird heller und stärker, und die Poren bleiben geöffnet. Ist die Palme so ausgebrannt, daß die Wände des Loches schwarz sind, so kommt der achakpala und schneidet mit einem scharfen Messer ganz wenig von den Wänden, namentlich dem Herzen zu, weg und verschließt das Loch. Das wiederholt er jeden Morgen und Abend, nachdem er

zuvor den Palmwein weggenommen. Die achakpalawo und achayolawo müssen daher, solange der Saft läuft (etwa 4 Wochen), jeden Tag mehrere Stunden im Palmenhain sein. Für ihr tägliches Essen müssen sie selbst aufkommen, d. h. sie dürfen vom Abendpalmwein zusammen für 50 Pf. verkaufen, wofür sie sich das nötige Fleisch usw. anschaffen. Sodann kann jeder trinken, soviel er will; außerdem bekommt jeder der Männer vom Morgenpalmwein zwei Kalabassen geschenkt, und schließlich erhält jeder von ihnen drei bis vier Palmen, jeder der Jungen ein bis zwei Stück, deren Saft sie für sich verkaufen, als Lohn.

In den ersten 16 Tagen fließt der beste Wein, während der 10—13 Tage nachher wird er immer stärker. Der Palmwein wird jeden Morgen und Abend abgenommen und zunächst in große Töpfe, die auf einem schön geebneten Platz im Palmenhain eingegraben sind, geschüttet. Diese Stelle ist der Verkaufsplatz und das öffentliche Wirtshaus. Der Morgenpalmwein wird gewöhnlich nach auswärts in die umliegenden Ortschaften verkauft; auch Händlerinnen kaufen ihn, eilen mit ihrer Last zum Markt oder an belebte Durchgangsstraßen, wo sie den Wein mit Gewinn an die Fremden verkaufen. Was morgens nicht abgeht, wird abends mit verkauft. Der Abendpalmwein bleibt gewöhnlich im Dorf; ein großes Quantum wird schon im Palmenhain getrunken. Von nachmittags 3 Uhr stellen sich die meisten Männer ein mit der Kalabasse und etwas Muschelgeld in der Hand. Von allen Seiten kommen sie von ihren Plantagen hier zusammen. In das Dorf wird der Wein nur gebracht, wenn große Menge vorhanden ist oder wenn ein gemeinsames Trinkgelage veranstaltet wird, was gewöhnlich an oder nach einem Gerichtstage geschieht. Wird der Palmwein nicht zu rasch an Ort und Stelle getrunken, so nimmt jeder noch ein Töpfchen auf dem Kopf nach Hause mit. Auf dem Palmweinplatz herrscht immer die fröhlichste Stimmung; die Männer treiben Politik und besprechen die Tagesgeschichten, dabei trinken sie und rauchen gemütlich ihr Pfeifchen. Tabak wird an Ort und Stelle von einer Verkäuferin angeboten. Oft treibt erst die hereinbrechende Dunkelheit die fröhliche Gesellschaft auseinander.

Der frische Saft, am besten mit frischem Apfelmost, auch in seiner Wirkung, zu vergleichen, ist süß und schmeckt sehr angenehm, falls die Bedienung der Palme eine reinliche ist. Bleibt der Palmwein stehen, so gährt er stark, wird sauer und berauscht. Dieser Wein, „Safi" genannt, wird nur bei großen Festlichkeiten, wie Totenkostüm, Häuptlingswahl, Königswahl usw., getrunken. Weil die erforderlichen Quantitäten nicht an einem Tage produziert werden können, kaufen die Leute den Palmwein von etwa drei Tagen hintereinander auf und schütten ihn in große Töpfe, wo er durchweg zu „Safi" wird. In manchen Gegenden wird scharf darüber gewacht, daß der Palmwein nicht mit Wasser vermischt wird; an anderen Orten, zum Beispiel im Nyambr-Gebiet am Agu, darf kein reiner Wein verkauft, sondern muß mit einem Drittel Wasser vermischt werden.

Der Preis für den Wein ist verschieden; gewöhnlich kostet die Kalabasse ($^1/_2$—$^3/_4$ l) einen Pfennig, an Markttagen wird das Doppelte und Dreifache bezahlt. Eine reife Palme wird 22—30 Tage fließen, und der Erlös aus Wein beträgt für das Stück 1 Mk. bis 1,50 Mk.

Der älteste der Palmweinbauern oder der nächste Verwandte des Eigentümers hat während der Palmweinperiode die Aufsicht über das Ganze; er hat auch das Geld für den verkauften Wein an Ort und Stelle zu vereinnahmen und genaue Rechnung zu führen. Zu diesem Zweck hat er eine Anzahl Schnüre im Palmenhain. So oft er für 1 Mk. Wein verkauft, fädelt er in eine bestimmte Schnur eine Muschel oder einen Maiskern; verkauft er für 50 Pf., so fädelt er in eine andere Schnur einen Kern oder einen halben ein; ebenso hat er seine besondere Schnur für 25, 20, 10, 5 und 1 Pf.

Hat er so seine Eintragungen gemacht, so übergibt er das ganze Geld, Silber oder Muschelgeld, einem seiner Genossen, der zugleich sein Zeuge ist. Dieser bewahrt das Geld auf bis zum Schluß der Periode, da dann großer Rechnungsabschluß gemacht und der ganze Betrag abgeliefert wird. Jeden Abend gibt aber der Vertrauensmann dem Besitzer Bescheid, was eingegangen; dieser hat auch seine verschiedenen Schnüre und macht dieselben „Buchungen" wie jener. Wenn alles vorbei, ist Rechnungsablage; erst werden die in den Schnüren gesammelten Muscheln oder Maiskörner, dann die Geldsumme gezählt. Ist das Geschäft gut ausgefallen, so bekommt jeder der Palmweinbauern noch ein kleines Geldgeschenk.

Nachdem der Saft abgezapft ist, stirbt die Palme und der Baum fällt rasch in sich zusammen. Von einer Verwendung des Stammes zu Brenn- und Baumaterial kann gar keine Rede sein. Und doch findet man kaum eine Negerhütte, die nicht, was Holzwerk betrifft, gerade von der Ölpalme hergestellt ist. Baut der Togoneger sein Haus, so steckt er auf 30 cm Entfernung Pfähle in den Boden; an diese wird auswendig und inwendig der gespaltene Palmast, immer 13—20 cm voneinander entfernt, quer festgebunden. Die so hergestellten Wände werden hierauf von innen und außen mit Lehm beworfen und mit der Hand glatt gestrichen. Was bei unseren Häusern die Latten auf den Dachsparren sind, das ist der Palmast bei der Negerhütte. Auf die Dachstangen bindet der Neger die Palmäste quer fest. Ist nun eine Schicht dürres Gras aufgetragen, so werden wieder Palmäste quer darüber gelegt und diese mit den unteren mittelst dürrer Schlingpflanzen verbunden. Der Dachdecker benützt hierzu eine Nadel, die ebenfalls aus dem Palmast hergestellt ist. Damit das Dach schön aussieht, wird die letzte Schicht Gras an den darunter liegenden Palmästen „festgenäht". Der Neger gebraucht ferner die Palmäste zu Türen und Einfriedigungen, zur Errichtung seines Badezimmers; die Plantagenhütte besteht, außer wenigen Pfählen und der Dachbedeckung, ganz aus Palmenästen. Aus den geschlitzten Palmrippen stellt der Neger auch Fischkörbe, Maiskörbe usw. her. Kräftige Palmäste werden auch als Yamsstangen, an denen sich die Yamsranke hinaufwindet, benützt. Bei der Errichtung des Yamshauses, in welchem die reifen Yamsstücke an den Innenwänden festgebunden und aufbewahrt werden, spielt der Palmast eine wichtige Rolle. Die biegsamen Enden der langen Wedel bindet die Negerfrau zu einem Besen zusammen und kehrt damit jeden Morgen ihr Gehöft.

Aus dem Gesagten erhellt, wie hochwichtig die Ölpalme auch für den Neger ist, und daß er es versteht, dieselbe vernünftig zu behandeln und sich nutzbar zu machen. Es ist für die Kolonie wie für das Mutterland von großer Wichtigkeit, daß die Palmenkultur möglichst gefördert wird. Leider ist in den letzten Jahrzehnten in den mir bekannten inneren Distrikten von Togo auf diesem Gebiet nicht nur kein Fortschritt, sondern ein Rückgang zu verzeichnen. Das bestätigen mir auch ältere, durchaus glaubwürdige Neger. Es kommt nicht mehr oder höchst selten vor, daß in dem Umfange, wie vorhin gezeigt, Palmwein gemacht wird; erstens gibt es nicht mehr soviele Palmen, weil selten nachgepflanzt wird, und zweitens scheuen die Leute die nicht leichte Arbeit. Fragt man nach der Ursache, so bekommt man die Antwort: Der Branntwein untergräbt die Palmenkultur. Man hat zwar schon das Gegenteil behauptet und den Satz aufgestellt: Wir müssen den Branntwein einführen, denn trinken muß der Neger; trinkt er keinen Branntwein, ruiniert er zu dem Zweck die Palmenhaine und in Verbindung damit die Ausfuhr von Kernen und Öl. Das ist aber, abgesehen davon, daß der Neger nicht trinken muß und zwischen den Wirkungen des Branntweins und denjenigen des Palmweines ein sehr großer Unterschied ist, eine ganz verkehrte Ansicht und widerspricht den tatsächlichen Verhältnissen. Wo

der Branntwein ganz oder teilweise an die Stelle des Palmweins getreten ist, da gibt es auch keine richtigen Palmenhaine mehr. Ein durchaus glaubwürdiger, vernünftiger und an Erfahrungen reicher Neger hat mir einmal gesagt: „Früher wurden viele Palmen gepflanzt, heute nicht mehr; denn die Leute scheuen die Arbeit, sie können sich ja, seitdem der Branntwein so billig und überall zu haben ist, schon für 25 Pf. zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Rausch antrinken". Früher wurde der Gast vom Gastgeber mit

Markt in Palime.
Zur Verfügung gestellt vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee.

Palmwein bewirtet, heute stellt sich letzterer ein Armutszeugnis aus, wenn er keinen Branntwein vorsetzt. So verhält sich die Sache, mag man dagegen sagen und schreiben, was man will. Der Branntwein verdrängt nicht nur den Palmwein, sondern die Palme selbst. Und wo Palmwein ist, da finden sich auch Öl und Kerne genug.

Man braucht nicht nach Togo zu gehen, um sich zu überzeugen, wie der Branntwein seine Verehrer demoralisiert, faul und interessenlos macht. Und wenn Prof. Dr. Wohltmann in seinem Bericht, Seite 221, sagt, daß seines Erachtens unsere Aufgabe in Togo vor allem die ist, die Eingeborenenbevölkerung in jeder Beziehung zu fördern, um so den größten Gewinn aus ihr zu ziehen, so gehört dahin gewiß auch die Beseitigung oder Einschränkung solcher Mittel, die gerade in Togo geeignet sind, eine gesunde Kulturentwicklung unter den gut beanlagten und fleißigen Bewohnern zu hindern.

Es ist sehr erfreulich, daß die Regierung durch die letzte bedeutende Zollerhöhung die Einfuhr von Branntwein erheblich erschwert hat. Schreiten wir auf dieser Bahn weiter und kommt dazu die Fürsorge für Verbesserung der Wege, Anlagen guter Brunnen, Sicherstellung von gesundem und reichlichem Wasser, und wird die schon oft besprochene Eisenbahn von Lome nach dem Innern über Misahöhe gebaut, und können die Palmbauern ihre Produkte an Öl und Kernen, ohne sie Tagereisen weit auf dem Kopf tragen zu müssen, in nächster Nähe zu annehmbarem Preise verkaufen, so wird das einen ungeahnten Aufschwung der Öl-

palmenkultur in den fruchtbaren Binnendistrikten zur Folge haben und dem Mutterland selbst großen Nutzen bringen.

Eng mit dem Lande zusammen, wie der Landbau, hängt auch die Jägerei und Fischerei. Die Jägerei schildert uns Klose[5]) in eingehender Weise. Wie man daraus ersehen kann, ist das Gewerbe des Jägers in Togo nicht leicht und noch dazu wenig geachtet. Die eigentümlichen Sühnungsgebräuche, denen sich der erfolgreiche Jäger unterziehen muß, geben wohl den Schlüssel für diese „Unehrlichkeit" der Jägerei in Togo. Die Tötung eines Wildes gilt offenbar als ein Eingriff in die Rechte der Gottheit, als ein Frevel gegen ihre Gebote. Zugleich erinnern diese Gebräuche sehr an die ganz ähnlichen der Indianer nach Erlegung eines Büffels oder eines Grizzlybären.

Tagelang stellen die eingeborenen Jäger unermüdlich dem Wilde nach. Auch gibt es passionierte Jäger, welche längere Zeit außerhalb des Dorfes in kleinen Hütten im Busch oder an den Farmplätzen leben und dem Wilde auflauern. Jedoch stehen diese Leute in keinem großen Ansehen bei der übrigen Bevölkerung und werden als faul und arbeitsscheu angesehen. Die Ausrüstung eines solchen Jägers macht einen drolligen Eindruck, wenn derselbe früh am Morgen würdevoll zur Jagd geht oder des Abends zurückkehrt. Eine Kappe, welche fast wie ein rundes Körbchen aussieht und von Flechtwerk hergestellt ist, bildet das Hauptbekleidungsstück. Ein armseliger, häufig zerfetzter Lappen ist um die Hüfte geschlungen, um die Scham zu bedecken, während ein breiter, großer Gurt aus Leder die Munition in sich birgt. Dieser Gürtel enthält, ähnlich dem europäischen Patronengürtel, Holzgefäße in kleinen Ledertäschchen, welche mit grobem Negerpulver gefüllt sind. An der Seite hängt ein kleiner Beutel aus Leder oder Zeug, in welchem die Geschosse, die aus gehacktem Blei oder auch aus kleinen runden Steinchen bestehen, aufbewahrt werden. Ferner sind an dem Gurt kleinere Messer zum Ausweiden des Wildes befestigt. Mitunter trägt auch ein solcher schwarzer Jägersmann an einem Bindfaden ein Paar Amulette, welche ihm Glück bringen sollen und aus einem Paar Leopardenzähnen oder aus einigen Antilopenhaaren oder aus den Federn eines Raubvogels bestehen. Eine große Steinschloßflinte bildet die eigentliche Waffe, welche in der Regel geschultert getragen wird. Jedoch wird sie an dem nach vorn gerichteten Lauf angefaßt, so daß der schwere Kolben, welcher mit verschiedenen Glück bringenden Jägerfetischen, wie Kaurimuscheln, Büffelschwänzen u. dgl. geschmückt ist, seines Gewichts halber nach hinten getragen wird. In dieser Weise ausgerüstet, sucht der Jäger die Spuren des Wildes auf, welches sich namentlich in dieser Gegend bei der Trockenzeit an den in geringer Anzahl vorhandenen Wasserplätzen aufhält. Tage und Nächte lang liegt er nun, ohne sich durch die Insekten und die lästigen Moskitos stören zu lassen, regungslos auf dem Anstande, um die Beute zu erhaschen. Was für eine Ausdauer dazu gehört, kann man daraus entnehmen, daß wir Europäer trotz unserer weittragenden vorzüglichen Gewehre nur sehr selten, mitunter garnicht zum Schuß gelangen; daß diese Leute mit ihrer nur 20 bis 30 Schritt tragenden Donnerbüchse überhaupt Erfolg haben, verdanken sie außer ihrer Geduld hauptsächlich der Zeit, welche sie darauf verwenden und ihrer vollkommenen Unempfindlichkeit gegen Moskitos und andere derartige unangenehme Gäste. Hauptsächlich erlegen sie in dieser Gegend die fast überall vorkommenden Antilopenarten, wie Schirr-, Pferde- und Kuhantilope, auch werden zuweilen Büffel und Leoparden erbeutet. Aber auch noch auf andere Art wird die Jagd auf dem Anstande ausgeübt. Es werden Steinschloßflinten an den Stellen angelegt, wo das Wild verkehrt, dort werden Fäden gezogen, welche mit dem Schloß der Flinte in Verbindung stehen, in der Richtung des Laufes gehen und bei der geringsten Berührung die ausgelegten Flinten entladen. Das

ahnungslose Wild, welches diese Fäden passiert, wird dann durch die ausgelegten Flinten zur Strecke gebracht. Dieses Verfahren hat namentlich für den Europäer, der sich selbst auf der Pürsche befindet und die Warnungszeichen nicht kennt, große Gefahren. Die Warnungszeichen bestehen darin, daß das Gras an dem Pfade zu einem Knoten zusammengebunden wird. Unterläßt der Jäger, ein solches Warnungszeichen anzubringen, so trifft ihn, falls dadurch ein Unglück herbeigeführt wird, die volle Schuld. Trotz dieser Maßregel kommt es doch noch vor, daß Schwarze, namentlich alte Weiber, welche Feuerholz sammeln, unverhofft von dem Geschoß getroffen werden. Zur Erbeutung größerer Tiere werden auch öfters tiefe Gruben angelegt, die vorsichtig mit Laub und Erde verdeckt sind. Den kleineren Tieren wird mit Fallen nachgestellt; diese bestehen aus einigen einfachen Knüppelgerüsten, an denen ein mit Steinen beschwertes Fallbrett angebracht ist. Geht ein Tier in diese Falle, so fällt das Gerüst zusammen, das Tier wird von der Last der Bretter und der Steine erschlagen oder festgeklemmt und so zur Strecke gebracht. Meistens werden diese Fallen, welche gleichzeitig einen Schutz gegen Feldschaden bilden, an den Zugängen zu den Farmen in den Dornenhecken gelegt. Eine große Freude herrscht natürlich im ganzen Orte, wenn ein Jäger das Glück gehabt hat, ein größeres Wild, z. B. eine Kuh- oder Pferdeantilope zu erlegen. Fast das gesamte Dorf ist an einem solchen Ereignis beteiligt, da selbstverständlich Verwandte und Freunde Teile von dem erlegten Wild erhalten, dem Häuptling aber sein rechtmäßiger Teil in Gestalt einer Hinterkeule abgegeben wird.

So wie das ganze Leben und Treiben der Eveleute vom Fetischglauben durchdrungen ist, so spielt auch der Aberglauben bei der Jagd und den Jägern eine ganz bedeutende Rolle. Infolgedessen wird die Erlegung eines Tieres meistens nicht der Geschicklichkeit und Ausdauer des Jägers, sondern übernatürlichen Verhältnissen zugeschrieben. Hat ein Jäger ein Tier erlegt, so eilt er nach Hause und holt sich Rat bei den erfahrenen und alten Jägern, die häufig auch Fetischpriester sind, was er zum Schutze gegen den bösen Geist des Tieres tun soll. Der Tod des Tieres wird dann als gerechte Strafe dafür ausgelegt, daß es Hühner gestohlen oder Schafe zerrissen habe. Die Seele des Tieres lebt nach dem Glauben der Leute weiter fort wie die des Menschen. Die Tierseele soll auch die Fähigkeit besitzen, den Jäger zu blenden, so daß derselbe z. B. auf der Jagd ein Buschtier für einen Menschen ansieht und umgekehrt in Gefahr kommt, in diesem Zustande einen Menschen für ein Tier zu halten. Auch soll der Jäger, im Busche verirrt, die Fähigkeit verlieren, den Heimweg zu finden. Der Unglückliche, der sich bei einer derartigen Gelegenheit eine fahrlässige Tötung zuschulden kommen läßt, wird als verblendet erklärt und in die Sklaverei verkauft. Seine Hütten und Farmen werden dann zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Zum Schutze gegen solche Vorkommnisse muß er gewisse Zeremonien durchmachen, welche den bei dem Tode eines Verwandten üblichen ähnlich sind. Dem Jäger wird ein Grashalm in den Mund gelegt, zum Zeichen, daß er bei der ganzen Zeremonie nicht mehr sprechen darf. Bei der Erlegung größerer Tiere, wie z. B. eines Leoparden, wird die Trommel gerührt, und nun zieht alles in den Busch, um die Beute in feierlichem Zuge einzuholen. Dem Leoparden werden mit einem Tuch die Augen verbunden, derselbe wird an einer Stange angebunden und so im Triumph nach Hause gebracht. Der Jäger, der Held des Tages, wird auf den Schultern zweier kräftiger Männer seiner Beute nachgetragen. Unter Lobgesang bewegt sich der Zug nach den Hütten des Häuptlings, der Ältesten und anderer angesehener Männer. Diese beschenken alle den Jäger und wünschen ihm Glück. Nach diesem feierlichen Umzuge wird die Beute an einem Baume aufgehangen, abgehäutet und zerlegt. Dabei werden leider oft die wertvollen Pelze in

der Hitze des Gefechtes zerschnitten und vernichtet. Zu dem darauffolgenden Mahle wird der Jäger häufig, namentlich in den Gebirgsgegenden, festlich geschmückt und zieht in diesem Aufzuge durch die Straßen des Dorfes. Eine Seite des Körpers wird mit weißen und gelben Farben bemalt, so daß die schwarze Haut des Jägers dem Fell des erlegten Tieres ähnelt. Die Augenlider werden ebenfalls weiß angestrichen und selbst die Jägerkappe erhält einen entsprechenden Anstrich. Die Hände, die Füße und der Hals sind mit allerhand Jagdtrophäen, wie Leopardenzähnen oder Klauen, die zugleich Fetischembleme vorstellen, geschmückt. In diesem phantastischen Aufzuge läuft der Jäger auf allen Vieren mit einem Bogen bewaffnet, brüllend durch die Straßen und ahmt die Gebärden des erlegten Tieres nach. Zwei seiner Spießgesellen begleiten ihn, mit Lanze und Knüppel versehen, ebenfalls in gebückter Stellung. Der Jäger und sein Anhang hat das Recht, alle Hühner, welche er auf seinem Wege antrifft, totzuschlagen und für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Häuptling erhält von der Jagdbeute zuerst seinen Anteil, während später auch die Vornehmen und Ältesten des Dorfes mit einem Stück Fleisch beschenkt werden. Die übrigen Teile, die Eingeweide und selbst die Knochen werden dann von den anderen Einwohnern verspeist. Die Zähne sowie die Klauen und der Kopf des erlegten Tieres bleiben als Jagdtrophäe dem glücklichen Jäger. Aus diesem Grunde sind auch meistens an den Fellen, die man zu kaufen bekommt, die Krallen leider nicht mehr vorhanden. Größere Tiere, wie Elefanten und Büffel werden nicht herumgetragen, sondern meistens vor der Hütte des Jägers zerlegt und zerteilt. Bleibt noch Fleisch übrig, so kommt dem Jäger außer den Stoßzähnen oder Hörnern auch noch der Erlös für dieses zu.

Nachdem das Tier zerlegt und verspeist ist, beginnt für den Jäger fast dieselbe Zeremonie wie bei den Trauerfeierlichkeiten Verstorbener. Der Jäger muß, um sich vor dem Geist des erlegten Tieres zu schützen, besondere Maßregeln treffen. Er darf einige Tage die Hütte nicht verlassen, auch während dieser Zeit nicht sprechen oder Kleider anlegen; er muß ferner zwölf Tage hindurch gewisse Speisen, wie Fische, meiden und darf während dieser Zeit nur die Speisen mit Salz genießen; 19 Tage hindurch kann der Jäger sämtliche Hühner, die er in dem Dorfe antrifft, zu seinem Gebrauche nehmen. Nach dieser eigentümlichen Fasten- und Einsiedlerzeit ist der Jäger wieder frei. Wahrscheinlich hat nach dem Glauben der Leute dann die Seele des erlegten Tieres im Reich der Toten Ruhe gefunden. Ein großes Fest sämtlicher Dorfbewohner beschließt diese Zeit. Ein Gelage findet bei Tanz und Gesang statt, wobei bestimmte Jägertänze aufgeführt werden. Dabei stellen die Jäger dar, wie sie die Spur des Wildes finden, wie sie plötzlich auf dasselbe stoßen und sich heranzupürschen suchen; ferner, wie der Leopard horcht und sich windet, wie er sich zum Sprunge bereit hält, endlich wie der Jäger feuert und fehlt, und die Beute schließlich durch die im Hinterhalt liegenden Genossen noch im letzten Augenblick erlegt wird.

Auch verehren die Jäger ihre besonderen Fetische; so wurde mir gesagt, daß in dem Orte Soluga, wo ich seinerzeit einen neuen Weg anlegte, ein Jägerfetisch sei. Derselbe bestand aus 4 bis 5 kleinen Tonfiguren, von denen die größte nicht höher als ungefähr 50 cm war und an welche sich die übrigen wie Orgelpfeifen anreihten. Diese Fetischfiguren standen unter einem Grasdach und vor denselben lagen die Tribute der Jägerei: Büffel- und Antilopenhörner, die mit Kaurimuscheln besetzt waren. Kleine Amulette waren angehangen, sowie die Krallen von Leoparden und Raubvögeln und die ebenfalls als Fetisch bekannten Leopardenzähne. Leider konnte ich von den abergläubischen Leuten keinen näheren Aufschluß erhalten und mußte mich mit der Tatsache begnügen, daß es ein Jägerfetisch sei, zu welchem diese weit und breit aus der

Umgegend pilgern, um Glück für die Jagd zu erflehen.

Die Fischerei bildet namentlich an der Küste einen ausgedehnten Erwerbszweig der Togoneger. Daß sie aber auch im Innern eifrig betrieben wird, zeigt uns die nachstehende Schilderung Kloses[5]), die sogar von eigenartigen Methoden des Fischfanges zu berichten weiß.

Was die Bewohner von Otisu anbetrifft, so sind sie meistens Farmer, Jäger und Fischer. Gerade die Jagd, besonders aber die Fischerei am Einfluß des großen Oti in den Volta bringt ihnen einen äußerst reichen Ertrag. Es werden die verschiedensten Methoden des Fischfanges angewandt, die wir auch schon früher an der Küste gesehen haben. Auch hier legt man häufig des Nachts, namentlich auf die Felsen der Stromschnellen im Volta, Feuerbrände und sticht dann die auf diese Weise angelockten Fische. Einen geradezu geisterhaften Eindruck macht es, wenn man sich des Abends in einem Kanoe auf dem Flusse treiben läßt und dann plötzlich den Oti wie durch eine Feuerkette abgesperrt sieht. Außer diesem Fischfang wird jedoch nach Graf Zech noch eine andere Methode angewandt, die bedeutend ergiebiger sein soll. Man entzieht einem großen Baum, einer Euphorbienart, den Saft. Diese weiße Flüssigkeit wird in den Fluß gegossen und wirkt betäubend auf die Fische, so daß sie auf der Seite liegend an der Oberfläche des Wassers hintreiben und mühelos erbeutet werden können. Der Häuptling von Otisu unterhält mit seinen Leuten eine Fähre über den Oti. Bei dem massenhaften Verkehr, der auf der großen Karawanenstraße zur Küste geht, ist diese Fähre ein einträgliches Geschäft für den kleinen Ort. Jedoch muß der Häuptling einen Teil des Verdienstes als Tribut an den Oberhäuptling von Kratyi abgeben.

Ein in ganz Afrika weit verbreitetes Gewerbe, die Töpferei, blüht ganz besonders auch in Togo. Grundbedingung dafür ist natürlich das Vorkommen geeigneter Erden. Wo sie sich finden, entstehen ganze Ortschaften, die sich fast ausschließlich mit diesem Handwerk beschäftigen. Wie die nachstehende Schilderung Kloses[5]) lehrt, ist der Gebrauch der Drehscheibe unbekannt; die Gefäße werden vielmehr aus freier Hand geformt. Trotzdem zeigen sie schöne Ebenmäßigkeit der Form und Glätte der Oberfläche.

Die günstigen Bodenverhältnisse von Tove-Djibe haben das Töpferhandwerk gezeitigt, welches in Afrika, trotz der primitiven Handwerkzeuge, zu einer gewissen Blüte gelangt ist. Die vielen Scherben, die noch heute in großen Haufen zwischen den Wänden und dem Schutt der Mauern liegen, zeigen, welche Ausdehnung einst dieses Handwerk hier gehabt hat. Bei meinem ersten Hiersein besaß das mittelgroße Dorf in der Mitte einen großen viereckigen Marktplatz, der von hohen Schattenbäumen überragt war und auf dem man viele Schafe und Ziegen sich tummeln sah. Überall wurden in der Nähe des Dorfes Töpfe gebrannt oder gestrichen. Hier wurden die großen Tongefäße in einer durchschnittlichen Höhe von 40 bis 50 cm und einem Durchmesser von etwa 25 bis 33 cm hergestellt, die in den regenarmen Gegenden als Wasserbehälter dienen. Kleine und große Schüsseln im Durchmesser von 13 bis 30 cm sowie kleine Näpfe und Schalen kamen zum Verkauf. Viele dieser Tonwaren waren mit einer roten Erdfarbe gestrichen, während andere schwarz gefärbt wurden. Fast das ganze Gebiet des Agome-Gebirges und weit darüber hinaus wurde von Tove-Djibe aus mit diesen wichtigen Hausgeräten versorgt. Interessant war es mir immer, auch später noch in Kpando, die Art der Anfertigung der großen Tontöpfe anzusehen.

Meistens bemerkte ich Frauen, die mit großer Handfertigkeit und Geschicklichkeit, ohne eine Drehscheibe zu benutzen, nur mit den gewöhnlichen Handwerkzeugen, wie Holzstäben oder geglätteten Steinen, diese

Arbeit ausführten. Ein großer Haufen Ton und die nötigen Wassertöpfe standen an der Arbeitsstätte und emsig knetete eine Frau den Ton zu einer bündigen Masse, der wegen der allzugroßen Strenge des fettigen Bodens oft noch Sand beigemischt wurde. Eine andere Frau saß auf dem Erdboden und formte mit großer Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit aus einem Stück Ton den unteren Teil des Topfes mit dem Boden; vermittels kleiner Holzstäbchen gab denselben gezogen. Die kleinen Schüsseln und Gefäße bestehen aus einem Stück und dienen besonders als Saucenschüsseln für die bekannte Palmölsauce, während für die Aufnahme des Fufu größere flache Schüsseln benutzt werden. Die Schüsseln erhalten häufig einen schwarzen Anstrich, der aus Ruß und Palmöl hergestellt wird. Auch werden die Muster und Verzierungen oftmals noch mit bunten Farben bemalt.

Die Gefäße wurden nicht in unmittelbarer

Eine Töpferstadt in Togo.

sie ihm die richtige Form, und mit geglätteten Steinen wurde dann das Gefäß poliert. Der obere Teil wurde einzeln in Angriff genommen. Auch diesen formte die Frau mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus freier Hand. Der Rand wurde umgebogen, der ganze obere Teil geschabt, geglättet, alsdann mit dem unteren Teil zusammengefügt und so das Gefäß fertig gemacht.

Gewöhnlich werden die Töpfe zum Gebrauch glatt hergestellt, nur selten werden kleine Verzierungen in Schlangenlinien um

Nähe des Dorfes, sondern, um der Feuersgefahr vorzubeugen, außerhalb des Bereichs der leicht entzündbaren Hütten in einem großen Feuer gebrannt. Während des Tages wurden sie durch die glühenden Sonnenstrahlen abgetrocknet und zum Brennen vorbereitet. Des Abends, nachdem die andere Arbeit eingestellt war, wurde ein großer Haufen Reisig zusammengetragen, in Brand gesteckt und häufig noch mit einer Lage Gras oder feuchtem Rohr gedeckt, um die Bildung

einer zu starken Hitze zu vermeiden und das Springen der Töpfe zu verhüten. Auf diesen Haufen wurden nun die Töpfe gestellt und gleichfalls mit einer Lage von Gras bedeckt, damit die Hitze auch auf den oberen Teil der Gefäße wirken konnte. Farbige Gefäße wurden erst an dem Feuer erwärmt und später gestrichen und bemalt. Nach diesem Verfahren wurden die bemalten Töpfe und Schüsseln wieder dem Feuer übergeben und nun erst fertig gebrannt. Ein dicker Qualm stieg zum Himmel empor und verkündete schon von weitem durch seinen brandigen Geruch, daß hier die Töpferei betrieben wurde. Waren die Töpfe fertig gebrannt, so wurden dieselben mittels großer Stöcke aus dem glühenden Haufen hervorgeholt und nach der Abkühlung zum Verkauf oder Gebrauch bereit gehalten.

Ganz besonders zeichnen sich im Handgewerbe die im küstennahen Gebiet sitzenden Eveneger aus. H. Seidel [8c]) gibt eine anschauliche Zusammenfassung über die von diesen betriebenen Gewerbe. Jeder, der aus eigener Anschauung Kolonien kennt, wird seiner Eingangsbemerkung beipflichten, daß eine so betriebsame, friedliche eingeborene Bevölkerung, wie die Togos, deren Wert außerordentlich steigert.

Der Wert oder Unwert einer Kolonie, vornehmlich einer tropischen, hängt nicht bloß von ihren natürlichen Verhältnissen, sondern fast ebenso sehr von ihrer Bevölkerung ab, je nachdem sich diese als friedliebend, arbeitswillig, kaufkräftig, kulturfähig und produktiv erweist oder nicht. In Kamerun war die „Arbeiterfrage" lange Zeit ein ungelöstes Problem, und nur allmählich gelang es den beteiligten Kreisen, aus den umwohnenden Stämmen wie aus dem tieferen Innern das nötige Personal zu gewinnen, es an bestimmte Tätigkeiten zu gewöhnen und durch seine Vermittlung in der Heimat neue und weitere Hilfskräfte zu erlangen. Noch größere Mühe verursacht es insgemein, die Eingebornen, und ich denke hier zunächst an die Schwarzen, zu handgewerblichen Leistungen heranzubilden: denn Schmiede, Tischler, Stellmacher, Maurer oder Zimmerleute in unserem Sinne kennt der Neger nicht. Zu diesen Berufen muß er systematisch erzogen werden, und das kostet viel Fleiß und Geduld und bringt anfangs mehr Fehlschläge als Erfolge.

Wie glücklich ist also der Kolonisator zu preisen, der in seinem Besitztum eine Bevölkerung vorfindet, die bereits zahlreiche Gewerbe kennt und praktisch ausübt! Wir Deutsche sind in dieser beneidenswerten Lage; wir herrschen über Neger, bei denen gesponnen, gewebt und gefärbt wird, bei denen man das Eisen schmilzt und schmiedet, das Leder gerbt, den Ton zu brennen weiß und hunderterlei Geflechte und Schnitzwaren in löblicher Ausführung herstellt.

Diese Wunderwesen sind unsere Togoneger, insonderheit die Evhe, d. h. diejenige Gruppe schwarzer Stämme, die von der Küste bis zum 7. und 8. Breitengrade hinauf die Kolonie bewohnen. Von ihnen ist überhaupt viel Gutes zu berichten. Sie sind mit geringen Ausnahmen durchaus friedlichen Gemüts und zeigen keine Neigung zu Krieg und Blutvergießen. Höchstens spielt ihnen der Aberglaube ab und zu einen Streich und verleitet sie zu schlimmen Dingen. Sonst kennt man sie als geschäftskundige Händler, emsige Ackerbauer und geschickte Handwerker.

Für heute soll es unsere Aufgabe sein, die Evhe bei ihren gewerblichen Leistungen zu beobachten. Wir treten darum in eine ihrer Schmieden ein, wie man sie fast in jedem Dorfe erblickt. Der dunkelhäutige Mulciber hockt eben vor seinem Amboß, der in der Regel durch einen harten, oben geglätteten Stein gebildet wird. Der hier stammt allerdings aus Europa; er ist von Eisen und in einen Klotz eingelassen. Auch Hammer und Zange sind überseeischer Herkunft, jedenfalls „made in Germany". Links oben an einem der Pfosten prangt sogar ein richtiger Schraubstock, zwischen dessen Backen der Meister die schadhaften Sachen klemmt und kunstgerecht ausbessert. Sein

Geselle zieht unterdes den aus Tierfellen hergestellten primitiven Blasbalg, um das Feuer schärfer anzufachen. In der Küstenzone und bis zum Rande des Gebirges wird jetzt allgemein importiertes Eisen verwendet. Wirkliche Schmelzöfen gibt es nur noch im tieferen Binnenlande, z. B. in Bassari, Banyeri und Kabu, wo die reichen Erzberge förmlich zur Metallgewinnung durch europäische Handwerkszeuge ersetzt. Mit ihnen fabriziert der Schmied die bekannten Hacken für den Feldbau, die Messer und sonstige Dinge für den Alltagsgebrauch. Mit Verständnis repariert er ferner europäische Schlösser und Schlüssel und für seine Landsleute die alten Steinschloßgewehre. Selbst an Arbeiten aus Nickel, Messing oder Edelmetall wagt er sich gar nicht so selten.

Eine Spinnerfamilie in Togo.

einladen. Die Ewhe dagegen haben schon lange auf das heimische Produkt verzichtet, das sie meist aus dem Santrokofi-Akpáfu-Gebirge in Boëm bezogen. Schon sinken dort die Öfen in Trümmer, und nur die großen Schlackenhalden zeugen noch von ihrer einstigen Wirksamkeit. Wie das Rohmaterial, so werden auch die ungefügen Klopfer und Kolben, die ehedem das einzige Hilfsgerät ausmachten, mehr und mehr Unsere Scheidemünzen gestaltet er auf Wunsch eitler Schönen zu Arm- und Halsbändern um, und aus dem Gold von der englischen Nachbarkolonie fertigt er die neuerdings beliebt gewordenen „Zodiakalringe". Sie zeigen auf breitem Reif die zwölf Zeichen des Tierkreises, die, wenn auch manchmal ungleich behandelt, doch sofort zu erkennen sind. Und all diese Kunststücke vollbringt der Ewheschmied in seiner

ärmlichen Werkstatt, die um des Luftzutritts willen fast gänzlich offen ist und nur von einem Grasdache beschattet wird, das Sonnenstrahlen und Regen abhalten soll.

Unser erstes Bild zeigt uns eine Spinnerfamilie aus Togo, die einträchtig ihrem Geschäft obliegt. Vor 20 Jahren und darüber war die Baumwollenkultur viel weiter im Lande verbreitet als jetzt, nun durch die Einfuhr der billigen englischen Garne liegt der Vorrat für eine Arbeitsperiode, die natürlich, je nach Lust und Übung der Spinnerin, von sehr verschiedener Dauer ist. Aus dem Ballen greift die Frau ab und zu ein Quantum heraus und steckt es an den Rocken, der mit der linken Hand gehalten wird. Die rechte Hand zieht den Faden aus und läßt ihn auf eine Spindel wirbeln. Hat diese ihre richtige Fülle gewonnen, so übernimmt sie der Mann zum

Ein Togoweber bei der Arbeit.

und Zeuge dieser Produktionszweig für die Neger nicht mehr lohnend ist. Doch trifft man mehr im Innern noch gewisse Zentren der Weberei und Spinnerei an, wo dies Gewerbe trotz der fremden Stoffe als Hausindustrie floriert und sich in bestimmten Familien forterbt. Die einheimische Baumwolle wird nach der Lese, so gut es die Schwarzen vermögen, gereinigt und gebleicht und dann von den Frauen nach einfachster Methode versponnen. In dem Tonscherben Haspeln. Der Haspel besteht aus einem gleicharmigen Holzkreuz, das sich um einen in die Erde gesteckten Eisenstab dreht und an den vier Armen vertikale Stöcke trägt, auf die das Garn gehaspelt wird. Beide Eheleute sitzen auf den niedrigen, allbekannten Stühlchen, die mit Unter- und Oberbrett und den verbindenden Stützen meistens aus einem Stück geschnitzt sind. An der Seite liegt eine Fischreuse, ähnlich denen, wie sie auch bei uns gebraucht werden.

Dann folgt ein großes Tongeschirr, und ganz im Hintergrunde vor der aus Palmen- oder Rohrstäben geflochtenen Schutzwand bemerken wir einen ziemlich primitiven Herd. Die Hütte dient also nicht bloß für einen vorübergehenden Aufenthalt, sondern bietet zugleich die nötige Kochgelegenheit dar, so daß bei gutem Wetter die gesamte Familie hier ihr Heim aufschlagen kann.

Wie das Spinnen, so ist auch das Färben, nämlich schwarz, indigo, gelb, grün oder rot, Sache der Frauen, wohingegen das Weben ausschließlich von den Männern besorgt wird. Den Farbstoff liefern einheimische Früchte, Wurzeln und Rinden; importierte Farben haben sich erst wenig eingebürgert. Der Webstuhl, wie wir ihn auf dem zweiten Bilde sehen, besteht in der Hauptsache aus vier starken, fest eingerammten Pfählen. Die etwa vier Meter lange, aber nur 10 bis 15 Zentimeter breite Kette läuft ungefähr in Hüfthöhe über ein glattes Rundholz zwischen den beiden Vorderpfählen. Ihr Anfang ist um einen schweren Klotz oder Stein geschlungen, der nach Bedürfnis vorgerückt werden kann. Den Togowebstühlen fehlt also der Kettenbaum, und ebenso vermissen wir an ihnen den Brustbaum und den Zeugbaum zum Aufwickeln des fertigen Stoffes. Wohl aber ist eine Vorrichtung da, um die Kette in Ober- und Unterfach zu teilen. Dies geschieht durch die beiden Flügel oder Schäfte, die auf zwei in Kopfhöhe angebrachten Längsbalken ruhen. Da letztere tief eingekerbt sind, so können die Flügel nicht aus der Lage kommen und lassen sich auf und ab bewegen. Vor den Flügeln hängt der Kamm oder das Weberblatt, mit dessen Hilfe man die Schußfäden anschlägt und so ein dichtes, gleichförmiges Gewebe erzielt. Spulen und Schiffchen erinnern völlig an die unserer Landsleute. Das fertige, in der Regel bunt gemusterte Zeug wird so lange beim Sitz des Webers befestigt, bis die ganze Kette aufgebraucht ist. Die einzelnen Streifen werden nachher durch die Frauen zusammengenäht; dergestalt gewinnt man die quadratischen, sehr hübschen und haltbaren Tücher und Decken, die schon jetzt unter den Weißen viele Käufer finden. Besonders beliebt sind die einheimischen Hängematten, die aus einem gelbgrauen, äußerst dauerhaften, mit roten oder blauen Fäden durchschossenen Stoffe bestehen.

Die Togoneger sind ferner recht wohlbewanderte Töpfer. Doch ist dies Handwerk mehr als ein anderes auf die Fundstätten des Materials beschränkt, da sich der keramisch verwendbare Ton nur an wenigen Stellen in gewünschter Reinheit darbietet. Berühmt ist von jeher die Stadt Bolu, etliche Meilen hinter Lome, in der eine erstaunliche Massenfabrikation von Geschirren und Götzenbildern betrieben wird. Letztere kann man, wie die Krüge, gleich in Serien beziehen, jede verschieden ausgestattet. Die Töpferei liegt hauptsächlich den Frauen ob, und man muß ihnen nachsagen, daß sie Tüchtiges in ihrem Fache leisten. Dabei arbeiten sie ohne Drehscheibe, nur aus freier Hand. Bei größeren Geschirren wird zuerst die obere, dann die untere Hälfte geformt und getrocknet, ehe man beide zusammenklebt und brennt. Die Färbung geschieht erst, wenn die Sachen halbgar gebrannt sind; sie werden alsdann mit Palmöl und Ruß eingerieben und kommen nochmals ins Feuer, damit die Farbe einglüht und festsitzt. Leider ist die Glasur sehr mangelhaft oder fehlt ganz, weshalb die Ware nur geringe Haltbarkeit besitzt und im Haushalt öfter erneuert werden muß. Trotzdem erzeugt man in Bolu Töpfe von drei bis vier Fuß Höhe, die 30 bis 40 Liter fassen, und nicht bloß zum Auffangen des Regenwassers, sondern auch zum Abkochen bedeutender Speisemengen für Festlichkeiten dienen.

Die Eyeneger wissen außerdem in Holz und Leder manches geschmackvolle Fabrikat zu liefern. Sie gerben Rinder-, Schaf- und Ziegenfelle und verwenden das Leder zu Trommeln, Schwert- und Messerscheiden sowie zu Gürteln und Patronentaschen. In der Sonne getrocknete Häute pflegt man als Türvorsetzer oder Fußteppiche zu benutzen.

Baumwollplantage.

Auch nimmt man sie zum Bedecken von Lasten, die, wie Pulver, vor Feuchtigkeit geschützt werden müssen. Außerdem bringen unsere schwarzen Untertanen vielerlei Schnitzarbeiten und Flechtereien auf den Markt. Aus langen Grashalmen und fein zerschlitzten Palmblättern erzeugen sie Matten, Taschen, verschiedene Körbe, große Regenhüte und leichte Kappen. Die Schnitzerei liefert die berühmten Häuptlingsstühle und -stöcke, die reich mit symbolischen Figuren und Ornamenten geschmückt sind. Doch lassen selbst einfachere Gegenstände wie Ruder, Löffel, Dosen, Kämme, Trinkgeräte, Kalabassen, Schalenkettchen und Fingerringe fast niemals Sorgfalt und Geschick vermissen. Zu erwähnen ist endlich noch die Übung der Evhe im Hausbau, in der Herstellung leidlicher Brücken und in manchen anderen Zweigen der handgewerblichen Tätigkeit.

Aufgabe der Kolonialverwaltung wird es nun sein, auf dieser Grundlage weiteres zu schaffen, und es fehlt in Togo wahrlich nicht an Erfahrungen darüber, wie das am besten geschehen könne. Besonders lehrreich nach dieser Seite ist ein Bericht des Missionars J. Spieth über den Bau der Bergstation Amedschovhe in den „Monatsblättern" der „Norddeutschen Missionsgesellschaft" 1892, Nr. 1. Daselbst ist gezeigt, wie die Steinhauer, die Maurer, die Mörtelkneter, die Ziegelbrenner, die Holzsäger, die Zimmerleute, die Schreiner und Schindelspalter ihre verschiedenen Arbeiten unter sachkundiger Oberleitung von einem oder zwei Weißen mit bestem Erfolge anfassen und ausführen. Die Holzsäger wurden sogar photographiert, und der Stationsleiter von Misahöhe, Herr Oberleutnant (jetzt Hauptmann) Herold, bat sich einen Abzug des Bildes aus, um danach sein schwarzes Personal — „auf dem Wege der Anschauung" — dieselbe Kunst zu lehren!

Von einem weiteren Gewerbe, dem der Schnitzerei, das schon über das bloße Handwerk in das Gebiet des Kunstgewerbes hinübergreift, berichtet Klose[5]) von den von der Küste bis nach Kpando hin sitzenden Stämmen. Daß die Leistungen der Togoneger in dieser Beziehung alle Beachtung verdienen, davon kann sich jeder durch einen auch nur flüchtigen Besuch des Museums für Völkerkunde in Berlin überzeugen.

Die Schnitzerei verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Die schönen symbolischen Häuptlingsstöcke mit Figuren und Verzierungen, sowie die künstlich geschnitzten, durchbrochenen Königsstühle und Schemel der Eingeborenen, die sämtlich aus einem Stück gearbeitet sind, sprechen für die große Kunstfertigkeit der Schnitzer, welche oft nur mit einem einfachen Buschmesser arbeiten. Das Untergestell der Königsstühle ist häufig in Form von gewundenen Schlangen hergestellt oder besteht in kleinen, durchbrochenen und verzierten Säulen. Auch fertigen die Leute kleine Löffel sowie Kämme, ein Lieblingsartikel der Frauen, an. Ferner werden aus der harten Kernschale der Kokosnuß die bei den Negern häufigen Ketten gearbeitet, welche hauptsächlich als Hüftschnur um den Leib getragen werden und zur Befestigung der kleinen Schamtücher dienen. Aus der harten Schale werden geschickt kleine runde Blättchen ausgeschnitten, geschabt, durchlocht und auf einen Faden gezogen. Die auf diese Weise hergestellte Schnur wirkt wie eine Kette aus stumpfen schwarzen Glasperlen. Auch Hausgeräte aller Art werden geschnitzt. So findet man in jeder Haushaltung die unentbehrlichen Kalabassen aus Kürbissen, welchen schon während der Zeit des Wachsens künstlich eine bestimmte Form gegeben wird. Der Schnitzer entfernt dann das Mark des Kürbisses und glättet die Innenseite desselben. Diese Gegenstände sind in allen Formen vorhanden, von den größten Vorratsschalen bis zu den kleinsten Wassernäpfen. Die Kalabassen und Schalen werden mit allerhand Mustern verziert. So sind meistens auf den Kalabassen Abbildungen von einheimischen Tieren eingeschnitzt; namentlich Schlangen, die auch in dem Fetischleben eine große Rolle spielen,

sind in allen Formen vertreten. Vielfach werden Eidechsen auf diesen Gefäßen angebracht, jedoch ist die Form derselben, wenn man ihre Entstehungsgeschichte nicht kennt, kaum erkennbar. Sie sind nur noch eine Art Ornament, dessen erster Ursprung auf diese Tiere zurückzuführen ist. Endlich werden auch Vögel, wie Reiher zu der Verzierung der Kalabassen benutzt. Aus den Kürbissen werden Vorratsschalen, Wassernäpfe, Schöpflöffel, kleine Eßlöffel, aus der Kokosnuß Schnupftabaksdosen und andere Gebrauchsgegenstände angefertigt. Außer den angeführten Gegenständen werden, jedoch seltener bei den Evhes, auch noch vereinzelt an den Küstenplätzen Kanoes und andere kleine Fahrzeuge sowie Ruder aus Holz gearbeitet, obwohl der Kanoebau mehr eine Spezialität der Kunyaleute ist, da in dem Küstenbezirk die dazu notwendigen großen Seidenwollbäume fehlen. Wir haben aber schon gesehen, wie gut sich unsere Evheneger für Zimmer- und Tischlerarbeiten eignen und in welcher Weise sich besonders die Missionen mit der Ausbildung dieser Handwerker beschäftigt haben. Dieser segensreiche Einfluß der Missionen auf das Handwerk ist bei allen Europäerbauten von nicht zu unterschätzendem Nutzen gewesen.

Der zweite Teil der Bevölkerung Togos, die mohamedanischen Haussas, zeichnen sich besonders durch ihre im ganzen Süden hochgeschätzten Lederarbeiten aus. Klose[5]) gibt an der Hand dessen, was er auf dem Markte in Kete-Kratyi gesehen hat, eine anschauliche Schilderung. Auch der bei beiden Völkerschaften hoch entwickelten Schmiedekunst tut er Erwähnung.

Die Lederindustrie der Haussa kann man am besten nach den hier ausgestellten mannigfaltigen Waren beurteilen. Die schönsten und besten Lederwaren kommen weither, meistens aus dem Innern der Haussastaaten; so die schönen Satteltaschen, welche meistens mit Leopardenfellen oder auch mit buntem Leder verziert sind; ferner schön gedrehte Zaumzeuge und Zügel für die Haussareiter. Überall findet man verschiedenartig geformte Sandalen und Schuhe, welche von den Haussa auf ihren Märschen und von der einheimischen Bevölkerung in gebirgigen Gegenden getragen werden. Neben den einfachsten Sandalen aus Ziegenfell, die nur aus einer Sohle und einem Paar Lederstreifen zum Binden bestehen, sind hier die gut und fest gearbeiteten Haussaschuhe, häufig mit dreifacher Sohle, mit schön gepreßtem Oberleder in gelber, grüner und anderer Farbe für 2 bis 3 Mark zu haben. Es fehlen selbst nicht die großen Reiterstiefeln, welche die Haussa beim Reiten anzulegen pflegen. Es sind dies aus braunem Leder gepreßte Gamaschen, an denen Schuhe mit Sporen aus gezacktem Eisen befestigt sind. Große Taschen aus rohem Leder, die von der Schulter herabhängend getragen werden und zum Aufnehmen des Reisegeldes, der Kauries, dienen, schön gearbeitete große, aus Rindsfell hergestellte Tragkörbe für Esel sowie gegerbtes Ziegenleder in roter, grüner und brauner Farbe und kunstvoll gearbeitete Zaumzeuge geben Zeugnis von der Mannigfaltigkeit und Blüte der Lederindustrie.

Messer, die man im Haushalt zum Zerschneiden des Fleisches gebraucht, werden hier in Kete in den Schmieden hergestellt und ebenfalls auf den Markt zum Verkauf gebracht; neben diesen sieht man schön gearbeitete Kandaren mit langen Scheren und Pferdegebisse. Auch Bassari ist mit seiner Eisenindustrie vertreten. Große, runde, geschmiedete Eisenplatten sind vorrätig, welche in den Schmieden verarbeitet oder auch bei der Feldarbeit direkt als Hacke benutzt werden, indem man sie einfach in einen Holzstiel steckt. In dieser Beziehung ist den Gebräuchen in den verschiedenen Gegenden Rechnung getragen. So finden wir neben diesen glatten runden Eisen die großen dreizackigen Hacken, welche ebenfalls aus Bassari kommen und besonders in Atakpame allgemein verwendet werden. Der Preis für eine solche Eisenplatte beträgt hier ungefähr 25 Pfennige. Weiter sind kleine Schwerter, sowie Verteidigungsärte aus Mossi, welche

von den Leuten auf Reisen getragen werden, für etwa 35 Pfennige käuflich zu haben.

Außer dem Palmwein bereiten sich die Einwohner von Togo noch ein anderes berauschendes Getränk, nämlich Bier. Es wird durch Vergärung der Negerhirse gewonnen und schmeckt da, wo es von den Hefen geklärt wird, gar nicht übel. Meist wird es aber mit dem ganzen Satz getrunken. Im Berglande, wo die Ölpalme nicht mehr recht gedeiht, bildet es sogar das einzige alkoholische Getränk. Wie der Neger im allgemeinen, so gibt auch der Togoneger sich diesem Genusse mit Ausdauer und Nachhaltigkeit hin; einzelne Stämme kann man sogar nicht anders als dem Trunke ergeben bezeichnen. Wie arg dieses Laster herrschen kann, zeigt die nachstehende Schilderung Kloses[5]) von den Bassari.

Bei unserer Arbeit wurden wir nicht selten, namentlich in der ersten Zeit, durch streitsüchtige Bassaritrunkenbolde belästigt. So drang eines Tages ein sogenannter Bigman, ein Dorfältester, in die Station ein, schlug wütend um sich, beschimpfte uns und warf uns ein Bündel Yamskraut vor die Füße. Obgleich unsere Soldaten ihn zurückwiesen, ließ er sich nicht abhalten, sondern fuhr fort, in drohender Weise zu toben, während eine Menge Volks die Station umgab und über den Helden jubelte. Da der Trunkenbold in grober Weise den herbeigeholten Dolmetscher verletzte und schließlich die Soldaten der Wache, welche ihn wegbringen wollten, insultierte und stieß, ließ ich ihn verhaften. Hierauf gebärdete er sich wie wahnsinnig und rief seine Bekannten zu Hilfe, die sich jedoch, als die Sache ernst zu werden anfing, schleunigst entfernten. Trotz seines Sträubens wurde er gebunden und in der für die Wache bestimmten Hütten eingesperrt, wobei sich die Soldaten für die erhaltenen Püffe stillschweigend revanchierten. Als sich der Mann einigermaßen beruhigt hatte, ließ ich ihn durch den Dolmetscher vernehmen und stellte fest, daß ihm aus seiner Farm Yams gestohlen seien und daß angeblich unsere Soldaten an dem Diebstahl Schuld hätten. Am nächsten Tage verhörte ich ihn nochmals selbst. Indessen war er außerstande, mir die Zeugen zu nennen, die meine Soldaten bei dem Diebstahl betroffen haben wollten und brachte schließlich nach langem Zaudern heraus, daß er von seinen Landsleuten im angetrunkenen Zustande aufgereizt worden sei und gar nicht wisse, wer den Diebstahl begangen habe. Da er sein Unrecht einsah und bat, daß man ihm die Strafe erlassen möge, ließ ich ihn laufen. Wahrscheinlich hatte er eine schwere Strafe oder wenigstens die Auferlegung eines hohen Lösegeldes erwartet, denn er zeigte sich sehr dankbar und brachte uns am nächsten Tage freiwillig Hühner und Bier zum Geschenk. Noch mehr überraschte es ihn, als er dafür ein Gegengeschenk erhielt. Auch unter sich beginnen die rauhen und raufluſtigen Bassarileute bei jeder Gelegenheit, namentlich im trunkenen Zustande, Streit. Dieser Charakterzug, sowie ihre Raubgier und der Sklavenfang, haben sie bei den Nachbarstämmen so gefürchtet und verhaßt gemacht, daß ihr Land gegen die übrigen Völker nahezu abgeschlossen ist.

Die Bassarileute sind im großen und ganzen dem Trunk ergeben. So findet täglich nachmittags bei den Ratsversammlungen der Dorfältesten unter den großen Schattenbäumen des Marktplatzes ein wahres Zechgelage bei Hirsebier, seltener bei Palmwein, statt. Diese Beratungen verlaufen meistens sehr stürmisch, denn jeder hat seine eigene Meinung, die er in der Weise geltend macht, daß er mit wüstem Geschrei jedem andersdenkenden gegenübertritt und schließlich allen Beschlüssen zum Trotz tut, was er will. Jeden Augenblick glaubt man den Ausbruch einer Prügelei gewärtigen zu müssen. Nur der Schoppen Bier oder Wein und das Spiel versöhnen am Abend die erhitzten Gemüter. Bei untergehender Sonne findet meistens ein Gelage mit Bier statt, wobei ein Kaurispiel entriert wird. Zufrieden hocken dann die Väter der Stadt im Kreise mit bis zum Kinn angezogenen Knien auf der Erde oder auf

einem Stein. Ihre ganze Bekleidung besteht aus einem kleinen Schurz oder Lederfell. In der Mitte steht häufig eine große Kalabasse mit Bier, mit dem aus kleinen Schalen der Umtrunk gehalten wird. Daneben kreist die Tabaksdose und jeder schnupft nach Herzenslust. Jeder der Mitspielenden hat einen großen Haufen Kauris vor sich, von dem zu gleicher Zeit eine bestimmte Anzahl in die Mitte des Kreises geworfen wird. Je nachdem die Kauris auf die Narbe oder auf den Rücken fallen, entscheidet sich das Glück des Spielers. Derjenige, dessen Kaurimuscheln in der Mehrzahl mit der Narbe nach oben liegen, ist der Sieger und heimst mit grinsendem Gesicht seinen Gewinn ein. So folgt ein Einsatz dem anderen. Besonders eifrige Spieler suchen dem Wurf durch Fingerschnalzen einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Die Gewinnenden klatschen häufig in die Hände, während die Verlierenden nachdenklich ihr Haupt auf den Ellenbogen stützen. Jüngere Leute sehen dem Spiele zu und klettern nicht selten, um die Situation zu beherrschen, auf einen in der Nähe stehenden Baum.

Bassari-Krieger.

Der Wein wird aus der Raphia vinifera gewonnen; das Bier, das eigentliche Nationalgetränk der Bassarileute, wird von der Frau meistens im eigenen Haushalt zubereitet, und besteht vorherrschend aus gelber Kolbenhirse oder Rispenhirse, die gekocht und mit dem Satz der Gärung überlassen wird. Um das Bier besonders schmackhaft zu machen, wird ihm häufig Honig von wilden Bienen zugesetzt. Ein Zusatz von Luffa macht es, namentlich für die Trinkgelage, kräftig und berauschend. Vor dem Trinken wird es gewöhnlich umgerührt, damit der Satz sich mit der Flüssigkeit vereinigt. Der Geschmack des Bieres ist nicht übel und kommt unserem gewöhnlichen ungegorenen Jungbiere am nächsten. Die Bierfabrikation wird von vielen Frauen, namentlich von Tshautshoweibern, in großem Maßstab betrieben und dasselbe wird in riesengroßen Tontöpfen auf den Markt gebracht. Da meistens die Nachfrage größer ist als das Angebot, hat das Bier einen verhältnismäßig hohen Preis. Für 3 bis 4 Liter mußten wir 20 bis 25 Pfennig bezahlen. Das Bier ersetzte uns in Bassari die europäischen Getränke; wir gewöhnten uns schnell an dasselbe, da es besonders auf Märschen erfrischender wirkt als Palmwein.

Im Leben eines Volkes spielen eine große Rolle die Gebräuche, die mit der Eingehung der Ehe verknüpft sind. Unter den Negern, die im allgemeinen viel frühreifer sind als die Europäer, wird das Eheversprechen häufig schon in zarter Jugend durch die Eltern des zukünftigen Paares gegeben. Für die Frauen wird meist ein Kaufpreis erlegt. In vielen Fällen sind mit dessen Bezahlung die Förmlichkeiten der Eheschließung erschöpft. Bei den Bassari dagegen wird die gute Gelegenheit zu einem tüchtigen Gelage nicht versäumt, wie Klose [5]) uns mitteilt.

Schon mit sieben Jahren wählt häufig die Mutter für ihren Knaben ein kleines Mädchen aus der Bekanntschaft als Spielgefährtin aus, welches später gewöhnlich

seine Gattin wird. Oft verrichtet der junge Mann, wie bei den Eyheleuten, im voraus Feldarbeiten für dasselbe, doch wird ihm im allgemeinen die freie Wahl seiner Frau überlassen. Er wählt dieselbe häufig aus seinem Stamme oder kauft und heiratet eine Sklavin. Eine eigentliche Pubertätsfeier findet bei den Bassarileuten nicht statt, sondern ist mit der Hochzeit gleichbedeutend. Das Mädchen wird von den Eltern behütet, doch wird ein Fehltritt desselben weniger hart bestraft, als der einer Frau, es wird nur gebunden und geschlagen. In derselben Weise wird auch der jugendliche männliche Missetäter bestraft; Sklaven dagegen erfahren eine härtere Strafe, indem man sie mehrere Tage bindet, in Eisen legt und züchtigt. Mit 17 Jahren kann der junge Mann heiraten, während das Mädchen verhältnismäßig spät, erst mit 15 bis 16 Jahren in den Ehestand treten darf. Der Bräutigam hält bei dem Vater um die Tochter an. Häufig verdienen sich auch Freunde gern den Kuppelpelz. Falls die Familie den Antrag annimmt, muß der junge Mann, wenn er nicht schon vorher für seine Zukünftige gearbeitet hat, den Eltern seiner Braut ein Hochzeitsgeschenk geben, das ungefähr den Wert von 45 Mark hat. Es besteht meist aus einer Kuh und 15 000 Kauris, wovon der Vater des jungen Mädchens Tücher für die Braut kauft, während der Rest des Geldes unter die Familie verteilt wird.

Die Hochzeit wird sieben Tage und Nächte hindurch bei Tanz und Schmaus gefeiert. Vom ersten Hahnenkrähen bis 12 Uhr mittags wird getanzt und ein großes Gelage abgehalten. Von Mittag tritt dann, wie mir die Bassarileute erzählten, eine Pause zum Schlafen und Waschen ein, während beim Dunkelwerden der Tanz und das Fest wieder von neuem beginnt und die ganze Nacht hindurch in der üblichen Weise fortdauert. Mit der Verheiratung gründet das junge Paar seinen eigenen Hausstand und erhält eine eigene Hütte in dem großen Familiengehöft. Das junge Paar unterstützt in der ersten Zeit, solange es kinderlos ist, die Eltern des Mannes; der Sohn arbeitet auf der Farm für den Vater, während die Schwiegertochter für den Haushalt und das Essen sorgt. „Zuerst", erklärte mir Napui, „erhält der Schwiegervater sein Essen, dann die Schwiegermutter und zuletzt der geliebte Gatte". Sind aber erst Kinder vorhanden, so wird ein eigener Haushalt geführt.

Auch die Eyheleute sehen eine Hochzeit als ein Fest an, das nicht ungefeiert vorübergehen darf. Tanz und Trunk bilden auch bei ihnen den Hauptteil des Festes. Die weiteren Gebräuche erinnern vielfach an die unseres Mittelalters. Wohltuend berührt die in der Ehe von beiden Teilen bezeugte große Liebe zu ihren Kindern. Auch hier lasse ich Klose[5]) das Wort.

Die Hochzeitsfeste werden unter Trommelschlag und Gesang mehrere Tage hindurch bei Tanz und einem ordentlichen Zechgelage gefeiert. Die Braut ist bei der Hochzeit fast überladen mit Schmucksachen, welche sie aber als junge Frau bis zur ersten Niederkunft ablegen muß. Das junge Ehepaar zieht sich des Abends in seine Hütte zurück und eine alte Frau untersucht gewissermaßen als Zeugin tags darauf das ausgebreitete weiße Tuch unter dem Lager und zeigt dieses mit den gefärbten Spuren als Beweis für die vollzogene Ehe den Bekannten vor. Zuweilen wird aber auch einem Hahn der Garaus gemacht, um den Vollzug der Ehe nachzuweisen; das Fest wird dann durch keinen Mißton gestört und fröhlich weiter gefeiert.

Die Frau ist nicht, wie oft angenommen wird, bei den Negern eine dienende Magd, sondern spielt häufig eine große Rolle in dem Familienleben. Es giebt also unter den afrikanischen Verhältnissen eben so viele Pantoffelhelden wie bei uns in dem zivilisierten Europa. Je mehr Kinder die Frau hat, desto größer ist ihr Einfluß und ihr Ansehen. Ist die Ehe kinderlos, so wird der Fetisch um Hilfe angerufen. Der Priester schreibt der Frau gewisse Opfer und Verhaltungsmaßregeln vor, welche sie

befolgen muß. Von dem großen Gotte Mawu ist dem Untergotte Kewu die Macht verliehen worden, der Frau Fruchtbarkeit zu verleihen und sie vor Fehl- oder Totgeburten zu schützen, während andererseits die Mutterliebe die Ehefrauen selbst bis in das benachbarte Kunya-Gebiet zu dem Fetisch Nana Kombi treibt, dem die Erhaltung der kleinen Kinder obliegt. Gebiert die Frau ein Kind, so nährt sie dasselbe mit der Muttermilch meistens mehrere Jahre lang, innerhalb welcher Zeit sie nach Landessitte unberührt bleiben muß. Gewisse religiöse Gelübde zwingen die Frau aber unter Umständen sogar fünf Jahre den geschlechtlichen Verkehr mit dem Manne zu meiden. Daher erklärt sich auch die Polygamie der Negerstämme. Bei den Ewhenegern hat ein Mann, der imstande ist, mehrere Frauen zu ernähren, gewöhnlich zwei bis drei. Meistens ist dann die Lieblingsfrau die jüngere, welche sich putzt, nur zum Vergnügen des Mannes dient und das Kommando über die übrigen Frauen hat. Während die begünstigte Frau ihrem Vergnügen nachgeht, müssen die übrigen Frauen, schon ihrer Kinder wegen, den Haushalt besorgen und das Essen bereiten.

Daß die Ewhe auch im weiteren Leben an ihren Kindern hängen und daß überhaupt ein enger Familiensinn und gute Freundschaft unter ihnen herrscht, erzählt uns Klose[5]) in kurzen und darum um so eindrucksvolleren Worten.

Die Eingeborenen empfangen den Reisenden freundlich. Es ist gewöhnlich für sie ein Freudenfest, wenn Expeditionen und Karawanen nach überstandenem Marsche hier eintreffen, um vor dem Gebirge und der Station Misahöhe das letzte Nachtquartier aufzuschlagen.

Manche Mutter und mancher Vater sucht dann Nachricht von dem als Soldat oder Träger in der Ferne weilenden Sohn zu erhalten, oder begrüßt den nach langer Reise und überstandenen Gefahren Heimkehrenden und bringt den besten Palmwein, die reifsten Früchte herbei, um ihn zu erquicken. Man kann häufig in den Augen der Alten lesen, wie groß die Freude des Wiedersehens ist. Allerdings gehört dazu eine gewisse Kenntnis des Negercharakters, da der Schwarze seine Freude äußerlich nur wenig zeigt; doch auch an den Gaben, welche er seiner geringen Habe entnimmt, erkennt man die Lebhaftigkeit seiner Empfindung.

Eine eingehende Schilderung des Familienlebens, der Lebensführung der Eveneger und der Schicksale, denen ein Negerleben unterworfen ist, gibt R. Fies[1c]) Wie sehr das Erscheinen der Europäer dazu beigetragen hat, das Schicksal des einzelnen zu sichern und von Gewalt und Willkür zu bewahren, geht gleichfalls aus seinen Ausführungen hervor.

Unsere Togoneger haben wie viele andere Menschenkinder den sehnlichen Wunsch, recht alt zu werden. Krankheiten und Tod sind ihnen sehr bittere Zutaten zu diesem Leben. Im Blick auf diese Dinge erheben sie die vorwurfsvolle Klage: „Gott liebt die Menschen nicht, sondern haßt sie; darum hat er ihnen auch Krankheit und Tod in den Leib gelegt und als Begleiter mit auf den Weg gegeben". Den Zweck des ganzen Fetisch- und Zauberdienstes der heidnischen Togoneger bezeichnet darum das eine Wort: „Leben". Und doch müssen auch sie, die gern recht alt werden möchten, sich dem Unvermeidlichen fügen. Stirbt einer, so sagt man ihm: „Hat ein Mensch Dich verzaubert, so suche Dein Geist ihn zu töten; hat Dich aber Gott gerufen, so reise glücklich!"

Für das Alter unserer Togoneger gilt ebenfalls die biblische Grenze: „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind's 80 Jahre." Die Kindersterblichkeit ist nach meinen Beobachtungen äußerst gering. Pockenepidemien treten selten, an der Küste jedoch häufiger als im Innern, auf; doch ist die Mehrzahl der Eingeborenen von dem Segen der Impfung überzeugt.

Sexuelle Ausschweifungen und Trunksucht erfordern auch in Togo viele Opfer. Solche, die dem Branntweingenuß stark er-

geben sind, werden vor der Zeit alt und widerstandslos und bezahlen ihre Leidenschaft mit einem frühen Tod.

Im großen und ganzen aber sind unsere Togoneger ein gesundes und kräftiges Naturvolk, dessen Geschmack durch verfeinerte Lebensgenüsse noch nicht verdorben ist. Das Klima, unter dem der Europäer so viel zu leiden hat, verträgt der Eingeborne vorzüglich. Daß wir es hier mit einem gesunden und kräftigen Volksstamm zu tun haben, beweist schon die Tatsache, daß fast ausnahmslos jeder Säugling von seiner Mutter gestillt werden kann; Päppelkinder gibt es in Toge nicht. Abgesehen von der Küste, wo Lagune und Meer ausgiebigen Fischfang ermöglichen, leben die Eingeborenen vorwiegend von Pflanzenkost. Yams, aus dem ein Brei, der sogenannte Fufu, bereitet wird, die dazu gehörige Palmölsuppe mit Fetri (eine Gemüseart), Mais, Bananen und Erdnüsse bilden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Der gewöhnliche Mann kann sich nur selten ein Stückchen Fleisch leisten. Viel Wild gibt es nicht. Geflügel und Schafe werden an die Europäer, bei besonderen Festlichkeiten auch an Eingeborene, verkauft. Was dem Essen an Qualität fehlt, wird durch Quantität ersetzt. Die Neger können ungeheure Mengen vertragen, halten dann aber auch lange bei der Arbeit aus, wie sie auch stundenlang mit nüchternem Magen arbeiten können. Im Verhältnis zu den Anforderungen, welche die Arbeit im Tropenklima an die Kräfte der Eingeborenen stellt, ist, nach unseren Begriffen wenigstens die Nahrung sehr mager, wenn nicht kümmerlich zu nennen.

Was unsere Togoneger im Kampf ums Dasein ganz besonders stärkt, ist die Abhärtung: reichliches Waschen und Baden, viel Bewegung im Freien, Spiele, weite Märsche, wie die ganze Tätigkeit, die sich für den Neger im Freien, in der Natur abspielt. Im zartesten Alter wird das Kind von der Mutter auf den Rücken gebunden und begleitet so die Mutter auf ihren Gängen zum Wasserplatz, auf die Plantage und die Märkte, wo die Kleinen nicht selten der heißen Tropensonne ausgesetzt sind. Das Nachtlager ist höchst primitiv. Der Hausvater leistet sich gewöhnlich eine harte Binsenmatte, die er auf der Erde über einem niederen Gestell aufrollt; die übrigen Familienglieder legen ihre dünne, aus Palmenblätter geflochtene Schlafmatte auf die harte Erde der schmalen Veranda des Hauses, legen sich, nachdem sie sich von Kopf bis zu Fuß in ihr Landeskleid gehüllt, darauf und schlafen so den gesundesten Schlaf.

Im übrigen verstehen sie die Kunst zu leben. Unsere Togoneger sind allen Aufregungen und Zorneswallungen abhold, richtige Philosophen, die sich aber mit schweren, ungelösten Problemen nicht die Köpfe zerbrechen. Das Leben fordert auch von ihnen Arbeit, aber die gütige Mutter Erde lohnt ihnen dieselbe in geradezu verschwenderischer Weise. Nahrungssorgen drücken den zum Phlegma neigenden Neger nicht, fällt die erste Maisernte schlecht aus — was schadet's? Es gibt ja noch eine zweite, die sicher um so reichere Erträge liefert. Ist infolge von Trockenheit der Yams schlecht gediehen — was tut's? Der Stockyams, der ohne Pflege überall gedeiht, hat sie noch immer satt gemacht; Stockyams, agbeli, heißt ja wörtlich: Leben ist vorhanden. Außerdem wachsen und reifen ja das ganze Jahr hindurch die wohlschmeckenden Bananen, Ananas und Kokosnüsse; Orangen, Zitronen und Mango gibt's jedes Jahr reichlich. Also die Sorgen ums tägliche Brot bringen keinen Eingeborenen in ein frühes Grab. Worte der Bibel, wie: Sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen, verstehen unsere Christen vorzüglich. Ein eingeborener christlicher Koch hatte bei einem meiner Freunde jahrelang treu gedient; schließlich ergriff ihn die Wanderlust; er wollte anderweitig sich Arbeit suchen und seine Frau mit drei Kindern zurücklassen. Als mein Freund ihm seine Verpflichtungen seiner Familie gegenüber vor Augen stellte

und ihn fragte, wovon die Frau mit ihren Kindern leben solle, da antwortete er mit einer klassischen Ruhe, fast zurechtweisend: „Mawu enye gã" d. h. Gott ist groß.

Die vernünftigen Eingeborenen verstehen also zu „leben", man trifft in jeder Niederlassung alte Greise und Greisinnen. Das beigegebene Bild zeigt uns die älteste Frau im Agubezirk, ja sie ist vielleicht die älteste Person in Togo überhaupt. Die genauesten Erkundigungen und Nachforschungen seitens der Norddeutschen Mission haben ergeben, daß diese Frau jetzt mindestens 95 Jahre zählt. In den Christengemeinden der Norddeutschen Mission sind Geburts-, Tauf- und Sterberegister eingeführt, so daß man bei der jüngeren Generation das Alter angeben kann. Recht schwierig ist es aber, bei alten Heiden das Alter festzusetzen. Der Neger kann sich ja von einem Zeitraum von mehreren Jahren keinen Begriff machen. Er rechnet nur nach Wochen und Monaten. Während der Zeit des Neumondes ist ihm der Mond „gestorben" und mit diesem auch der Monat. Mit dem Yamsfest, etwa Ende September jeden Jahres, fällt auch das Neujahr der Eweer zusammen; aber sie denken da mehr an ihren Yams, als an die Länge des hinter ihnen liegenden Zeitraumes. Außerdem ist ja den Alten die Schriftsprache, welche die Norddeutsche Mission dem Volke gegeben, ganz unbekannt. Die Leute haben aber wichtige politische und Naturereignisse, von denen wir wissen, in welchem Jahr unserer Zeitrechnung sie geschehen sind, im Gedächtnis behalten. Und das sind für uns wichtige Anhaltspunkte bei der Feststellung des Alters. Solch wichtige Ereignisse sind: Der siegreiche Krieg der Inlandstämme mit den Akwamus am unteren Wolta und die daraus erfolgte Befreiung aus der Fremdherrschaft im Jahr 1833; das 20 Jahre später in vielen Teilen des Landes verspürte Erdbeben; Stadt- und Dorfbrände; Ankunft, Sterben und Wegzug von Missionaren; Gründung von Missionsstationen; der Asantekrieg 1869/74; Begründung der deutschen Herrschaft an der Küste 1884; der Taviewekrieg 1887/88. Wir stellen nun an den Betreffenden etwa folgende Fragen: Konntest Du damals schon gehen, oder wurdest Du von Deiner Mutter auf dem Rücken getragen? (Hierüber wurden sie in den Jugendjahren von Eltern und Verwandten genügend aufgeklärt.) Konntest Du damals schon ein Gewehr tragen und damit umgehen? Warst Du verheiratet, hattest Du schon Kinder, wie groß waren sie? Auf solche Weise wird es uns möglich, das Alter der Leute wenigstens annähernd herauszufragen. So hat sich auch bei der alten Martha, die uns unser Bild zeigt,

Älteste Frau in Agu.

das selten hohe Alter feststellen lassen. Sie ist in Akplolo, auf der Ostseite des Aguberges und am Fuße desselben gelegen, geboren. Von dort holte sie der längst verstorbene König und Oberpriester, der Vorgänger des jetzigen, der auch ein Greis ist, nach Mawuwe, eine damals große Stadt hoch oben auf dem Aguberge, und nahm sie zur Frau. Als Gattin des Oberpriesters wurde sie selbst auch Priesterin und diente mit Hingebung ihren Fetischen. Ihre 9 Kinder hat sie oben auf dem Berg geboren, ebenso haben ihre Enkel, von denen noch 8 am Leben sind, dort das Licht der Welt erblickt. Als ihr Mann starb, heiratete sie sein Nachfolger im Amt, der jetzige König und Oberpriester Atiku, der im Jahre 1900, nachdem Mawuwe durch Feuer zerstört war, mit ihr und der übrigen Priestersippe zu Tale, nach Nyangbo, zog. Nur die Priesterschaft hatte sich so lange oben gehalten, die Mehrzahl der Bewohner von Mawuwe waren infolge von Streitigkeiten schon früher nach unten gezogen und hatten sich in Nyangbo und Agbetiko angesiedelt. Soweit in Erfahrung gebracht werden konnte, leben noch drei Kinder, acht Enkel und zwei Urenkel von Martha. Nicht ihr ältestes, aber das älteste der jetzt noch lebenden drei Kinder ist ein Greis von nahezu 70 Jahren, ein Heide, der aber auf seine alte Mutter nicht gut zu sprechen, weil sie ihm zu alt und häßlich ist; er hat sie schon des öfteren mit dem Tode bedroht. Dagegen sind zwei seiner Söhne Christen geworden.

Anläßlich des Hausbaues auf der Missionsstation in Nyangbo im Jahre 1901 wurde Martha mit der Mission näher bekannt. Zum Ausfüllen der doppelten Zimmerböden hatte der Baumeister Holzasche nötig. Als dies bekannt war, ließ die Alte in ihrer bekannten Zähigkeit und Ausdauer von einem Enkelchen ein Maß ums andere herbeischleppen und war ganz glücklich über ihren „Kopper", das Fünfpfennigstück, das sie für jedes Maß einnahm. Als längst keine Asche mehr nötig war, schleppte sie immer noch welche herbei. An einem Sonntag Morgen war sie, wie gewöhnlich, mit ihrem Holzteller und der Axt auf dem Kopfe über die Station den Berg hinaufgegangen, um Brennholz zu holen. Auf einen schräg liegenden Baum, dicht beim Missionsland, hatte sie Stufen eingehauen, war hinaufgeklettert und wollte einen dürren Ast abhauen. Sie fiel herunter und verletzte sich. Als man sie gefunden, bat sie, man möchte sie, obwohl noch Priesterin, nicht nach Nyangbo, sondern zu den Missionaren bringen. Gern ließ sie sich die Abzeichen ihrer Priesterwürde, 20 Ringe schneeweißer Muscheln an Armen und Füßen, abnehmen, nur um am Leben zu bleiben, wenn auch durch die Mission. Die Christen, Lehrersfamilie, und die Missionare taten, was sie konnten, um die Verletzte am Leben zu erhalten. Die Bemühungen waren erfolgreich, die Alte wurde wieder gesund; sie war jetzt auch von der selbstlosen Liebe der Christen und Missionare so überzeugt und tief bewegt, daß sie bat, man möchte sie doch immer da wohnen lassen; auch äußerte sie den Wunsch, Christin zu werden. Man baute ihr auf dem Missionsgehöft eine kleine Hütte. In der Folgezeit besuchte sie Kirche und Taufunterricht. Daß man bei ihrem hohen Alter ihr nicht viel Wissen beibringen konnte, liegt auf der Hand. Am 25. Januar wurde sie zur Freude der Christen, namentlich aber ihrer christlichen Enkel und Urenkel, getauft und erhielt auf ihren Wunsch den Namen Martha. Das Feuerholzholen hat sie nun aufstecken müssen, sie geht, wie wir sehen, am Stock und lebt im übrigen von den Wohltaten der Christen und der Mission. Einer ihrer Enkel hat eine Christin zur Frau, die ihr die nötigen Hausdienste tut. In der Lehrersfamilie ist sie ganz zu Haus; sie hat sich, wie wir sehen, von der Lehrersfrau einige Apfelsinen schenken lassen, die sie dem Missionar bringt, um ein Gegengeschenk in Tabak zu empfangen; denn ihr Pfeifchen raucht die Alte ums Leben gern. Über dies vielbewegte Leben könnte man auch Chamisso's Worte setzen: „Sie hat des Weibes Los getragen, die Sorgen haben

nicht gefehlt". Daher gönnt man ihr von Herzen, daß sich ihr später Lebensabend so licht und freundlich gestaltet.

Der Neger neigt etwas zur geräuschvollen Feier seiner Feste, wie wir das schon bei der Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten gesehen haben. In gleichlärmender Weise begeht er auch die Totenfeiern und auch bei diesen muß das Getränk in Strömen fließen. Daß von den Hinterbliebenen dabei möglichst großer Pomp entfaltet werden muß, ist auch bei uns in Deutschland nichts Ungewöhnliches. Dem durchreisenden Europäer werden die die ganzen Nächte hindurch andauernden lärmenden Feiern vielfach zur wahren Qual. Kose [5]).

In Keve wurde des Nachts die Ruhe öfters durch die vielen Totenfeste, die hier gefeiert wurden, gestört. Ein ungeheures Getrommele, sowie das Knallen der Flinte, konnte man bei mondhellen Nächten öfters vernehmen. Natürlich ist ein solches Fest mit einem großen Trinkgelage verbunden. Nachdem der Tote in dem Gehöft oder bei großen Leuten auch im Hause in sitzender Stellung begraben ist, beginnt erst die richtige Totenfeier. Diese gestaltet sich je nach dem Vermögen des Verstorbenen und seiner Familie verschiedenartig; der letzteren Pflicht ist es, eine des Verstorbenen würdige Feier zu veranstalten. Zu diesem Feste werden alle Verwandten und Bekannten im Ort und in den benachbarten Dörfern eingeladen und alles strömt nun in dem Gehöft des Verstorbenen, dessen Haus nach dem Tode nicht betreten wird, zusammen. Von weit her kommen die jungen Burschen mit den bekannten Daneguns — Steinschloßflinten — bewaffnet, sowie die jungen Mädchen in großem Staat, mit ihrem sämtlichen Schmuck behangen, zu diesem Totenfeste. Die Familie muß je nach der Wohlhabenheit Hühner oder Schafe schlachten und Fufu oder sonstige Speise für ihre Gäste zubereiten. Natürlich darf auch hier nicht der Palmwein fehlen, der in reichlichen Mengen vertilgt, häufig aber auch durch den Gin ersetzt wird. Sobald die Dunkelheit eingetreten ist, beginnt der Tanz. Die großen Trommeln des Ortes werden zu diesem Zweck herbeigeschafft und ein oder zwei Trommler, auf einem Stein oder niedrigem Schemel sitzend, bearbeiten mit beiden Händen mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer die Holztrommel, welche sie mit den Knieen festhalten. Diese Trommeln haben meistens eine längliche Form und bestehen aus einem ausgehöhlten Holzklotze, welcher mit einem Schaffell überzogen ist.

Die übrige Menge steht im Kreise herum und schlägt mit den Händen den Takt, während ein oder zwei junge Leute unter den unglaublichsten Gliederverrenkungen den Tanz vorführen, welcher von dem eintönigen Gesang der Neger begleitet wird und mit einem von der umstehenden Menge ausgestoßenen Freudengeschrei schließt. Das nächste Paar, zwei junge Mädchen, beginnt darauf den Tanz. Er besteht ebenfalls aus den vorher beschriebenen Gliederverrenkungen, wobei die Arme in eintönigem Takt bewegt werden. Inzwischen schießen die jungen Burschen mit ihren Donnerbüchsen unaufhörlich in die Luft und wetteifern gegenseitig im Erzielen eines größeren Knalleffektes. Diese Feste dauern häufig ein bis zwei Tage und Nächte hindurch und sind für den Europäer wegen dem damit verbundenen fortwährenden Lärm eine reine Schreckensplage.

Seine freie Zeit füllt der Neger nicht bloß mit Schlaf und Trunk aus, wie viele glauben und wie es nach dem Vorhergehenden gleichfalls fast scheinen könnte. Er hat sich auch Spiele erfunden, an denen sich zwei und mehrere still vergnügen können. Dabei hocken die Spielenden, obwohl leidenschaftlich bei der Sache, einander oft stundenlang fast schweigend gegenüber. Hupfeld [3a]) beschreibt ein solches, hier ein Brettspiel, aus Togo.

In großen Teilen Westafrikas, insbesondere im ganzen Togogebiete, aber sicher auch weit darüber hinaus, wird von Jung und Alt mit Vorliebe ein Brettspiel gespielt, das in Evhesprache „adi", in Haussa „dára" genannt wird.

Das dazu nötige Brett wird aus Holz,

mitunter in recht hübscher Arbeit, geschnitzt, als Steine dienen meist Kaurimuscheln.

Das Brett enthält rechts und links zwei Höfe und dazwischen zwei Reihen von je sechs Feldern. Höfe und Felder sind vertieft, um die Steine aufnehmen zu können.

Das Spiel wird von 2 Spielern gespielt. A hat die eine Seite mit den Feldern 1—6 und den Hof a, B die Felder 7—12 und den Hof b.

Das Spiel beginnt, indem man in jedes Feld 4 Steine gibt, die Höfe bleiben zunächst leer und dienen zur Aufnahme der geschlagenen Steine.

Man zieht abwechselnd. Ein Zug besteht darin, daß man sämtliche in einem Felde befindlichen Steine herausnimmt und von ihnen in jedes folgende Feld je einen hineingibt. Wenn z. B. in Feld 3 sich vier Steine befinden, so gibt man der Reihe nach in die Felder 4, 5, 6 und 7 je einen Stein; oder befinden sich in Feld 6 etwa 13 Steine, so kommt je einer in die Felder 7—12, 1—5 und dann wieder 7 und 8, wobei das Feld, das entleert wird, bei der gleich zu beschreibenden Methode 1 übersprungen wird, während bei Methode 2 auch in dieses Feld wieder ein Stein kommt, man also dann nur noch Feld 7 besetzen kann. Es gibt nun verschiedene Spielweisen, von denen zwei die in Togo am meisten gebräuchlichen sind.

1. Ein Stein des Spielers, der bei dem in der beschriebenen Art gemachten Zuge in ein Feld des Gegners kommt, in dem sich nur 1 oder 2 Steine befinden, schlägt diese mit sich selbst und geht in den Hof des Spielers. Dies ist jedoch beschränkt auf den letzten Stein des Zuges; falls dieser schlägt, kann auch der vorletzte schlagen usw. Stehen z. B. in den Feldern

7 . . . . . 1 Stein,
8 . . . . . 3 Steine,
9 . . . . . 1 Stein,
10 . . . . . 2 Steine,
11 . . . . . 1 Stein,

und ist Spieler A am Zuge und zieht von Feld 5 aus mit 6 Steinen, so kommen in die Felder 6—11 je ein Stein; es werden dann die in den Feldern 11, 10 und 9 befindlichen Steine geschlagen, so daß in den Hof a 1 + 1, 2 + 1 und 1 + 1, also 7 Steine kommen, und die Felder 9—11 leer werden. Feld 8 dagegen enthält nunmehr 4 Steine, da der hinzukommende vierte Stein die vorhandenen drei nicht schlagen kann; und da nun die Reihe unterbrochen ist, kann auch der Stein in Feld 7 nicht mehr geschlagen werden.

Wäre man aber von Feld 5 aus mit 7 Steinen ausgegangen, und in Feld 12 stände kein Stein, so könnte A in diesem Zuge überhaupt nichts schlagen; dasselbe gilt, wenn dort 3 Steine ständen. Ginge man von Feld 5 mit 8 Steinen aus, so kann man unter keinen Umständen schlagen, da man ja mit dem letzten Stein nach Feld 1, also auf die eigene Seite kommt. Befinden sich aber in Feld 5 17 Steine und enthalten

Feld 11 . . . . 1 Stein,
" 10 . . . . 0 "
" 9 . . . . 1 "
" 8 . . . . 2 Steine,
" 7 . . . . 0 Stein,

so kommen zunächst in die Felder 6—12 und 1—4 je 1 Stein und und dann noch in die Felder 6—11 je ein weiterer. In diesem Falle werden geschlagen

Feld 11 mit 1 + 1 + 1 Steinen,
" 10 " — + 1 + 1 "
" 9 " 1 + 1 + 1 "

im ganzen kommen also 8 Steine in den Hof a. Feld 8 kann nicht geschlagen werden, da es ja 2 + 1 Steine enthält, wenn die Felder 6—11 zum zweitenmal im Zuge berührt werden. — Bei dieser Spielart spielt

jeder Spieler nur von seinen Feldern 1—6 bzw. 7—12 aus. Das Spiel ist zu Ende, sobald man offenbar nicht mehr zum Schlagen kommen kann; die übrigbleibenden Steine zählen dann für den, auf dessen Seite sie stehen. Gewonnen hat der Spieler, der (einschließlich dieser Reststeine) die meisten Steine in seinen Hof bekommen hat.

2. Bei der andern Spielart schlägt ein einzeln in ein Feld kommender Stein, sofern er der letzte Stein des Zuges ist, die ihm gegenüberstehenden Steine in den Hof des Spielers, ohne jedoch selbst mit hineinzugehen; also z. B. Feld 3 schlägt Feld 10. Jeder Spieler zieht von seinen Feldern aus. Es werden Serien gespielt: ist ein Einzelspiel zu Ende, so besetzt jeder Spieler mit den Steinen aus seinem Hofe so viele Felder, als er kann, und es gehören dem Gewinner des ersten Spiels nun auch diejenigen Felder auf der anderen Seite, die er mit besetzt hat. Hat Spieler B z. B. 33 Steine in seinem Hof, so besetzt er die Felder 7 bis 12 und 1—2, der 33. Stein kommt in Feld 3, ist dann aber für den Gegner, der 3 Steine in dies Feld setzt. Bei gleicher Anzahl (je 2) gehört — glaube ich — dies Feld dem Schwächeren.

Von den beiden Spielmethoden ist die erstere die häufigere. Sie ist sicher so interessant, wie etwa unser Damespiel.

Wie bei allen westafrikanischen Negern blüht auch bei den Ewhenegern der Aberglauben und Fetischdienst und die Fetischpriester üben einen geradezu unheimlichen Einfluß auf das ganze Leben ihres Volkes aus. Auch hier beginnt es unter dem deutschen Einfluß besser zu werden und namentlich dem Wirken der Mission muß in dieser Beziehung hohe Anerkennung gezollt werden. Die nachfolgende Beschreibung von K. Fies [1d]) gibt eine eindringliche Darstellung dieser Verhältnisse.

Überall, wo christliche Kultur und Sitte noch nicht festen Fuß gefaßt haben oder überhaupt unbekannte Dinge sind, besitzt die Sippe der Fetischpriester und Zauberer eine ungeheure Gewalt über das Volk. Es ist nicht nur das gewöhnliche Volk, das sich dem Machtspruch und Willen dieser Dunkelmänner beugt, auch die Häuptlinge und Könige folgen ihrem Rat und lassen sich von ihnen nicht nur beeinflussen, sondern beherrschen. Sind ja sogar die Stühle, auf denen die schwarzen Magnaten thronen, dem Fetisch geweiht. Die Zauberpriester sind fast durchweg abgefeimte Spitzbuben und viel rücksichtsloser und gefährlicher als ihre Kollegen die Fetischpriester. Es kommt jenen auch gar nicht darauf an, zur Befestigung ihrer Macht je und dann einen ihnen unbequemen Menschen zu beseitigen.

Im Jahre 1893 führte ein Heide in Awudome-Tschito, jenseits der deutschen Grenze, im englischen Togogebiet, mit einer christlichen Familie einen Landprozeß. Der übelberüchtigte Pekikönig Kwadscho Te, dem der Heide die Sache übergeben hatte, benutzte die Gelegenheit, die ihm verhaßten Christen gründlich reinzulegen. Da diese aber durchaus im Recht waren, appellierte ich an den englischen Distriktskommissar in Akuse. Die Verhandlungen, denen ich als Anwalt meiner Christen in Peki beiwohnte, führten zu ihrer glänzenden Rechtfertigung. Nachher erfuhr ich, daß unser heidnischer Widersacher während der mehrtägigen Verhandlungen einen Zauberer aus Abutia bestellt hatte mit der Weisung, mich zu beseitigen, gegen eine Belohnung von 60 Mark. Als der Zauberkünstler an den Dschawoifluß kam und ihn sehr angeschwollen fand, so daß er nicht hinüber konnte, erblickte er in dieser Tatsache eine „höhere Macht", kehrte schleunigst um und verzichtete auf den „reichen Verdienst".

Die Ursachen des Tavievhekrieges (1888) wurzelten ebenfalls in dem lichtscheuen, brutalen Treiben der Priestersippe. Im Jahr 1887 war der alte König abgesetzt worden. Zur Einführung des neuen Königs mußte aber Menschenblut fließen und die große Trommel mit Menschenschädeln geschmückt werden. Zu diesem Zweck wurde in der Nacht des 27. März 1888 in dem nahen Siavi ein Überfall ausgeführt, bei welchem die Tavievher an Ort und Stelle vier Per-

sonen töteten und fünf lebendig mit nach Haus schleppten. Von diesen wurde ein Mädchen als Sklavin verkauft, ein zweites während des Sabatramtanzes enthauptet, die drei übrigen, noch Kinder, wurden in einer Ölgrube zerstoßen. Für diese Greueltaten wurden die Tavievher von den Engländern, welche mit Haussasoldaten und Kanonen anrückten, schwer bestraft. Der schon damals übelberüchtigte Zauberpriester Bele Komla aus Tavievhe hatte auch bei dem im Jahre 1900 von einigen Inlandstämmen in Ho ausgeführten blutigen Racheakt an fünf friedlich im Lande wohnenden Asanteern seine Hand im Spiele. Er ist seiner gerechten Strafe nicht entgangen.

Es liegt auf der Hand, daß diese grausamen und herzlosen Dunkelmänner in den Trägern der Zivilisation und des Christentums, überhaupt in jedem weißen Eindringling des Landes, ihre größten Feinde sehen. Sie bilden die mächtige Reaktionspartei, die sich mit den brutalsten Mitteln wehrt gegen alles, was ihre Machtstellung gefährden könnte.

Unter den Bewohnern des Agugebirges, welches mit seiner Baumannspitze die Höhe von 980 m erreicht und die bedeutsamste Erhebung ganz Togos bildet, übten die Priester bis in die letzten Jahre hinein ihre Schreckensherrschaft, und noch heute haben sie einen ungeheuren Einfluß auf das öffentliche, politische und soziale Leben wie auf das Privatleben des einzelnen.

Ich habe in den vielen Gebieten, die ich bereiste, nirgends die Machtentfaltung der Priestersippe so kennen gelernt, wie hier am Agu. Hier sieht es noch dunkler aus, wie in den sieben Dörfern am Fuße des Adakluberges im Westen des Schutzgebietes. Daß die Norddeutsche Mission im Jahre 1895 mit ihrer Arbeit in Agu-Nyangbo einsetzen konnte, hatte sie hauptsächlich dem klugen einflußreichen Kplako, Häuptling und erster Sprecher des Königs, zu verdanken. Dieser Mann wußte ganz genau, daß ihm und seinem Volk aus der Anwesenheit der Missionare, über deren Wirksamkeit an anderen Orten des Landes er gut unterrichtet war, großer Nutzen erwachsen würde. Auch war es ihm darum zu tun, mit den Beamten der nur drei Stunden entfernten Regierungsstation Misahöhe stets in gutem Einvernehmen zu stehen. Die Arbeit der Mission, die nahe gelegene Regierungsstation, der Betrieb der Plantagengesellschaft, die im Bau befindliche Eisenbahn, der nur zwei Stunden entfernte rasch aufblühende Handelsplatz Agome-Palime mit den Faktoreien der weißen und schwarzen Kaufleute — das alles muß den Fetischpriestern und Zauberern zeigen, daß sie ihre schönsten Tage gehabt haben. Daß sie aber die Änderung der Dinge nicht so ohne weiteres hinnehmen, beweisen die vielen Fetischverbote. Ganz besonders regsam zeigen sich die Diener des Jevhe.

Der Jevhedienst ist aus dem benachbarten Dahome herübergekommen, hat namentlich im Süden und Osten Togos festen Fuß gefaßt und findet sich bis nach Atakpame hinein. Im Westen, in Adaklu, Ho, Amedschovhe usf. ist er nicht vertreten. Unter Jevhe versteht man mehrere Gottheiten, deren jede ihre besonderen Symbole hat, wie: Fisch, Schlange, Krokodil, Axt. Letztere gilt als Abzeichen des Gottes „So", der durchlöcherte axtförmige Steine auf die Erde schleudern soll, um damit Menschen, Tiere und Bäume zu spalten. Die Priester und Priesterinnen dieses Ordens bilden einen Geheimbund, reden ihre eigene Sprache und entfalten eine überaus regsame Tätigkeit, die sich namentlich auch in zahlreichen Propagandareisen zeigt, deren Zweck und Ziel die Verbreitung des Ordens ist. Jedes Mitglied bekommt bei seinem Eintritt in den Bund einen neuen Namen und hat über die inneren Angelegenheiten der Gesellschaft absolutes Schweigen zu beobachten. Gewöhnlich haben die Jevhediener im Weichbilde der Stadt oder des Dorfes ihre Niederlassung, eine Art Kloster, errichtet. Der ganze Komplex von Hütten nebst Opferplatz ist mit einem Zaun aus Palmrippen umgeben. In einer Hütte wohnt die Gottheit, ein aus Lehm herge-

stelltes Idol, in anderen Hütten hausen die Priester, wieder andere sind für die Aufnahme der Novizen bestimmt. Kinder, deren Eltern dem Jevhe dienen, werden selbstredend wieder Jevhediener. Leuten, die eine dunkle Tat auf dem Gewissen und darum Strafe zu erwarten haben, auch solchen, die eine lästige Schuld nicht bezahlen wollen, bietet der Jevhebund eine sichere Zuflucht, da die Außenwelt keinerlei Rechte auf einen Jevhediener mehr hat. Früher ließen sich oft Sklaven in den Orden aufnehmen, um „frei" zu sein. Schließlich zieht es manche Personen beiderlei Geschlechts in die Jevheklöster, um sich hinter deren Mauern eines zügel- und schrankenlosen Lebens zu erfreuen.

Die Ordenstracht besteht aus einem langen weißen Kleid, über der Brust hängt neben einem Büschel Federn eine Glocke; der Hut ist mit Bändern und Federn geschmückt.

Wer sich entschließt, dem Jevhebund beizutreten, geht zum Oberpriester und fällt vor ihm nieder. Er hat sich damit dem Jevhe übergeben und die heilige Verpflichtung übernommen, ihm sein Leben lang zu dienen. Der Neueingetretene hat nun sofort im Gehöfte der Priester eine Lehrzeit von mehreren Wochen, ja bis zu sechs Monaten, durchzumachen. Hier hat die Außenwelt keinerlei Rechte mehr auf ihn, der Herr nicht auf seinen Sklaven, die Eltern nicht auf die Kinder, der Mann nicht auf seine Frau. Vielmehr erwachsen den Angehörigen allerlei Verpflichtungen, denen sie den Priestern gegenüber nachkommen müssen. So ist es z. B. ihre Sache, nach Ablauf des Noviziats ihr Familienglied wieder einzulösen, daß dasselbe, wenngleich dem Jevhebunde angehörend, wieder bei der Familie wohnen kann. Meinem Freunde, Missionar Diehl, bot sich die seltene Gelegenheit, einem solchen Akte in einer Agustadt beizuwohnen. Ein junges Mädchen hatte ihr Noviziat hinter sich und sollte aus dem Kloster entlassen werden. Eines Abends wurden die Trommeln gerührt und damit von den Jevhedienern das Zeichen zum Beginn der Feierlichkeit gegeben. Sämtliche Jevhediener und viele Stadtbewohner sammelten sich in dem geweihten Götterhain. Vier Jevhediener schlugen mit großer Gewandtheit ihre Trommeln und begleiteten den Chor der Priesterinnen, die in der Jevhesprache sangen und dazu mächtig in die Hände klatschten. Eine Schar von etwa 15 jungen Frauen und Mädchen führte zu dieser Musik die Jevhetänze auf. Je und dann verließ eine der Tänzerinnen den Reigen, fiel vor dem Oberpriester nieder, der sie umarmte und mit einigen gemurmelten Worten segnete. Plötzlich kam ein Priester mit der Jevhemütze auf dem Kopf und dem Jevhedolch in der rechten Hand aus einer Hütte gerannt und tanzte, dabei mit dem Dolche fuchtelnd, wie wahnsinnig durch die Reihen der Tänzerinnen. Mittlerweile hatte der Oberpriester aus Maismehl und Palmöl eine Speise bereitet; einen Teil servierte er dem Lehmgötzen, ein Stückchen opferte er der Erde, den Rest streute er auf den heiligen Weg im Innern des Hofes. Hierauf nahm der Priester eine mit Palmwein gefüllte Schale, sein Gesicht nach Osten wendend, blickte er gen Himmel und betete zu seinem Gott um Hilfe für die Stadtbewohner, für die Ältesten, für die Priesterstadt auf dem Berge (Mawuvhe), um Bewahrung vor Krankheit und um ein fruchtbares Jahr. Mit den Worten: „Damit du siehst, daß es uns ernst ist, gebe ich dir diesen Palmwein, trinke ihn!" schloß er und schüttete den Palmwein bis auf einen kleinen Rest, den er selbst trank, auf die Erde. Nunmehr ein Glas Branntwein hochhaltend, sprach er das gleiche Gebet noch einmal, ließ aber diesmal nur wenige Tropfen auf die Erde fallen und trank das fast bis zum Rand gefüllte Glas in einem Zuge leer. Den Schluß der Feierlichkeit bildete die Opferung eines weißen Hühnchens. Drei Mädchen knieten vor der Hütte des Jevhe. Beim Schlachten des Opfertieres ließ der Priester etwas Blut auf den Kopf des mittleren der drei Mädchen, das gelöst werden sollte, tröpfeln. Hierauf warf er das halbtote Hühnchen mitten in den Hof. Mit

großer Spannung beobachteten nun die Anwesenden die Haltung und das Benehmen des Priesters, der, das verendende Hühnchen umkreisend, demselben geheimnisvoll näher rückte. Plötzlich rief er aus: „Ich habe mirs ja gedacht, nun seht! seht!" Was war denn geschehen? Ach, Jehve hat es so gewollt, daß der Kopf des Hühnchens unter den Körper zu liegen kam. Sich an die Eltern des freizugebenden Mädchens wendend, sagte der Priester: „Es ist auch kein Wunder, ihr habt zu wenig Palmwein, Palmöl und Maismehl und nur zwei Flaschen Branntwein gebracht, darum verwirft Jehve das Opfer und weigert sich, seine Dienerin freizugeben." Nur unter Aufwendung größerer Opfer hatten die Eltern Aussicht, an einem anderen Abend ihre Tochter frei zu bekommen.

Der Götterhimmel unserer Aguer umschließt aber außer Jevhe eine ungeheure Zahl verschiedenartigster Gestalten — von Mawu, dem Schöpfer des Alls und Vater der Menschen, bis herab zum Dorf-, Haus-, Plantagen- und Wanderfetisch, und die Jevhediener stellen nur ein geringes Kontingent zu dem Heer der Fetischpriester und Priesterinnen. Wie eifrig man am Agu dem Fetischismus ergeben ist, zeigt auch der Umstand, daß der König von Nyangbo sowohl als derjenige der Kebustädte — vielleicht auch noch andere — zugleich das Amt eines Oberpriesters bekleiden.

Die Verordnungen und Gesetze der Priester werden von dem Volk auch viel mehr beachtet, als die von den Dorfhäuptlingen erlassenen. Daß diese Priester viel zu tun haben, sieht man an den vielen geweihten Opferplätzen sowie an den zahlreichen Götzen, welche sie formen und pflegen, und die man überall in den Städten und außerhalb derselben, an den öffentlichen Wegen, unter kleinen Hütten mit Strohdach sitzend, antrifft. Am Eingang in die Bergstadt Kebu-Kpeta sieht man zur rechten Seite des schmalen Pfades einen scheußlichen Götzen mit der Aufgabe, die Stadt zu bewachen. Als Abzeichen seiner Macht trägt er nicht nur ein scharfes Messer in der aufgehobenen Rechten, sondern ist auch umringt von 18 bis 20 solcher Messer, die zu seinen Füßen in den Boden gesteckt sind und zwar mit der Schneide nach außen, der Wegseite zu. Außerdem werden zur Rechten und Linken des Idols Fettpflanzen in Töpfen gepflegt. Damit dieser Schutzgott ja seine Pflichten erfüllt, wird er von seinen Priestern täglich mit frischem Öl eingeschmiert.

Der Nyangbostamm hat in früheren Jahren versucht, das harte Joch der Priester abzuschütteln. Bis vor ungefähr 30 Jahren wohnte der Stamm oben auf dem Bergplateau in Avhegame oder Alt-Nyangbo. Unter dem harten Druck der Priester beschlossen die Stammesgenossen, sich auf der Westseite am Fuß des Berges ein neues Heim zu gründen. So entstanden die nur 20 Minuten voneinander entfernt liegenden Städte: Nyangbo und Agbetiko. Der letztere Name, dessen Übersetzung lautet: „Das Leben drückt den Hals" oder „Das Leben macht müde", sollte wohl stets an die ehemalige Schreckensherrschaft der Priester erinnern. Letztere blieben oben auf dem Berge wohnen, nannten ihre Wohnstädte Mawuvhe = Heim der Gottheit, und regierten nach wie vor mit eiserner Strenge. Um das Volk seine Abhängigkeit von den Priestern so recht fühlen zu lassen, verkündeten diese, daß der große Gott Kpaya zu ihnen auf den Berg gezogen sei, da es ihm in der Ebene nicht mehr gefallen habe. Diese Tatsache bestätigte auch der Kpayastein, ein mächtiger Felsblock, auf dem Kpaya bei seinem Aufstieg auf den Berg sich niederließ, um zu ruhen. Als er sich dann wieder erhob, soll er sich mit seinem rechten Arm, indem er die Hand auf den Stein legte, gestützt haben, um leichter in die Höhe zu kommen. Dadurch hatte sich, wie man heute noch sehen kann, die Hand mit den fünf Fingern in den Stein gedrückt.

Es war im September des Jahres 1897, als ich nach vorheriger Anmeldung und unter Führung des schon oben genannten einflußreichen Kplako den Dunkelmännern dort oben

meinen Besuch machte. Die auf Steinterrassen errichteten runden Hütten sahen recht kümmerlich aus. Das Schönste war die kühle, stärkende Luft und die wundervolle Aussicht. Alles, was im Priesterdorfe sich befand, war den Fetischen geheiligt und geweiht: Männer, Frauen, Kinder; Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner. Waren die Priester anfangs etwas mißtrauisch, so wurden sie, nachdem wir mit ihrer Erlaubnis einige Lieder gesungen und gepredigt hatten, sehr freundlich; gestatteten mir sogar einige photographische Aufnahmen. Das beigegebene Bild zeigt uns zwei Priester, rechts den Oberpriester und König des Nyangbostammes, in der Mitte steht ein Novize. Sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, müssen sie richtig ein paar Lehrjahre im Fetischdienst durchmachen.

Fetischpriester in Togo.

Wie unser Bild zeigt, haben die Priester ihre besondere Amtstracht. Dieselbe besteht vor allen Dingen aus einem Leopardenfell, das auf dem Rücken getragen wird, und zwar die behaarte Seite nach außen. Der Priester legt das Fell an, indem er die Haut vom linken Hinterbein des Tieres von hinten über seine rechte Schulter legt, diejenige vom rechten Bein unter seiner linken Schulter durchzieht und alsdann die beiden Enden vorn auf seiner Brust miteinander verknotet. Seinen Kopf bedeckt der Priester mit einem aus Palmbast geflochtenen Hut.

Die Priester sind die Vermittler von Leben und Gesundheit, von Regen und Sonnenschein, von Segen im Haus und Hof und Fruchtbarkeit auf dem Acker; in ihrer Macht steht es, Krankheit und Unglück zu verhüten, resp. zu vertreiben. Nur sie erteilen die

Erlaubnis zur Aussaat und Ernte, und diese Erlaubnis muß jedes Jahr an zwei von den Priestern festgesetzten Tagen von dem Volk feierlich auf dem Berg eingeholt werden. An solchen Tagen stehen die Priester ganz auf der Höhe ihrer Macht und verrichten eine Menge mysteriöser Gebräuche. Bei der Gesetzgebung haben sie ebenfalls das letzte entscheidende Wort; die Entscheidungen und Beschlüsse der Häuptlinge bedürfen priesterlicher Genehmigung. Demgemäß haben die Gesetzesübertreter es nicht nur mit der weltlichen, sondern auch mit der priesterlichen Obrigkeit zu tun, und nur durch einen kostspieligen Sühneakt, welcher von den Priestern dort oben vollzogen wird, kann der Betreffende dem Zorn des Fetischs entgehen und seines Lebens wieder froh werden. Zwei Tage in der Woche, Sonntag und Mittwoch, sind dem Fetisch geheiligt und zugleich Markttage, an denen niemand auf den Acker gehen darf. Montag und Dienstag darf auf besonderen Flächen der Farmen ebenfalls nicht gearbeitet werden, weil der Fetisch an diesen Tagen die genannten Strecken heiligt. Donnerstag, Freitag und Sonnabend sind volle Arbeitstage, an denen die Leute tüchtiges leisten müssen. Diese rigorosen Bestimmungen paßten gar nicht in unseren Schulplan, denn so gern die Leute in den drei ersten Wochentagen ihre Kinder zur Schule schickten, so nötig hatten sie dieselben an den nächsten Tagen auf der Plantage. Wird ein Leopard erlegt, so muß das Fell unbedingt an die Priester abgeliefert werden; ebenso verlangen sie jedes erste größere Wild, das ein Angehöriger des Nyangbostammes erlegen.

Diese kurzen Ausführungen dürften zur Genüge dartun, welch unheimliche Gewalt die Priesterssippe über das gewöhnliche Volk besitzt. Daß die Priester früher viel mit Gift gearbeitet und namentlich mittels Afa (Gottesgericht) manch einen Unschuldigen um die Ecke gebracht haben, ist eine feststehende Tatsache. Solche Dinge erlauben sich heute diese Dunkelmänner angesichts der nahegelegenen deutschen Regierungsstation schwerlich mehr. Im Jahre 1900 ist die „Gottesstadt" und Feste der Priester oben abgebrannt. Einige der Priester und Priesterinnen sind zu ihren Volksgenossen in die Ebene gezogen, darunter auch die hochbetagte Frau des Oberpriesters, die jetzige Christin Marta, der andere und größere Teil der Sippe hat sich tiefer in die Berge verzogen, um die Dummen, die nicht alle werden, weiter zu schröpfen.

Aber auch für Agu ist eine neue Zeit angebrochen, und die Norddeutsche Mission wird auch in Zukunft in ihrem Teil durch treue energische Arbeit in Schule, Kirche und Werkstatt, durch Heidenpredigt und stille Liebestätigkeit mithelfen, daß es dort licht wird. Wohl bilden der Fetischdienst und seine Träger in dem so fruchtbaren und reichbevölkerten Agu noch eine unheimliche Macht, aber sie wird der sittlich hebenden und neu belebenden Kraft des Christentums weichen müssen, und zwar wird das in demselben Maße geschehen, in dem die Vertreter der christlichen Kultur und Sitte selbst vom Geist des Christentums durchdrungen sind. Es ist daher zu hoffen, daß die Fetischpriester am Agu bald mit einem ihrer Kollegen, dem Oberpriester der „Erde", Adalla in Ho, bekennen müssen: „Es ist nunmehr sehr hart, Priester zu sein, denn das Volk bringt keine Opfer mehr."

Wie erklärlich wird auch der friedliche Abschluß von wichtigen Verträgen, Friedens- und Freundschaftsbündnissen von geheimnisvollen Zeremonien begleitet, bei denen der Fetischdienst eine besonders große Rolle spielt. Missionar G. Härtter[2]) schildert den die Friedensverhandlung begleitenden Akt, der unter dem Namen „Fetischessen" bekannt ist und etwa die Bedeutung eines feierlichen Urfehdeschwurs hat, wie folgt:

Dieser Akt bildet den Schluß einer Friedensverhandlung, wodurch der Friedensvertrag bekräftigt und sanktioniert wird. Dabei geht es folgendermaßen zu. Jede Partei bildet einen leichtgeschwungenen Bogen oder Halbkreis. In die Mitte treten die Repräsentanten der beiden Par-

teien mit demjenigen, der den Friedenstrank bereitet, was immer ein Fetischpriester ist. Dieser wird Dzoto, Boko, auch Dzonala genannt. Das erste Wort bedeutet in diesem Fall: Eigentümer des Zaubers oder Zauberer. Das Zaubermittel, das die Verbindung der beiden Parteien bewirken soll, ist ein Trank, dem allerlei vegetabilische und animalische Substanzen beigemischt werden. Diese werden fein zerrieben, gemischt und zu einem Klumpen geformt. Dieser Klumpen wird nun von dem Dzoto mit dem Trank gemischt und verrührt. Darauf stellt er die Kalabasse auf den Boden, legt ein Messer und eine ganz dünne Blattfaser von der Sopalme, die die Form und Stärke von einer Binse hat, daneben. In den Trank selbst wirft er ein Klümpchen Gold, eine Flintenkugel, eine Perle von Agath und etliche schwarzrote Körner von einem Strauch, hier Burgundschi genannt. Darauf läßt er die Vertreter der Friedensverhandlung siebenmal nach dem Lauf der Sonne von rechts nach links die Kalabasse umkreisen. Sodann zieht er einen Kreis um die Kalabasse und läßt die Beteiligten außerhalb dieses Kreises niederknien und ermahnt sie, das Bündnis treu zu halten, weil derjenige, der es verletze, unfehlbar sterben werde; denn der Trank werde gewiß seine Wirkung tun, ja Gott selbst werde den Übertreter töten. Darauf nimmt er das Messer und sagt: „Der Übertreter ist wie einer, der sich erhängt, er wird umkommen." Dann greift er die Flintenkugel heraus und sagt: „Die Kugel an und für sich tut nichts; wenn sie aber jemand in seine Flinte ladet und abschießt, tötet sie gewiß jemand. Darum wer übertritt, ist wie einer, der sich selbst erschießt." Endlich nimmt er auch das Gold und den Edelstein heraus und sagt: „Sehet, das Gold ist's, womit man Dinge kauft und davon lebt, und Edelsteine holt man aus dem Innern der Erde, damit sie zum Schmuck dienen; wer aber übertritt, der soll so gelb und rot werden wie das Gold und der Edelstein und so dick wie eine Hütte," d. h. er soll wassersüchtig werden. Und die Samenkörner zeigend, sagt er: „Der Übertreter soll so fest verschlossen werden, wie diese runden Samenkörner, so daß er nichts in sich aufnehmen und nichts abgeben kann."

Wenn alle diese Zeremonien erledigt sind, nimmt der Dzoto die Kalabasse und läßt jeden außerhalb des Kreises Knienden davon trinken. Außerdem taucht jeder seine Hand in die Flüssigkeit und benetzt Brust, Rücken und Scheitel damit, während die Zunge dreimal mit einem gewissen Kraut bestrichen wird. Das Bündnis ist geschlossen, und die Knienden erheben sich und machen einen Luftsprung, der von der umstehenden Versammlung unter lautem Beifall erwidert wird. Der Friedensschluß selbst aber wird von den Beteiligten noch mit einem Trunk Branntwein besiegelt, worauf sie einander die Hände reichen und sich entfernen.

Wie tief die Macht der Fetischpriester in das tägliche Leben der Neger, selbst ihrer Häuptlinge einschneidet, und wie sehr die Fetischpriester den blinden Glauben ihrer Anhänger auszunützen verstehen, das schildert Klose[5]) aus Kratyi. Ergötzlich ist, wie der Fetisch Odente die seiner Verehrung geltenden Vorschriften mit der Rücksicht auf den großen Durchgangsverkehr der Fremden in Kratyi zu verbinden weiß.

Einen komischen Anblick gewährt die Fütterung der großen Paviane und Affen, welche hier als heilig gelten, weil sie den heiligen Hain bewohnen; sie scheinen auf ganz vertrautem Fuße mit den Eingeborenen zu stehen. Überall auf den Plätzen und in der Nähe der Hütten werden um die Mittagszeit der Kalabassen und Tonschalen mit Jams aufgestellt, um die zahlreichen zur Mahlzeit erscheinenden Affen zu füttern. Große und kleine Affen speisen gemeinsam und ganze Affenfamilien, Vater, Mutter und Kind, sitzen possierlich um eine Schüssel herum, ohne sich bei ihrer Arbeit stören zu lassen. In dieser seltsamen Stadt sieht man nur wenig Vieh, denn außer einigen

Hunden und Schafen ist dem armen Volke das Halten von Vieh von dem Fetisch verboten. Namentlich die weißen Schafe werden zu Opferzwecken verwendet und dem mächtigen Fetisch Odente bei den Festen dargebracht. Da Odente Ziegen haßt, so ist auch den Anhängern des Kratyi-Fetisch das Gelübde auferlegt, kein Ziegenfleisch zu genießen; ebenso soll jeder dem Tode verfallen sein, welcher in den Kot dieser vom Fetisch verdammten Tiere tritt. Neben den Ziegen sind dem Odente, wie wir vorgesehen haben, auch Pferde und Esel verhaßt; deshalb ist außerhalb von Kratyi ein besonderer Weg für Karawanen mit solchen Tieren angelegt worden. Daß die Kratyileute und ihr König sich das einträgliche Geschäft mit der Fähre nicht entgehen lassen, andererseits aber dem Gebote ihres großen Fetischgottes nachkommen wollten, so mußte dieser Ausweg gefunden werden. Der König hat wenig Macht und ist ganz von dem Oberpriester und dessen Launen abhängig. Das Kratyivolk steht wie alle fanatischen Heidenvölker vollkommen unter dem Einfluß der Fetischpriester und muß die von ihm geforderten Abgaben unweigerlich leisten. So werden in Kratyi die Hühner nur zu Opferzwecken gehalten, weil dies der Fetisch gebietet. Natürlich müssen die Leute bei jeder Gelegenheit größere Tribute zahlen und für die Fetischpriester Schafe, ja selbst Stiere zum Opfer bringen. Was die Furcht vor den Götzen bei den Naturvölkern vermag, sehen wir daraus, daß sie dem Götzen Odente auf sein Verlangen selbst Menschen zum Opfer bringen. Aber auch noch andere Gebräuche sind den Leuten von dem Fetischpriester vorgeschrieben. So darf kein Mensch den Ort, wo dieser Fetisch herrscht, im Dunkeln mit Licht passieren, damit der Geist des Fetisch, welcher in der Nacht über die Orte dahin schweben soll, nicht in seiner Ruhe gestört wird. Am Tage soll der große Fetisch seinen Wohnsitz in einer Felsenhöhle haben, welche dicht am Volta in dem geheiligten Haine liegt. In diesem Hain ist alles heilig, nicht nur die Affen, wie wir schon bemerkt haben, sondern auch alle anderen Tiere und kein Jäger darf es wagen, hier ein Tier zu erlegen, wenn ihm sein Leben lieb ist. Als ein nichtsahnender Händler einst einen Affen in diesem heiligen Hain tötete, sollen die Kratyileute den Leichnam des Tieres gerade wie den eines Menschen begraben und ihm eine Totenfeier mit dem bei Menschen üblichen Schießen bereitet haben. Der Händler selbst war zu seinem Glück schleunigst entflohen. Natürlich war der Ort Kratyi von Fremden gefürchtet, weil sie in jeder Weise der Willkür dieses fanatischen Volkes und der Fetischpriester ausgesetzt waren. Wenn ein Fremder den Hain passierte und nur irgend einen Ast oder Zweig knickte, so wurde er unweigerlich vor Bosumfo in Kratyi geführt, um sich wegen dieses Gottesfrevels zu verantworten. Dies war für den Fetischpriester eine gute Gelegenheit, einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen und der Betreffende mußte froh sein, wenn er sich durch Auslieferung seiner Waren Leben und Freiheit erkaufen konnte.

Den ganzen Pomp und das ziemlich ausgebildete Zeremoniell, mit dem namentlich die größeren Häuptlinge den Weißen gegenübertraten, als sie zuerst mit diesen in Berührung traten, davon gibt Klose[5]) eine prächtige Schilderung. Dieses Schwanken zwischen Habgier, Genußsucht und Dünkel wirkt aus der Ferne sehr erheiternd, stellt aber in Wirklichkeit hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit und den Takt des Weißen. Man darf dabei nie vergessen, daß der Europäer, auch der Offizier an der Spitze einer Truppe, doch an wirklicher Macht der des Häuptlings weit nachsteht und daß er rettungslos der Überzahl erliegen müßte, wäre diese in sich einig. Der Schluß der geschilderten Szene erinnert, wie Klose treffend erwähnt, durchaus an heimische Manöverbilder.

Am nächsten Tage war großer Empfang der sämtlichen Häuptlinge der Kpando-Landschaft und schon am frühen Morgen saßen die einzelnen Sendboten vor dem Palais des Königs, um diesem die Ankunft

ihrer Herren und Gebieter anzuzeigen. Dakadu kam mit einigen Würdenträgern, bald nachdem wir aufgestanden waren, zu uns, wünschte uns guten Morgen und erkundigte sich, wie wir die Nacht in seiner Residenz geschlafen hätten. Eine große Kalabasse mit Palmwein wurde herbeigebracht und nach Negersitte trank uns der König aus einer kleinen Kürbisschale zuerst zu. Er hatte an dem Tische vor dem Zelte Platz genommen und nun machte die Palmweinschale zuerst bei uns Weißen und dann bei den Würdenträgern des Königs die Runde. Der König hatte inzwischen seine Pfeife mit dem von uns geschenkten Tabak in Brand gesteckt; ein Sklave stand zu ihrer Bedienung hinter ihm; auch führte der König eine kleine aus einer Kokosnuß gearbeitete Schnupftabaksdose mit sich und sprach derselben sehr stark zu, sodaß sein stattlicher Bart, sowie seine Nase Spuren des Schnupftabaks trugen. Auch uns bot der König, freundlich grinsend, eine Prise an, wir dankten jedoch höflichst für diese Aufmerksamkeit. Der König, sowie die übrigen Würdenträger, welche sich auf kleinen Schemeln oder auf der Erde hockend um unseren Tisch gruppiert hatten, waren in ein großes Tuch eingewickelt, welches sie vor der für afrikanische Verhältnisse kühlen Morgentemperatur schützte. Nachdem der alte Dakadu seine Kehle angefeuchtet hatte, war der drückende Alp, der Tags zuvor auf ihm gelastet hatte, geschwunden. Er versicherte uns nochmals seiner Freundschaft und kam dann bald wieder auf die alten Palaver zurück, erzählte uns alle Schlechtigkeiten der benachbarten Häuptlinge und bat uns, energisch gegen dieselben einzuschreiten, in der Hoffnung, durch die Freundschaft mit den Weißen zu größerem Ansehen gegenüber den mächtigen Häuptlingen zu gelangen. Nachdem wir ihm einige Kognaks kredenzt hatten, auf die er offenbar schon lange gewartet hatte, zog er sich in seine Gemächer zurück, um die weiteren Regierungsgeschäfte und Vorbereitungen für den offiziellen Aufzug zu erledigen. Die Sonne war schon zur halben Höhe gestiegen, als allmählich unter unaufhörlichem Trommeln die Häuptlinge teils in einer Hängematte getragen, teils zu Fuß unter einem riesengroßen roten oder gelben Schirm vor dem Palais des Königs Dakadu anlangten. Eine Menge Volk war herbeigeeilt, fast der ganze Platz war besetzt und nur mit Mühe konnte unsere Wache die Menge in gebührender Entfernung halten. Plötzlich trat Ruhe ein, Trommeln fielen ein und der König trat auf die Stufen der Halle, um die Häuptlinge zu begrüßen und im feierlichen Zuge zu den Weißen zu begleiten. Unter unaufhörlichem Trommeln bewegte sich der Zug über den Platz, voran Dakadu unter einem rotseidenen Schirm, eine Art phrygische Mütze, und mit einem großen gelbseidenen Tuche bekleidet, welches er einst von einem Weißen zum Geschenk erhalten hatte. Ihm folgte sein ganzer Stab, der Sprecher mit dem Königsstock, sowie der Rat der Alten, der Haussa-Häuptling Profoyetu, in langem weißen Haussa-Gewand und mit einem Turban von weiß-rotem Musselin auf dem Kopf. Hieran schlossen sich die einzelnen Abordnungen, nach der Größe der Dörfer und Städte geordnet, voran die Häuptlinge unter Baldachinen mit Stabträgern an der Spitze. Hinter dem Zuge endlich wurden die Geschenke gebracht, große Kalabassen mit Mais, Yams, Reis, Bananen und Ananas; danaben wurden an kleinen Seilen Schafe und Ziegen nachgeschleppt.

Als der Zug hielt, teilte uns Dakadu mit, daß die Häuptlinge gekommen wären, um uns zu sehen und zu begrüßen. Die meisten hatten sich auf kleinen Schemeln, welche von Sklaven herbeigeschafft wurden, häuslich niedergelassen. Wir drückten jedem einzelnen die Hand und sprachen unseren Dank für die schönen Geschenke aus. Bei der Begrüßung entblößt der Neger vor einem Höhergestellten die rechte Schulter. Bei dem Handreichen wird mit den beiden Mittelfingern ein knallender Ton hervorgebracht. Untergebene fallen vor dem Häuptling auf die Kniee, das Gesicht zur Erde

gebeugt, so daß sie mit dem Kopfe den Erdboden berühren, klatschen dann einige Mal in die Hände und stammeln: „Donna, Donnalo" (Ich danke, ich danke sehr). Als Gruß zwischen Gleichgestellten auf dem Marsche, namentlich wenn sich die Leute häufiger sehen, ruft einer dem andern zu: „Wie geht es zu Hause?" Ich danke sehr. Wie geht es bei Dir zu Hause?" „Wie geht es Deinen Kindern?", worunter nicht nur diese, sondern auch Weiber und Sklaven gemeint werden. „Home-tolle? Ole-do? Dewi-ole? Elle?" Haben sich die Leute längere Zeit nicht gesehen, so findet natürlich noch ein Austausch von Fragen und Antworten statt: „Woher kommst Du, wohin gehst Du?" 2c. Nachdem die Häuptlinge ermahnt worden waren, ihrem Oberhäuptling Dakadu stets Folge zu leisten und ihnen nochmals der Dank für ihr Erscheinen ausgesprochen war, wurde die Versammlung entlassen.

Die ansehnlichsten Häuptlinge wurden bei Dakadu selbst einquartiert. Die großen Baldachine fanden neben den Trommeln vor der Königshalle ihren Platz; sie gaben infolge ihrer bunten Farben ein malerisches Bild ab. So verschieden die Häuptlinge in grüner, gelber oder roter Seide gekleidet waren, so verschiedene Farben hatten auch die Baldachine. Ein solcher Baldachin ist ein großer Schirm, der bei feierlichen Aufzügen nur von den Häuptlingen benutzt werden darf. Er wird meistens aus roter oder gelber Seide oder auch aus Tuch hergestellt und ist eine besondere Eigentümlichkeit der Ewhe-Neger. Ein weiteres Abzeichen der Häuptlinge ist der Stab des Königs, der aus Ebenholz oder anderem harten Holz schön geschnitzt ist. Öfter ist der $1^1/_2$ Meter lange Stab an der Spitze mit einer schönen Schnitzerei in Form einer Schlange oder einer sonstigen Figur verziert.

Nachmittags wurde mit den Dolmetschern die Geschenke für die einzelnen Häuptlinge ausgesucht und je nach dem Grade und dem Rang des zu beschenkenden bemessen. Für die großen Häuptlinge besteht das Hauptgeschenk aus einem Stück Seide. Perlenschnüre, kleine Spiegel und Messingstäbe werden für die Frauen beigelegt. Der Weiße ist gezwungen, Geschenke zu geben, da er sonst für geizig gilt und Schwierigkeiten hinsichtlich der Verpflegung seiner Leute haben würde. Die Vernachlässigung dieser Sitte hat schon oft zu Unzuträglichkeiten, sogar zu kleinen Gefechten geführt und viele Kosten verursacht. Aus diesem Grunde wählt man von zwei Übeln das kleinere. Namentlich ist diese Regel in dem weiteren Hinterlande zu befolgen, wo einmal die Macht des Weißen weniger bekannt, außerdem aber auch die Verpflegung bei weitem schwieriger ist.

Des Abends bei hellem Mondschein riefen die Trommeln die tanzlustige Menge auf den großen Platz und bei Gesang, dem taktmäßigen Schlage der Trommel und Händeklatschen traten die Tänzer und Tänzerinnen hervor, darunter auch Frauen mit Kindern auf dem Rücken. Unsere Leute, Träger sowohl wie Soldaten, beteiligten sich an dem Tanze und waren unter den Damen besonders beliebt. Jeder wetteiferte, das Herz einer schönen Schwarzen zu gewinnen, indem er ihr beim Tanz ein schönes Tuch und ein paar Perlenschnüre zuwarf. Nach Landessitte dürfen eigentlich nur die wirklichen Bürger und Freien des Ortes den Tanz mitmachen. Bei dem zweierlei Tuch wurde jedoch auch hier zu Lande eine Ausnahme gemacht und so war die Harmonie zwischen unseren Leuten und dem Kpando-Volk vollkommen hergestellt. Auch König Dakadu, welcher bis zum Abend das nötige Quantum vertilgt hatte, führte mit einem seiner Weiber einen Tanz auf. Er hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit seinen ganzen Maskenstaat herausgeholt, so zierte außer den großen seidenen Tüchern auch ein alter Admiralshut sein Haupt. Die Trommelschläger boten ihre ganze Kunst auf, um den König bei dem seltenen Tanze rythmisch zu begleiten und die Menge wetteiferte im Händeklatschen und im Gesange. Der Tanz und das Fest währten die ganze

Nacht hindurch unter unaufhörlichem Trommelschlag. Das Geschrei und der Lärm raubten uns gänzlich die Nachtruhe. Auch nötigten uns einige Exzesse, mehrmals unser Lager zu verlassen und nach dem Rechten zu sehen. Meistens handelte es sich um eine kleine Familienszene, weil die Träger oder Soldaten sich zu weit mit den Töchtern des Landes eingelassen hatten und nun von deren Verwandten durchgeprügelt oder zum Hause hinausgeworfen wurden. Natürlich standen ihm einige animierte Kameraden hilfreich bei und so entspann sich ganz wie bei uns in der Heimat eine große Prügelei. Die Wache wurde herbeigerufen und die Störenfriede bis zum andern Morgen in Sicherheit gebracht, wo ihrer die gerechte Strafe wartete. Alle Ausschreitungen müssen selbstverständlich hart bestraft werden, insbesondere Raub und Erpressung, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, denn nur durch feste Disziplin ist die Truppe einer solchen Expedition zusammen zu halten. Am Morgen nach einem solchen Feste fällt natürlich der Marsch bezw. Dienst den an den Folgen ihrer Ausschweifungen leidenden Leuten ebenso schwer wie unseren Soldaten in der Heimat und die meisten bitten um einen Ruhetag, der eigentlich nie gewährt werden sollte, da er gewöhnlich nur zu einem neuen Trinkgelage benutzt wird.

Kommt der Europäer das erstemal in Berührung mit Eingeborenen, die des Verkehrs mit Weißen ungewohnt sind, so muß er fast durchweg die Erfahrung machen, daß er alles und jedes weit über den gewohnten Preis bezahlen muß. Er gilt eben den Eingeborenen als Krösus, dessen Vermögen unerschöpflich ist; und mit dem angeborenen Erwerbssinn nutzt der Neger das aus, um einen möglichst hohen Anteil von des Weißen Schätzen sich zu verschaffen, ehe ein anderer ihm zuvorkommt. Besonders ist das natürlich der Fall bei einer ohnehin dem Handel ergebenen Bevölkerung, wie das Klose[5]) bei den Bassari erfahren mußte. Dazu kommt noch die besondere Schwierigkeit, daß in jeder einzelnen Gegend nur besondere Tauschartikel genommen werden.

In der ersten Zeit war die Verpflegung der Leute äußerst schwierig, da die Bassarileute absolut nicht zu bewegen waren, ihre Produkte gegen Geld herzugeben. So waren unsere Leute ganz der Willkür der Haussa und Tshautshohändler, welche den Kurswert vorschrieben, ausgesetzt. Man bekam für eine Mark in der ersten Zeit häufig nur 750 Kauris, während man an der Küste für eine Mark über den fünffachen Betrag, 4000 Kauris, erhielt. Um unseren Leuten den Umtausch einigermaßen zu erleichtern, gaben wir ihnen Zeuge wie Graybaft und Perlen. Die Bassari nahmen nur Graybaft, Messingstäbe, kleine Spiegel, bunte Taschentücher, Kattun, kleine rote Perlen, mitunter auch unechte Korallenketten aus Glasperlen, welche wie geschliffener Achat aussahen, in Zahlung. Für 1 Yard Graybaft wurden etwa 700 bis 800 Kaurimuscheln gezahlt, was dem dortigen Preise von 70 bis 80 Pfennigen gleichkommt. Glücklicherweise erkannten die Haussa und Tshautshohändler bald in den von unseren Leuten auf den Markt gebrachten Tauschartikeln eine gefährliche Konkurrenz, infolgedessen gingen sie mit ihren Preisen herunter und zahlten nun ohne Schwierigkeiten für eine deutsche Mark wenigstens 1000 Kauris. Fast ebenso drückten uns die Schlächter mit ihren Fleischpreisen. Für eine kleine Hammelkeule nahmen uns die Haussa in der ersten Zeit nicht weniger als 2 Mark ab und Rindfleisch war fast gar nicht zu haben. Schließlich erstanden wir gegen allerhand Waren, zuletzt auch für Geld, schöne, junge, ausgewachsene Stiere im Werte von 20 Mark und Schafe für 4 bis 5 Mark, und schlachteten, zerlegten und verkauften sie für den Selbstkostenpreis an unsere Leute. Ganz allmählich drang dann das Verständnis für den Wert des Geldes bei den Eingeborenen durch. Hauptsächlich durch unsere in den verschiedensten Münzsorten ausgeteilten Gegengeschenke wurde das Geld auf dem Markte von Bassari kursfähig, und schon nach zwei Monaten wurde lieber bar Geld als Ware in Zahlung genommen. Leider

muß ich hier bemerken, daß ich trotz meiner Bemühungen deutsches Geld von der Küste zu erhalten, den größten Teil in englischem Gelde erhielt, welches ich, nachdem das deutsche Geld verbraucht war, zu meinem Verdruß verausgaben und auf diese Weise englische Münze einführen mußte. In dieser Beziehung muß ich es nochmals als wünschenswert und zweckmäßig bezeichnen, in den Kolonien eine einheitliche deutsche Münze als kursfähig einzuführen. Ich besuchte den Markt häufig, um auf diese Weise die verschiedenen Landesprodukte kennen zu lernen.

Der Wunsch Kloses nach Einführung der deutschen Münze in Togo ist ja nun seit Jahren erfüllt, und die Deutschen sind heut in der Tat durchaus die Maßgebenden im Lande. Die küstennahen Gebiete sind deutschen Unternehmungen schon völlig erschlossen und fast bis an den Fuß der Berge führt bereits die Eisenbahn Lome — Palime. Welche Schwierigkeiten sich aber den ersten Pionieren geboten haben, und mit welchen Schicksalsschlägen und Widrigkeiten sie zu kämpfen hatten, das lehrt unter anderem die Geschichte der Mission (Norddeutsche Mission in Bremen), deren Schilderung von H. Seidel [8d]) ich hier folgen lasse, soweit sie sich auf Togo bezieht.

Nun sah sich die Gesellschaft nach einem anderen Wirkungskreise um und glaubte, diesen an der Westküste des schwarzen Erdteils entdeckt zu haben. Die vier Missionare Wolf, Bultmann, Flatho und Graff, die am 18. März 1847 Hamburg verließen, hatten den Auftrag, in der Gegend des Gabunflusses, also in Nieder-Guinea, ihren Fuß ans Land zu setzen. Das haben sie nach vielen Mühen und Hindernissen getan; sie fanden auch bei den Negern herzliches Entgegenkommen, bis ihnen der französische Gouverneur den Aufenthalt verbot. Ehe sie abreisen konnten, erlag Bultmann dem tückischen Klima, und nur ihrer drei kehrten vorläufig nach der englischen Goldküste zurück.

Bremer Faktorei in Palima.

Hier wurde der eifrigste und begabteste der norddeutschen Sendlinge, Lorenz Wolf, mit dem Königssohn von Peki, an der Westgrenze der heutigen Togokolonie, näher bekannt. Der junge Mann lud den Missionar ein, ihn in die Heimat zu begleiten, da sein Vater, der über viele Dörfer zu gebieten habe, den weißen Lehrer gern willkommen heißen werde. Wolf nahm die Einladung an und zog am 14. November 1847 in Blengo, der Hauptstadt von Peki, ein. Während er dort mit regem Eifer die Sprache und Sitte der Neger studierte, sanken rasch nacheinander seine an der Küste weilenden Gefährten ins Grab. Wolf arbeitete inzwischen ganz allein auf seinem vorgeschobenen Posten, bis im Frühjahr 1849 die Missionare Groth und Quinius zu seiner Unterstützung eintrafen. Ein Jahr darauf langte auch Wolfs Gattin als die erste weiße Frau in Peki an. Aber für den mutigen Pfadfinder kam jede Hilfe zu spät. Er mußte krank und zum Tode erschöpft an die Küste eilen, und selbst die frische Seeluft brachte ihm keine Stärkung mehr. Er verschied am 10. April 1851 im Hamburger Hafen.

In Wolfs Stelle rückten außer Quinius noch Däuble und Menge, die zu Anfang 1852 in Peki missionierten. Aber Menge starb schon nach wenigen Monaten; Quinius wurde durch körperliche Leiden entmutigt, und selbst Däuble lernte einsehen, daß das Evheland nicht von Peki, sondern von einem Küstenorte aus in Angriff zu nehmen sei. Trotzdem wurde noch ein dritter Versuch unter Däuble, Plessing und Brutschin gewagt. Leider kamen diese gerade zu einer Zeit nach Peki, als das Volk wegen einer Kopfsteuer, die der englische Gouverneur angeordnet hatte, den Krieg begann. Damit hörte die Christianisierung auf; die Missionare zogen sich zum Meere zurück und begründeten hier im Herbst 1853 die jetzt älteste Station Keta.

Aus bescheidenen Anfängen wuchs diese allmählich zu ihrer heutigen Größe heran. Sie gewährte den Bremern einen festen Stütz- und Ausgangspunkt zu weiteren Unternehmungen, die sie von Jahr zu Jahr tiefer in das Binnenland führten. Sie machten sogenannte Kundschaftsreisen, denen mehrfach die Gründung neuer Stationen folgte. So kamen sie 1859 auch nach Ho, nördlich vom Adakluberge, wo sie freundlich empfangen wurden und ein Stück Land von 19,4 Hektar zu erwerben vermochten. Auf diesem Terrain entstand im nächsten Jahrzehnt eine schöne Station, die den Namen der Gauhauptstadt Vhegbe erhielt. Die Anlage umschloß außer den eigentlichen Missionshäusern und den Lehrer- und Arbeiterwohnungen auch eine Schulkapelle, ein Seminar und eine Werkstätte. Im ganzen erhoben sich 22 Gebäude auf dem Stationshügel. Aber auch elf Gräber hatten sich geöffnet, um die im Dienste Christi verstorbenen Missionare oder ihre Angehörigen aufzunehmen.

Da brach der furchtbare Asantekrieg aus, hervorgerufen durch die englische Politik, die darauf hinzielte, dies Reich gänzlich vom Meere abzuschneiden. Als der Asantekönig die Goldküste verschlossen sah, suchte er sich nach der Sklavenküste einen Durchgang zu bahnen und fiel deshalb mit seinen barbarischen Horden in Evheland ein. Im Juli 1869 erschienen diese vor Ho. Die Missionare mit ihren Frauen und Kindern konnten nur das nackte Leben retten. Ihre Häuser und Schulen sanken in Trümmer, und die eben ausgestreute Saat christlicher Lehre erstickte unter heidnischen Greueln. Die deutsche Kirchglocke wanderte als Beutestück nach der Hauptstadt Kumase und hat den Einzug der schwarzen Sieger mit ihrem Geläute begleiten müssen.

Erst fünf Jahre später kehrte der Friede in die verwüsteten Gebiete ein. Sogleich machten sich unsere Missionare ans Werk und gründeten 1875 auf dem flachen Hügelrücken, 190 Meter über der See, ein neues Ho, das sich seitdem ohne Schaden und Gefahr gedeihlich entwickelt hat. Sie begannen mit einem kleinen Lehmhause, das unter seinem Strohdache drei enge Zimmer beherbergte,

Weitere Bauten folgten, und endlich konnte 1888 die Errichtung einer Schulkapelle vorgenommen werden. Am 2. November war die Grundsteinlegung, und volle zwei Jahre darauf, am 12. Oktober 1890, fand die feierliche Einweihung statt. Das langgestreckte Gebäude macht mit seinen zwölf Spitzbogenfenstern und den drei spitzbogigen Türen einen recht stattlichen Eindruck. Die Oberteile der Fenster sind mit farbigen Gläsern geschmückt. Der Saal hat Kanzel und Altar und ein schönes Harmonium, das von einem schwarzen Organisten trefflich bedient wird. Zahlreiche, bequem angelegte Bänke, die in der Mitte einen breiten Gang freilassen, füllen den Raum und können über 400 Kirchgänger aufnehmen. Im oberen Stockwerk sind fünf Zimmer eingerichtet, die als Schulklassen oder zu Wohnzwecken benutzbar sind. Daher hat man auch für die übliche Veranda gesorgt, ohne die ein Tropenhaus dem Europäer kaum denkbar ist. Die Bedachung besteht aus Wellblech, das stückweise von Keta heraufgeschafft werden mußte.

Mittelallee in Ho.

Ehe wir aber weiter von den Baulichkeiten reden, wollen wir uns zuvor auf dem Stationsterrain genauer umsehen. Das Grundstück bildet ein nach den Hauptpunkten der Windrose orientiertes Quadrat. Durch die Mitte läuft von Norden nach Süden eine breite, mit hohen Schattenbäumen bepflanzte Allee. In der Nähe des Eingangstores sind

es meistens dichtkronige Mangobäume, die von den Missionaren nach Togo gebracht sind und hier vorzüglich gedeihen. Zur Blütezeit erscheinen in dem dunklen, derben Laube prächtige, starkduftende Blumen, aus denen sich bald die apfelgroßen, kühlenden, aber terpentinartig schmeckenden Früchte entwickeln. In dem Observatorium zur Linken sind die für meteorologische Beobachtungen erforderlichen Instrumente aufgestellt, deren Kontrolle von den Missionaren gern und eifrig besorgt wird.

Verfolgt man die Mittelallee, so gelangt man zu einem freien Platze von 66 Ar Fläche, auf dem rechts und links vom Wege die Wohnungen der eingeborenen Lehrer mit den Küchen und anderen Nebengelassen ihre Stelle haben. Vor uns im Süden, den Platz abschließend, erheben sich beiderseitig zur Straße die Europäerhäuser mit ihrem isolierten Zubehör. Dahinter, nach der Kapelle zu, treffen wir auf die beiden viereckigen Missionsgärten, in denen allerlei Gemüse, Obstsorten und Blumen gezogen werden. Auch eine Kaffeeplantage ist angelegt, deren Erträgnisse unter den Missionsfreunden in Bremen und Umgegend bei mäßigen Preisen bereitwillige Abnehmer gefunden haben. In dem mit einer Apotheke verbundenen Hospital versammeln sich fast täglich viele Kranke, die teils mit innerlichen Leiden, teils mit Wunden und den häufig vorkommenden Geschwüren und Abszessen behaftet sind. Ihnen allen wird Hilfe zu teil, und die guten Worte, mit denen die Missionare ihre gute Tat begleiten, fassen in gar manchem Herzen Wurzel und ziehen bald diesen, bald den aus den Reihen der Heiden zur Christengemeinde hinüber.

Unfern der Kapelle steht der Glockenstuhl mit zwei recht ansehnlichen Glocken, die an jedem Morgen und Abend die Stationsbewohner und die schwarzen Christen aus der Nachbarschaft zur Andacht rufen. Am Sonntag laden sie laut zum Gottesdienst ein, der nach den Verzeichnissen der Missionare regelmäßig viele Besucher zählt, Bekehrte und Unbekehrte; denn die besseren Elemente halten sich gern zur Kirche, selbst wenn sie noch nicht Taufbewerber sind. Manchen treibt wohl auch die Neugier oder der Wunsch, seinen Kleiderstaat sehen zu lassen, auf die Station, oder er bettelt dort um Medizin für irgend ein Gebrechen, dessen Entstehung und Symptome er nach der Sonntagsfeier mit breiter Geschwätzigkeit den Weißen schildert.

Die Station Ho entbehrte lange Jahre eines Brunnens, der das zum Bedarf der Europäer dringend erforderliche gesunde Wasser liefert. Nur eine Zisterne war vorhanden und für anderweitige Zwecke, wie Begießen und Waschen, eine alte, tiefe Grube, die sich zur Regenzeit füllte, in den dürren Monaten aber nicht selten ganz austrocknete. Daher wurde die Anlage eines Brunnens zur Notwendigkeit. Der in Spreng- und Maurerarbeiten erfahrene Missionar Holzäpfel, jetzt leider schon verstorben, unternahm das schwierige Werk. Meter um Meter senkte sich der Schacht in die Tiefe; allein das sehnlich erwartete Naß blieb aus, und erst nach mehrjähriger Mühe und öfteren Pausen wurde bei 19,6 Meter eine kräftige Ader gefunden, die nun alles Lebende auf der Station mit reiner, kühler Flut versorgt.

Dieser Erfolg ermunterte die umliegenden Dörfer, ebenfalls mit Brunnenanlagen vorzugehen und dazu die Mithilfe und Aufsicht der Missionare zu erbitten. Denn die Landschaft Ho ist arm an Quellen und Bächen, so daß die Leute oft auf abscheuliche Löcher und Tümpel zur Entnahme des Trinkwassers angewiesen sind. Dadurch wird aber der Entstehung und Ausbreitung ansteckender Krankheiten ein großer Vorschub geleistet.

In Ho wirken zurzeit acht Europäer, nämlich drei Missionare, von denen zwei verheiratet sind, also die Mithilfe ihrer Frauen genießen, und ferner drei Lehrerinnen, die sich vorzugsweise dem Unterricht der schwarzen Mädchen widmen. Im Lehrplan derselben nehmen Handarbeiten, Waschen,

Kochen und sonstige häusliche Verrichtungen den Hauptrang ein. Seit 1892 besteht eine besondere Mädchenschule, die anfangs von Fräulein Roßmann und Frau Knüsli, der Witwe des um die Erforschung der Ewhesprache hochverdienten Missionars Knüsli, verwaltet wurde. Die Schule erhielt 1898 ein eigenes Heim im Oberstock der Kapelle. station. Manche der farbigen Jungfräulein entwickeln sich sehr gut und können bald im Unterricht der Kleinen als Gehilfinnen dienen.

Unser Bild, das noch aus der Zeit vor Errichtung der Mädchenschule stammt, zeigt uns das junge Volk unter Aufsicht der Gattin des Missionars Oßwald, die sich freiwillig

Nähschule der Missionarinnen in Lome.

Hier befinden sich die Wohnräume für die Lehrerinnen, die Unterrichtszimmer und — in einem Anbau nach Süden — die Quartiere der schwarzen Pensionärinnen, meist 20 bis 30 an der Zahl. Diese Mädchen stehen im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, haben vorher eine der Schulen auf den Außenstationen des Hobezirks absolviert und kommen jetzt noch auf zwei Jahre zur Hauptdiesem Werke gewidmet hat. Sie ist eben dabei, ihre Schutzbefohlenen an den richtigen Gebrauch von Nadel und Faden zu gewöhnen; denn diese Kunst ist bei den Negerinnen nur wenig bekannt. Das Schneidergewerbe wird ausschließlich von Männern ausgeübt, ebenso das Filetstricken der mancherlei Fischnetze. Da außerdem die Kinder ursprünglich fast nackt umherlaufen, so

fällt es ihren Müttern gar nicht ein, sie zum Nähen, Flicken oder Stopfen anzuhalten. Das alles muß erst auf der Station mühsam erlernt werden. Die schwarzen Mädchen bereiten deshalb ihrer Lehrerin durch Ungeschick, Zerstreutheit und mangelnden Ordnungssinn anfangs schwere Mühe, und es dauert lange, lange, ehe sie diese Untugenden ablegen. Desto größer ist dann die Freude, wenn die Kleinen dann endlich soweit sind, daß sie aus den geschenkten oder billig gelieferten Stoffresten selber ein Kittelchen oder ein Jäckchen verfertigen können. Mit Vorliebe greifen sie nach grellbunten, auffallend gemusterten Stücken, die ihrem Geschmack am meisten zusagen.

Viel leichter sind die Knaben zur Näharbeit zu bekommen. Es bewahrheitet sich an ihnen das alte Sprichwort, daß eigentlich jeder Neger ein geborener Schneider sei. Sie wissen bald recht geschickt mit der Nadel zu hantieren und schaffen mit Lust an ihren Hosen und Jacken. Nur für regelrechtes Flicken fehlt das Verständnis; dies muß ihnen durch stets wiederholtes Erinnern und Vormachen anerzogen werden, bis sie sich mit den Jahren in eine sachgemäße Behandlung ihrer Wäsche und Kleider finden.

Die Knaben haben auf der Mission aber noch andere Dinge zu treiben, nämlich die Künste, die auch bei uns jeder Volksschüler zu traktieren hat, und die demgemäß im Lehrplan der schwarzen Buben obenan stehen. Dahin gehören Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Religion, Deutsch und Realienfächer. Früher wurde in Ho auch Englisch gelehrt. Davon ist man aber seit einigen Jahren zurückgetreten und gibt diesen Unterricht nur noch in Keta und Peki auf britischem Gebiete. In Ho werden dagegen die aus Deutsch-Togo stammenden Schüler erzogen. Sie empfangen auf der Elementarstufe, die vier Jahre umfaßt, alle Lektionen in ihrer Muttersprache, dem Ewhe. Daran schließen sich fünf, bzw. sieben Schuljahre mit Unterricht in der deutschen Sprache, so daß die befähigteren Köpfe nicht bloß im mündlichen, sondern auch im schriftlichen Gebrauch der fremden Zunge hinlänglich befestigt werden.

Mit Ho sind zurzeit elf Neben- oder Außenstationen verbunden, deren Verwaltung farbigen Hilfskräften obliegt. Die Oberaufsicht führt der Generalpräses, Missionar Jakob Spieth aus Württemberg, der trotz seiner einundzwanzigjährigen Dienstzeit dem schweren Amte mit Rüstigkeit und treuer Liebe vorsteht. Demnächst werden jedoch die Posten in Nyogbo (oder Nyambo) und Tafië abgezweigt und der neuen Hauptstation am Agu unterstellt werden. Im alten Bezirk Ho bestehen zehn Schulen, die vergangenes Jahr von 145 Knaben und 80 Mädchen besucht wurden. Die Zahl der getauften Gemeindeglieder belief sich auf 630, die der Taufbewerber auf 55 und die der sonntäglichen Zuhörer bei den Gottesdiensten auf durchschnittlich mehr als 800. Der Einfluß des Christentums läßt sich daher allerorten im Lande spüren. Das zeigte sich besonders im vorigen August bei Gelegenheit einer schweren Untat, deren sich der heidnische König von Ho mit seinen Ratgebern schuldig gemacht hatte.

Diesem Duodezfürsten waren im Sommer 1899 während des letzten Asantekrieges mehrere seiner Untertanen, angeblich 186, getötet worden. Die Nachrichten einiger Flüchtlinge brachten den König und seinen heidnischen Anhang zu dem Entschluß, der insgeheim und ohne Mitwissen der christlichen Neger gefaßt wurde, sämtliche Asante, deren sie habhaft werden könnten, zu ermorden. In der Tat mußten fünf dieser Unglücklichen unter grausamen Martern ihr Leben lassen, und ihre Köpfe, Herzen und Glieder wurden an die zur Blutrache berechtigten Stämme verteilt. Als die Sache ans Licht zu kommen drohte, erstattete der König bei dem kaiserlichen Stationsvorsteher in Misahöh schleunigst Selbstanzeige. Dr. Gruner erschien alsbald mit seinen Soldaten, die noch aus Lome verstärkt waren, in Ho zur Untersuchung. Auf Zureden der Missionare

entzog sich weder der König, noch einer seiner Mitschuldigen dem Gericht. Da den Missetätern mit Rücksicht „auf den Zorn über den Tod ihrer Brüder" mildernde Umstände zugebilligt wurden, so entschied das Gericht, daß der König und die unmittelbar bei dem Morde Beteiligten eine entsprechende Gefängnisstrafe zu erleiden hätten, während die Stämme, welche mit der Sache einverstanden waren, die Kosten der Expedition, insgesamt 1250 M. ersetzen mußten.

Dieser Verlauf des Prozesses hat im ganzen Ho-Distrikt einen tiefen Eindruck hervorgerufen und nicht wenig dazu beigetragen, um das Ansehen der Regierung wie der Mission zu heben.

Damit verlassen wir diesen Akt, um zum Schluß unsern Blick rückwärts zu wenden auf ein schönes und erhebendes Fest, das am 14. November 1897, als dem 50jährigen Gedenktage der Ankunft des Missionars Lorenz Wolf in Peki, auf den Bremer Stationen lebhaft gefeiert wurde. Es war zugleich das Abschiedsfest für Missionar K. Fies, der noch im selben Monat nach achtjähriger erfolgreicher Tätigkeit auf der Station, die er seine „zweite Heimat" nannte, ins alte Vaterland zu Eltern und Freunden zurückkehrte. Unter den großen, an vierzig Jahre alten Mangobäumen versammelten sich in Ho allein über 700 Gäste, Christen und Heiden, die gekommen waren, das Jubiläum der deutschen Glaubensboten würdig zu begehen. Sie erschienen aber nicht bloß als Nehmer, sondern ebensosehr als Geber; denn jede Außengemeinde hatte unter sich schon vorher eine Kollekte veranstaltet, deren klingender Erlös jetzt den hocherfreuten Missionaren ausgehändigt wurde.

Sieht man die Posten an, die da von den kleinen, schwarzen Christenhäuflein im weiten Umkreise zusammengebracht waren, hier 12 Mark, dort 10 Mark, dort 20 Mark oder mehr, so muß man billig den Opfersinn unserer Afrikaner bewundern, die darin gar vielen Leuten im deutschen Vaterlande als Beispiel dienen dürften. Hoffentlich bleibt dies Beispiel nicht ohne Erfolg, und mancher, der bisher die Taschen zugehalten, wenns für die Bremer Togomission galt, öffnet sie jetzt um so williger, nun er von dem Segen erfahren hat, der von den Pflanzstätten des Glaubens und der Gesittung in unserer Kolonie ausgeht.

Von der Weihnachtsfeier auf der Missionsstation Ho gibt uns K. Fies [1b]) ein ansprechendes Bild. Wenn man diese begeisterte Schilderung liest, so möchte man glauben, daß aus diesen Kindern nur vortreffliche Menschen werden könnten, die in ihr höchstes Alter der Mission Dank wüßten für das Gute, was diese an ihnen getan hat. Leider aber haftet beim Neger ein solcher Eindruck zumeist nicht länger als beim Kinde, d. h. nur für kurze Zeit.

Wie ganz anders gestaltet sich ein Weihnachtsfest in den Tropen als in der lieben deutschen Heimat! Dort erinnert nichts an den Zauber der Winterwelt, keine schneebedeckten Fluren, kein lieblich duftender Tannenbaum; keine kurzen Tage und langen Nächte. Am Morgen des 24. Dezember 1896 begrüßte uns wie immer die wilde, üppige Tropenvegetation; wenige Stunden nachher sandte die Sonne ihre heißen Strahlen fast senkrecht auf uns nieder, und das Thermometer zeigte am Nachmittag 28° R. im Schatten. Läßt sich denn unter solchen Umständen Weihnachten feiern? Gewiß! Auf einer deutschen Missionsstation ganz gewiß.

Schon geraume Zeit vor dem Feste wehte auf unserem Stationshügel mit seinen schönen großen Häusern und der geräumigen Kapelle die Weihnachtsluft. In der Knaben- und Mädchenschule wurden die lieben, alten deutschen Weihnachtslieder, welche in die Landessprache übersetzt sind, eingeübt, und es wurde einem ordentlich warm ums Herz, wenn man die altbekannten Melodien hörte. Aufmerksam lauschten die Schüler der alten aber doch immer wieder neuen Weihnachtsbotschaft. Da ihnen vom Weihnachtsbaum im lieben Alt-

deutschland erzählt wird, sind sie voll froher Erwartung; denn sie ahnen es nicht nur, sondern wissen es ganz gewiß, daß auch ihnen ein Fest bereitet werden soll. Was hätten sonst auch die großen, geheimnisvollen Kisten zu bedeuten, die aus Europa kamen und von stämmigen Trägern von der Küste nach Ho getragen wurden? Warum ließ der Missionar diese Kisten gleich beiseite schaffen und weshalb durfte niemand zusehen, als sie geöffnet wurden? Wie oft hörte man nicht nur die Kleinen, sondern auch die Großen einander fragen: „Du, wie viele Tage sind noch bis Weihnachten?"

Die Kapelle in Ho.

Von den Außenstationen sandten die Vorsteher und Lehrer je zwei Schüler nach der Hauptstation, um die für die dortige Schuljugend zurechtgelegten Weihnachtsgaben abzuholen. Die Mutterstation Ho wollte es allen ihren Kindern, den nahe und fern gelegenen Außenstationen ermöglichen, ein fröhliches Fest zu feiern. Die Liebe der deutschen Missionsfreunde, und namentlich der deutschen Kinderwelt, hatte uns reichlich mit Gaben bedacht, so daß sämtliche Weihnachtsboten mit ansehnlichen Paketen, in denen bunte Kerzen, Christbaumschmuck, Backwerk, Notizbücher, Schreibmaterialien, Puppen usw. wohl verpackt waren, fröhlich ihre Straße heimwärts zogen. Die Lehrer nahmen die Sachen in Empfang und Verwahrung, um sie dann am Weihnachtsabend unterm Christbaum an die erwartungsvolle Kinderschar zu verteilen.

Die Missionarsfrauen und die Vorsteherinnen der Mädchenschule auf Ho waren in diesen Tagen oft bis in die Nacht hinein beschäftigt mit allerhand Vorbereitungs-

arbeiten, von denen vorerst niemand etwas wissen sollte. Das in den verschiedensten Formen hergestellte Gebäck verbreitete in Küche und Haus einen eigentümlichen Wohlgeruch, ganz so, wie früher bei Mutter zu Hause.

Endlich war er da, der langersehnte 24. Dezember! Der Schulunterricht fiel selbstverständlich aus. Es gab noch so viel zu tun. Die Schüler hatten Schule, Kapelle und die Stationswege zu reinigen, ihre Garderobe zu waschen und in stand zu setzen. Manch einer fertigte sich unter Mithilfe eines Kameraden noch rasch eine Weihnachtshose oder Joppe an; denn daß es Weihnachten war, wollte man doch auch nach außen hin zeigen. Als der Tau etwas abgetrocknet war, machte ich mich mit einigen Jungens auf, um einen Weihnachtsbaum aus dem Busch zu holen. Da es dort leider keine Tannen gibt, mußten wir uns mit einem grünen Laubbaum begnügen. Bald hatten wir ein schönes Exemplar gefunden. Einige Hiebe mit dem Buschmesser, und der Baum lag am Boden. Die Knaben hoben ihn auf und trugen ihn zur Station. Vor der Kapelle gaben wir dem Baum noch die richtige Form, indem wir mittels Messer und Baumscheere die unötigen Zweige entfernten. In Ermangelung eines Christbaumfußes pflanzten wir jetzt den Baum in ein mit Erde gefülltes Mehlfaß, welches die Knaben auf dem Altarplatz in der Kapelle aufgestellt hatten. Das Fäßchen schlugen wir in weißes Papier ein und bedeckten oben die Erde mit Baumwolle. Das sah alles ganz niedlich aus, und die Hauptsache war: Der Baum stand fest.

Schnell war es Mittag geworden. Nach dem Essen wurde heute nicht geruht, sondern direkt weiter gearbeitet. Die Missionare begaben sich in das Zimmer des Schulvorstehers und schlossen die Tür hinter sich zu. Jetzt galt es für unsere 70—80 Knabenschüler die Gaben zu teilen. Jeder sollte sein wohlgefülltes Päckchen haben. Die nötigen Düten waren geklebt; nun wurden sie gefüllt und der Name des betreffenden Empfängers darauf geschrieben. Bei der Verteilung wurden Alter, Fleiß und Führung besonders beachtet. Der eine bekam zu allerhand Backwerk ein Notizbuch und ein Paket Briefpapier mit Umschlägen; der andere ein Messer, eine Schere zum Schneidern; ein dritter wurde mit einigen Dutzend Nähnadeln, einer Rolle Maschinengarn und einem Stück wohlriechender europäischer Seife bedacht, — alles Dinge, mit denen man den afrikanischen Schüler ungemein erfreuen kann. Die Jüngeren bekamen wohl eine Schachtel Griffel mit der bekannten Aufschrift: „Dem fleißigen Kinde", ferner, eine Trompete oder eine Mundharmonika zum Musizieren. In manche Düte wanderte aber auch ein Ball oder Kreisel zum fröhlichen Zeitvertreib. Wir waren reichlich mit Gaben bedacht worden so konnten wir auch wieder in reichem Maße erfreuen. In der Mädchenschule packten die Vorsteherinnen ebenfalls ca. 60 Düten für die Schülerinnen. Die verschlossenen und mit Aufschrift versehenen Pakete brachten wir in große Körbe und deckten sie mit weißen Tüchern zu, damit kein Unberufener hineinsehen konnte.

Jetzt ging's in die Kapelle, um hinter verschlossenen Türen den Christbaum zu schmücken. Sechs bis acht fleißige Hände hatten den Baum bald angeputzt. Einige Dutzend Kerzen in den verschiedensten Farben wurden an den Zweigen befestigt, oben in der Baumkrone schwebte ein schöner Engel, die frohe Botschaft verkündend, dann zierten buntfarbene Glasglocken, Gold- und Silbersterne, versilberte und vergoldete Nüsse, Eiszapfen, farbiges Gebäck 2c. 2c. den Baum.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als wir fertig waren, aber der Baum wurde noch nicht angezündet, obwohl sich draußen vor der Kapelle schon allerlei kleines Volk gesammelt hatte. Wir holten nun die großen Körbe mit den Weihnachtsgaben und stellten sie unter dem Baum auf. Die schwarze, neugierige Schar, an der wir

vorbei mußten, warf erwartungsvolle Blicke auf uns und die Körbe und wäre uns am liebsten gleich mit in die Kapelle gefolgt. Aber noch war es nicht Zeit.

Die Feier war auf $6^1/_2$ Uhr angesetzt. Um $5^1/_2$ Uhr läutete es zum ersten, um 6 Uhr zum zweiten Male und Punkt $6^1/_2$ Uhr riefen beide Glocken die Stationsbe-

Mangoallee in Ho.

wohner, die Christen und Heiden, jung und alt aus den umliegenden Hodörfern zur Weihnachtsfeier in die Missionskapelle. Die Türen zum Gotteshaus öffnen sich, endlich dürfen die ungeduldig Wartenden eintreten. Ein freudiges „Ao"! tönt von ihren Lippen, als sie den strahlenden Weihnachtsbaum sehen. Die Schüler und Christen der Station und aus den Dörfern

schreiten in langen Reihen im Sonntagsgewande feierlich und in gehobener Stimmung der Kapelle zu. Vorne rechts setzen sich die Knaben, hinter ihnen die Männer; links die Mädchen und Christenfrauen. Hinter den Christen nehmen die Taufbewerber und Heiden Platz. Die letzteren waren zahlreich vertreten, teils aus Neugierde, teils weil ihre Kinder oder Anverwandten zur Schule gingen und mitfeierten. Manche der Frauen hatte auch ihr Jüngstes auf den Rücken gebunden und mit in die Kapelle gebracht. Neugierig drückten sich die schwarzen Wollköpfchen unter dem Arm der Mutter durch, und freudig blitzten die leuchtenden Augen nach dem strahlenden Baum im Vordergrund.

Jetzt verstummt der Glockenton, das Vorspiel auf dem Harmonium ist beendet. Nach dem Gruß des Missionars intoniert im Hintergrund der Posaunenchor die Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht". Die Gemeinde setzt ein, und von etwa 300 Stimmen wird dieses liebliche Weihnachtslied hell und frisch gesungen. Hierauf spricht der Missionar das Eingangsgebet, und jetzt singt die Gemeinde wieder unter Posaunenbegleitung: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit". Der darauf folgenden Ansprache des Missionars lauscht die Gemeinde andächtig. „Euch ist heute der Heiland geboren" ist der Grundton seiner Rede. Und ich denke an die alttestamentlichen Worte: „Das Volk, so im Finstern wandelt, sieht ein Licht, und über die, die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle". Hier ist dieses Wort in Erfüllung gegangen. Die hier vor uns sitzen, die wandelten einst in der Finsternis des Heidentums, und jetzt, — wie hell leuchtet ihnen der Weihnachtsstern ins Herz hinein! Freude, echte Weihnachtsfreude und Dank erfüllt mein Herz. Wieder stimmen wir einen Vers an, und jetzt hält ein schwarzer Lehrer mit den Schülern eine Katechese über die Weihnachtsgeschichte. Alles geht sehr gut. Mit Gebet und Segen wird die relegiöse Feier bendigt.

Die Lichter am Baum sind bedeutend herunter gebrannt. Aller Augen richten sich jetzt auf die Gaben unter dem Baum. Nun werden die Namen der Schüler und Schülerinnen ausgerufen, und sofort erscheinen die Betreffenden und nehmen ihre Pakete in Empfang. Keines der Kinder ist vergessen, aus allen Gesichtern leuchtet die Freude. So etwas kennt ja das Heidentum nicht, ein solches Schenken und Erfreuen ist christliche Liebe. Zum Ausgang aus dem Gotteshaus spielt der Posaunenchor das Lied: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!"

Nach dieser allgemeinen Feier wurde in jedem Missionshaus von den betreffenden Familien noch eine kleine Familienfeier nach echt deutscher Art abgehalten. Die Frau Missionar hatte — das ließ sie sich nicht nehmen — ein niedliches Bäumchen angeputzt und für alle eine niedliche Gabe zurecht gelegt. Als der Baum brannte, rief die Tischglocke die Hausgenossen herein. Alle sammelten sich unterm Weihnachtsbaum um den reichgedeckten Tisch: Der junge Missionar, der heute mehr als je an die Weihnachtsfeier im Elternhaus in der lieben Heimat zurückdenkt; unser Koch Daniel Kwami, so beklommen und freudig bewegt, daß er sich schüchtern an die Kommode lehnt und fast immer auf einem Bein steht; dann unsere vier Hausmädchen, welche uns zur Erziehung übergeben sind, und von denen zwei noch die Schule besuchen, obwohl sie über 15 Jahre alt sind. Ich setzte mich an das Harmonium, und fröhlich sangen wir das Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit". Nun näherten wir uns den Geschenken; die kluge und freundliche Hausfrau hat uns alle freudig überrascht. Die Mädchen finden neben ihren Kuchenteller allerlei Nähutensilien, Perlschnüre, fertige Blusen; Daniel kann gar nicht glauben, daß das ihm Zugedachte ihm wirklich gehört, auf einem Teller liegt neben Backwerk und Nüssen ein Solinger Taschenmesser; daneben eingewickelt, Stoff zu einem Anzug, ferner ein Stück Seife und ein Spiegel. Nein, so etwas hätte er sich nicht träumen lassen. Nachdem unsere dienstbaren Geister die Geschenke still und laut bewundert, kamen sie auf uns zu, drückten uns freudig die Hand und sagten: „esenu ló"! (Du bist stark gewesen), was so viel bedeutet, als: Danke recht schön. Dann nahmen sie ihre Sachen zusammen, trugen sie in ihr Zimmer, um sie dort genauer zu besehen, auch zu „probieren" und bis in später Abendstunde sich darüber zu erfreuen.

Nach dem Abendbrot versammelten sich die Europäer im Hause des Stationsvorstehers. Nun waren wir unter uns, lauter Deutsche, in fröhlich dankbarer Weihnachts-

stimmung. Noch einmal erklangen unter Harmoniumbegleitung die lieben Weihnachtslieder, und zwar diesmal mit deutschem Text. Bei Thee und Kuchen, einem Glase Wein und Weihnachtszigarren saßen wir in gemütlicher Unterhaltung beisammen. Wir gedachten der lieben, altdeutschen Heimat und des Tannenbaumes dort; aber als wir auseinander gingen, gaben wir alle der fröhlichen Überzeugung Ausdruck, daß wir auf deutschen Boden einen echt deutschen Weihnachtsabend gefeiert hatten.

Zum Schluß noch eine kleine Probe, was ein guter Schulunterricht bei den kleinen Togoleuten erzielen kann.

Daß auch Neger aus unseren Kolonien kleinere deutsche Aufsätze verfassen können, die ziemlich korrekt geschrieben sind, ist eine Tatsache, die selten vorkommen mag. Durch die Liebenswürdigkeit eines Mitglieds der Kolonialgesellschaft sind wir instand gesetzt, untenstehend aus der Feder eines jungen Ewhenegers einen solchen Aufsatz unverändert wiederzugeben, den wir schon als selbständiges geistiges Zeugnis unseres schwarzen Landsmannes für interessant genug zur Veröffentlichung halten. Der Verfasser ist ein 24jähriger Neger, der die Regierungsschule in Klein-Popo bzw. Sebbevi mehrere Jahre lang besuchte, wo er sich seine Kenntnisse im Deutschen erworben hat, und seit einiger Zeit als Zollaufseher in Lome tätig ist.

Prof. Dr. Lenz-Darmstadt.

* * *

Dies ist ein Aufsatz, welchen ich vor einigen Tagen verfaßt habe.

Lome ist eine wunderschöne Handelsstadt. Sie liegt 20 Schritt vom Meer weg.

Ungefähr im Jahre 1896 wurde das Gouvernement von Sebbe bei Klein-Popo, da es in jenem Orte nicht genug Platz gab und wegen der ungesunden Lage, nach Lome verlegt. Damals hatte diese Stadt ein garstiges und unordentliches Aussehen. Zuerst baute die Regierung am Strand eine Gouverneurswohnung und dann nebenan ein Gebäude für das Zollamt. Für sich besorgte sie östlich außerhalb der Stadt einen schönen und großen Platz. Darauf wurden etliche Werkshäuser und Wohnungen gebaut; nämlich: eine für den Richter, ein Handwerkshaus und ein Bezirksamt und so weiter. Unter der Wohnung des Richters befindet sich der Materialienschuppen und nebenan die Kammer der Truppe. Vor dem Bezirksamt ist eine runde Halle. In dieser Halle werden an den Palavertagen (Gerichtstagen) die verschiedenen Palaver mit den Eingeborenen gemacht, also Gericht gehalten. Links von dem Bezirksamt ist ein Nebenraum, das ist das Gouvernementsbureau, und rechts ist die Kasse. Noch weiter östlich gegen die englische Grenze baut die deutsche Regierung für den Gouverneur ein Schloß. Der Regierungsarzt wohnt in der Mitte der Stadt; jetzt ist auf dem Regierungsgrundstück links von der Regierungsstraße ein Krankenhaus neu angelegt.

Um durch die Post Verbindung mit Nachricht nach Deutschland herzustellen, wurde auch in Lome ein Postamt gegründet. Das Postamt liegt im Westen kurz am Ende von der Hamburgerstraße. Darin kann man telegraphieren nach Europa und nach einigen afrikanischen Küstenstädten. Telephon ist noch nicht über die Grenze. Wir geben Briefe und Pakete der Post ab, und sie sorgt für die Weiterbeförderung durch Dampfer nach Europa.

Vorher haben die Bewohner ihre Häuser durcheinander gebaut, und es hat auch keine festen Straßen gegeben. Nun hat die Regierung breite gerade Straßen angelegt. Hierbei mußten allerdings einige Häuser abgebrochen und weggeräumt werden.

Von Lome aus führen zwei Hauptwege in das Innere: der eine nach der Station Misahöhe und der andere nach der Station Atakpame, von wo aus dieselben weiter

nach dem nördlichen Hinterland fortgesetzt sind.

Die deutsche Regierung wünscht, daß die handeltreibenden Kreise im Schutzgebiete gute Geschäfte machen und hat unter anderem deshalb auch diese beiden Wege 10 m breit gebaut.

Die Händler benützen die für sie bequemen Wege heran bei Tag und Nacht. Die Faktoreien in Lome machen mit jedem Jahre bessere Geschäfte, sie verschiffen Palmöl, Kerne, Gummi und sehr selten — auch Elfenbein nach Europa.

Lome, den 5. April 1901.

Verfasser: Ayayi Ama.

Einige weitere ähnliche Briefe, ein Schriftwechsel zwischen farbigen Schülern, darunter auch Togokinder, und Deutschen, folgen auch bei Kamerun.

Kamerun.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber die folgenden Werke:

1. F. Bauer. Bilder aus dem deutschen Tsadseegebiet	Globus 1904, Bd. 85, S. 265 ff; 333 ff. Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
2. Graf Bernstorff. Ein Trade	Deutsche Kolonialzeitung 1899, S. 369—370.
3. L. Conradt. Die Eingeborenen von Johann-Albrechts-Höhe	" " 1900, S. 33—36.
4. Die Bapea-Expedition. Aus einem Berichte des Hauptmanns Dominik	Deutsches Kolonialblatt 1905, S. 526—527, 530 bis 531 und 532—533.
5. Hauptmann Th. Engelhardt. Eine Reise durch das Land Mwele und Esum	Globus 1904, Bd. 85, S. 4—5, 75—76. Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.
6. C. Eunicke. Bilder aus Kamerun	Deutsche Kolonialzeitung 1902, S. 53, 74, 113.
7. E. Henoch. Ein Meluſinenmärchen aus Westafrika	" " 1906, S. 33—34.
8. Bericht des Oberleutnants Hirtler über eine Erkundungsexpedition von Bamum nach Jabaſſi	Deutsches Kolonialblatt 1904, S. 589—591, 610—611.
9. F. Hutter, Hauptmann a. D. a) Wanderungen und Forſchungen im Nord-Hinterland von Kamerun	Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1902.
b) Der Elefantenſee	Globus 1904, Bd. 86, S. 149—150, 151—152.
10. Miſſionar J. Keller. Aſtronomiſche Anſichten und Kenntniſſe der Iſubu in Kamerun	Deutsche Kolonialzeitung 1903, S. 283—284.
11. Profeſſor Dr. Lenz. Negerbriefe	" " 1901, S. 266—267.
12. Oberleutnant A. Leſſner. Von der Kameruner Schutztruppe	" " 1905, S. 55—57, 76—77, 93—96 und 113—116.
13. Die Manenguba-Expedition. Aus dem Berichte des Kommandeurs der Schutztruppe, Oberſt Mueller	Deutsches Kolonialblatt 1905, S. 499, 502—503.
14. Dr. S. Paſſarge. Adamaua	Dietr. Reimer (Ernſt Vohſen), Berlin 1895.
15. E. Prager. Spiele der Eingeborenen im Kongoſtaate	Deutsche Kolonialzeitung 1899, S. 322—323.
16. Bericht des ſtellvertretenden Chefs des Sſanga-Ngokogebiets, Preuß, über eine Expedition nach Kul und Alaman	Deutsches Kolonialblatt 1904, S. 763—764.
17. E. v. Schkopp. a) Duala	Deutsche Kolonialzeitung 1903, S. 213.
" " b) Konſequenzen des Zwiſchenhandels in Kamerun	" " 1903, S. 270.
" " c) Ruf Expedition	" " 1904, S. 508—509.
" " d) Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft. Wilh. Süßerott, Berlin. II. 1902/03, S. 523 bis 525, 526.
18. J. Scholze. Das Bakwirivolk	Deutsche Kolonialzeitung 1901, S. 245—247.
19. Miſſionar G. Spellenberg. a) Bericht über meine dritte Reiſe ins Gebiet des Hinterlandes von Kamerun	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft. Wilh. Süßerott. Berlin III. 1901/02. S. 138 bis 140, 143.
b) Ein Beitrag zur Land- und Völkerkunde von Kamerun	Ebenda; III. 1901/02. S. 186—187, 189—190, 211—214, 214—215.
20. Bericht des Hauptmanns und Reſidenten von Kuſſari, Stieber, über ſeine Reiſe in das Gebiet der Musgus	Deutsches Kolonialblatt 1905, S. 83—84.

Kamerun.

In Kamerun ist nur wenige Tage später als in Togo die deutsche Flagge gehißt worden. Generalkonsul Dr. Nachtigal stellte auch dieses Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches und zwar am 14. Juli 1884, auf der Weiterreise von Togo nach dem Süden. Auch in Kamerun ging, wie in Togo, ein lebhaftes Intrigenspiel zwischen Engländern und Deutschen vorauf.

Man muß den Engländern zugestehen, daß ihre Interessen in Kamerun die älteren waren. Denn englische Kaufleute hatten bereits im Jahre 1841 mit den Häuptlingen des Küstenstammes der Duala einen ähnlichen Vertrag abgeschlossen, wie die deutschen Kaufleute das seinerzeit in Togo getan hatten. Als dieser Vertrag 1856 erneuert und durch einen Court of Equity erweitert wurde, war allerdings auch schon ein deutsches Handelshaus, Woermann, in Westafrika erschienen und hatte unter anderen in Batanga an der südlichen Kamerunküste eine Handelsniederlassung angelegt. Aber erst 1868 konnte es auch am Kamerunfluß selbst sich festsetzen, wo bis dahin im 19. Jahrhundert ausschließlich englische Handelshäuser vorhanden waren. Seinem Beispiel folgte schon 1875 ein anderes Hamburger Haus, Jantzen und Thormählen, ein Beweis, daß der deutsche Handel in raschem Steigen war. Das hielt auch weiter an, die beiden Firmen richteten auch in Viktoria, Bimbia, Malimba und am Campofluß Faktoreien ein und Woermann schuf eine eigene Dampferlinie, die von Hamburg aus die Handelsplätze dieser Gegenden in regelmäßiger Fahrt anlief, obwohl bereits eine englische Linie dort Fuß gefaßt hatte. Schon 1874, also bereits vor der Niederlassung von Jantzen und Thormählen, waren Woermann die deutschen Interessen an der Kamerunküste bedeutend genug erschienen, um die Ernennung eines deutschen Konsuls für diese Gegend zu beantragen; leider ohne Erfolg.

Auch die englischen Häuser waren nicht untätig geblieben, um dem wachsenden deutschen Einfluß zu begegnen. Diese Bemühungen wurden wesentlich dadurch unterstützt, daß häufiger englische Kriegsschiffe vor den Küsten Kameruns erschienen, während die keiner anderen Nation, vor allem keine deutschen, sich zeigten. Das mußte allein schon bei den Eingeborenen den Glauben erwecken, daß England der weitaus mächtigere Staat sei und damit den englischen Kaufleuten ein politisches Übergewicht schaffen. Dazu kam sicherlich noch, daß auch hier wie in ganz Afrika die Eingeborenen von dem neugegründeten Deutschen Reiche nichts wußten, sondern nur „Hamburg" kannten, als Heimatland der unter

ihnen lebenden Deutschen. Jedenfalls war das Übergewicht der Engländer so groß, daß sie 1882 die Häuptlinge veranlassen konnten, England um Übernahme der Schutzherrschaft zu bitten.

Die Antwort blieb aber anderthalb Jahre lang aus und die Deutschen nutzten diese Zeit aus. Die Hamburger Handelskammer erstattete am 22. Dezember 1883 einen Bericht über die Lage des deutschen Handels an der westafrikanischen Küste mit Vorschlägen, wie er zu sichern und zu heben sei, der den Erfolg hatte, daß im Mai 1884 Dr. Nachtigal als Reichskommissar und Dr. Buchner in seiner Begleitung hinausgesandt wurden, um, wenn möglich, diese Gebiete unter den Schutz des Deutschen Reiches zu stellen.

Die Häuptlinge am Kamerunfluß waren durch das lange Ausbleiben der Antwort auf ihre Bitte an England naturgemäß den Deutschen mehr zugeneigt geworden. Die ortsansässigen Engländer suchten daher, als sie von den Absichten der deutschen Regierung Kunde erhielten, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln: Drohungen, an denen sich auch der Kommandant des Kanonenbootes „Goshawk" beteiligte und unwahren Angaben, wie: daß der englische Konsul schon unterwegs sei, die Eingeborenen von ihrer deutsch-freundlichen Stellungnahme abzubringen. Aber Nachtigal kam gerade noch zur rechten Zeit und der fünf Tage später eintreffende englische Konsul Hewett hatte das Nachsehen.

Natürlich erhob dieser Protest und die englischen Kaufleute hetzten die Dualaleute derartig auf, daß einige Dörfer in offene Erhebung gegen die Deutschen traten und durch die Mitte Dezember 1884 eintreffenden deutschen Kriegsschiffe Bismarck und Olga unter Admiral Knorr mit bewaffneter Hand unterworfen werden mußten. Darauf folgten, wie in Togo, Verträge mit den in Wettbewerb stehenden europäischen Staaten, hier England, die uns die ganze Küste zusprachen und die „Interessensphäre" für das Hinterland festlegten. Durch weitere Verträge mit England und Frankreich wurde 1893 und 1894 in großen Zügen die jetzige Gestalt von Kamerun vereinbart, während die genaue Bestimmung der Grenzlinien im einzelnen gemischten Kommissionen vorbehalten wurde, die zum Teil noch jetzt an der Arbeit sind.

Kamerun ist die erste Kolonie, in der deutsches Blut in der Behauptung des durch Vertrag erworbenen Besitzrechtes geflossen ist. Nach den Anschauungen der kriegerischen Negerstämme aber wird erst durch solches Opfer ein Land wirklich und unbestreitbar von dem fremden Volke gewonnen. Dr. S.

Größe und Grenzen: Von der Bai von Biafra fächerförmig gen Norden sich ausbreitend und mit einem Zipfel bis an den großen Tschadsee reichend kommt unser Schutzgebiet Kamerun, 495600 qkm Flächeninhalt, beinah der Ausdehnung des Deutschen Reiches gleich. Im Süden erstreckt es sich bis unter den 2. nördlichen Parallelkreis, im Norden bis etwa zum 13. Grad. Der östlichste Punkt liegt etwa auf dem 17. Längskreise von Greenwich, der westlichste im 9. Grade. Die Grenzen der Kolonie stehen noch nicht überall fest und gerade zurzeit ist eine deutsch-französische Kommission damit beschäftigt, die Grenzen gegen das französische Kongogebiet festzulegen.

Bewässerung und Bodengestalt: Nur mit seinem Oberlauf gehört der Croßfluß dem deutschen Kamerungebiete an. Da er aber von seiner Mündung im englischen Nigerien bis in unser Gebiet schiffbar ist, so ist er eine sehr wertvolle Verkehrsstraße. Das Gebiet des Rio del Rey mit mehreren Zuflüssen, wie auch das des Kamerunflusses, in den sich der Mungo, Dibambu und Wuri ergießen, sind eigentlich nichts anderes als ausgedehnte Sümpfe. Sehr bedeutend, aber nur ein kleines Stück schiffbar, ist der Sanaga mit dem Mbam. Zu erwähnen sind weiter der Njong, dessen Oberlauf weithin schiffbar ist, mit dem Nkele und die kleineren Lokundje, Kribi und Campo. Alle strömen zum atlantischen Ozean. Durch das Hinterland von Kamerun (Adamaua) fließt der schiffbare Benuë, der größte Nebenfluß des Niger, der durch die Nigerschiffahrtsakte vom Jahre 1885 zu einer internationalen Verkehrsstraße erklärt worden ist. Der Dscha mit dem Bumba im Südosten bezw. der Sanga und der Ngoko schließen das Gebiet der Kongoschiffahrt an. In den Tschadsee mündet der Schari mit dem Logone. Beide sind weithin schiffbar. Das höchste Gebirge im Umkreis des Atlantischen Ozeans ist das Kamerungebirge (4070 m), das sich nach Nordosten in den Bakossibergen usw. fortsetzt. Der Kamerunberg ist ein seit geraumer Zeit erloschener Vulkan, der als ein mächtiges Massiv aus dem landschaftlich einförmigen Küstentiefland aufsteigt, und von den Eingeborenen Mungo-ma-Loba, d. h. Berg des Donners, genannt wird.

Klima: Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Küste etwa 25°; der Februar mit 27° C. ist im Durchschnitt der der wärmste, der Juli mit 23° C. der kühlste Monat. Die Regen- und Trockenzeiten liegen in den verschiedenen Gebietsabschnitten sehr verschieden und weichen auch in den einzelnen Jahren voneinander häufig nicht unbedeutend ab. Die Hauptregenzeit fällt zumeist in die Monate Mai bis Oktober. Jedenfalls gehört das Küstengebiet am Kamerunberg zu den regenreichsten Gegenden der Erde. Das Klima ist besonders in den Waldgebieten ungesund, in den hochgelegenen Gebieten des nördlichen Kamerun erheblich besser.

Pflanzenwelt: Der Reisende erblickt den Kamerunberg in ein dunkelgrünes Gewand dichter Waldungen gehüllt. Ebenso ist das flache sumpfige Küstenland dicht bewaldet. Hier herrscht die Mangrove vor, die man mit Recht eine baumartige Wasserpflanze genannt hat, und deren starke Wurzeln sich nicht wie bei anderen Bäumen auf dem Boden zu einem Stamm vereinigen, sondern hoch aus dem Sumpfe hervorragen. Erst in einer Höhe von über 1 m läuft sie zusammen und trägt den Stamm frei in der Luft; außerdem hängen von den Stämmen und Zweigen der Mangrove zahllose Luftwurzeln herab, die bald bis zum Boden herniederreichen und, gewundenen Säulen gleich, die Äste stützen, bald wie Taue oder Bindfäden frei im Winde sich bewegen. An höheren Stellen stehen Weinpalmen, Ölpalmen und Pandanen mit langen schilfförmigen und mit starken Dornenhaken besetzten Blättern. Ferner Wollbäume, Brotfruchtbäume und dichtbelaubte Mangos mit ihren goldgelben pflaumenförmigen Früchten. Bald wird der Baumbestand zum dichten Urwald, weiterhin wieder wird die Landschaft freier. Wir stoßen auf Negerdörfer, die von Bananen- und Pisangplantagen umgeben sind. Hin und wieder zeigt sich Steppenterrain, auf dem zur Regenzeit das Gras mannshoch aufschießt. Dann wieder unterbrechen niedriges Gebüsch und einzelne zu kleinen Gehölzen vereinigte Bäume das hohe Gras, während dazwischen ein spitzer Termitenhügel sichtbar wird. Diese Buschwaldform der Steppe erstreckt sich weit, weit landeinwärts, bis sie allmählich in die Sumpfvegetation der stehenden und fließenden Gewässer des Tschadseebeckens übergeht.

Tierwelt: Der Üppigkeit der Pflanzenwelt entspricht die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit des Tierlebens: hier erblickt man farbenprächtige Schmetterlinge und metallisch glänzende Käfer, dort bunte Eidechsen. Die Flüsse, vor allem der Sanaga, wimmeln von Alligatoren. Von Baum zu Baum hüpfen zierliche Kolibris oder groteske Papageien und Nashornvögel. Groß ist die Zahl der Vierfüßer, insbesondere der Zweihufer. Weiter landeinwärts trifft man auf Büffel, Flußpferde und Elefanten, die im Hochlande von Bali „Die drei schlimmen Brüder" genannt werden. Freilich wird durch die Raubjagden der Elfenbeinjäger der Elefant sehr weit zurückgedrängt und immer seltener sind die 20—30 Stück zählenden Herden, die bis zu 100 Zentner schwere Tiere mit Zähnen von 11,2 m Länge und 3,4 Zentner Gewicht aufweisen. Unter den Affen Kameruns finden sich Schimpanse und Gorilla.

Mineralien: Seit Jahren weiß man, daß in Kamerun Zinnlager existieren. Indessen konnte noch nicht zu ihrer Ausgrabung geschritten werden. Neuerdings hat man Petroleumquellen entdeckt, deren Anbohrung in die Wege geleitet ist.

Handel: Der Handel spielt sich im allgemeinen noch in der Form des Tauschverkehrs ab. Es wird jedoch fortgesetzt, hauptsächlich von der Regierung, versucht, den Geldverkehr in weiterem Umfang einzuführen. Offiziell ist die deutsche Reichswährung eingeführt worden. In den küstennahen Bezirken haben die Eingeborenen auch schon den Vorteil des Bargeldes eingesehen, dagegen stößt der Geldverkehr bei den Stämmen des Innern vielfach noch auf Widerstand. Zum Teil sind auch die Kaufleute gegen die Bezahlung und Löhnung der Eingeborenen in Geld. In den Adamaua- und Tschadseeländern ist immer noch der Maria Theresientaler die gebräuchliche Münze, was zu manchen Übelständen und Verlusten führt. Zum Teil erleichtert das überall im Ausbau begriffene Wegenetz und das Vorschieben der Faktoreien ins Innere den eingeborenen Produzenten den direkten Verkehr mit der Faktorei; endlich aber beginnen auch die Eingeborenen selbst einzusehen, daß es für sie vorteilhafter ist, wenn sie ihre Produkte unmittelbar an den weißen Kaufmann absetzen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Palmkernen, Palmöl, Kautschuk, Elfenbein, Kakao, Nutzholz, Kolanüssen, Kopal und Rinde. Ihr Wert hat zuletzt 8 Millionen Mark überstiegen. In der Einfuhr spielen hauptsächlich Manufakturwaren, Materialwaren, geistige Getränke, Nutzholz, Holzwaren, Eisen und Eisenwaren, Tabak, Reis und Pulver eine Rolle. Die

Einfuhr ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen, bewegt sich aber noch immer über 9 Millionen Mark.

Verkehrswesen: Der Schiffsverkehr betrug im Jahre 1904 341 Dampfer und 3 Segelschiffe mit 905000 Registertonnen. Eisenbahnen fehlen bis auf ein paar Kilometer Feldbahnen. Doch ist im Herbste 1906 mit dem Bau der im April 1906 bewilligten Eisenbahn von Duala nach den Manenguba-Bergen begonnen worden. Sie wird eine Länge von 160 km haben; die Bauausführung ruht in den Händen der Firma Lenz & Co.

Post und Telegraphie: Für die Leitung des Post- und Telegraphenwesens besteht in Duala ein Postamt, dem die übrigen Anstalten im Schutzgebiete unterstellt sind. In Buëa, Edea, Kribi, Rio-del-Rey, Victoria, Bamenda, Ebolova, Fontemdorf, Garua, Jabassi, Johann-Albrechtshöhe, Joko, Lolodorf, Ossidinge und Lomie bestehen Postagenturen. Die Einrichtung von Postagenturen in Banjo, Jaünde und Kusseri wurde in Aussicht genommen. Das Postamt in Duala wird von einem Fachbeamten, einem Ober-Postpraktikanten, verwaltet; ihm sind zwei Postassistenten, drei Leitungsaufseher und 11 farbige Hilfsbeamte und Hilfsunterbeamte zugeteilt. Auch die Postagenturen in Victoria, Buëa, und Kibri sind mit Fachbeamten, (Postassistenten), besetzt, die von farbigen Hilfsbeamten unterstützt werden. Die übrigen Postagenturen werden nebenamtlich von Gouvernements- oder Schutztruppenangehörigen verwaltet, denen zum Teil farbige Hilfsbeamte beigegeben sind. Nur die Postagentur Jabassi und das Ortsfernsprechnetz Bonambasi werden von farbigen Postgehilfen bedient. Für den Telegraphenbau und die Instandsetzung der Telegraphenlinien werden für den größten Teil des Jahres einer der in Duala beschäftigten Postassistenten und die drei deutschen Leitungsaufseher abgeordnet. Die Wirksamkeit des Postamts in Duala und der Postagentur in Victoria erstreckt sich auf Postsendungen aller Art mit Ausnahme der Postaufträge. Bei den Postagenturen in Buëa, Kribi, Rio-del-Rey und Edea ist der Wertbrief- und Wertpaketdienst noch nicht eingerichtet. Die Tätigkeit der Postagentur Jabassi und der Innen-Postagenturen erstreckt sich nur auf den Verkauf von Postwertzeichen, die Annahme und Ausgabe von gewöhnlichen und eingeschriebenen Postsendungen sowie die Ausgabe von gewöhnlichen Paketen. Das Postamt in Duala ist durch ein Unterseekabel mit Bonny und hierdurch mit dem internationalen Telegraphennetz verbunden. Das Fernsprechnetz besteht aus der seit dem Jahre 1903 bestehenden Telegraphen- und Fernsprechlinie Duala-Buëa-Victoria und den Linien Duala-Bonambasi-Jabassi und Duala-Edea. Der Bau von Telegraphen- und Fernsprechlinien Lobetal-Malimba (Insel) und Lobetal-Kribi mit Anschluß an die Linie Duala-Edea wurde in Angriff genommen. Ortsfernsprechnetze bestehen in Duala (48 Anschlüsse), Buëa (16 Anschlüsse), Victoria (14 Anschlüsse), Jabassi (8 Anschlüsse), Bonambasi (5 Anschlüsse) und Edea (3 Anschlüsse). Die Postbeförderung zwischen dem Schutzgebiet und der Heimat erfolgt durch die Dampfer der Woermannlinie in beiden Richtungen monatlich zweimal und durch die der African Steamship Company und der British Steam Navigation Company alle 14 Tage. Diese Dampfer vermitteln im Verein mit den in Duala stationierten beiden Gouvernementsfahrzeugen „Nachtigal" und „Herzogin Elisabeth" auch den Küstenverkehr zwischen Rio-del-Rey, Victoria, Duala, Longji, Plantation, Kribi und Campo. Gelegentlich werden auch andere Fahrzeuge, wie Kriegsschiffe, Privatpinassen usw. benutzt. Zwischen Duala und Buëa verkehren in beiden Richtungen wöchentlich zweimal Kanu- und Botenposten, zwischen Duala und Edea bezw. Jabassi wird der Verkehr zweimal monatlich durch Kanu oder Pinasse abgewickelt und endlich werden zwischen Buëa und Victoria täglich, nach den nördlichen Innen-Postagenturen in der Regel zweimal und nach den südlichen einmal monatlich Botenposten des Kaiserlichen Gouvernements abgefertigt.

Bevölkerung: Die Einwohnerzahl von Kamerun mag ungefähr 3500000 betragen. Aber wir sind zumeist nur auf Schätzungen angewiesen. Die Eingeborenen-Hauptstämme der bisher bekannt gewordenen Gebiete sind: Im Norden und Nordosten die unter Fullahherrschaft stehenden Graslandstämme von Adamaua, von denen die Bata, Tikar, Baia und Wute die bekanntesten sind. Näher der Küste folgen im Nordwesten und Westen bis zur Südgrenze hinunter die Bafut und Bali, Banjang, Bakundu und Ngolo, Bamboko, Batwiri, Duala, Batanga und Mabea und schließlich Bule (Fang). Die Gegend zwischen Küsten- und Graslandstämmen, also etwa der Mittel-

lauf des Sanaga und Njong, wird von Bakoko stämmen eingenommen, denen sich weiter östlich Jaúnde, Bane und Jengone anschließen, die sämtlich mit den fast den ganzen Süden einnehmende Bule verwandt sind. In den Flußgebieten des Dscha, Bumba und Sanga sitzen die Janguma, Njem, Ndsimu, Bomome und Makâ. Zu erwähnen wären noch die Ngumba am Lokundje. Sie sind Stammesgenossen der Njem und Makâ. Die weiße Bevölkerung belief sich nach der letzten Zählung vom Jahre 1905 auf 826, darunter 738 Deutsche und 77 erwachsene weiße Frauen. Dem Berufe nach wurden gezählt: 110 Beamte, 73 Schutztruppenangehörige, 90 Geistliche und Missionare, 108 Pflanzer und Farmer, 23 Techniker und Ingenieure, 33 Handwerker und Arbeiter, 268 Kaufleute und Händler usw.

Verwaltung und Schutztruppe: Bezirksämter befinden sich in Victoria, Duala, Edea und Kribi. Andere Verwaltungsbezirke unterstehen den Stationen Bamenda, Banjo, Buëa, Campo, Ebolowa, Fontemdorf, Jabassi, Johann-Albrechtshöhe, Joko, Lolodorf, Ossidinge, Rio-del-Rey, Lomië, Jaúnde. Sitze von Residenten zur Beratung eingeborener Häuptlinge sind Garua und Kusseri, mit Posten in Dikoa. Der Sitz des Kaiserlichen Gouverneurs ist Buëa. Andere Ortschaften, in denen Europäer ansässig sind: an der Küste: Bibundi, Debundja, Bimbia, Bell, Joß, Akwa, Deidodorf, Malimba, Kl.-Batanga, Longji, Plantation, Gr.-Batanga; am Mungo: Mundame; am Sanaga: Lobetal, Marienberg; am Njong: Dehane; am Lokundje: Bipindi usw. Die Schutztruppe setzt sich zusammen aus einem Kommandeur, 39 Offizieren, 11 Ärzten, 79 Unteroffizieren, 1150 Farbigen (nach dem Stande von 1905/06). Deutschen Militärpersonen unterstehende Polizeitruppen befinden sich auf den obengenannten Stationen.

Hubert Henoch.

Während an der Küste von Togo unser Schiff auf offener Reede bleiben mußte und ungeschützt der groben Dünung des Golfes von Guinea ausgesetzt war, kann es vor den meisten Plätzen Kameruns in stillem Wasser, natürlichen Häfen oder innerhalb der weitausgedehnten Flußmündungen liegen. So trifft dies auch bei dem Hauptort und Sitz des Gouvernements, Duala, (früher Kamerun) zu. Es liegt im Kamerunfluß, wie E. v. Schkopp [17a]) das des Eingehenderen in der nachfolgenden Beschreibung schildert. Da der Dampfer aber, um dorthin zu gelangen, die Barre des Kamerunflusses passieren muß und diese für die größeren Schiffe bei Ebbe (Niedrigwasser) zu flach ist, so kann es sich ereignen, daß wir einige Zeit vor der Mündung warten müssen, bis die Flut (Hochwasser) wieder stark genug läuft. Wir haben dann noch ein ganzes Stück Wegs, ehe wir vor Duala ankommen, liegen aber dort dicht unter Land, an fester eiserner Brücke, vor der Dünung der See durch die Landzunge Suelaba, vor schweren Landwinden durch das hohe Ufer der Joßplatte geschützt. (Diese wurde 1884 von der Marine gestürmt.) Gegen v. Schkopps Schilderung hat sich Duala inzwischen wesentlich weiter entwickelt.

Auf Suelaba ist ein Sanatorium für fieberkranke Weiße vom Gouvernement eingerichtet, da die Landzunge fieberfrei ist. In Duala selbst ist kürzlich ein schönes geräumiges, allen Anforderungen entsprechendes Gouvernementskrankenhaus fertig gestellt.

Kamerun gilt ja als gerade durch schwere Malariafieber außerordentlich ungesund. Deshalb halte ich es für nötig, gleich hier darauf hinzuweisen, daß nach Möglichkeit dafür gesorgt wird, die gesundheitlichen Verhältnisse zu bessern.

Duala, die „Hauptstadt" unserer ältesten und ehemals populärsten Kolonie Kamerun, besteht im Grunde genommen aus mehreren unter sich zusammenhängenden Ortschaften. Joßdorf, Belldorf, Akwadorf, John-Akwadorf und Deidodorf bilden heute den Begriff Duala und liegen auf dem linken, südlichen Ufer des breiten Kamerunflusses, der bei Suelaba sein schmutziggraues Wasser in den Meerbusen von Biafra, einen Teil des Golfs von Guinea, ergießt.

Die Veränderungen, welche Duala speziell in der letzten Zeit durchgemacht hat, waren entschieden von Vorteil für den Ort. Vor allem ist es die Joßplatte mit ihren zweckmäßig ausgeführten Regierungsgebäuden und Beamtenwohnungen, dem gut angelegten Park mit seinen schattigen Mangoalleen und dem breiten, chaussierten Wege, der die einzelnen Ortschaften untereinander verbindet.

Auch dem Hüttenbau der Eingeborenen

wendet die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu und veranlaßt die Leute, an Stelle der alten, baufälligen Hütten neue zu errichten.

Ein wesentlich anderes Bild wie vor Jahren zeigt der Kamerunfluß. Die alten Hulks der handeltreibenden Firmen sind verschwunden, statt ihrer befinden sich jetzt wohnlich eingerichtete Faktoreigebäude auf dem Lande und die vielen großen Lagerhäuser am Ufer lassen den von Europa so hat Duala doch nichts von seiner Bedeutung als Hauptstadt der Kolonie verloren.

Das ehemalige Gouvernementsgebäude (Bild 1) dient heute dem Bezirksamtmann von Duala als Wohnung.

Inmitten des schönen Parkes liegt es abgeschlossen durch ein schmiedeeisernes Gitter von den übrigen Gebäuden. Ein schwarzer Posten schreitet mit geschultertem Gewehr

Gouvernementsgebäude in Duala.

Neuangekommenen ahnen, welche Mengen von Tauschartikeln und Produkten hier aufgestapelt liegen.

Eine Kaianlage mit eiserner Brücke ermöglicht es den Seedampfern, hier anzulegen, die Waren zu landen und die Landesprodukte übernehmen.

Ist auch der Sitz des Gouverneurs von Duala nach dem gesünderen, am Abhange des großen Kamerunberges, von den Eingeborenen Mongo ma loba (Götterberg) genannt, gelegenen Buëa verlegt worden, gravitätisch auf und ab und scheint sich der Wichtigkeit seiner dunklen Existenz voll bewußt. Mit hörbarem Ruck erfolgen die Gewehrgriffe, wenn ein weißer Vorgesetzter naht, und sehnsüchtig spähen die Augen aus dem schwarzen Gesicht der baldigen Ablösung entgegen.

Auf unserm zweiten Bilde erblickt der Leser einen Teil von Bell dorf, im Hintergrunde das neue Palaverhaus und die Polizeiinspektorwohnung.

Schon mancher Schwarze wandte, „dem

Blick auf Duala mit dem neuen Palaverhaus und der Polizeiinspektor-Wohnung.

Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", Donnerstags seine Schritte dem Palaverhaus zu. Unparteiisch schaltet hier an diesem Tage die blinde Göttin Justitia, in deren Namen der Kaiserliche Bezirksamtmann sein Urteil in den Streitsachen zwischen Weißen und Eingeborenen fällt. Wer von den dunklen Ehrenleuten gewogen und zu leicht befunden wird, dem öffnen sich die liebenden Arme vollziehender Gerechtigkeit in der Gestalt von einigen schwarzen Polizeisoldaten, die den verurteilten Sünder dem Herrn Polizeiinspektor zuführen. Dieser Beamte sorgt dann mit seiner ihm unterstellten Polizeitruppe für die ihm durch das Gericht überwiesenen Schützlinge. Er kennt keinen Standes- und Rangunterschied; hoch und niedrig, reich und arm werden mit gleichem Maßstabe gemessen, wäre es selbst Manga Bell oder „Herr" Akwa in höchst eigener Person.

In dem Hause des Polizeiinspektors befindet sich ein Zimmer für diejenigen Europäer, die gezwungen sind, sich wegen Meinungsverschiedenheiten mit den bestehenden Gesetzen auf kürzere Zeit zurückzuziehen. Auch für diese Herren, die infolge ihrer subjektiven Auslegung der Gesetze bei freier Wohnung genügend Zeit zum Studieren des Strafgesetzbuches erhalten, sorgt der gewichtige Herr Polizeiinspektor in wohlwollender Weise. Zur Ehre der weißen Bevölkerung müssen wir jedoch gestehen, daß von dem Freiquartier sehr selten Gebrauch gemacht wird.

Besuchter dagegen ist das Restaurant des Ortes. Ein Bild des Abscheus für alle Antialkoholisten und solche, die es werden wollen. In diesem Hause ist es aber in der Tat nicht geheuer, und man könnte wirklich ein Verächter des Alkohols werden, denn: „Fünfmal hunderttausend Teufel sind in Flaschen eingesperrt," und die aus Europa angekommene Eismaschine funktioniert immer noch nicht.

Blickt man von Manga Bells Haus, dessen Bauart die ganze Eitelkeit und Überhebung dieses armseligen Dorfschulzen beweist, auf Duala, so genießt man einen weiten Rundblick auf die Ortschaft und ihre Umgebung. Unser Bild Nr. 3 bietet einen solchen Ausblick nach dem Kamerunfluß zu.

Im Vordergrunde steht das Gebäude des „hoffnungsvollen Thronerben," der um kein Haar besser ist als seine übrigen Landsleute und die getreuen Untertanen Manga Bells.

An der breiten Dorfstraße liegen die Eingeborenenhütten; im Hintergrunde blickt durch die Bäume die ehemalige Woermannfaktorei. Dahinter der breite Kamerunfluß.

In dem aus Ziegelsteinen ausgeführten Offiziershaus liegen in der Höhe der ersten Etage die einfach ausgestatteten Wohnräume der Schutztruppen-Offiziere. Auch dieses Gebäude liegt in dem Gouvernementspark in der Nähe der Mannschaftsbaracken und des Lazaretts. Während die eine Längsseite des Offiziershauses dem Fluß zugekehrt ist, und man von hier von der Veranda einen wundervollen Blick auf das massige Kamerungebirge hat, blickt man von der entgegengesetzten Seite in die grünen Parkanlagen. Bei der Errichtung der Offiziers- und Beamtenhäuser, sowie der verschiedenen Bureaus usw. war man bemüht, den Anforderungen moderner Tropenhygiene, soweit dies im Rahmen der durch den Reichstag bewilligten Mittel möglich war, gerecht zu werden.

Hoffen wir, daß Kamerun und seine Hauptstadt Duala auch weiterhin sich entwickeln. Diese Hoffnungen werden uns nicht täuschen, da die Vorbedingungen für eine günstige Zukunft gegeben sind. Vergegenwärtigen müssen wir uns aber auch, daß aus Nichts nichts wird; dies gilt nicht bloß für Kamerun, sondern für alle Kolonien.

In Duala und seiner nächsten Umgebung sitzt der Stamm der Dualaneger, die wegen ihres ausgeprägten Handelssinnes bekannt sind und zur Zeit unserer Besitzergreifung ein tatsächliches Handelsmonopol für ihr Hinterland besaßen. Denn sie ließen keinen der weiter einwärts wohnenden Stämme zum unmittelbaren Handel mit den Weißen an die Küste.

Blick auf Duala nach dem Kamerunfluſſe zu.

Diese mußten vielmehr ihnen alle ihre Ware ablassen, die sie dann ihrerseits mit großem Vorteil an die Weißen verkauften. Sehr ergötzlich schildert Korvettenkapitän a. D. Graf Bernstorff[2]) dieses Handelstalent.

Auf die sogenannte Joßplatte, die Stelle, an der früher das Dorf der Joßleute gestanden hat, auf welcher sich nun die Gouvernementsgebäude mit den sie umgebenden Gartenanlagen befinden, sandte die Vormittagssonne glühend heiße Strahlen herab

Regierungshospital in Duala.

und trieb jeden, der nicht durchaus im Freien zu tun hatte, in den schützenden Schatten der Häuser.

Ich saß, durch das weit vorspringende Dach des Hafenkapitanats vor dem sengenden Brand gedeckt, auf der breiten Veranda, welche rings um das Haus lief, und war eifrig bei der Arbeit. Vor mir stand ein großer Tisch mit einem mächtigen Stück Kartenpapier bedeckt, auf welches ich mittels Lineal und Zirkel eine Gesamtkarte zu übertragen bemüht war nach den einzelnen losen Blättern, die ich im Laufe der vergangenen Wochen bei meinen Flußfahrten im Gebiet zwischen Rio del Rey und dem Calabarflusse aufgenommen hatte. Es war ein ziemlich mühsames Stück Arbeit, das vor mir lag; um so willkommener war es mir, daß mich niemand störte und meine Aufmerksamkeit ablenkte.

Da wurden leise, schlurrende Schritte auf dem Kies des Weges laut. Aufblickend gewahrte ich einen alten Neger mit grauem Wollkopf. Nachdem er unter freundlichem Grinsen seines faltigen Gesichtes durch eine Verbeugung, zu der er grüßend die Hand an sein unbedecktes Haupt legte, sein Wohlwollen bezeugt hatte, setzte er sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Kies und löste mit spitzen Fingern die Knoten eines alten, schmutzigen Baumwolltaschentuchs, dasselbe vorsichtig auf dem Boden ausbreitend. Dann faltete er die Hände über seinen dürren Leib und — wartete, während ich, ohne von ihm Notiz zu nehmen, fortfuhr zu zeichnen.

Eine halbe Stunde, eine ganze verstrich, ohne daß außer dem leisen Klappern meines Doppellineals ein Geräusch zu hören ge-

wesen wäre. Die Palmenwedel, die sonst so lustig im Winde rauschten, hingen still hernieder; bewegungslos saß am Stamm eine kleine grüne Eidechse, die sich beim Herannahen der Schritte des Negers auf etwa halbe Mannshöhe geflüchtet hatte, und ebenso reglos saß der Neger.

„Massa!" Leise, flüsternd, wie ein Hauch nur drang das Wort zu mir herauf; doch ich tat, als hätte ich nichts gehört. Und wieder verging eine halbe Stunde.

„Massa!" Nur um ein weniges lauter klang es, flüchtig blickte ich hinab und sah die dunklen Negeraugen starr auf mich gerichtet, während wieder ein friedliches Grinsen den Mund umzog. Ich winkte dem alten Burschen kurz mit der Hand, daß ich keine Zeit und Lust hätte, mich mit ihm einzulassen. Ein leises Kopfschütteln, in dem sich Bedauern und Verwunderung zugleich ausdrücken sollte, war die Antwort auf meine Ablehnung. Dann war's wie zuvor!

Nach Verlauf der zweiten Stunde war ich aber doch genötigt, eine Pause in der Arbeit eintreten zu lassen, und richtete mich auf.

„NGole!" zu deutsch „Eidechse", rief ich laut, und gleich darauf erschien lautlos wie ein Geist die schlanke, hellbraune Gestalt meines Dieners, eines etwa sechzehnjährigen Burschen, auf der Veranda.

„Bring mir eine Flasche Bier, aber kalt!"

„Yes, massa!" NGole verschwand und kam gleich darauf mit dem Verlangten zurück.

Nachdem ich getrunken, beugte ich mich über die Brüstung, um mir den alten Gesellen da unten anzusehen. Darauf hatte er nur gewartet. Mit strahlendem Gesicht mich anschauend, zeigte er mit der Rechten auf das vor ihm liegende Taschentuch und rief im Ton innerster Herzensüberzeugung: „Demmbe fine, massa!" Ich aber brach in ein schallendes Gelächter aus; denn was er mir da vorwies, war ein alter, halbvermorschter, gänzlich wertloser Elefantenknochen. Auch NGole, der neben mir stand, konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken, und dem blendendweißen Gehege seiner Zähne entflog das Wort „rubbish!"

Der Alte war aber mit unserer Wertschätzung seiner Kostbarkeit durchaus nicht einverstanden, sondern beteuerte, lebhaft werdend, das elende Stück sei „plenty fine to much!" und wenn ich es ihm abkaufte, würde ich Besitzer eines seltenen, wertvollen Gegenstandes. Schließlich fragte ich Scherzes halber, wieviel er denn dafür haben wollte, obgleich es mir nicht entfernt in den Sinn kam, auch nur einen Pfennig dafür auszugeben.

„Shilling, massa! no more!" und zur Bekräftigung streckte er einen Finger in die Höhe.

„NGole, bring stick!" rief ich, immer noch lachend, und drohte dem alten Gauner mit der Faust.

„No, massa! no you flock me!" („Du schlägst mich nicht"), schüttelte dabei aber sein graues Haupt, wobei er mir einen Blick zuwarf, als ob er sagen wollte, „du junger Unverstand, wie kannst du so leichtfertig diesen Schatz ablehnen?" Doch das half ihm auch nichts; denn nunmehr bedeutete ich ihm energisch, sich zu verziehen und begann wieder zu zeichnen. Immerfort kopfschüttelnd, hüllte er, dabei leise Worte vor sich hinmurmelnd, seinen Schatz wieder ein, knotete sorgsam die Zipfel zusammen, zu welcher Prodezur er übrigens eine halbe Stunde brauchte, hängte sich das Taschentuch zierlich über den Arm und erhob sich, um langsam, mit zögernden Schritten den Heimweg anzutreten, im Herzen betrübt darüber, daß es ihm nicht gelungen war, den dummen Weißen anzuschmieren.

Ich hatte am nächsten Morgen dies Palaver natürlich längst vergessen und saß wieder eifrig über meinen Kartentisch gebückt, als ein leises Stimmengemurmel mich aufsehen ließ, das von der vom Strande zur Platte heraufführenden großen Steintreppe an mein Ohr drang. Ich sah hin und traute meinen Augen nicht.

Da kam mein Alter von gestern in Ge-

sellschaft von vier Genossen langsam, würdevoll herangeschritten. Am Zeigefinger der etwas vorgestreckten rechten Hand baumelte das mir bekannte Taschentuch. Auf lange, geschnitzte Ebenholzstöcke sich stützend, kamen die fünf Kerle heran, bis sie unterhalb der Veranda Halt machten. Eine Verbeugung mit Handanlegen an die unbedeckten Köpfe sowie freundliches Grinsen versicherte mich ihres Wohlwollens. Dann setzten sie sich: der Alte in die Mitte, je zwei rechts und links neben ihm. Wie gestern wurden die Knoten der Taschentuchzipfel gelöst und dasselbe mit seinem kostbaren Inhalt, dem Knochen, auf dem Kies ausgebreitet. In stummer Bewunderung saß dann die Gesellschaft und starrte das Ding an. Und wie gestern saß die kleine, grüne Eidechse am Stamm des Palmbaumes, regungslos. Sie harrte wie ich der weiteren Entwicklung.

In Eile entflog die nimmer rastende Zeit und in Eile flog mein Bleistift über das Papier, krause Linien in das Gradnetz zeichnend, welche den vielfach gewundenen Weg der Flußläufe und zahlreichen Creeks (Kanäle) darstellten. Palmwälder und hochstämmiger Urwald, Steilufer und schilfbewachsenes Sumpfland wechselten in bunter Reihenfolge an beiden Seiten. Hier und da einige Negerhütten, ein Dorf, durch kleine Vierecke gekennzeichnet, Landungsstellen, Sandbänke im Fluß, weiter ab Hügel und Berge, das alles zusammen ergab allmählich ein anschauliches Bild, und mit vergnügten Sinnen betrachtete ich mein Werk. Es wurde!

„Massa!" Wieder der leise geflüsterte Ruf. Ich war taub.

„Massa!" Etwas lauter, gefolgt von beifälligem Gemurmel. Ich blieb taub! Doch die einmal gelösten Zungen da unten ließen sich nicht mehr zum Schweigen verdammen. Stets lebhafter ward die Unterhaltung, von der ich natürlich kein Wort verstand, da sie in der Dualasprache geführt wurde, bis sich schließlich ein Streit erhob. Wenigstens kam es mir so vor.

Das paßte mir nun ganz und gar nicht, da es mich störte, und so donnerte ich ein gut deutsches „Maul halten!" in das Negergequassel hinein. Für kurze Zeit wirkte das, dann fing das Palaver von neuem an.

„NGole!"

„Yes, massa!"

„Die Kerls sollen sich wegscheren!" NGole lächelte verständnislos. „Ach so!" und ich verdolmetschte ihm meinen Befehl in Englisch. Doch die Rede des Burschen wurde von den alten Leuten nur mit ungläubigem Kopfschütteln und mißbilligenden Mienen angehört, wobei alle fünf unter lebhaften Gesten stets auf den herrlichen Knochen hinwiesen.

Schließlich gab NGole den Kampf auf und meinte, ich solle doch den Knochen kaufen, wofür ich ihn am Ohr zog. „Sag dem Kerl, einen penny, no more!" rief ich dann, welchem Angebot ein unterdrücktes Hohnlachen folgte.

Ich war wütend einerseits, während mich andererseits die Hartnäckigkeit der Neger amüsierte. Doch meine Zeit war mir kostbar, da ich dem Gouverneur versprochen hatte, die Karte in einigen Tagen fertig zu liefern, und nun wurde ich durch diese Gesellschaft gestört. Was blieb mir schließlich übrig? Mit Gewalt die armen Kerle verjagen zu lassen, verspürte ich keine Neigung. So entschloß ich mich, das ungeheure Angebot von anderthalb Pence zu machen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, doch ich blieb eisern! Reichstagslange Reden wurden gehalten; ich blieb bei meinem Preis! Jammermienen wurden aufgesetzt, mich rührten sie nicht!

Endlich ging ich als Sieger aus dem ungleichen Kampf hervor; für zwei Pence, denn ich hatte natürlich keinen halben und herausgegeben wurde nicht, war der alte Knochen in meinem Besitz. Schnatternd wie eine Affenschar, aber würdevoll wie Fürsten zog die Bande ab, während ich meinen Erwerb betrachtete.

Sieben und eine halbe Stunde, an beiden Tagen zusammengerechnet, hatten die Verhandlungen gedauert, und der Reinertrag

war der eben geschilderte Kauf, bei welchem der Neger triumphierte, da es ihm auf Zeit durchaus nicht ankam.

Die gänzliche Begriffslosigkeit von dem Wert der Zeit ist ein hervorstechender Zug im Wesen des Negers, mit dem stark gerechnet werden muß. Ob ein Handelsgeschäft heute, morgen oder in acht Tagen zustande kommt, ist ihm gänzlich einerlei, wenn er nur überhaupt seinen Profit dabei machen kann. Es wird auch noch Jahrzehnte bedürfen, bis dem Schwarzen nur einigermaßen das Verständnis aufgeht für das Wort „Zeit ist Geld", da er noch nicht gelernt hat, über heute, weitestens morgen hinaus zu denken. Man darf sich deswegen auch im Handel mit Negern nicht auf diesen Standpunkt stellen und ihnen zeigen, daß eine Beschleunigung des Handelsabschlusses erwünscht ist, sondern muß das Wort ummodeln in den Satz „Geduld ist Erfolg!" Dasselbe findet auch eine Nutzanwendung auf die kolonialen Bestrebungen, insonderheit beim Plantagenbau, bei welchem noch die angeborene Unlust des Negers zu jeder geregelten körperlichen Tätigkeit zu überwinden ist, was nur durch langsames Gewöhnen geschehen kann.

Ich war bei meinem ersten Handelspalaver hereingefallen, da mir eben meine Zeit kostbar war, während der Alte stolz in sein Dorf zurückkehrte. Er hatte seinen „trade" gemacht. Später war ich gewitzigt und lernte, besser mit der Gesellschaft umzugehen.

Und die Moral dieser kleinen, aber wahren Geschichte? Ein Ratschlag für alle diejenigen, welche sich in unseren Kolonien oder mit ihnen beschäftigen: „Geduld ist Erfolg!"

Verlassen wir nun Duala und steigen wir den Götterberg hinan, um zunächst dem Gouverneur unsere Aufwartung zu machen und sodann unter Führung von C. Eunicke[6]) die an den Hängen des Kamerunberges gelegenen Plantagen und Anlagen zu besichtigen.

Steigt man über Busumbo und Limbe von Victoria die neuerbaute Straße hinauf in das Gebirge, so gelangt man nach mehrstündiger Wanderung zu der zirka 1000 m über dem Meere gelegenen Regierungsstation Buëa, dem gleichzeitigen Sitze des Gouverneurs. Das Klima hier ist ähnlich dem von Madeira und eignet sich vorzüglich für eine Erholungsstation, zumal durch die Einführung von Allgäuer Vieh, welches zur Zucht und zur Kreuzung mit einheimischem Vieh verwendet wird, frische Milch vorhanden ist, ein Labsal für denjenigen, der aus den Tropen heraufkommt und unten nur mit Konservenmilch gefüttert wurde. Dann hat Buëa durch sein frisches Gemüse einen weiteren Vorzug. Alle unsere Gemüsearten kommen hier fort, und selbst Spargel und Kartoffel gedeihen vorzüglich; letztere geben sogar eine zweimalige Ernte im Jahr.

Die Palmen und Ananas haben allerdings unterhalb Buëa ihre Grenzen und gedeihen, wie auch die Mangopflaumen, dort nicht mehr. Wer längere Zeit unten in den Tropen gelebt hat, für den sind die Nächte in Buëa durch den vom Gebirge wehenden Wind empfindlich kalt. —

Herr Stationsleiter Leuschner hat hier in hübschem Stil das Gerichtsgebäude, Palaverhaus genannt, welches auch gleichzeitig die Postagentur enthält, massiv aufführen lassen.

Am Eingange der Station befindet sich das Wachtlokal, das von schwarzen Polizeisoldaten, die monatlich wechseln, besetzt wird. Anschließend an die Wohnung des Stationsleiters sind die Unterkunftsräume für Fremde erbaut. Die Wohnungen, wie auch der Brunnen auf dem Stationshofe werden durch eine Wasserleitung gespeist, die auch die Viehställe der Sennerei mit Wasser versorgt; dieses wird mittelst Widder von einer Schlucht, in der herrlich klares Trinkwasser fließt, in die Höhe gedrückt.

Von Buëa geht die Straße ab, die über Johann-Albrechtshöhe nach Bali führt. Von daher kommen denn auch häufig Karawanen über Bëa und Victoria, die teils als Arbeiter von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft angeworben sind, andernteils auch

um Erzeugnisse aus ihrem fruchtbaren Lande herunterzuführen. Meist ist es Gummi; doch bringen sie viel selbstgefertigte Sachen, sehr kunstvoll aus Gras gehäkelte Mützen, Bastaschen und solche aus Fellen, sowie aus Ton sauber gebrannte Pfeifenköpfe herunter. Sie sind von Charakter sehr habgierig und unverschämt und im Vergleich zu den Duala, die beständig im Wasser liegen, direkt unzückendes Bild dar, sobald sich in der Regenzeit die Wolken unterhalb teilen. Wie auf einer Landkarte sieht man die silbernen Bänder, die als Flüsse das Land durchziehen, den Kamerunfluß, den Mungo usw. mit ihren vielen Creeks, und die großen Dampfer erscheinen wie Surfboote. Ein herrliches Panorama! Wendet man den Blick nach dem Gebirge, so erscheint, aber auch nur in

Station Buëa, links das Haus des Gouverneurs, rechts des Stationsleiters.

sauber zu nennen, da Waschen nicht gerade zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehört. Sie leiden denn auch sehr durch Unsauberkeit an Hautkrankheiten, namentlich Crokro; gegen diese wird die Asche von verbrannten Bananenschalen und einer Sorte Blätter angewandt. Sie ist auch heilfähig; doch brennt sie durch den sehr starken Kaligehalt wie höllisches Feuer.

Von Buëa bietet sich dem Auge ein entder Übergangs- und Regenzeit, dasselbe greifbar nahe gerückt. Allerdings ist die 4000 m hohe Preußspitze nicht zu sehen.

Oberhalb Buëa, woselbst die Sennerei mit urbar gemachtem Land aufhört, beginnt der Urwaldgürtel mit herrlichen Baumfarnen, die kleine Wälder bilden, und gegen die die Menschen wie kleine Zwerge erscheinen. Derselbe ist nach zwei- bis dreistündigem Marsche passiert, und dann beginnt

Lisoka (Kamerun).

das Grasland, welches mit schönen, wohlriechenden Kräutern, namentlich Salviaarten bewachsen ist.

Hier ist das Gebirge durch haustiefe Schluchten zerklüftet, in denen manchmal die Lava blau wie Lapislazuli aussieht, was mit dem jedenfalls durch Eisengehalt rot gefärbten Wasser einen eigenartigen Kontrast abgibt. Weiter oben treffen wir noch baumartiges Haidekraut, welches mit langem Moos bewachsen ist, das gleich grauen Bärten herabhängt. Nachher folgt nur noch vulkanische Asche. Eine Todesstille herrscht hier oben; nur vereinzelt zieht ein Adler seine Kreise im blauen Äther.

Von der Buëastraße zweigt unterhalb der Regierungsstation Buëa ein Weg rechts ab, der an der Schäferei vorbei durch das Dorf Soppo zur Pflanzung Lisoka führt, die früher von den Herren Dr. Esser und Geheimrat Dr. Oechelhäuser gemeinsam bewirtschaftet wurde, neuerdings aber Gegenstand der Geschäftstätigkeit einer eigenen Gesellschaft, „Lisoka-Pflanzung, G. m. b. H.", geworden ist. Der erste Eindruck, wenn man von der Molykostraße durch die Fenz tritt, ist der einer mächtigen Waldwiese, auf deren Boden noch einzelne große Bäume stehen. Erst der schön gewachsene und belaubte Kakao erinnert daran, daß man sich auf einer Kakaoplantage befindet.

Nach zehn Minuten Wegstrecke biegt man links ab, um einen schönen, klaren Bach zu passieren, der leider, wie alle Gewässer in den Tropen, mit Vorliebe von den Schwarzen verunreinigt wird, eine merkwürdige Manie dieser Gesellschaft, auch das beste fließende Wasser als Abort zu benutzen, die strengsten Verbote sind fruchtlos dagegen. Unweit vom Bache hat sich auf einem kleinen Hügel der Pflanzungsleiter O. Hilfert, dessen Dienste sich auch die neue Gesellschaft gesichert hat, sein Wohnhaus errichtet. Wellblech und Verschalungsbretter sind dazu aus Deutschland gekommen; das Gerüst des Hauses und die Pfeiler der Veranda dagegen sind an Ort und Stelle gefertigte Holzsäulen. Dieses Holz ist in der Festigkeit und im Aussehen nicht im geringsten von unserem deutschen Eichenholze zu unterscheiden.

Der Baum selbst hat eine dunkelgrüne, harte, kleinblättrige Belaubung. Das Holz sieht, frisch geschlagen, rot aus, ähnlich unserer Roterle, verbleicht dann aber, um genau dem Aussehen unseres Eichenholzes Platz zu machen. Sehr praktisch, wie Herr Hilfert ist, wobei ihm seine langjährigen Erfahrungen in Amerika zu statten kommen, läßt er unter dem gefällten Stamme eine Grube machen, in der ein Mann steht, während der andere auf dem Stamme sich befindet, um vermittelst Säge die Balken resp. Trägerholz herauszuschneiden, die dann durch Rollen sehr schnell an Ort und Stelle gebracht werden, eine große Ersparnis an Zeit und Geld, abgesehen von der größeren Widerstandsfähigkeit dieses Holzes gegen die Landplage der heimischen Ameisen.

Hier in Lisoka gedeihen übrigens unsere Kartoffeln und Gemüse sehr gut, außerdem auch die tropischen Gewächse, Palmen Ananas usw., die, wie schon erwähnt, in Buëa nicht mehr fortkommen.

Leider hatte Herr Hilfert mit seinem Pferde trübe Erfahrungen gemacht, dieses wichtige Transportmittel war ihm eingegangen; es scheint, als wenn die importierten Pferde in Kamerun sich nicht recht halten wollten, da Verluste an Pferdematerial bei der Westafrikanischen Pflanzung, wie auch bei der Regierung damals mehrfach zu verzeichnen waren.

Eine Stunde vom Wohnhaus liegt das Vorwerk Lisoka, in dem ein weißer Pflanzer wohnt. Von hier hat man einen wunderbaren Blick nach dem vom Kulminationspunkte der Preußspitze in steiler Senkung abfallenden Kamerungebirge. Mächtige Baumwollbäume mit ihren hartrückigen, umfangreichen Stämmen ziehen hier zwischen der Kakaopflanzung durch ihren ungewohnten Anblick die Aufmerksamkeit auf sich. Der Kakao selbst steht so brillant da, daß man sich denselben nicht besser wünschen kann. Große, üppige Kronen mit kräftigem Wuchs, die reiche Ernten sicher versprechen, über-

Pflanzung Lisoka (Kamerun).

ragen die kahlen, mit den Fruchtschoten besetzten Stämme; allerdings ist auch der Boden hier gerade so gut und vorzüglich, wie kaum anderswo. Das Reinigen der Pflanzung geschieht hier von dem Unkraut und Elefantengrase durch Abhauen des Rasens in Kreisform um den Stamm herum. Man will hierdurch das Wegwaschen des Bodens einesteils verhindern, da doch das am Gebirge gelegene Terrain stetig abfällt, andernteils soll durch das üppige, stehengebliebene Gras in der Trockenzeit der Boden nicht so ausdörren. Über letzteren Punkt gehen die Meinungen sehr auseinander; jedenfalls ist für eine neuanzulegende Pflanzung diese Methode vorläufig doch eine bedeutende Zeiterspar-nis.

Hilfert hat nun die Absicht, auch nebenbei Tabak zu bauen, der sicher hier vorzüglich gedeihen wird, da der vom Plantagenleiter Zwingenberger im nahen Soppo gebaute Tabak einfach großartig geworden ist.

So kann man Herrn Hilfert auch zu diesem Anbau nur den besten Erfolg wünschen, wie er durch rastlosen Eifer denselben schon bei seiner Kakaopflanzung erreicht hat.

Auf dem Wege von Victoria nach Mokundange gelangt man nach Botha, dem Hauptsitz der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Victoria, mit mehreren Lagerhäusern (stores) und diversen Wohnungen für weiße Pflanzungsbeamte. Die eigentlichen Pflanzungen liegen sämtlich weiter entfernt, ihre Vorwerke alle nach Buëa zu, also an den Abhängen des Kamerungebirges. Ein mächtiger, umgebrochener, etwa 80 m hoher Baumwollstamm ragt in seiner ganzen Länge bei Ebbezeit aus dem Meere empor, während am Strande die schön belaubten Ziegenfeigen ihre Zweige über den Spiegel des Wassers hinabneigen. Hier in Botha werden sämtlichen Arbeitern der Vorwerke die Löhne ausgezahlt, teils als Geld, teils in Gestalt von Tabak, Pulver, Flinten usw.; die Stores in Buëa, Molyko und Bali versorgen sich von diesem Mittelpunkte aus mit allen gangbaren Waren. Der frühere Pflanzungsdirektor Bornmüller hat hier

Bothafarm. Sitz der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Victoria".

außerordentlich viel getan, um auch gesundheitlich die Bauten zu heben; diese hygienischen Maßnahmen tragen schon jetzt wesentlich zur Herabminderung der Malariaerkrankungen an dieser Stelle bei. Die der Bothafarm, wie die Neger den Sitz der Westafrikanischen Pflanzung Victoria nennen, zunächst gelegene Pflanzung ist das Mittelvorwerk. Es liegt an der alten Buëastraße, auf die jetzt der von der katholischen Mission in Engelberg neu erbaute Weg mündet. Das Mittelvorwerk schiebt sich zwischen Kratervorwerk einerseits und Busumbo, Alt-Limbe andrerseits ein. Das Kratervorwerk ist zur Ngemmepflanzung gehörig, die sich bald bis zum Meere erstreckt. Der damalige Pflanzungsleiter Hoppe machte mich dort auf einen umgestürzten, durch seine ungewöhnliche Größe in die Augen fallenden Baumwollstamm aufmerksam.

Eine sehr gut massiv überbrückte Schlucht zieht sich hinter den Wohnhäusern entlang, den besten Häusern aller Vorwerke, hoch und luftig mit breiter Veranda, über die der Seewind streicht. Was die Bodenverhältnisse anbelangt, so scheinen die von Limbe —Busumbo bessere zu sein; denn dort waren dreijährige Kakaobäume mit prächtigen Schoten behangen. Der jetzige Direktor, Van de Loo, führte das Beschneiden der Kakaobäume ein. Diese Methode hat sich namentlich zur Verjüngung älterer Bäume gut bewährt; nur muß das Verfahren vorsichtig angewendet werden, da bei zu starkem Schnitt die Blüten durch den Saft erstickt werden und dann selbst oder als Früchte in Form von ganz kleinen Schoten schließlich abfallen.

Das am weitesten im Gebirge gelegene Vorwerk der Victoriapflanzung ist Buana. Schöner, kräftiger Kakao in geschützter Lage wächst daselbst. Überhaupt ist Buana idyllisch gelegen; es soll, wie mir Pflanzungsbeamte versicherten, sehr wenig Fieber haben und vorzügliches Trinkwasser besitzen, das stundenweit von den Schwarzen in irdenen Krügen für den durstigen Weißen von hier geholt wird.

Mächtige Akazienbäume breiten sich hier aus und spenden Schatten für die Kakaobäume. Von hier gelangt man von der alten Buëastraße abwärts nach links abgehend nach Busumbo mit prächtigem Kakao, namentlich jenseits der hier dicht vorbeifließenden Limbe. Die Reinigung der Pflanzungen geschieht reihenweise; die ganze Anlage erhält dadurch ein sauberes Gepräge, und oft habe ich sagen hören, man müsse es der Victoriapflanzung nachrühmen, daß sie ihre Plantagen außerordentlich in Ordnung halte.

Wiederum abwärts nach Victoria weiter wandernd gelangen wir nach Neu- und Alt-Limbe. Wir lassen dabei die Dibandaberge links von uns liegen; sie sind als kulturunfähig aufgegeben worden, da der Boden zu schlecht und das Reinigen dortselbst zu mühevoll und beschwerlich sich gestaltet.

Das Land dieser Pflanzung, wie überhaupt das ganze Terrain von der Küste des Nordbezirks bis zu einer Höhe von 1000 m, ist durch den Hauptmann von Besser ordnungsmäßig vermessen worden. Welche Ausdauer dazu gehört, kann nur der begreifen, der selbst im Urwald und unter Afrikas Sonne gearbeitet hat. Eine Riesenarbeit! Sogar die Seedampfer der Wörmannlinie richten sich alle nach den Besserschen Karten.

Alt-Limbe, von den Eingeborenen zu Ehren des bekannten Forschers Zintgraf-Farm genannt, besitzt eine mit Dampf betriebene Kakaodarre, in der durch Wasser von ihren fleischigen Teilen befreite Kakaobohnen gedörrt werden.

Außerdem sind hier auch Holzgestelle errichtet, um die Bohnen an der Sonne trocknen zu können. Die nach letzterer Methode getrockneten Bohnen erzielen einen bedeutend besseren Preis, als die in der Darre verarbeiteten. Bei Ankauf von Kakaobohnen aus Eingeborenenfarmen legen die Faktoreien ebenfalls Wert darauf, daß die Bohnen nicht am Feuer, sondern allmählich in der Sonne getrocknet sind. Neu-Limbe, in der Nähe der Dibandaberge, pflanzte früher arabischen Kaffee; doch hat man, da der Kaffeekäfer

denselben vernichtete, die Bäume umgehauen und dafür Kakao gepflanzt.

Die Victoriapflanzung wird nun vermutlich an der neuen über Boniadicombo nach Buëa führenden Straße ihre Anpflanzungen weiter ausdehnen, da der lehmvermischte Boden gerade dort vorzüglich ist und das der Pflanzung gehörige Gebiet bis Buëa hinauf über den Sachsenhof sich erstreckt; letzterer gerade nicht aus. Um so höher ist es anzuerkennen, daß es dem wachsenden Einflusse der Weißen trotz aller übler Eigenschaften dieses Stammes doch gelungen ist, in der kurzen Zeit unserer Herrschaft wenigstens die ärgsten Auswüchse zu beseitigen.

Als im Jahre 1887 nach langen Verhandlungen auch das schöne und fruchtbare Kamerungebirge zu dem Teil von Kamerun

Blick von Limle auf den kleinen Kamerunberg.

stellte eine von einer englischen Gesellschaft erbaute Restauration dar, die aber, wie sich später herausstellte, auf dem Terrain der Westafrikanischen Victoriagesellschaft lag und außerdem wegen allzugeringen Besuches einging.

Eine Schilderung des die Südhänge des Kamerunberges bewohnenden Eingeborenenstammes, der Bakwiri, gibt uns der Großherzgl. Bad. Trigonometer J. Scholze [18]). Sehr vorteilhaft fällt diese hinzukam, der bereits in deutschem Besitz war, waren die daselbst wohnenden wilden Eingeborenen mit geringen Ausnahmen gänzlich unberührt von europäischer Kultur, obwohl sich schon seit Jahrzehnten englische Missionare und Kaufleute dort niedergelassen hatten. Nur der Schnaps mit seinen verderblichen Folgen hatte Eingang gefunden. Namentlich waren es die am südlichen Kamerungebirge wohnenden Bakwiri, welche, vorher schon auf äußerst niedriger

Kulturstufe stehend, durch denselben noch mehr in den Sumpf des Lasters gezogen wurden. Im übrigen hielten sie mit der allen Gebirgsbewohnern eigentümlichen Zähigkeit an ihren alten Sitten und Gebräuchen fest. Dem Guten, das ihnen geboten wurde, waren sie anfangs wenig zugänglich; aber seit einigen Jahren macht sich durch die rege Tätigkeit der deutschen Regierung, Missionen und Pflanzungen eine Bewegung zum Besseren geltend, und allmählich wird das Leben der Bakwiri in neue Bahnen gelenkt. Eine kurze Mitteilung über ihre bisherige Lebensweise dürfte deshalb von Interesse sein.

Die Bakwiri bewohnen in einer Stärke von 25 000 Seelen die südlichen Abhänge des großen Kamerunberges bis 950 Meter Höhe, sowie die vielen denselben vorgelagerten, kleinen, dichtbewaldeten Berge. Südöstlich des Regierungssitzes Buëa und rings um die katholische Missionsstation Engelberg liegen ihre Dörfer gedrängt beieinander; in anderen Gegenden dagegen sind sie teilweise bis zwei Stunden voneinander entfernt. Zum Schutz für das aufsichtslos weidende Vieh haben die Bewohner die Dörfer mit hohen Zäunen umgeben, innerhalb welcher die Hütten regellos zerstreut zwischen schattigen Bananenhainen liegen, umgeben von dichtem Busch und hohem Elefantengras.

Die Hütten der Bakwiri haben einen rechteckigen Grundriß von 3 bis 5 Meter Breite und 5 bis 20 Meter Länge, je nach Reichtum und Ansehen des Besitzers. Sie sind aus vielen hölzernen Pfosten und den Rippen der Raphiapalme gebaut und innen mit Baumrinde bekleidet; das Dach, dessen First auf 3 Meter hohen Säulen ruht, ist mit aus Palmzweigen geflochtenen Matten gedeckt. Die Einrichtung dieser Hütten ist sehr einfach und bei Reich und Arm fast gleich. In den Ecken stehen kurze Betten, die auf gabelförmigen Stecken errichtet und mit Tüchern umhängt sind, einige Holzklötze, Bretter und roh geschnitzte Schemel sind die einzelnen Möbel. Allerlei Wirtschaftsgegenstände und Gerätschaften hängen an den Wänden und liegen in Unordnung auf dem Boden oder einem kleinen Verschlag unter dem Dache. Ein oder zwei Feuerherde verbreiten darin Tag und Nacht erstickenden Rauch, und mehrere Fetische sollen bösen Geistern und Schlangen den Eingang wehren.

Menschen und Vieh leben in einer solchen Hütte einträchtig beieinander, und trotzdem die Bakwiri ihre Frauen kaufen und mehrere Weiber haben dürfen, herrscht darin ein verhältnismäßig glückliches Familienleben. Freudig schlagen die schwarzen Elternherzen bei der Ankunft eines Negersprößlings, der nach dem Glauben der Bakwiri auf Befehl von Loba (d. i. Gott), im Mutterleibe durch den fliegenden Hund, eine große Fledermaus, geschmiedet wird, wenn derselbe seine Stimme: „keng, keng“ ertönen läßt, die dem Hammerschlage des Schmiedes ähnelt. Nachbarn und Freunde, selbst größere Kinder, sind bei der Geburt zugegen. Die Wöchnerin liegt 3 bis 4 Tage neben dem Feuer und empfängt während dieser Zeit von ihren Nachbarinnen und Verwandten Feuerholz und Speisen als Geschenk. Schon nach drei Monaten erhält das Kind die erste von der Mutter vorgekaute Speise, wird aber nebenbei fast drei Jahre lang mit Muttermilch ernährt.

Zwei Tage nach der Geburt gibt der Vater dem Kinde einen Namen, meist den eines verstorbenen Verwandten, der auf deutsch heißen kann: Affe, Leopard, Taube, Friede und ähnliches. Nach mehreren Jahren geben sich aber die Knaben noch sogenannte Mpesanamen (Stutzernamen) und wählen als solche gern Wörter, die sie oft von Weißen hören, wie: Bismarck, Kompaß, Bottlebeer und andere.

Die kleinen Wilden wachsen in ziemlicher Aufsichtslosigkeit heran und vertreiben sich die Langeweile durch mancherlei Spiele, an denen sie nicht arm sind. Während aber die Mädchen schon frühzeitig der Mutter bei der Arbeit helfen müssen, bleiben die Knaben ihre eigenen Herren.

Mit etwa 14 Jahren wird der Bakwiriknabe beschnitten und darf sich unter den Schönen seines Volkes eine Frau auswählen, für welche sein Vater gewöhnlich 30 Schafe oder Waren im Werte von etwa 150 Mk. zu bezahlen hat. Die Braut ist meist noch ein Kind und bleibt bis zu ihrer etwa im 12. Jahre erfolgenden Reife bei ihren Eltern. Als Frau hat sie dann kein leichtes Dasein; sie muß nicht nur die Kinder abwarten und das Hauswesen besorgen, sondern auch die schwere Feldarbeit ganz allein verrichten und wöchentlich zweimal schwer beladen ihre Pakete stundenweit zu Markte tragen.

Infolge der frühen Heirat und der Überanstrengung ist es kein Wunder, daß die Bakwirifrauen nur klein von Gestalt sind und sehr schnell verblühen, und daß die wenigen Reize, die sie in der Jugend besitzen, bald in große Häßlichkeit ausarten. Sie sind aber trotzdem äußerst eitel und verwenden große Sorgfalt auf ihre Haarfrisuren und die Pflege ihrer Zähne, die sie nach jeder Mahlzeit mit einer stets bei sich geführten, weichen Wurzel reinigen. Häufig verunzieren sie noch ihren Körper durch Tätowierungen und große, in den Ohren steckende Holzstücke oder Patronenhülsen. An den Armen und Beinen tragen

Kakao im Victoriagebiet.

sie meist Spangen und um den Hals Perlketten, die der Mode ebenso unterworfen sind wie die Farben und Muster der Lendentücher.

Da sind die mit dem Lendentuch bekleideten Bakwirimänner in ihrer schlanken, kräftigen Gestalt, der mit Öl eingeriebenen, glänzenden schokoladebraunen Haut schönere Erscheinungen. Leider wird es auch bei ihnen immer mehr Mode, sich in allerlei bunte, unpassende Kleider zu hüllen, so daß viele darin nur lebenden Karikaturen gleichen. Den Männern sieht man keine Spuren harter Arbeit an, denn ihre Hauptbeschäftigung ist Essen und Trinken, Schlafen und Nichtstun, Politisieren und Jagen. Der Jagd ergeben sie sich mit großer Leidenschaft und viel Geschick; sie schießen die Tiere des Waldes entweder mit Steinschloßflinten oder fangen sie in Schlingen und Fallen.

Wohnhaus des Bezirksamtmanns (Viktoria).

Neben dem Wilde liefern zahlreiche Haustiere: Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner, die sich übrigens nur geringer Pflege erfreuen, reichlich Fleischnahrung, und

die Erzeugnisse des noch ziemlich unentwickelten Ackerbaues geben hierzu das Gemüse. Das Fleisch wird gekocht oder über dem Feuer gebraten; die der Kartoffel ähnlich schmeckenden Yamswurzeln, Koko und Planten werden in Stücke geschnitten, gekocht, meist zu Brei gestampft und dann mit einer stark gepfefferten Palmölsauce begossen. Geröstete Bananen und Maiskolben und die verschiedensten Früchte geben als Nachtisch eine schmackhafte Speise.

Den geringen Hausrat, den die Bakwiri brauchen, fertigen die Männer an; zu großer Kunstfertigkeit und ausgebildeten Handwerken bringen sie es jedoch nicht. Sie haben vielmehr manche früher geübte Kunstfertigkeit wieder verlernt; nur die Töpferei, Korbmacherei und Mattenflechterei sind bei ihnen noch von einiger Bedeutung.

Viele ihrer Bedürfnisse müssen sie sich deshalb durch Tauschhandel erwerben. Von den Weißen beziehen sie hauptsächlich Steinschloßflinten, Pulver, Messer, Lendentücher, Regenschirme, Seife, Salz, Schnaps und Tabak und liefern ihnen dafür Palmkerne, Palmöl, Kautschuk, Rotholz, Ebenholz, Vieh und Früchte, selten noch Elfenbein. Der Tauschhandel mit den Nachbarstämmen wird durch Märkte vermittelt, deren bedeutendster in Viktoria ist, wo sich etwa 800 Personen versammeln; hier tauschen die Bakwiri ihre Früchte, Töpfe, Körbe und Matten gegen Seefische ein, die sie von den Isubuleuten erhalten.

Die Bakwiri selbst treiben keine Seefischerei, obwohl sie teilweise am Meere wohnen. Dies zeugt dafür, daß sie noch nicht zu lange Zeit ihre jetzigen Wohnplätze innehaben, sondern, wie auch die Stammsilbe kwiri ihres Namens bedeuten soll, aus dem Busche, d. h. dem Innern, stammen.

Da ihnen eine staatliche Organisation fehlt, erlangten sie auch nie Einfluß auf ihre Nachbarn. Jedes Dorf hat seinen eigenen, unabhängigen Häuptling, der mit einem Unterhäuptling und einigen Ältesten die Untertanen regiert und die Gerichtsbarkeit ausübt.

In der Rechtspflege spielen bei ihnen Willkür und Betrug der Zauberer eine große Rolle, und Gottesurteile durch Gift und heißes Öl kommen noch immer vor. Verbrechen gegen das Leben und Eigentum werden schwer bestraft, der Ehebruch hingegen nur sehr gelinde, was deutlich die niedere Sittlichkeitsstufe kennzeichnet, auf der die Bakwiri stehen. Können sie eines Schuldigen nicht habhaft werden, so genügt es ihrem Rechtsbewußtsein, einen seiner Sklaven zu strafen, die aber im allgemeinen nicht schlecht behandelt werden und ihren Herren nur Frondienste leisten müssen.

Infolge der vielen Kriege, welche die Bakwiri früher führten, und infolge des Mangels an Gemeinsinn haben sie sich nicht daran gewöhnt, irgendwelche Wohlfahrtseinrichtungen zu treffen und öffentliche Arbeiten zu verrichten. Sie tun nicht das geringste, um die äußerst schlechten Buschpfade auszubessern und an den Flüssen bequemere Übergänge herzustellen. Zu solchen nützlichen Arbeiten finden sie keine Zeit; dagegen können sie viele Tage und Nächte mit Lustbarkeiten zubringen. Von Künsten und Wissenschaften sind bei den Bakwiri kaum einige Spuren zu entdecken; das einzige bemerkenswerte in dieser Hinsicht ist die Sprechtrommel, durch deren Gebrauch sie sogar dem Europäer etwas überlegen sind. Mit Hilfe dieser Trommel sind sie nicht nur imstande, sich Signale zu geben; sondern sie können sich mit derselben vollständig unterhalten.

Das Volk lebt in größter Unwissenheit dahin und wird von den Zauberern in gewissenlosester Weise ausgebeutet. Fast ratlos sind sie in Krankheitsfällen. Helfen die Hausmittel nicht, so wendet der Zauberer allerlei Hokuspokus an und sucht möglichst viel Geld aus den Leuten herauszupressen. Stirbt ein Bakwiri, so wird er in seiner Hütte begraben und ihm ein Buschmesser mit einigen Ziegen ins Grab gelegt. Neun Tage dauert die Totenfeier; bei dieser werden im Beisein einer großen Volksmenge viele Ziegen auf barbarische Weise getötet,

wobei die ausgelassenste Fröhlichkeit herrscht. Trommler sitzen auf einem Gerüste und bearbeiten unermüdlich ihre Lärminstrumente, einige Männer schießen stundenlang mit ihren Gewehren, während das Volk tanzt, singt, lärmt und allerlei Spiele aufführt. Diese tolle Fröhlichkeit ist aber nicht der Ausdruck der Freude darüber, daß der Verstorbene eines Armen in einen Schimpansen. An Gott glauben die Bakwiri, aber er will nichts mehr von ihnen wissen; deshalb brauchen sie Götzen und glauben an das Dasein guter und böser Geister, die sie aber nicht verehren. Nur die Zauberer können mit denselben verkehren und sie beeinflussen. Das arme Volk befindet sich dadurch in

Regierungsschule in Victoria (im Vordergrunde Lehrer Fischer).

nun dem Erdenelend entrückt ist, sondern nur ein Betäubungsmittel gegen ihre Angst vor dem Tode.

Ihre religiösen Anschauungen sind auch nicht dazu angetan, ihnen das Leben im Jenseits, wo sie genau so leben wie auf der Erde, wünschenswert erscheinen zu lassen. Bevor die Seelen dahin kommen, müssen sie mit dem Mukasse, dem Teufel, kämpfen, und wenn sie unterliegen, eine Seelenwanderung antreten. Die Seele eines Reichen kommt dann in einen Weißen, die Seele schrecklicher Abhängigkeit von diesen Betrügern.

Es ist deshalb eine große Wohltat für die Bakwiri, daß sie endlich von diesem Banne befreit werden, geordnete Zustände bei ihnen Platz greifen und sie sich an Arbeit gewöhnen müssen. Mag ihnen diese anfangs auch hart erscheinen, so wird sie ihnen einst doch zum Segen gereichen, wenn dieselbe auf christlicher Grundlage in rechte Bahnen gelenkt wird.

Herr Scholze war so liebenswürdig,

mir dazu noch folgenden Nachtrag zu geben:

Die Bakwiri legen neugeborene Kinder, deren Mutter an der Entbindung stirbt, der Mutter lebendig ins Grab; denn sie wissen nicht, wie sie den Säugling aufziehen sollen. Ihre Kühe verstehen sie nicht zu melken, künstliche Kindernahrung haben sie nicht und eine andere Frau nimmt ein solch mutterloses Kind nicht an die Brust, weil sie fürchtet, die nun im Jenseits lebende Mutter verlange ihr Kind zurück und sie müsse es ihr dann bringen, also auch sterben. Wohnen Weiße oder eingeborene Christen in der Nähe, so wagt man das Lebendigbegraben der Kinder nicht, sondern gibt den Kindern nur Wasser als Nahrung, so daß sie nach kurzer Zeit verhungern. Seit einer Reihe von Jahren bringt man jedoch solche Kinder vielfach in die Missionsanstalten, wo sie mit sterilisierter Milch aufgezogen werden und dabei vortrefflich gedeihen.

Ehe wir weiter ins Innere gehen, wollen wir uns von Hauptmann a. D. Fr. Hutter[9a]) das Leben auf den kleinen Handelsniederlassungen (Faktoreien) schildern lassen, durch die die Weißen in direkten Verkehr mit den produzierenden Eingeborenen zu treten versuchen. Da Hutter diese in Vergleich stellt zu den großen Hauptniederlassungen, gebe ich von letzteren einige Bilder, die zeigen, daß es sich in diesen in der Tat wohl leben läßt.

Unendlich einfacher, ärmlicher und entsagungsvoller ist Anlage und Leben auf den kleinen Zweigfaktoreien im Innern oder an der Krieks der Flüsse, die wie Fühlhörner überall hin vorgestreckt werden. Ein paarmal im Jahre von der Mutterfaktorei mit Tauschwaren versehen, häufen sie die eingehandelten Erzeugnisse auf und warten auf die seltenen Dampfer, sie abzugeben. Die ganz entlegenen Faktoreien liefern selbst mittelst Boot oder Trägern an die Hauptfaktorei ab.

Faktorei Olgahöhe der Kamerun-Hinterland Gesellschaft.
(Ansicht von der Wasserseite.)

Laufen wir eine dieser weltabgeschiede-

nen, einsamen Niederlassungen an einem Kriek an, um Leben und Handel auch auf ihnen kennen zu lernen.

Vorsichtig und nur bei Tage geht der Hochseedampfer in die Flußmündung hinein. Es ist ein eigenartiges Bild: der mächtige Schiffskoloß, ausgestattet mit allem Luxus der Zivilisation, getrieben durch eine der gewaltigsten in den Dienst der Kultur gebannten Naturkräfte, dringt in den afrikani-Urwald ein. Kein Laut in der Naturwelt der Wildnis — die arbeitende Maschine, die mächtig wühlenden Flügel der Schraube haben alles Lebende verscheucht. In dem Kriek, in den wir jetzt vom Flußlauf aus eindringen, fliegt das Lot ununterbrochen vom Bug aus in die Wellen, die Tiefe des Fahrwassers zu untersuchen. „Fiften Foden und ken Grond", „ten Foden und ken Grond" verkündigt die Stimme des plattdeutschen Matrosen das Ergebnis des Lotens. Trotzdem fährt man ab und zu einmal auf; ein Ruck geht durch den ganzen Schiffskörper, aber sofort heißt es. „ganze Kraft", und glückt's: ist man bald wieder flott.

Endlich ist die Faktorei in Sicht. „Ocht Foden" tönt's von vorn; „Fall Anker" ergeht das Kommando. Noch klirrt die Kette und schon hebt der Kran die bereits angeheizte Dampfpinasse über Bord, die, kaum im Wasser liegend, an Land eilt.

Auch wir wollen mal hinüber. Freundlich und freudig werden wir empfangen: „Good-bye captain". („Captain" ist die allgemein übliche Anredeform an der westafrikanischen Küste einem Fremden gegenüber).

Faktorei Olgahöhe der Kamerun-Hinterland-Gesellschaft.
(Ansicht von der Landseite).

Die so weitläufig ausgedehnte Anlage einer großen Faktorei in einem Handelsplatz an der Küste schrumpft hier auf zwei bis drei Gebäude zusammen. Immer ist es eine gewisse Üppigkeit, wenn wenigstens das eigentliche Wohnhaus aus europäischen Baustoffen, worunter Wellblech eine hervorragende Rolle spielt, hergestellt ist. Küche, Schuppen usw. sind natürlich nur aus einheimischem Material gebaut. Gar oft besteht die ganze Anlage nur aus einem einzigen Bau und dann sind oben Wohn- und Schlafgelaß, unten der Lagerraum für

Deutsche Handelsgesellschaft Kamerun.

Tauschwaren und eingehandelte Erzeugnisse.

Die Boote und Leichter füllen sich mit Ladung, die Pinasse schleppt sie unermüdlich an Bord. Das Bergen geschieht, indem entweder der Kran die Fässer und Ballen aus den Booten hebt und neben die Luke stellt, oder die leichten Bündel, z. B. die Pflanzenfasern die unter dem Namen Piassava in den Handel kommen, werden von den Negern an Bord geworfen.

Außer der dumpfen, schwülen Treibhaushitze und den unzähligen Moskitos in diesen gottverlassenen Flüssen und Krieks macht einen noch völlig nervös das ununterbrochene, einförmige Zählen des „Clerks" der Stück für Stück dem 1. Offizier — diesem obliegt (wenigstens auf Woermann-Dampfern) die verantwortungs- und arbeitsreiche Last des Ladung-Einnehmens und die Erfahrung fordernde Aufgabe des richtigen Verstauens derselben — zuzählt: „one – two – three usw. — „make dally", d. h. 10, und dann wieder von neuem „one – two" usf. vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht.

Noch weit mehr wie die Niederlassungen an der Küste sprechen diese Zweigfaktoreien allen gesundheitlichen Rücksichten hinsichtlich der Lage Hohn. Am flachen Ufer eines Kriek gelegen, erstreckt sich hüben und drüben eine mit Mangrove und Papyrus bedeckte Sumpfniederung. Diesseits hat das bei der Ebbe zurücktretende Wasser ein weites, schwarzes Schlammfeld aufgedeckt, aus dem moderne Baumstümpfe hervorragen und verderbliche Dünste in die Höhe steigen.

Beneidenswert ist das Los auf solchen Plätzen nicht. Der Eintausch von Produkten füllt nur einen geringen Teil des Tages aus, und das betätigt oft der farbige Clerk, gewöhnlich ein Mulatte. So verlernt der weiße Händler dort mehr oder weniger schnell Vergnügen an der Arbeit zu finden und sucht den Beweis zu führen, mit wie wenig körperlicher und geistiger Anstrengung der Mensch auskommen kann. Der seltene Besuch von Europäern weckt wohl vorübergehend den schlummernden Funken und Wünsche nach einem menschenwürdigeren Dasein; bald aber machen die erschlaffenden Eigenschaften des Landes ihren Einfluß wieder geltend, namentlich wenn, wie so häufig, noch quälende Hautkrankheiten die Tatkraft herabsetzen.

Derartige kleinere Zweigfaktoreien, soweit sie ins Innere des Festlandes vorgeschoben sind, haben außer dem allgemeinen kaufmännischen Zweck einer Filiale überhaupt noch den weiteren mittelbaren, allmählich Bresche in den Zwischenhandel zu legen.

Der Marsch nach dem Innern ist in Kamerun schwieriger, als in den meisten anderen Tropenländern. Denn das Küstenland durchfließen entsprechend den ungewöhnlich hohen Niederschlägen, eine große Anzahl mächtiger, wasserreicher, von sumpfigen Ufern umgebener Ströme. Feste Brücken finden sich nur in der Nähe der Hauptniederlassungen und sind naturgemäß auch erst in den letzten Jahren gebaut. Wo diese fehlen, heißt es die zum Durchwaten zu tiefen Ströme entweder in Booten zu überschreiten oder sich Brücken zu schaffen, soweit solche nicht schon von den Eingeborenen angelegt sind. Diese Eingeborenenbrücken sind aber sehr primitiver Art: entweder ist ein dicker Stamm so gefällt, daß er quer über den Strom liegt, und es heißt nun, zumeist ohne Geländer, über ihn hinüberturnen; oder es werden die zahlreichen, oft armstarken Lianen zu einer schwanken Hängebrücke verwendet, die Hauptmann Hutter[9a]) folgendermaßen schildert:

Lianenbrücken, von den Eingeborenen angelegt, findet man nur an Flüssen, die auch in der Trockenheit ohne eine solche nicht zu überschreiten wären, oder über einen Wasserlauf, der zwischen zwei in lebhaftem Verkehr stehenden Dörfern strömt.

Die Herstellung dieser Übergänge findet in folgender Weise statt: von den starken Ästen eines Baumes an einem Ufer wird zu einer Astgabelung an einem Baume am jenseitigen Ufer ein Bündel Lianen gespannt, beiderseits bis zum Boden heruntergeführt und hier die Enden verpfählt und

verankert. Man muß also, bevor man diese als Sohle der Brücke dienende Liane betreten kann, zuerst den Baum, den Brückenträgern, auf gleichfalls von den Negern angelegten, sehr einfach gebauten, schwanken Lianenstrickleitern erklettern; am anderen Ufer in gleicher Weise den Abstieg bewerkstelligen. Dann sind in Schulterhöhe, rechts und links, im Abstand der ausgespannten

Bei feindseliger Haltung der Bevölkerung sind natürlich diese Brücken stets zerstört, was bei ihrer Bauart sehr rasch mit einigen Messerhieben geschehen ist.

In den ersten Jahren nach unserer Besitzergreifung setzte die Erschließung vornehmlich im Nordwesten ein. Eine begeisterte Schilderung der ersten deutschen Binnenstation und des nahegelegenen Elefantensees gibt Hauptmann

Neue Limbebebrücke in Kamerun.

Arme, weitere Lianen gezogen, durch dünnes Flechtwerk mit der Sohle verbunden. Um dem Ganzen in seiner ▽ Form festeren Halt zu geben, werden gabelförmige Knüppel eingeflochten.

Auch bei gebrauchsfähigem Zustand der Brücke ist der Übergang zeitraubend und umständlich. Mehr als drei Menschen dürfen zugleich sich nicht auf der Brücke befinden; auch dann dehnt sie sich bis zum Wasserspiegel hinab.

Hutter [9b]). Es muß ein herrliches Stückchen Erde sein und die Sehnsucht Hutters, wieder dorthin zurückzukehren, wird wohl auch dem verständlich, der nie mit eigenen Augen die Schönheit der Tropen geschaut hat.

Am Elefantensee sind die ersten Axthiebe erschallt zum Bau der ersten deutschen Station in Nordkamerun, der Barombistation. Sie bildete die erste Etappe, von der die Vorstöße der ersten Forschungsexpedition im

Nordhinterland stets ausgingen, die in schlimmen Tagen stets ein Stützpunkt zum Sammeln und neuen Vorgehen war. Gleich hinter ihr gen Norden begann ja damals, vor 15 Jahren „the darkest interior" von Kamerun. Die Barombistation hat ihre Aufgabe erfüllt, sie besteht nicht mehr, aber ganz in ihrer Nähe hat sich eine neue erhoben, weit größer und komfortabler und standfester erbaut, als unsere paar alten einfachen Stationsgebäude in der Bauweise der friedlich ringsum, und Johann-Albrechtshöhe, wie die neue Station heißt, kann sich ganz und voll seiner friedlichen Aufgabe als landwirtschaftliche Station widmen.

Ich kenne die neue Station nicht; sie scheint mir aber an dem Platz zu liegen, den wir, Dr. Zintgraff und ich, einst für Anlage eines Sanatoriums, eines Luftkurortes für Malariarekonvaleszenten, uns gedacht hatten. Der Ausblick ist prächtig. Von diesem nach allen Richtungen das Land weit-

Hängebrücke über den Aja.

Eingeborenen es waren. Hat sich ja doch seitdem unendlich viel geändert! Damals ruderte man sich mühsam in achttägiger Fahrt im Kanu die Wasserstraße des Mungo hinauf bis Mundame, von wo man in mehrstündigem Landmarsch den Elefantensee erreicht. Heute schafft die Dampfpinasse in 1½ bis 2 Tagen europäisches Baumaterial flußaufwärts, und ein für Kameruner Urwaldverhältnisse guter, breit ausgehauener Weg mit überbrückten Wasserläufen führt zur Station. Längst sind die Verhältnisse um überragenden Standorte aus schweift der Blick frei über die unendlichen Waldmeere, die ungemessen nach Ost und West, nach Nord und Süd zu lagern scheinen; waldbedeckte Höhen und Bergketten schließen weit draußen den Horizont ab, und 50 km Südsüdost ragt bei klarem Wetter der Gipfel des großen Kamerunberges noch in das Gesichtsfeld herein. Tief unten liegt in ewigem Tropengrün eingebettet der smaragdfarbene See am Fuß der an 100 m steil abfallenden einstigen Kraterwand.

Dem Urwald in seiner überwältigenden Pracht widmet Hutter dann folgende Worte:

Wer auf den grünen Fluten im Kanu die Eingeborenen, die fleißig mit Erfolg dem Fischfang obliegen, begleitet oder da, wo ein kleiner Bach an flacherem Uferrand zu Füßen des Stationshügels einmündet, in dem klaren milden Wasser des Sees sich erfrischt hat, wird das prächtige Bild, das die Ufer bieten, nie vergessen. Die senkrechten Wände, die sanfteren Böschungen, wie von einem weichen grünen Mantel umgeben, umsponnen von Farnen und Moosen, vom schaukelnden Netzwerk rankender Gewächse, aus denen in leuchtenden Farben prächtige Blumen und Blüten herabhängen; da und dort ragt ein mächtiger Urwaldriese weit über und streckt seine Baumkrone fast bis herunter zum Wasserspiegel, der leise murmelnd an die einstigen Kraterwälle rauscht. Da und dort leuchtet nacktes rötliches Gestein aus dem Grün oder zieht sich rötliches Geäder durch die verwitterten, verwetterten Wände; auch eigenartige Rinnen und Rillen, gleich offen gelegten Blitzlöchern, erkennt das Auge hoch oben im Fels.

Und der Wald, der Urwald selbst in näherer und weiterer Umgebung um den See zeigt sich in seiner schönsten Form; überwiegend herrscht der Tropenhochwald in seiner reinsten Gestaltung. In lichter, grün überwölbter Halle nimmt er den Wanderer auf. Hochstämmige Laubbäume, zum Teil ungeheuere Stämme, astlos bis weit hinauf, schnurgerade und walzenrund auf mächtigen Pfeilerwurzeln aufgebaut, entfalten oben frei und hoch 50 und 60 m über der Erde ihre breit ausgelegten Kronen, „ein säulengetragenes herrliches Dach". Lianen in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel sich schwingend oder an den mächtigen Stämmen hinanklcternd durchranken ihn und wiegen sich, zum Teil

Blick über den Elefantensee.

selbst wieder von wucherndem Grün überzogen und umsponnen, wie grüne Taue und Kulissen von Baum zu Baum. Gesträuch und Gestrüpp fehlt fast ganz; an ihre Stelle treten blattpflanzenartige Bestände, Moose und 2 bis 3 m hohe Baumfarne mit schwanken Fiederblättern. Wo das Tropensonnenlicht hereinfluten kann, strebt eine graziöse Ölpalme oder Weinpalme empor und rauschen die Riesenblätter der Bananen. Den körnigen sandigen Boden durchziehen glitzernd kleine Wasseradern.

In diesen Naturdomen mit ihren weiten, hohen Kuppeln, ihrem festen Untergrund ists auch ein anderes Marschieren als in dem unwegsamen, undurchdringlichen, leider weitaus häufigeren echten Buschwald Kameruns; und das ist dem, der beides gekostet, ein Grund mehr, den Hochwaldhallen am Elefantensee besonders freundlich gesinnt zu bleiben.

Hat Hutter nur die Anfänge der Entwicklung am Elefantensee geschaut und nur die alte Barombistation gekannt, so lernen wir von L. Conradt[3]), dem langjährigen Leiter der Station Johann Albrechts-Höhe, die ja an Stelle der Barombistation getreten ist, ein Bild aus späteren Jahren kennen, vor allem aber die Stämme, die um diese Station herum sitzen. Recht verschieden ist deren Verhalten: die einen fleißig und betriebsam; die anderen gänzlich dem Einfluß der Fetischmänner verfallen, bis die deutsche Macht diesen Geistern der Finsternis entgegentritt.

Im Distrikte der Station Johann-Albrechts-Höhe liegt eine größere Anzahl Dörfer, deren Bewohner verschiedenen Stämmen angehören, und deren Sprache auch mehr oder weniger von einander verschieden ist.

Auf der anderen Seite des Elefantensees liegt das Dorf Barombi-ba-mbu. Es ist dieses eins von den verschiedenen Barombidörfern, die zerstreut im nördlichen Kamerungebiete liegen. Seine Einwohner, ein ziemlich kräftiger Menschenschlag, haben stets viel mit der Station verkehrt und auch sehr häufig gute Arbeiter für diese gestellt. Die Barombi sind ein Fischervolk und liefern für die umliegenden Dörfer die sehr wohlschmeckenden wels- und karpfenartigen Fische, die mit großer Vorliebe von den Negern gegessen werden.

Sie höhlen sich kleinere Baumstämme zu Kanus aus, auf denen sie den fast stets ruhigen Elefantensee zum Zwecke des Fischens befahren. Doch sind die Kanus meistens so klein, daß kaum zwei bis drei Menschen darin Platz haben.

Den Fischfang auf dem etwa 5 bis 6 qkm großen See, der das herrlichste klare und wohlschmeckende Wasser hat, und der stellenweise über 100 m tief ist, betreiben die Barombi meistens durch Auslegen von Fischreusen, die sie sehr praktisch sich aus Rohr flechten, und welche sie rings um den See an den Ufern auslegen. Die Ausbeute an Fischen durch diese Fangmethode ist eine recht gute, da der See sehr fischreich ist; es werden etwa fünf bis sechs Arten Fische, von denen einige die Länge von 1 bis 1½ Fuß erreichen, daselbst gefangen; nebenbei kommen auch Quappen und kleinscherige Krebse vor, die auch sehr gut schmecken; außerdem jedoch fangen sie auch mit Angeln Fische, und an der Ausmündung des Sees wird auch mit kleinen spitzen Netzen Fischfang getrieben.

Jeden Morgen bei Tagesanbruch kommen die Barombi an den Ausfluß des Sees, wo dann ein sehr lebhafter Tauschhandel stattfindet. Aus den umliegenden Dörfern kommen stets zahlreiche Eingeborene an den See und bringen als Tauschobjekt die nicht süßen Bananen, Tabak, Hühner und andere Sachen, die sie gegen die so wohlschmeckenden Fische eintauschen, wobei dann ein so lautes und lebhaftes Feilschen und Unterhalten stattfindet, daß man es oben auf der Station stets hören kann. Sehr bunt ist auch das Bild von oben aus, wenn oft 40 und mehr der kleinen Kanus über den See nach allen Richtungen hin kreuzen. Die Barombi sind so geschickte Ruderer, daß ich stets, wenn ich den See auf meinem über 11 m langen und auch breiten Kanu, welches zwei Mungo-

leute in zwei Monaten für 150 Mark der Station am See gemacht hatten, befahren habe oder auf Entenjagd fuhr, mir mehrere Barombi zum Rudern bestellte, und dann durchflog förmlich das große Kanu den See, wobei ich zahlreiche Enten, Taucher, Reiher, Eisvögel und auch Adler, die dort häufig sind, erlegen konnte.

Leider hatte das Dorf im Jahre 1898 sehr unter den schwarzen Pocken zu leiden, die nach dort eingeschleppt waren, und denen fast ein Drittel der Eingeborenen mitsamt ihrem Häuptling zum Opfer gefallen waren. Nur durch strenges Absperren von der Station und durch sofortiges Impfen meiner Stationsleute konnte ich der Epidemie Ein-

Vegetationsbild am See, rechts der Rinderstall.

Aber auch noch ein anderes Gewerbe betreiben die Barombi, allerdings hauptsächlich die Frauen, nämlich die Töpferei.

Aus sehr gutem, hellgrauen Ton machen sie mit der Hand recht zierliche kleine und große Töpfe von verschiedener Form, die sie dann auch brennen, und auch dieser Erwerbszweig bildet einen lebhaften Handel mit den anderen Dörfern, ja, ich habe oft 30—40 Leute mit je drei bis vier und mehr Töpfen auf dem Kopfe von Barombi in ihre Dörfer heimziehen sehen.

halt gebieten, und dann hat der jetzige, recht tüchtige und arbeitsame Häuptling Nanjebo mit dem Reste seiner Leute sich wieder einigermaßen in die Höhe gearbeitet, so daß das Dorf auch schon wieder etwas großes und kleines Vieh besitzt, und stets habe ich von den Barombi eine kleine Anzahl recht brauchbarer Arbeiter auf der Station beschäftigt, hatte ihnen auch eine kleine Quantität Saatreis überlassen, da die Barombi Reis sehr zu lieben begannen.

Die Bewohner des etwa drei Stunden

von der Station abliegenden größeren Dorfes Mokonje nebst dem großen Sklavendorfe Malende standen früher unter dem sehr einflußreichen Häuptling Makia, der zugleich einer der in dortiger Gegend mächtigsten Fetischpriester war. Makia war auch in dem durch ganz Kamerun weitverbreiteten Geheimbunde und hatte einen so mächtigen Einfluß rings herum, daß die armen Eingeborenen nie zu widersprechen wagten. Schon seit Jahren hatte sich Makia den Europäern gegenüber feindlich gezeigt, welches friedliebend und tüchtig erwiesen; leider nur hat er einen Bruder, der früher auf der Mission erzogen war, der jedoch von dort wegen Ungehorsam usw. entlassen werden mußte, und dem sehr auf die Finger gesehen werden muß, da er sonst eine der Station feindliche Gegenpartei in Mokonje bilden würde.

Etwa zwei Stunden von der Station ab liegt das Dorf Bakundu ba Kake. Die Bewohner desselben sind früher Menschenfresser gewesen und sind es im geheimen

Barombi.

Verhalten er auch mehr oder weniger mir und meiner Station gegenüber fortsetzte, so daß ich ihn im August 1897, nachdem er sich auch an dem jetzt leider ermordeten Herrn Conrau, der damals in Mundame am Mungo die Handelsniederlassung der Firma Jantzen & Thormählen mit großem Geschicke leitete, vergriffen hatte, gefangen nahm und ihn zur Deportation dem Kaiserlichen Gouvernement auslieferte.

Es wurde dann sein Sohn Ngo zum Häuptling in Mokonje eingesetzt, und dieser hat sich denn auch im allgemeinen als recht

sicher auch noch jetzt. Z. B. sollen sie im Jahre 1898 ihren schon alten und kränklichen Häuptling Motúa mit noch drei Sklaven getötet und aufgefressen haben.

Zu diesem Zwecke sollen die Bewohner des Dorfes die Frauen und Kinder abgesondert und dann unter Trommelgeschlage und viel Geschrei den Häuptling nebst den Sklaven totgeschlagen, zerteilt und aufgefressen haben; spätere Untersuchungen konnten jedoch nicht mehr klar den Tatbestand feststellen. Am Mungoflusse liegt das kleine Dorf Mundame, woselbst sich

auch mehrere Handelsfaktoreien befinden; doch sind die Einwohner schon sehr durch den dort viel verkauften Schnaps verdorben und zeichnen sich nicht gerade durch Arbeitsamkeit aus.

Zum Stamme der Bafó gehörten die Dörfer Kumba, Mambanda und Ikiliwindi mit ihren Sklavendörfern, die alle nur einige Stunden voneinander entfernt liegen. Von diesen Dörfern liegt das Dorf Kumba zirka 3/4 Stunden von der Station ab, Ikiliwindi 4 1/3 Stunden und Mambanda 2 1/2 Stunden, und jetzt führen schon ziemlich breite und gangbare Wege von der Station nach diesen Nachbardörfern; ebenso haben die Eingeborenen schon meistens die dazwischen liegenden kleineren und größeren Bäche, die in der Regenzeit sehr anschwellen, mit primitiven Brücken überbrückt, so daß auch der Europäer verhältnismäßig gut nach den Dörfern gehen kann.

Diese drei vorhergenannten Bafodörfer haben jedes ihren Häuptling; doch ist vom Gouvernement im Jahre 1899 ein noch ganz junger Häuptling von Mambanda als Oberhäuptling bestätigt und ihm zugleich die niedere Gerichtsbarkeit über diese Dörfer übertragen worden. Derselbe benutzte diese Gerichtsbarkeit natürlich zuerst gleich dazu, um große Erpressungen zu begehen, bis ich ihm das Handwerk legte und die Einwohner darüber aufklärte, wie viel er als Höchststrafe von ihnen nehmen dürfte, und daß sie außerdem sich bei mir stets beschweren könnten, wenn sie sich unrechtmäßig gestraft glaubten.

Links ein Eingeborener am Weberahmen, rechts beim Netzemachen.

Die Einwohner des Dorfes Kumba, mit denen ich meistens zu tun hatte und von wo sich auch die Stationsarbeiter teilweise mit Lebensmitteln versahen, standen eigentlich unter dem Häuptling Dibako; in der Tat jedoch herrschten daselbst einige Fetischleute, die einen sehr verderblichen Einfluß auf die Eingeborenen ausübten. Die Mit-

glieder dieser Geheimbünde, die sich durch ziemlich hohe Zahlung — mehr als für 100 Mark in Waren — einkaufen mußten, vorausgesetzt, daß sie schon an und für sich einflußreichere Menschen waren, konnten dann von den anderen Eingeborenen fordern, was sie wollten. Wenn solch ein Geheimbündler die Fetischkiste mit den Figuren oder irgend einem anderen Fetischgegenstand vor die Türe eines Eingeborenen stellte, so mußte derselbe das bezahlen, was jener wollte, seien es nun Sachen, Vieh, seine Frau oder irgend etwas anderes, was auch aus Furcht vor der großen Macht der Fetischleute stets geschah. Daß die Macht dieser Fetischleute eine sehr große gewesen ist, habe ich 1895 noch selbst miterlebt. Es wurde gerade ein großes Fest im Dorfe Kumba gefeiert, und ein junger Kamerunmann, der als Hilfe bei den Stationszimmerleuten war, wurde von einem der Priester zu irgend einer Abgabe an ihn aufgefordert, welche er verweigerte. Derselbe drohte nun dem Manne mit einer Geisterstrafe, und noch an demselben Abende kam derselbe zu mir auf die Station gelaufen, ganz verstört und geistesabwesend, und bat mich, ich möchte ihm gegen den Fetischmann helfen, da derselbe ihn umbringen wollte. Seine Erregung steigerte sich allmählich zur vollständigen Raserei, so daß ich ihn am nächsten Tage fesseln und nach Kamerun transportieren lassen mußte, da er stets nach Waffen suchte; und erst nach längerer Zeit genas derselbe im Krankenhaus zu Kamerun.

Öfters fanden auch im Walde an bestimmten Plätzen geheime Maskentanzfeste der

Kumbaleute.

Fetischpriester statt, auf denen dann auch beschlossen wurde, durch zahlreiche Strafen gegen die Einwohner diese gegen die Station und überhaupt gegen die Europäer aufzureizen. Es wurde auch den Eingeborenen verboten, auf der Station zu arbeiten, und die Fetischleute nahmen den Einwohnern, die auf der Station arbeiteten, ihren Lohn nachher weg, was so ausartete, daß ich drei der einflußreichsten Fetischpriester von Kumba gefangen nehmen und deportieren ließ.

Hierdurch und durch das Verbrennen und

Konfiszieren fast des gesamten Fetischgerätes wurde dann fast gänzlich die Macht dieser so verderblich wirkenden Fetischpriester gebrochen, und nun konnte auch die gesamte andere Bevölkerung erleichtert aufatmen.

Die Bewohner von Kumba sind im allgemeinen ein intelligenter und gutmütiger Menschenschlag, so daß man sie zu ganz brauchbaren Arbeitern heranziehen kann, wozu allerdings Lust und Ruhe gehört. Sie haben verhältnismäßig große Farmen im Urwalde und pflanzen ziemlich viel Bananen, Mais, Bohnen, Makabo, ferner etwas Yams, Kürbisse und Erdnüsse, und die Farmen werden ziemlich sauber gehalten. Die Männer roden zuerst den Urwald und reinigen durch Abbrennen des gefällten Holzes das frische Land, worauf die Frauen und Kinder meistens die übrige Arbeit des Hackens, Besäens, Reinigens und Aberntens übernehmen, wobei sie recht arbeitsam sind.

Ziemlich viel beschäftigen sich noch die Männer mit dem Bereiten des Gummi einer Landolphiaart und der Ernte der Ölpalmfrüchte, welche letzteren ein wichtiges Handelsprodukt sind. Die Früchte werden ziemlich primitiv zerquetscht und das so gewonnene Öl und ebenso die dann noch übrig bleibenden Palmkerne an die vielen am Mungo und in den einzelnen Dörfern zerstreut wohnenden weißen und schwarzen Händler verkauft. Tauschmittel dafür sind Zeug, Tabak, Salz, Messer, Schnaps, Hemden, Seife, Feldhacken, Buschmesser und anderes, was sie auch für etwaige erbeutete Elefantenzähne eintauschen, da es in meinem Distrikte noch viele Elefanten gibt, deren allerdings nicht gerade zartes Fleisch auch

Zwei Fetischtänzer von Kumba, in der Mitte eine Fetischfigur.

sehr beliebt ist; infolgedessen werden auch junge Elefanten geschossen, so daß in absehbarer Zeit die Elefanten ziemlich ausgerottet sein werden. Am Elefantensee direkt soll es früher noch so viele gegeben haben, daß die Barombileute ihre daselbst befindlichen Bananenfarmen eingehen lassen mußten, weil dieselben sehr oft von den Elefanten zerstört wurden.

Leider findet auch immer mehr schon der so verderbliche Schnaps daselbst Verbreitung, so daß die Bewohner mit der Zeit ebenso degenerieren werden, wie die schon entgehandhabt wird. Ihre Gefäße kaufen sie meistens von den Barombi und benutzen auch vielfach große Flaschenkürbisse als Wasser- und Ölgefäße, die sehr dauerhaft sind.

Während man in den einzelnen Dörfern noch vielfach die kleinen Kinder ganz nackend herumlaufen sieht, beginnen die erwachsenen Frauen und Männer schon vielfach außer dem schmalen Schamtuche auch größere Tücher um ihren Unter- und teilweise auch Oberkörper zu schlagen, während die Männer bereits oft gewebte Hemden und selbst genähte Hosen tragen, ebenso auch häufig Filz-

Wohnhäuser der Kumba.

arteten Küstenbewohner. Daß man im Innern auch noch ohne Schnaps auskommen kann, beweist der Umstand, daß ich auf meiner Station, die 1895 gegründet wurde, nie habe Schnaps an die Arbeiter verabfolgen lassen und auch bei Strafe den Händlern verbot, ihnen Schnaps zu verkaufen.

Die Eingeborenen beschäftigen sich auch viel mit Jagd und benutzen dazu große Fangnetze, die sie sehr gut und stark anfertigen; ebenso machen sie in einer Art Weberahmen sehr hübsche, bunte Decken aus Faserstoffen, während die Schmiedekunst nur sehr selten

oder Strohhüte auf dem Kopfe.

Feuersteingewehre sind sehr beliebt bei ihnen und werden viel gekauft, und die Eingeborenen haben auch schon eine ziemliche Treffsicherheit damit erlangt, wobei sie außer Schrot vielfach alte Nägel, eiserne Topfscherben und Steine als Kugeln benutzen. Die jüngeren Knaben dagegen benutzen an Stelle des Gewehres recht brauchbare Armbrüste mit hohlen, langen Holzläufen; dabei dienen ihnen schmale, harte Bambuspfeile als Geschosse, mit denen sie noch auf ziemliche Entfernungen kleine Vögel, Eidechsen usw. sicher erlegen.

Von Krankheiten kommen auch öfter leichte Fieber vor, die besonders in der kälteren Jahreszeit auftreten. Sehr häufig sind böse Geschwüre, die durch Vernachlässigung von Wunden oft großen Umfang annehmen, zumal die Eingeborenen die Wunden selten ordentlich reinigen. Sie haben zwar auch ihre eigenen Arzneien dagegen, bestehend in Blättern und dem Safte derselben, doch heilen diese Wunden meistens leicht bei täglichen Sublimat- oder Karbolumschlägen. Auch gegen Zahnschmerzen und andere Krankheiten haben sie ihre Säfte, und, stirbt jemand an einer Krankheit, so wird sein Inneres geöffnet und von dem betreffenden Medizinmann oder kundigen Fetischpriester irgend eine Verzauberung festgestellt, zu deren Klarlegung noch oft Gifttränke an die angeblichen Missetäter zum Beweise ihrer Unschuld verabreicht werden.

In bezug auf ihre Fleischnahrung sind die Bafó im Falle der Not nicht sehr wählerisch. Außer Schafen, Ziegen, Schweinen, Enten, Hühnern, Wild aller Art, Fischen werden auch selbst Schlangen, Eidechsen, Schnecken, Ratten und Mäuse, Vögel jeder Art gegessen, wozu dann noch die Feld- und Baumfrüchte hinzukommen, und als Getränk dient ihnen neben Wasser der Palmwein, den sie sehr lieben, während sie den importierten Tabak als Rauch-, Kau- und Schnupftabak benutzen.

Die Dörfer der Bafó sind stets sehr sauber in langen Reihen angelegt, größtenteils zu beiden Seiten der Landstraße, und der lange Marktplatz wird hübsch von Unkraut gereinigt. Mitten auf dem Platze befindet sich dann das sogenannte Palaverhaus, und früher auch noch das Fetischhaus. Die Hausform ist die viereckige; als Hausmaterial dient sehr festes, termitensicheres Holz und zum Dache und den Wänden werden Matten aus Palmblättern genommen, die Türen und auch schon Lukenfenster machen sie ganz sauber. Hinter dem eigentlichen Wohnhause liegen dann vielfach die Hintergebäude in Gestalt eines Hofraumes, auch befinden sich daselbst die Wohnräume für die Frauen und Sklaven, Vorratsräume, Viehställe usw.

Hausgeräte der Kumba.

An Hausgeräten besitzen die Eingeborenen Bettstellen auf Füßen, die in die Erde eingerammt werden, und die auch zugleich als Sitzbänke dienen, ferner schnitzen sie ganz niedliche Schemel und selbst Holzkasten nebst

Schöpflöffeln, Eßlöffeln u. dergl. Vielfach werden auch schon europäische eiserne und Steingutkochgefäße, Teller, Gläser und anderes eingeführt. Sie flechten auch recht starke Körbe in verschiedener Größe und Form und benutzen oft die Flaschenkürbisse zu Gefäßen.

Am Abend wird eine Art eiserne Hängelampe angesteckt; als Beleuchtungsmaterial dient für die Lampe das Palmöl, das über einen Zeugdocht gegossen wird und ganz gut brennt. Im Wohnhause wird der Schlafraum vielfach durch Mattengeflechte von den übrigen Wohnräumen abgetrennt und zur Nacht die Haustür durch einen Holzriegel geschlossen, während über die Sicherheit der Menschen zahlreiche Hunde wachen, die fast jeder Eingeborene hält und die oft auch gemästet und aufgegessen werden. Die Feuerstelle befindet sich ebenfalls stets im Hause, und abends, wenn es etwas kühler wird, brennt immer ein recht anheimelndes Feuer, um das die ganze Familie herumsitzt und auf die Abendmahlzeit wartet, welche die Hausfrau zubereitet, während die Männer ihre Tagesneuigkeiten bei einer Pfeife Tabak zum besten geben.

Das Hauptvergnügen der Eingeborenen ist der Tanz, zu dem möglichst viel Musik gemacht wird. Ihre Hauptmusikinstrumente sind recht praktische und wohlklingende Trommeln, Pfeifen und eine Art Guitarre, und diese Tänze dauern häufig tief bis in die Nacht hinein, besonders, wenn es Palmwein oder Schnaps dazu gibt.

Die Waffen der Bafó bestehen besonders in den schon früher erwähnten Feuersteingewehren, ferner in Speeren, Buschmessern und Messern, seltener in Bogen und Pfeilen, die jedoch dann nicht vergiftet werden; zur Bestellung ihrer Farmen und zum Baumfällen haben sie kleinere Hacken und Äxte.

Hausklaverei ist noch in diesen Gebieten ganz allgemein, doch wird sie so milde gehandhabt, daß sich häufig die Sklaven besser stehen als ihre Herren.

Die Sklaven werden in sogenannten Sklavendörfern etwas abseits vom Hauptdorfe angesiedelt, nachdem sie Frauen erhalten haben, und schalten in denselben fast ganz frei, werden auch stets gut behandelt und selten weiter verkauft.

Weiter ins Innere liegen die größeren Volksstämme der Banyang und Bali, die jetzt schon vielfach ihre Landesprodukte, vorzüglich Gummi und Elfenbein, nach der Küste bringen. Besonders die Bali vermieten sich vielfach als Plantagenarbeiter; sie sind auch im allgemeinen recht kräftige und gute Arbeiter, nur müssen sie stets gut und gerecht behandelt werden.

Neben den Banyang sollen auch die Bangwa, bei denen der unlängst ermordete Herr Conrau als erster Europäer sich längere Zeit aufgehalten hatte, ein recht kräftiger Volksstamm sein; wir werden auch diese mit der Zeit als tüchtige Arbeiter heruntertekommen.

Zum Schluß möchte ich noch auf ein Gebiet hinweisen, welches einmal sehr wichtig für unsere Kolonie werden könnte. Es ist dieses das Bakosigebirge mit seinen dahinter liegenden hohen Grasplateaus.

Im Jahre 1898 hatte ich nach dorthin eine kurze amtliche Informationsreise gemacht und fand das Land recht bevölkert. Die Eingeborenen treiben daselbst viel Viehzucht; besonders besitzen sie schönes Rindvieh, und auch der vulkanische Boden dort ist recht fruchtbar, also sehr geeignet für Plantagenbau.

Die Bakosileute sind ein recht kräftiger, freiheitsliebender Menschenschlag, der sehr intelligent ist. Sie würden sich gut zivilisieren lassen, wenn man mit Vorsicht an sie herantritt und besonders sich hütet, sie willkürlich und grausam zu behandeln; denn es ist etwas anderes, mit schon entarteten Küstenbewohnern zu verhandeln als mit noch freien, kräftigen Gebirgsvölkern. Die Hinterländer der Bakosi würden sich auch sicher mit der Zeit dazu eignen, tüchtige Europäer als Kolonisten aufzunehmen, wenn erst Wege nach dorthin gemacht sind und man erst gelernt haben wird, mit den besseren Hinterlandvölkern umzugehen.

Warum tritt Hutter[9a]) für den Fleiß der in der Waldregion ansässigen Stämme ein und schildert die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten, unter denen sich ihr Leben abspielt. Auch ich möchte nach meiner eigenen Erfahrung mit Eingeborenen vollkommen seinem Urteil beitreten: faul ist der Neger nur da, wo ihm die Natur mühelos das zu seinem Unterhalte Nötige liefert. Ist sie karg, so arbeitet auch er. Aber ist das nicht auch bei uns in ganz ähnlicher Weise der Fall?

Die Ansiedelungen im westafrikanischen Urwald, wozu natürlich auch die Pflanzungen, die Farmen gerechnet werden müssen, sind so recht deutlich der Gegenbeweis gegen die gedankenlose Mär von der Faulheit der Neger; sie widerlegen aufs gründlichste die Redensart, daß in den Tropen den Leuten einfach alles in den Mund wächst. Die Ansiedler mußten und müssen schwer arbeiten. Ich erinnere an meine Schilderung im vorigen Abschnitt von dem Bau und der Anlage einer Waldstation: das hat Mühe und Arbeit, angestrengte Arbeit gekostet, und bietet im Vergleich zu einer ganzen Ortschaft, wenn sie auch bloß aus einigen 20, 30 Hütten besteht, nur ein Bild im Kleinen. Dabei darf man nicht vergessen, daß wir mit ganz anderen Werkzeugen arbeiteten als solche dem Eingeborenen zur Verfügung stehen, der auf seine primitiven kleinen Äxte, ähnlich denen im Grasland, und schlecht geschmiedeten Messer angewiesen ist. Aber trotz der mit Rodung und Bau verbundenen mühevollen Anlage von Dörfern findet im Waldland geradezu häufige Verlegung derselben statt. Die Veranlassung hierzu sind wohl vielfach kriegerische Verwicklungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat sich nicht so ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen, ein großes Sterben hat stattgefunden: alles das sind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, sich anderswo anzusiedeln. Auch abergläubische Vorstellungen, meist infolge unaufgeklärt gebliebener epidemischer Krankheiten, sind eben nicht seltene Beweggründe. So erscheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr z. B. wieder, dieselbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf sich reihte, verödet und verwüstet. Ein paar Kilometer seitlich haust aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter. Zur Anlage der Dörfer und Farmen werden im ganzen Waldland bis Sabi mit Vorliebe die Kessel, Täler oder Mulden gewählt. Ich fand nur einige wenige, so Kombone, Tinto und Fomum auf bzw. an Hängen angelegt. Größerer Schutz gegen die Tornadostürme, größere Fruchtbarkeit und günstigere Bewässerungsverhältnisse dürften die Hauptgründe dafür sein. Dann wird es kein Dorf geben, das nicht für Kriegszeiten sich wohlgeborgene Verstecke im Busch mehr, weniger nahe dem Orte, geschaffen hat, wohin nötigenfalls die wertvollste Habe, Weiber, Vieh und sonstige Schätze gebracht werden.

Hat man den Urwaldgürtel durchquert, so folgt landein eine weite mit Gras bedeckte Hochebene, das sogenannte Grasland. Hutter[9a]) hat mit Dr. Zintgraff bei den Balis, einem der mächtigsten Stämme des Graslandes, die Station Baliburg angelegt und lange Zeit dort oben, abgeschieden von der zivilisierten Welt gelebt. Er weist darauf hin, daß im Graslande, wie in allen besser beregneten Grassteppen in den Mulden und Tälern sich Streifen dichten Busches, Buschwaldes und Schilfes hinziehen, die sich aber zum Teil aus anderen Holzgewächsen zusammensetzen, als die Waldzone. So fehlt z. B. die Ölpalme und wird ersetzt durch die Wein- (Raphia-) Palme. Aus ihr ziehen die Eingeborenen des Graslandes womöglich noch mehr Nutzen als die des Waldlandes aus der Ölpalme.

An gleichen Orten, wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten (10 und 15 km langen) Hainen die Raphia, diese dem Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz anstelle der Buschwaldbäume, an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Die Weinpalme ist den Bewohnern der eigentlichen Graslandgebiete, was die Ölpalme dem Waldländer ist; sie ist ihm eigentlich noch mehr vom Standpunkte der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse aus. Einmal bildet sie und das Gras das ausschließlichste Baumaterial für die Behausungen; auch das Bindematerial hierzu liefert sie in Gestalt der weichen, schmiegsamen Rindenstreifen der Blattrippen. Dieselben werden auch verwendet zur Herstellung der sorgfältig und dauerhaft geflochtenen Traggefäße der verschiedensten Art, von der zierlichen Basttasche bis zum großen Korb. Aus den Fiederblättern binden sich die Leute ihre Besen; mit dem faserreichen Mark (als Korke verwendet) verschließen sie die Kalebassen und Palmweinkrüge. Der Palmwein, das unentbehrliche Getränk für den trinkfesten Graslandbewohner, wird ausschließlich aus der Weinpalme gewonnen. (Der Stammstrunk wird angebohrt und der herausträufelnde Saft in einer Kalebasse aufgefangen. Gewöhnlich geschieht das Anzapfen morgens, und nachmittags wird das gefüllte Gefäß abgeholt. Die Wunde wird mit Harz verschlossen, und der Baum bedarf einer mehrwöchentlichen Schonung.) An den Blattrippen als Tragestangen werden die Kalebassen, gefüllt mit der aus demselben Baum abgezapften Flüssigkeit, zu zehn und zwölf aufgereiht, aus den oft entfernten Hainen vergnüglich ins Dorf geschleppt; an ihnen hängen die Körbe mit den Farmfrüchten gefüllt und dergleichen mehr.

Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Ich habe geradezu riesenhafte Gebilde zu Gesicht bekommen. Der Wurzelstock oder Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Raphia ja bekanntlich nicht —, von einem Umfang von 3 m, 30 bis 40 Wedel, jeder 15 bis 20 m lang und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit.

Wie schwer es ist, sich in solch weltfernen Gegenden, wie Baliburg damals war, ein Heim zu schaffen und wie feindlich sich die ganze Tropennatur dem Europäer gegenüberstellt, das schildert Hutter [9a]). Zugleich aber zeigt er, daß der rechte Kulturpionier sich von solchem Mißgeschick nicht entmutigen läßt, sondern voll frischen Mutes das von den Naturgewalten Zerstörte sogleich wieder aufbaut und sich die Laune nicht trüben läßt, sondern sogar voll Humor den Ereignissen gegenübersteht.

Nächst der Feuergefährlichkeit macht sich, namentlich bei längerem, mehrjährigem Aufenthalt recht unangenehm fühlbar die zerstörende Tätigkeit der Termiten und Bohrkäfer der verschiedensten Art, und insbesondere die geringe Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse, so daß unaufhörlich Ausbesserungen und Neubauten statthaben müssen.

Wir hatten auf Baliburg recht deutlich zu erfahren, daß gerade in den Tropen die Elemente „das Gebild der Menschenhand" hassen. Abgesehen davon, daß zweimal der Blitz in die Station einschlug, haben Tornadostürme uns zwei Häuser über den Haufen geworfen, ein andermal mir ein solcher mein eben fertig gebautes Haus schlimm zerfaust und schließlich das Feuer uns einen gleichfalls gerade fertig gewordenen Bau zerstört.

Ich habe mein Mißgeschick in einem gewissen Galgenhumor im Tagebuch vermeldet.

„Baliburg, 22. 9. 91 abends ... ‚Kaum gedacht, kaum gedacht' usw. — halte heute noch im Vollgefühl eines neugebackenen Hausbesitzers auf der Veranda meine Mittagsruhe, als aus Osten ein Tornado angezogen kam. Eben von der Ablesung der Instrumente wieder im Haus, braust der erste Stoß gleich so gewaltig an, daß mein erst eine Woche altes Haus in seinen Grundfesten knackt und die Wände aus ihrer rechteckigen Form in eine Raute verschoben sind. Zugleich fliegen die Grasbüschel des Daches wie flatternde Mähnen

und der, leider nicht blaue, sondern blauschwarze Himmel schaut herein. Und schon schüttet er seine Wassermassen herunter, herein in meine Gemächer. Der Tisch und alles ist im Nu überschwemmt. Zeichnung mit mühsam konstruierten Wetterkurven lag gerade auf, natürlich beim Teufel; statt der Striche hereingerechnete Grashalme. Einstweilen, bis ich das kaum Gebaute wieder neu zu bauen und einzudecken Lust habe, hab' ich über meinem ‚Schreibtisch' meinen wasserdichten Poncho mit Buschrob an den vier Zipfeln an der Decke aufgemacht; das Ding hat aber in der Mitte einen Schlitz zum Kopfdurchstecken und hab' ich nun ein Stück Wachsleinwand, von einer Zeuglast stammend, darauf genäht: sitze also unter einem Thronhimmel. Nun ist Tisch und Bett, über dem eine alte Hängematte hängt, wasserdicht. Wenn diese zwei vollgeregnet sind, läuft das Wasser wenigstens seitlich ab. Im übrigen kann's vor der Hand 'rein und 'runter regnen nach Herzenslust . . ."

Die Feuersbrunst entbehrte nicht eines gewissen dramatischen Hintergrundes; sei mir diese Abschweifung noch gestattet.

„Baliburg, 24. 1. 92. Einige Tage bereits lag schon so etwas wie Pulvergeruch in der Luft; Plänkeleien zwischen den Bali und Bandeng. Bald schlichen sich kleine Trupps der ersten ins feindliche Gebiet und brachten ein paar abgeschnittene Köpfe, bald knatterte es in den nördlichen Farmen der Bali als Gegenbesuch. Auf Alarmierung gefaßt, waren wir seit mehreren Tagen schon nicht mehr aus den Kleidern gekommen. Heute nacht hatte ich die Wache und gedachte von 6^{00} a. m. ab 'mal gründlich auszuschlafen, zudem ein kleines Fieberchen sich durch Knacken und Ziehen der Gelenke anmeldete . . . Da werde ich, es war zwei Stunden später, durch einen kolossalen Spektakel draußen, Geschrei und Prasseln wie von Feuer aufgeweckt, mein Junge kommt hereingestürzt ‚foun, foun, mu mememe' (Herr, Herr, Feuer überall). Wie ich zur Türe eile, flammt am andern Ende der Station ein Haus hoch im Feuer, die brennenden Grasbüschel fliegen, dazu strömen Massen dunkler Gestalten von allen Seiten an, so daß ich, noch schlaftrunken, faktisch einen Moment glaubte, die Bandeng hätten ihre militärische Spaziergänge doch bis zu uns ausgedehnt. Doch diesmal war's noch nicht so weit. Ein dummer Dahome sollte in dem neuen Haus, in dem zum schnelleren Trocknen Feuer brannte, Wache halten, war aber eingeschlafen und die Bescherung war fertig. Es war namentlich höchste Gefahr für das dicht daneben liegende große Stationshaus, in dem alle Munition, Tauschwaren usw. lagerten. Im Nu die dem Feuer abgekehrte Seite durchgestoßen, Veranda niedergerissen und die Sachen ins Freie geworfen. Da mußte man unsere Bali sehen, waren in ihrem Element. Wie die Katzen hinauf aufs Dach des gefährdeten Hauses mit ganzen Bananenbäumen und oben im Feuerregen Posto gefaßt; andere, durch Leute vom Dorf verstärkt, mit rasch abgehauenen Bananenbäumen 'ran. Massenhaft flogen die nassen, safttriefenden Bäume in die Flammen wie weithin schattende Speere; tatsächlich hier zu Land das beste Mittel, Feuer zu löschen. Und ununterbrochen zogen neue Scharen herauf mit neuen Bäumen gleich Birnams Wald, der gegen Dunsinan heranrückt. Jetzt schaut's auf der Station greulich aus . . ." —

Die Abgelegenheit solcher Binnenstationen bringt aber nicht allein allerlei Schwierigkeiten im Aufbau und in der Erhaltung, nein, sie bedingt auch ganz unmittelbare Entbehrungen an des Leibes Notdurft, die wir in der Heimat und unter zivilisierten Verhältnissen gedankenlos als selbstverständlich hinnehmen. Wer solche Dinge nicht entbehren kann, der bleibe dem Innern unserer Tropenkolonie vorerst noch fern. Daß sich's ertragen läßt, wenn selbst Zucker und Milch ausgehen, das beweist Hutter [9a]). Bemerkenswert ist der frohgemute Sinn, mit dem er sich über all die kleinen Widerwärtigkeiten, die doch so viel bedeuten, hinwegsetzt.

Man wird mir nun schon aufs Wort glauben, daß ich allmählich auf europäische Genüsse, d. h. auf europäische Konserven usw. gerne und ganz verzichten lernte. Außer Salz, Tee, Kakao, etwa noch Milch und Zucker, gab's auf Baliburg nichts derartiges mehr. Ja, ich gewöhnte mich sogar derart an diese einheimische Küche, daß ich in meinen Tagebuchaufzeichnungen regelmäßig beim Vermerk des Eintreffens einer Karawane am nächsten Tag Einträge von leichtem Fieber, Magenverstimmung, Übelkeiten und dergl. finde. Dann hatte sich sicher beim Nachschub ein oder das andere europäische Genußmittel befunden, wovon zu kosten man sich verleiten ließ, schon weil der Verderb derselben einen ordentlich reute; und jedesmal quittierte der afrikanische Magen mit einem mehr oder minder leichten Unwohlsein. Schließlich habe ich tatsächlich alles, was an europäischen Genüssen sich herauffand (viel war's ja so nie und oft trat der Fall auch nicht ein), außer den genannten fünf Dingen unberührt gelassen und nach Auffrischung des eisernen Bestandes wieder an die Waldlandstationen zurückgegeben.

Und als einmal auch Kakao, Zucker und Milch ausgingen und ein paar Monate lang nur mehr der Sage nach auf Baliburg bekannt waren, „begann", so schreibe ich in meinem Tagebuch, „eine neue Ära: die des Honigpappes. Jeden Morgen wird in der Stationsküche eine große Pfanne voll Maismehlbrei angerührt und einige Löffel Honig hineingetan. Davon ein paar dampfende Teller voll schmeckt prächtig. Auch in die Teetasse ein Löffelchen Honig tut die gleichen Dienste wie Zucker; so daß wir also außer Tee und Salz gar nichts Europäisches mehr verwenden."

Diese beiden Dinge mangelten glücklicherweise nie, und so vermißte ich eigentlich nur Brot und gute Eier. Letztere kennt der Neger als Lebensmittel nicht, und man erhält selten frische. Wenn ich schließlich auch in dieser Hinsicht meine Anforderungen herunterschraubte, so war es doch ein freudiges Ereignis, als ich endlich meinen Geflügelpark auf eine solche Zahl gebracht hatte, daß ich nicht nur für den täglichen Bedarf Eier bekam, sondern mir auch einen Vorrat anlegen konnte.

Ein paarmal war der Hühnerstall in großer Gefahr.

Eines schönen Tages entstand auf der Station am hellen Mittag ein entsetzliches Angstgegacker und einer meiner Leute kam hereingestürzt: „massa, come quick for outside, one lapard catch all the fowls." Als ich mit rasch ergriffenem Gewehr aus dem Hause eilte, sah ich gerade noch den frechen, gelbpelzigen Räuber im hohen Gras verschwinden. Zum Schuß war's zu spät. Auf dem freien Platz vor der Station lagen zwei zerfleischte Hühner, eines fehlte, und die andern kreischend in alle Windrichtungen zerstoben. Noch ein zweites Mal hat eine solche Katze einen Plünderungsversuch gemacht, nachts.

Schlimmeren Ausgang, auch für mich, nahm die Gefährdung des Hühnerhofes durch weit kleineres, aber auch weit gefürchteteres Viehzeug: durch Ameisen. „Baliburg, 19. IX. 92 . . . Heute Nacht durch ganz eigenen Lärm im Hühnerstall (besitze seit drei Tagen 28 Hühner) geweckt. Erhebe mich mühsam und hinke hinaus (bin ja seit Wochen gepeinigt von unaufhörlichem Hautausschlag am ganzen Körper); sehe aber anfänglich nichts Verdächtiges. Plötzlich fühle ich am ganzen Körper ein Beißen: die Ameisen! Sie waren in den Hühnerstall geraten, und nun auch über mich. Den rechten Arm bewegungslos eingebunden, überall sonst verpappt und verbunden infolge dieser Pustelflechte oder was es ist; und nun auch noch von hunderten von Ameisen überdeckt und zerbissen. Natürlich alles herunterreißen, auch die klebenden Verbände, und die Ameisen abstreifen. Scheußlich zerbissen, mußte ich mich dann von neuem verbinden. Das tut wohl auf die offenen, wunden Flächen der Haut! Eine mehrstündige, angenehme nächtliche Beschäftigung. — Die Hühner ließ ich frei; die armen Tiere fuhren

wie verrückt heraus. Aber elf Stück lagen bereits tot, erstickt und zerbissen am Boden; nur mehr schwarze, unförmliche Klumpen, so dicht waren sie von Ameisen bedeckt."

Köstlich naiv war die Logik der Bali beim Verkauf der Eier, nachdem sie sehr schnell die Liebhaberei des Weißen für diese Lebensmittelart erfaßt hatten. Es währte nicht lange, so verlangten sie für ein Ei so viel wie für ein Huhn, und begründeten das damit, daß aus dem Ei ja doch auch einmal ein Huhn würde.

Brot war, wie gesagt, der zweite Gegenstand, dem ich hier und da in sehnsüchtigen Gedanken nachhing. Das selbstgebackene Maisbrot besaß ja nur eine sehr, sehr entfernte Ähnlichkeit. Da war denn großer Jubel, als sich endlich einmal eine Büchse Backpulver nach Baliburg verirrte, und steigerte sich aufs höchste, als sogar etwas Weizenmehl in der Proviantlast sich fand. Nun ging's ans Backen. Fünf Brotlaibe gab's; und einen Tag aß ich gar nichts anderes als nur Brot; den würzigen Geruch sog ich dabei mit wahrer Andacht ein, jedes zu Boden gefallene Krümchen ward sorgsam wieder aufgehoben und verspeist. Auch das Maisbrot, mit Backpulver statt saurem Palmwein angemacht, bekam nun ein ganz anderes Aussehen.

Wie sich das Europäerleben auf solcher Station abspielt und wie hohen Flug dort die Gedanken nehmen, in dem Bewußtsein, mit eigenen Kräften etwas geschaffen zu haben, was dazu beiträgt, des geliebten Vaterlandes Macht und Ansehen zu stärken, das mag der folgende Ausschnitt aus Hutter [9a]) zeigen. Zeigen mag er auch, daß selbst der harmlose Übermut solch weltentlegener Stätte nicht fernbleibt, daß er aber nicht imstande ist, den Geist von den selbst übernommenen Pflichten abzulenken.

Für uns beide, nämlich Zintgraff und mich, folgten nach des Tages Mühen die angenehmsten Stunden. Wie lebhaft steigt mir doch die Erinnerung an sie auf!

Während ich dies niederschreibe, schwindet mir Raum und Zeit und ich meine, es könne erst gestern gewesen sein, daß wir nach unserer Abendmahlzeit, auf der Veranda von Zintgraffs Hause eingenommen, uns unsere Balipfeifen stopften und auf dem freien Platz vor der Station lustwandelten. Am Fuße des Flaggmastes stellten unsere Diener die Blechtassen mit Tee nieder. Von was allem sprachen da die beiden Weißen, die weit, weit ab von der Küste, von allem, was europäische Kultur und Zivilisation heißt, frei und glücklich sich fühlten; hunderte von Kilometern tief drinnen im dunkeln Erdteil auf dem fernen einsamen Posten! In deutschen Lauten eilt das Gespräch von der Gegenwart in die Zukunft, zurück in die Vergangenheit; der Heimat mit ihren Lieben weit über dem Meere gelten die Worte bald, bald dem erschlossenen, erkämpften Land und seinen Bewohnern, weitreichende Pläne entwerfend. Hinauf auf den Hügel lenken sich unsere Schritte: im Vollmondschein der Tropennacht liegt hell vor uns das weite Grasland mit seinen Menschenmassen; und im berechtigten Selbstgefühl und Selbstvertrauen werden stolze Gedanken gedacht, stolze Worte gesprochen.

Oder aber wir blieben, namentlich während der Regenzeitswochen, im Hause, den Tisch ans Feuer gerückt, das lustig in der Mitte des Raumes am Boden brannte, ich in meine Decken, mein trefflicher Doktor in seinen von mir dann stets mit neidischen Augen betrachteten Überzieher gehüllt. Das selbstgefertigte Schachbrett ward hervorgeholt und bei ihm und heißem Palmwein verflossen die Stunden.

Selbstgefertigtes Schachspiel? Jawohl. „Das Brett war bald fertig aus den Deckeln von Patronenkistchen, die Figuren sind Schrauben verschiedener Größe mit viereckigen Köpfen, auf denen sie standen; die Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt, die weiße Partie dadurch kenntlich, daß jede Schraube einen Schopf aus alter Verbandwatte bekam."

Nicht selten war Hausball bei Zintgraff oder bei mir! Auch das schildert am besten die Aufzeichnung aus der vergangenen Zeit:

„ . . . . Gelungen sind die Abendunterhaltungen, die wir jetzt schon ein paarmal arrangiert haben. Wenn wir am flackernden Feuer in unserm Hause sitzen und der mächtige Palmweintopf brodelt, so schleichen sich die Damen (wir besitzen bereits acht von Garega uns geschenkte Sklavinen) der Station, Uandi an der Spitze, herein; auf ein Zeichen von ihr kauern sich alle nieder, klatschen dreimal in die Hände" (die Begrüßungsart bei den Bali dem Häuptling und den Vornehmen gegenüber) „und werfen so sehnsüchtige Blicke auf den Palmweinhafen, daß wir nicht widerstehen können. Bloß eines Kopfnickens bedarf's und jede bringt im Handumdrehen eine Kalebassenschale zum Vorschein und acht schwarze Pfoten strecken sich damit entgegen. Bald taut die ganze Gesellschaft auf; es wird geplaudert, gelacht, gescherzt; wir kauderwelschen mit; übrigens lernt sich dabei gar manches von der Sprache. Schnell improvisieren die lustigen Dinger verschiedene Tänze, ganz graziös zum Teil, zum Teil — nun sagen wir — sehr stürmischer und andeutungsreicher Art. Auch die sechs Katzen stellen sich ein, an ihrer Spitze Kater Zwinkerbein mit wahrer Hiddigeigeiwürde." (Muß schon wieder einschalten: wir haben diese Tiere mit großer Mühe mit heraufgebracht und hier eingebürgert; im Grasland gibt es keine einheimischen Hauskatzen. Sie haben sich sehr gut eingewöhnt und stark vermehrt. Dem Kater gaben wir, warum, weiß ich nicht mehr, den Namen Zwinkerbein). „Die zwei zahmen Meerkatzen von Mi-Nimbi sind auch mit bei der Partie und bald tollen Weiber und Katzen und Affen durch- und übereinander. Den Gipfelpunkt der Lust bildet es aber, wenn Zintgraff die altehrwürdige Expeditionsdrehorgel, pardon Symphonium, die noch von seinem früheren Zug hier herauf Garega aufbewahrt hatte, hervorholt und aufzieht. Am meisten imponiert der Radetzkymarsch. Und gestern, anläßlich einer solchen Abendunterhaltung, trat etwas ein, das den seligen Ben Akiba sicher Lügen straft: wir lehrten die Weiber oberbayrische Schnadahüpfeln und nach ‚der schönen blauen Donau' Walzer tanzen! . . . ."

Um 9^{00}, wenn mein meteorologisches Gewissen sich regte, ging's auseinander. Dann saß jeder von uns noch gar manche Stunde allein in seinem Hause und nach dem Scherz kam wieder der Ernst: wissenschaftliche Aufzeichnungen der verschiedensten Art, nicht zum letzten manche Sprachbereicherung, bei einem solchergestalt verlaufenen lustigen Abend gewonnen; Eintrag des Tagebuches, Berichte- und Briefeschreiben.

Der Beleuchtung bei all diesen vielseitigen Abendbeschäftigungen muß ich auch Erwähnung tun: ein leeres Blechgefäß, das einst kondensierte Milch enthalten, darauf ein viereckiges Stück Blech einer Blechdose für corned beef als Deckel. In diesem war in der Mitte eine runde Öffnung gemacht, darin eine abgeschossene Patronenhülse mit ausgestoßenem Boden als Dochthalter. Der Docht bestand aus zerfaserten und zusammengedrehten Zeugstreifen oder noch besser aus alter, verdorbener Verbandwatte. Palmöl vertrat die Stelle des Petroleums, und eine alte Pincette war Lichtputzschere. Das waren unsere Lampen.

Kerzen gehörten nicht selten ein paar Monate lang der Sage an; kamen wieder einmal einige Blechbüchsen mit solchen, so wurden sie sofort zum eisernen Bestand übergeführt für Marsch- und Alarmzwecke, und für die meteorologische Laterne. — —

Wie auf dem Marsch die schönen Tage zu zählen sind, so auch im Stationsleben die ungetrübten Zeiten. Ich habe mit den vorgeschilderten Abenden nur einiger Lichtseiten des Aufenthaltes auf Baliburg gedacht. Zur rechten Zeit lag der eine oder andere von uns am Fieber oder von quälenden Hautkrankheiten gepeinigt in seiner Hütte, oder schwere Palaver ließen den ganzen Ernst dort oben an Stelle gemütlicher Unterhaltungen treten treten. Am 5. Mai 1892 stieg Zintgraff ins Waldland hinunter; und fortan hatten für mich, so-

ange ich noch auf Baliburg saß (bis zu meinem Abmarsch im Januar 1893), die abendlichen Zusammenkünfte und Plauderstunden ein End.

Eine geradezu klassische Schilderung Hutters[9a]), wie sehr das Kraftgefühl das Bewußtsein selbst zu schaffen und die Schönheit der umgebenden Natur Sinnen und Denken des kernigen Mannes in Afrika gefangen nimmt, so daß es ihn wieder und wieder hinaustreibt, sei's auch, daß er sein Leben dahingeben muß, möge die Reihe der Bilder aus dem Graslande schließen.

„Baliburg, 2. XI. 91. . . . Droben im Norden ist heute der trübe, naßkalte, traurige Allerseelentag mit Schnee und Regen, grau in grau. Hier lacht die Sonne und das ganze Land; die lange, lange Regenzeit ist ja zu Ende. Jeden Morgen von der Veranda meines Hauses aus aufs neue entzückt von dem wunderschönen landschaftlichen Bild. Mit der Sonne um 6 Uhr auf, nach erfrischendem Bad Kakao auf der Veranda getrunken. Hinter meinem Hause steigt eben die Sonne empor, frischer Tau und Morgenduft liegt über der ganzen Landschaft, die Bananen rauschen leise im Winde, Schwärme von zierlichen kleinen Vögeln zwitschern im hohen Gras, die Viduas singen ihr lustiges „Bubi, Bubi", hoch kreisen mächtige Falken in den blauen Höhen und im Dorfe drüben kräuselt sich der Rauch. Die Hügel ringsum im weiten Grasland tauchen tauduftig auf; aus dem Dorfe ziehen die dunkeln Gestalten herüber und in die Farmen, oder in die nächsten Dörfer auf den Markt, mit elastischen Schritten, auf den langen Speer sich stützend, auf dem Rücken einen mächtigen Sack voll Bohnen, Mais und Koko: ein Bild tiefsten Friedens. Nur der Glockenklang fehlt zu einer deutschen Sonntagsmorgenstimmung. . . . Herrlich ist auch mein Badeplatz am kleinen Bach. Das helle klare Wasser in dem kleinen Becken unter dem noch kleineren, aber reizenden Wasserfall, der Grund helle Kiesel; darüber ragen hoch auf einige Palmen, riesige Kakteen und Baumfarne; niedriges Gebüsch in üppiger Fülle säumt ihn ein. Drüber hin flattern und gaukeln prachtvolle Schmetterlinge; oben hausen Trupiale und Wildtauben, und ein paar grüne Papageitauben spektakeln auch mit; und da in der kühlen Flut wohlig herumzuplätschern . . . — — Wahrhaftig; ich fühle mich hier so heimisch, so hergehörig: ich gründe ein Balireich im Grasland und sage dem alten Europa für immer Lebewohl; hätte ich meine Lieben in der Heimat nicht, ich ginge mein Lebtage nicht mehr an die Küste, geschweige nach Deutschland. Fühle mich hier so frei, so der Natur ganz zurückgegeben, daß ich auf die europäische Vergangenheit zurückblicke, wie auf einen schweren Traum. Ich glaube immer, auch mich haben bereits die Reize der schwarzen Schönen, geheißen „Afrika", in ihre Fesseln geschlagen, jener Schönen, die mit magischer Gewalt alle, die sie geschaut, in ihre Arme gezogen. Und wer in ihnen geruht, der kehrt wieder; und sei es, daß die Lurlei unterm Kreuz des Südens ihm sein Todeslied singt . . ."

Ehe die Beschreibung weiterer Landschaften folgt, möchte ich, da nunmehr viele militärische Expeditionen die Grundlage bilden werden, eine Darstellung vorausgehen lassen, die Oberleutnant A. Lessner[12]), zurzeit Lehrer an der Militärturnanstalt, gibt, vorausschicken. Kamerun ist ja die erste Kolonie, in der wir bei unseren Betrachtungen einer Schutztruppe begegnen. Die Verhältnisse in dieser weichen aber so sehr von unseren heimischen militärischen ab, daß vieles in den folgenden Kapiteln ohne eine solche vorgängige Erklärung unverständlich bliebe.

Die Schutztruppe für Kamerun besteht seit dem Jahre 1900 aus 7 Kompagnien, von denen zurzeit 2 an der Küste — in Duala und Soppo — die übrigen auf den wichtigsten Plätzen des Hinterlandes bis hinauf nach dem Tsadsee stationiert sind. Ihr Kommandeur ist augenblicklich Oberst Mueller, welcher früher bereits längere Zeit in Südwestafrika tätig war. Kleinere Teile der in

Adamaua und Deutsch-Bornu garnisonierten Kompagnien hat man neuerdings auf einheimischen Pferden beritten gemacht.

Offiziere und Unteroffiziere sind Europäer (sie müssen sich jedesmal für 2 Jahre verpflichten), die Mannschaften Farbige. Letztere werden heutigentags, wo die Kolonie im allgemeinen als unterworfen betrachtet werden kann, zum großen Teil bereits den kriegerischen Stämmen des Hinterlandes (vor allem Jaundelandes) entnommen, während man bis vor kurzem genötigt war, Leute aus den englischen und französischen Nachbarkolonien oder Weyleute aus Liberia anzuwerben. Der Monatssold beträgt 30 M. für den Gemeinen neben freier Verpflegung und Ausrüstung, die Verpflichtungsdauer jedesmal 3 Jahre. Wir haben in Kamerun Soldaten, die schon so lange dienen, als dort überhaupt eine Truppe existiert; man findet ihre Photographien, liest ihre Namen in den Werken unserer ersten Kulturpioniere; sie genießen großes Ansehen nicht nur unter ihren Stammesbrüdern, sondern auch die Europäer achten und schätzen sie hoch. — Der Neger ist im allgemeinen ein guter Soldat; er ist körperlich außerordentlich gewandt, erträgt mit Leichtigkeit große Strapazen, und hat einerseits dem Europäer gegenüber ein angeborenes Unterordnungsgefühl, während er andererseits jeden nichtuniformierten Eingeborenen geringschätzt und ihn kurzweg mit dem verächtlichen Namen „Buschmann" bezeichnet. Dieser Eigendünkel macht ihn zum rücksichtslosen Draufgänger selbst dem weit überlegenen Feinde gegenüber und ist daher von großem Wert für die vielfachen Kämpfe der Truppe, bei denen diese an Zahl stets dem Gegner weit nachsteht.

Soldatengruppe in einem soeben eroberten Dorf.

Je nach ihren Fähigkeiten und ihrer Führung können die Mannschaften bis zum Feldwebel befördert werden und beziehen dann entsprechend höhere Löhnung, jedoch ist stets der älteste farbige Chargierte dem jüngsten weißen Unteroffizier untergeordnet. Als Strafen sind gesetzlich vorgeschrieben für die Chargen Lohnabzug und Arrest, für die Gemeinen außerdem noch die Prügelstrafe, die ja bekanntlich in ganz Afrika dem Neger gegenüber in Anwendung kommt.

Die Truppe ist mit der Jägerbüchse Mod. 71, 2 Patronentaschen, dem kurzen Seitengewehr, Schanzzeug, gelbem Lederzeug, Tornisterbeutel, wollener Decke, Zeltbahn, sowie Feldflasche und Kochgeschirr ausgerüstet und trägt braune Khakeyuniform mit dunkelblauen, die Unterschenkel schützenden Beinwickeln sowie rote Käppis mit blauer Quaste. Schuhe gehörten bis vor kurzem noch nicht zur Uniform, werden aber jetzt auch probeweise getragen, ebenso wie Versuche mit der bei der ostafrikanischen Schutztruppe eingeführten Kopfbedeckung gemacht werden. Die Kompagnien sind nach unseren Reglements (soweit sie sich auf afrikanische Verhältnisse anwenden lassen) und nach deutschen Kommandos ausgebildet, und jeder, der einmal Gelegenheit hat, eine Negerkompagnie in Kamerun exerzieren zu sehen, wird erstaunt sein über ihr schmuckes Aussehen sowohl als auch über die Strammheit und Exaktheit der Leistungen.

Man befindet sich auch drüben nicht immer im Felde oder auf dem Marsch, eine Annahme, die man hier häufig vertreten findet, vielmehr gibt es auch dort längere Perioden eifriger Friedens- und Garnisonarbeit; davon kann sich jeder überzeugen, der z. B. in der Landeshauptstadt Duala zu einer Zeit Aufenthalt nimmt, in welcher die dort garnisonierte Kompagnie anwesend ist. Schon bald nach Tagesanbruch herrscht auf dem palmenumstandenen Exerzierplatz reges Leben. Hier wird Einzel- und Rottenmarsch geübt: „Ei, zwei, drei, viii, ei, zwei, drei viii," so begleitet der schwarze Herr Sergeant die Schritte seiner schweißtriefenden Landsleute, die wie die Störche im Salat in den Fußgelenken wippend und mit dem rechten Arm rudernd einherstolzieren; ungeheurer Eifer blickt allen aus den schwarzen Augen. Dort versucht ein weißer Unteroffizier seine Mannschaften in die Geheimnisse der Griffe einzuweihen; er hat die Rekruten stammweise antreten lassen und nachdem er seine Erklärungen in einer dem Negerverstande angepaßten Weise abgegeben hat, werden dieselben mit gewaltigem Wortschwall und vielen Gesten von den farbigen Chargen ihren Landsleuten in ihre Muttersprache verdolmetscht. Aber es dauert lange, ehe diese begriffen haben, und im Verlauf des Exerzierens fliegt ihnen noch so manches nicht gerade schmeichelhafte Wort an den Kopf, in dem man bei genauerem Hinhören eins unserer guten, deutschen Schimpfworte erkennen wird, das der Herr Sergeant irgend einem Weißen abgelauscht und in ein afrikanisches Sprachgewand gekleidet hat. Zu 9 Uhr ist die Musik bestellt, die aus etwa 20 jungen Dualaleuten besteht und unter Leitung ihres weißen Kapellmeisters geradezu erstaunliches leistet, wenn man bedenkt, daß bis vor kurzem nicht einmal alle Mannschaften die Noten kannten. Nach einigen Parademärschen (übrigens ist jetzt der Marsch mit durchgedrücktem Knie abgeschafft) geht es zu den Kasernen zurück. Dieses sind Wellblechbaracken, neben denen sich für die verheirateten Leute noch landesübliche Lehmhäuser befinden. Es folgen Appells, Arbeitsdienst und nachmittags hier und da eine Felddienstübung im nahen Busch oder Schießen.

Die Schießübungen werden selten über 100 Meter ausgedehnt, da in Kamerun im allgemeinen das Gelände sich so unübersichtlich gestaltet, daß die Kämpfe nur auf ganz nahe Entfernungen stattfinden. Gilt es im Hinterlande hier und da einmal auf weitere Entfernungen zu feuern, so stehen hierzu Maschinengewehre zur Verfügung, an denen tunlichst sämtliche Europäer der Schutztruppe ausgebildet sind.

Der Tag eines weißen Schutztruppen-

angehörigen ist also nach dem soeben gehörten auch in Friedenszeiten an der Küste mit Dienst ausgefüllt, wie er das von der Heimat her nicht anders kennt. Anfangs hat man seine Leute gar nicht voneinander unterscheiden können; Moleisango, Jwuna, Jumbo, Bockei, alle sahen ganz gleich aus; bald aber bemerkt man so manche Unterschiede. Nasen, Hautfarbe, Gesichtsbildung und Haartrachten sind andersartig und außerdem hat jeder Stamm seine ganz bestimmten typischen Tätowierungen und Charaktereigenschaften, die man auch bald unterscheiden lernt. Dem kleinen lebendigen Weyboy guckt Schneid, Verschlagenheit und Klugheit aus den lebhaften Augen, der Haussa ist etwas langsam und still, der Jaundemann zeichnet sich durch seinen Eifer aus und der Kotokolli durch seine Dummheit. Nach und nach gewöhnt man sich dann an seine Leute, dieser und jener wird einem lieb und wenn man mit ihnen erst monatelang vor dem Feinde gestanden und Entbehrungen und Strapazen gemeinsam ertragen hat, dann sind sie einem ebenso ans Herz gewachsen, als ob sie dieselbe Hautfarbe hätten, wie wir.

Über den zweiten Kriegsartikel hat keine Belehrung stattgefunden. Die Mannschaften würden mit ihrem Negerverstande, der von klein auf gewohnt ist, nur mit dem eigenen Vorteile und mit der Furcht zu rechnen, die hohen moralischen Forderungen desselben auch gar nicht verstehen; trotzdem umgeben sie im Felde ihren „kommander", ihren „massa leutnant", massa big dokter", „massa unterofficir" mit einer solchen Sorgfalt, machen ihn auf alles aufmerksam, was gefährlich ist, erbieten sich, ihn durch die Flüsse zu tragen und dergleichen mehr, daß man ordentlich gerührt von dieser Fürsorglichkeit ist. Freilich wissen sie sehr wohl, daß der Europäer sie zusammenhält, daß ohne ihn die Disziplin sich lockern würde, sie dem Feinde preisgegeben wären.

Nachdem der Dienst getan ist, versammeln sich Offiziere und Unteroffiziere in ihren Kasinos, die nur aus einem Zimmer mit davor befindlicher Veranda bestehen, zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Dieselben finden gewöhnlich um 1 Uhr mittags und 6 Uhr abends statt und zeichnen sich durch eine große Gleichmäßigkeit der Menus aus, wenn man nicht gerade über einen vorzüglichen Koch verfügt, was namentlich früher nicht immer der Fall war. Man nimmt diesen Übelstand bei dem guten Appetit, den man meist in den Tropen hat, leicht mit in den Kauf und gewöhnt sich an die ewigen Hühner- und Ziegenfleischgerichte ebenso wie an die mitspeisenden Insekten, die oft abends, namentlich in Gestalt von geflügelten Ameisen, derartig massenhaft die Tafel bestürmen, daß man zu essen aufhören und die Flucht ergreifen muß. Außerdem erscheinen solche Tiere auch in gekochtem, gebratenem und mariniertem Zustande in den verschiedenen Gerichten, und wenn man seinem Koch nicht gehörig auf die Finger sieht, kann man es erleben, daß kleine, springende Insekten, die auch hier in Europa bekannt und mit Recht gefürchtet sind, in Massen in das Weißbrot eingebacken werden.

Oft sieht man in Duala im Kasino Gäste; die Kameraden der im Hafen liegenden Kriegsschiffe kommen häufig an Land und auch Regierungsbeamte und Kaufleute teilen gern mit den Offizieren ihre einfachen Mahlzeiten. Soll dann bei solch einer besonderen Gelegenheit ein besonderes Gericht auf der Tafel erscheinen, so muß schon der Kasinodirektor in höchst eigener Person sich in die Küche begeben und dem Koch eine Kochstunde erteilen. Da der genannte Herr aber meist niemals vorher in seinem Leben gekocht hat, außer vielleicht im europäischen Manöverbiwak Eier, Erbswurstsuppe und Beefsteak, so kann man sich leicht vorstellen, wie solche besonderen Gerichte und Saucen manchmal ausfallen.

Der Herr Kasinodirektor ist überhaupt eine geplagte Persönlichkeit. Er muß die Viehkäufe besorgen, muß auf Sauberkeit in der Küche achten, lernt die Diener zum Servieren an und bekommt in etwas verblümter, aber doch wohlverständiger Weise so manches

zu hören, wenn das zum Kühlen der Getränke gebrauchte Kühlsalz mal nicht richtig angesetzt war, wenn die Lampen blaken oder es sonst an irgend etwas mangelt. Rauchend und von der Heimat plaudernd sitzt man nach dem Abendessen auf der gemütlich eingerichteten Veranda und genießt die romantische, tropische Vollmondnacht, ehe man sich in das nahegelegene Wohnhaus begibt, um sein heißes Lager aufzusuchen.

Ehe wir von der Küste scheiden, sei uns noch ein Blick auf das sogenannte neue Offiziershaus vergönnt, das seit dem Jahre 1900 bezogen ist und mehrere Offizierswohnungen enthält. Es ist ein schöner, massiver Bau, dicht am Wasser gelegen, mit wundervoller Aussicht auf das imposante Kamerungebirge; die einzelnen Zimmer, von einer gemeinsamen geräumigen Veranda umgeben, liegen eine Treppe hoch und sind solide und einfach ausgestattet, wie alle modernen Europäerwohnungen an der Guineaküste. Gewaltige Betten, mit langen, bis auf die Erde herabhängenden Moskitonetzen und eigentümlich riechenden Matratzen, braunlederne Sophas oder Ruhebetten, emailliertes Waschgeschirr, Schubladen und Schranktüren, die infolge Verquellens sich nur schwer öffnen lassen, bequeme Madeirasessel, stockige, vergilbte Bilder, einheimische Pflanzenfasermatten und Industrieerzeugnisse des Landes sind charakteristische Merkmale eines solchen afrikanischen Küstenwohnzimmers. Staub braucht nicht gewischt zu werden, dafür entfernt morgens, namentlich in der Regenzeit, der schwarze Diener den Schimmel von Möbeln und Kleidungsstücken, und wenn in dieser Zeit für kurze Stunden die Sonne am Himmel erscheint, so hängt die ganze Veranda voller Kleider und Wäschestücken, die getrocknet werden.

* * *

Obwohl man heutzutage im Vergleich zu früheren Zeiten recht angenehm und behaglich an der Küste leben kann, wünscht natürlich jeder Neuangekommene sehnlichst, möglichst bald der Küste den Rücken kehren zu können, in den Urwald einzudringen, etwas zu erleben, zu sehen, seine Kräfte zu erproben. Aus diesem Grunde ist der in der Armee so begehrte Adjutantenposten in Kamerun nichts weniger als vielumworben, denn der Adjutant wird im allgemeinen an die Küste gebunden sein.

Mit Jubel begrüßt man den Tag, an welchem das Parolebuch — recht unerwartet tritt dieser Fall oft ein — den Befehl bringt, zu irgend einer Expedition oder nach einer Innenstation sich in Marsch zu setzen.

Koffer packen ist nicht jedermanns Sache; wer über genügend zuverlässige Bedienung verfügt oder eine liebende Gattin, Mutter oder Schwester zur Seite hat, dem wird es nicht allzuviel Sorge bereiten; auch der Herr Leutnant, der ins Manöver zieht, kann in einer halben Stunde den „vorschriftsmäßigen Offizierskoffer" mit dem nötigen Inhalt für 14 Tage versehen haben. Anders der Schutztruppenoffizier und Expeditionsführer in Kamerun. Nicht nur für seine Person hat er zu sorgen, nein, er ist für die ganze Karawane von Europäern, Soldaten, Soldatenweibern, „Boys" und hunderten von Trägern verantwortlich, und was er an der Küste oder vor dem Abmarsch von der Station versäumt hat, das läßt sich im Innern nicht mehr gut machen. „Wer sich auf andere verläßt, der ist verlassen", dieses Sprüchlein gilt wohl nirgend so, wie in Afrika, und da das jeder weiß, so ist die Zeit vor dem Abmarsch eine außerordentlich anstrengende, namentlich, wenn irgend ein plötzlich ausgebrochener Aufstand Eile erfordert. Da müssen Dolmetscher, Wegführer, Köche besorgt, Zelte, Feldbetten, Kochgeschirr, Feldstühle nachgesehen werden, und Patronen, Medikamente, Verbandszeug, Lichte, Streichhölzer, Seife und noch eine ganze Menge anderer Sachen dürfen nicht fehlen. Mit großer Sorgfalt sind auch die Tauschwaren zusammenzustellen, die im Innern das Geld vertreten, denn, was bei dem einen Volksstamm gern als Bezahlung genommen wird, hat bei den Nachbarn oft nur geringen Wert. Erst wenn die Expeditionslasten geprüft und geordnet, die

Träger sichergestellt und gemustert, die Appells mit den Soldaten abgehalten sind, kann er für seine Person sorgen.

Die Firma v. Tippelskirch in der Potsdamerstraße zu Berlin hat ihn gut ausgerüstet. Leichte, wasserdichte Eisenblechkoffer mit Namen, Nummer und sogenanntem „Buschzeichen" versehen (letzteres besteht in einem Pfeilstrich, Schlange oder dgl. als Marke für die Neger) stehen geöffnet bereit. Gewebte, kurzärmlige Tropenhemden, Strümpfe, einige Unterhosen und Leibbinden, Schlafanzüge und Gamaschen, braune Khakeyuniformen, Korkhelm, Filzhut und Feldmütze, Taschentücher, Laken, Handtücher und Nähzeug werden ihnen anvertraut. Eine Gummibadewanne, Waschschüssel und Eimer, alles zusammenlegbar, ebenso wie auch die Marienglaslaterne wandert in den wasserdichten Wäschesack neben dem Regenmantel. Schreibmaterial, Karten, Fieberglas, Reserveuhr und Kompas und auch wohl ein vereinzelter inhaltsschwerer Band Lieblingslektüre werden in den wasserdichten sogen. Dokumentenkasten verstaut. Dann kommen die Lebensmittel an die Reihe, die in Holzkisten oder Säcken verpackt werden können, da sie zum Schutz gegen Verderbnis eingelötet sind. Tee, Kakao und Kaffee, Salz, Zucker, Essigessenz, Senfmehl, Fleischextrakt, kondensierte Milch, Sardinen, Suppentabletten sowie Schweineschmalz und Butter in kleinen Dosen kommen hauptsächlich in Frage, dazu Kognak und Wein in halben Flaschen und Zigarren kistenweise eingelötet.

Ratlos steht der Neuling in seinem Zimmer zwischen den Koffern und Kisten; wie sollen all die vielen Sachen untergebracht werden; das Zelt erfordert allein drei Träger, das Feldbett mit Zubehör einen, Kochgeschirr, Feldtisch und Stuhl bilden auch eine Last; über 50 Pfund kann im allgemeinen ein Träger nicht fortschaffen, nur eine beschränkte Anzahl Träger stehen ihm zur Verfügung und den photographischen Apparat mit allem Zubehör möchte er auch nicht gern missen. Da muß dann schweren Herzens, aber unbarmherzig so lange ausgemerzt werden, bis das Gewicht der einzelnen Lasten ein vorschriftsmäßiges geworden ist und die Lastenmenge mit der Trägerzahl übereinstimmt.

Beim Packen darf man nie alle gleichartigen Dinge, also z. B. alle Hemden, in demselben Koffer unterbringen, sondern man muß gleich von vornherein damit rechnen, daß auf afrikanischen Märschen leicht dieser oder jener Koffer verloren gehen kann, weshalb es sich empfiehlt, die einzelnen Ausrüstungsstücke auf mehrere Koffer zu verteilen.

Endlich ist alles in Ordnung und die Stunde des Abmarsches gekommen. Die Soldaten sind angetreten, die Lasten ihrer Schwere entsprechend auf die Träger verteilt, die Karawane harrt des Zeichens zum Aufbruch. Noch ein letzter Händedruck, ein letztes Winken der Zurückbleibenden und im bekannten afrikanischen Gänsemarsch, Mann hinter Mann marschierend, verschwindet die lange Kolonne im Urwalde. „Wer weiß, ob wir uns wieder seh'n," pfeift der alte erfahrene Afrikaner, der dem jungen Kameraden das Geleit gab, nachdenklich vor sich hin; manch einen sah er schon frohen Mutes in den Urwald hineinmarschieren, der nicht mehr zurückkehrte.

Die Marschordnung auf den Kameruner Buschpfaden wird im allgemeinen die Kolonne zu einem sein; sie ist bedingt durch die schmalen Wege, die eben nur für einen Menschen Platz gewähren; selbst auf den mehrere Meter breiten, von den Stationen angelegten Karawanenstraßen ist immer noch ein besonderer Gänsemarschfußpfad ausgetreten, den innezuhalten sich auch aus Rücksicht für die barfüßigen Träger empfiehlt; ja selbst auf den festgestampften Lehmstraßen innerhalb der Dörfer ist dieser Fußweg deutlich sichtbar. Die zur Verfügung stehenden Soldaten werden zweckmäßig in geschlossenen Abteilungen unter Führung je eines Europäers vor und hinter der Kolonne marschieren, während eine größere Anzahl zwischen die Träger verteilt ist, einerseits

zu deren Sicherheit, andrerseits um die Marschdisziplin unter ihnen aufrecht zu erhalten.

An dieser Marschordnung wird sich auch nicht viel ändern lassen, wenn man in feindliches Gebiet eingetreten ist, sie wird dann, nachdem eine kleine Spitze formiert worden, gleichzeitig zur Gefechtsordnung. Abgesehen von den Heeren der großen Sultanate des Hinterlandes, die in gewaltigen Massen in offenem Gelände zur Feldschlacht heranrücken und die in europäischer Gefechtsformation, also in Schützenlinie oder auch in geschlossenen Abteilungen von der Truppe empfangen werden, ficht der Neger in Kamerun meist nur aus dem Hinterhalt. Er sitzt unmittelbar am Wege, im dichten, undurchdringlichen Busch oder Grase und feuert auf wenige Schritte seinen mit Eisenstücken und kleinen Steinen vollgepfropften Vorderlader ab, dessen Ladung infolge der Streuung mehr Aussicht auf Treffwirkung hat, als das Einzelgeschoß aus dem modernen Hinterlader. Läßt es das umliegende Gelände irgend zu, so wird man sich gegen solche sehr verlustreichen Beschießungen durch Seitenpatrouillen schützen können, die nur wenige Schritte seitlich der Marschstraße von einigen mit Buschmessern ausgerüsteten Leuten zum Wegebahnen begleitet dahinmarschieren. Freilich wird durch solche Seitenpatrouillen die Marschgeschwindigkeit erheblich verzögert und die Patrouille gehenden Mannschaften trotz häufiger Ablösung stark angestrengt; meist aber muß man auf solche Sicherungen überhaupt verzichten, da es geradezu ausgeschlossen erscheint, in dem undurchdringlichen Dickicht außerhalb der Wege vorwärts zu kommen. — Dann knallt es alle Augenblicke links und rechts der Straße, dichter Qualm erfüllt die schwüle Treibhausluft und verwundet bricht hier und da ein Soldat oder Träger zusammen. Die Soldaten ihrerseits zielen auf den Pulverdampf, da vom Feinde in dem dunklen Blättergewirr sonst nichts zu sehen ist; soweit sie Rekruten sind, feuern sie in ihrer Aufregung auch wohl blindlings drauf los, ab und zu springt einer in den Busch, um dem fliehenden Gegner nachzusetzen, Einzelkämpfe, Mann gegen Mann entspinnen sich abseits des Weges. Daß bei solchen Buschgefechten der Einfluß des Vorgesetzten nur auf die wenigen ihm sichtbaren Leute vor und hinter seiner Person sich erstrecken kann, daß man bei der Länge der Kolonne auf den in Schlangenlinien dahinführenden, unübersichtlichen Fußpfaden oft durch verirrte Geschosse der eigenen Mannschaften nicht unerheblich gefährdet ist, liegt klar auf der Hand. So spinnt sich das Gefecht mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen oft während des ganzen Tagesmarsches fort; der Gegner sowohl als auch einzelne Soldaten lassen hin und wieder einen wüsten Kriegsgesang ertönen, drohende Rufe, Wut- und Schmerzgeheul mischen sich in den Lärm der Kriegshörner und Buschtrommeln, durch welche der Gegner seinen Mut belebt; anders als im heimatlichen Manövergelände pocht das Männerherz an die Rippen. Auch Offiziere und Unteroffiziere müssen Karabiner und Revolver zur Hand nehmen, um sich ihrer Haut zu wehren.

Es ist eine wohlüberlegte Maßnahme, daß der Befehl zum Stopfen des Feuers von jedem einzelnen Mann wiederholt werden muß, denn die Gefechtslinie ist lang und der Lärm sehr groß.

Sicherlich würde bei allen Gefechten im afrikanischen Urwald oder hohen Grase nicht ein Mann der Truppe mit dem Leben davonkommen, wenn der Feind seine Überlegenheit an Zahl und die ihn äußerst begünstigende Beschaffenheit des Geländes besser ausnützte, wenn er in größeren Haufen über die lang auseinandergezogene, durch belastete Träger behinderte Kolonne herfallen und sich auf einen Kampf Mann gegen Mann einlassen würde. Glücklicherweise aber ist der Buschneger in Kamerun im allgemeinen feige und der Anblick der roten Käppis der Soldaten genügt häufig schon, um ihn in die Flucht zu treiben. Besonders gern legt sich auch der Gegner, wie wir das wieder beim letzten Aufstand am

Ein Nebenfluß des Aja.

Croßfluß zu sehen Gelegenheit hatten, am Ufer breiterer Flüsse, die die Marschstraße kreuzen oder an Dorfrändern in den Hinterhalt. Kann man bei solch einer Gelegenheit einmal mit Hurra gegen ihn vorgehen, so zeigt sich der Schutztruppensoldat als rücksichtsloser, schneidiger Draufgänger, der den an uns Deutschen vielgerühmten „furor teutonicus" in hohem Maße besitzt.

Sehr beherzigenswerte Winke für afrikanische Fechtweise im allgemeinen gibt einer unserer bekanntesten Kamerunforscher, Major von Morgen, im 10. Kapitel seines Werkes „Durch Kamerun von Süd nach Nord" und auch der Bericht des Oberst Mueller über den Anjangfeldzug, welcher in Nr. 23 des Deutschen Kolonialblattes 1904 teilweise veröffentlicht ist, wirft interessante Streiflichter auf die Kämpfe unserer Schutztruppe während des letzten Jahres.

Das Maschinengewehr, welches zurzeit in Südwestafrika der Truppe so gute Dienste leistet, kann man in Kamerun im Urwaldgebiet nur selten und im Graslande auch nicht überall mit Erfolg verwenden; trotzdem aber werden bei größeren Expeditionen Maschinengewehre stets mitgeführt, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche ihr Transport erfordert.

* * *

Jeder, der Soldat gewesen ist, kennt das Biwaksleben. Die Ansichten über seine Annehmlichkeiten sind geteilte. Wenn man nicht auf Vorposten liegt und das Wetter trocken ist, sieht man überall nur zufriedene Gesichter, ja, ein schlechter Soldat müßte der sein, dem eine Feldwachtnacht, auch wenn sie naß und stürmisch war, nicht Freude bereitete; die Biwaks dürfen nur nicht zu häufig werden und sich namentlich nicht in zu kurzen Zeiträumen folgen, sonst machen sie mürbe und man wird ihrer überdrüssig.

In Kamerun gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß die Truppe viele Monate hintereinander biwakieren muß; trotzdem ist das Biwaksleben dort nicht unbeliebt, ja der bei weitem größte Teil der Schutztruppenangehörigen zieht die Marsch- und Kriegszeiten, die die Biwaksnächte im Gefolge haben, wie schon oben erwähnt, dem Leben an der Küste oder auf der Station vor. Allerdings ist hierbei zu bemerken, daß man sich im afrikanischen Lagerleben manche Bequemlichkeiten erlauben kann, die bei den großen Menschenansammlungen eines europäischen Biwaks von selbst fortfallen. Auch wird man dort in den weitaus meisten Fällen Ortsbiwak beziehen können, was abgesehen von allem anderen auch für europäische Verhältnisse gültigen Gründen gebieterisch durch die Verpflegungsfrage gefordert wird, denn es ist bei den Transportschwierigkeiten in Kamerun unmöglich, für längere Zeit Nahrungsmittel mitzuführen und außerhalb der Dörfer sind solche nirgends in größeren Mengen zu finden.

Fünf Stunden durchschnittlich dauert ein Tagesmarsch; nicht mehr als 15 km werden im allgemeinen in dieser Zeit geleistet werden können, denn der Weg ist meist äußerst beschwerlich, weist steile An- und Abstiege auf und führt häufig im Wasser entlang. Schwierige Flußübergänge teils auf schwankenden, nur einen Mann auf einmal tragenden Hängebrücken oder schmalen Baumstämmen, teils bis unter die Arme im Wasser sind zu bewerkstelligen, hunderte von umgestürzten Baumriesen versperren den Pfad, lange Sumpfstrecken ermüden und halten auf. Dazu kommen die belasteten Träger, Kranke und Verwundete in Hängematten, zeitraubende Buschgefechte im Feindeslande.

Stark ermüdet, wenngleich auch bereits um die Mittagszeit, wird man also meist Halt machen. Ist es nicht möglich gewesen, rechtzeitig ein Dorf zu erreichen, so bleibt nichts anderes übrig, als mitten im Urwalde oder Grase an einem Fluß das Lager aufzuschlagen. Namentlich der Urwald widersetzt sich derartigen Lagerversuchen mit aller Macht; jeder fußbreit Boden muß hier mit dem Haumesser gereinigt werden, Stunden mühevoller Arbeit für Soldaten und Träger vergehen, ehe der Raum zum Aufbau der Zelte und Blätterhütten freigeschlagen

ist, ehe im Feindesland eine provisorische Palisadierung das Lager umschließt und wenigstens 20 m in der Runde Schußfeld freiliegt. Dieses Freischlagen des Schußfeldes ist von besonderer Wichtigkeit, wenn man in einem Dorf das Lager aufgeschlagen hat, denn bei einem großen Teil der Waldlandstämme Kameruns schleichen sich einzelne Schützen unter dem Mantel der Dunkelheit an die Posten heran, um diese abzuschießen, oder auch die Tragweite ihrer Gewehre in Richtung auf die Europäerzelte zu überdauern werden. Während nämlich nach unserer Felddienstordnung die Zeit vor Sonnenaufgang als die für Überfälle geeignetste angesehen wird, ist der Neger in dieser Beziehung anderer Ansicht; er wird selten nach Mitternacht noch etwas unternehmen.

Gleich nach dem Eintreffen auf dem Lagerplatz muß der Führer disponieren und es ist recht viel hierbei zu bedenken, namentlich wenn man sich im Feindeslande befindet. Nur ein Teil des soeben eroberten oder

Ein Palaver auf dem Marsch.

erproben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß solche Nachtangriffe besonders dann unternommen werden, wenn die Truppe im Ortsbiwak liegt, denn die geflüchteten Dorfbewohner sind ebenfalls der Verpflegungsfrage wegen an die um das Dorf liegenden Farmen gebunden. Man wird daher in dunklen Nächten sogar gut daran tun, das Vorgelände noch durch Scheiterhaufen zu erhellen, die aus wechselnden Schichten frischen und trockenen Holzes bestehend bis Mitternacht vorhalten und somit die kritische Zeit bereits vorher von den Bewohnern geräumten Dorfes wird mit Beschlag belegt, die Häuser an Soldaten und Träger verteilt, der Platz für die Zelte bezeichnet, die Wasserstelle, an welcher der Feind sehr gern im Hinterhalt liegt, besetzt, Sicherheits- und Aufklärungspatrouillen abgeschickt und noch vor Einbruch der Dunkelheit Schußfeld freigeschlagen und Verpflegung herbeigeholt. Auch ist es wichtig, daß bald nach dem Eintreffen im Lager den Soldaten die Plätze bezeichnet werden, welche sie im Falle eines

Alarms einzunehmen haben. Es empfiehlt sich hierbei, nicht große taktische Ideen zugrunde zu legen, sondern die Leute dicht an den Europäerzelten zu sammeln, da der Negersoldat namentlich nachts und bei einem plötzlichen Überfall stark der Anlehnung an seinen weißen Vorgesetzten bedarf.

Was die Beschaffung von Verpflegung anbetrifft, so werden hierzu Patrouillen verwendet, die aus Soldaten und Trägern zusammengesetzt die Farmen durchstreifen, bei welchen Gelegenheiten nicht selten Gefechte zu bestehen sind.

Biwakiert man im Busch, oder auf niedergebrannten Dorfplätzen — viele Stämme der Urwaldzone verbrennen ihre Dörfer, nachdem sie sie verlassen haben — so müssen auch noch Blätter- oder Grashütten für die Träger errichtet werden, denn wegen des starken Nachttaues ist es in Kamerun im Gegensatz zu Südwestafrika auch in der Trockenzeit nicht möglich, ohne Schutzdach die Nacht im Freien zuzubringen.

Während also der Führer gleich nach dem Eintreffen auf dem Lagerplatz die einzelnen Rollen an seine Untergebenen verteilt und alle nötigen Maßnahmen in die Wege geleitet hat, sind inzwischen von den Wachtmannschaften die Europäerzelte auf der Dorfstraße aufgeschlagen worden; der Koch hat in einer nahegelegenen Hütte oder auch vor dem Zelt seine Küche auf ebener Erde hergerichtet, von den Dienern sind die persönlichen Lasten in die Zelte geschafft und soweit nötig geöffnet, das Bett zusammengesetzt, der Expeditionstisch und Lagerstuhl bereit gestellt und in der Gummibadewanne ein erfrischendes Bad gerüstet worden; schnell haben sie auch noch die schmutzige Wäsche vom vergangenen Tage gewaschen und dieselbe auf einer Leine neben die Schlafdecken zum Trocknen aufgehängt. Die Wäsche wird durch das häufige und unsachgemäße Waschen — Rolle und Plätteisen werden durch eine Stuhllehne oder Tischkante ersetzt — stark mitgenommen und paßt zu dem durch Dornensträucher zerrissenen, mit buntfarbigen Flicken malerisch ausgebesserten Khakianzuge, dem durchgeschwitzten Hut und den schadhaften Stiefeln.

Man kommt stets in nassen Kleidern im Lager an; Regengüsse, Flußübergänge und nicht zum mindesten der starke Schweißausbruch in der schwülen Luft sind die Ursachen dafür; nach dem Bade in frische Sachen gehüllt fühlt man sich wie neugeboren und läßt sich das vom vergangenen Abend übrig gebliebene kalte Fleisch wohlschmecken. Zeit für eine Zigarre ist aber noch nicht vorhanden, denn die Kranken und Verwundeten, die in einer besonders geräumigen Hütte untergebracht wurden, harren des helfenden „Massa", da ein Arzt nicht immer zur Stelle ist. Die farbigen Sanitätssoldaten, deren bei jeder Kompagnie sich mehrere befinden, haben zwar eine recht gute Schulung namentlich im Verbinden von Wunden und Schneiden von Abszessen, wissen auch das Fieberglas zu handhaben und mit feinem Instinkt den Simulanten von dem wirklich Kranken zu unterscheiden, sobald aber innere Krankheiten in Frage kommen, ist ihre Kunst meist sehr schnell zu Ende; da wird dann der Schutztruppenoffizier zum Arzte: Chinin, ein Prießnitzverband, Kalomel- oder Rhizinusöl wirken oft Wunderdinge und voll Vertrauen blicken diese schwarzen Kinder zu ihrem „Massa" auf, den sie für allwissend halten.

Doch noch andere, traurigere Pflichten hat der Schutztruppenoffizier in Kamerun hin und wieder zu erfüllen, wenn der Tod im Lager seinen Einzug gehalten hat, ein treuer Gefährte durch tückische Krankheit oder ein feindliches Geschoß dahingerafft wurde; dann steht er am offnen Grabe und muß eine Grabrede halten; drei Salven verhallen dumpf im Urwald, in die Trauer um den Dahingeschiedenen mischt sich die Sorge für die Zukunft; hier ist nicht wie in Europa sofort ein andrer da, der die entstandene Lücke ausfüllen wird.

Inzwischen sind die Schatten länger geworden, die Verpflegungspatrouillen kehren zurück, entweder reich beladen oder auch mit leeren Händen, da sie die Farmen ab-

geerntet fanden; im letzteren Falle wird die Stimmung im Lager eine gedrückte; wenn der Neger nicht reichlich zu essen hat ist er nur ein halber Mensch und der Expeditionsführer, welcher monatelang in einem schlecht angebauten Lande zu kämpfen hat, kann vor Sorge um das tägliche Brot graue Haare bekommen. Nachdem die Verpflegung durch einen Europäer verteilt, die Gefangenen, welche die Patrouillen gegen den Feind einbrachten, verhört, der Wegführer über das morgige Marschziel verständigt, Routenaufnahmen konstruiert und das Tagebuch geschrieben ist, wird es Zeit, die Posten für die Nacht auszusetzen, denn um 6 Uhr Jahr ein Jahr aus geht in Kamerun die Sonne unter.

Das Postenaussetzen ist viel einfacher als im europäischen Gelände, da es sich im Busch fast immer nur darum handeln wird, die unmittelbarste Umgebung des Lagers, also das freigeschlagene Schußfeld unter Auge zu halten. Die Posten weitab vom Lager auszusetzen hat keinerlei Wert, denn der Feind ist nicht an die Wege gebunden, muß auch nahe herankommen, um seinen Vorderlader oder Pfeil mit Erfolg abschießen zu können und man würde ihm durch solch ein Detachieren einzelner Mannschaften nur Gelegenheit zu einem erfolgreichen Überfall auf dieselben geben.

Endlich ist das Tagewerk vollendet; überall in den Hütten brennt ein Feuer, um den großen Reistopf gruppiert sitzen die Mannschaften stammweise bei der Abend- und Hauptmahlzeit. Geschäftig tauchen die schwarzen Hände nacheinander in den Reistopf, die Palmölsauce und den scharfen roten Pfeffer, unglaubliche Quantitäten Essen werden verspeist. Auch der Europäer muß sich eilen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die Mahlzeit beendet zu haben. Einladend winkt der Expeditionstisch; ein stark verwaschenes, und da chemische Reinigungsanstalten nicht in der Nähe, unbestimmt geflecktes Tischtuch verdeckt die Schäden seiner Holzplatte; Blechteller, zwar ein wenig verbeult und an der Emailleseite vielfach beschädigt, aber sauber gewaschen harren der Dinge, die da kommen sollen und sorgsam zugedeckt steht im Blechtopf kalter Tee bereit, in welchen zur Würze ein Schluck Wein gegossen werden kann, da Vorrat noch vorhanden ist. Die Diener tragen auf. Es gibt wie immer Ziegensuppe, deren typischer Beigeschmack eine kleine Veränderung durch den hineingeschlagenen Rauch des Brennholzes erfahren hat und mit einigen Tropfen Maggi noch weiterhin verdeckt wird; dann folgt Ziege oder Huhn als Braten, Beefsteak oder Frikassee, frisiert mit Reis oder anderen Zuspeisen, welche die Farmen lieferten. Wehmutsvoll gedenkt man bei den afrikanischen Knollengewächsen oft der heimatlichen Kartoffel. Den Beschluß machen Banane, Papaya, Mango oder auch wohl gar ein Eierkuchen aus. Befindet man sich in den reichen Gebieten des Hinterlandes, so werden Rind- und Kalbsbraten, Milch und Butter und noch manche andere, dem Europäergaumen mehr zusagende Gerichte die Tafel bereichern. Ferner sind eingemachte Früchte, Brot und Konservengemüse willkommene und vielbegehrte Leckerbissen im Busch, leider aber wiegen sie in ihren Lötungen sehr viel und werden daher nur in beschränktem Maße mitgeführt werden können.

Ein ordentlicher Koch, der es versteht, einem immer wieder das mittägliche Huhn und die abendliche Ziege in anderer Gestalt vorzusetzen, der auch ein wenig auf appetitliches Aussehen der Gerichte achtet, ist im Busch unbezahlbar; denn der gebildete Mitteleuropäer legt doch ganz unbewußt auf derartige Äußerlichkeiten, zu denen z. B. auch ein Tischtuch und eine Serviette zu rechnen ist (sie können den Tauschwarenstoffen entnommen sein) mehr Wert, als man von vornherein annehmen mag. Das einfachste Essen schmeckt eben an einem gedeckten Tisch ganz anders, als womöglich auf dem blanken Expeditionskoffer, und ein zum siebenten Male in der Woche sauber serviertes Reishuhn kann trotz schadhafter Blechteller immer noch mehr den Appetit anregen, als ein unsauber zubereitetes Sonntagsgericht auf

schlecht gewaschenem Porzellanteller. Aber es können auf langen Expeditionen, wenn Lasten verloren gegangen, Nachschub ausgeblieben, oder sonstige mißliche Verhältnisse eingetreten sind, trotz eines guten Koches auch schwere Zeiten für den Magen und die Stimmung des Europäers eintreten. Wenn kein Tee, kein Zucker, kein Salz mehr vorhanden, der letzte dumpfige Reis verspeist ist und anstatt des mitgeführten Schweineschmalzes Palmöl als Fett dienen muß, dann lernt man seinen lieben Herrgott auch in bezug auf die Magenfrage erkennen und Gerichte, die man in Europa oft verschmähte, erscheinen einem jetzt im Geiste wie die reinen Leckerbissen.

Schnell, fast ohne Dämmerung ist die Dunkelheit hereingebrochen; den Nachtisch hat man schon beim Schein der Laterne oder des Windlichtes eingenommen, dessen längst zerbrochene Glasglocke durch eine Flasche ohne Boden ersetzt worden ist. Eine Menge Insekten in buntem Gemisch umflattern diese stolze Leuchte, denn das kleine Feuer, welches vor dem Winde angezündet, seinen Qualm zum Schutz gegen die unausstehlichen Sandfliegen über die Tafel wehen ließ, ist verglommen; es hat seine Schuldigkeit getan, da mit Einbruch der Dunkelheit diese schlimmsten Quälgeister Kameruns sich zur Ruhe begeben haben; die schönste Stunde des ganzen Tages ist gekommen. Lang ausgestreckt im bequemen Lagerstuhl liegt man da und läßt beim Rauch einer Zigarre, oft einer aus Negertabak selbst gemachten, die romantische Tropennacht auf sich einwirken. Zwar konzertiert keine Regimentskapelle, dafür aber ertönt andere Musik, welche mehr der ganzen Umgebung angepaßt ist: das dumpfe Bellen des fliegenden Hundes, der unkende Ruf des Nachtaffen, der Schrei der Eulen und ein unnatürliches lautes Summen, Zirpen und Pfeifen von Tausenden von Insekten; aus den Hütten der Leute klingt munteres Geschwätz und lautes Lachen, sie haben gut und reichlich gegessen, was kümmern sie die Sorgen des kommenden Tages; „heut ist heut", so lautet ihr Wahlspruch. Um 8 Uhr bläst der Hornist Zapfenstreich und es wird still im Lager. Naß vom Nachttau sind Kleider und Stühle; die Unteroffiziere, die vor ihren Zelten eine Partie Skat um eine Büchse Eingemachtes oder einige Zigarren spielten, begeben sich zur Ruhe, noch ein Gang zu den Schwerkranken und Posten und auch der Offizier zieht sich in sein Zelt zurück.

Einsame Stunden bringen diese Biwaksabende, diese Tropennächte, in denen man oft schlaflos auf seinem schmalen Feldbett liegt, umgeben vom weißen Moskitonetz, neben dem Kopfkissen Revolver und Karabiner. Die große Verantwortung für Hunderte von Menschen, die Sorge um das tägliche Brot für sie alle, die Erwartung eines nächtlichen Überfalls und nicht zum mindesten die Erregung der Nerven infolge vorangegangener Strapazen und Erkrankungen halten einen oft bis zum Morgen wach. Wer sie einmal durchgemacht hat diese einsamen Stunden, der wird sie bis an sein Ende nicht mehr vergessen; sie erscheinen hart, während man sie durchlebt, ein romantischer Nimbus umgibt sie in der Erinnerung.

Viele Kaufleute in Kamerun nehmen auf ihren Reisen keine Zelte mit; sie ziehen die Eingeborenenhütten dem Zelte vor, lassen sich, wenn sie im Busch nächtigen, eine Blätterhütte errichten und ersparen auf diese Weise pro Person drei Träger. Fraglos bieten die Eingeborenenhütten erheblich besseren Schutz gegen Regen und Sonnenhitze, als die besten Zelte, ja der Aufenthalt in einem den Sonnenstrahlen ausgesetzten Zelte gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens, er entspricht etwa einem römischen Bade; trotzdem ist das Mitführen von Zelten für den Europäer der Schutztruppe auf längere Expeditionen doch unbedingt erforderlich. Beim Biwakieren außerhalb der Dörfer darf man ihn, der durch strapaziöse Märsche und Schwierigkeiten aller Art, durch Gefechte und Nachtwachen ganz anders angestrengt wird, als der Kaufmann und Forscher, nicht so lange

ohne Unterkunft lassen, bis eine Buschhütte aufgebaut ist, namentlich nicht, wenn es stark regnet, da sonst der Prozentsatz der Kranken noch erheblich vermehrt werden würde und auf letztere im Felde wenig Rücksicht genommen werden kann. Ein Zelt ist in wenigen Minuten aufgestellt, der Bau einer ordentlichen, der Größe des Zeltes einigermaßen entsprechenden Hütte erfordert aber verhältnismäßig lange Zeit und viele Leute; beschränkt man sich andrerseits auf eine ganz flüchtig errichtete Hütte, so wird es in derselben bezüglich der Hitze nicht anders als mit dem Zelt sein, gegen Regen dagegen wird sie nicht genügend Schutz gewähren und der erste Tornadosturm kann sie überhaupt vom Boden fortfegen. In der Dorfhütte wiederum wird man sich zwar tagsüber recht wohl fühlen und trotz des Zeltes stets dort seinen Tisch und Lagerstuhl aufstellen lassen, nachts dagegen, wenn das Ungeziefer hervorkriecht und vor allen Dingen die Ratten dem Bett ihre Visiten abzustatten beginnen, wird man in der Hütte nicht viel zum Schlafen kommen, zumal wenn man durch längeren Aufenthalt in den Tropen nervös geworden ist und einen leisen Schlaf bekommen hat. Die Zelte aber werden nicht annähernd so von Ungeziefer und Ratten heimgesucht als die Eingeborenenhütten; ein guter Terrier verscheucht überdies aus dem kleinen, abgeschlossenen Innenraum des Zeltes derartiges Getier durch seine bloße Anwesenheit, während er gegen das Rascheln der Ratten in den Mattenwänden und der Dachverkleidung der Hütten nichts ausrichten kann.

Blick auf den Hof der ehemaligen Station Nsakge im Ekaulande.

Bequemer und angenehmer in jeder Beziehung als ein Kriegszug gestaltet sich ein friedlicher Marsch in Kamerun; man ist auf demselben nicht unbedingt an seine Trägerkarawane gebunden, die denn auch allein marschieren kann, man nimmt jede sich bietende Jagdgelegenheit wahr und wird, wenn man beritten ist, schon beizeiten im Quartier anlangen. Mit Hilfe des Dorfhäuptlings und der Ältesten, die den Führer bereits mit Geschenken erwarten, wird die

Unterbringung und Verpflegung der Karawane schnell geregelt sein, und die Zeit, welche sonst auf Sicherung des Lagers und dergleichen mehr verwendet werden muß, kann man jetzt mit ethnographischen Studien oder sonst nach seinem Belieben ausfüllen. Die erwähnten Geschenke, welche in erster Linie in Lebensmitteln bestehen, müssen erwidert werden, und zwar hat sich der Brauch herausgebildet, daß man dem Häuptling den Wert der gelieferten Geschenke aus den mitgeführten Tauschartikellasten ersetzt. Hin und wieder wird auch an den Schutztruppenoffizier die Pflicht herantreten, unterwegs Streitigkeiten zwischen benachbarten Dörfern oder Stämmen schlichten zu müssen. Da solche sogenannten Palaver oft mit Zuhilfenahme von mehreren Dolmetschern von statten gehen müssen, von denen ein jeder zu dem zu Übersetzenden noch seinen eigenen Senf hinzugibt, da jede der streitenden Parteien alles beschwört und beteuert, was man nur haben will, und um ihre Unschuld zu beweisen, je nach Bedarf Zeugen herbeibringt, so befindet sich der Schutztruppenoffizier bei derartigen Anlässen oft in einer nicht gerade beneidenswerten Lage, und sein gelegentliches Amt als Arzt, Pastor oder Baumeister macht ihm lange nicht soviel Kopfzerbrechen, als die Juristerei unter diesen Verhältnissen.

Je weiter man auf seinem Wege in das reiche Hinterland hineingelangt, um so besser marschiert sich's, um so geringer werden die Sorgen für den Expeditionsführer. Mußte in der Urwaldzone auch der Offizier zu Fuß marschieren, sei es aus Mangel an Reittieren oder infolge des ungangbaren Geländes, so sind im Hinterlande überall Pferde zu haben und auch verwendbar; mußte man sich dort persönlich um Beschaffung von Verpflegung und dergleichen mehr bekümmern, so gestalten sich hier bei den auf höherer Stufe befindlichen Mohammedanern alle diese Verhältnisse günstiger. Schon an der Grenze der einzelnen Sultanate erwarten den Expeditionsführer Abgesandte des Lamido, die ihn in dessen Namen willkommen heißen, die Verpflegung sicherstellen und ihn durch das Land geleiten.

Mit großem Gefolge, teils zu Fuß, teils zu Pferde, empfängt der Sultan persönlich den Offizier vor den Toren der Stadt und geleitet ihn in feierlichem Zuge unter dem Beifallsgeschrei der Bewohner zu seinem sauber hergerichteten Quartier. Man tauscht gegenseitig Besuche und Geschenke aus, große Kampfspiele werden dem Gast zu Ehren veranstaltet, kurz, diese Sultane oder richtiger Lamidos von Adamaua und Deutsch-Bornu lassen sich in keiner Weise mit den armseligen Dorfhäuptlingen der Urwaldzone vergleichen; sie sind verhältnismäßig gebildete, mächtige Leute, und wissen, was sich gehört.

Es bleibt noch übrig, ein kurzes Streiflicht auf das Stationsleben der Schutztruppe im Innern Kameruns zu werfen. Es ist ein wechselvolles und verschiedenartiges, je nachdem die Station schon lange besteht, oder eben erst errichtet wurde. In ersterem Falle wird der Dienst und die Tätigkeit überhaupt ein geregelter sein und man kann in gewisser Beziehung das Stationsleben mit dem Leben an der Küste vergleichen, in letzterem Falle dagegen kommt man nicht viel zur Ruhe und die einzelnen Tage haben nicht genug Stunden für die vielen zu bewältigenden Arbeiten. Häufig findet man auch Teile der Truppe auf sogenannten provisorischen Stationen untergebracht; dieselben führen auch den Namen Feldlager und werden nur solange besetzt gehalten, bis der Volksstamm, in dessen Lande sie errichtet wurden, sich endgültig unterworfen hat.

Nicht nur die Befestigungen, sondern auch alle Gebäude auf diesen Stationen müssen aus dem Material des Landes, Steinen, Lehm, Baumstämmen, Palmblattmatten und Gras erbaut werden. Der Offizier ist der Baumeister, seinem Geschmack in erster Linie bleibt es auch vorbehalten, die nötigen Möbel anfertigen zu lassen und die Zimmer praktisch und gemütlich einzurichten. Aus Kistendeckeln, jungen Baumstämmen und Rippen des Palmblattes entstehen Tische, Stühle, Spinde und Büfetts, Läufe von er-

beuteten Buschflinten lassen sich gut für Herdplatte und Backofen verwenden, einheimische Waffen, Geräte und Matten schmücken Wände und Lehmboden und Matratzen, Kissen und Lehnstühle (sogenannte Faulenzer) werden aus wasserdichten Reisäcken hergestellt. Ein gewisses Gefühl des Stolzes erfüllt denjenigen, der nicht nur an seinem eigenen, sondern sogar an seinem eigen gemachten Tische auf selbstgezimmertem Stuhl Platz nimmt, den ein selbsterbautes Haus vor Regen und Sommerhitze schützt. Ebenso wie man erst im Gefecht, in Not und Gefahr die wirklich schneidigen und zuverlässigen Mannschaften herausfindet — große Überraschungen werden einem dabei nicht erspart werden — so lernt man erst auf einer afrikanischen Innenstation die wirklich praktischen Menschen kennen und schätzen. Es gibt beim Aufbau und der Einrichtung einer solchen doch eine Menge Arbeiten zu verrichten, welche für den Laien sehr große Schwierigkeiten mit sich bringen und manch ein Offizier und Unteroffizier ahnte hier in Europa nicht, welche großen Talente auf dem Gebiet des Handwerks in ihm stecken.

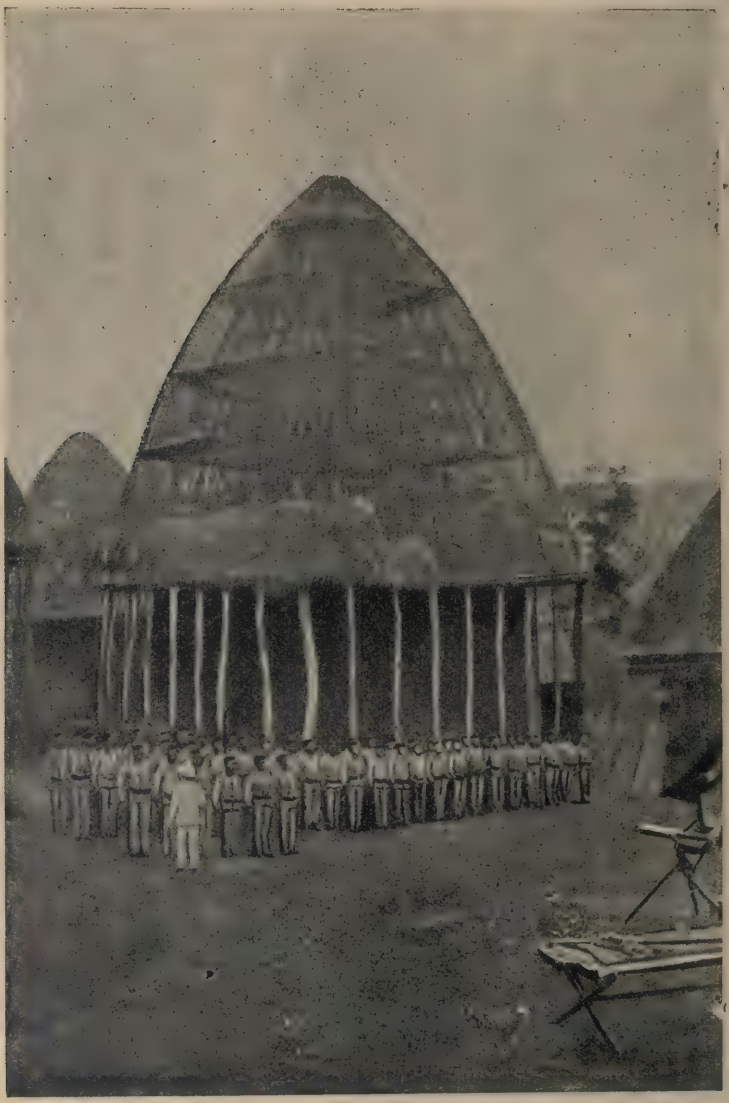
Neben dem Aufbau der Befestigungen und der Einrichtung der Gebäude müssen Farmen gerodet, eine Viehherde, ein Hühnerhof geschaffen, ein Garten angelegt werden; Exerzieren, Wachtdienst, Felddienst und Schießen darf man nicht vernachlässigen, Gerichtstage, Berichte schreiben und dergleichen mehr füllen auch einen guten Teil der freien Zeit aus. Außerdem ist der Ausbau des Wegenetzes im Stationsgebiet eine außerordentlich wichtige Aufgabe. Er macht viel Mühe und erfordert stetige Anleitung und immerwährenden Druck seitens der Station auf die Dorfhäuptlinge; bei der großen Fruchtbarkeit des Kameruner Bodens nämlich wächst Gebüsch und Strauchwerk in unglaublich kurzer Zeit wieder nach und nur wer selbst dort hat Wege und Farmen roden lassen, kann die Mühe beurteilen, die diese Tätigkeit erfordert. Daß ein gewissenhafter Stationsleiter sich um all diese Sachen persönlich zu kümmern hat, daß er die richtigen Leute für die richtigen Stellen herausfinden, sich des öfteren in seinem Stationsgebiet zeigen und überall selbst nach dem Rechten sehen muß, wenn alles in Ordnung kommen soll, ist ganz selbstverständlich. Seine Aufgabe, das ihm unterstellte Gebiet im Zaum zu halten, zu verwalten und zu erforschen nimmt alle seine Kräfte und seine Zeit in Anspruch, zumal wenn man bedenkt, daß es ihm oft am nötigsten Handwerkszeuge mangeln wird, daß Krankheiten aller Art zur Tagesordnung gehören, kurz, daß seine Dispositionen durch unvorhergesehene Ereignisse fortgesetzt gestört werden. „Es kommt immer anders, als man denkt", ist ja ein in Afrika entstandenes und dort viel im Munde geführtes Sprüchlein. So soll man denn seinen Verwandten und Freunden in Innerafrika es nicht zum Vorwurf machen, wenn sie keine langen Berichte herübersenden und soll vor allem in dieser Beziehung ihnen nicht gleiches mit gleichem vergelten; so sehr man sich drüben auch über das kleinste Lebenszeichen aus der fernen Heimat freut, das oft monatelang unterwegs war, ehe es den Einsamen erreichte und vielfach Nachrichten bringt, die schon gar nicht mehr wahr sind, so ungern setzt man sich nach anstrengendem Tagwerk an seinen von Insekten umsummten Tisch zum Schreiben nieder; oft ist die Tinte vertrocknet, das Papier vergilbt, stets sind die Hände feucht in der heißen Luft.

Der Dienst bei der Kameruner Schutztruppe bringt nach den Bildern, die sich soeben vor uns aufrollten, unleugbar manche Strapazen, Entbehrungen, Gefahren und Mühen mit sich, fordert, wie wir alle wissen, auch heute noch manches Opfer an Menschenleben. Trotzdem ist der Andrang zur Schutztruppe sowohl von seiten der Europäer, als auch was die farbigen Mannschaften anbelangt, ein außerordentlich großer und vor allen Dingen gehen diejenigen Offiziere und Unteroffiziere, welche einmal drüben Dienst getan haben, immer wieder und wieder nach Afrika. Danken wir Gott, daß die Verhältnisse so liegen, daß der alte

Geist unserer Väter, der die Angehörigen der deutschen Armee stets freudig Leben und Gesundheit einsetzen ließ, wo es galt, ideale Güter zu schützen und zu erwerben, auch in der heutigen Generation noch lebendig ist, daß er sich auch auf kolonialem Gebiet in dieser Weise fort und fort betätigt.

Folgen wir nun der Schutztruppe unter ihrem Kommandeur, Oberst Müller [13]), auf einem Zuge in die Manengubaberge. Diese Gegenden beanspruchen ja heute erhöhtes Interesse, wo der Reichstag dem Bau einer Bahn dorthin zugestimmt hat.

Die erste Aufgabe der Expedition, die Bestrafung der unbotmäßigen Elongs, nunmehr auf friedlichem Wege lösen zu können, hielt ich für möglich, nachdem die 6. Kompagnie auf ihrem Marsche nach Njassossо durch ein siegreiches Gefecht bei Ko den Eingeborenen



Wohnhaus im Bau. Davor eine Kompagnie der Schutztruppe.

die Überlegenheit der Truppe bewiesen hatte. In der Tat veranlaßte der Eindruck dieser Niederlage in Verbindung mit der Kunde des Anmarsches neuer Soldaten von Süden her und des Einrückens der Abteilung Rausch den Oberhäuptling Nocho von Elong, seine Unterwerfung bei mir anzumelden.

Die Aufnahme in Njasosso war eine vortreffliche. Die Eingeborenen brachten reichlich Verpflegung und boten sich — eine in seine Tätigkeit bis in diese bisher unzugänglichen Gegenden ausdehnen zu können. Gerne entsprach ich seinem Wunsche, zwei der Missionare die Gelegenheit benutzen zu lassen, um unter dem Schutze der Truppe Elong zu besuchen.

Am 17. Januar 1905 marschierte ich von Njasosso, woselbst eine Meldesammelstelle eingerichtet wurde, ab und traf am 18. Januar in Mueba, dem Hauptdorfe Ni-

Wohnhaus, davor ein Europäerzelt.

diesem Teile des Schutzgebietes wohl seltene Erscheinung — in solchen Massen als Träger an, daß ein großer Teil abgewiesen werden mußte. Die Europäer fanden den freundlichsten und gastlichsten Empfang bei den Angehörigen der Missionsstation, welche mir bereitwilligst über die nahe wohnenden Stämme Auskunft erteilten. Mit Freude begrüßte der Missionsvorstand, Herr Spellenberg, die Aussicht, nach Erschließung der Gebiete von Elong, Mboche und Muaneka

nongs, ein. Eine Stunde etwa hinter Moambo beginnt auf dieser Strecke das eigentliche Grasland, welches teilweise recht hohes Elefantengras aufwies.

Am 19. betrat die Expedition die Landschaft Elong und bezog Unterkunft in dem Dorfe Poala. Feindseligkeiten der Bevölkerung fielen während des Marsches nicht vor, dagegen waren die Dörfer verlassen, so daß es nur unter Schwierigkeiten gelang, mit den Poalaleuten in Verkehr zu treten.

Die Schuld an der bisherigen Unbotmäßigkeit schieben sie dem Oberhäuptling zu, der übrigens nach allem, was ich gesehen habe, in hohem Ansehen bei seinen Untergebenen steht und dieselben wirklich beherrscht. Von dem 1720 m hoch gelegenen Poala führt ein den Hängen sorgfältig folgender Aufstieg nach dem Epochokrater, den ich am 20. Januar besuchte. Am 21. fand die Vereinigung mit der Abteilung Rausch in Ko gefallen wäre, Anforderungen der Regierung zu entsprechen, bevor er sich von deren Übermacht überzeugt habe und im Kriege unterlegen sei; nunmehr aber werde er jedem Befehle nachkommen.

Als Bedingungen legte ich ihm neben Stellung von Strafarbeitern die Zahlung von Elfenbein und Kühen auf. Arbeiter, welche die Expedition als Träger verwendete, und Elfenbein hatte er sofort zu

[2] Hängebrücke aus Schlingpflanzen über den Nkam-Fluß.

statt. Das große, etwa 500 Hütten zählende Dorf war verlassen, der Häuptling geflohen, dessen habhaft zu werden mir geboten erschien, um ohne großen Zeitverlust zum Ziele zu gelangen. Die Vermittlung eines Unterhäuptlings von Ninong, welcher von der Expedition zu derartigen Diensten mitgenommen worden war, bewirkte, daß am 22. Nocho sich freiwillig stellte und seine Unterwerfung anbot.

Charakteristisch ist die freimütige Äußerung des Häuptlings, daß es ihm nie einbringen, die Kühe bei Eintreffen der zum Abholen befehligten Polizisten abzugeben.

Das Gebiet nordöstlich der Manengubaberge ist keine zusammenhängende Hochfläche, vielmehr werden die Vorlandschaften dieses Gebirgsstockes von dem Hochplateau durch eine tiefe Einsenkung getrennt.

Letztere, in absoluter Höhenlage von 700 bis 750 m, gehört zum Entwässerungsgebiet des Nka. Der Nka oder Nkam entspringt mit seinem Hauptarm auf dem Plateau und nimmt in Höhe von Ngoko einen von Westen

kommenden gleichnamigen Wasserlauf auf. Durch die Täler des westlichen Nka und des Nja steht die große Ebene in Verbindung mit den Ebenen von Mama-Singam und Po Ewasum. Nahe dem letzteren Dorfe liegt die Wasserscheide von Mungo und Wuri, welche von Elongena aus nach Norden läuft.

Der Abfall des Manengubagebirges zu der ausgedehnten, flachen Senke ist ein allmählicher, der Aufstieg zum Plateau dagegen ein steiler.

Ebensowenig wie die geographischen Verhältnisse des aufgeklärten Gebietes ein einheitliches Gepräge zeigen, bildet dessen Bevölkerung ein politisch in sich geschlossenes Staatswesen. Vielmehr besteht eine Menge unabhängiger, durch gleiche Interessen keineswegs verbundener Stämme. Wie völlig ein Zusammenwirken selbst da fehlt, wo es sich um eine der einschneidendsten Fragen, Fernhaltung eines gemeinsamen Feindes, handelt, beweisen die stammesweisen, häufig sogar nur von einzelnen Dorfschaften ausgeführten Angriffe auf die Expedition. Immer sind diese ohne Unterstützung der angrenzenden Nachbarlandschaften geblieben, auch wenn deren Bewohner europäerfeindlich gesinnt waren, so in Nuaneka, Nboche und Elong. Auch die Nbos und Bamelekes haben sich nicht zu einem Widerstand von mehr als lokaler Bedeutung aufgerafft.

In verwaltungstechnischer Beziehung ist eine solche Zersplitterung fraglos kein Vorteil, anderseits aber schließt dieselbe die Gefahr einer einheitlich organisierten Auflehnung gegen die weitere Befriedung und Heranziehung zu Kulturarbeiten aus. Die Zugehörigkeit der Eingeborenen in der Ngokoebene zu den Nbos des Fontemdorfbezirks ist fraglos; dagegen konnte einwandfrei ebensowenig das Verhältnis der Bakakas zu den im Bezirk Jabassi zwischen Makombe und Nkam wohnenden Stämmen geklärt werden wie die Frage, welche Gemeinschaften zur Urbevölkerung gehören und welche eingewandert sind. Die Angaben hierüber lauteten so widersprechend, daß ich sie als wertlos übergehe.

Trotz Fehlens einer politischen Einheit sind die Handelsbeziehungen lebhafter Natur. Allerdings erstrecken sich dieselben keineswegs auf einen Verkehr der Stämme auf dem Plateau mit den südlich davon wohnenden. Die Geländeverhältnisse bieten hierfür ohne weiteres die Erklärung. Aber unter sich unterhalten sowohl die Völkerschaften am Manenguba und in der Ebene wie die Stämme auf der Hochebene vielfache Handelsverbindungen, wofür die zahlreichen Märkte und die daselbst zusammenlaufenden Wege Zeugnis ablegen. Eine Zwischenhandelszone habe ich weder bemerkt, noch ist mir von Eingeborenen von einer solchen berichtet worden.

In erster Reihe der Exportartikel stehen die Palmkerne. Der Reichtum an Ölpalmen in der Gegend zwischen Manenguba und Nlonako, bei Ndschung, in Nboche, Kongoa und Süd-Bameleke ist groß. In zweiter Linie kommt Elfenbein in Betracht. Kola und Erdnüsse bedürfen eines Anbaues in viel größerem Maßstabe als bisher, um lohnende, ausfuhrfähige Produkte zu werden.

Mit Ausnahme der Ngokoebene und dem Grenzstrich am Nun ist das Gebiet nordöstlich der Manengubaberge durchweg gut, in einzelnen Teilen sogar ganz vorzüglich angebaut. Der Südteil des Bezirks Bamenda macht in seiner Ausnutzung des Bodens einen fast europäischen Eindruck, Farm steht an Farm, und da, wo die Landwirtschaft aufhört, beginnen Weideplätze mit nahrhaftem Gras, auf denen zahlreiche Herden gehalten werden.

Die einheimischen Rinder sind zwar kleine Tiere, die sehr der Veredlung bedürfen, aber der Futterzustand derselben in Elong sowohl wie auf dem Plateau ist ein ausgezeichneter. An Verständnis für Zucht fehlt es nicht, denn wiederholt ist mir die Bitte vorgetragen worden, Buckelvieh aus dem Osten kommen zu lassen, womit die Eingeborenen Kreuzungsversuche machen wollten. Ich hoffe, daß bei genügender, jetzt ja schon ange-

bahnter Zufuhr von Großvieh aus Adamaua allmählich ein besserer Schlag erzielt wird. Vereinzelt (in Bafusam) haben die Häuptlinge sich Buckelrinder zu verschaffen gewußt, die aber einstweilen viel zu selten sind, um wirklichen Nutzen für ganze Landschaften bringen zu können. An Kleinvieh ist überall großer Reichtum, indessen leidet dasselbe in der Regenzeit häufig an einer Vereiterung von Nase und Maul, welche in den meisten Fällen tödlich ist, da die davon

Plateaus rötlichen Lehm. Für tropischen Plantagenbetrieb schlage ich Reiskultur im großen in der Ebene, Gummipflanzungen auf dem Plateau und Baumwollanlagen in den ausgedehnten Steppen Bamums vor. Wilde Baumwolle ist überall auf der Hochebene zu finden, ihr Anbau in Farmen dagegen aufgegeben, seitdem europäische Erzeugnisse die Hausindustrie der Schwarzen verdrängt haben. Die Ergebnisse in Njassosso, Fontemdorf und dem Bezirk Bamenda

Muster einer Dorfstraße.

befallenen Stücke nicht mehr genügend Nahrung aufzunehmen imstande sind.

Von seuchenartigen Krankheiten der Rinder habe ich durch Eingeborene nichts gehört, ebensowenig von einem Auftreten der Tsetse, die auch seitens des Expeditionsarztes nirgends festgestellt wurde.

Die Bodenbeschaffenheit der Manenguba-Vorlandschaften zeigt leichten, schwärzlichen Ackergrund, der Ngokoebene gelben, des

haben längst die Möglichkeit bewiesen, heimische Gemüse und Kartoffeln zu bauen; eines Versuches wert wäre wohl auch die Obstkultur in den hochgelegenen Gegenden.

Auf dem Plateau und während der Trockenzeit auch in der Ebene halte ich die Einrichtung von Verkehrsverbindungen mittels Ochsenwagen für möglich unter der Voraussetzung, daß geeignetes Material an Zugtieren beschafft wird. Das einheimische

Vieh, auch das Buckelrind, genügt nicht. Vor Beginn eines dahin zielenden Versuches empfehle ich aber, den Ausfall der wissenschaftlichen Tsetseuntersuchungen hinsichtlich der Möglichkeit einer Schutzimpfung abzuwarten. Ohne eine Immunisierung, die wenigstens solange anhält, daß die Tiere von der Küste nach den Bakossibergen sicher gebracht werden können, würde eine Einfuhr die große Gefahr der Einschleppung in die bisher tsetsefreien Gegenden in sich schließen.

In die Gegend nordwestlich von den Manengubabergen führt uns eine humorvolle Reisebeschreibung des Missionars G. Spellenberg [19a]). Man kann daraus ersehen, daß selbst ein Missionar bei seinen Reisen manchmal schärfere Maßregeln ergreifen muß, will er vorwärts kommen. Schärfer sind diese Maßregeln allerdings eigentlich nur in den Augen unserer heimischen Kreise, die nie herausgekommen sind. Der Neger selbst findet sie ganz in der Ordnung.

Wenn man in Afrika reisen will, so ist dies mit einer Menge von Vorbereitungen verknüpft und wenn man endlich glaubt, es sei alles bereit und marschfertig, ja wenn man schon im Abmarsch begriffen ist, so kann's nochmals ein oder zwei Tage gehen, bis die Karawane wirklich in Bewegung kommt, denn der Neger versteht es, nach dem Grundsatze zu leben: „Nur nichts übereilt". Da ich schon einmal einige Bakunduleute auf einer dreiwöchigen Reise als Träger gehabt hatte, wobei sie manchmal tüchtige Märsche machen mußten, so wollte den neuangeworbenen Trägern bereits Angst werden, als sie von den früheren über diesen Punkt aufgeklärt wurden. Die Schwarzen der Küstengebiete reisen nicht gerne über das Gebiet des eigenen oder gar des an sie grenzenden Stammes hinaus. Als der Tag der Abreise immer näher rückte, rückten sie eines Tages an und baten um Aufschluß, ob das Gerücht wahr sei, welches im Dorfe gehe, daß ich nämlich in ein fremdes Gebiet nach dem Innern reisen wolle, wo gegenwärtig Krieg sei; zudem solle der Weg über Seen und Flüsse gehen, wo es Krokodile und allerlei böses Getier gebe; wenn das wahr sei, so würden sie nicht mitgehen. Da war ich nun überfragt, denn ich kannte selber nur die Gegend bis zum Sodensee hinauf; von dem, was darüber hinauslag, waren mir nur einige Namen vom Hörensagen und von den Karten her bekannt. Ich konnte die Frager nur dadurch beruhigen, daß ich ihnen sagte: „Da wo der Weiße durchkommt, werdet ihr, als Kinder des Landes, hoffentlich auch mitfolgen können." Als endlich alles gepackt war und der Abmarsch beginnen sollte, fehlte nur noch der Übersetzer, ein eingeborener Lehrer, welcher die im Hinterland übliche Bakundusprache verstand. Wir gingen eine halbe Stunde weit bis zum Zweigweg, wo der Lehrer von seinem Dorfe her mit uns zusammenstoßen sollte. Dort warteten wir in Geduld ¾ Stunden, aber vergeblich; es blieb nichts anderes übrig, als mit Sack und Pack wieder heimzukehren und nochmals Boten hinzuschicken, um den Lehrer zu rufen. Da ließ dieser sagen, er könne nicht kommen, er hätte anderes zu schaffen und müßte nach seinen Gemeindegliedern und Schülern sehen. Der eigentliche Grund war eben Furcht vor den Anstrengungen auf der Reise. Da ich mir keinen großen Erfolg versprach, wenn man „den Hund zum Jagen tragen muß", so mußte ein anderer Lehrer bestellt werden, welcher nach zwei Tagen seine Sachen zur Abreise fertig gerichtet hatte, so daß wir endlich, nachdem wir drei Tage lang im Abmarsch begriffen waren, doch wirklich noch auf die Beine kamen. Das heißt reisen in Afrika, wo man auf Schwarze angewiesen ist. Und wenn der Weiße fast vergehen möchte vor Ungeduld und Entrüstung über solche Langweilerei, so wundert sich der Neger höchstens, wie man's nur auch so sonderbar eilig haben könne. Wer da nicht Geduld lernt, lernt sie überhaupt nicht mehr.

Nun aber zur Reise. — Rüstig ging's mit dem schwarzen Lehrer, seinem Jungen und vier Trägern vorwärts. Ersterer hielt es trotz meines Warnens für nötig, statt wie

die anderen barfuß zu gehen, in schlotternden Gummirohrstiefeln, welche er irgendwo erhandelt hatte, aufzutreten, dabei ohne Strümpfe, so daß er nach einem halben Tag mit wundgelaufenen Füßen hintennach hinkte und sein Junge das Vergnügen hatte, die Stiefel wochenlang auf der Reise mitzutragen. — Der Weg führte erst durch ein verlassenes Dörfchen Mbalange und Ediki. Gleich am ersten Tag gingen wir im Urwald irre wegen der vielen Elefantenpfade, welche den Negerfußwegen ganz ähnlich sind. Doch führte uns der Weg dabei in ein mir vorher unbekanntes Barombidorf „Kang", von wo aus einige Führer uns den Weg bis „Komba", einer Außenstation von Bombe unweit vom Elefantensee gelegen, zeigten. Infolge unfreundlichen Verhaltens der Häuptlingsfamilie entschloß ich mich, noch bei Nacht den einstündigen Weg nach Kake (Besingi ba Kake) zu machen, woselbst ich einer freundlicheren Aufnahme versichert sein konnte. In später Nachtstunde zeigten wir noch unsere biblischen Bilder mit laterna magica und zogen am andern Morgen nach kurzer Predigt weiter über Komba nach der am Elefantensee gelegenen Regierungsstation Johann Albrechtshöhe, dann den See übersetzend, ans jenseitige Ufer ins Töpfer- und Fischerstädtchen Barombi ba mbu. Nach kurzer Predigt brachen wir dort wieder auf, um am selben Tage noch über einen hohen Bergrücken weg den mehrstündigen Weg nach Bekondo zurückzulegen. Damit war ich bereits wieder im Gebiet unserer ersten Barondoreise, welche ich mit Br. Keller 1½ Jahre früher gemacht hatte. Damals waren wir nur durchgereist, heute wollte ich dort übernachten. Schon vor der Stadt begegnete ich einigen ahnungslos plaudernden Frauen, welche über mein Erscheinen sich so entsetzten, daß sie mit großem Geschrei ins Gebüsch rannten. Wir kamen vollends in die Stadt, welche zu den größten im Gebiete zählt und etwa 1600 Einwohner haben mag, was für dortige Verhältnisse viel heißt. Als wir nach dem Häuptlingshaus fragten, in dem der Fremde, wenn er nicht gegen die Sitte verstoßen will, zuerst ankehren und nötigenfalls übernachten muß, wiesen uns die erschreckten Leute die Straße hinauf; von dort wurden wir wieder in die Unterstadt geschickt, und erst als die Leute merkten, daß wir uns nicht abtreiben ließen, wurde uns die richtige Häuptlingswohnung gezeigt. Ehe wir aber noch über die Schwelle kamen, wurde uns die Türe vor der Nase zugedrückt und von den Hausbewohnern gemeinsam zugehalten. Im Bewußtsein unseres guten Gastrechts klopften wir erst ganz anständig, dann als dies nichts half, etwas stärker, wobei wir die Leute durch die Türspalte hindurch mit freundlichen Worten zu beruhigen suchten. Als jedoch auch dies fruchtlos war, mußten wir eben auch afrikanisch vorgehn. Gemeinsam stemmten sich meine Leute gegen die Türe, einige Leute aus der Stadt kamen nun auch herzu und halfen durch Drücken und Schimpfen mit; plötzlich flog die Tür auf und staunend stand man sich gegenüber. Doch ohne Übelnehmerei. Wir verstanden uns bald. Ich fragte mit scheinbarer Entrüstung, ob das wohl anständig sei, einem sie besuchenden Weißen die Tür zuzuhalten, — das übrige besorgen dann immer die Schwarzen selber, indem sie den Weißen noch zu übertreffen suchen. So schimpften sie auch hier noch eine Weile ganz entrüstet über den unbegreiflichen Mangel an Anstand bei den Buschleuten, diese gaben kleinlaut bei und schließlich lachten beide Parteien über die „Dummheit der Schwarzen", was ein stehender Ausdruck unter ihnen ist; der Friede war damit hergestellt.

Von des Wanderers Leiden in Afrika teilt uns gleichfalls G. Spellenberg[19a]) einige Pröbchen mit.

Der Weg führte uns zunächst nach Jfanga, der nördlichsten Mbongostadt, welche auf einem hohen Berge liegt. Sie bietet gegen Südosten hinunter eine herrliche Fernsicht nach den etwa 20 Stunden entfernten Bakosi- und Manengubabergen. Der Häuptling dieser Stadt zeigte ein reges Interesse an der

Predigt und machte oft seine Bemerkungen dazwischen. Und als beim Vorzeigen der Bilder das Staunen allzulauten Ausdruck fand, schimpfte der Alte dermaßen, daß ich durch seinen Lärm noch mehr gestört wurde, als durch das Geschrei der Jugend. In dieser Nacht wurde unsere Nachtruhe mehr als sonstwo von hungrigen Ratten gestört. Obwohl ich in hochgefestigter Hängematte schlief, erwachte ich doch plötzlich, da ich die kalten Füßchen einer Ratte fühlte, welche auf dem Seile herübergeturnt war und mir eben auf dem Gesicht herumlief. Ich verscheuchte sie und schlief wieder ein; aber nach kurzer Zeit war wieder eine an meinen Ohren; ärgerlich über solche Aufdringlichkeit warf ich sie energisch zu Boden und hatte nun Ruhe. Dafür machten sie sich nun hinter meine schwarzen Begleiter und nagten ihnen Löcher in die Fußsohlen, so daß einer von ihnen am folgenden Tage hinten nachhinken mußte. Die Schwarzen haben nämlich einen solch tiefen Schlaf, daß sie es oft nicht spüren, wenn die Ratten ihnen die dicken Fußsohlen anfressen, wofür sie eine besondere Vorliebe zeigen. Es besteht übrigens unter ihnen der feste Glaube, daß die Ratten bei dieser Arbeit eine List gebrauchen, indem sie beim Nagen durch öfteres Anblasen den Wunden kühle Luft zufächeln, damit der Benagte nichts davon merke.

Ganz eigenartig ist die Fetischmützenindustrie bei den Barombi auf dem Inselchen Koto im Richardsee, die G. Spellenberg [19b]) beschreibt. Die Art und Weise, wie sich diese Eingeborenen der dafür nötigen, sehr scheuen und klugen grauen Papageien bemächtigen, beweist wieder einmal ihre feine Beobachtungsgabe.

Der andere, von den Barombi besetzte See ist der kleine „Richardsee" mit einem mitten drin liegenden Inselchen, das seinen Ursprung einer vulkanischen Eruption verdankt, und mit Lavaschlacken übersät ist. Dieses Inselchen, „Koto" genannt, ist von einigen 100 Barombileuten bewohnt. Nebst dem Feldbau, der in den um den See gelegenen Waldungen betrieben wird, leben diese Leute besonders vom Fang der im See vorhandenen kleinen Fische. Was sie nicht selbst brauchen, wird geräuchert und getrocknet, um an umliegende Stämme verhandelt zu werden. Außerdem besteht hier eine Fetischmützenindustrie, die in einer Eigentümlichkeit der dortigen Vogelwelt ihren Ursprung gefunden hat. Und zwar ist es die Sippschaft des grauen, rotschwänzigen Papageis, der sonst ein scheues Leben führt, und in unzugänglichen Mangrovenwäldern nistend, den Menschen meidet. Hier nun macht er eine sonderbare Ausnahme, welche wohl auf einer uralten, in der Vorzeit menschlicher Besiedelung der Insel zurückreichenden Gewohnheit beruhen dürfte. Allabendlich nämlich strömen von allen Richtungen die Papageien der ganzen, weiten Umgebung auf der kleinen Insel zusammen und lassen sich in unmittelbarer Nähe der Hütten auf einigen nicht allzu hohen Bäumen des Dorfes zur Nachtruhe nieder. Dabei werden diese Bäume von den grauen Scharen derart bedeckt, daß die zuletztkommenden sich ihren Platz erst erringen müssen. Das gegenseitige Rupfen und Puffen, Schreien und Händeln währt bis tief in die Nacht, und erst gegen Mitternacht tritt allgemeine Ruhe ein. Beim ersten Morgengrauen ertönt der Weckruf für sämtliche Inselbewohner; denn selbst der Neger mit seinem beneidenswerten guten Schlaf, kann sein Ohr dem alles übertönenden Spektakel der wachgewordenen Jakos nicht verschließen. Menschen und Tiere erheben sich. Die gefiederten Schreier aber, welche unter lebhafter, von Ast zu Ast geführter Unterhaltung noch kurze Toilette gemacht haben, schwingen sich unter ungeheuerem Jubelgeschrei, mit Jauchzen und schrillen Pfiffen wie eine Wolke in die Lüfte empor, und ziehen schwarmenweise in alle Winde hinaus, um in den Wäldern, oder auch in den Maispflanzungen und Palmen sich gütlich zu tun, bis sie spät abends wieder zum altgewohnten Schlafplatz zurückkehren. Diese Erscheinung dürfte in ihrer Art einzig dastehen. Sie wird aber auch von den Be-

wohnern des Inselstädtchens gewürdigt, und dadurch gepflegt, daß sie jede Störung der Vögel vermeiden und daher nie mit einem Gewehr nach ihnen schießen. Sie schmieren zum Fang von Papageien einen Pflanzenleim auf die Äste, in dem die auffitzenden Vögel durch Trippeln und Flügelschlag sich derart verkleben, daß sie schließlich hängen bleiben oder beim Flugversuch herunterfallen und von den Leuten ohne viel Lärm in Empfang genommen werden. Manche der jüngeren Vögel werden lebend verkauft, die meisten aber gegessen, während die roten Schwanzfedern zu Fetisch- oder Losangomützen verarbeitet werden, was einen besonderen Industriezweig der Insel bildet. Die Mützen bestehen aus einem netzartigen Beutel, worin die roten Federn, fest eingeflochten, wie die Stacheln des Igels sich spreizen, während die innere Seite aus den Bastbändern der Kokospalme ein natürliches Futter erhält. Die Mützen werden überall im Hinterland bei heidnischen Festen und Tänzen von den Fetischleuten getragen und lassen sich nach dem Gebrauch mit einem Druck umstülpen, so daß die Federn in spiralförmiger Stellung kunstvoll, ohne verwirrt zu werden, sich ineinander legen.

G. Spellenberg [19b]) schildert auch, wie die Barue, einer der zwischen Manengubabergen und Elefantensee angesessenen Stämme, die Totenfeier ihrer Häuptlinge begehen. Der eigentümlichen Sitte, den Tod eines Großen längere Zeit zu verheimlichen, begegnet man übrigens vielerorts in Afrika.

Die nördlichste, wohl 1200 Meter hoch gelegene Baruestadt „Dikume" (= la Barue = das Dikume des Baruestammes) mit 170 Häusern ist vielleicht die bedeutendste Stadt des Gebietes bis zu den Banyang und nimmt auch unter den umliegenden Stämmen eine hervorragende Stellung ein. Dies konnte man z. B. wahrnehmen in der allgemeinen Teilnahme der letzteren an einem Trauerfest für den im Frühjahr 1900 verstorbenen Oberhäuptling von Dikume. Dieser hatte zwar schon einige Wochen zuvor das Zeitliche gesegnet und war, wie es beim Tode angesehener Persönlichkeiten Sitte ist, in aller Stille begraben worden. Dagegen wurden in alle Barondo-Bakundu, Mbonge-Baruestädte Boten gesandt, um zu einem großen „Ngando" (= Festreigen) für den „schwerkranken" Häuptling einzuladen. Erst am Fest wurde den zusammengeströmten Besuchern die Mitteilung vom Ableben des Stadtoberhauptes gemacht. Bei dieser Gelegenheit waren Leute der genannten Stämme trotz der schlechten Wege zum Teil 15—20 Stunden weit hergewandert, um an den Festlichkeiten teilzunehmen. Für schwachbevölkerte Länder wie Kamerun, ist es ein ganz überraschender Anblick, Tausende von Menschen in einer Stadt versammelt zu sehen. Der Eindruck gestaltete sich aber zu einem grausigen und mußte den ahnungslos eintreffenden Weißen, der nur von einigen eingeborenen Trägern begleitet, durch die tosenden Massen seinen Weg zu nehmen hatte, ein Gruseln überkommen beim Anblick des sich ihm bietenden Schauspiels; die breite Straße der Stadt wimmelte von halbnackten Menschen, während der Festplatz vor der Hütte des verstorbenen Häuptlings fast ganz von den Fetischleuten besetzt war. Einige Hundert von diesen hatten die mannigfaltigsten karnevalartigen Kostüme angelegt, oder waren an Gesicht und Körper schrecklich bemalt. Fast alle Tänzer hatten als Zeichen der Trauer ein schwarzblaues Baumwollendentuch. Viele trugen farbenreiche Gewänder, rote englische Waffenröcke oder aus Pflanzenschnüren gewobene, den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß einhüllende Kleidermasken, allerlei Flitterwerk, Schärpen, um den Körper baumelnde Glocken, schmetternden und Lärm hervorrufenden Fetischkram, ja sogar silbergestickte, mit kleinen Glöckchen besetzte Gamaschen. Auf dem Kopf prangten die feurigroten Losangmützen von der Richardsee-Insel, mit ihren gleich den Stacheln des Igels sich spreizenden Papageifedern. Zur Vollendung des grauenerregenden Anblicks waren die Tänzer noch beschwänzt. Ein aus Meerrohr geflochtener

Lendengürtel mit einem lang hintenausstehenden, steif gebogenen Endfortsatz bewerkstelligte diese künstliche Schwanzvorrichtung. Zur Vervollständigung waren diese Schwänze mit allerlei Fellen von Leoparden, Affen, Antilopen oder Ziegen u. dergl. überzogen, und das Schwanzende zeigte oft noch einen bunten Federschmuck. — In weitem, die Straße füllendem Kreise, die Musikbande der Trommler und Pfeifer mitten inne gelagert, bewegte sich nun die höchsterregte Gesellschaft in rasendem Einzeltanz in der Runde. Bald trippelnd und tänzelnd, oder hüpfend und Sprünge machend, oder in lauernder Haltung, wie auf eine Beute vorwärts stürzend, oder mit dröhnendem Getöse den Boden stampfend und Staubwolken aufwirbelnd drehte sich die Masse in immer schnellerem Tempo, unartikulierte, fast hustende Laute hervorstoßend. Auch das Minenspiel wurde immer erregter und schrecklicher, die Muskeln des Oberkörpers fingen an zu vibrieren und selbst die Schwänze gerieten jetzt in auf- und abwärtsfedernde Bewegungen, wobei sie, dem Takte der Beine folgend, fortwährend am Hinterkopf des Trägers leicht an- und abprallten. Der an solchen Anblick nicht gewöhnte Weiße bekommt unwillkürlich den Eindruck, als habe er lauter Besessene und Verrückte vor sich. Der ganzen Festlichkeit war übrigens der Stempel des Feierlichen dadurch aufgedrückt, daß eine schwarze, in Lebensgröße geschnitzte Menschenfigur, auf einem Stuhle sitzend und in feine Tücher gekleidet, auf dem Dache der Häuptlingshütte aufgesetzt war. Vor dem Hause standen auf einem, mit rotem Tuch überdeckten Tisch zwei kleine Blumenvasen, während an der Dachtraufe des Hauses ein prächtiger Plüschteppich mit eingewirkter Löwenfigur herunterhing. Das Ganze sollte das verstorbene Oberhaupt in seiner Häuptlingsherrlichkeit darstellen. — Das war eine Totenfeier, wie sie selten einem Häuptling widerfährt; sie ließ aber auch deutlich erkennen, welch hervorragende Stellung die Stadt Dikume la Barue unter den bakundusprechenden Hinterlandsstämmen einnimmt.

Eine andere, angenehm auffallende Erscheinung in dieser Stadt sind die Schaf- und Ziegenhirten, welche an der Küste nicht vorhanden sind. Dikume ist nämlich einer der viehreichsten Orte, welche im weiten Hinterlande zu finden sind. Schafe und Ziegen werden täglich von Knaben, welche nackt und, nur mit einem Täschchen und Stöcken ausgerüstet sind, in kleinen und größeren Herden über die Berge hinweg in grasreiche Täler zur Weide geführt und gegen Abend wieder nach Hause zurückgebracht. Diese höchstgelegene Baruestadt macht überhaupt den Eindruck einer angesehenen und wohlhabenden Stadt.

Aus der Feder des gleichen Verfassers (G. Spellenberg [19b]), liegt auch eine eingehende Beschreibung der Lebensweise der in dieser Gegend angesessenen Stämme des Hinterlandes vor. Danach besteht bei ihnen noch die altafrikanische Einrichtung, daß die Frau des Lebens Mühsal auf sich nehmen muß, während der Mann seine Zeit mit Krieg, Jagd, Festen und Nichtstun verbringt.

Die Lebensweise der Hinterlandsstämme ist im ganzen bei allen ziemlich gleich. Sie unterscheiden sich von den Küstenstämmen in wohltuender Weise vor allem durch größeren Fleiß und Arbeitsamkeit, durch Ordnung in Stadt und Haus und weniger anspruchvolles Benehmen. Auch fällt auf, daß, je mehr man ins Innere kommt, desto größer und bevölkerter auch die Dörfer werden. Und während die Küstenstämme ihre Städte in zerstreuter Ausdehnung oder gar in versteckten Einzelhütten und -Höfen im Busch anlegen, wie besonders die Bakwedi am Kamerungebirge, so betritt man hier beim Passieren der Palisadeneingänge eine breit und schön angelegte, lange Straße, welche von den dicht aneinandergebauten Häusern der Stadt eingefaßt wird und zuweilen noch Seitengassen besitzt. Wo aber Lücken vorhanden sind, da stehen Pisang und Bananen oder sieht man hübsche Kürbisanlagen, deren riesige, flaschenartige Früchte auf vorsorglich eingerichteten Stangengerüsten der Reife ent-

gegenharrend ruhen, um später zu Öl- und Wassergefäßen verwendet zu werden. Die meist mit Lehm ausgemauerten Häuser sind höher und luftiger als die der Küstenstädte. Auf der Hinterseite schließen sich kleinere, im Viereck dicht angebaute Hütten an, welche für die Frauen des Hauses als Wohnung dienen und ein kleines Höfchen zur Verrichtung häuslicher Arbeiten umfassen. Zweistöckige Hütten kommen selten vor, zeugen aber doch von Lasten dürrer Holzscheite, welche von umgestürzten Bäumen des Urwaldes losgespalten werden, nach Hause schleppen. Obgleich unmittelbar unter diesen Holzstößen die offenen Feuerstellen am Boden sich befinden und scheinbar eine große Feuersgefahr für jene bilden, so gehören doch sonderbarerweise Brandfälle zu den Seltenheiten. Ein vollbesetzter Holzspeicher ist der Ruhm der Hausfrau und nach dem Tode wird ihr Fleiß

Leute vom Stamme der Bangwa in Kamerun.

einem Sinn für Schönheit und Zweckmäßigkeit. Die Schlafstätten befinden sich in Haupt- und Nebengebäuden und bestehen in Holzpritschen. Meist sind sie mittelst einer Art spanischer Wand aus Matten oder Tüchern abgeschlossen. An den Wänden der Hüttenräume sind auf starken Balkengerüsten mächtige Lager von Brennholz aufgetürmt. Diese werden während der Trockenzeit täglich vermehrt, indem die Frauen und Mädchen bei der Heimkehr vom Felde noch die schwersten nach der Größe des hinterlassenen Holzvorrates beurteilt. — Die Arbeiten des täglichen Lebensunterhaltes sind hier gleichmäßiger auf Mann und Frau verteilt, als dies unter den Küstenstämmen geschieht. Bei letzteren hat die Frau nicht nur die Haushaltungs-, sondern auch die Feldarbeiten, zu verrichten, wobei der Mann nur dem Fischfang, Jagd, Handel und Nichtstun obliegt und jeder Feldarbeit sich schämen würde. Die Hinterländler dagegen arbeiten täglich

einen halben Tag im Felde, und was ihnen an Gelegenheit zum Fischfang fehlt, das suchen sie durch Jagd zu ersetzen; denn Ziegen, Schafe und Ochsen werden nur bei festlichen Gelegenheiten geschlachtet, und Hühnerfleisch zu essen ist dem gemeinen Manne vom Fetisch bei Strafe verboten, nur der Häuptling hat als Oberpriester das Monopol, und höchstens bei Feierlichkeiten dürfen auch Mitglieder der Losangovereine im Fetischhaus Hühner als Götzenopferfleisch verschmausen. Eine strafbare und schwere Beleidigung ist es, wenn einer den anderen bezichtigt, er hätte im geheimen Hühnerfleisch gegessen. Statt dessen ist alles Getier des Waldes, „was da kreucht und fleucht", wenigstens den Männern eine erlaubte und stets willkommene Beute. Außer dem Elefanten, den sie teils in Gruben fangen, teils ihm mit Steinschloßgewehren, welche mit Eisen-, Kupfer- und Messingsplittern vollgepfropft sind, zu Leibe rücken, besteht das Wild in allerlei Antilopen, deren es wohl sechs oder mehrere Arten gibt. Auch kleinere Büffelarten kommen vor. Die Wildschweine sind zahlreich und bilden an manchen Orten eine Plage, indem sie die Felder verwüsten. Auch Stachelschweine mit ihrem wohlschmeckenden Fleisch sind sehr beliebt; Wildkatzen und besonders Zibethkatzen werden häufig als Jagdbeute nach Hause gebracht. Mit den Affen, als Meerkatzen, Paviane und dergl., gelingt es den schwarzen Jägern nicht so leicht wegen der großen Behendigkeit, mit der jene von Baum zu Baum eilen, und vor dem Schimpansen fürchtet sich der Schwarze einerseits, weil er dem Menschen so ähnlich sei, und andererseits wegen seiner Ohrfeigen und Schläge, welche dieser Affe mit solcher Wucht austeilen könne, daß einem nicht nur Hören und Sehen, sondern sogar das Lebenslicht ausgehen könne. Gelingt es zuweilen, einen Leoparden zu erlegen, so geht es natürlich selten ohne mehr oder minder schwere Biß- und Kratzwunden ab. Hat sich ein solcher schon mancher Viehdiebstähle im Dorfe schuldig gemacht, so kann ihm noch das ehrenrührige Los zuteil werden, daß er zur Strafe an den Galgen kommt, wie es in Bombe einmal geschah, wo der maustote Leopard an einem Baum in der Stadt aufgeknüpft worden ist. Diesem Leoparden wurde eine Fetischmütze aus Papageifedern auf den Kopf gesetzt; und während ein wilder Freudentanz um den Viehräuber herum aufgeführt wurde, kühlten die Leute ihr Mütchen an ihm, indem sie ihn noch weidlich durchprügelten, dann zerteilten, in Kessel und Töpfe wandern ließen und zu einem guten Schmause zubereiteten. Schädel, Zähne und Krallen solcher Tiere werden dem „Jsango" (Götzen) zu Ehren dem städtischen Götzenkram einverleibt. — Bemerkenswert ist beiläufig noch eine Behauptung der Schwarzen, daß gewisse Antilopenarten auch Fleisch fressen sollen, was als bekannte Tatsache unter ihnen feststeht.

Die Jagd auf all dieses Wild wird mittelst Netzen ausgeführt. Sie ist Gemeindesache und legt als solche jedem fähigen Manne die Verpflichtung auf, an den jeweiligen Jagden teilzunehmen. Jn jedem Hause hängen zu diesem Zwecke ein oder mehrere weitmaschige Jagdnetze, die etwa 1½ Meter breit und 20 Meter lang sind. Jeder hat sein Netz an das des anderen anzufügen und am Boden und Gebüsche in vertikaler Stellung gut festzubinden. Auf diese Weise wird ein größeres Stück des Urwaldes im Halbkreis umzäunt. Während außerhalb des Netzes in entsprechenden Entfernungen Leute mit Buschmessern und Gewehren aufgestellt sind, dringen bewaffnete Treiber von der offenen Seite her mit großem Geschrei und Lärmen vor und scheuchen das aufgeschreckte Wild gegen das Netz, in dem es hängen bleibt und von den Treibern oder Wächtern niedergehauen oder geschossen wird. Hat einer sein Netz nicht vorschriftsmäßig befestigt, so daß ein Tier entschlüpft ist, so hat nach altem Brauche jeder Knabe das Recht, den Schuldigen, selbst wenn dieser schon graue Haare hat, wie einen Buben zu beschimpfen. Außerdem erhält der Schuldige keinen Beuteanteil und muß sogar den Wert des entkommenen

Wildes ersetzen. Nach Beendigung der Jagd wird auf einem freien Platze nahe der Stadt sämtliche Beute niedergelegt, gemeinsam zerhauen und verteilt.

In Ermangelung von Wildbret werden besonders von den Weibern Bäche und Flüßchen mit kleinen, reifförmigen Handnetzen nach kleinen und kleinsten Krebschen und Fischchen ausgefischt. Viele Tier- und Vogelarten sind den Weibern überhaupt zu essen verboten. Als Delikatessen gelten auch fette Engerlinge und Raupen, welche mit Pfeffertunke zubereitet werden und „sehr gut" sein sollen. Die tägliche Hauptnahrung besteht hauptsächlich aus Pisang und Pfeffertunke. Zur Abwechslung werden auch einige Arten von Knollenfrüchten, Jams, Minde, Colocasia, Makabo und Süßkartoffeln gegessen. Mais und Bohnen werden viel gepflanzt und geröstet oder mit Pfeffertunke gekocht, meist aber zu Mehl zerrieben, mit etwas Palmöl vermischt, tüchtig mit Pfeffer gewürzt und der orangefarbige Brei in einem Bananenblatte gekocht. Der daraus entstehende Ballen hat mit weichem Brot viel Ähnlichkeit und ist eine nahrhafte Speise. Alle Mahlzeiten werden von den Negern aus hölzernen und irdenen Geschirren mittelst der Finger eingenommen, dabei wie üblich auf dem Boden hockend, und zwar essen die Männer und Söhne gemeinsam, desgleichen jede Frau mit ihren Mädchen hernach für sich. Übrigens haben die Hinterländer auch schemelhohe Tischchen, die sie bei besonderen Anlässen zu den Mahlzeiten als Speisetafeln zurichten. Dazu gehören dann noch die überall gebräuchlichen, zusammenlegbaren Klappsesselchen, welche mit Antilopenfell oder Elefantenohr überspannt sind und zu allen Sitzungen und Verhandlungen mitgebracht werden. Zur Beleuchtung ihrer Hütten haben diese „Buschstämme" ebenfalls eine praktische Einrichtung, einfach und sinnreich zugleich. Während die Küstenbewohner gar kein ständiges Licht besitzen oder auf die Erdöllampen der Weißen angewiesen sind, schmieden die Buschleute eiserne Lampen in Form von kreisrunden, flachen Schalen mit daran angebogenem langen Haken zum Aufhängen an Dach oder Wänden. Das gelbe Palmöl dient als Brennmaterial. Der aus einem alten Tuchfetzen gerollte Docht wird derart in das Öl gelegt, daß das angezündete Ende über dem Rand der Schale vorsteht und eine geruchlose, helle Flamme gibt. Das Eindringen der letzteren in die Ölpfanne wird durch Auflegen eines Scherbens hinter derselben verhütet. Nicht selten trifft man sogar Kronleuchter, die von 6—8 an eisernen Armen angehängten Lampen zusammengestellt sind.

In ihrer Art müssen nach der nun folgenden Darstellung G. Spellenbergs[19b]) diese Hinterlandsstämme von einem tiefen religiösen Gefühl durchdrungen sein. Denn religiöse Gebräuche und Zeremonien begleiten danach fast jedes Ereignis des täglichen Lebens. Das spricht dafür, daß sie in der Zukunft wertvolles und brauchbares Menschenmaterial für die Entwicklung der Kolonie stellen werden.

Der Kultus der besprochenen Hinterlandsstämme zeigt nebst vielen Ähnlichkeiten mit dem der Küstenstämme mehr Ursprünglichkeit als bei letzteren. Von allen Stämmen nehmen besonders auch im Kultus wieder die Bakundu eine maßgebende Führerstelle ein. Alle Zeremonien und Ritualformen, sowie die wehmutsvoll klingenden, religiösen Hymnen, welche nicht selten sogar zweistimmig vorgetragen werden, stammen nach ihren eigenen Aussagen von den Bakundu. Die hauptsächlichsten Erscheinungen des religiösen Lebens sind vielerlei Zeremonien, Verehrung von Götzenfiguren, Festlichkeiten mit wilden Tänzen, Gebeten zu Gott, den sie obasi nennen, besonders aber Verehrung und Anbetung der „medimi"-Geister ihrer verstorbenen Eltern und Vorfahren, von denen sie alle Hilfe, allen Schutz und Segen für ihr Leben, für die Stadt, für Feldbau und Jagd und Bewahrung vor zauberischen Einflüssen böser Leute erwarten. Die Gebete für das öffentliche Wohl der Stadt verrichtet der Oberpriester, bezw. der Häuptling auf

einem eigens dazu errichteten Gebets- und Zeremonienhügel, „Ikono" oder „Dikili" genannt, wobei er eine Trommel vor sich schlägt und unter lautem Rufen sein Gebet an Gott und besonders die Geister vorträgt. Aber auch der einzelne Familienvater betet bei besonderen Anlässen. Wenn z. B. der Bakundu morgens zur Jagd ausziehen will, verrichtet er etwa den Abend vorher folgende Gebetszeremonie: Er holt eine Schüssel mit Wasser, stellt sie im Hause nahe der Türschwelle auf den Boden, nimmt ein gewisses Kräutchen und legt es neben die Schüssel. Sodann gebietet er seiner Familie Stille. Niemand darf jetzt mehr zur Türe aus- oder eingehen. Nun setzt er sich vor die Schüssel, faßt die Kräutchen und schlägt damit fortwährend auf den Schüsselrand; dazu betet er etwa folgendermaßen: „Bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, o Gott des Himmels, und bitte, bitte usw. . . ., ihr Geister meiner Eltern und Vorfahren, bitte, helfet mir morgen auf der Jagd, daß ich viel Beute mache. Bitte, Gott, hilf mir, und bitte, ihr Geister von Vater und Mutter, wie ihr auch auf Erden einst gewesen sein möget, ob bös oder gut, bitte, erbarmet euch meiner und segnet mich bei der Jagd!" — Nach diesem Gebet nimmt er sein Kind, stellt seinen eigenen und den Fuß seines Kindes zusammen vor die Türschwelle und schüttet das Wasser der Schüssel darauf. Damit sind seine Tritte und Handlungen gesegnet und geweiht. — Die Geister denkt sich der Bakundu im Innern der Erde, woselbst eine große Stadt sein soll. Die Geister der Guten haben dort ein ruhiges, friedliches Leben, aber die der Bösen werden von anderen Geistern fortwährend geplagt, auch läßt man sie nur auf schlechten und ungereinigten Wegen gehen. — Eine andere Erscheinung religiöser Art, welche große Bedeutung für das Volksleben hat, ist das Bestehen vieler heidnischer Vereine „Bekari", d. h. Fetischvereine, unter dem Protektorat der Häuptlinge und Stadtältesten, welche die leitenden Glieder derselben sind. Der Oberhäuptling hat dabei als Oberpriester die Oberleitung aller Vereine, er ist also auch Mitglied derselben. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Art von Fetischvereinen werden aber hier nicht bloß einige Auserkorene zu Mitgliedern angenommen, sondern jeder junge Mensch hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, dem einen oder anderen dieser Vereine beizutreten. Er muß aber zu diesem Zwecke jahrelang erst seinen Eintrittstribut in Tüchern, Vieh, Feldfrüchten, Jagdbeute und anderen Dingen entrichten, bis er den festgesetzten Eintrittspreis abbezahlt hat; dann erst wird er aufgenommen. Auf diese Weise fließen den Vereinen schöne Einkünfte zu, welche vom Oberhäuptling unter die Mitglieder verteilt werden und ihm selber den größten Gewinn einbringen. Darum halten auch besonders die Alten mit Zähigkeit an diesen Bräuchen fest, soweit sie dies ungestraft fortsetzen können. Die deutsche Regierung hat zwar diese Einrichtungen im Grundsatz verboten; doch bestehen sie in etwas unauffälligerer Form fast überall noch weiter. Diese heidnischen Vereine veranstalten von Zeit zu Zeit gewisse Festlichkeiten, die je nach ihren Veranstaltern bestimmte, oft sonderbare Formen haben. So fällt zum Beispiel dem Reisenden auf, daß in jeder Stadt nicht nur ein oder zwei, der Zahl der Häuptlinge entsprechende Fetischhäuser bezw. -Ruinen vorhanden sind, sondern auch je ein oder zwei hufeisenförmige Erdhügel, welche mitten in der Straße errichtet, sprungbrettartig anlaufen und ringsum mit Pflöcken eingedämmt sind. Eine an unsere Wappenform erinnernde kleine Steinplatte ist am Rande des 1 bis 2 m tiefen Steinabfalls angelehnt und ist geeignet, den ganzen Erdhaufen den Anschein eines Grabhügels zu verleihen. Die Hügel heißen „Ikono" oder „Dikili" und dienen gewissen Vereinen zu zeremoniellen Zwecken; z. B. wird die erwähnte Steinplatte als Sprungbrett für Knaben und junge Vereinsmitglieder benutzt, welche von früher Jugend auf sich darin übten, gleich den Zirkusklowns Luftüberschläge vom Hügel herab auszuführen, so daß sie unten wieder auf die Beine zu stehen kommen. Es sind meist

Knaben, die wegen besonders eifriger Teilnahme an den Fetischangelegenheiten schon frühe in die Gemeinschaft des sogenannten „Geistervereins" aufgenommen wurden. Gelingt ihnen dann gar diese Kunst des Überschlagens, dann dürfen sie diese Purzelbäume als Festzeremonie zum Stolz ihrer Angehörigen aufführen und werden dafür von jedermann gepriesen und beneidet.

In anderer Weise spielt sich eine Expedition der Schutztruppe, die eines Missionars und die eines Kaufmanns in das noch wenig oder gar nicht bekannte Innere Kameruns ab. Die beiden ersten haben wir schon auf ihrem Zuge begleitet, folgen wir nun auch einmal einem Kaufmann. Wir lernen dabei aus E. v. Schkopps [17a]) Schilderung seines Mißgeschickes auch die Reize einer afrikanischen Baumbrücke kennen.

Im Gänsemarsch ging es vorwärts durch die drückend dumpfige Luft des Urwaldes. Beinahe alle Stunden passierten wir kleinere Dörfer, in denen uns die Bewohner entgegenkamen und begrüßten, in der Hoffnung, einen kleinen Dasch in Gestalt von Tabak zu erhalten.

Endlich wurde der Wald weniger dicht und freie Plätze, bewachsen mit hohem Elefantengras, unterbrachen das Monotone.

Deutlich bemerkte man auf diesen Plätzen die Fährte von Büffeln, welche aus dem Busch über den Weg in einem Trupp von etwa 8 Stück gewechselt waren.

Ich hätte jetzt die schönste Gelegenheit, dem lieben Leser ein aufregendes afrikanisches Jagdabenteuer aufzutischen; da ich mich aber für diesmal streng an die Wahrheit halten möchte, andere Reiseschriftsteller auch schon ganz Bedeutendes in bezug haarsträubender Jagdgeschichten geleistet haben, so daß ich selbst bei der größten Anstrengung meiner Phantasie nichts Neues bringen würde, so wird man entschuldigen, wenn ich für diesmal die armen wilden Tiere im afrikanischen Urwalde in Frieden lasse.

Auf meinem Marsche gelangte ich an den Malombe, einen linken Nebenfluß des Njong. Ungefähr 12 m breit und 1½ m tief, wurde er von einem riesigen Wollbaum überbrückt, dessen Stamm 4 m über dem Wasserspiegel die abschüssigen Ufer miteinander verband. Oft war ich schon, à la Blondin, auf ähnlichen Brücken sicheren Schrittes von Ufer zu Ufer spaziert. Meine Leute waren bereits auf der anderen Seite angelangt, als ich, gefolgt von Allegobane, meinem Faktotum, den Fluß überschritt. Schon hatte ich die Hälfte des Weges auf den Baumstamm zurückgelegt, als mein Koch hinter mir einen Schreckensruf ausstößt; ich erhalte von rückwärts einen Stoß und schieße kopfüber ins Wasser, wo ich mich mit Allegobane, der ausgeglitten war und sich an mir festhalten wollte, zu gleicher Zeit befand.

Ich bin wirklich ein seelensguter Mensch, kein Spielverderber und verstehe Spaß, so plötzlich aber aus allen Himmeln gestürzt zu werden, bringt selbst Leute wie mich aus dem seelischen Gleichgewicht. Der Teufel des Zorns erfaßte mich, und schwapp schwapp verabfolgte ich meinem Koch, bis an die Brust im Wasser stehend, ein paar gehörige Maulschellen.

Mehrere von meinen Leuten waren sofort in den Fluß gesprungen, um mir herauszuhelfen. Bedime war herbeigeeilt und leitete meine Rettung. Glücklich erreichte ich, halb geschoben, halb getragen das Ufer, brummend folgte Allegobane.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich keinen besonderen Schaden genommen, wich auch der furor teutonicus von mir. Allegobane aber schmollte ob der empfangenen Ohrfeigen noch eine Zeit, was mich sehr kalt ließ.

Wir befanden uns auf feindlichem Gebiet, denn bis hierher dehnten die Jaúnde ihre Raubzüge aus, während die Bakoko wiederum ihrerseits die Jaúndegrenzen an andern Stellen überschritten und nach dem alten Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" die Dörfer ihrer Feinde niederbrannten, die Anpflanzungen verwüsteten, und wo sie in der Mehrzahl waren, die Jaúnde nieder-

schossen. Der Grund zu diesen Feindseligkeiten war, daß die Jaúnde, in ihrem Bestreben sich auszubreiten und neue Wohnsitze zu suchen, in das Gebiet der Bakoko eindrangen. Dieser Einwanderung widersetzten sich die Bakoko, und es kam zur blutigen Fehde. Derartige Vorgänge sind jedenfalls ein Beweis von dem langsamen aber stetigen Nachdrängen der inneren afrikanischen Negerstämme zur Küste. Langsam aber sicher rücken die zentralafrikanischen Neger vor und nicht lange wird es mehr dauern, und wir haben in den Küstendistrikten von Kamerun ernstlich mit den mohammedanischen Negern zu rechnen.

In der englischen Kolonie Lagos haben die mohammedanischen Haussaneger bereits das Meer erreicht und in Kamerun sind die Haussas schon bis Jaúnde vorgedrungen, wo sie dicht bei der kaiserlichen Militärstation ein Dorf mitten unter den heidnischen Jaúnde haben. Dem Christentum gegenüber verhalten sich die Neger gleichgültig, und von großen Erfolgen bei den Schwarzen können die Missionare kaum reden. Ein Umschwung in den bestehenden friedlichen Verhältnissen wird eintreten, je weiter der Mohammedanismus unter den heidnischen Stämmen um sich greift. Die heidnischen Schwarzen sind entschieden mehr geneigt, die Lehre Mohammeds anzunehmen wie das Christentum.

Das Ziel meines Marsches war das Bakokodorf Sóng Lépém in der Landschaft Ndógenbesol. Bedime, mein Headman, kam zu mir und bat mich, doch an der Spitze der Karawane zu marschieren, da die Leute der unsicheren Zeiten wegen Angst hätten. Was sollte ich tun, hätte ich mich geweigert, so wären mir die Schwarzen vielleicht ausgekniffen, und meine Weigerung wäre mir als Furcht ausgelegt worden; ich „mußte" also wieder einmal. Es ist in der Tat kein angenehmes Gefühl, und ich gestehe es unumwunden ein, durch das Dickicht zu marschieren und dabei gewärtig zu sein, plötzlich aus dem Hinterhalt Feuer zu bekommen und jeden Augenblick niedergeschossen zu werden.

Auf Alegobane und Bedime konnte ich mich verlassen und, solange ich an der Spitze marschierte, auf den größten Teil meiner Leute, mittelgroße, kräftige Gestalten mit breiter, gewölbter Brust. Im allgemeinen sind die Neger feige wie der Schakal, findet sich aber einer, der sich an ihre Spitze setzt und sie mutig gegen den Feind führt, dann folgen sie dem Führer blindlings und werden dem Gegner furchtbar. Wie wilde Katzen springen sie ihn an und verbeißen sich nicht selten in ihren Gegner. Solange der Führer steht, besonders wenn es ein Weißer ist, so lange kämpfen sie und achten keine Gefahr.

Ich zog also an der Tete, die geladene Repetierbürschbüchse im Arm, so zogen wir weiter. Unbelästigt erreichten wir gegen 4 Uhr Sóng Lépém, welches in ein Kriegslager verwandelt erschien. Obwohl seitens der deutschen Regierung die Einfuhr von Perkussionsgewehren durch die Handelsfirmen schon seit Jahren streng verboten ist, zählte ich gegen 40 solcher Schießeisen, mit welchen sich die männlichen Bewohner bewaffnet hatten. In Ermangelung von Zündhütchen hatten die Leute sehr sinnreich die Kuppen von schwedischen Streichhölzern verwandt. Die Verwundung durch ein derartiges Gewehr oder durch die in den Handel gebrachten Feuersteinflinten, die noch zu Tausenden in belgischen Fabriken für den Export nach Afrika hergestellt werden, gehört entschieden nicht zu des Lebens Annehmlichkeiten. Man ladet die Flinten aus reiner Menschenfreundlichkeit mit gehacktem Blei, Messing und kleinen Eisenstücken, die oft erst vergiftet worden sind. Man wird daher verstehen, daß ich wenig Neigung verspürte, mich unnötiger Weise einer Verwundung auszusetzen. Als Heldentat wäre es mir jedenfalls nicht angerechnet worden, und ein Orden war für mich, den simplen Kaufmann, nicht zu erwarten. Die Handelsgesellschaften fragen wenig danach, welchen Gefahren ein Kaufmann unter den unzivilisierten Völkern Afrikas ausgesetzt ist, und wenn diese

auch nicht übertrieben werden dürfen, so bestehen sie doch. Mancher Kaufmann hat es zu seinem Schaden erfahren müssen, der im Dienste der Zivilisation in Afrika gegen die Eingeborenen fiel. Orden und Ehrenzeichen sind für die Jünger Merkurs hier nicht zu holen, darauf haben nur Beamte Anspruch und eventl. die Missionare.

Mißtrauisch betrachteten mich die Schwarzen, als ich aber sorglos an ihnen vorüberschritt, und sie in meinen Leuten Stammesbrüder erkannten, schwanden ihre Befürchtungen. Von Alegobane, der hier bekannt war, ließ ich den Häuptling Mbondo Lépém rufen, um mit ihm zu verhandeln.

Ahue und Mene, zwei meiner Händler, waren von den Jaúnde bei ihren Kämpfen mit den Bakoko ausgeraubt worden. Hier, in der Nähe von Sóng Lépém hatten die schwarzen Trader ihren Wohnsitz gehabt und mit den Eingeborenen Handel getrieben; der Häuptling konnte mir daher wertvolle Nachrichten geben.

Am andern Ende des Dorfes befand sich eine bessere Hütte mit Veranda zu ebener Erde, in der früher Herr Buschmann von der Hamburger Firma A. & C. Lübke seinen Wohnsitz und Nebenfaktorei hatte. Buschmann war von dem Leiter des Handelshauses zurückberufen worden und mußte, sehr zum Nachteil seiner Firma, die Faktorei einem schwarzen Kollegen aus Gabun übergeben. In die ehemalige Faktorei begab ich mich, um Mbondo zu erwarten. Der anwesende Gabunese begrüßte mich als „lieben Kollegen" und Bruder in Merkur. Da ich jedoch für diese Vertraulichkeit kein Verständnis bewies, salvierte er sich hinter einem verlegenen Grinsen.

Gefolgt von seiner ganzen waffenfähigen Macht, etwa 80 bis 90 Mann, erschien der Häuptling in vollem Kriegsschmuck. Jeder trug ein geladenes Gewehr, Pulverbeutel und Antilopentasche mit Eisenstücken usw. über die linke Schulter gehängt, in der Rechten ein 22 Zoll langes Haumesser mit hölzernem Griff und um die Hüften ein baumwollenes Tuch, dessen ehemalige Farbe schwer festzustellen war, sonst — barfuß bis an den Hals.

Die Gemüter waren sehr erregt, desto mehr Ruhe mußte ich bewahren. Fünf, sechs Schwarze sprachen sofort heftig gestikulierend auf mich ein, der ich in meinem Triumphstuhl saß und sie musterte. Als sie keine Antwort bekamen und ich Mbondo erwartend ansah, verstummten nach und nach die Schreier. „Was willst du hier," fragte mich der Häuptling endlich mit finsterem Gesicht.

Alegobane mußte mir die Worte übersetzen, machte dabei einen Fehler, worauf er sofort von dem Häuptling, der sehr gut englisch verstand, verbessert wurde. Mein Koch nahm diese Verbesserung aber sehr übel, jedenfalls hatte er die heute empfangene Ohrfeige noch nicht verwunden, und sein ganzer Grimm entlud sich über dem Haupte Seiner schwarzen Majestät, dem er eine Lektion in Anstand und guten Sitten gab. Mbondo wurde jetzt auch böse, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären beide hart aneinander geraten. Ich störe sonst meine Mitmenschen nicht gern in ihrem Vergnügen, hier aber mußte ich einschreiten. Es gelang mir auch, die Kampfhähne zu trennen, indem ich Alegobane am Genick faßte und zur Seite schob; mich dicht vor den Häuptling stellend, verlangte ich in aller Ruhe den landesüblichen Dash.

Alegobane apostrophierte hinter mir meine Forderung mit Schimpfereien über den Geiz des Häuptlings. „Ruhe" gebot ich, „Mbondo ist ein großer Kokuma (König) und wird mir mein Geschenk schon geben, er hat es nur vergessen."

Man mag sagen was man will, die Neger haben auch ihren point d'honneur, und wie ich Mbondo gegen meine eigenen Leute in Schutz nahm, da mußte er wohl ein Gefühl der Scham über seine Unterlassungssünde empfinden: „Ja, ich bin Kokuma und habe meinen Leuten bereits befohlen, daß sie von meinen Schafen dem Weißen eins bringen sollen," und zu Alegobane gewandt, „du alter Freßhals kannst bloß die Zeit nicht erwarten."

Der Frieden ward bald geschlossen und ich klärte den Häuptling über meine Anwesenheit und deren Zweck auf. Von dem Verlust der Waren hatte er gehört, und wie ich ihm versicherte, daß ich unbedingt auf seine Hilfe zähle, die Sachen wieder zu bekommen, da er allein durch seine Macht und Ansehen dazu imstande sei, war er hoch befriedigt, fuhr seine Untertanen an und schnauzte wie ein preußischer Korporal, um mir seine Macht deutlich zu zeigen.

Die Verhandlungen nahmen lange Zeit in Anspruch und verliefen nicht so schnell und glatt wie hier erzählt. Ich machte Versprechungen, mußte auch oft mit dem Zorn des Gouverneurs drohen, woraus der stolze Selbstherrscher sich nicht viel zu machen schien, denn er meinte geringschätzend: ‚Where live the governor I never see him before, me be governor, me be Mbondo.'

Endlich versprach er mir, die Waren herbeizuschaffen, das war mehr als ich erwartet hatte.

Als ich später wirklich durch Mbondo den größten Teil der Sachen nach meiner Hauptfaktorei Dehane zugestellt erhielt und der Häuptling mich selbst dort besuchte, um seine Belohnung in Empfang zu nehmen, da klärte mich Alegobane auf. Mbondo hatte schon vor meiner Ankunft in Sóng Lépém den Jaúnde die geraubten Waren abgejagt und sie als gute Kriegsbeute betrachtet. Einen Teil behielt er für sich zurück und für den übrigen ließ er sich eine Belohnung geben und spielte sich so als Ehrenmann auf.

Die Nacht verbrachte ich nicht so ruhig wie die vorangegangene, denn es herrschte während der Dunkelheit reges Leben im Dorfe, hin und wieder wurde ein Gewehr abgeschossen, damit der Feind, falls er einen Überfall plante, merkte, wie wachsam man war. Mit meiner Büchse im Arm, bereit für alle Eventualitäten, lag ich in der ehemaligen Faktorei im Halbschlummer auf meinem Feldbett, um mich herum die Lasten; in einem abgeteilten Raume nebenan schliefen meine Leute und fühlten sich in der Nähe ihres Massa sicher.

Zerschlagen und wie gerädert erhob ich mich am nächsten Morgen. Gliederreißen und ein dumpfes Gefühl im Kopf, als hätte ich die Nacht durchzecht. Die Anzeichen des Fiebers waren da. Hier liegen bleiben und den Fieberanfall abwarten, das ging nicht, dazu hatte ich keine Zeit. Zwei Gramm Euchinin und einen kräftigen Schluck Kognak, damit ich auf dem Marsch ordentlich ins Transpirieren kam, und fort hieß es.

Wenn man keine Zeit für die Malaria hat, dann überfällt sie einen auch nicht so leicht.

Östlich vom Kamerunberge sitzt der Stamm der Bakoko oder Mwele. Wie ein Bakoko sein Weib freit, wie er die Hochzeit feiert, das schildert uns E. von Schkopp[17d]). Wie man sieht, muß er sich beides „etwas kosten lassen". Die schwarzen Schwiegereltern halten nichts davon, ihrer Tochter eine möglichst glänzende Mitgift zu geben; der zukünftige Schwiegersohn muß vielmehr nicht unbeträchtliche Werte an sie zahlen.

Hat ein junger Bakoko seine Wahl unter den Töchtern des Landes getroffen, so begibt er sich zu einem Freunde, dem seine Auserkorene bekannt ist und erkundigt sich bei diesem über das Mädchen seiner Wahl. Erhält er die Mitteilung, daß die junge Schöne an irgend einer Krankheit leidet, so unternimmt der junge Mann keine weiteren Schritte und unterläßt seine Werbung. Steht das betreffende Mädchen in schlechtem Rufe, d. h. führte sie einen liederlichen Lebenswandel und beglückte sie andere Männer mit ihrer Huld, so setzt sich ein Bakoko mit Gleichmut darüber hinweg. Im Falle körperlicher Gesundheit bringt er seine Werbung bei dem Mädchen direkt an. Wird er erhört, so sagt sie — ganz wie in Europa — „sprich mit meiner Mutter". Hat auch diese Dame nichts an dem Werber auszusetzen, so wird er weiter an den Vater verwiesen. Zuerst erfolgt die Erledigung des geschäftlichen Teils. Der Alte erkundigt sich genau nach den Vermögensverhältnissen seines Herrn Schwiegersohnes in spe, um danach seine Forderungen zu normieren. Alsdann

Flußlandschaft aus dem Urwaldgebiet des Kamerungebirges.

erkundigt der Vater sich, ob man schon mit dem Mädchen und der Mutter im reinen sei. Hierauf werden die beiden letzteren gerufen und nachdem diese ihre Zustimmung gegeben haben, gilt der Werber als offizieller Bräutigam, der umgehend den Kaufschilling zu bezahlen hat. Des Abends kommt der Bakoko mit großen Gefäßen voll Palmwein zur Hütte seines Schwiegervaters. Hier haben sich die Verwandten des Mädchens versammelt. Pro forma müssen auch sie ihre Zustimmung zu der Heirat geben. Ein Trinkgelage kommt zustande und der nunmehrige Ehemann stiehlt, so will es die Sitte, seine frischgebackene Eheliebste aus deren Hütte und begibt sich mit ihr in sein Dorf. Bei der Entführung legt man den Leutchen keine Schwierigkeiten in den Weg. Am nächsten Morgen wird die junge Frau den Angehörigen ihres Mannes präsentiert. Der Kaufpreis für ein Mädchen beträgt gewöhnlich: 40 Faß Pulver, ein Hund, ein Rock, ein Gewehr, ein Hut, ein Schirm und eine Decke. Diese Dinge sind dem Vater zu übergeben. Die Mutter erhält: 4 Ziegen, eine Kiste voll Zeug, 50 Körbe und 50 irdene Töpfe. Auch die weitere Verwandtschaft des Mädchens beansprucht ihren Anteil, der in Palmwein, Hühnern und anderen Kleinigkeiten besteht, wie solche ein Negerherz erfreuen.

Häufig ereignet es sich, daß ein Bakoko gleich nach der Geburt eines Mädchens sich dieses von den betreffenden Eltern als zukünftige Frau sichert. Bis zu deren Volljährigkeit wird der stipulierte Kaufpreis langsam abgezahlt. Stirbt die Auserkorene vor ihrer Verheiratung, so hat der Bräutigam das Recht, eine andere Tochter der Familie unter Anrechnung des bereits gezahlten Geldes zu heiraten. Will er das nicht, so hat er keinen Anspruch auf Rückzahlung. Ereignet es sich, daß die Braut in geschlechtlichen Verkehr zu einem fremden Manne tritt, so nimmt der Bräutigam die Entehrte nicht zum Weibe, und deren Familie muß die erlegte Summe ausbezahlen. Dies dürfte bei den Bakoko der einzige Fall sein, der nicht, wie üblich, mit Geld wieder gut gemacht werden kann. Der Sohn kann heiraten ohne spezielle Erlaubnis seines Erzeugers, vorausgesetzt, er steht in volljährigem Alter. Manchmal wirbt der Vater für den Sohn um ein Weib. Ist der Sohn mit dieser Wahl nicht einverstanden, so heiratet der Alte das seinem Sprößling bestimmte Mädchen. Die Anzahl der Frauen ist unbeschränkt und schwankt zwischen 3 und 50 Stück. Scheidungen bereiten keine Schwierigkeit, der Wunsch des Mannes genügt, sich von seinem Weibe zu trennen. Die Männer machen von diesem Vorrecht selten Gebrauch. Ist eine Frau unfruchtbar, so hält sich der Mann an den Vater seines Weibes, der ihm dann einen Teil der bezahlten Mitgift herauszahlen oder eine andere Tochter geben muß, falls das Verlangen an ihn gestellt wird. Fünf Tage verleben die Neuvermählten ihre Flitterwochen, dann muß die junge Frau für ihren Herrn Gemahl und Gebieter an die Arbeit gehen.

An einer anderen Stelle erzählt E. von Schkopp [17d]) uns dann, wie die Weiber ihre Tänze aufführen und wie die beiden Geschlechter gemeinsam veranstaltete „Bälle" abhalten. Etwas anders als bei uns sind die Sitten in beiden Fällen.

Die Feste der Frauen unter sich bestehen in Tanz und Gesang, wobei die Männer beim Palmwein das dankbare Publikum bilden. Mehrere Weiber treten nach Ablegung aller die Bewegung hindernder Kleidungsstücke in einer Reihe auf und avancieren unter einer Vortänzerin gegen die Männer. Die Musik machen andere Weiber, die zur Seite auf der Erde hocken und vor sich eine Rippe der Raphiapalme mit kleinen Hölzern im Takte bearbeiten. Dabei ertönt ihr Gesang und besondere markante Stellen werden von den musikmachenden Frauen durch Klatschen in die Hände unterstrichen.

Ist die Linie der Tanzenden bis zu den Männern vorgerückt, so geht es rückwärts, wobei die Vortänzerin der Linie nach einer vorherigen Kehrtwendung gegen die Männer zurücktritt. Vom rechten zum linken Flügel

tanzt die Primaballerina und umgekehrt, zwei kurze Schritte, ein Sprung, ein halber Schritt zurück, ein Sprung vorwärts usw., bis die Linie wieder auf dem alten Platze steht. Das Avaniceren der Tanzenden besteht in einem größeren und zwei kürzeren Schritten, wobei man sich in den Hüften wiegt und die Schulter in einer schnellen zuckenden Bewegung hält. In noch erhöhtem Maße ist bei der Vortänzerin der Oberkörper in Bewegung. Außer diesem und ähnlichen Massentänzen sind auch Einzeltänze beliebt oder Tänze zu Zweien. Bei Einzeltänzen werden die Hände über dem Hinterhaupt gefaltet, und in kurzem abwechselnden Vorschnellen der Beine tritt der Bauch und der Teil, den gewöhnliche Sterbliche zum Sitzen gebrauchen, in Bewegung. Musik und Gesang von Weibern begleiten die Tanzende. Der Tanz zu Zweien ähnelt dem Masurek. Man kann nicht behaupten, daß die Tänze der Bakoko ungraziös sind, im Gegenteil, es wird dabei viel Anmut entfaltet, wenn auch die abschreckende Häßlichkeit mancher alten Dame störend wirkt. Andere Stämme übertreffen die Bakoko in der Kunst des Tanzens jedoch bedeutend, da die Bakoko in ihrer Produzierung langatmig und monoton sind.

Die Festlichkeiten, an welchen sowohl Männer wie Frauen teilnehmen, bestehen in Gesellschaftsspielen verbunden mit Musik und Tanz. Inmitten eines von den Spielenden gebildeten Kreises tanzt ein Mann oder ein Weib, die Umstehenden singen und klatschen in die Hände. Der Tänzer oder die Tänzerin bleibt plötzlich vor einem oder einer der Singenden stehen, und während alle schweigen, wird die Person von der im Kreise vor ihr stehenden angesungen. Der Text zu diesem Einzelgesang ist improvisiert. Junge Männer machen Weibern Liebeserklärungen und umgekehrt, oder man sagt sich gegenseitig Grobheiten. Nachdem der Sänger oder die Sängerin geendet, tanzt er oder sie aus der Mitte des Kreises und gesellt sich zu den übrigen Personen, der oder die Angesungene übernimmt nun die Rolle des Tanzenden usw.

Zu den weiter im Innern wohnenden Stämmen desselben Volkes führt uns Hauptmann Engelhardt[5]). Die von ihm geschilderten Maßnahmen, um der gestohlenen Lasten wieder habhaft zu werden, könnten hart erscheinen. Man darf aber nicht vergessen, daß ein eingeborener Häuptling in gleichem Falle ungleich schärfere Maßregeln ergreifen würde und daß damit mildere einfach nutzlos wären. Ja! Strenge in dieser Art zur rechten Zeit verhindert sogar für später sonst notwendig werdende noch härtere Maßnahmen.

Als ich in Bene meine Lasten nachzählte, fehlten mir zwei von ihnen, die ich besonders deshalb schmerzlich vermißte, weil die eine meinen Feldtisch, einen äußerst praktischen Bündeltisch, enthielt. Sofort schickte ich den baumlangen Mwelehäuptling, der mich begleitet hatte, mit seinen Leuten zurück, um nach dem Verbleib der Lasten zu forschen. Ich wartete aber bis gegen Abend vergeblich auf die Rückkehr des Häuptlings und der Lasten, und so mußte ich mich denn entschließen, da ich ohne den Tisch in meiner Arbeit gehemmt war und es auch unter keinen Umständen hinnehmen konnte, daß einem Weißen ungestraft sein Eigentum gestohlen werde, einige Soldaten und Träger zum Suchen auszuschicken. Ich tat dies nur ungern, weil unsere farbigen Soldaten, wenn sie nicht unter den Augen des vorgesetzten Weißen sind, nur allzuleicht über ihre eigentliche Aufgabe hinaus ihren Landsleuten Gewalt anzutun geneigt sind. Zu gleicher Zeit benachrichtigte ich den inzwischen nach Hilfsträgern vorausgesandten Headman von meinem Verlust und beauftragte ihn ebenfalls, nach dem Verbleib der Sachen zu forschen. Erst spät in der Nacht kehrten meine Soldaten mit dem größten Teil der gestohlenen Gegenstände und einigen Gefangenen zurück; sie hatten die diebischen Eingeborenen dabei betroffen, wie sie die Lasten plünderten, nachdem sie den mit Messingschlössern versehenen Koffer aus Eisenblech gewaltsam geöffnet hatten. Da sich die Leute drohend verhielten und auch nicht sofort alle gestohlenen Sachen heraus-

gaben, nahmen meine Soldaten einige von ihnen als Gefangene mit, während die anderen entliefen. Die Gegenstände selbst, die ich nun wiedersah, zeigten, in welch raffinierter Weise diese Naturkinder selbst ihnen fremde Dinge für ihren eigenen Gebrauch herzurichten verstehen. Von dem Bündeltisch waren die verschiedenen Messingteile vorsichtig abgeschraubt und die Messingkettchen abgenommen worden. Von der dazu gehörigen Gummidecke war der Gummibelag teilweise bereits abgekratzt; augenscheinlich war dieser Decke die zukünftige Rolle eines Kleidungsstückes zugedacht, wobei der Gummibezug dem Träger unbequem gewesen wäre.

Dem Headman, der sich ungefähr zur selben Zeit wieder im Lager meldete, ließ ich sagen, daß ich die Leute für diesen Diebstahl bestrafen müßte. Ich sähe hierin eine gröbliche Mißachtung des Weißen, eine Beleidigung des Vaters durch seine Kinder, die einer strengen Sühne bedürfe. Ich verlangte deshalb, daß mir bis zum anderen Morgen alles bis auf das kleinste Schräubchen zurückgegeben werde, zehn ausgesuchte Schafe gebracht und außerdem zwanzig Hilfsträger für den Marsch bis Semikoa gestellt werden. Wenn bis zum nächsten Morgen meine Forderungen nicht erfüllt werden, würde ich die Strafe verschärfen. Der Leser wird hier mit Recht fragen, warum ich nicht die Auslieferung der Schuldigen verlangte? Darauf kann ich nur antworten, daß ich eben der erste Weiße war, der das Mweleland betreten hatte, und meine Macht nicht so weit reichte, daß ich diese Forderung in wenigen Tagen hätte durchsetzen können. Außerdem hätte ich keine Sicherheit dafür gehabt, daß mir die wirklich Schuldigen auch überliefert würden; höchstwahrscheinlich hätte man mir einige unschuldige Sklaven an deren Stelle gegeben. Ich wußte recht wohl, daß auch meine anderen Forderungen nicht sofort und völlig erfüllt werden würden, deshalb, weil auch in Mwele eine feste, über das Ganze herrschende Autorität fehlt. So waren denn auch richtig am anderen Morgen neben dem Rest der gestohlenen Gegenstände nur einige magere alte Böcke zur Stelle, die ich wieder zurückschickte. Außerdem erhöhte ich mein Gebot auf zwanzig der nützlichen Tiere und drohte ihnen gleichzeitig, daß ich, wenn man mich noch länger hinhielte, das Dorf abbrennen würde. Als aber auch bis zum Abend meinem letzten Wort nicht Folge geleistet wurde und die Eingeborenen sich unter allerhand Ausflüchten wieder um die Erfüllung der ihnen auferlegten Buße zu drücken versuchten, ließ ich das Dorf, wo der Diebstahl begangen worden, meiner Drohung entsprechend behandeln. Hierbei gerieten einige meiner Soldaten ins Handgemenge mit den Eingeborenen, wobei es wieder einige leichte Verwundungen gab und mehrere Gefangene gemacht wurden. Diese Maßregel wird vielleicht als zu hart angesehen werden; wenn man aber bedenkt, daß es sich in diesem Falle nicht einfach um die Bestrafung eines Diebstahls handelte, sondern daß diese Tat der Bewohner eine grobe Mißachtung der Weißen bedeutete, die, wenn sie ungesühnt blieb, von den schlimmsten Konsequenzen sein konnte, so wird man mein Vorgehen berechtigt finden. Weder der Offizier noch der Beamte, am allerwenigsten aber der Kaufmann ist in der Lage, sein Eigentum auf Reisen so zu verschließen oder zu bewachen, daß es nicht gestohlen werden könnte; er muß sich deshalb auf die Ehrlichkeit und auf die Achtung vor seinem Eigentum, die den Eingeborenen anzuerziehen ist, verlassen können.

Die Sitten, Sprache usw. dieser Stämme lernen wir gleichfalls durch Engelhardt[5]) kennen.

Die Mwele und Esum sind zwei nahe verwandte Bantustämme, deren Dialekt zu den Fangidiomen gehört und dem Jaunde verhältnismäßig ähnlich klingt. Meine Jaundeleute konnten sich recht gut mit den Angehörigen beider Stämme verständigen, lachten aber des öfteren über ihre Ausdrucksweise und betrachteten sie als „Barbaren". Ich möchte sie daher, da sie auch in Sitten und Kleidung sehr einander

ähneln, zusammen betrachten. Die Männer sind meist große, stattliche Leute mit knochigen, oft energischen Gesichtern. Besonders die Vornehmen unter ihnen zeichnen sich durch schlanken, hohen Wuchs und zuweilen durch männlich schöne Gesichter aus, die Energie, aber auch zuweilen eine starke Brutalität verraten. Die Kleidung der Männer ist durch den Handelsverkehr mit Europäern bereits stark beeinflußt. Sie besteht aus einem

Medizinmann und Häuptling der Mwele.

Stück Zeug, das um die Hüften geschlungen oder zwischen den Beinen durchgezogen und an einer schmalen Hüftschnur befestigt wird. Die Männer tragen das Haar verhältnismäßig kurz geschnitten. Die frühere Bewaffnung ist durch die eingeführten Vorderlader fast ganz verdrängt worden; es werden wohl noch Speere gebraucht, die sich in gleicher Weise als Wurf- und Stoßspeer benutzen lassen, aber an Stelle von Pfeil und Bogen ist das Vorderladergewehr getreten, das nebst dem dazu gehörigen Schießpulver seit langem von unseren Kaufleuten den Eingeborenen als willkommenes Zahlungsmittel für Elfenbein gebracht wird. Die Weiber sind, wie bei allen Naturstämmen, verhältnismäßig viel kleiner als ihre Männer. Sie schmücken sich mit Perlenschnuren um Hals und Hüften, auch Messingspiralen an Unterarmen und Unterschenkeln sind bei ihnen, wie bei allen Fangstämmen sehr beliebt. Ihre ganze Bekleidung besteht in einem Stutz von Fransen, der aus den Blättern der Raphiapalme hergestellt und an einer Perlenschnur befestigt hinten auf dem Gesäß getragen wird. Vorn bedecken sie ihre Blöße mit einem Büschel Gras, das in die Hüftschnur gesteckt wird, oder sie ziehen ein trockenes Bananenblatt zwischen den Beinen hindurch. Die Esumweiber weichen in der Haartracht von den Mwele ab; sie flechten es meist in kleine, dicht auf dem Kopf aufliegenden Zöpfchen, die dann nach hinten unten am Kopfe abstehen.

Die Tätowierung wird von beiden Geschlechtern gleicherweise geübt. Gesicht, Brust und Rücken, die Unterarme, in seltenen Fällen auch die Beine werden damit geschmückt.

Die Mwele und Esum besitzen wie die meisten Fang- und verschiedene Küstenstämme, z. B. die Duala, eine Art Telephon in ihrer Trommelsprache. Durch stundenweit hörbare Signale, die den hölzernen Trommeln, ausgehöhlten Baumstämmen, entlockt werden, geht von Dorf zu Dorf die Kunde vom Nahen des Weißen, daß er in kriegerischer oder friedlicher Absicht kommt, daß er Essen und Träger braucht, daß und wie er bezahlt. Ja es können, innerhalb enger Grenzen natürlich nur, Zwiegespräche zwischen einzelnen Mwele- und Esumleuten ausgeführt werden.

Bei beiden Stämmen herrscht Sklaverei, die hauptsächlich durch die Kriegsgefangenschaft hervorgerufen wurde. Die Sklaven werden, da sie eben Hausklaven, Hörige, sind, wie dies bei den meisten Naturvölkern der Fall ist, gut gehalten. Sie essen mit ihrem Herrn aus einer Schüssel, und bereits in der nächsten Generation ist ein Teil des

Unterschiedes zwischen Herren und Sklaven verwischt. Allerdings muß ich hinzufügen, daß mir im Mwelegebiet verschiedene Dörfer als Sklavendörfer bezeichnet wurden, was auf eine gewisse Absonderung der Sklaven von den Freien hindeuten würde. Diese Ortschaften sahen aber genau so aus wie die der Freien. Die Leute, die dort wohnten, wurden auch nicht von anderen bewacht, und das nächste Dorf der Freien war oft stundenweit entfernt. Bei der Schnelligkeit meines Marsches ist es mir auch nicht möglich gewesen, über derartige Dinge, die besonders interessant sind, genaue Auskunft zu erhalten. Es ist gerade für den Offizier und Beamten, der, um seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen, mit Bewaffneten das Land bereisen muß, besonders schwierig, über derartige innere Verhältnisse des Volkes richtige Aufschlüsse zu bekommen. Ganz abgesehen von dem natürlichen Mißtrauen gegen jeden Fremden weiß der Neger sehr wohl, daß wir nicht mit allen seinen Sitten und Gewohnheiten einverstanden sind und insbesondere dem mit der Vielweiberei verbundenen Verkauf von Frauen, der Sklaverei und dem Sklavenhandel entschieden feindlich gegenüberstehen. Er weiß auch ferner, daß wir in solchen Fällen Verordnungen erlassen und deren Nichtbefolgung bestrafen. Dies alles sind genügende Gründe für ihn, um den Offizieren und Beamten mißtrauisch zu begegnen und durch Ausflüchte oder Lügen sie vom Gegenstand ihres Interesses abzulenken.

Landschaftsbild aus Mweleland.

Obgleich die Mwele und Esum, wie bereits

erwähnt, zu den Fangstämmen gehören, ist die Anlage ihrer Dörfer von dem reinen Typ eines Fangdorfes etwas verschieden. Ein Fangdorf besteht aus einer doppelten Häuserreihe, die sich längs einer geradlinig geführten, meist sehr sauber gehaltenen Dorfstraße hinziehen. Den Abschluß bilden meistenteils verteidigungsfähige Blockhäuser an beiden Enden der Dorfstraße und eine Palisadierung mit verschließbarer Tür. Ist das Dorf groß, d. h. in diesem Falle lang, so sind auch von Etappe zu Etappe innerhalb des Dorfes Blockhäuser eingestreut. Dieses Schema war weder bei den Mwele noch bei den Esum durchgeführt. Sehr oft war nur eine Häuserreihe vorhanden, die Blockhäuser waren nicht mehr verteidigungsmäßig aus starken Hölzern erbaut, sondern große, geräumige, aus den Rippen der Raphiapalme, des falschen Bambus, hergestellte Baulichkeiten. Zuweilen standen die Häuser ganz regelmäßig im Dorfe verteilt oder sie waren radial zu dem Mittelpunkt des Dorfplatzes angeordnet. Die Wände dieser Wohnhäuser sind meist ein geschicktes Flechtwerk aus den Blättern der Raphiapalme, eine Herstellungsart, die bei den meisten Fangstämmen gebräuchlich ist. Aus solchen Matten sind auch dann die Dächer verfertigt. Seltener finden sich strohgedeckte Dächer. Recht häufig kommen dem aufmerksamen Beobachter Türen- und Fenstergestelle zu Gesicht, die sehr sorgfältig aus behauenem Holz hergestellt und mit buntbemalten eingeschnitzten Figuren geziert sind. Primitive, aber doch recht bemerkenswerte Anfänge des Kunsthandwerks! Bei den Mwele wie bei den Esum, selbst schon vorher bei den Makaa und Gokkum, sind mir Häuser aufgefallen, die solider, sauberer und mit mehr Geschmack erbaut waren als — wenigstens im Innern — manche der sogenannten Buschfaktoreien der Europäer, so daß ich mich tatsächlich erkundigte, ob nicht etwa ein Weißer Anleitung zu dem Bau derartiger Hütten gegeben habe.

Gehen wir aus dem Bakokolande nach Norden, so kommen wir nach der Militärstation Bamum. Von dort aus ist in den letzten Jahren eine Expedition unter Oberleutnant Hirtler[8]) nach dem westlichen Gebiet, dem nördlichen Teil des Graslandes, notwendig geworden. Wie aus dem Bericht hervorgeht, herrschen im allgemeinen dort noch die Sitten des Graslandes. Die Bevölkerung muß sich offenbar gegen häufige Einfälle kriegerischer Nachbarn wehren, darauf weisen die starken Befestigungen der Dörfer hin.

Der Marsch am 17. führte zunächst dem Flusse entlang über mehrere Hügel durch ein Gelände, in dem Ansiedelungen nicht vorhanden sind, vielleicht aus demselben Grunde nicht wie auf der Bamumseite. Elephanten sind dort häufig und wurden wiederholt angetroffen, während ich keinen einzigen bis zum Nun gesehen hatte. Die großen Farmanlagen Bangatos beginnen jenseits des N'Duk, und ebenda fängt der beträchtliche Aufstieg an, welcher in Absätzen zu dem Dorfe emporführt. Bangato ist räumlich um $^1/_4$ bis $^1/_3$ weniger ausgedehnt wie Bamum, macht aber mit seinen teilweise halb zerfallenen Häusern entfernt nicht einen gleich günstigen Eindruck. Eine vorgeschobene Palisadierung und Graben mit Wall schützen das Dorf, in welchem selbst wieder eine zweite Palisadenwand den am Häuptlingsplatz gelegenen Teil umgibt. Beim Herankommen der Expedition standen Hunderte von Eingeborenen auf dem Wall, von denen nur wenige mit Gewehren, die meisten mit Speeren und keiner mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Der Häuptling erschien nicht zur Begrüßung, obwohl mehrere Boten versicherten, er sei auf dem Wege zu mir. Das Hinüberschaffen der Pferde machte bei dem Fehlen einer Grabenbrücke einige Schwierigkeiten, so daß erst mit Einbruch der Dunkelheit die Expedition den Häuptlingsplatz erreichte. Dort empfing das Oberhaupt Bangatos, Nana, dieselbe und berichtete, er habe schon alles zur Unterbringung vorbereitet. Trotzdem machte dieselbe einige Schwierigkeiten und war keine hervorragende. Der Häuptling blieb bis zur völligen Dunkelheit im Lager und

bemühte sich, Ungehörigkeiten seiner Leute zu verhindern, welche ihren Haß gegen meine Bamums nicht verbargen. Ich warnte daher die Eingeborenen, während der Nacht an das Lager zu kommen und veranlaßte den Häuptling zu einem entsprechenden Verbot. Nana bat mich wiederholt um meinen Besuch am folgenden Morgen, den ich ihm auch versprach. Mit 10 Soldaten betrat ich den nächsten Vormittag den großen Beratungsplatz, an welchen sich die stattlichen Gebäude der Häuptlingswohnung anschließen. In einem nach der Lagerseite offenen Viereck waren wohl 2000 Mann aufgestellt, die entgegen der Sitte des Graslandes sämtlich Waffen trugen. Nana war selbst noch nicht anwesend. Als er erschien und mir entgegengehen wollte, warfen sich zahlreiche seiner Leute dazwischen und versuchten ihn zurückzuhalten. Der entstehende Lärm, das Getöse der aneinandergeschlagenen Waffen machten eine Unterhaltung auch dann noch einige Zeit unmöglich, als der Häuptling sich endlich mir gegenüber niedergelassen hatte. Keine Spur von der ehrerbietigen Scheu, welche gegenüber Joia von seinen Untergebenen zur Schau getragen wird, war zu bemerken. Energisch trat Nana erst auf, als zahlreiche Gewehrträger, welche er wegjagte, in der bisher offenen Seite der Aufstellung erschienen. Die gewünschte Auskunft über den weiteren Weg könne er erst den folgenden Morgen geben, erklärte der Häuptling, er werde dann auch Wegeführer mitbringen, vorher aber müsse er mit seinen Großen beraten. Jetzt könne er nur mitteilen, daß die Expedition keinesfalls nach Westen oder Südwesten marschieren solle, die Wege seien zu schlecht und die dort wohnenden Stämme würden mich nicht durchlassen. Am Nachmittag lud ich ihn zu längerer Unterredung ein. Bei derselben waren seine Ratgeber nicht anwesend und der schon am ersten Tage gewonnene Eindruck bestätigte sich, daß nämlich Nana selbst keineswegs feindlich gesinnt, oder vernünftigen Vorstellungen unzugänglich sei, daß aber seine Autorität kaum hinreiche, den offenen Ausbruch von Feindseligkeiten seiner Leute zu verhindern; daß es nicht dazu kam, ist wesentlich der tadellosen Haltung meiner Soldaten zuzuschreiben, welche die aufreizenden Reden und Gesten der Bangatos nicht beachteten. Die Frage des Bahnbaues ließ ich unter den obwaltenden Umständen unerörtert, zumal sich ergab, daß ein Interesse am Handelsverkehr mit Europäern nicht vorhanden ist. Nana erklärte mir, keinen weiteren Kaufmann im Lande haben zu wollen, obwohl er solche schon gesehen habe und auch wisse, daß in Bamum eine Faktorei bestehe. Als erster Europäer wahrscheinlich ist Ramsay in Begleitung eines Angestellten der Gesellschaft Nordwestkamerun 1902 in Bangato gewesen; auf die Route dieses Reisenden war die Expedition zwischen Nun und dem Dorfe gestoßen. Wohl bekannt und geachtet ist Fonjonge am Bali in Bangato. Nana sprach von ihm als seinem guten Freunde, mit dem er in Handelsbeziehungen stehe, was nicht erstaunlich ist, da ja in Bansoa lange schon Balihändler festgestellt worden sind. Die Stationen Fontem und Bamenda kannte der Häuptling und versprach, an letztere einen Elfenbeinzahn zu senden, den er mir am nächsten Morgen zeigen wolle. Für den 19. hatte ich trotz des Abratens den Weitermarsch in westlicher Richtung angeordnet, um endlich über den Batscha ins Klare zu kommen, von dem ich in Bangata nur die höchste Spitze zu sehen bekommen hatte.

In der Frühe erschien Nana mit zwei Wegeführern, aber ohne Elfenbeinzahn. Auch jetzt machte er den Versuch, mich in südöstlicher Richtung in Bewegung zu setzen. Seine Wegeführer entliefen, als ich auf dem Marsch nach Westen bestand. Dieser führte auf gutgehaltenem Wege durch ein reich angebautes, stark bevölkertes Hügelland nach Fongafa. Auf der kurzen, etwa 8 Klm. betragenden Strecke bis dahin waren acht Grabenanlagen und Palliſaden

wände zu passieren, woraus ich, da die Anlagen in recht gutem Zustand sich befanden, schloß, daß trotz des gemeinsamen Abhängigkeitsverhältnisses zu Bangato die einzelnen Dorfschaften nicht in Frieden lebten. Auf den Hügelkuppen an der Straße saßen an mehreren Stellen Wachtposten, welche das Herannahen der Expedition durch ein langgezogenes Pfeifen meldeten, worauf jedesmal zahlreiche Leute herbeieilten, die Straße sperrten und mich aufforderten zurückzumarschieren. Die Trommelsprache scheint nicht bekannt zu sein, denn weder in Bangato noch weiterhin bis Fonkwe habe ich die großen Palavertrommeln gesehen oder die Töne der Kriegstrommel gehört. Pferde sind unbekannt, während ich nach einer früheren Übersetzung durch den Dolmetscher gelegentlich einer Frage danach geglaubt hatte, in Bangato solche zu finden. Das Erstaunen und der Schrecken, welchen die Pferde bei den Eingeborenen hervorriefen, kam der Expedition jetzt zugute, denn häufig genügte es, in scharfer Gangart auf die dichten Scharen loszureiten, um den Weg frei zu bekommen. Nur einmal wurde auf die Nachspitze geschossen, doch erwiderte der Führer derselben, Unteroffizier Siebrand, den Schuß nicht. Durch sein ruhiges und besonnenes Wesen hat dieser Unteroffizier während der ganzen Dauer der Expedition wesentlich dazu beigetragen, daß dieselbe im allgemeinen friedlich verlaufen ist.

Fongafa liegt ungefähr auf gleicher Höhe wie Batscham, also über Station Bamenda und ist das höchstgelegene Dorf, welches die Expedition berührte. Der Häuptling zeigte erst einige Besorgnis, wurde aber bald zutraulich und erschien am Abend mit 400 bis 500 Leuten und reichlicher Verpflegung. Fongafa ist von Bangato unabhängig, hat aber, wie der Häuptling klagte, unter den Übergriffen des mächtigen Nachbars zu leiden. Das Dorf ist von beträchtlichen Erhebungen umgeben, welche den Batscha verdeckten. Europäer seien nie bei ihm gewesen, berichtete der Häuptling, er habe auf die Kunde vom Anmarsch der Expedition eine Gesandschaft mit Ziegen nach Bangato gesandt, welche ihm über die Weißen berichten sollte.

Am folgenden Tage hatte ich einen Angriff der Bamana- und Basu-Leute zurückzuschlagen, was ohne diesseitige Verluste geschehen konnte. Eine Bestrafung meiner Angreifer in Form eines Streifzuges zu führen, hielt ich für außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe liegend und zog daher vor, die Bitte um Frieden zu gewähren, welche schon am Nachmittag von einer Bamana-Gesandtschaft vorgetragen und kurz darauf von Basu wiederholt wurde. Die Strafzahlung in Form von 30 bis 40 Körben Mais, etwa 400 Bund Planten, 99 Ziegen und Schafen nebst 3 Rindern wurde daher angenommen. Die Überbringer, etwa 700 Mann, erhielten durch den Dolmetscher in der Bangatomundart eine ernste Verwarnung, worauf mir geantwortet wurde, die Häuptlinge seien unschuldig an dem Überfall, welcher gegen ihren Willen stattgefunden habe. Nachdem die Leute noch hatten mit ansehen müssen, wie ein großer Teil der Tiere an Fongafa als Anerkennung seiner freundlichen Haltung geschenkt wurde, entließ ich sie.

Zur Belohnung meiner Leute für ihr tapferes Benehmen, zur Herstellung geröfteter Fleischvorräte und aus politischen Erwägungen blieb ich bis 22. in Fongafa.

In Fonkwe traf die Expedition am 24. November ein. Ein geräumiger Marktplatz weist auf die Bedeutung des großen, auffallend sauberen Dorfes hin, dessen Gebäude, soweit ich sie gesehen habe, durchweg in gutem Zustande sich befanden, und wo ich zum ersten Male wieder die riesigen Palavertrommeln vorfand. Fonkwe ist auch in Bamum bekannt, von Joia als wichtiger Marktplatz bezeichnet worden und sollte das letzte größere Dorf vor Mbang sein, Angaben, die sich nachher als durchaus zutreffend herausstellten, da Fonjateba no-

minell Mbang tributpflichtig ist. Der Häuptling Sakute von Fonkwe ist ein Mann von etwa 50 Jahren, der einen schlauen und selbstbewußten Eindruck machte. Die Aufnahme wurde vorzüglich, nachdem ich am zweiten Tage sehr entschieden Mehrleistungen verlangt hatte, da nur zögernd und ungenügend Verpflegung am 24. gebracht worden war. Sakute hatte von Europäern schon mancherlei gehört, gesehen aber noch keinen. Die Station Bamenda war ihm dem Namen und der Lage nach bekannt und er frug, warum ich nicht früher von der Küste aus über sein Dorf dahin gegangen sei. Träger hätte er genügend stellen können und würde es auch jetzt tun, wenn ich die Bamums nicht mitgebracht hätte. Diese hätte ich weglassen sollen, meinte er, überall betrachte man die Expedition mit der Besorgnis, sie sei zur Befreiung der zahlreichen Bamumsklaven gekommen, welche in der Gegend seien. In der Tat habe ich bis nach Forien hinunter zahlreiche Bamums als Sklaven angetroffen, welche von Bangato hauptsächlich geliefert und durch Vermittlung Fonkwes weiter verkauft worden sein sollen. Daß noch der Vater Joias an diesem Handel beteiligt gewesen ist, halte ich nach den Erzählungen der Bamume für erwiesen, so daß die beiden Faktoren, Raub durch Bangato und Verkauf durch den Sultan wohl zusammengewirkt haben. Die Nachrichten über die Küste fingen in Fonkwe an, bestimmtere zu werden, wenn auch außer Mbang kein auf der Karte verzeichneter Name genannt wurde. Bestimmt versicherte Sakute, das Ende des Graslandes sei einen Tagemarsch nur noch entfernt, was mehrere seiner Leute bestätigten. Ich fragte nun, ob da, wo der Wald anfinge, auch der Abstieg beginne. War die bejahende Auskunft zutreffend, so mußte die Fortsetzung des Plateauabfalls vom Nlonako an in nordöstlicher Richtung stattfinden, der Fuß des Batscha aber räumlich mehr an den Steilfall heranreichen. Ob es zweckdienlich sein würde, anzustreben, zwischen beiden hindurch nach Westen zu gelangen, konnte erst der folgende Tagesmarsch lehren, da das nahe Bergmassiv durch das mehrfach erwähnte hohe Hügelland teilweise verdeckt wurde und der Ausblick von Erhebungen bei Fonkwe aus daher ein unvollständiger blieb, welcher über die Schwierigkeiten eines Marsches nach Westen kein abschließendes Urteil erlaubte. Durch einen Eingeborenen aus Fonja hatte ich schon vor einigen Tagen gehört, daß ein verhältnismäßig bequemer Abstieg nach Fonjateba vorhanden sei. Die Möglichkeit, einen allmählich abwärts führenden Weg erreicht zu haben, schien mir umsoweniger ausgeschlossen, als der so weit nördlich beginnende Abstieg sehr wohl sich auf eine längere Strecke nach Süden zu verteilen und unter Vermeidung eines ununterbrochenen Steilfalles von 700 bis 800 m Höhe in Absätzen erfolgen konnte. Trotzdem behielt ich aber ein Abbiegen nach Westen im Auge, sobald das Gelände ein solches begünstigen würde.

Sakute war etwas zutraulicher geworden und führte am Mittag des 25. ein Tanzspiel mit 600 bis 700 Leuten vor. Am 26. brach die Expedition von Fonkwe, wo übrigens das Rauchen unbekannt ist und der zerkleinerte Tabak lediglich zum Schnupfen dient, auf und gelangte durch ein zunehmend schroffere Formen zeigendes Hügelgelände, welches ein Abbiegen nach Westen nicht begünstigte, gegen 1 Uhr an den Abstieg und damit an das Ende des Graslands. Der Weg dahin erwies sich als sorgfältig im Stande gehalten, berührte zahlreiche Dörfer und Pallisadenwände und war teilweise mit kleinen Glimmerblättchen übersät.

Wir drehen nun von Bamum nach Süden ab in die zwischen Bamum und Jaúnde gelegene ehemalige Balingastation im Lande der Jambassa. Wir lernen hier aus dem Bericht des Hauptmann Dominik[4]) über seine Bapea-Expedition ganz eigenartige Sitten und ganz eigenartige Maßnahmen, um sich vor den Überfällen räuberischer Nachbarn zu sichern, kennen. Die Bevölkerung hat sich

wirksam gegen diese zu schützen gewußt, ist dabei zwar fleißig und betriebsam, aber unkriegerisch geworden.

Seitdem im Jahre 1892 die Expedition Ramsay die ersten Jambassas an die Küste gebracht und in Edea beim Stationsbau verwendet hat, haben die Eingeborenen freiwillig nach Aufgabe der Balingastation, sogar zeitweilig unter Fährlichkeiten, Arbeiter für die Jaundestation gestellt, die ihrem Lande am nächsten liegt. Der Jaundestation ist es auf diese Weise leicht geworden, sich einen Stamm von Brettschneidern, Zieglern und Bauarbeitern anzulernen, der immer wieder ergänzt werden konnte.

Trotz des langjährigen Verkehrs mit den Europäern kehren die Jambassas, sobald sie wieder daheim sind, in jeder Beziehung zu dem niedrigen Kulturzustande zurück, in dem sie wohl seit Jahrhunderten in ihren Palmenhainen leben, deren Dichtigkeit an der Peripherie durch künstliche Baumanpflanzungen vermehrt ist. Diese zweifellos von Menschenhand angelegte Baumfenz, durch die nur einige wenige Eingänge führen, umgibt das ganze Land meilenweit als lebende, undurchdringliche Mauer und gerade die gewaltigen Dimensionen der Bäume, die zwischen die Palmen gepflanzt, fast Stamm an Stamm gewachsen sind, gestatten einen Schluß auf das Alter der Jambassa-Siedlungen. Dieser wirksame, merkwürdige Waldschutz hat es aber mit sich gebracht, daß die Jambassa so unkriegerisch geworden sind, wie es im Schutzgebiet wohl nur noch die Dualas sind, welche fortschreitende Kultur derartig beeinflußt hat, daß sie ihre früheren kriegerischen Eigenschaften eingebüßt haben. Der Jambassa hat, trotzdem er mitten in der Wildnis lebt, nicht einmal Schutzwaffen. Noch heut gehen daheim Männlein und Weiblein in paradiesischer Nacktheit einher, und nur wenn ein europäischer Besuch kommt, werden Anzüge, Hüte und Stoffe hervorgeholt. Die Männer behaupten, die Weiber liebten sie nicht, wenn sie ihr Adamkostüm ablegten.

Dominik [4]) schildert Sitten und Lebensweise der Bapea im weiteren Verfolg noch eingehender. Danach scheinen einzelne Stämme von ihnen doch nicht so ganz die kriegerische Tüchtigkeit verlernt zu haben.

Die Bapeas hatten sich durch eine drei Stunden breite wüste Steppe, die teilweise dichter Dornbusch bedeckt, von den Fus abgeschlossen.

Als die Spitze gegen 9 Uhr am 3. Februar auf die angebaute Ebene hinaustrat, war ich erstaunt über das hübsche Bild, das sich bot. Soweit das Auge reichte, war bis zu den kahlen Bergen, von deren Kamm sich einige Ölpalmen abhoben, alles Land peinlich sorgfältig bebaut, und an einen flachen Hügel gelehnt lagen viele Hunderte von Gehöften, in denen es bei unserem Anmarsch wie in einem Ameisenhaufen lebendig wurde.

Wir zogen durch die Jamsfelder, die neu bepflanzt waren und mit ihren Stangen für die Ranken ganz wie niedrige Hopfenfelder aussahen, die jetzt breite Straße entlang auf das Hauptdorf los, das mir als der Sitz des Häuptlings bezeichnet wurde. Rundum wurde unterdessen von den Bapeas geblasen, geschrien, gedroht und getrommelt. Die Männer, nackt bis auf einen Helm aus Affenfell, mit Gewehren, Speeren, Hauern und geflochtenen Schilden bewehrt, zogen sich seitwärts der Dörfer zusammen, während Weiber und Kinder die blökenden Schafherden forttrieben. So kam die Karawane ruhig fortmarschierend an das Dorf, das sich aus beieinander liegenden Einzelgehöften zusammensetzt. Die Wohnhäuser liegen in der Regel auf Postamenten aus gestampftem Lehm in einem Viereck beieinander, dessen eine Seite zwei Schafställe bilden, die aus starken Bäumen, welche palisadenartig aneinandergestellt sind, gefügt und mit Bohlen belegt sind. Auf diesen lagern sorgfältig eingedeckt die Vorräte an Jams, Mais, Kassada und Erdnüssen. Zwischen dem starken Bollwerk, das diese beiden Wirtschaftsbauten bilden, liegt der kaum mannsbreite Zugang zu dem Gehöft, das nach außen gar keine Türen hat, sondern auf

drei Seiten durch die hohen Lehmwände der langen Wohnhäuser abgeschlossen wird. Die Hütten sind aus rohen Stämmen, die mit Rohr durchflochten sind, hergestellt, innen und außen mit Lehm bekleidet und mit Palmblattdächern versehen. Das Hausgerät ist reichlich und gut gearbeitet. Als Schlafstätten dienen feste Lehmbauten nach Art der chinesischen Kangs, nur natürlich nicht heizbar, oder ein grobes Mattengeflecht. Alles ist fest und dauerhaft hergestellt und zeugt mit dem schon erwähnten sorgfältigen Anbau von einer betriebsamen, tätigen Bevölkerung, die mich in allem — auch in ihrer Nacktheit — an die Musgustämme im Scharibecken erinnert. Riesenhaft scheint der Aberglaube der Bapeas zu sein, überall stehen und hängen Medizinen, und fast jedes Stück Vieh trägt einen Fetisch um den Hals. Zwischen den Gehöften begannen die Bapeas zu schießen, wurden aber durch ein paar wohlgezielte Schüsse der Seitenpatrouillen, die später geschickt unsere Rückendeckung übernahmen, in respektvoller Entfernung gehalten, bis wir aus dem Dorf über den 10 m breiten Skoro hinaus waren, der, in einer breiten Schlucht fließend, einen natürlichen Abschnitt bildet. Hier erst kam die ganze Masse der Biakakrieger von allen Seiten zusammen, ließ uns aber schießend und brüllend in das Gebirge abziehen, dessen Fuß wir gegen 1 Uhr erreichten.

Die Expedition war den Biakaleuten zu unerwartet gekommen; sie traten zunächst nirgends geschlossen auf und hätten also keine Gelegenheit geboten, ihnen gleich einen so vernichtenden Schlag beizubringen, daß eine Wirkung auch auf alle benachbarten Bapeastämme erzielt wurde. Deshalb wollte ich sie sicher machen; der Neger mußte unseren Durchmarsch, bei dem zwei Träger angeschossen und nur 6 bis 8 Bapeas gefallen waren, für einen Erfolg seinerseits und eine Folge unserer Angst halten.

Wenn wir zurückkehrten, mußten sie uns geschlossen kommen — und das wollte ich. Das Gebirge streicht in mehreren Ketten geschlossen von Mbam zum Muri nordostsüdwest. Die Südseite mit ungefähr 300 m Kammhöhe über dem gewachsenen Boden hatten wir jetzt erreicht, und die Dubanja Bapeas machten uns den Aufstieg streitig. Sie wohnen ganz anders als ihre Stammesgenossen in der Ebene, mit denen sie natürlich verfeindet sind, in niedrigen Lehmhäusern, die ganz zusammenhanglos wie Schwalbennester an den Hängen kleben. Überall ist Gestein und Geröll, das sehr glimmerhaltig ist, vielfach tritt kahler Fels zutage, Humus ist nur in den Rinnen und Tälern, hier aber zum Feldbau voll ausgenutzt. Nirgends fehlt die Öl- und Fächerpalme. Die Biakadörfer hatten in Pisanghainen gestanden, hier gediehen diese wie auch die Papaigs kümmerlich. Durch eine Schützenkette gedeckt, richtete sich die Expedition auf der Höhe das Lager ein, und Patrouillen gingen nach allen Seiten ins Gebirge. Gegen 5 Uhr kam ein Trupp Dubanjas so gedeckt in das Lager der Jaundeträger, daß diese von ihren Kochtöpfen aufgescheucht das Weite suchen mußten, bis die Bapeas von der Lagerwache vertrieben, mit dem Erfolg, den Trägern die Töpfe zerschlagen zu haben, abzogen. In den nächsten Tagen machte sich der Druck der Außenpatrouillen fühlbar, denn alle Eingeborenenabteilungen verschwanden allmählich aus der Nähe des Lagers. So bequem die eigene Sicherung in dem einsichtigen Gebirgsland ist, so schwer ist es, wirksame Erfolge zu erringen, denn der Eingeborene sieht weithin jeden Menschen und geht eben, wenn er die Wirkung des Gewehrs erst kennt, von Berg zu Berg, erscheint da, wo man eben war und verschwindet, wo eine Patrouille erscheint. Dabei macht es sich besonders fühlbar, daß der farbige Soldat hier in der Regel zu einfältig ist, um richtig Entfernung zu schätzen und mit hohen Visierstellungen zu treffen. Sierra-Leone-Leute, Wey-Soldaten und Jaundes sind eben Söhne des Urwaldes oder der unübersichtlichen Hochgrasländer. Immerhin waren am 5. Februar die Dubanjas ruhig, und ich konnte am 6. früh

10 Mann im Lager lassen, mit 60 Soldaten und den Batis gegen 7 Uhr am Skono erscheinen. Meine Voraussetzung sollte sich erfüllen. Schon als wir in die Ebene traten, hörten wir das Schießen der Biakas, die uns hinter der Schlucht am Dorfrande erwarteten. Die Bapeas gebärdeten sich in der allen Negern bei solchen Gelegenheiten eigentümlichen wilden Art, die den Gegner in Schrecken setzen soll, und verschossen, als wir ausschwärmten, redlich ihr Pulver. Vom Rande der Schlucht bis zu den ersten Gehöften waren 150 m, die wir feuernd zurücklegten. Die Bapeas hielten zuerst wacker, suchten sich hinter ihren Schilden und den Pisangs zu decken, und mehrfach kam es zum Handgemenge. Aber sie konnten nicht schnell genug laden und verloren gar zu viel Menschen, so daß bald eine wilde Flucht entstand, und das ganze sich zu einer Menge Einzelgefechte bis weit in die unbewohnte Steppe hinein gestaltete. Gegen 2 Uhr sammelte ich. Unser Verlust belief sich auf 1 Soldaten und 2 Lagerfolger tot und 11 Verwundete. Die Verluste der Bapeas waren groß, Biaka selbst war gefallen. Wir hatten ein Gewehr eingebüßt. Der Soldat Atangana hatte sich auf der Verfolgung, eine Stunde von den Dörfern entfernt, plötzlich allein unter einer Menge Bapeas befunden, die ihm die linke Kopfseite spalteten und sein Gewehr entrissen. Nun war er um sein Leben gelaufen. Ihm lösten sich, wohl infolge der Steine, an die er in seiner Angst gestoßen hatte, nach einigen Tagen fast alle Nägel von den Zehen. Wir übernachteten in nahen Ausbauten. Morgens entließ ich einige gefangene Weiber, um die Biakas zur Unterwerfung bei Rückkehr der Expedition aufzufordern.

Besonders die nördlichen und östlichen Stämme der Bapeas scheinen doch noch kriegerisch sehr tüchtig zu sein, obgleich Hauptmann Dominik[4]) sicher im Recht ist, wenn er ihren tollkühnen Mut in erster Linie ihrer Unbekanntschaft mit dem Übergewicht des modernen Feuergewehrs zuschreibt.

Am 21. Februar wurde der Marsch zu den nördlichen und östlichen Bapeas angetreten und in Assena, das wir vor dem Biakagefecht passiert hatten, gelagert. Hier stellte sich der Bruder des gefallenen Biaka, erklärte seine Unterwerfung und Bereitwilligkeit, Arbeiter nach Jaunde zu stellen. Auch das erbeutete Gewehr brachten die Bapeas mit. Die nordöstlich von Assena wohnenden Mbatas hatten den vorausgesandten Boten erklärt, uns den Marsch durch ihr Gebiet keinesfalls zu gestatten, und ich war erstaunt, am 22. alle Siedlungen, die reichlich in der weiten Ebene verstreut lagen, vollkommen verlassen zu finden. Der Stamm ist groß und das Hauptdorf sollten wir erst gegen 12 Uhr erreichen. Die Mbatas grenzen an die Tschingas (Balingas). Auffallend ist der Unterschied zwischen beiden Gebieten. In Tschinga einzelne Dörfer in hohem Elefantengras und viel Laubwald, in Mbata überall Felder und große Dörfer in dichten Ölpalmhainen. Sehr viel schönes Kleinvieh, das auch bei den Batis fehlt. In das Mbataland vermochten die Wutes auf ihren Sklavenzügen nicht vorzudringen, während sie Tschinga entvölkert und ausgeraubt haben. Die Mbatas sind die einzigen Bapeas, welche ich mit Pfeil und Bogen bewaffnet fand. Das kommt wohl daher, daß sie, mit allen ihren Nachbarn verfeindet, keine Händler in ihr Land ließen und keine Märkte kennen. Es war drückend heiß, so recht die Temperaturstimmung, die den ersten Tornados vorauszugehen pflegt, als die Expedition ihr Marschziel, das Dorf des Oberhäuptlings Nubaru erreichte. Das Dorf besteht aus einem offenen Komplex von einigen 40 Hütten. Rundum ist ein Palmenwald mit dichtem hohen Gestrüpp aus Dornbusch und Gras. Die Soldaten hängten gerade bei den zusammengesetzten Gewehren das Gepäck ab, als rundum im Busch wildes Geschrei ertönte und ein Hagel von Pfeilen niederging. Die Posten feuerten, aber in der Verwirrung, welche die in die Häuser flüchtenden Träger momentan verursachten, kamen die Mbatas bis mitten ins Dorf. Unser Schnellfeuer trieb sie sofort in den Wald,

der nun Schritt um Schritt abgesucht wurde, während ich auf den Wegen Patrouillen vortrieb, um die Flüchtlinge auf freiem Felde an der Peripherie des Busches abzufangen. Noch zwei Stunden später knallte es im Dickicht. Die Mbatas haben bei diesem tollkühnen Angriff nach ihren eigenen Angaben die Hälfte ihrer Leute verloren. Biaka ist von Nubaru in der Luftlinie kaum 5 km entfernt. Nur ihre vollkommene Abgeschlossenheit erklärte es, daß die Mbatas den Mut zu dieser Aktion fanden, welche die Expedition für einen Augenblick wirklich gefährdete. Wir verloren im Handgemenge einen Soldaten, einem andern wurde neben schweren Kopfwunden der rechte Daumen abgeschlagen, zweien wurden am linken Arm mehrfach die Knochen durchschlagen und die Pfeilverletzungen bei Soldaten und Trägern waren zahlreich. Von den eingeborenen Hilfstruppen fiel leider der junge Häuptling Ingede.

In das Land der im Süden Kameruns, bis an die Südgrenze, hausenden Bules führt uns ein Bericht des Stationschefs Preuß. Es müssen zum Teil noch recht wilde Völkerschaften sein, deren offenbar stark entwickelte Habgier nicht dazu beitragen dürfte, milderen Sitten so rasch Eingang zu verschaffen.

In vier Tagen wurde auf einem verhältnismäßig gut passierbaren Wege, der nur durch das kühle Bad bei dem etwa dreißigmaligen Durchschreiten des Flusses Jua unfreundlich wurde, das sauber und schön angelegte, am Flüßchen Long gelegene Dorf Eta erreicht.

Der Häuptling, der einen Schutzbrief und mit großem Stolz die deutsche Flagge zeigt, bewies mit den etwa 200 Köpfe zählenden Insassen das denkbar freundlichste Entgegenkommen. Nirgends war eine Spur von Mißtrauen bei den Eingeborenen zu erkennen, überall zeigte sich in erfreulicher Weise der vorteilhafte Einfluß europäischer Kultur. Auch die Ältesten der zu Eta gehörenden kleineren Ortschaften erschienen bald nach Einrücken der Expedition mit Geschenken und legten Zeugnis ihrer regierungsfreundlichen Gesinnung ab. Zum Unterschied von anderen an der Grenze gelegenen Ortschaften verdient hier das gute Verhalten der Eingeborenen, das auch von dem Angestellten der Gesellschaft gelobt wurde, hervorgehoben zu werden. Neben Ermahnungen zur Ruhe und Ordnung wurden die Leute durch praktische Belehrung über Anzapfen der Gummibäume vor Raubbau gewarnt. Fleißige Trägerdienste sicherte man allgemein zu.

Von Eta führte der Weg durch das Limbom-Land meist durch Ortschaften nach Kul. Auf dieser Strecke wurden große Gummibestände angetroffen, deren Ausbeutung überall rationell erfolgt war. Raubbau habe ich nirgend bemerkt. In einzelnen Ortschaften konnte ich alte Feindseligkeiten durch richterlichen Spruch aus der Welt schaffen, die durch nie endenden Krieg bislang Handel und Verkehr gestört. Meist hatten Weiberhändel die Veranlassung zum Streite gegeben. Die Väter sind häufig so praktisch, ihre Töchter mehrmals zu verheiraten und dadurch den doppelten Gewinn einzuheimsen.

Die Aufnahme bei dem Chef Kul, einer alten, würdigen Erscheinung, war eine recht gute. Durch fleißige Überbringung von Lebensmitteln und durch ermüdendes, greisenhaftes Geschwätz versicherte er unaufhörlich seine und seiner Leute unwandelbare Treue. Klagen wurden weder gegen die Gesellschaft vorgebracht, noch hatte diese ihrerseits etwas gegen die Eingeborenen ins Feld zu führen. Man lebte in erfreulicher Eintracht. Nachdem ich von hier aus noch den umliegenden Ortschaften die üblichen Ermahnungen und Belehrungen während meines Besuches erteilt hatte, versuchte ich mit Hilfe des vielmögenden Einflusses Kuls, in friedlicher Weise wegen der Ermordung des Küstenmannes mit dem Chef des Dorfes Besam in Verhandlung zu treten. Leider war jede Mühe umsonst. Die von Kul an den Chef Nila in Besam abgesandten Leute, die die Absichten der Expedition dem Genannten

übermittelten und ihn zum Besuch in Kul überredeten, begegneten Hohn und Spott. Zur selben Zeit langten Träger der Gesellschaft aus Lomïe an, die wiederum über tätliche Bedrohungen und Belästigungen, denen sie in Besam bei ihrem Durchmarsch ausgesetzt gewesen, klagten. Dadurch wurde das Gerücht, Mila rüste seit langem zum Kriege, bestätigt. Patrouillen und Eingeborene meldeten, daß Besam-Leute tagsüber den Weg bis zu dem zwei Stunden vor ihrem Dorfe gelegenen unwegsamen Flußgelände besetzt hielten und die durchmarschierende Expedition überfallen wollten. Die Ortschaft ist von Kul in zehn Stunden zu erreichen. Ich richtete nunmehr den Anmarsch so ein, daß ich nach sechs Stunden eine Ruhepause machte, um die letzte Strecke nachts zurückzulegen. Durch mein unerwartetes Eintreffen am frühen Morgen hoffte ich, die Eingeborenen von törichten Schießereien auf dem Wege abzuhalten und die Angelegenheit in friedlicher Weise zu erledigen. Alle guten Absichten wurden jedoch von den in Besam weilenden Bules zerstört. Als ich mit der Spitze nach mühsamem Nachtmarsch (mit Fackeln) unter Begleitung von Eingeborenen des Kul, die ich mitgenommen hatte, um nochmals das friedliche Vorhaben schon äußerlich erkennen zu geben, um etwa 6 Uhr morgens eintraf, erhielt ich lebhaftes Feuer; das Dorf war von mehr als hundert Männern besetzt, die sich gerade zum Abmarsch auf ihre Posten am Wege rüsteten. Nach kurzem Gefecht, wobei ein Soldat verwundet wurde, räumten die Leute das Dorf und zerstreuten sich in dem Buschwerk, wo sie durch nachgesandte Patrouillen, auf einen Angriff nicht vorbereitet, erhebliche Verluste erlitten. Bei dem Ansturm am Eingange erhielt ich von einem Bule einen Hieb mit einem Buschmesser, den der Tropenhelm abhielt. Unter den Toten wurden insbesondere Bule bemerkt. Mehrere Gefangene wurden eingebracht. Die Spuren des geflohenen Chefs führten nach Tsilegan und Lomië. Da erfahrungsgemäß kriegerische Begebnisse auch die unbeteiligten Eingeborenen einschüchtern und, mißtrauisch, zu törichten Handlungen verleiten, sandte ich erfahrene Leute von Kul, der alsbald selbst erschien, wohl um an der Kriegsbeute teilzunehmen, zur Beruhigung der von mir später zu durchziehenden Ortschaften voraus. Ich erreichte denn auch dadurch, daß die Chefs von Tsilegan und Lomië mir entgegeneilten und vor allem Mila, der sich versteckt hielt, preisgaben. Der Genannte erschien in Lomië vor mir, bedauerte das Verhalten seiner Leute und bezeichnete als Schuldige an allen Vorkommnissen die Bule, die seine unerfahrenen Leute schlecht beraten. Die Ermordung des Wey-Jungen führte er gleichfalls auf die Bule zurück, die aus Konkurrenzneid gegen alles, was Handel treibt, von Haß erfüllt sind. Er bitte um milde Bestrafung. Diese Bitte wurde lebhaft von den übrigen Häuptlingen unterstützt, indem sie selbst für das ferner gute Verhalten Milas bürgten. Ich sicherte ihm deshalb die Freiheit zu und bestrafte ihn zur Zahlung von 100 kg Elfenbein, 20 Ziegen und zur Gestellung von 50 Strafträgern. Mit großer Genugtuung konnte festgestellt werden, daß Übergriffe von Angestellten usw. der Gesellschaft nirgend vorgekommen sind. Nach Abschluß der Friedensverhandlungen stellten sämtliche Chefs als Zeichen ihrer Ergebenheit eine große Anzahl Träger für die Gesellschaft zur Verfügung. So war es denn glücklich gelungen, die Angelegenheit auf den einen Platz zu beschränken und aus dem Wege zu räumen, ohne daß weitere Ortschaften durch ihre Unbesonnenheit in Mitleidenschaft gerieten. Hier erschien auch der große Chef Bidjum und bat um die Erlaubnis, mich nach seinem Platze begleiten zu dürfen. Auf dem Weitermarsch dorthin zeigte sich die heilsame Wirkung des energischen Eingriffs. Überall war man von einer Zuvorkommenheit, die überraschte und die man bei dem Phlegma der Leute für gewöhnlich nicht erwartet. Wieder kann ich hier von angetroffenen enormen Gummimengen berichten,

deren Ausbeutung einen großen Gewinn in Aussicht stellt. Erfreulicherweise fand ich, daß die Angaben über Raubbau sehr übertrieben waren. Nur ganz vereinzelt kam ich in die Lage, Ortschaften dieserhalb mit Zahlung von Ziegen zu bestrafen. Ich möchte mit Bestimmtheit annehmen, daß die überall erfolgte praktische Lehre nunmehr rationelle Pflege und Ausbeutung für alle Zeiten sichert.

Gehen wir nun in den Norden Kameruns, und zwar zunächst zu den dort ansässigen Negerstämmen. Sie haben, wie sich aus den folgenden Abschnitten ergeben wird, zwar manche Sitten von den Fullahs angenommen, immerhin aber sind sie volle Neger geblieben. Hauptmann Stieber[20]) gibt einen eingehenden Bericht über seine Expedition in das Land der Musgum, im Nordosten Kameruns an den Ufern des Logone.

Musgum ist eine Stadt von 800 bis 1000 Hütten, die in gleicher Bauart wie die des weilerartigen Tekele hier eng aneinandergepreßt vollständige Straßenzüge bilden, deren Passieren mit Gefahr für Kniescheiben und Pferdebeine verknüpft ist, und die von einer hohen, starken Mauer umgeben sind. Zwischen den einzelnen Winkeln und Ecken der Häuser und Straßen eingefügte, gartenartige Tabakpflanzungen geben dem ganzen einen wohnlichen Anblick, wie überhaupt der Sinn für eine gewisse Annehmlichkeit des Lebens und der Häuslichkeit nicht zu verkennen ist; z. B. brauen die Musgus ein vorzügliches Bier, das sich mit dem der Bornus, Bephirnis usw. gar nicht vergleichen lassen kann. Allerdings findet sich auch zu diesem Zwecke in jedem größeren Häuserkomplex ein besonderes Haus mit all den nötigen Einrichtungen zum Herstellen des Bieres vor.

Musgum und das nicht weit entfernt liegende, noch größere Mala sind die einzigen umwallten Musgumstädte, die ich auf meiner Reise angetroffen habe. Die Furcht vor den steten Kriegen und die Hoffnung, durch geschlossene Städte einander mehr Schutz zu gewähren, haben wohl zu diesen Städtebildungen geführt, die der ganzen Lebensart der Musgus sowie ihrem Charakter nicht entsprechen. Abgesehen von dem auch hier überall reichlich vorhandenen Schmutz, machen diese Städte einen guten Eindruck; ihr Anblick hat infolge jeden Fehlens von Strohfenz oder Strohdach tatsächlich etwas Städtisches, und ihr Schutz muß auch für die Eingeborenen durch ihren festungsartigen Charakter nicht unbedeutend gewesen sein.

Der Reichtum der Musgus besteht in dem Besitz von Weibern, Sklaven und von Vieh. In Musgum und Mala waren noch sämtliche Weiber geblieben, wenn sie sich auch scheu zurückhielten, während späterhin auf der ganzen Reise alle Weiber in den Busch geflohen bzw. geschickt worden waren.

Die Bekleidung der Musgus besteht meist nur in einem um den Hals oder das Fußgelenk gewundenen Strick; einzelne tragen auch ein kleines Fell als Schutz oder Unterlage beim Sitzen. Messing- oder eiserne Arm- und Fußringe kommen des öfteren vor, stammen jedoch aus Baghirmi. Die bei Barth erwähnte kleine Pfeife, die jeder vornehme Musgu bei sich tragen soll, habe ich nicht so häufig vorgefunden. Als Waffen tragen sie zwei bis drei Wurfspeere und einen Schild, auch Wurfeisen sind häufig. Das Eisen erhalten sie aus südlicheren Gegenden des Gebietes und auch aus Mandara; die Schilde sind kunstvoll aus dünnen Rohrgeflechten oder aus dicker Kuhhaut hergestellt. Sattel und Zaumzeug führen sie gar nicht; ein dünner, um die Schnauze der Pferde gewundener Strick dient als Leitseil und Halfter. Die Frauen tragen einen aus Gras geflochtenen schmalen Streifen durch die Oberschenkel gezogen; Arm- und Fußringe sind auch bei ihnen zahlreich vertreten, aber Baghirmiursprungs. Den Zinnbelag ihrer häßlichen Lippenscheiben stellen sie aus gleichfalls aus Baghirmi bezogenen einfachen Hosenknöpfen her, im Innern werden auch meist einfache Holzscheiben ohne Zinn verwendet. Das Sprechen ist durch diese aufeinanderklappenden Scheiben nicht leicht, und die Sprache hat etwas Lallendes;

die Scheiben sind leicht aus- und einwechselbar.

Das Stellen der Verpflegung sowie überhaupt jede Hilfeleistung der Eingeborenen in Musgum war schon etwas schwierig, da der Häuptling nicht viel Einfluß zu haben schien.

Vor dem Tore Musgums am Logoneufer hatte man einen weiten Fernblick, der zu Peilungen benutzt wurde. Überall sah man jetzt die runden Hütten der Musgus in der Ferne auftauchen, umgeben von hohen Delebpalmen.

Das bis hierhin durchzogene Gebiet kennzeichnet sich als eine breite, fruchtbare Niederung des Lage-Matia, eines Nebenarms des Logone, der in der Regenzeit weit über seine Ufer tritt, von Tekele bis Ngundeni einen großen See bildet und sich auch mit seiner Überflutung bis weit auf Tage hinaus nach Mandara zu erstreckt. Ein Verkehr ist hier in der Regenzeit und zwei bis drei Monate nachher, von August bis Januar, nur in Kanus zwischen den einzelnen, wie Inseln aus dem Wasser ragenden Städten möglich; teilweise wird sogar die Ernte in Kanus eingebracht. In damaliger Zeit, Februar, boten allerdings die mächtigen grünen Wiesenflächen mit zahlreichen Antilopenherden, zwischen denen sich der Lage-Matia, an seinen Ufern von zahlreichen Wasservögeln belebt, reizvoll hindurchwindet, einen äußerst anziehenden Anblick dar.

Am 17. Februar brachen wir wie gewöhnlich im Morgengrauen von Musgum auf und zogen hart am Ufer des hier breiter und imposanter wie bei Kusseri und Karnak-Logone fließenden Logone hin. Wir passierten erst die kleine ummauerte Stadt Mirbedia und betraten dann die weilerartigen, in kleinen Komplexen zerstreut liegenden Gehöfte von Makedarua, durch die der Weg sehr bald nach dem großen Mala führte.

Mala ist die mir bekannte größte ummallte Musgumstadt, und ich habe auch von einer anderen größeren nichts in Erfahrung bringen können. Während die Expedition selbst vor den Toren der Stadt hielt, ritt ich mit meinen Reitern durch ihre Straßen, die genau dasselbe Bild boten wie Musgum, eng, winkelig, für Vieh und Menschen gleich schwierig zu passieren, mit nur wenig größeren Plätzen, den üblichen grünen Tabakpflanzungen und überall auch mit dem Bild gewisser Behaglichkeit und Wohlhabenheit. Zwängte man sich durch die Hütten durch, so erkannte man, daß immer etwa 8 bis 12 Hütten in einem Halbkreise gebaut waren, dessen Inneres einen kleinen mit Hausgerät, Vieh, Kindern und Hunden angefüllten Hofraum umschloß. Die Einwohner zogen sich scheu in ihre Hütten zurück oder hockten stillschweigend um die sie in der Morgenfrische wärmenden Feuer. Der Häuptling von Mala erschien sehr bald mit in der Eile zusammengerafften Hühnern und Eiern und lud uns dringend zum Bleiben ein, wohl wissend, daß wir beabsichtigten, unsern Weg weiter fortzusetzen.

Von Mala ging es dann immer dicht am Logone entlang durch Katana, Keikei nach Tsuleki.

Der Anblick, der sich auf diesem Wege bot, ist der eigenartigste, den ich im ganzen Schutzgebiet gesehen habe. In der Mitte floß der breite, mächtige Logone dahin und zu beiden Seiten dehnten sich in nicht abzusehender Entfernung ein Weiler jener sauber gebauten Musgumhütten nach dem andern unter herrlichen Delebpalmen aus. Soweit man blicken konnte — das Land ist völlig flach und der Rundblick weit — Haus an Haus, Gehöft an Gehöft; dazwischen bestellte Felder, umgegraben und zum Teil mit Düngung versehen, unterbrochen nur durch die grünen, sich eng an die Gehöfte anschließenden Tabakpflanzungen. Und dieser Anblick nicht nur auf Stunden, sondern auf Tage, ja auf Wochen hindurch, wobei allerdings die Bauart der Hütten infolge der Bodenverhältnisse wechselte. Meine flüchtig ausgeführte Konstruktion der Route kann nur oberflächlich ein Bild dieser gewaltigen Besiedlung geben, wobei ich noch anführen muß, daß die dort verzeichneten Hütten-

komplexe nur die sichtbare Flächenausdehnung der einzelnen Landschaften angeben, wie sie sich dem Auge boten; sicherlich ist ihre tatsächliche Ausdehnung noch weit größer und unserem Auge durch Bodenwellen und andere Hüttenkomplexe entzogen gewesen. Wieviele Tausende von Menschen sich hier angebaut haben, läßt sich so oberflächlich gar nicht taxieren, jedenfalls ist hier noch ein Menschenbestand vorgefunden, der zu den weitaus reichsten im ganzen Schutzgebiet gehört, und dessen Erhaltung gegen innere und äußere Feinde unser eifrigstes Bestreben sein muß; dabei Menschen, die nicht unter dürftigen Verhältnissen leben, sondern deren Viehzucht, Pferdezucht und mustergültige Bestellung eines reichen Bodens ihnen die angenehmsten Lebensbedingungen sichern.

Dieses herrliche Landschaftsbild, in der frischen Morgentemperatur betrachtet, hatte durch unser Kommen eine eigenartige Belebung erhalten. Unser Eintreffen in Musgum hatte man am gestrigen Tage gehört, aber unser Vordringen weiter südwärts uns wohl nicht zugemutet; denn etwa bis auf 1 km Entfernung vor uns begann nun eine wilde Flucht nach beiden Seiten hin. Viehherden, groß und zahlreich, wurden durch Reiter im Galopp abgetrieben, während blökende Schafe nur langsam vorwärts kamen bzw. als wertlos gänzlich ihrem Schicksal überlassen wurden; dazwischen ein breiter Strom von Menschen zu Pferde und zu Fuß, auf Ochsen oder Eseln, beladen mit dem wertvollsten Hausgerät und gefolgt von einer großen Schar schreiender Kinder. Dieses Bild nahm kein Ende; denn dort sorgt niemand für den andern, benachrichtigt niemand den andern, sondern jeder ist nur für sein Heil bedacht, von dem Grundsatze ausgehend, daß die üble Lage des Nachbarn nur zur Hebung des eigenen Loses beitragen kann. So schob sich in gleicher Weise, wie wir vorrückten, auch die Breite des Menschenschwarms, allerdings im rechten Winkel zu uns fliehend, vor uns her. Und wenn man rückwärts blickte, sah man schon wieder hinter sich diese Menschenmassen zurückfluten, die sich sicherlich höchst verwunderten und auch wohl bedauerten, daß wir den lieben Nachbar nicht doch noch mitgenommen hatten, dessen zurückgebliebenes Hab und Gut sie sich dann sofort angeeignet hätten. Dazwischen traf man dann wieder seeartige Überflutungstümpel an, in denen große Herden von Flußpferden weideten und nur langsam dem sich vorwärts wälzenden Menschenstrom wichen. Nur hochbetagte Leute oder Kranke waren an einzelnen Stellen zurückgeblieben.

Da wir mittlerweile durch das dicht bewohnte Katana und Keikei hindurchgezogen waren und das jetzt beginnende Tsulek mir als eine äußerst große und stark besiedelte Landschaft erschien, die noch größeren Puß- und Warei-Ortschaften am linken Ufer des Logone aber auch gänzlich unberührt von uns hinter uns geblieben waren, so beschloß ich, in Tsulek zu bleiben, um hier mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten.

Im weiteren Verlauf seiner Expedition kommt Hauptmann Stieber [20]) aus dem Gebiet der Musgu in das Scharigebiet, d. h. in das Gebiet der Fullahstämme, mohammedanischer Hirtenvölker, die für die angrenzenden Negerstämme eine wahre Geißel darstellen. Es wiederholt sich hier die alte Erfahrung, daß die kriegerischen viehzüchtenden Nomaden den seßhaften fleißigen, aber unkriegerischen Ackerbauer unterjochen oder sich wenigstens tributpflichtig machen.

Mit dem Passieren des Karia hatten wir das Musgu-Gebiet verlassen und das Schari-Gebiet betreten, dessen Stamm sich in dortiger Gegend als Wilemleute kennzeichnet, die sich noch weit am Ufer des Ba-Ili hinziehen.

In Budugur fanden wir sofort Anschluß an die Bevölkerung, die uns bereitwilligst mit allem unterstützte, was uns not tat, vor allem mit Nachrichten aus jener Gegend. Besonders ein früherer Träger-Headmann, der unter Gentil die Züge gegen Rabeh mitgemacht hatte, konnte uns die ausgiebigste Auskunft geben. Danach sollten von Budugur bis zum Schari 14 Stunden Marsch

ohne Wasser und ohne jede Ortschaft sein und am Schari selbst stromauf- und stromabwärts auf mehrere Tage Entfernung sich keine Ortschaft befinden; eine zweite Möglichkeit, an den Schari zu gelangen, gäbe es nur bei Miltu, eine dritte bei Morno-Mani-Jlin. Ersterer Weg sei aber für eine Kolonne, wie die unsere, aus Mangel an Verpflegung vollkommen ausgeschlossen, die Baghirmis hätten allmählich die dortige Gegend mit ihren Raubzügen derartig ausgeplündert, daß nur wenige kleine Ortschaften unter höchst dürftigen Verhältnissen ein kummervolles Dasein fristeten.

Diese Angaben erwiesen sich auch in der Folge als völlig zutreffend, da Oberleutnant Sandrock von Budugur nach Miltu jenen angegebenen Weg mit nur wenigen Reitern gegangen ist und in seinem Bericht diese Aussagen bestätigt hat.

Aus allem, was ich erfuhr und was ich persönlich gesehen hatte, zeigte sich, daß die Baghirmis tatsächlich hier das ganze Gebiet als ihre Domäne für ihre Raubzüge betrachten, und wer sich nicht regelmäßigen Raubzügen aussetzen wollte, mußte Abgaben nach Baghirmi zahlen. So zahlten sämtliche später angetroffenen Orte am rechten Ba-Jli-Ufer Abgaben nach Baghirmi, und Budugur hatte wohl nur als erster Stützpunkt nach dem 14stündigen Marsche vom Schari seine Schonung zu verdanken, da es behauptete, keine Abgaben nach Baghirmi zu zahlen. Budugur bildete gewissermaßen das Eingangstor für die Baghirmieinfälle in das reiche Hinterland der Musgus und wurde dann auch gleich von mir als Posten der Residentur ins Auge gefaßt. Jedenfalls ist Budugur ein Punkt, der niemals unbesetzt bleiben darf, da ein Baghirmivorstoß über ihn imstande ist, uns in wenigen Stunden beträchtlichen Schaden zuzufügen.

Haben wir von Hauptmann Stieber eine Schilderung des östlichen Teils des dem Tsadsee nahen Nordens von Kamerun erhalten, so finden wir eine solche vom nordwestlichen, dem englischen Niguca benachbarten Gebiete bei Fr. Bauer [1]). In diesen weit binnenlands und höher gelegenen Gegenden ist das Klima schon merklich trockener und von der nahen Sahara beeinflußt. Daher ist auch der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur ziemlich erheblich. Der Kulturstand dieser Länder aber ist unvergleichlich viel höher als in den bisher beschriebenen, da sie von alten Kulturvölkern des Zentralsudan bewohnt werden.

Wenn der Reisende den dornigen Buschwald hinter sich gelassen hat, der Adamaua von Bornu trennt, dann findet er sich plötzlich in eine völlig neue Umgebung versetzt: ohne Baum und Strauch dehnt sich eine weite Ebene vor ihm aus, ein einziges großes Kornfeld; solange die Duchn noch nicht geerntet ist, liegt es da wie ein grünes Meer, und wenn die Felder ihren Segen dem menschlichen Fleiße geopfert haben, dann breitet sich vor dem Beschauer eine unendliche graugelbe Fläche, aus der nur die vereinzelten Unterkunftshäuschen der Feldarbeiter hin und wieder hervortreten.

Während der Wintermonate, Dezember bis März, hat die schon seit dem Herbst andauernde Trockenzeit dem Boden vollständig jeden Wassergehalt entzogen, das Pflanzenleben ist eingeschlafen, es herrscht der Winter auch in den Tropen. In der Nacht fällt das Thermometer manchmal bis in die Nähe des Gefrierpunktes und steigt selbst in den Mittagsstunden selten über 20 Grad. Fast den ganzen Tag über weht ein starker kalter Ostwind, und morgens und abends schweben dichte Nebelschleier über der Landschaft. Der Himmel ist weißlichgrau, etwas dunkler grau der Boden, und selbst auf der schwarzen Haut der Menschen lagert sich bald eine Staubschicht ab, die auch sie in ein graues Gewand einhüllt. Die Fernsicht ist getrübt und läßt alle Gegenstände merkwürdig verschwommen erscheinen, so daß der Eindruck entsteht, es befinde sich zwischen ihnen und dem Beschauer ein leichter Vorhang. Die alleinige Abwechslung in der unendlichen Einförmigkeit der Landschaft bilden vereinzelte, unbedeutende Geländewellen, welche hin und wieder aus der Ebene heraussteigen und mit dornigen Sträuchern oder blaß-

grünen Tamarindenbäumen bestanden sind, die letzten Reste des ehemaligen Buschwaldes. Über die Felder laufen große Scharen von Perl- und Rebhühnern, wie denn überhaupt in Bornu die Vogelwelt außerordentlich reichhaltig vertreten ist; wunderhübsche kleine Vögel, sowie solche in der Größe unserer Sperlinge und Drosseln, in den buntesten Farben prangend, fliegen ab und zu und picken zwischen den Stoppeln die zurückgebliebenen Körner auf.

Naht man sich einem Dorfe, so überrascht in erster Linie die Sorgfalt, mit der die als Firstknopf verwendet sind. Auf dem Ganzen liegt auch hier die schon beschriebene grau-schwarze Staubschicht, so daß sich die Dörfer von ihrer Umgebung kaum abheben und erst aus kürzester Entfernung vom Auge bemerkt werden.

Wenn dann die Regenzeit eintritt, ändert sich das Bild sehr bald. Die Senkung des Bodens nach dem Tsadsee ist so schwach, daß das Wasser nur ganz langsam abläuft; schon nach den ersten Regengüssen entsteht tiefer Morast, aus dem später das Saatgut der bestellten Felder mächtig emporschießt.

Dornbusch im Grenzgebiet zwischen Adamana und Bornu.

sauberen Straßen breit und schnurgerade angelegt sind. Die Häuser an sich bieten weniger Bequemlichkeiten wie die Wohnungen in Adamaua; meist verfügt nur das Ortsoberhaupt über ein größeres Gehöft mit umfangreichen Wohnräumen, die sich einer Lehmmauer rühmen können. Der gewöhnliche Bornumann hat seine Hütte aus den Halmen des Duchn und der Durrah angefertigt, die einfach nebeneinander an Querstangen gebunden sind, oder sie aus einer um Pfähle gezogenen Grasmatte hergestellt. Daß man sich in einem Lande befindet, wo der Strauß einheimisch ist, erkennt man schon daran, daß die Eier dieses Vogels vielfach

Stellenweise ist die ganze Landschaft in einen einzigen See verwandelt, denn der tiefere Untergrund scheint vielfach aus einer Lehmschicht zu bestehen, die das Wasser nicht tiefer einsinken läßt. Auf solchen Plätzen sind die Dörfer auf natürlichen oder künstlichen Hügeln angelegt, welche das Wasser nicht zu überfluten vermag, und der Verkehr zwischen ihnen vollzieht sich mit kleinen Kähnen.

Die Bevölkerung zeichnet sich durch ihre tiefschwarze Hautfarbe gegen die Fulbe aus. Alle Männer tragen die weiße oder blaue Tobe, weite Pluderhosen und dann die blaukarrierte phrygische Mütze.

Ihr Stammesmerkmal sind drei kurze Längsschnitte, auf jeder Wange eingeritzt. Das Haar der Frauen ist von der Mitte des Scheitels aus strahlenförmig nach allen Seiten zu kleinen Zöpfchen geflochten, die am Ende wieder locker ausgekämmt sind und so rings um den Kopf einen sehr kleidsamen, kranzförmigen Wulst bilden. Der Reisende, der in der Zeit nach Beendigung der Erntearbeiten durch die Gassen des Dorfes schreitet, bekommt weder einen guten noch den richtigen Begriff von dem Fleiße der Kanuri, denn die meisten Dörfler sieht er in Anbetracht des kühlen Wetters lang ausgestreckt in der warmen Sonne liegen, nur die Frauen, die einzigen wirklich geplagten Wesen in Afrika, sind auch jetzt emsig beschäftigt mit dem Stampfen des Kornes und der Herstellung der Mahlzeiten. Der Bornumann zeigt sich den Fremden gegenüber merkwürdig blasiert; kein Zeichen der Neugierde oder des Erstaunens wird er offenbaren, er grüßt den Ankömmling freundlich, geht dann aber, ohne sich weiter umzublicken, seiner Beschäftigung weiter nach.

Um wie vieles höher die Gewerbe und der Kulturstand in diesen Nordgebieten Kameruns sind gegenüber den übrigen, von Negern bewohnten, davon gibt nachfolgende Schilderung Fr. Bauers [1]) ein Bild.

Seit der deutschen Besetzung hat der Marktverkehr von Dikoa neue Kräftigung erfahren. Jeden Mittag herrscht da auf dem Markt ein Gewühl von wohl mehreren tausend Menschen, die zum Kauf oder Verkauf sich einfinden. Während die Händler in Landesprodukten und besonders in Lebensmitteln ihre Verkaufsstände mitten auf dem Marktplatze aufgeschlagen haben, sitzen die Handwerker und Händler in besseren Waren meist in den Seitenstraßen, oder haben am Rande des Marktes stabilere Verkaufsbuden aufgeführt, wo für mäßigen Preis alles Erdenkliche, was ein Bornumann begehren mag, zu haben ist. Da bemerken wir die schönsten Toben und prächtig gestickte Beinkleider aus Kano, dann die landesübliche phrygische Mütze, und ferner farbige Stiefel, aus gelbem, grünem oder rotem Marokkoleder zusammengesetzt, die zwar eine recht bequeme häusliche Fußbekleidung abgeben, aber nicht für große Spaziergänge geeignet sind, was auch überflüssig ist, weil jeder

Bornumann beim Bemalen von Lederarbeiten.

bessere Bornumann zu Pferde steigt, auch wenn er sich nur zwanzig Schritte weit von seiner Wohnung entfernt. Für die Pferde gibt es die buntesten Satteldecken und schön gearbeitetes, mit Metallbeschlag versehenes Zaumzeug. Als die eigentliche Merkwürdigkeit des Marktes aber dürfen wohl die Tripolishändler mit ihren europäischen Waren gelten, als da sind: Seidenzeuge, Kaffee, Zucker, Gewürze, leichte Mullturbantücher, emailliertes Eisengeschirr, messingene Tee- und Kaffeekessel, Parfümerien und was derartige Herrlichkeiten mehr sind. Diese Kaufleute aber haben ihre Läden nicht auf dem Markte selbst, sondern unterhalten in mehreren größeren Gehöften ganz in der Nähe der neuen Moschee, welche Rabeh bis zur halben Höhe der Pfeiler aufbaute und die jetzt als Trümmerhaufen daliegt, einen eigenen Bazar. Über das ganze bunte Gewimmel aber schaut heute der auf einer Stange befestigte Schädel Fad-el-Allahs — des Lieblingssohnes und präsumtiven Thronfolgers Rabehs — grinsend herab. So vergeht der Ruhm dieser Welt!

Dagegen ist der Palast Niébes, des zweiten Sohnes von Rabeh, den Sultan Sander jetzt bewohnt, ziemlich gut erhalten, und da das alte Zeremoniell des Bornuhofes hier ängstlich genau wieder eingeführt wurde, gewinnt man bei Gelegenheit eines Besuches bei dem Sultan ein anschauliches Bild, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, von der früheren Pracht und Herrlichkeit der Bornukönige.

Das ganze System der Gebäude und Höfe wird von einer hohen quadratischen Ringmauer eingeschlossen. Auf dem weiten Platz vor dem Eingangstor steht eine Anzahl prunkhaft aufgezäumter Pferde, deren Besitzer sich in wichtigen Staatsangelegenheiten oder wohl noch häufiger nur zwecks eines Plauderstündchens zum Sultan begeben haben. Wir durchschreiten mehrere Torwege und Höfe, wo in jedem eine Art Wache herumlungert. Diese trägt meist bis zum Knie reichende, ziemlich knapp gearbeitete Hemden, die unten sowie an den Ärmeln und Halsöffnungen mit einem bunten Saume versehen sind und auf der Brust farbige Tuchflicken als Taschen aufgesetzt zeigen. Sie sind mit Schwertern, Steinschloßgewehren und Perkussionsdoppelflinten bewaffnet, die blankgeputzt hinter ihnen an der Wand hängen. Schließlich gelangt man in einen Hof von intimerem Charakter, wo auch einige Bäume stehen. In einer Ecke desselben sitzt ein Violinspieler, der seinem Instrumente gar keine üblen Töne entlockt. Dieses besteht aus einer durchgeschnittenen Kalabasse, worüber eine Leguanhaut gespannt ist; ein daran befestigter Stock dient als Griffbrett. Auf die harte Leguanhaut ist der Steg aufgesetzt, und die einzige, aus Pferdehaar gefertigte Saite des Instrumentes wird mit einem gleichfalls mit Pferdehaar bespannten Bogen gestrichen. Bei keiner afrikanischen Musik darf die Trommel gänzlich fehlen, wenngleich sie hier in diskreter Weise durch eine mit Steinchen gefüllte Kalabasse nur angedeutet wird, die wenigstens nicht die Melodie gänzlich übertönt. Unter den Bäumen sitzen mehrere Weiber, welche Körbe mit Stoffen, Perlen und Naschware feilhalten, was auf die Begehrlichkeit der Damen des Harems berechnet ist. Dieser Hof wird nur durch eine niedrige Mauer von einem zweiten kleineren Hof abgetrennt, in welchem die Großen des Reiches versammelt sitzen, meist alte Männer in blauen Toben und weißer Mütze. In der Mauer des daran anstoßenden Gebäudes schließt ein Mattenvorhang die einzige Tür ab, welche zu den Privatgemächern des Sultans führt. Einer der Anwesenden meldet mit gebogenem Knie diesem unsere Ankunft, die Matte wird zurückgeschlagen und wir treten ein. Im Hintergrunde des von Pfeilern gestützten Audienzsaales ruht der Herrscher auf einem mit Polstern belegten Thronsitz; an der Rückwand hängt ein Öldruckbild unseres Kaisers sowie ein Karabiner, welche ihm der frühere Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Pavel, seinerzeit verehrt hat. Mangels jeglicher Fensteröffnung herrscht in der Halle halbe Dunkelheit, so daß die Augen sich erst an die schwache Beleuchtung gewöhnen müssen, be-

vor man die einzelnen Personen unterscheidet. Der Sultan ist ein kräftiger Herr in den besten Jahren, ziemlich wohlbeleibt, mit schwarzem Bart und semitischen Gesichtszügen. Wir sitzen auf niedrigen Holzstühlen mit viereckigen, aus Gras geflochtenen Sitzen. Aus der Audienzhalle gelangt man wiederum durch einen kleinen Hof in das Schlafgemach des Sultans. Dieses ist gleichfalls nur ein dunkles Loch; das Bett besteht aus einem Gestell, welches mit Streifen von gegerbter Kuhhaut überzogen ist, worauf eine Anzahl Kissen liegen; darüber ist als Betthimmel ein Vorhang aus Tripolis-Kattun angebracht. Von dem flachen Dache des Schlafzimmers aus darf man mit Genehmigung des hohen Besitzers wohl auch einen Blick in die Höfe des Harems werfen. Die Sitte in Bornu beschränkt die Haremsdamen in ihrer Freiheit weit mehr als in Adamaua, wo sie sich vielfach in der Stadt ungehindert bewegen dürfen. Die Damen eines vornehmen Bornuhauses werden stets unter strenger Aufsicht gehalten, nehmen aber dieses einförmige Leben durchaus nicht tragisch, sondern vergnügen sich tagsüber untereinander mit Spielen, wobei sie meistens einen Kreis bilden und unter Gesang und Händeklatschen Tänze aufführen. Mehrere unter ihnen fallen durch zweifellos hübsche Gesichtszüge auf, und auf Befragen werden uns diese Schönheiten teils als Araberinnen, teils als Bagirmimädchen bezeichnet. Sobald jene merken, daß ihr Herr und Gebieter sie beobachtet, geben sie sich mit doppeltem Eifer ihrem Tanzspiel hin, und viele unter ihnen besitzen ausgesprochen elegante, graziöse Bewegungen, wie denn überhaupt ein gewisser Schick bei der ganzen Gesellschaft unverkennbar ist.

Kehren wir nun wieder aus dem äußersten Norden Kameruns zurück nach der Mitte dieser Kolonie, dem von Fulbe und Negerstämmen (den sogenannten „Heiden") bewohnten Adamaua. Die Heiden sind die ursprünglicheren Einwohner, von ihren alten Sitzen in der Ebene, wo sie reichen Ackerbau treiben, durch die von Nordwesten her eindringenden mohammedanischen Fulbe in die sicheren aber unwirtlichen Berge vertrieben. Die Fulbe (Sing. Fullah) sind ursprünglich rein semitischer Rasse und ausgesprochene Hirtenvölker. Sie wohnen jetzt in richtigen großen umwallten Städten in der Ebene, bebauen neben der Viehzucht auch das Land und haben hochentwickeltes Gewerbe, namentlich in Schmiede- und Lederarbeiten. Die jetzigen Fulbe zeigen zumeist schon starke Beimischungen von Negerblut. Diese Gegenden kann uns kein anderer besser schildern, als Professor Dr. Passarge[14]). Er mußte sich auf seiner Expedition gegen einen verräterischen Überfall des Sultans von Bubandjidda blutig verteidigen. Die nachstehende Schilderung gibt den Friedensschluß wieder und kennzeichnet den Charakter dieser Fulbe.

Der mehrfach erwähnte Herr v. Üchtritz war der Führer der Expedition, die Passarge als Arzt und Geologe begleitete.

Am Abend brachte der Galadima von Gamsárgu die Nachricht, es befänden sich Gesandte aus Bubandjidda bei ihm, welche anfrügen, ob wir sie empfangen wollten. Wir bejahten die Anfrage und bald darauf kam die Gesandtschaft in das Lager. Sie bestand aus sechs Personen, den alten Gesandten von früher an ihrer Spitze. Ohne Waffen, gesenkten Hauptes, augenscheinlich voll Angst, nahten sie sich. Es gehörte in der Tat Mut dazu, nach so verräterischem Überfall — denn nach der üblichen Landessitte wird jeder Krieg vorher durch einen Gesandten mit einem Fehdebrief erklärt — zu uns zu kommen. Als sie sich vor dem Zelt niedergehockt hatten, traten sechs Mann als Wache neben ihnen ins Gewehr. Sie wagten kaum nach ihnen hinzuschielen und die Stimme des Gesandten zitterte vor Aufregung, als er im Namen seines Herrn um Verzeihung wegen des begonnenen Krieges bat. Der König habe den Kampf verboten, sein Sohn aber und der Sfariki n lefidda Malam Bello hätten ihn gegen seinen Willen begonnen und Allah habe den Yarima dafür auch getötet. Auf die Frage, ob Malam Bello gefangen sei, sah er starr zu Boden und schwieg.

Üchtritz erwiderte, er habe den Kampf

nicht gewollt, sondern sei dazu gezwungen worden. Er sei als Freund zu dem König gekommen, der als tapferer Herrscher bekannt sei, habe ihm Geschenke bringen und einen Freundschaftsbund zwischen ihm und unserm König machen wollen. Statt eines freundlichen Empfanges sei ihm ein verräterischer Überfall zuteil geworden. Der Gesandte bat nochmals um Frieden, da er die Rache unseres König fürchte; er wolle im Namen seines Herrn den Frieden auf einen Koran schwören. Letzteres wurde zugesagt und die Schwurleistung auf morgen früh festgesetzt.

Der Galadima der Fulbe in Kassa.

Gleich nach dem Frühstück erschien am folgenden Morgen die Gesandtschaft mit dem Stadtkönig von Gamsargu und dessen Malam (Schriftgelehrten). Nach den üblichen Begrüßungen legte Üchtritz dem Malam den Koran vor, mit dem Bemerken, es wäre ein ganz besonders heiliges Buch, das der Sultan von Stambul selbst unserm Kaiser geschenkt habe. Mit tiefer Verbeugung empfing der fromme Mann das Buch und begann zu studiren. Da er es aber verkehrt hielt, fand er sich nicht zurecht, bis der Lagoshauptmann, der hinter ihm stand, ihm dasselbe zurecht legte. Jetzt begann er mit lauter Stimme zu lesen, vielleicht auch nur einige Stellen auswendig herzusagen; jedenfalls wurde der Koran als echt anerkannt. Die Zeremonie begann. Der Gesandte und einige seiner Begleiter, welche den Schwur leisten sollten, wuschen nacheinander in einer Kalabasse Hände, Gesicht und Füße. Dann setzte sich der Gesandte so zurecht, daß die weite Tobe zwischen seinen Beinen eine Falte bildete. Auf diese legte er das Buch, faßte dasselbe mit beiden Händen an und, während der Malam den Schwur arabisch vorsprach, wiederholte er die einzelnen Sätze. Am Schluß berührte er mit beiden Händen seine Stirn. Sein Begleiter wiederholte nach ihm die ganze Zeremonie. Der Inhalt des Schwures war der, daß er im Namen des Königs Frieden schließe; Bubandjidda werde fernerhin keine Feindseligkeiten gegen uns unternehmen. Falls er lüge, werde ihn Allah töten. Vor dem Schwur erbot sich der Gesandte sogar, einen Gifttrank zu nehmen als Gottesurteil; wir verzichteten aber darauf. Die beiden Gesandten und der Malam bekamen Geschenke, desgleichen wurden für den König einige Stücke guter Stoffe mitgegeben. Damit schied der Gesandte, der unzweifelhaft einer der Tapfersten des tapferen Heeres von Bubandjidda war. Er war bekanntlich der einzige von allen Reitern gewesen, der trotz des Kugelregens herangesprengt gekommen. Üchtritz frug ihn, wie ihm zu Mut gewesen sei, als ihm sein Pferd plötzlich unter dem Leibe zusammenstürzte. Er lächelte aber nur trübe. Den Verlust in der Schlacht gab er selbst auf etwa hundert Mann an, also werden wohl mehr gefallen sein. Der Verwundete am Baum war der Kronprinz gewesen; eine Kugel hatte ihm einen Arm zerschmettert und er war an der Wunde verblutet. Der Reiter mit der Scharlachschärpe war Malam Bello.

Der Friede zwischen uns und Bubandjidda war also abgeschlossen. Aber man darf den mohamedanischen Schwüren nicht zu sehr trauen. Sie werden ebenso schnell

gebrochen als geleistet, und es war mehr als wahrscheinlich, daß Bubandjidda, hätte er nur eine Gelegenheit gefunden, versucht haben würde, sich für die Niederlage durch einen hinterlistigen Überfall zu rächen, trotz aller Eidsschwüre.

Außer den Fulbe- und den Heidenstämmen durchziehen auch zahlreiche Haussahändler das Land. (Auch sie gehören ursprünglich semitischen Volksstämmen an, sind aber stark gemischt mit Negerblut.) Die Gehöfte in den Städten sind sehr eng und winklig gebaut, die Häuser mit Strohdächern gedeckt. Daher bedeutet ein Brand stets eine große Gefahr. Einen solchen beschreibt Professor Passarge[14]) aus Garua.

Eines Abends entstand in der Stadt ein furchtbarer Lärm und bald schlugen Flammen zum Himmel empor; ein Feuer war ausgebrochen. Der Lärm dauerte wohl eine Stunde, dann wurde es still. Am folgenden Tage hörten wir, daß es in dem Gehöft eines Haussahändlers gebrannt habe, in welchem der Besitzer und ein Gastfreund von ihm, der soeben mit einigen Dutzend Säcken voll Gorunüssen aus Ngaumdere angekommen war, nebst einem Pferde am Feuer lagen. Das trockene Erdnußstroh, welches dem Pferde als Futter vorgeworfen war, fing Feuer, das Grasdach wurde von demselben erfaßt, im Nu stand das Haus in Flammen und die Leute konnten sich gerade noch mit dem Pferde retten. Die brennenden Grasstücke wurden vom Wind auf die Dächer der Nebenhäuser getrieben, ein großer Brand war in wenigen Minuten entstanden. Eine zahllose Menschenmenge strömte herbei; einige bemühten sich, den Brand zu löschen, andere erretteten die Sachen, stürzten in die Häuser, ergriffen, was sie fanden und waren im Gedränge mit ihnen verschwunden. Kurz, jeder rettete, was er eben für sich retten konnte. Schließlich rettete sich der abgebrannte Besitzer selbst nebst seinem Gastfreund vor den Rettern auf den Markt, zusammen mit dem Rest seiner beweglichen Habe und den Gorunüssen. Dort brachten sie die Nacht zu, indem sie auf den Säcken und anderen Sachen schliefen, resp. Wache hielten, denn die Rettenden folgten ihnen auch hierhin nach. Das Gehöft brannte total ab; glücklicherweise dehnte sich aber das Feuer nicht weiter aus. Wenn man erwägt, wie viel bei uns zu Lande bei Bränden gestohlen wird, so wird man mit Rücksicht auf die hiesige Bevölkerung den Ausspruch Audu's, der vielleicht mitgerettet hatte, verstehen: „that was justnow war" „es war der reine Krieg".

Das Innere eines Fulla-Gehöftes.

In der Trockenzeit brennen auch hier, wie fast überall in Afrika, die Eingeborenen das Gras ab; der Zweck ist, an Stelle des vertrockneten, kaum noch Nährstoff für das Vieh bietenden Grases neuen Ausschlag hervorzurufen. Zugleich ist das Grasbrennen ein Mittel, um allerlei Gewürm und dem Vieh schädliches Ungeziefer zu vermindern. Passarge[14]) schildert einen solchen Brand aus der Nähe von Garua.

Am späten Abend alarmirte uns ein Grasbrand. Derselbe befand sich hinter dem Dorfe, das grell beleuchtet wurde; schien dann aber prasselnd zwischen den Gehöften hindurchzugehen. Es sah beängstigend aus, zumal brennende Grasstücke von dem Luftzuge weit in die Höhe getrieben wurden und auf die Grasdächer und Zäune des Ortes zu fallen drohten. Krähen, Milane und andere aufgescheuchte Vögel flogen um das Feuer herum. Gefahr schien für das Dorf nicht vorhanden zu sein, denn die Bevölkerung verhielt sich merkwürdig still. Dann schien das Feuer den Ort passiert zu haben und sich dem Lager zu nähern, verlosch aber bald. Als wir am nächsten Morgen Bokki passierten, bemerkten wir mit Erstaunen, daß der Brand nur hinter dem Dorf gewütet und dasselbe gar nicht erreicht hatte. Ein schmaler Pfad von Fußbreite war genügend gewesen, dem Feuer Einhalt zu tun. Oft genug haben wir die Beobachtung machen können, daß geringe Hindernisse, z. B. ein Streifen dichten Gesträuchs, ein schmaler Weg den Präriebrand zum Erlöschen bringt, falls nicht starker Wind die Ausbreitung desselben befördert.

Begleiten wir Passarge[14]) weiter auf seinem Marsch nach dem Süden und lassen wir uns von ihm Galibu und dessen Bevölkerung schildern.

Die Frauen brachten hier zum ersten Male die armlangen, wurstförmigen Wurzeln des Yam auf den Markt, dessen Nordgrenze wir heute überschritten hatten. Doch lasse ich es dahingestellt, ob dieselbe auf klimatischen oder ethnographischen Ursachen beruht, da die Fulbe und Haussa diese Frucht

Hossere Bogole (von Garua aus gesehen).

nicht übermäßig zu lieben scheinen, während sie unter den Heiden allgemein verbreitet ist. Auch Ziegen und Hammel wurden zum Verkauf angeboten, dagegen fehlten Hühner gänzlich und mußten aus benachbarten Dörfern geholt werden, wie uns die Bornuprinzen erzählten, welche mit je einem Huhn bewaffnet, uns andù, d. h. guten Tag, sagen kamen und die Hühner als Geschenk überbrachten.

Am Nachmittag kam der König mit seinen Würdeträgern, nebst einer Kalabasse Yamwurzeln und einigen Hühnern, die ebenfalls erst aus anderen Dörfern geholt worden waren. Der Grund für das Fehlen von Geflügelzucht ist mir nicht bekannt, dürfte aber ebenso wie der Yambau, eher

auf ethnographische resp. kulturelle, als wirtschaftliche Faktoren zurückzuführen sein, da die Hühner bei keiner Abteilung der Durru, auch in den abgelegenen Dörfern nicht, gehalten werden. Der König trug eine weiße Tobe mit grüner Stickerei und einen weißen Turban. Er nahm würdevoll vor dem Zelte Platz, sein zahlreiches Gefolge nebst einer Schaar Publikum hockte hinter ihm gleichfalls nieder; dann klatschte er in die Hände, das Gefolge ebenso und eine Flut von barka! barka! ussako! ussako! ergoß sich über uns. Darauf hielt der König auf Fulfulde eine Rede; er dankte für den ehrenvollen Besuch der Weißen, er wisse, daß sie Freunde des Sultans von Yola und deshalb auch seine Freunde wären; er danke uns für die freundschaftliche Gesinnung und überbringe Geschenke. Üchtritz dankte ihm seinerseits dafür, daß er ein Freund seines Freundes sei, und für die reichen Geschenke, welche er nun überreiche. Als diese Danksagungen übersetzt wurden, klatschte der König und das Gefolge wieder in die Hände und machte taktmäßige Verneigungen mit dem Oberkörper. Unterwegs waren wir einer Karawane von einem Dutzend Leuten begegnet, welche Bündel von neuen Speeren trugen. Der König erzählte nun, daß er dieselben an seinen Lehnsherrn als Geschenk schicke. Sofort wurde die Gelegenheit benutzt, um von neuem zu danken, und zwar dafür, daß er unserem geliebten Freunde, dem Sultan, Geschenke geschickt habe, obwohl sie, bei Lichte besehen, nur einen höchst lästigen Tribut vorstellten. Es war aber zweckmäßig, bei solchen Audienzen möglichst oft zu danken, ob motiviert, ob unmotiviert, war dabei ganz gleichgültig. Erstens vertrat es den mangelnden Gesprächsstoff bei der Audienz, die der Etikette gemäß, eine gewisse Zeit dauern mußte, und zweitens versetzte es den Besuch in eine angenehme Stimmung; jedermann war dann von der Freundlichkeit, Herablassung und dem Wohlwollen der Weißen entzückt. Kurz das „na góde" aus Audu's und das „oviétima" aus Bagirmis Munde hörte nicht auf, wurde ein Dutzend Mal hintereinander wiederholt und mit steigender Emphase und Begeisterung ausgestoßen, so daß es schließlich wie ein verzückter Jubelschrei klang, während der König und sein Gefolge, unter steten Verbeugungen, immer von neuem in die Hände klatschten. Dann wurden unsere Geschenke gebracht, eine rote Decke und ein Stück blaues Zeug. Die Decke wurde dem König von Audu und Bagirmi, denen die ganze Szene Spaß machte, um die Schultern gehängt, der weiße Turban ihm abgenommen, das blaue Tuch statt desselben um den Kopf gewickelt, auch ein Gesichtsschleier improvisirt, welcher dem geehrten Herrscher das ganze Gesicht bis auf die Augen verhüllte. Während dieser Krönung priesen beide den Wert der Geschenke. Wenn er jetzt unter das Volk träte, würden ihn alle bewundern und ausrufen: das ist fürwahr ein mächtiger König, der durch solche Geschenke geehrt wird. Nach einer neuen Flut von „na góde" und „oviétima", unter Händeklatschen, erhob sich der König. Die rote Decke, welche seine Schultern umhüllte, linkisch mit den Händen an den Zipfeln haltend und verlegen lächelnd, gab er ein unbeschreiblich komisches Bild ab, wie der alte Schäfer im „Wintermärchen", der mit königlichen Gewändern ausstaffiert worden. Als er gegangen, meinte Audu lächelnd: die dummen Arnanen! die fühlen sich durch solchen Humbug hochgeehrt. Die verstehen das halt nicht besser.

Die Art und Weise der Fulbe bei Bekriegung der Heidenstämme beschreibt Professor Passarge[14]) folgendermaßen:

Bei der Bekriegung der schwächeren Heidenstämme verfolgen die Fulbe folgendes System. Der Sultan verlangt von dem König eines Heidenstammes eine bestimmte Anzahl von Sklaven, sonst erkläre er den Krieg. Im allgemeinen fügen sich die Heiden, welche keinen Widerstand leisten können, der Forderung und überliefern die eigenen Frauen und Kinder, bis zu zwei Drittel aller vorhandenen, dem Feinde. Denn im Wei-

gerungsfalle werden ja doch ihre Getreidevorräte und ihr Dorf zerstört, viele Leute gefangen und getötet. Oft ist die Forderung aber so enorm, daß die armen Heiden tatsächlich nicht imstande sind, sie zu erfüllen. Dann beginnt der Verzweiflungs- und Vernichtungskampf. So werden die Heiden mehr und mehr dezimiert und ausgerottet und es tritt an die Stelle des bebauten Landes menschenleere Wildnis, von welcher die wilden Tiere wiederum Besitz ergreifen. Nur in den Gebirgen, in verstreuten Ansiedelungen, wo sie kleine Feldchen anlegen können, haben die Verfolgten eine sichere Stätte gefunden und fristen dort ein kärgliches, aber wenigstens freies Leben, während sie auf die weiten fruchtbaren Ebenen zu ihren Füßen herabblicken, welche ihre Väter noch in blühenden Dörfern bewohnten. Nachts sahen wir so manches Mal an den schwarzen Gehängen der Gebirge hier und da kleine Lichter aufflammen als Anzeichen menschlicher Ansiedelungen, während am Tage selbst das bewaffnete Auge an den Gebirgsmauern auch nicht eine einzige Ansiedelung erblickte. So versteckt zwischen Felsen stehen die Häuser.

Von Galibu marschiert Passarge[14]) wieder nach Westen in die Stadt Dálami, die zum Gebiet von Yola gehörte. Hier lernte er eine eigene, man kann wohl sagen Räuber„k a s t e“ kennen, deren eines Mitglied er höchst ergötzlich beschreibt.

Die Fulbestadt besteht aus mindestens fünfunddreißig bis vierzig Gehöften. Die Fulbefrauen trugen seit Uro Mali wieder die hohe Mütze, seit Nyeri sogar die Haarwülste an den Schläfen, wie in Yola. Der König dieser großen Stadt hielt es zwar unter seiner Würde, uns einen Besuch zu machen, dagegen waren seine Untertanen um so neugieriger und ganze Scharen saßen vor dem Zelt. Darunter fiel uns ein Mann mit einer fabelhaften Frisur auf, zehn bis fünfzehn Zentimeter langen Haaren, welche à la Struwelpeter von seinem Haupt ausstrahlten. Sein Anblick wirkte um so komischer, als sich hier die Männer den Kopf total zu rasieren pflegen. Wir mußten beide über ihn herzlich lachen. Die Gruppe der Neugierigen merkte bald warum und lachte mit. Der Struwelpeter blickte verlegen beiseite, stand schließlich auf und ging weg, kam aber bald wieder mit einer Mütze aus blauen, roten, grünen und gelben Zeugstreifen, unter welcher er sein Haar verhüllt hatte. Zugleich brachte er ein Schaf zum Verkauf mit. Audu, über die seltsame Erscheinung befragt, erklärte ganz ernsthaft, daß sei ein Badawére, „he sit down for road and kill men“. Also ein Räuber. Die Haare aber ließe er so lang wachsen, „for make fear the people“, um die Leute zu erschrecken. Welche Ironie!

Die Badawére sind, wie wir nun erfuhren, professionierte Räuber, welche einzeln und in Trupps an den Straßen Karawanen und einzelnen Wanderern auflauern. Teils als Schreckmittel, teils als Standeszeichen tragen sie das beschriebene Struwelpeterhaar. Untereinander scheinen sie einen Bund zu bilden. Obwohl jeder sie kennt, obwohl sie sogar selbst mit ihrem Gewerbe renommieren, leben sie doch, ohne Verfolgungen zu erleiden, in den Städten. Denn der Richter darf sie nur dann verhaften lassen, wenn sie auf frischer Tat ertappt werden. Es bestehen hier also beinahe englische Rechtszustände. Ein verhafteter Räuber muß aber nach Yola zum Emir geschickt werden und erst dort darf er hingerichtet werden. In manchen Provinzen, z. B. Muri, muß angeblich sogar zur Hinrichtung eines Fulla die Genehmigung des Sultans von Sokoto eingeholt werden. Natürlich führen die Räuber ein wildes, ausschweifendes Leben. Aber Minne, Meth und Mannesmut sind auch in Afrika die schönsten Zierden des Mannes und wie die europäische Damenwelt fürs Militär, so schwärmt hier das schwache Geschlecht für die ritterlichen Badawere, welche von ihm mit Geschenken und Zärtlichkeiten überhäuft werden. Die galanten Räuber revanchieren sich ihrerseits mit Schenkungen von erbeuteten Schmucksachen.

Wie einst in Italien der Bravi, so scheinen sich hier die Vornehmen der Badawere als Diener zu bedienen. Wenigstens sollen sich diese unter dem verstorbenen Sultan Umoru in Yola sehr frei bewegt haben, von diesem sogar behufs Erhöhung seiner Einnahmen engagiert worden sein. Damals habe das Räuberunwesen in Blüte gestanden. Suberu hat demselben jedoch ein Ende gemacht, in Yola darf sich jetzt keiner der Herren mehr blicken lassen; nur in weiterer Entfernung von der Hauptstadt scheinen sie sich noch zu halten. Hier erst erfuhren wir auch, daß die Stadt Gamssargu, in welcher wir die Bubandjidda-Gesandtschaft empfingen, der Sitz eines berüchtigten Räuberhauptmanns Namens Malan Dúrga ist. Derselbe soll hundert Genossen haben — zwanzig wird wohl eher stimmen — nebst zweihundert Frauen. Nur während der Regenzeit hält sich die Bande in der Stadt auf; während der Trockenzeit beziehen sie ein Waldlager und machen die Straßen unsicher. Allerorts soll Malan Dúrga seine Späher haben, welche die Ankunft kleiner Karawanen auskundschaften. Der König von Gamssargu und der benachbarten Ortschaften ist ihm gegenüber machtlos, denn Malan Dúrga besitzt mágani deáua — viel schützende Medizin — wie Bornu-Bornu versicherte.

Auch der Expedition v. Üchtritz blieben, abgesehen von dem ernsten, schon erwähnten Zusammenstoß, unangenehme Zwischenfälle nicht erspart, in denen es hieß, fest auftreten, um Schlimmeres zu verhüten. Passarge[14]) gibt in seiner Beschreibung eines dieser Vorkommnisse auch eine hübsche Erläuterung der ganz verschiedenartigen Auffassung von Recht und Pflicht der Strafgewalt, die zwischen den Anschauungen der Eingeborenen und den unsrigen herrscht. Nun ist doch aber klar, daß jeder Mensch eine auferlegte Strafe nur nach seinem eigenen, ihm durch seine Erziehung und Sitte anerzogenen Rechtsbewußtsein beurteilt. Das sollte doch bei den Urteilen in der Heimat etwas mehr beachtet werden, ehe man so schnell, wie es häufig geschieht, einfach aus unseren Rechtsgewohnheiten heraus den Stab über die Handlungsweise eines auf sich allein gestellten, also auf die Rechtsanschauungen der ihn umgebenden Eingeborenen angewiesenen Weißen fällt.

Hinter dem Dorf schlugen wir auf einem Platz das Lager auf. Der Dorfhäuptling schickte einen Boten und forderte uns in frechem Tone auf, den Platz zu räumen und auf einem anderen, den er bestimmen werde, zu lagern. Üchtritz gab natürlich eine ablehnende Antwort. Gleich darauf erschien der Bruder des Königs mit Geschenken und bat um Entschuldigung wegen des Betragens seines Bruders. Derselbe kenne die Weißen nicht, er dagegen sei in Kwona gewesen zur Zeit, als die Weißen es zerstörten. Bald nach ihm kam der König selbst, ein alter verschmitzter Heide, mit seinem Sohn und bat demütigst um Vergebung. Damit waren die friedlichen Beziehungen gesichert, doch trat am Nachmittag ein Ereignis ein, das leicht zu Zwistigkeiten hätte führen können. Ein Heide riß nämlich bei einem Handelsgeschäft einem unserer Haussa, Yakúbu, die Perlen aus der Hand, stach mit einem Messer nach ihm und entfloh. Der Fall wurde dem Dorfkönig vorgelegt, dieser versprach, den Räuber zu fassen, obwohl es ihm ein leichtes gewesen wäre, den ihm wohlbekannten Dieb zu arretieren. Den afrikanischen Rechtsanschauungen entsprechend, ließ Üchtritz nun dem Häuptling erklären, der Raubanfall im Lager wäre keine kleine Sache. Wenn einer unserer Leute einen Dorfbewohner beraubt und mit einem Messer bedroht hätte, würde er, der Häuptling, mit Recht Buße verlangen, und er, Üchtritz, würde den Dieb schwer bestrafen. Umgekehrt müsse er jetzt für die Freveltat seines Untertanen einstehen. Entweder würde bis heute abend der Räuber ausgeliefert oder eine große Kalabasse Mehl nebst fünf Hühnern bezahlt. Wir mußten in diesem Falle mit der größten Energie auf der Sühnung des Vergehens bestehen, damit unsere Leute sahen, daß ihnen der genügende Schutz zuteil würde. Man kann sich denken, wie sich die Herren, welche bisher gewohnt gewesen, Fremde zu schröpfen und, wie Figura zeigte, selbst mit Gewalt zu berauben, bei unseren Forderungen

wanden und quängelten. Der Bruder des Königs, welcher die Verhandlungen führte, lief ein halbes Dutzend Mal hin und her und brachte bald fade Vorwände, bald leere Versprechungen vor. Als der Häuptling sah, daß alles nichts helfe, schickte er die auferlegte Buße. Audu, der sie in Empfang nahm, überreichte Yakúbu das Mehl, die Hühner wollte er dagegen unserem Koch geben. Die Anwesenden blickten mit stummem Staunen drein, als Üchtritz erklärte, die Hühner gehörten ebenfalls dem Bestohlenen. So etwas war ihnen noch nicht vorgekommen; denn ein afrikanischer Fürst pflegt Vergehungen an seinen Untertanen wohl auch durch Auferlegung von Buße zu sühnen, dieselbe aber dann als Lohn für seine Bemühungen zu behalten. Der Europäer mit seinen Begriffen von Anstand ist den Schwarzen etwas Unbegreifliches. Freilich imponiert er durch Selbstlosigkeit auch dem egoistischen Neger, gewinnt sein Vertrauen und sichert seine moralische Überlegenheit.

Wie man es in Adamaua macht, um sich den Ruf eines großen Gelehrten und unübertrefflichen Heilkünstlers zu schaffen, das erzählt uns Professor Passarge[14]). Solche Praktiken kommen bei uns zu Lande natürlich nicht vor.

Audu Akwara war ein interessantes Beispiel jener mohammedanischen Charlatane und Heilkünstler, welche, auf den Aberglauben und die Dummheit der törichten Arnanen spekulierend, sich als Zauberer unter ihnen niederlassen. Denn, von aller Welt abgeschlossen, sind diese in der Tat noch törichter und abergläubischer als die sogenannten Mohammedaner. Ohne eine Ahnung von Schreiben und Lesen zu haben, aber mit Schreibtafel, Leias und Zaubergegenständen ausgerüstet, pilgerte also unser Audu Akwara unter dem Namen Mala Músa zu den Heiden des Tschebtschigebirges. In Bassille eröffnete er sein Debüt und besuchte sodann nacheinander die verschiedenen Dörfer des Gebirges. In jedem hielt er sich, je nach Zuspruch und Bezahlung, einige Wochen auf.

In Bessille führte er sich durch folgenden unglaublich plumpen Scherz ein. Großprahlerisch trat er auf und erklärte, er habe so starke Medizin, daß er ein Huhn zehn Tage lang ohne Futter und Wasser am Leben erhalten könne. Großes Staunen und Ungläubigkeit. Vor den Augen der Menge machte er darauf ein Loch in den Boden, setzte einen Topf mit einem Huhn hinein und bedeckte das Ganze wieder mit Erde, um erst nach zehn Tagen das noch lebende Huhn wieder herauszunehmen. In jeder Nacht grub er aber das Tier wieder aus, gab ihm zu fressen und zu trinken und als die zehn Tage um waren, kam zum Erstaunen des scharfsinnigen Publikums das Huhn lebend zum Vorschein. Dieses Kunststück, welches er später nach Bedarf in anderen Dörfern wiederholte, begründete seinen Ruf als Zauberer und er hatte mit einem Schlage eine große und einträgliche „Praxis". Jedoch begnügte sich unser Held nicht damit, wie die anderen, Zauberformeln und heilkräftige Reliquien auszuteilen, sondern verstand es in genialer Weise, die Sitten und Gebräuche des Volkes seinen Zwecken dienstbar zu machen. Gegen Krankheit, gegen Bezauberung, gegen Unglück auf der Jagd und Verwundung im Kriege, kurz für alle menschlichen Wünsche und Befürchtungen, hatte er Medizin. Wollte z. B. einer auf die Jagd oder in den Krieg gehen, so frug er sicher vorher bei Mala Musa an, ob die Gottheit ihm auch günstig sei. „Das werde ich untersuchen", erwiderte würdevoll der Zauberer und bestellte ihn mit Hühnern, Schafen und Bierkrügen nach dem Opferplatz, den jedes Hauswesen in dem Busch in der Nähe des Dorfes hat. Es sind dieses sechs Fuß lange, drei Fuß breite Rechtecke aus platten, in Abständen von einander aufgestellten Steinen. Innerhalb dieses Opferplatzes ließ er die gebratenen Hühner und saftigen Hammelkeulen in Körben nebst einem Topf Bier hinstellen und machte dazu einigen Hokuspokus bei Pauken-, Trommel- und Trompetenschall. Wenn die Gottheit dem Unternehmen günstig war, mußte sie bis zum

folgenden Morgen die Opfergaben gnädigst angenommen und aufgegessen haben. Der fromme Spender des Opfers konnte allerdings sicher sein, daß die Gottheit in der Nacht seine Gaben huldvollst akzeptierte. Reiche Geschenke belohnten die kräftige Fürsprache des Priesters.

Krankheiten vertreiben kann natürlich jeder Medizinmann; Mala Musa verstand es aber auch, kommende Krankheiten zu bannen. Während einer Unterhaltung mit einem vermögenden, mächtigen Mann pflegte er diesen plötzlich von der Seite anzusehen, mit dem Bemerken: „Nächstens wirst du schwer krank werden, ich sehe es deinem Gesicht an. Komm 'mal her, ich will dich untersuchen, wenn dieses Holz bei der Berührung mit dir brennt, wirst du von Krankheit und Elend heimgesucht werden". Damit strich er ein Phosphorstreichholz an dessen Kleidung an und dasselbe begann zum Schrecken des Patienten wirklich zu brennen. Befragt, ob es kein Gegenmittel gebe, die Krankheit abzuwenden, bejahte er die Frage, aber, meinte er, es koste viel. Der Geängstigte war zu allem bereit, und schenkte ihm zwei Sklaven. Akwara ließ ihn die üblichen Opfer darbringen, veranstaltete Beschwörungen mit Musik und wiederholte zuletzt die Feuerprobe mit einem abgebrannten Zündholz. Dasselbe brannte natürlich nicht. Der Patient war nun glücklich, die Zuschauer begeistert, der Zauberer wurde beschenkt.

Es ist im allgemeinen leider nur zu berechtigt, wenn dem Neger Unzuverlässigkeit, ja Treulosigkeit nachgesagt wird, und in den vorhergehenden Abschnitten finden sich auch für die Kameruner Eingeborenen eine Reihe von Beispielen dafür. Unterscheiden muß man aber hierbei einmal zwischen den Eingeborenen Kameruns, die zu den semitischen Völkern gehören, und zwischen denen, die den Hamiten zugerechnet werden müssen. Unter den letzteren aber besteht wieder eine große Verschiedenheit, je nachdem sie schon lange mit Trägern östlicher, d. h. vorderasiatischer oder europäischer Kultur zusammengekommen, und solchen, die noch nicht davon berührt sind. Die letzteren sind weitaus zuverlässiger. Von großer Bedeutung aber ist auch die Auffassung, die der Weiße von einem Versprechen eines Eingeborenen hat. Wir sind gewöhnt, in dieser Beziehung gar zu leicht unseren europäischen Maßstab anzulegen, d. h. nach den Sitten eines geordneten Rechtsstaats zu urteilen. In einem solchen lebt aber der Eingeborene nicht. Daher gilt jeder Fremde als verdächtig, ja als Feind, auch der fremde Eingeborene. Es bedarf erst ganz besonders feierlicher Gebräuche, um ein wirklich auf Treu und Glauben begründetes Verhältnis zwischen einem solchen und einem Eingeborenen zu schaffen. Einen solchen Gebrauch schildert Hauptmann Hutter[9a]) aus dem Graslande.

Bei Besprechung der Feierlichkeiten in den Baliländern darf jene nicht ungenannt bleiben, die in ganz Afrika eine so wichtige Rolle spielt: die Blutsfreundschaft, d. h. die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Das bedeutet sie wenigstens bei jenen afrikanischen Stämmen, wo diese Reinheit und Bedeutung erhalten geblieben ist, und die Graslandstämme gehören noch zu jenen Völkern. Mehr als ein Umstand bestätigte das. Der triftigste Beweis wäre allein schon unter anderen das unentwegte Festhalten des sonst unzuverlässigen und hinterlistigen Balistammes an unserer Sache. Nicht nur, daß der Grasländer erst nach langer Bekanntschaft mit dem Weißen, bzw. dem Angehörigen eines anderen Stammes ein Wort von seiner Geneigtheit zu diesem engsten Bündnis verlauten läßt; einer diesbezüglichen Andeutung des anderen gegenüber, auch wenn es der Weiße ist, der ihm dafür begehrenswerte Geschenke in Aussicht stellt, verhält er sich vollkommen ablehnend. Er tut den ersten Schritt hierzu. Das, und der beim Neger gewiß sehr ins Gewicht fallende Umstand, daß jegliches Gegengeschenk für die von ihm angebotene Blutsfreundschaft verpönt ist, macht die Bedeutung, die er dieser Zeremonie beilegt, klar. Aus der ängstlichen und peinlichen Vorsicht, womit die verschiedenen Punkte eines Vertrages besprochen

und immer wieder besprochen werden, aus den mannigfachen Erwägungen und Überlegungen — wovon der Neger sonst im gewöhnlichen Palaver durchaus kein Freund ist, sondern stets den Mund voll Versprechungen und Beteuerungen hat, an die er selbst nicht im geringsten glaubt — kann jeder, der den Charakter des Negers kennt, ersehen, wie ernst es die Graslandstämme mit der Blutsfreundschaft nehmen. Sie vertritt bei ihnen vom sozialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung.

Gleich dieser ist sie sehr oft nicht Selbstzweck, sondern bildet nur vorläufige Grundlage für weiter auf ihr aufzubauende Unterhandlungen usw., und besagt in diesem Fall nur soviel, daß in dem nun folgenden Palaver wahr und ehrlich und ohne Hintergedanken verfahren werden soll. Diese eingeschränkte Bedeutung wird aber gegebenenfalls stets vor Abschluß klipp und klar ausgesprochen.

Nach einem als Selbstzweck stattgehabten Blutfreundschaftsabschluß schwindet auch jegliches persönliche Mißtrauen. Es wird unter anderen eine sonst ausnahmslos beobachtete, lediglich aus dem Mißtrauen geborene Sitte nie mehr eingehalten, nämlich die, daß der Speisen oder Getränke Vorsetzende, also der Wirt, von jedem Gericht, von jeder Kalebasse Palmwein oder Bier, ja von jeder Schale Wasser kostet, bevor er davon anbietet. Bei der ersten Befreundungsstufe — wenn ich so sagen will —, dem gemeinschaftlichen Teilen und Verzehren einer Kolaschnitte, was immerhin auch schon eben eine gewisse Anfreundung ausdrückt, hat es mit der weiteren Vertrauensseligkeit noch gute Wege. (Nicht verwechseln darf man übrigens damit — das nebenbei bemerkt — die Gepflogenheit, beim Einschenken das Oberste des Getränkes wegzuschütten: das ist lediglich Artigkeit, dem gleichen Grunde entspringend, warum wir die ersten Tropfen einer neu angebrochenen Flasche in das eigene, nicht des Gastes Glas einschenken.)

Die Zeremonien erhellen am anschaulichsten, wenn ich den Abschluß einer solchen Blutsfreundschaft mit den Worten meines Tagebuches schildere. Ich wähle hierzu jene, welche uns die Bundesgenossenschaft der beiden Stämme Bafuen und Bamunda sicherte.

„Baliburg, 18. 2. 1892. Früh bereits kamen Fonte und Tituat, die zwei Vertrauten Garegas, mit der Mitteilung, daß die Abgesandten von Bafuen und Bamunda bereit wären, Blutsfreundschaft mit uns zu trinken. Um 12 Uhr mittags kamen sie auf die Station: vier Männer aus jedem Stamme mit etwa 20 Gefolgsleuten. Auf dem freien Platze vor der Station kauerten sie sich im Kreise nieder um den Flaggmast, an dem die deutsche Kriegsflagge gehißt war. Wir, d. h. Dr. Zintgraff und ich, zogen unsere Haussagewänder an und ließen uns in ihrer Mitte auf dem Steinsitze nieder. Lange gingen die Palaver hin und her; jeder der beiden „Sprecher" jeden Stammes sprang jedesmal auf, wenn er reden wollte, und abgerundet und ausdrucksvoll waren Wort und Gebärde. Vor uns stand ein Topf mit Rotholz, eine Tasche, deren Inhalt wir später kennen lernten, und hinter uns ein schwarzer Schafbock angebunden; zwei Stunden gingen die Unterredungen hin und her; endlich schritt man zum Abschluß der Blutsfreundschaft und des Bündnisses. Der ganze folgende Verlauf hatte bei der nun eingetretenen Ruhe und dem Ernste dieser dunklen Gestalten etwas Feierliches. Aus der Tasche holte der „Sprecher" für Bafuen zuerst Kolanüsse und Pfeffer hervor. Die Pfefferschote wurde geöffnet, Dr. Zintgraff, ich und jeder der beiden Vertreter beider Stämme bekamen je 10 bis 12 Pfefferkörner auf die flache Hand, dazu ein Stückchen Kola. Diese Sachen in der offenen Hand gehalten, wurde das ganze Palaver nochmals durchgesprochen: gegenseitige Freundschaft, gegenseitige Unterstützung in allen Angelegenheiten — dann wurde Pfeffer und Kola gekaut und gegessen. Sodann machte Fonte jedem von uns vieren mit seinem Messer vier Schnitte in den rechten Unterarm nahe dem Hand-

gelenke." (Die Zahl der zugefügten Schnitte ist stets gleich der der Blutsbrüder.) „Das herausträufelnde Blut ward in einer Kalebasse, mit Palmwein gefüllt, aufgefangen, und jeder von uns vieren trank daraus, so daß die Schale geleert wurde."

Der Bafuen-, sowie der Bamundavertreter brachten nunmehr je eine Flintenkugel zum Vorschein, wir gaben je eine Patrone. Unter Abmurmeln von Zaubersprüchen (Wiederholungen und Ausmalung der Drohung, „daß dem, der diese Blutsfreundschaft nicht halte, in neun Tagen der Bauch anschwellen und er eines schrecklichen Todes sterben solle") grub man am Fuße des Flaggmastes eine kleine Grube, indem jeder von uns Blutbrüdern mit seinem Messer abwechselnd ein paar Stiche machte. Bei dem weiteren Verlaufe der Zeremonie mußten sämtliche Anwesenden die Geschlechtsteile fest zwischen den Beinen eingeklemmt halten. Aus der Tasche wurde ein Stück Rotholz, einige zusammengebundene Stückchen fremdartigen Holzes und ein Büchschen mit weißlichem Pulver behutsam hervorgeholt. Von den Hölzern wurde etwas weniges in die Grube geschabt; aus dem Büchschen mußte jeder von uns vieren eine Prise herausnehmen und gleichfalls in die Grube streuen. Dann wurde aus der Tasche noch ein Menschenknochen (eine tibia) herausgeholt und hiervon gleichfalls in die Grube geschabt. Zum Schluß entnahmen sie ein sorgfältig verschnürtes Päckchen, und damit war der Inhalt der Tasche zu Ende. Das Päckchen wurde langsam (immer unter leisem Abmurmeln von Formeln und Sprüchen) geöffnet, und zum Vorschein kamen zwei frische, noch blutende Menschenohren. Auch diese wurden in die Grube gelegt, darauf die vier Geschosse und nun wurde die Grube wieder zugeschüttet." (Vergleiche mit diesem Vergraben der Geschosse die gleiche symbolische Handlung des Vergrabens des Kriegsbeiles bei den Indianern.) „Jetzt wurden wir auch aus unserer etwas unbequemen Stellung wieder erlöst. Auf die geschlossene Grube kam ein großer flacher Stein.

Sodann wurde der Schafbock herbeigeschleppt; zwei hielten ihn an den Füßen, Dr. Zintgraff hielt ihm den Kopf hoch und ich mußte ihm mit einem Zuge die Kehle durchschneiden, so daß das strömende Blut über den Stein und die Grube floß. Hierauf wurde das Tier in drei Teile zerhauen: einer für die beiden Weißen, einer für Bafuen, einer für Bamunda. Nun wurden in einer Kalebasse Bocksblut und Palmöl umgerührt und neun Flintenkugeln hineingeworfen" (die Zahl 9 und Teile davon [3, 6] scheinen bei manchen religiösen Gebräuchen eine Rolle zu spielen; vergleiche auch die eben erwähnte Schwurformel). „Der ganze Inhalt der Kalebasse wurde über den Stein ausgeschüttet und jeder der Anwesenden goß außerdem noch ein Trinkhorn voll Palmwein darüber aus.

Jetzt kam der Topf mit angeriebenem Rotholz zur Geltung; er wurde auf den blutbesprengten Stein gestellt, wir vier und Fonte entblößten rechten Arm und rechte Brust und rieben uns gegenseitig Brust und Arm mit Rotholz ein. Auch diese Zeremonie war von leise geflüsterten Zauberformeln stets des gleichen, mehrerwähnten Inhalts begleitet.

Damit war die Feierlichkeit zu Ende; es folgte Verteilung von Kola und Pfeffer an die Gefolgsleute, und ein fröhliches Palmweingelage."

Daß nicht alle, den Eingeborenen zugeschriebene Fehler einzig und allein auf deren eigenste Veranlagung zurückzuführen sind, sondern daß auch Fehler der Weißen solche bei den Eingeborenen hervorrufen oder wenigstens erheblich steigern können, das beweist die folgende Erörterung E. v. Schkopps[17b]) über den Zwischenhandel in Kamerun, d. h. das Monopol, das sich die Küstenstämme im Handel der Hinterlandsstämme mit den Weißen zu verschaffen gewußt haben.

Von Anfang an war die Kolonialregierung bestrebt, den Zwischenhandel, wie er früher in Kamerun allgemein bestand, zu durchbrechen.

Ist nun auch im Laufe der Jahre in-

folge der vom Reiche ausgerüsteten Expeditionen eine Änderung in den Verhältnissen eingetreten, so ist das Zwischenhandelsystem doch noch keineswegs vollkommen beseitigt, und einige Negerstämme betrachten es als ihr unantastbares Privilegium, die Hintersassen mit Waren zu versehen, die sie von den europäischen Firmen einhandeln oder auf andere Art und Weise an sich zu bringen wissen.

In meinem Aufsatz „Handelsbräuche europäischer Firmen im Verkehr mit den Eingeborenen in Ostafrika und Kamerun", Deutsche Kolonialzeitung Nr. 20 vom 14. Mai 1903, besprach ich die Unsitte, den Eingeborenen „trust" zu geben, und wies nach, wie hierdurch dem Zwischenhandel Vorschub geleistet wird. Ganz abgesehen von den Verlusten, welche einzelne Firmen dadurch erleiden, tragen auch diese Firmen zu politischen Verwicklungen innerhalb des Schutzgebietes nicht unwesentlich bei.

Wie trotz alledem von seiten einiger europäischer Kaufleute dem Zwischenhandel dennoch das Wort geredet werden kann, ist und bleibt unverständlich.

Ich gebe gern zu, daß es für die Beteiligten bedeutend bequemer ist, an der Küste in der wohnlichen Hauptfaktorei zu sitzen und die Schwarzen im Innern des Landes allein Handel treiben zu lassen. Was dabei herauskommt, ist sattsam bekannt und braucht nicht nochmals erwähnt zu werden. Daß aber der Zwischenhandel politische Verwicklungen im Gefolge haben kann, möchte ich an einem Beispiel nachweisen.

Im Südbezirk von Kamerun kamen gegen Ende des Jahres 1899 die Buli, ein weit im Innern des Landes sitzender Negerstamm, zur Küste und brandschatzten Kribi. Die hier ansässigen Europäer rettete nur der Zufall vor der Wut der Schwarzen. Infolge des durch die Regenzeit hoch angeschwollenen Kribiflusses vermochten die Empörer nicht das nördliche Ufer des Flusses zu gewinnen, wohin sich die Weißen zurückgezogen hatten.

Nachdem die schwarze Schutztruppe aus Duala eingetroffen war, zogen sich die Buli wieder zurück. Seinerzeit wurde viel darüber debattiert, was wohl die Ursache dieses Kriegszuges der Buli gewesen sein könnte. Indem man Ursache mit Veranlassung verwechselte, kam man zu falschen Schlüssen, erst später brach sich die Erkenntnis der wirklichen Ursachen Bahn.

Die alten Afrikaner im Südbezirk wissen heute genau, daß im Zwischenhandel die Ursachen zu diesem Aufstande der Buli lagen.

Diesen Zwischenhandel hatten die an der Küste wohnenden Mabea und deren Nachbarn, die Ngumba, in der Hand.

An anderer Stelle sagte ich bereits, daß die Mabea den Duala in punkto schlechte Eigenschaften gleichgestellt werden können. Diese Leute, Mabea und Ngumba, kauften von den Buli Kautschuk und Elfenbein und brachten die Produkte zur Küste, den europäischen Faktoreien.

Die von den Zwischenhändlern zu außerordentlich niedrigen Preisen eingekauften Landesprodukte wurden an der Küste den Faktoreien mit großem Verdienste verkauft.

Mit der Zeit verlangten die Buli von den Ngumba und Mabea höhere Preise für Kautschuk und Elfenbein, die smarten Händler wollten aber auf ihren hohen Verdienst nicht verzichten, und da die Europäer ihrerseits feste Preise hatten, so verfielen die Zwischenhändler auf einen Ausweg. Den Buli wurde wie bisher der übliche geringe Preis bezahlt und ihnen gesagt, daß sie sich die Differenz in den Faktoreien der Europäer an der Küste selbst holen sollten.

Als einige Buli nun in den Faktoreien erschienen und ihre Forderungen geltend machten, wurden sie natürlich abgewiesen, da die Weißen ja die Produkte von den Mabea und Ngumba erworben und voll bezahlt hatten. Zu diesen wiederholten Fällen kam noch, daß die Zwischenhändler, um sich den Buli gegenüber rein zu waschen, alle Schuld an den Vorkommnissen und den niedrigen Preisen den Europäern beimaßen.

Ich habe es selbst während meines Aufenthaltes in Kamerun unzählige Male erlebt, wie solche Händler der eingeborenen

Bevölkerung, in deren Gebieten sie Handel trieben, einredeten, daß die Europäer nur da seien, um den mit europäischen Sitten und Gebräuchen Unkundigen ihre Produkte zu „stehlen" oder, wie der landesübliche Ausdruck heißt, zu „essen".

Indem die Zwischenhändler Mißtrauen gegen die Europäer unter den Schwarzen säen, suchen sie sich den gewinnbringenden Handel zu erhalten, wobei sie nichts unversucht lassen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. So brachte es ein schwarzer Zwischenhändler sogar bis zur Urkundenfälschung, indem er einem fremden Eingeborenen eine mit meiner Unterschrift versehene Anweisung auf meine Faktorei ausstellte.

Was nun die Buli anbetrifft, so gaben sich die Leute seinerzeit nicht zufrieden und versuchten, ihre angeblichen Rechte mit Waffengewalt von den Europäern zu erzwingen.

Aus diesem Ereignis haben die Firmen im Südbezirk Kameruns eine Lehre gezogen und suchen überall im Innern eigene Faktoreien zu errichten, um den Zwischenhandel zu umgehen und mit den Produzenten und Lieferanten unmittelbar zu handeln. Daher sind die Südfirmen auch die ersten und noch die einzigen in Kamerun, welche bereits direkt mit den Haussa im Innern Handel treiben.

Das größte Verdienst an der Durchbrechung des Zwischenhandels haben Zintgraff und Morgen. Was Zintgraff im Nordwesten schuf, schuf Morgen im Süden.

Die deutschen Firmen in Kamerun, vor allem die in Duala, mögen sich immer nur recht eindringlich zu Gemüte führen, was für schädliche Auswüchse der Zwischenhandel zeitigt und zu welchen Konsequenzen er führen kann.

Man darf ja nicht glauben, daß in Kamerun der Schwerpunkt des Handels im Repräsentieren liegt, und daß man die unbequeme Arbeit den Negern überlassen darf. Wer nicht selbst überall nach dem Rechten sieht, sondern glaubt, seine bloße Anwesenheit genüge, der irrt sich sehr und wird den Anforderungen nie gerecht werden können. Wo die europäischen Kaufleute in Kamerun unangebrachter Bequemlichkeit entsagen, da werden sie auch die letzten Überbleibsel des Zwischenhandelssystems beseitigen, die heute nur noch eine Folge allzugroßer Bequemlichkeit sind.

Auch unter den Negern Kameruns sind Spiele verbreitet, ähnlich den aus Togo beschriebenen. Die in der nachfolgenden Übersetzung, die E. Prager[15]) von der Lindemannschen Beschreibung der am Kongo üblichen Spiele gibt, geschilderten, finden sich in ganz ähnlicher Weise auch bei den Kamerunnegern.

H. Lindemans veröffentlicht in Nr. 27 von „La Belgique Coloniale" einen interessanten Artikel über „Die Spiele am Kongo". Da der Zeitvertreib unserer engeren dunkelfarbigen Landsleute nicht gerade sehr abweichend sein dürfte, wird die Kenntnis der Ausführungen des belgischen Forschers auch für uns wertvoll sein. Deshalb sei ihr wesentlicher Inhalt hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

I. Spiele Erwachsener.

Die Neger spielen leidenschaftlich und haben eine ganze Anzahl verschiedener Verfahren erfunden, um sich ihrem Lieblingsvergnügen hingeben zu können. In dem Bezirke Upoto bilden das Liwandà und das Npuia ihre hauptsächlichste Erholung.

1. Das Liwandà.

Dieses Spiel wird wohl auch von den Einwohnern eines und desselben Dorfes gespielt. Wirklich interessant gestaltet es sich aber erst, wenn die Insassen zweier verschiedenen Ortschaften sich daran beteiligen.

Zweimal jährlich begeben sich die stärksten Männer einer Gemeinde in ein anderes Dorf, um dessen Einwohner zum Wettstreite herauszufordern.

Bevor das Spiel beginnt, durcheilen die Ankömmlinge (beispielsweise die Bewohner von Gongi) das Dorf (z. B. Joingi) unter Tamtamschlägen, um seinen Insassen ihre Ankunft zum Wettstreite zu verkünden. Ein besonderer Platz ist dafür zugerichtet. Die beiden Gegenparteien lassen sich, umgeben von zahlreichen Zuschauern, auf ihm nieder.

In der Mitte des Platzes haben die Schiedsrichter ihren Sitz, denen es obliegt, durch ihr Urteil zu entscheiden, welches die stärkere Partei gewesen sei, und die allzu neugierigen Zuschauer in respektvoller Entfernung zu halten.

Während der Vorbereitungen erschallen verschiedenartige Gesänge.

Bezeichnen wir die beiden Parteien mit A und B. Sobald das Zeichen zum Beginn gegeben wird, erhebt sich A und eilt auf die Gegenpartei zu, um sie zum Streite herauszufordern. Im gleichen Augenblicke schnellt B ebenfalls von seinem Platze empor und läuft auch seinerseits mit ausgebreiteten Händen A entgegen. Findet A, daß sein Gegner für ihn zu stark ist, so tritt er den Rückzug an, oder vielmehr die Schiedsrichter heißen ihn, sich zurückzuziehen, indem sie sich vor ihn stellen; wenn umgekehrt B der Schwächere ist, so schlagen die Schiedsrichter ihm gegenüber das gleiche Verfahren ein.

Die Wahl eines Gegners dauert bisweilen sehr lange; denn die Schiedsrichter lassen den Wettkampf nicht zu, bevor sie sich nicht überzeugt haben, daß beide Parteien ungefähr gleich stark sind. Jeder Wettkämpfer versucht, seinen Gegner auf bestmögliche Weise an den Händen zu packen.

Diese Eröffnungsplänkeleien nehmen gewöhnlich geraume Zeit in Anspruch.

Haben die Gegner einander an den Händen ergriffen, so suchen sie ein Bein vermittelst eines Fußstoßes zu treffen, dem in der Regel geschickt ausgewichen wird. Sobald der Fußtritt versetzt oder vermieden ist, ist das Gleichgewicht bei dem einen oder dem andern erschüttert, und die Feinde suchen sich mit den Händen niederzuzwingen.

Das gelingt nicht oft; denn die Schiedsrichter sind zur Unterstützung des etwa Fallenden zur Stelle und erklären die Partie für nichtig, falls ihres Erachtens der eine unverhältnismäßig stärker ist als der andere.

Wenn der, welcher zum Spiele herausgefordert hat, für sehr stark befunden wird, so will niemand mit ihm streiten; er muß sich zurückziehen und einen seiner Freunde an seine Stelle treten lassen.

Dieser Wettkampf nimmt nicht eben selten geraume Zeit, selbst ganze Stunden in Anspruch. Doch welch gewaltiger Lärm erhebt sich nicht, wenn es einem der Kämpfer gelingt, seinen Widersacher auf den Rücken zu strecken! Alle Zuschauer laufen schreiend und singend umher. Sie stimmen ein Mark und Bein durchdringendes Geheul an: Ja, ia, ia, ia, ia, oh, ia, oh ia, oh, ia, oh ia, a, a, a, a.

Selbst die alten Frauen schließen sich dem Triumphzuge durchs Dorf an.

Die Weiber tragen, über die linke Schulter herabfallend, eine Schärpe von Bananenblättern und halten in der Rechten einen Zweig, den sie rhythmisch hin und her schwingen, indem sie ihn zum Takte des Liedes bewegen. Die Männer tun desgleichen; jedoch mit dem Unterschied, daß sie an Stelle eines Zweiges ihr schönstes Messer in die Hand nehmen.

Die Mutter des Siegers befindet sich ebenfalls im Zuge, geschmückt mit der Kopfbedeckung ihres Sohnes und mit einem seiner Messer im Gürtel, einem anderen in der Hand.

Bemerkenswert ist, daß sehr selten die fremde Gemeinde das Dorf, in welchem die Liwandà statthat, als Siegerin verläßt. Vielleicht verlangt es die Etikette, daß der Herausforderer die Partie verliert.

Der Sieger bemalt sich mit roter Farbe und pudert sogar sein Haar. Sein Weib schmückt sich mit ihrem schönsten Aufputz, Perlketten und dergleichen, und begleitet, von der kreisenden Menge umringt, ihren Gatten.

Diese Kampftage verfließen für die Neger sehr fröhlich; man könnte sie mit unseren Kirchweihtagen vergleichen. Nichts berauscht sie so sehr wie diese Huldigungen, welche ihnen in vollem Umfange die Beifallsbezeugungen eines europäischen Publikums ersetzen.

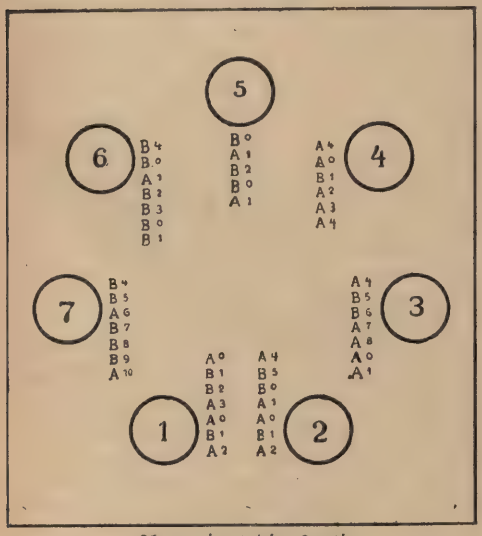
2. Das Npuia.

Dieses Spiel kann man mit einer beliebigen Anzahl von Personen spielen.

Nachdem man je nach der Zahl der Spieler in gleichmäßigen Abständen auf der Peripherie eines Kreises mehrere kleine Löcher im Erdboden gemacht hat, legt man in jedes Loch drei Palmnüsse. Das Spiel geht, wenn man beispielsweise sieben Teilnehmer (vergl. die obenstehende Abbildung) annimmt, folgendermaßen vor sich:

Die sieben Spieler teilen sich in zwei Parteien: A und B. A beginnt, nimmt die in dem Loche 1 befindlichen Nüsse und legt in jedes folgende Loch eine davon, also in die Löcher 2, 3 und 4. Vier Nüsse werden mithin untergebracht, und damit ist der Vor-

Das Npuia-Spiel.



A gewinnt die Partie.

rat von A erschöpft. Wenn A Halt macht, beginnt B, verfährt genau ebenso und legt schließlich seine vierte Nuß in Loch 1, welches schon eine davon enthält. Sobald Loch 1 zwei Nüsse enthält, von denen die eine A gehört, kann dieses wieder von neuem beginnen, indem es die, welche in Loch 6 enthalten ist, herausnimmt und von 2 Löchern Besitz ergreift (2 und 3).

A muß demgemäß bei Loch 4, in dem sich 4 Nüsse befinden, wieder anfangen und erobert, indem es diese in 5, 6, 7 und 1 legt, von B die beiden Löcher 7 und 1, in denen dieses 5 bzw. 2 Nüsse hatte.

B beginnt nunmehr bei Nr. 2 und nimmt A die Löcher 5 und 6, in denen es mit je 5, und 7, in denen es mit 6 Nüssen vertreten war.

Dann fängt A wieder bei Loch 1 an, in dem 3 Nüsse enthalten sind, und vertreibt B aus 3 und 4 mit 6 bzw. 5 Nüssen.

B beginnt darauf bei Loch 5 mit 2 Nüssen. Sodann nimmt A bei Nr. 2 mit 5 Nüssen das Spiel wieder auf, B hinwiederum bei 6 mit 3 Nüssen und schließlich A bei 3 und 8 Nüssen. Dadurch gewinnt dieses die Partie, da es damit von allen bisher von B innegehabten Löchern Besitz nimmt.

II. Spiele der Kinder.

Die Kinder höhlen sich mit Vorliebe Bananenstämme zu Kähnen aus oder machen sich Gewehre aus Stengeln dieser selben Pflanze und dergleichen mehr.

Sie spielen Soldat oder gehen ins Wasser, wo sie mit Hilfe eines Bananenstammes sich auf der Oberfläche schwimmend erhalten oder sich auf eine umgestürzte Piroge setzen.

Eines ihrer Spiele heißt Ndange. Daran können sich beliebig viele Spieler beider Geschlechter beteiligen, vorausgesetzt nur, daß die Zahl der Teilnehmer eine gerade ist.

Es geht folgendermaßen vor sich: Sobald der eine Spieler den linken Fuß emporhebt, muß sein Mitspieler im selben Augenblick den rechten aufwärts bewegen. Jeder dabei vorkommende Fehler wird als Point angemerkt.

Die Partie wird in der Regel zu 25 Points gespielt.

Nehmen mehrere daran teil, so trennen sie sich in so viel Parteien, als sie Paare zählen; jedes Paar spielt dann abwechselnd, die Points werden jedoch erst nach der Niederlage der gesamten Gegenpartei zusammengezählt. Dann ist das Spiel gewonnen.

III. Glücksspiele.

Bei Glücksspielen geht es um den Einsatz von Kaurimuscheln in ähnlicher Weise, wie in Frankreich und Belgien die Straßenjungen um Kupfermünzen zu 2 Centimes,

die sie in die Luft werfen, spielen. Wenn die Kauris beim Herunterfallen sämtlich die gleiche Seite zeigen, so ist das Spiel gewonnen; ebenso, wenn gleich viele von ihnen auf die Vorder- und auf die Rückseite fallen. Ist die Zahl der eine verschiedene Oberfläche zeigenden Kauris aber ungleich, so ist die Partie verloren.

Der Einsatz ist sehr häufig ein „Mitako" (ein Messingstück im Werte von 2 Kauris); aber — wie dies nach der Behauptung übelwollender Berichterstatter auch bei uns in ähnlicher Weise vorkommen soll — es gibt auch Schwarze, welche selbst vor einem Spiele um 50 „Mitakos" nicht zurückschrecken.

Außer mit solchen Spielen, vertreiben sich die Kameruner auch mit Märchenerzählen die Zeit. Ein recht anmutendes aus der Urwaldzone und dem Graslande teilt Hauptmann Hutter[9a]) mit.

„Der unsichtbare Mann. Im Urwald zwischen Mi-Nimbi und Tinto ist ein freier, lichter Platz neben einem kleinen Weiher; auf ihm befindet sich eine Säule aus Holz; daran hängt eine Trommel. Will nun ein Neger etwas verkaufen, so geht er damit an diesen freien Platz, legt die Sachen oder bindet sie an die Säule und trommelt. Hierauf muß er wieder abgewandten Blickes fortgehen und darf überhaupt nicht mehr hinsehen. Dann kommt bisweilen ein Mann aus dem Wasser, aber unsichtbar, schaut die Sachen an und trommelt, was er dafür gibt. Nach einer Weile geht der Verkäufer, aber fortwährend zu Boden sehend, wieder hin und gibt gleichfalls mit der Trommel Antwort, ob ihm der Preis recht ist bzw. was er dafür verlangt; sodann entfernt er sich wieder. Führt nun dieses Handeln zum gegenseitigen Einverständnis, so findet der Verkäufer, wenn er zum Schluß wieder hingeht, den Kaufpreis an der Säule liegen; die Gegenstände sind verschwunden. Jetzt darf er auch wieder frei umhersehen. Täte er das, während der ganze Handel noch im Gang ist, so würde er von dem Manne erwürgt. Hier und da hat ein Jäger den Mann auch schon gesehen; er hat lange Haare und ist ganz hell."

An dieser Geschichte ist einmal bezeichnend, daß der Neger als eingefleischter Handelsjude auch in seinen Sagen vom Feilschen und Schachern nicht lassen kann. Was mir aber das wichtigere war: wenn anders mein Junge mir dieses Märchen richtig verdolmetscht hat, so haben wir die ethnographische Tatsache, daß es auch hier bei den Banyang eine Trommelsprache gibt. Im gewöhnlichen Leben habe ich im ganzen Waldland nichts davon beobachtet. Auffallend war aber stets, wie rasch sich Nachrichten verbreiteten. Die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Bandengschlacht am 31. Januar 1891 war am 3. Februar bereits in Kamerun bekannt; Gravenreuths Tod bei Buea wußten wir in Bali fünf Tage später; und so könnte ich mehrere derartige Fälle anführen. Der Gedanke an irgendein optisches oder akustisches Signalisieren liegt also nahe; aber wie gesagt, diesbezügliche Beobachtungen mangelten mir.

Haben wir in dem mitgeteilten Märchen einen Wassermann kennen gelernt, so fehlen auch die Wassernixen nicht. „Sie hausen gleichfalls in kleinen Tümpeln im Urwald, und manche Jäger haben sie schon erblickt. Sie sind rot und haben lange gelbe Haare; sobald sie sich aber entdeckt sehen, tauchen sie schnell unter."

Dem Umstand, daß uns auf Mi-Nimbi-station einmal eine Schlange einen nächtlichen Besuch abstattete, verdanke ich die Kenntnis zweier Schlangenmärchen. Wie das auch bei uns so geht: im Anschluß an die stattgehabte Aufregung drehte sich das Gespräch mit unseren Leuten und den Banyang am folgenden Tag um diese Reptilien. Hier sind die beiden Märchen.

„Wenn zwei Schlangen miteinander kämpfen, und die eine hat die andere totgebissen, so erfaßt sie darob Reue. Sie eilt tiefer in den Wald" („far away"; dolmetschten meine Leute), „reißt von einem Strauch einen Zweig ab, und mit diesem bestreicht sie die tote Schlange. Diese wird

wieder lebendig und beide gehen dann in den Wald. Der liegen gelassene Zweig aber ist ein sicheres Heilmittel gegen Schlangenbiß; doch genügt dann nicht das bloße Bestreichen, wie es die Schlange getan, sondern der Gebissene muß davon essen."

Mit der Wiedergabe der anderen, geradezu lieblichen Sage schließe ich diesen Abschnitt. Sie hat mich heimatlich angeweht: klingt sie doch wie unsere anmutigsten Märchen. „Der Schlangenkönig. Es gibt einen Schlangenkönig, der trägt einen schönen, glänzenden Stein auf dem Kopfe. Wenn er nun ins Wasser geht sich zu baden, legt man ein frisch gebrochenes Bananenblatt ans Ufer und bleibt versteckt in der Nähe. Der Schlangenkönig legt sein Steinkrönchen darauf und badet. Nun nimmt man geschwind Blatt und Steinkrönchen und läuft davon, was man laufen kann. Aber wehe, wenn er es sieht; dann pfeift er und alle Schlangen kommen und beißen den Räuber tot. Der Stein aber ist eine große Medizin gegen viele Krankheiten und namentlich gegen Schlangenbiß."

Noch anmutiger ist das von Frau E. Henoch[7]) wiedergegebene „Melusinenmärchen".

Eines Tages wanderte ein armer Mann aus Chama, aufs tiefste durch den Tod seines Weibes betrübt, nach einem kleinen Dorf mit Namen Abu-ann. Unterwegs begegnete ihm eine Frau, die ihn mitleidig fragte, warum er so niedergeschlagen dreinschaue. Er erzählte ihr von seinem großen Kummer, froh, eine teilnehmende Seele gefunden zu haben, der er sein Herz ausschütten konnte. Im Laufe des Gesprächs vergaß er allmählich seine Traurigkeit. Die fremde Frau gefiel ihm außerordentlich, ja bezauberte ihn dermaßen, daß er sie kurzerhand fragte, ob sie sein Weib werden wolle. Nach einigem Zögern willigte sie ein, worauf beide sich nach seinem Hause begaben, wo er sie seinen Freunden als seine Frau vorstellte.

Nach Verlauf einiger Zeit hatte seine Frau Lust, ihre Verwandten zu besuchen. Er war damit einverstanden und machte sich fertig, sie zu begleiten. Die Frau wollte dies anfangs nicht, gab jedoch, als er sie ernsthaft bat, mitgehen zu können, nach und sie brachen von Hause auf. Als sie unterwegs waren und sich über alles mögliche unterhielten, sagte sie zu ihm: „Wenn ich dir auch erlaubt habe, mich zu begleiten, so fürchte ich doch, daß ich später von dir ausgelacht werde." Er versprach hoch und heilig, weder über sie zu lachen, noch über ihre Heimat und Verwandtschaft je Andeutungen zu machen, falls sie das nicht wolle.

Dann setzten sie ihren Weg in Richtung nach der See hin fort. Als sie sich dem Ufer näherten, teilte sie ihm zu seiner Überraschung mit, daß sie ein Fisch wäre, ihre Verwandten Fische seien und ihre Heimat in der Tiefe des Ozeans läge. Sie bedeutete ihm, auf die Brandung zu achten. Nach der dritten Brandungswelle würde sie untertauchen, und er müsse ihr folgen, da dies der Weg wäre, der sie nach dem Hause ihrer Verwandten führte. Zugleich erinnerte sie ihn noch einmal an sein Versprechen, niemals später darauf anzuspielen. Der Gatte schwor ihr, über alles Stillschweigen zu beobachten und tauchte dann mit ihr nach der dritten Brandungswelle in die See, wo sie beide alsbald von ihren Verwandten herzlich bewillkommt wurden.

Die Frau stellte ihren Angehörigen den Mann als ihren Gatten vor, worauf ihm ein Haus angewiesen wurde. Aber ihm wurde ausdrücklich ans Herz gelegt und anbefohlen, das Haus auf keinen Fall zu verlassen. Als er bald darauf eines Nachts zum Fenster hinausschaute, bemerkte er ein Anzahl junger Fische beim Spiel, und der Wunsch wurde in ihm rege, sich ihr Tun und Treiben genauer anzusehen, die Verwandten seiner Frau hielten ihn jedoch zurück. Drei Tage später bemerkte er die kleinen Fischchen abermals, wie sie sich belustigten, und er beschloß, komme was da wolle, sich unter sie zu mischen. Diesmal war niemand da, der ihn gehindert hätte.

Nun muß nachgeholt werden, daß der

Mann während seines Aufenthaltes in dem Wasser Wesen und Gewohnheiten eines Fisches angenommen hatte. Es ist bekannt, daß Fische durch ihre Bewegung bei Nacht eine Art phosphoreszierendes Licht ausstrahlen. Als er sich nun ziemlich nahe an der Oberfläche der See entlang bewegte, wurde er von einigen Fischerleuten erspäht, die sogleich eine Harpune nach dem warfen, was sie für einen ungewöhnlich großen Fisch hielten. Sie gedachten einen guten Fang zu tun. Seine Verwandten sahen seine gefährliche Lage und eilten sogleich zu seiner Rettung herbei. Sie taten alles möglich, ihn auf den Meeresgrund zurückzuziehen, aber da ihre Bemühungen erfolglos blieben, baten sie einen vorüberschwimmenden Hai, das an der Harpune befestigte Seil zu zerbeißen. Der Hai kam ihrem Wunsche sofort nach, zertrennte das Seil und setzte den Fischmenschen in Freiheit. Die Verwandten der Frau brachten ihn in ihre Wohnung, entfernten die Harpune und legten Heilmittel auf seine Wunden, die ihn bald gesund machten. Dann waren sie froh, ihn und sein Weib los zu werden, weil sie fürchteten, weiteres Unheil könne ihm zustoßen. Vor seiner Abreise gaben sie ihm die Harpune und wiesen ihn streng an, sie fremden Blicken zu verbergen. Sobald sie zu Hause angekommen waren, versteckte der Mann die Waffe unter dem Strohdache ihres Hauses.

Sieben Jahre vergingen ohne weiteren Zwischenfall, da stellte es sich heraus, daß das Dach des Hauses neu gedeckt werden mußte. Der Mann wurde nun aufgefordert, bei dieser Arbeit zu helfen. Kaum hatten sie mit dem Abdecken begonnen, als die Harpune zum Vorschein kam und von ihrem früheren Eigentümer, der zufällig Mitbewohner desselben Hauses war, entdeckt wurde. Als der Mann dieses sah, erschrak er heftig, hatte er doch vollkommen vergessen, die Waffe zu entfernen. Der Fischer versicherte, daß es jene Harpune sei, die er vor Jahren auf einen Fisch geschleudert hatte und beanspruchte die Waffe für sich. Der Mann widerstrebte, ihm die Harpune zu lassen, doch kamen andere hinzu, die die Wahrheit der Worte des Fischers bestätigten. Nun bestürmten sie ihn mit Fragen, wie er in den Besitz der Harpune gelangt sei, so daß er endlich die ganze Begebenheit erzählen mußte. Hier muß nun erwähnt werden, daß sich der Mann nach seiner Rückkehr noch ein anderes Weib genommen hatte, das bei dieser Gelegenheit den ganzen Vorfall erfuhr.

Einige Zeit darauf zankten sich die beiden Frauen und begannen sich gegenseitig zu beschimpfen, wie das nur Frauen können, bis die zweite Frau die Nebenbuhlerin einen Fisch nannte. Das kränkte nun das arme Fischweib dermaßen, daß sie beschloß, in ihr früheres Heim zurückzukehren und ihre frühere Gestalt wieder anzunehmen.

Sie ging zu ihrem Mann, erzählte, was sich zugetragen hatte, und schob ihm alle Schuld zu, da er darauf bestanden hatte, sie nach ihrer Heimat zu begleiten. Sie sei fest entschlossen, sofort und für immer von ihm zu gehen. „Ich kann nicht länger an einem Orte wohnen," sagte sie, „wo ich fortwährend beleidigt und ausgelacht und meine Kinder gedemütigt werden."

Ihr Mann versuchte vergebens alles, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Es war erfolglos. Sie machte sich sofort auf den Weg nach dem Strande, von ihrem Manne gefolgt, ohne daß sie seine Bitten erhörte. Sobald sie die Küste erreicht hatte, nahm sie zum letzten Male einen langen Abschied von ihm. Von ihren drei Kindern nahm sie das jüngste, die beiden anderen ließ sie ihrem Gatten, tauchte unter und verschwand für immer seinen Blicken. Voll Kummer wanderte der Mann heimwärts, um dort den Verlust einer Frau zu betrauern, die er sehr geliebt hatte.

Wie ungleich stärker, als wir es im allgemeinen für möglich halten, sich die Eingeborenen von der sie umgebenden Natur anregen lassen und wie sie sich über das, was sie am Himmel schauen, ihre eigenen Gedanken machen, zeigt Missionar

J. Kellers[10]) Aufsatz über die astronomischen Ansichten und Kenntnisse der Isubu in Kamerun.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen rühren von dem Missionszögling Wilhelm Bwindi, einem Isubumann von Bimbia, her. Die eingestreuten Abbildungen sind eine getreue Wiedergabe seiner Zeichnungen. Bei der Übersetzung habe ich mich soviel wie möglich an den Wortlaut des Originals gehalten, um dadurch die Denkungsart der Leute unverfälscht zum Ausdruck zu bringen:

„Ein Zeichen, das wir haben zur Zeit der Nacht, bei der Morgendämmerung und am Morgen, ist der Stern Eyombwe (sombwe). (Gemeint ist der Morgenstern, die Venus.)

Um 6 Uhr etwa oder 6½ Uhr, vielleicht auch noch 9 Minuten weiter, wird die Sonne sichtbar.

Nun will ich über den Stern berichten, der uns zeigt, daß Nacht und Tag eine Grenze haben, und das ist die Zeit der Morgendämmerung, der Tagesanbruch. Zwischen 4 und 5 Uhr erreicht dieser Stern seinen Höhepunkt. Ganz unten an der Erde wird er sichtbar und steigt am Firmament in die Höhe, bis die Leute den Morgen sehen (nämlich den klaren, lichten Morgen), und das ist etwa um 8 Uhr. (Wie die Zeichnung angibt, ist der Stern um 8 Uhr dunkel, das heißt, er wird von der nach der Zeichnung zwischen 6—7 Uhr aufgehenden Sonne überstrahlt.)

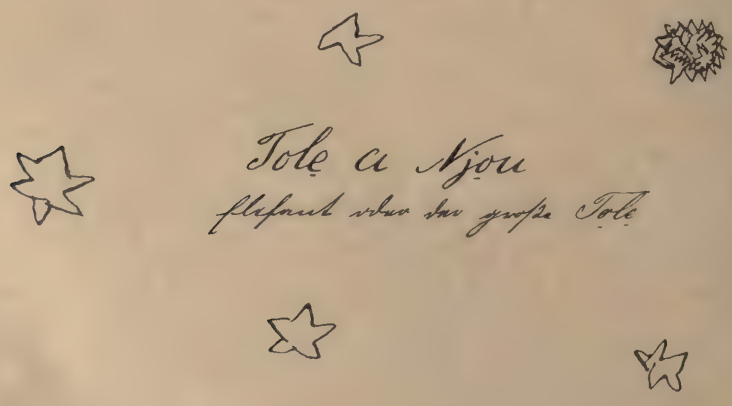
Um 3 Uhr morgens, wenn der Hahn diesen Stern aufgehen sieht, fängt er an den Leuten zu sagen: „Wahrhaftig, der Tag bricht an." Seine Stimme ertönt dann mit einem lauten kokelekoo . . . Er fängt also seinen Gesang an um 3 Uhr; dann schläft er noch ein wenig bis um 4 Uhr, wo er dann zum zweiten Male kräht. Nun fällt er noch einmal in einen kleinen Schlaf bis etwa 4½ Uhr, ganz genau jedoch wartet er 47 Minuten und 47 Sekunden nach 4 Uhr und fängt dann an zu krähen drauf und drauf bis 5 Uhr.

Um 5½ Uhr ist genannter Stern nicht mehr zu sehen. (Es wird allmählich hell.)

Ist es dann endlich 6 Uhr geworden, so sehen viele Länder plötzlich die Sonne. Viele andere Länder jedoch erblicken die Sonne voll und ganz um 6½ Uhr, vielleicht auch noch 9 Minuten später.

Hier habe ich unsere Zeichen, die wir für das Jahr haben, niedergeschrieben.

Wir Schwarze, wir haben Zeichen oben am Firmament, und zwar Zeichen der Sterne, die uns belehren über das Jahr (Jahreszeiten).

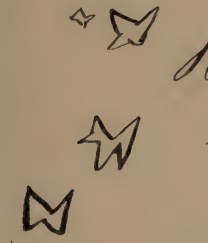


Ein Zeichen besteht, dessen Name Tole a Njou ist = Tole des Elefanten, also der große Tole. Tole a moto: tole des Menschen = der kleine Tole.

Tol'a moto.

Mensch oder der kleine Tole.

Bana ba Nyue, Waisenkinder, also genannt, weil nach Angabe der Eingeborenen der große Stern einem Hausvater gleichist, dessen Frau gestorben ist, und dessen Kinder nun verlassen und klagend vor ihm beisammenstehen.



Bana ba Nyue.

die Waisenkinder.

Alles dies ist auf einer Seite des Firmaments gegen Osten, unsere Zeichen für den Sommer.

Ein großes Zeichen haben die Schwarzen noch, und das ist der Mond.

Muende m'ewondo.

Stiel (Fuß) der Axt.

Modi

Mond.

Unsere Gedanken darüber sind folgende: Eine Frau ging an einem Ruhetag (Sonntag) in den Wald und spaltete Holz. (Die Leute tragen dasselbe stückweise nach Hause.) Dieselbe erhielt ihre Strafe von Gott. Er stellte sie in den Mond, zu warten auf den Tag des Gerichts, oder zu harren des Gerichtstages.

In alter, alter Zeit dachten alle, noch alle Leute so; nun aber nicht mehr alle, weil sie blind sind.

Das ist das Ende der Geschichte des Zeichens im Mond. Dies ist ihr Ende.

Hier habe ich geschrieben über ein Zeichen der Schwarzen. Ein solcher Stern wird Ngeñget'a Sombo genannt.

Das Zeichen im Mond.

In alter Zeit dachten wir Schwarze vom Mond, daß er zur Zeit der Nacht gleich einem Schafe auf die Erde kommt und in der Nähe der Hütten die beiseite geworfenen Pisangschalen frißt. Jetzt aber glauben nicht mehr viel an diese Tatsache; denn sie haben nun herausgefunden, daß der Mond ein Licht (Lampe) ist, das uns Gott gegeben hat, uns auf Erden zu leuchten.

Hier ist das Ende über die Gedanken der Schwarzen in alter Zeit.

Eine andere Geschichte über den Mond in alter Zeit und in unseren Tagen ist folgende: Wenn eine Frau zur Zeit des Vollmondes schwanger wird und später ein Kind gebiert, sei es ein Knabe oder Mädchen, so zeigt sie diesem Kind den Mond und spricht zu ihm: „Dies ist dein Großvater." Später nun, wenn ein solches oder ein anderes Kind etwa mit dem ausgestreckten Finger nach dem Monde zeigt, so sagt die Mutter zu ihm: „Strecke deinen Finger nicht gegen den Mond, damit derselbe den Finger nicht abschneide, denn er ist dein Großvater, deshalb gib ihm auch seine gebührende Ehre."

Zum Schlusse gebe ich wieder einige Briefe von schwarzen Schülern (darunter auch einige von Togokindern) an deutsche Schüler. Der Inhalt ist nicht immer ganz kindlich und läßt deutlich den stets auf einen naheliegenden Zweck gerichteten Sinn der Neger erkennen; immerhin wird man nicht umhin können zuzugestehen, daß der Unterricht recht erfolgreich gewesen ist.

Die folgenden von jetzigen oder früheren Schülern der Regierungsschulen in Sebbevi und Viktoria geschriebenen Briefe legen beredtes Zeugnis davon ab, wie weit die Besucher dieser Anstalten, die sowohl in kultureller als auch in nationaler Hinsicht von hervorragender Bedeutung sind, es

gebracht haben. Wenn auch die grammatische bzw. stilistische Form dieser Schreiben nicht gerade zur Nachahmung empfohlen werden kann, so zeigen doch diese Erzeugnisse des kindlichen Geistes, daß nicht nur die Negerjungen in Klein-Popo, die die nahe gelegene Regierungsschule in Sebbevi besuchen, sondern auch die schwarzen Bürschchen in Viktoria es verstehen, sich auf schriftlichem Wege ihren Leidensgefährten in Deutschland — die Briefe sind sämtlich an Schüler des neuen Gymnasiums in Darmstadt gerichtet — verständlich zu machen.

Die Schreiben sind jedoch nicht nur wegen ihrer originellen Form bemerkenswert, sondern ihr Inhalt läßt uns auch Schlüsse ziehen auf gewisse Charaktereigenschaften unserer schwarzen Landsleute in Westafrika, was um so interessanter für uns ist, als uns schon seit Jahren auch sonstiges ungemein reichhaltiges Material hierfür vorliegt.

Zur Vorgeschichte dieser Negerbriefe wollen wir zum besseren Verständnis für die Leser folgendes vorausschicken: Herr Regierungslehrer Walter in Klein-Popo, der leider im vorigen Jahre seiner Gesundheit wegen aus dem Kolonialdienst ausscheiden mußte, bat mich im Sommer 1898, für die Bibliothek, die er sowohl aus pädagogischen als aus nationalen Gründen zum Nutzen seiner schwarzen Schuljugend angelegt hatte, bei meinen Freunden, Bekannten und Schülern einiges Material zusammenzubringen. Die Schüler unseres Gymnasiums sammelten nun in kurzer Zeit etwa 120 Bücher, die die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes auf mein Gesuch hin kostenlos an ihren Bestimmungsort beförderte. Die hocherfreuten Negerknaben sandten mir daraufhin auf Veranlassung des Herrn Walter herzliche Dankesschreiben. Ich gab ihre Adressen meinen Schülern und bald entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen Darmstadt und Klein-Popo, der sich im vorigen Jahre auch auf die Regierungsschule in Viktoria übertrug, die gleichfalls von unserem Gymnasium, sowie von dem hiesigen Realgymnasium mit Bibliotheksbüchern versehen worden war. Und nun mögen hier die aus allerneuester Zeit stammenden Stilblüten unserer hoffnungsvollen afrikanischen Schuljugend folgen;

Viktoria, den 8. Januar 1901.

Lieber Freund!

Am 5. Januar habe ich euren werten Brief bekommen. Und ich danke herzlich für alles. Fürchtet euch nicht, ich bin euern Freund und ihr werden sehen wie es mit uns gehen kannst. Du und Harry Baer sollen Küsten und gift für ich schicken welche ich Schlangen, Schmetterlinge, Käfer und andere Tiere töten kann. Zuerst hat mein Vater gesagt, daß er will ich nach Deutschland schicken aber ich habe gesagt, daß ich will nicht gehen. Wenn ich gewust hätte so bin ich schon in Deutschland. Am 6. Januar haben die Gemeinde unsere Kirchen elf Leute getaucht wir besuchen es auch zu werden. Ich bin im Jahre 1883 geboren und am 9. Juli dieses Jahres werde ich 18 Jahre alt. Ich habe eine Schwester. Sie ist 19 Jahre alt. Ich habe Geschwistern und Großmutter Onkel und Tante. Mein Vater ist ein Kaufmanngehilfe bei Herr Wörmann Faktorei aber er bekommen nicht viel geld. Er ist über 20 Jahre dagewesen. Am April werden wir entlassen aus der Schule. Denn Wir waren 6 Jahre da gewesen. Es ist genug für uns hier.

Mit den herzlichsten gruß verbleibe ich dein Freund

James Haddison.

Lieber Freund du hast gefragt, warum heiße ich James. Ich heiße James weil der Herr Lehrer will ich ein anderes Name geben aber ich sagt nein ich will lieber James heißen.

Herzlichsten Gruß verbleibe ich dein treuer Freund

James Haddison.

Viktoria, den 9. Januar 1901.

Lieber Freund!

Hier will ich Dir etwas erzählen von das Chamäleon.

Das Chamäleon.

Das Chamäleon thut keinem Menschen etwas zu leide. Es ist ein kleines, lang-

sames Tier, ein Bewohner der Tropen. Es kann seine Farbe wechseln, so daß es bald grau, bald braun, bald grun aussieht. Es kann seine lange Zunge sehr schnell vorstrecken. Das Chamäleon Schluß.

Es kann seine Augen verdrehen. Das sieht ganz merkwürdig aus. Es klammert sich mit seinem Schwanze und mit seinen Füßen wenn es ruht. Wenn es gehen will dann löst es langsam seinen Schwanz und seine Füße los. Es hat einen Greifschwanz und Greiffüße.

Lieber Freund. Bitte wenn ihr Geschichte hören will so sollt ihr recht mit dem nächsten Dampfer schreiben. Ich habe viele Geschichte zu erzählen.

verbleibe ich dein Freund

James Haddison.

Klein Popo 6. 3. 01.

Mein lieber Freund!

Leider habe ich deine Photographie nicht erhalten. Nächstens werde ich es erhalten. Meine Heimat ist im warmen Afrika. O, wie schön ist meine Heimat. Am 9. Januar, er war meine Geburtstag. Ich hab es schön gefeiert. Ich habe Geschenke von meinem Vater bekommen. Noch warte ich auf die deinige zu erhalten. Ich schicke dir eine Photographie. Das ist unser Ufer. Die Lagune heißt Monno. Er fließt ganz geschwind. Mein Vater ist alt. Er wartet jetzt auf den Tod. Schicke Deine Photographie. Suche mir eine Freundin. Gruß an Dr. Lenz. Er soll seine Photagraphie mir schicken.

Ich schließe mit den besten Grüßen

Thomas A. Garber.

Viktoria, den 30. März 1901.

Lieber Freund!

Ich habe dein Postkarte erhalten. Wenn ich die Postkarte sah da freue ich mich sehr und dachte sogleich du bist mein Freund. Ich habe dem Brief gelesen und alles gefählt mir sehr. Wenn mein Schulkamerden dem Postkarte sah sie freuten sich sehr. Mein Vater arbeitet Herrn Wormann Faktorei. Mein Mutter, Großmutter Onkel und Tante sind gesund. Bald sind wir aus der Schule entlassen. Ich werde ein Zimmermann sein. Ich bin 18 Jahre alt. Bitte ich hoffe auf antwort. Wollen sie Briefmarken haben?

Herlichsten gruß verbleibe ich dein treuer Freund

James Haddison.

Viktoria, den 2. April 1901.

Lieber Freund!

Es freut mich, dir zu schreiben. Ich habe ein Buch bekommen, darin habe ich deinen Namen gefunden. Ich lese gern in dieses Buch. Nun mein liebstes Freund Pierre Krauter was denkt dir? Ich denke daß du und ich sind jetzt Freund, geworden.

Was wirst du daß ich dir zu schicken? Denn ich weiß nicht was du lieb hast. Schicke mir eine Flöte.

Herzlichste Gruß

Hans Ngomba
bei Herrn Lehrer A. Lenga.
Regierungsschule in Viktoria.
Klein Popo Manyastr. 300

den 6. 4. 1901.

Lieber Gustav.

Ich gratuliere für deine Sachen. Es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, in welchen Lehrfächern Sie unterrichtet werden. Welcher Religion du angehörst, ich bin Evangelisch. Bitte, schicken mir dein Bild. Ich bin 16 Jahre alt. Wie viele Schwester hast du? Ich habe zwei Schwester. Sage Wilhelm Schmitt, daß er mir schreiben solle. Ich will Bibliotheksbücher lesen. Frei Briefmarken habe ich nicht viel. Ich habe nur 6 Briefmarken. Nächsten mal du wirst viel Briefmarken erhalten. Ich habe das Buch und den Brief erhalten. Nächsten mal viel schreiben als diese. Bitte antwort. Beste Gruß und deine Bekannten.

DEUTSCH-
SÜDWEST-AFRIKA.
Maßstab 1:10.000.000.
100 50 0 100 200 Kilometer
Höhen in Metern.
Die Namen der Militärstationen sind unterstrichen
Telegraphenlinie,
Postverbindung,
Dampferlinie,
Eisenbahn, Postanstalt.
DIE GEGEND ZWISCHEN SWAKOPMUND UND WINDHUK.
ATLANTISCHER OCEAN
Portugiesischer Distrikt Mossamedes
Ovambo
Haiumga
Kalahari-Buschmänner
BETSCHUANA-LAND
Kalahari Wüste
Geikhauas
Bastards
Bondelzwarts
KAP-KOLONIE (Britisch)
Wendekreis des Steinbocks
Swakopmund
Walfisch (Britisch)
Sandwich Hn.
Hollams Bird I.
E. Gross Bai
K. Gross
Brandberg
Omaruru
Okahandja
Windhuk
Hoherarte
Gobabis
Rietfontein
Naukaub
Mashi
Matsa
Ghanse
Ghokang
Mochudi
Ramulsa
Kanya
Mokapan
Palla
Patadore
Bonapitsi St.
Kalome
Kikonto
Mokojas
Katima-Molelo-Sesheke
Mpalera
Livingstone
Mamili
Mahenus
Kangara
Sedjala
Massubia
Nukanin
Makorokubi
Wacha
Katikai
Tsau
Lekalu
Niwetwe-Pfanne
Soa-Salzpfanne
Shashi
Massinya
Nkamdombo
Epukiro
Okwindombo
Okahandja
Otjimbingwe
Otjosazu
Otjikango
Otjihaenena
Otjosondu
Otjihaenena
Otjosondu

Deutsch-Südwestafrika.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. Dr. P. H. Brincker, Missionar. Unsere Ovambomission	Verlag des Missionshauses. Barmen. 1900.
2. Professor Dr. K. Dove. a) Südwest-Afrika	Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. Berlin 1896.
„ „ „ b) Deutsch-Südwestafrika	Wilhelm Süßerott. Berlin 1903.
3. Dr. jur. Burkhart, Freiherr v. Erffa. Reise- und Kriegsbilder von Deutsch-Südwest-Afrika	Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Halle a. S. 1905.
4. Helene v. Falkenhausen, geb. Nitze. Ansiedlerschicksale	Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1905.
5. Leutnant Gentz. a) In den Wanderdünen	Deutsche Kolonialzeitung 1902. S. 93—94.
„ „ b) Bilder aus dem Norden Deutsch-Südwestafrikas	„ „ 1902. S. 377.
	„ „ 1903. S. 201—203.
6. Dr. Georg Hartmann. Das Ambolland	
7. T. von Held. Märchen und Sagen der afrikanischen Neger	H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung (Gustav Taucher). Jena 1904.
8. F. H. Himmelreich, Pfarrer. Ovamboland	Verlag des Missionshauses. Barmen 1900.
9. P. Joseph Krein. Eine Mondnacht in Deutsch-Südwestafrika	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft. Berlin 1906.
10. Stabsarzt Dr. Ph. Kuhn. Ein Ritt ins Sandfeld von Südwestafrika	Auf weiter Fahrt. Wilhelm Weicher. Leipzig 1905. IV. S. 306—318.
11. Professor Dr. S. Passarge. a) Die Mambukuschu	Globus 1905. Bd. 87. S. 229—232.
„ „ „ b) Aus dem Leben einer Buschmannfamilie in Deutsch-Südwestafrika	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft. Berlin 1906.
	Deutsche Kolonialzeitung 1904. S. 506—508.
12. Dr. L. Sander. a) Weihnachten auf der Farm	„ „ 1905. S. 57.
b) Fischerei an der südwestafrikanischen Küste	„ „ 1905. S. 57.
c) Drei Bilder aus Groß-Windhuk	E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1904. 2. Aufl.
13. Hauptmann Kurd Schwabe	
a) Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika	Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Wilhelm Süßerott. Berlin 1905. VII. S. 533—535, 539—542.
b) Eine Springbockjagd	
c) Deutsch-Südwestafrika	
d) Ein Jagdritt in Deutsch-Südwestafrika	Auf weiter Fahrt. Wilh. Weicher. Leipzig 1905. IV. S. 212—218.
e) Eine Straußenjagd in Deutsch-Südwestafrika	Auf weiter Fahrt. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher, Leipzig 1902. II. S. 164—172.
14. Else Sonnenberg. Wie es am Waterberg zuging	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft. Berlin 1906.
15. Über eine Reise nach dem im äußersten Norden des südwestafrikanischen Schutzgebietes liegenden Platze Andara am Okawango berichtet der Distriktschef von Grootfontein, Oberleutnant Volkmann	Wilh. Süßerott. Berlin 1905. 1. Aufl.
	Deutsches Kolonialblatt 1904. S. 92—93.
16. Anonym. Otavi	Deutsche Kolonialzeitung 1901. S. 313—314.

Deutsch-Südwestafrika.

Deutsch-Südwestafrika ist unsere erste Kolonie. Das ist eigentlich merkwürdig, denn gerade dieses Land bietet für den von der See Herkommenden eher einen abschreckenden als einen einladenden Anblick und dazu ist die Landung noch weit schwieriger als in Togo. Der Küstenstrich ist nämlich nichts anderes denn eine menschenleere Wüste, die dem Ankömmling nur an ganz wenigen Stellen das Eindringen ins Innere und den Verkehr mit den dort ansässigen Eingeborenen gestattet. Trotzdem war es auch hier ein Kaufmann, Franz Adolf Lüderitz aus Bremen, der den Wagemut besaß, eine Niederlassung zu gründen und den Schutz des Reiches für diese nachzusuchen. Das war am 16. November 1883. Die Antwort lautete, der Schutz werde ihm zuteil werden, sobald er einen Hafen erworben habe, auf dem keine andere europäische Nation Ansprüche erhebe. Das gelang ihm am 1. Mai 1883 durch Vertrag mit dem damaligen Häuptling Frederiks von Bethanien, durch den er einen 2 Meilen langen, sich 5 Meilen weit ins Innere erstreckenden Streifen Landes am Hafen von Angra Pequena mit allen Hoheitsrechten erwarb. Bald gewann er dazu noch den ganzen Küstenstreifen vom 26° südwärts bis zur Mündung des Oranje.

Als dies in Kapstadt bekannt wurde, setzten wieder, wie in Togo und Kamerun, englische Gegenbestrebungen ein, obwohl England noch nicht lange zuvor es abgelehnt hatte, seine Hoheitsrechte auf das heutige Deutsch-Südwestafrika auszudehnen. Es folgten diplomatische Verhandlungen zwischen Berlin und London, in denen England anerkannte, daß es nur auf die Walfischbai und einige südlich davor vor der Küste gelegenen Inseln Ansprüche habe. Ehe es aber zu dieser Anerkennung kam, mußte Bismarck am 24. April 1884 mit seinem bekannten Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt den Umtrieben der dortigen Kreise einen Damm setzen. „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen

auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen." Offiziell wurde dann am 7. August 1884 die Oberhoheit des Deutschen Reiches über dieses, zunächst als „Territorium Lüderitz" bezeichnete Gebiet durch den Kommandanten S. M. S. „Elisabeth", Kapitän z. S. Schering, erklärt. S. M. S. „Elisabeth" und „Leipzig", die beide zu diesem Akt dorthin gesandt waren, landeten eine Abteilung und hißten die deutsche Reichsflagge auf schwarz-weißrotem Pfahl. S. M. S. „Wolf" setzte gleichzeitig die deutsche Flagge an der ganzen weiter nördlich gelegenen Küste bis Kap Frio (natürlich mit Ausnahme der als englisch anerkannten Walfischbai). Daran schließen sich Verträge durch den Reichskommissär Dr. Nachtigal mit den Häuptlingen, die das Hinterland des Südens als deutsches Schutzgebiet erklärten. Für den mittleren Teil, das Hereroland, schloß etwas später Reichskommissar Dr. Göring ähnliche Verträge, während der Norden, das Ovamboland, noch heute eigentlich nur als „Interessensphäre" bezeichnet werden kann, da bindende Verträge mit den Häuptlingen noch nicht vorliegen. Durch Abkommen zwischen den beteiligten europäischen Mächten: England, Portugal und uns, wurden dann die Grenzen nach Süden, Osten und Norden festgelegt, wie sie heute in der Karte verzeichnet sind. Es ist das der be — rühmte „Helgoland-Sansibar-Vertrag" vom 1. Juli 1890. Walfischbai, das damals wohl zu erhalten gewesen wäre, wurde von uns nicht beansprucht; daher blieb es englisch und gehört jetzt zu dem in Gebietsfragen nicht mehr ohne weiteres an England gebundenen Kaplande.

Die Nordgrenze zwischen Kunene und Okavango, die ohne Rücksicht auf die örtlichen und politischen Verhältnisse dem Breitengrade folgt, sowie der wunderliche „Caprivizipfel" bedürfen ihrerzeit noch, sobald wir, Portugiesen und Engländer dort erst wirklich eine Herrschaft auszuüben beginnen werden, einer genauen Festlegung an Ort und Stelle; ähnlich steht es mit der Westgrenze.

Die Stämme der neuen Kolonie hatten keineswegs alle die Oberhoheit des Deutschen Reiches angenommen. Besonders galt das von dem Stamme der Witbooi unter ihrem Häuptling Hendrik, aber auch von mehreren anderen kleineren. Hendrik mit seinem Stamm wurde durch verlustreiche, anstrengende Kämpfe, die von 1893—1894 dauerten, zur Anerkennung unserer Schutzherrschaft gezwungen. Dann folgten noch einige weniger bedeutende Aufstände: 1896 der Ostherero und Khauashottentotten, 1897 der Afrikanderhottentotten, 1898 der Zwartboihottentotten, die verhältnismäßig schnell niedergeworfen wurden. Oktober 1903 brach dann ein schwerer Aufstand der im Süden sitzenden Bondelzwarts aus, zu dessen Niederwerfung alle verfügbaren Truppen aus dem Norden herangezogen werden mußten. Am 12. Januar 1904 schloß sich daran der furchtbare Aufstand der gesamten Herero mit dem grauenhaften Hinmorden so vieler wehrloser Ansiedler. Gewaltige Anstrengungen waren nötig, seiner Herr zu werden, ein ganzes Heer mußte zu seiner Niederwerfung hinausgeschickt werden. Als aber die Hauptmasse der Herero niedergeworfen oder über die Grenze geflüchtet waren, schlossen sich auch die Hottentottenstämme des Südens den Aufständischen an. Hereroland kann jetzt wohl in den Hauptgebieten als befriedigt gelten; in Namaland sind die bedeutendsten Stämme gleichfalls niedergeworfen und zum guten Teil in Gefangenschaft abgeführt. Noch aber durchziehen ansehnliche, wohlorganisierte gewandte und wohlbewaffnete Räuberbanden das an Schlupfwinkeln reiche, rauhgebirgige Land, so daß es noch manches gute deutsche Blut und vielen Schweiß kosten wird, ehe voller und wirklicher Friede überall wieder einkehrt.

Größe und Grenzen: Unser Schutzgebiet Südwestafrika ist mit einem Flächeninhalt von über 835000 qkm etwa 11,2 mal so groß wie das Deutsche Reich. Es reicht vom 17. Parallelkreis südlicher Breite bis zum 29. südlicher Breite und dehnt sich von Westen nach Osten über den 12. bis 25. Längengrad aus. Im Norden bildet der Kunene, im Süden der Orange, zwei große Flüsse, die Grenze; im Westen der Atlantische Ozean. Nur ist zu bemerken, daß etwa in der Mitte dieser Küste ein kleines Stück der Walfischbai mit einer geringen Landfläche britisch ist, ebenso wie die meisten der Küste vorgelagerten Inseln. Die Grenze im Osten läuft vom Orange bis zum 22. Parallelkreis mit dem 20. Längenkreis zusammen, zieht sich dann auf dem erwähnten Parallelkreis und dem 21. Längenkreis nach Norden weiter, bis sie rechtwinklig nach Osten umbiegt, wo ein schmaler Streifen unseres Schutzgebietes bis an den Sambesi reicht. Da dieser auf der Landkarte wie ein

dünner Bleistift erscheinender Streifen in Abmachungen festgelegt wurde, die Reichskanzler Graf von Caprivi unterzeichnete, so nennt man ihn häufig den „Caprivizipfel".

Bewässerung und Bodengestalt: Sämtliche vorhandene Flüsse können zu Verkehrszwecken nicht benutzt werden. Nur der Orange und Kunene, sowie der sich in den Ngamisee ergießende Okawango haben das ganze Jahr hindurch fließendes Wasser, sind aber nicht schiffbar. Die übrigen dem Atlantischen Ozean zuströmenden Flüsse liegen während des größten Teils des Jahres trocken und bilden selbst zur Regenzeit selten ununterbrochene Wasseradern. Zu erwähnen sind Swakop und Kuisseb. Quellen finden sich in größerer Zahl im Hererolande. Bei Windhuk gibt es auch einige heiße Quellen. Die Frage der Wassererschließung, der Staudämme usw. ist die wichtigste des Schutzgebietes. Im Norden des Schutzgebietes ist als große Wasseransammlung die breite Etoschapfanne zu nennen. In seiner ganzen Ausdehnung ist Deutsch-Südwestafrika eine bis zu 1400 m Höhe, anfangs sanft, dann meist steil ansteigende Terrassen-Landschaft, die sich ungefähr 300 km vom Meere entfernt binnenwärts zu senken beginnt. Die Breite des wüsten Küstengürtels beträgt mehrere Tagereisen (zwanzig bis dreißig Kilometer); Oasen trifft man nur an den Flußläufen. Im Innern befinden sich vereinzelt und unregelmäßig verteilt zahlreiche Gebirgszüge, Kuppen und Bergreihen, die um mehrere hundert Meter über die durchschnittliche Landoberfläche emporragen und aus Gneis und Granit bestehen. Im Süden ist das 2000 m hohe Karasgebirge, zwischen Rehoboth und Windhuk das Auasgebirge (2130 m hoch), weiter nördlich der Omatakoberg (2680 m hoch) zu nennen. Nach Osten fällt die Hochebene zu der im Innern 500 m tiefer gelegenen Kalahari-Steppe ab.

Klima: Das Klima Deutsch-Südwestafrikas ist im Sommer heiß, aber trocken und gesund. Der Winter ist durchaus gemäßigt, auch Nachtfröste sind im Innern nicht selten. Der Küstenstrich ist gleichmäßig kühl und hat bis 50 km landeinwärts nur Nebelniederschläge. Die Winde aus südlicher Richtung herrschen vor. In der wärmeren Jahreshälfte (Oktober bis März) beobachtet man Winde aus nördlicher Richtung, welche die Ursache der Hauptregenzeit, von Januar bis März, sind. In Windhuk beträgt die mittlere Jahrestemperatur 20°, im kühlsten Monat, Juli, 19°, im wärmsten, Januar, 25°. Das Ovamboland im Norden trägt in seinem Klima tropischen Charakter und gilt als ungesund für Europäer.

Pflanzenwelt: Das Küstenland von Deutsch-Südwestafrika ist eine öde, eintönige Wüstenlandschaft ohne Pflanzenwuchs. Die Breite dieses Gürtels beträgt etwa 50 km. Das Innere trägt im Norden (Ovamboland) einen rein tropischen Charakter und weist die entsprechenden Pflanzen auf, z. B. Affenbrotbäume, Palmen usw., demgemäß darf es als geeignet für den Anbau aller tropischen Nutzpflanzen bezeichnet werden. Heute ist es durch den Ackerbau der Ovambos im gewissen Sinne die Kornkammer der Kolonie. Das Damaraland, südlich davon, stellt sich als ein subtropisches Hochland und als ein gutes, zur Viehzucht geeignetes Steppenland dar. Über weite Flächen hin erblickt man in Büscheln stehend die gelben nahrhaften Gräser, und besonders nach der Regenzeit ein frisches grünes Pflanzenkleid. Oasenartig erheben sich daraus Haine riesiger, dichtbewaldeter Dorn- und Anabäume. Die letzten werden als die schönste Akazienart bezeichnet. Im Osten bedecken weite Buschwälder das Land. Weiter südlich im Namaland sind die Grassteppen baumlos; das Weideland ist dünner, allein es trägt große Mengen kleiner Futterbüsche. Es eignet sich mehr zur Kleinviehzucht, während das Hereroland (Damaraland) hunderttausende von Rindern zu ernähren vermag. Gärtnerei und Körnerbau sind nur in beschränktem Maße rentabel, nämlich da, wo eine künstliche Bewässerung möglich ist. Ebenso ist an dem Flußlauf die Kultur von Südfrüchten wie Datteln und Feigen, auf den Kalkplateaus die Anlage von Weinbergen möglich.

Tierwelt: Die Küstengewässer von Deutsch-Südwestafrika sind reich an tierischen Lebewesen, wie eßbaren Fischen und Krustentieren, auch an Robben und Wasservögeln. Da sind Flamingos, Pelikane und Pinguine zu nennen. Die letztgenannten sind besonders die Erzeuger der Guanolager. Die Tierwelt der tropischen Hochebene ähnelt der des gesamten Afrika der heißen Zone und zeichnet sich durch ihre zahlreichen Raubtierarten und die Menge verschiedenen Großwildes aus. Das ganze Schutzgebiet ist bis zum Orange hin reich an mannigfachen Arten von Wiederkäuern und weist auch eine bunte Vogelwelt auf. Als Objekte der

Viehzucht kommen Rind, Schaf und Ziege zuerst in Betracht.

Mineralien: Südwestafrika ist von unseren Schutzgebieten dasjenige, von dem wir in bergbaulicher Hinsicht das meiste erwarten dürfen. Unweit von Karibib steht Marmor in allen Farbenstufungen, vom reinen Weiß bis zum vollen Schwarz. Das wichtigste indessen sind die Kupfererze, die an verschiedenen Stellen des Schutzgebietes vorkommen, z. B. bei Gorob, westlich von Rehoboth, und vor allem im Norden als die sogenannten Otaviminen, deren wichtigste die Tsumebmine ist. Nachdem durch den Bau der Otavibahn von Swakopmund über Karibib, Omaruru, Otavi nach Tsumeb ein Transport bis zum Seehafen möglich geworden ist, wird mit der intensiven Bearbeitung der Minen Anfang des Jahres 1907 begonnen. Ob es in Südwestafrika Gold und Diamanten gibt, wie im übrigen Afrika, kann nur gemutmaßt, aber nicht bewiesen werden.

Handel: Die Einfuhr Deutsch-Südwestafrikas betrug kurz vor dem Aufstande etwa 8 Millionen Mark. (Angaben aus späterer Zeit fehlen naturgemäß, des Eingeborenen-Aufstandes wegen.) Bezogen werden von Südwestafrika fast alle Gegenstände des europäischen Marktes, Nahrungs- und Genußmittel einer größeren europäischen Bevölkerung. So werden eingeführt: Mehl, Reis, Kaffee, Konserven, Getränke, Kleidungsstücke und Schmucksachen. Die Ausfuhr bezifferte sich vor dem Eingeborenen-Aufstande auf etwa 31,2 Millionen Mark und setzte sich zusammen aus dem Export von Vieh, Viehhäuten, Straußenfedern, Kupfer, Harze, Gerbstoffen und Guano.

Verkehrswesen: Ein Hafen in der Höhe von Windhuk fehlt dem Schutzgebiet, denn Swakopmund ist nur eine offene Reede. Man hat die Landungsverhältnisse durch eine im Jahre 1900 erbaute Mole zu verbessern sich bemüht; aber das Bauwerk hat sich nicht so bewährt, wie die während des Aufstandes von militärischer Seite errichtete Landungsbrücke. Als Hafen kommt neuerdings Lüderitzbucht in Betracht, der groß und geräumig ist, um einen ganz bedeutenden Schiffsverkehr in Sicherheit aufzunehmen. Hier sei bemerkt, daß die in englischen Händen befindliche Walfischbai als Hafen wertlos ist, weil sie stark versandet und häufigen schweren Überflutungen ausgesetzt ist. Das heutige Verkehrsmittel in Südwestafrika für Personen und Frachten ist der Ochsenwagen. Mit 10—20 Ochsen bespannt legt er täglich mit Lasten von 30—50 Zentner 20—35 km zurück. An Eisenbahnen hat das Schutzgebiet drei Linien. Nämlich 1. die von Swakopmund bis Tsumeb gehende 570 km lange Otavibahn seit dem Herbst 1906. Sie erschließt den Norden und dient hauptsächlich der Beförderung der in den Otaviminen gewonnenen Kupfererze. 2. Die Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk, 382 km lang, von deutschen Eisenbahntruppen erbaut und seit Juli 1902 in Betrieb. Sie ist steigend und nur mit einer Spur von 60 cm gebaut, und erwies sich im Eingeborenen-Aufstande als unzulänglich. In ruhigen Zeiten verkehren in jeder Richtung zweimal in der Woche Personenzüge und Güterzüge nach Bedarf. 3. Die Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Kubub, 167 km lang und mit der Weite der Kapspur (1,06 m). Sie ist in den ersten 10 Monaten des Jahres 1906 erbaut worden und bedarf der Weiterführung bis nach Keetmanshoop, wenn nicht gar bis an die Grenze des Schutzgebietes und bis nach Johannesburg. Denn dadurch würde für die Hauptplätze der ehemaligen Burenrepubliken und andere Orte der nördlichen Kapkolonie der Weg bis nach Europa um mehrere Tage abgekürzt werden.

Post und Telegraphie: Im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika bestehen 34 Postanstalten und zwar 2 Postämter, 14 Postagenturen und 18 Posthilfsstellen. Dem Postamt in Windhuk sind die sämtlichen Postanstalten unterstellt. Bei den Postämtern und Postagenturen besteht Briefpost-, Zeitungs-, Postanweisungs-, Nachnahme- und Paketdienst. Doch ist bei den Agenturen in Otavi und Ramansdrift der Postanweisungs- und Nachnahmedienst, in Ramansdrift außerdem auch der Zeitungsdienst und in Bethanien der Paketdienst noch nicht eingeführt. Die Posthilfsstellen befassen sich nur mit der Nachnahme und Annahme von Briefpostsendungen. Die Postämter in Windhuk und Swakopmund, sowie die Postagenturen in Karibib, Keetmanshoop und Okahandja werden von Postfachbeamten verwaltet, die übrigen Postanstalten von Privatpersonen oder Angehörigen des Gouvernements und der Schutztruppe. Das Personal der mit Fachbeamten besetzten Postanstalten besteht aus 1 Postdirektor (Vorsteher des Postamtes in Windhuk und Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens im Schutzgebiet), 1 Ober-Postpraktikanten, 1 Postpraktikanten, 1 Ober-Postassistenten, 8 Post-

assistenten, 2 Leitungsaufsehern und 9 farbigen Unterbeamten. Die Postverbindungen mit Europa werden durch die monatlich einmal zwischen Hamburg und dem Schutzgebiet verkehrenden Dampfer der Woermannlinie und dem derselben Linie angehörenden Dampfer „Eduard Bohlen" hergestellt, der monatlich einmal im Anschluß an die englischen Postdampferlinien England-Kapstadt Fahrten von Kapstadt nach Port-Nolloth, Lüderitzbucht, Walfischbai, Swakopmund und zurück ausführt. Der südliche Teil des Schutzgebietes erhält seine Verbindung mit Europa durch eine vierzehntägige Landpostverbindung mit Kapstadt. Auf der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk findet in beiden Richtungen wochentäglich Postbeförderung durch Vermittelung des Bahnpersonals statt. Die Fahrt auf der 382 km langen Strecke nimmt 2 Tage in Anspruch. Die Hauptorte an der Eisenbahn sind die Ausgangspunkte folgender Landpostkurse:

a) von Swakopmund aus wöchentlich eine Botenpost nach Walfischbai;
b) von Karibib aus die Posten: Karibib—Otjimbingwe, wöchentlich einmal durch Boten; Karibib—Omaruru—Outjo, wöchentlich einmal abwechselnd durch Ochsenkarren und durch Boten; mit Anschlußposten Omaruru—Okombahe und Outjo—Otavi, alle 14 Tage durch Boten;
c) von Okahandja aus die Botenpost: Okahandja — Waterberg — Otavi — Grootfontein (alle 14 Tage);
d) von Windhuk aus eine Karrenpost in 14tägigen Zwischenräumen auf der bis zum äußersten Süden reichenden etwa 860 km langen Linie Windhuk—Rehoboth — Gibeon — Keetmanshoop —Warmbad—Romansdrift. (Zwischen Windhuk und Rehoboth, sowie zwischen Gibeon und Keetmanshoop verkehren außerdem 14tägige Botenposten;
e) Windhuk—Haris
f) Windhuk—Hohewarte —Seeis—Gobabis, Hohewarte—Hatsamas } wöchentlich durch Boten.

Außerdem bestehen noch die folgenden Botenposten:

Gibeon—Maltahöhe,
Gibeon—Mariental,
Keetmanshoop—Bethanien,
Kabub—Lüderitzbucht,
Warmbad—Ukamus } alle 14 Tage.

Die im Berichtsjahre neu eingerichteten Posthilfsstellen in Nauchas, Gochas und Hasuur sind mit den Postagenturen in Rehoboth, Gibeon und Keetmanshoop durch 14tägige Botenposten verbunden worden. Hasuur hat außerdem eine 14tägige Botenpostverbindung mit der britischen Grenzpostanstalt Rietfontein erhalten. Neben diesen regelmäßigen Posten finden sich öfters Beförderungsgelegenheiten zwischen einzelnen Postanstalten durch Patrouillen der Polizeitruppe und durch Frachtfahrer. Durch das in Swakopmund eingeführte Kabel Kapstadt—Mossamedes ist das Schutzgebiet an das Welttelegraphennetz angeschlossen. Die Orte Swakopmund, Karibib, Okahandja und Windhuk sind durch eine in Bronzedraht ausgeführte Reichstelegraphenleitung verbunden. Von diesen Orten aus erfolgt die Weiterbeförderung der Telegramme nach anderen Orten ohne Telegraphenanstalt entweder auf den zwischen Windhuk und Keetmanshoop, sowie Karibib und Outjo errichteten und von der Schutztruppe bedienten Heliographenlinien, oder durch Post, Boten und Patrouillen. Die Reichs-Telegraphenanstalten sind mit öffentlichen Fernsprechstellen versehen, die unter einander auf der Reichs-Telegraphenleitung in Sprechverkehr treten können. Ortsfernsprechnetze bestehen in Windhuk mit 31 Hauptanschlüssen und 5 Nebenanschlüssen, in Okahandja mit 5 Hauptanschlüssen und — Nebenanschlüssen, in Swakopmund mit 33 Hauptanschlüssen und 9 Nebenanschlüssen. Der im Januar 1904 ausgebrochene Hereroaufstand und die zu seiner Bekämpfung erforderlich gewordene Entsendung von Hilfstruppen hat die Vermehrung des Postbeamtenpersonals um 2 Ober-Postpraktikanten, 1 Postsekretär, 15 Postassistenten, 1 Leitungsaufseher und 11 Postschaffner bedingt, die im Feldpostdienste und zur Verstärkung des Personals der Landes-Postanstalten verwendet werden. Während der Bekämpfung des Herero- und Hottentotten-Aufstandes läßt sich die Mehrzal der regelmäßigen Karren- und Botenpostverbindungen im Hererogebiet nicht aufrecht erhalten. Zur Beförderung der Postsendungen werden gelegentliche Patrouillen oder militärische Proviantransporte benutzt. Von den Aufständischen sind die Postanstalten in Okahandja, Haris und Waldau geplündert worden.

Bevölkerung: Die Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas wurde früher auf ungefähr 200000 geschätzt. Aber zurzeit

sind Angaben darüber infolge des Aufstandes nicht zu machen. Der zahlreichste Bestandteil der Eingeborenen dürften noch immer die Hereros sein, ein Bantustamm. Sie bewohnten bisher das innere Hochland nördlich vom Swakop, nordwärts bis jenseits Waterberg, ostwärts bis zum 18. Grad östlicher Länge von Greenwich, eine Fläche von rund 100000 qkm. Die Bergdamara, nach Angaben des Missionars Viehe an Zahl 35000, kommen südlich von der Etoschapfanne in ganz Deutsch-Südwestafrika vor und leben in kleinen Abteilungen zwischen den Hereros und Hottentotten. Die Hottentotten, früher ungefähr 10000, oder Nama, haben eine gelbliche Hautfarbe und unterscheiden sich darin von den dunkleren Hereros und Bergdamaras. Sie bewohnen das Groß-Namaland und einen Teil des Kaokofeldes. Die Owambo, ungefähr 60000, sind wiederum ein Bantustamm. Sie sitzen im Ambolande, zwischen dem 18. Grad südlicher Breite und dem Kunene. Die Buschmänner, einige Tausend an der Zahl, führen in der Kalahari und in dem Gebiet zwischen der Etoschapfanne und Damaraland, auch in der Namib, ein ungebundenes Leben und dürften dem Aussterben nahe sein. Die Bastards, deren stärkste Niederlassung bei Rehoboth ist und die sämtlich Christen sind, entstanden aus Vermischung von Europäern (Buren) und Hottentottenmädchen. Ihre Zahl übersteigt 2000. Die weiße Bevölkerung betrug am 1. Januar 1903 4682 Personen, davon 2998 Deutsche. Infolge des Aufstandes ist eine Statistik für 1905 unmöglich geworden.

Verwaltung und Schutztruppe: An der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur, seit 1905 Herr von Lindequist. Gouvernementssitz ist Windhuk. Das Schutzgebiet zerfällt in die 6 Bezirke: Keetmanshoop, Gibeon, Windhuk, Swakopmund, Omaruru und Outjo. Hierzu kommen noch die selbständigen Distrikte Gobabis und Grootfontein, welche eine Anzahl von Ortspolizeibehörden unterstellt sind. Die Bergbehörde befindet sich in Windhuk. Die Höchstzahl der im Schutzgebiete verwendeten Truppen ist etwa 15 000 gewesen.

Südwestafrika ist ein Land, so völlig verschieden von dem uns in der Heimat gewohnten Anblick, daß ich es für notwendig erachte, erst einige allgemeine Schilderungen seines Aufbaues, seines Klimas und seiner Erscheinung voraufgehen zu lassen, ehe ich, wie bei den voraufgehenden Kolonien Beschreibungen bestimmter Gegenden wiedergebe. Dabei bietet sich die Schwierigkeit, daß die Kolonie nicht nur von Süden nach Norden in recht verschiedenartige klimatische Provinzen zerfällt, sondern daß die Unterschiede von Westen nach Osten, wenn möglich, noch wechselnder sind. Wäre nun wenigstens geologischer Aufbau und Oberflächenform einigermaßen ähnlich, so wäre immerhin der Vergleich leichter. Das ist nun aber durchaus nicht der Fall. Ich hoffe aber trotzdem, daß es mir gelingen wird, beim Leser dieselbe Entwicklung des Urteils über dies vielgeschmähte Land zu erwecken, wie sie sich bei dem Neuankömmling an Ort und Stelle vollzieht: ihn von der tiefen Enttäuschung und Entmutigung, die der Anblick der unsagbar öden Küstenstrecke hervorruft, zu der, ich möchte sagen, herzlichen und innigen Zuneigung überzuführen, die bei tieferem Eindringen ins Innere und längerem Verweilen im Lande fast jeden ergreift, der dort in ernster Arbeit verweilt. Für den flüchtigen Vergnügungsreisenden ist das südwestafrikanische Dornröschen allerdings zu spröde und herbe. Sie trägt eben ihr Herz nicht auf der Zunge und verbirgt keusch ihre Reize vor dem Fremden. Wem sie aber vertrauen gelernt hat, dem erschließt sie rückhaltlos ihr Herz und bietet ihm eine solche Fülle der köstlichsten Gaben, daß er sich nicht mehr von ihr trennen mag. Ich will nicht von mir selber reden, den es immer und immer wieder mit heißer Sehnsucht in dieses angeblich so unwirtliche Land zurückzieht. Ich verweise nur auf die Ansiedler, die im letzten Aufstande so gut wie alles verloren haben, die oft nur mit genauer Not ihr nacktes Leben gerettet haben, denen das Mutterland hartnäckig wirkliche Hilfe in der Not versagt, und die doch den Staub des undankbaren Landes nicht von den Schuhen schütteln, ihren Fuß nicht weiter setzen wollen, weil sie hoffen, daß ihnen reicher Lohn blüht, wenn sie ausharren, sobald nur das Heimatland für ausreichenden Schutz sorgt und ähnliche Schicksalsschläge wie die letzten durch seinen mächtigen Arm abwehrt.

Der Leser wird nun wohl erwarten, auf den folgenden Seiten auch eine Schilderung der heldenhaften Kämpfe unserer Truppen zu finden, die die besten Zeiten unseres Volkes uns in Erinnerung bringen. Das wäre eine dankbare Aufgabe, der ich mich mit voller Hingabe von Herzen gern unterziehen möchte. Habe ich doch selbst mitgefochten in den wilden, wüsten Bergen der Naauwkloof und weiß darum zu würdigen, was unsere jungen Recken dort unten

leisten in glühendem Sonnenbrand und eisiger Nacht, in wildem Geklüft und endlos sich dehnender wasserloser Weite. Aber gerade, weil ich selbst ähnliches durchgemacht habe, wie die jetzige Truppe, könnte ich befangen erscheinen. Deshalb gebe ich nur Darstellungen wieder, die ohne Bezugnahme auf die jetzigen Kämpfe das Land und seine Bewohner schildern. Ich will ja hier nur die Handhabe bieten, die den Schlüssel für die Beurteilung Südwestafrikas in wirtschaftlicher Beziehung geben soll. Ergibt sich daraus, wie ich hoffe, auch eine Würdigung dessen, was unsere Truppe geleistet hat, so kann mir das nur recht sein. Dann kommt der Leser, wie ich, zu dem Schluß, daß Südwestafrika einer hohen Entwicklung fähig sei, daß der Kern vortrefflich und nur die Schale sehr rauh sei, so ist nur ein Schritt zu der Überzeugung, daß das Blut vieler Hunderter unserer Tapferen und die Millionen nicht unnütz geopfert sind, sondern dereinst, und zwar in absehbarer Zeit, auch materiell ihre Zinsen tragen warden.

Daß Deutsch-Südwestafrika doch besser sein muß als der Ruf, den es immer noch in der Heimat genießt, das müßte eigentlich jedem, der sich je die Mühe gegeben hate, die allerdings stark angewachsene Literatur über diese Kolonie durchzusehen, schon aus der Warmherzigkeit klar werden, die unwillkürlich bei allen Schilderern durchbricht, die sich wirklich Mühe gegeben haben, das Land kennen zu lernen. Freilich muß man zu solchen Schriften greifen, deren Verfasser nicht bloß immer an den großen Orten in möglichst europäischer Kultur verblieben oder nur die vom Verkehr verödeten Strecken an den großen Heerstraßen kennen; nur der kann dies spröde Land in seiner Eigenart erkennen und würdigen, der es weitab von Weg und Steg in seiner herrlichen Unberührtheit kreuz und quer durchstreift hat und da erst gesehen hat, was es wirklich wert ist.

Noch eins! Man liest so oft von dem trostlos dürren Anblick, den Südwestafrika darbiete. Geht man der Sache auf den Grund, so ist der so schwer Enttäuschte sicherlich in unseren Spätsommer- oder Herbstmonaten durch das Land gezogen. Milder und wärmer noch war die Luft als bei uns im Spätherbst; ja die Sonne brannte zuweilen unbequem heiß herab vom wolkenlosen Firmament. Wie konnte also das Land so trostlos aussehen, die Bäume blätterlos, das Gras verdorrt, der Boden zu Staub zerfallen?

Es war eben dort nicht Sommer und nicht Herbst, sondern Mittwinter! Der Verurteilende vergaß vollkommen, daß auf der Südhälfte die Jahreszeiten umgekehrt sind, wie bei uns; vergaß, daß auch unser schönes, gesegnetes Deutschland im Winter einen trostlosen Anblick darbietet, daß in dieser Zeit aller Pflanzenwuchs erstorben ist. Was ihn irreführte im Urteil, war das Fehlen des Schnees. Aber auch dort unten halten die Pflanzen einen tiefen Winterschlaf und auch dort weckt sie ein Frühling zu neuem Leben, noch herrlicher, blütenduftiger und berauschender als der unsrige.

Möge nun Hauptmann K. Schwabe[13c]) die allgemeine Erscheinungsform des Landes schildern!

Die nach dem Namen der sie bewohnenden Eingeborenen benannten Teile des Landes, das Ambo-, Herero- und Groß-Namaland zeigen nicht allein in politischer Hinsicht, sondern ebenso in bezug auf Klimatologie, auf Fauna, Flora und Geognosie scharf begrenzte Unterschiede. Als vierter Teil kommen die Küstengebiete hinzu, in sich gleichartig und abgeschlossen.

Der allgemeine Aufbau des Schutzgebietes bietet das eigenartige und fesselnde Bild gewaltiger Terrassenlandschaften, die von der Küste an rasch und stetig ansteigend etwa in der Mittellinie des Landes ihre größte Seehöhe erreichen, um dann nach Osten — nach der Kalahari-Depression zu — ebenso rasch wieder abzuflachen. Vor den Augen des Reisenden türmen sich gigantische Hochländer auf; wildzerrissene Felsengebirge, die ein Meer von Gipfeln, von Kuppen, von Tafelbergen, von tief eingeschnittenen Schluchten und einsamen Hochtälern zeigen, wachsen aus ihnen empor. Während im Norden und Osten des Schutzgebietes die Terrassenländer einen mehr ebenen Charakter zeigen, treffen wir die höchsten Erhebungen, die überwältigende Schönheit erhabener, massiger und wildzerklüfteter Bergländer, im mittleren Teile, und im Groß-Namalande die großartigen nnd seltsamen, für Südafrika typischen Tafelbergformationen.

Die Figuration der Strandlinie des Schutzgebiets ist einfach und arm an Einbuchtungen. Die Küste wird bespült von dem in südnördlicher Richtung streichenden, kalten Ben-

guëlla-Strom, der nicht allein auf die Temperatur dieser Meeresteile und der angrenzenden Landkomplexe, sondern auch auf die Gestaltung der Küste einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die alljährlich in der Regenzeit von den Flüssen dem Meere zugeführten ungeheuren Sandmassen nordwärts geleitet und an vorspringenden Punkten der Küste abgelagert werden, und durch diesen Umstand ist die Versandung einer Anzahl von Häfen eingetreten, die dicht nördlich größerer Flußmündungen liegen. So war an Niederschlägen und fast vegetationslos. Dünen-, Sand- und Steinwüsten geben ihnen das Gepräge trostloser Öde und Verlassenheit.

In einer Breite von 70 bis zu 180 km zieht sich dieser Gürtel mächtig ansteigender Wüsten von Kunene bis zum Orange hin, in seiner nördlichen Hälfte durchbrochen von tief eingerissenen, von kahlen Randgebirgen begleiteten Flußbetten, die mit ihrer Kette von Süßwasserstellen die Straßen in das Innere bilden. Im Kaokofeld sind der Hoanib, Ugab und Eisib die bekanntesten,

Der Naute-Kegel bei Keetmanshoop.

der erst 1832 entdeckte Ogdenhafen bereits im Jahre 1879 vollständig verschwunden, das gleiche Schicksal traf 1894 den Sandwichhafen, und die Walfischbai scheint in ähnlicher Weise ihrer allmählichen Versandung entgegenzugehen, wie der durch den Bau eines steinernen Wellenbrechers gebildete Boots- und Leichterhafen vor Swakopmund. Die Lüderitzbucht allein, weitaus der beste Hafen unserer Küste, wird durch die ihr südwestlich vorgelagerte bergige Sturmtaucher-Halbinsel vor jeder Verflachung geschützt.

Die weiten Küstenlandschaften sind arm im Damaralande Swakop und Kuiseb die für den Verkehr bedeutsamsten.

Südlich des Kuiseb aber beginnt die eigentliche Region der todbringenden Dünen- und Flugsandwüsten, die — mit alleiniger Ausnahme des Weges Lüderitzbucht—Kubub jeden Verkehr zwischen Wüste und Binnenland unmöglich machen. Die Flüsse, die, wie der Tsondab und Tsauchab, hier dem Meere zustreben, verschwinden an der östlichen Dünengrenze unter den Sandbergen, um fern im Westen nach 180 km langem unterirdischem Lauf dicht am Meere wieder zu erscheinen. Da sie auch hier noch unter

der oberen Sandschicht Süßwasser führen, so können sie für die Erforschung dieser unbekannten Küstengebiete — besonders in bergbaulicher Hinsicht — immerhin von großem Wert sein.

Von einer Bevölkerung des gesamten Küstenstrichs ist mit Ausnahme der Hafenplätze kaum zu reden. Nur wilde Buschleute und halbvertierte Hottentotten durchstreifen diese schauerlichen Einöden, um die wenigen Wasserstellen sich sammelnd und vom Fischfang und der Jagd auf Seevögel lebend. Der Fischreichtum der Küstengewässer ist ein übergroßer, der rationell betriebene Fang aber war bisher nur im stillen Wasser der Buchten und Lagunen möglich, da Hochseefischerboote und die nötigen Fanggeräte fehlten. Würden diese beschafft, so wäre z. B. eine Versorgung der an der Eisenbahn liegenden Teile des Binnenlandes mit frischen, getrockneten und eingesalzenen Fischen möglich und wohl auch lohnend für den Unternehmer.

Die frei und offen daliegenden Küstenteile sind dem Anprall der mächtigen Dünung und Brandung des Südatlantik preisgegeben, so daß Landungen außerhalb der Häfen und der wenigen und nur teilweise geschützten Reeden überaus gefahrvoll und in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht durchführbar sind. Die vom Major von François dem Verkehr geöffnete Reede an der Swakopmündung ist zweifellos die günstigste an der ganzen Küste; meiner Ansicht nach, die ich seit vielen Jahren geltend gemacht habe, hätte man jedoch anstatt des Baus einer festen Mole, eines Wellenbrechers, dessen Versandung sich mit Sicherheit voraussehen ließ, die Anlage eines in Eisenkonstruktion auszuführenden Piers in Angriff nehmen sollen. Im übrigen bin ich der Meinung, daß man in Rücksicht auf die Lösung der Ovambofrage, die über kurz oder lang durchgeführt werden muß, versuchen sollte, an der Nordküste des Kaokofeldes eine Reede zu finden, die ähnliche Vorteile wie die Swakopmündung bietet. Für die Versorgung der im Ambolande operierenden und — späterhin — dort stationierten Truppen würde die Auffindung einer, wenn auch nur bedingt brauchbaren Reede von größter Bedeutung sein.

Das Amboland mit den deutschen Landschaften am Okavango-Sambesi bildet den einzigen Teil des Schutzgebietes, der in der Tat bereits in bezug auf Klima und Flora rein tropischen Charakter zeigt, während die Hochlandschaften des Herero- und Groß-Namalandes, die bis zum Breitengrade von Rehoboth geographisch ebenfalls der tropischen Zone zugerechnet werden müssen, infolge ihrer Seehöhe und infolge des Einflusses der das Land bespülenden kalten Meeresströmung subtropischen Charakter tragen.

Die starke Regenmenge des Ambolandes bildet die Grundlage für die ackerbauende Beschäftigung seiner Bewohner, die, in zahlreiche Stämme gespalten, aber doch ziemlich eng zusammengedrängt, den mittleren Kern des Landes bewohnen, das im Westen, Osten und Süden von ausgedehnten, aber menschenleeren Wald- und Wüstensteppengebieten umschlossen wird. Die Siedlungen der Ovambostämme gruppieren sich um die Landschaften Ongandjera und Ondonga, in denen auch die Hauptorte und die Stationen der Finnischen Stationsgesellschaft liegen. Im Norden, zwischen Kunene und Okavango, geht das deutsche Amboland in einer Ausdehnung von 480 km unvermittelt und ohne jede natürliche Grenze in das portugiesische Amboland über. Da der die sogenannte „Grenze" bildende Breitengrad auch in politischer Beziehung keine Trennung darstellt, sondern willkürlich quer durch die Ovambostämme läuft, ist die Lösung der „Ovambofrage" untrennbar von einer Neuordnung der Grenzverhältnisse mit den Portugiesen.

Das subtropische Klima dieser weiten Landstriche: warme Tage, aber kühle Nächte selbst in der heißesten Zeit, macht sie so überaus geeignet für die Besiedlung durch Europäer. Wenn im Ambolande die häufiger und günstiger verteilten Niederschläge bereits für den Plantagenbau — den An-

bau edler, tropischer Nutzpflanzen — volle Gewähr bieten, so tragen die ungeheuren Steppenlandschaften des Herero- und Namalandes infolge der weniger günstigen Niederschlagsverhältnisse ein wesentlich anderes Gepräge. Die Viehzucht — die Zucht des Rindes, des Pferdes und des Kleinviehs aller Art — ist es, wozu diese prächtigen, nahrhaften Weiden auffordern. Hunderttausende von Rindern und Pferden, Millionen von Schafen und Ziegen können auf ihnen ihre Nahrung finden, und in den letzten Jahren vor den Aufständen war man energisch bei der Arbeit, die eingeborenen und minderwertigen Rassen durch die Einführung edlen Zuchtmaterials zu verbessern. Die bedeutenden Erfolge, die hierin bereits erzielt worden waren, sind heut ausnahmslos vernichtet. Der Umstand jedoch, daß wenige Jahre seit dem Aufhören der Rinderpest, seit 1898, genügten, um dem durch die Seuche dezimierten Viehbestand fast wieder auf die alte Höhe zu bringen, gibt uns die Sicherheit vollen Erfolges für die Zukunft. Ganz besonders gilt dies von der Zucht von Wollschafen und Merinos. Auch die Straußenzucht sei hier erwähnt.

Gartenbau kann an zahlreichen Stellen mit dem besten Erfolg betrieben werden; Körnerbau jedoch nur an einzelnen günstigen Orten und für die Zukunft überall dort, wo das geeignete Land durch künstliche Bewässerung fruchtbar gemacht werden kann. Unabhängig aber von dieser bietet die Kultur zahlreicher Südfrüchte, vor allem der Dattel und der Feige an den Flußläufen und des edelsten Weins auf den Kalkplateaus, sichere Aussicht auf reiche Erträge. Auch der bereits seit langem von den Eingeborenen kultivierte Tabak gedeiht gut.

Ich habe mit dieser gedrängten Übersicht zeigen wollen, daß die Produktivität des Schutzgebiets, das in den breitesten Volksschichten lächerlicherweise den Ruf einer Wüstenei hat, in keiner Weise hinter den Steppengebieten des übrigen Südafrika, der Kapkolonie, des Transvaals und der Orangeflußkolonie zurücksteht. Und in der Tat haben mir Deutsche, Buren und Engländer, die unser Schutzgebiet aus eigener Anschauung kannten und die ich in den ebenbezeichneten Ländern traf, an Ort und Stelle bestätigt, daß dies auch ihre Meinung sei.

Gewiß — auch in Deutsch-Südwestafrika dehnen sich weite, sterile Wüstengebiete aus, die einen trostlosen Eindruck machen — sie bilden aber doch nur die unansehnliche Schale eines goldenen Kerns. Vor allem aber muß man, um die Schönheit und den Wert des Schutzgebietes erkennen zu können, die großen, vielbegangenen Heerstraßen meiden, an denen der auf- und abflutende Verkehr die Weiden vernichtet und dem Lande ein Aussehen verleiht, das dem der Seitenlandschaften des Inneren Hohn spricht. Und so kann denn auch nur derjenige — der wandernde Händler, der Farmer, der Soldat — der weitab von den Straßen und Wohnungen der Menschen das weite „Feld" durchschweift, der über Berg und Fluß, durch Tal und Wald vordringt, die Eigenart und den Wert eines Landes wie Südwestafrika voll erkennen; nicht aber der, welcher, und wenn auch hundert Mal, die großen Straßen hinaufzieht, die der Verkehr geschaffen hat.

Wenn wir von der Küste her kommend die großen Wüstenflächen mit ihren tief in das Massiv des Urgesteins eingeschnittenen Flußläufen und den flugsandbewehten Gebirgen durchquert haben, erreichen wir in den Wüstensteppen die Gebiete beginnender Vegetation. Noch liegen die wild zerrissenen Bergzüge kahl unter dem Glast der Sonne da, aber an ihren Abstürzen, in den Regenschluchten, an den Betten der Rinnsale, der Bäche und Flüsse sprießen schon dürftige Gräser und Büsche; niedrige, kriechende Bäume zeigen sich hier und dort in den bereits wildreichen Ebenen.

Wir dringen weiter vor und immer lieblicher wird das Land, bis wir es — wenn wir dem Lauf des Swakop folgen: etwa in der Höhe von Salem und Anawood — in seiner ganzen Schönheit erschauen dürfen. Weite Hochebenen öffnen sich vor uns, un-

endliche Flächen, ein wogendes Meer gelben Grases. Galeriewaldungen und Haine riesiger, dichtbelaubter Ana- und Dornbäume spenden an den Flußläufen dem Wanderer Schatten, und voll Entzücken ruht sein Auge auf den Felsengebirgen, auf diesem Chaos von Kuppen und Gipfeln, von massigen Rücken und scharfen Graten, hinter denen sich in duftiger Ferne neue Hochlandschaften auftürmen. Schon bedecken sich hier auch die schroffen Hänge der Gebirge mit saftigen, kräuterreichen Bergweiden; die Ebenen zeigen den Charakter der Parklandschaft; wie grüne Inseln tauchen Baum- und Buschgruppen aus ihrem Grase empor. —

Wer die sanften Hügelwellen des Damaralandes, das Schluchtengewirr der wildromantischen Bergländer der Bastardhochebenen, wer die weiten, baumlosen Grassteppen des Namalandes sehenden Auges durchschritten hat, der wird mit mir einer Meinung sein, daß diese Länder es verdienen, deutsch zu sein.

Und doch ist Deutsch-Südwestafrika in seinem Hauptteil ein arides Land. Mit Ausnahme der Grenzströme, des Kunene, Okavango, Sambesi und Orange finden sich nur periodische Flüsse, die in der Zeit der großen Regen — vom Januar bis April — oft gewaltige Wassermassen führen, die jedoch ebenso schnell abfließen, wie sie gekommen sind. Es liegt dies in dem geologischen Aufbau des Landes begründet, das von seinen ziemlich die Mitte des langgestreckten Gebietes haltenden höchsten Erhebungen und Wasserscheiden in gewaltigen Terrassen nach Osten und Westen abfällt. Die Flüsse haben daher meist starken Fall. Hierzu kommt, daß ein Feuchtigkeitsersatz durch Niederschläge in den meist völlig regenlosen Monaten Mai bis Dezember nicht eintritt, dagegen der Verdunstungsprozeß infolge der innerhalb dieser Zeit immer mehr steigenden Trockenheit der Luft ein enorm großer wird. Lediglich in den in der Ebene liegenden Teilen des Flußbetts oder dort, wo Felsbarrieren das Bett schneiden und die Wasser aufstauen oder endlich in Löchern und Bassins, die sich häufig in den Flußbetten finden, hält sich offenes Wasser noch längere Zeit nach den letzten Regen. Da jedoch die Mehrzahl der größeren Flüsse auch in der Trockenheit unterirdisch — unter der oberen Sandschicht — schwach strömendes Wasser führt, so sind die Bewohner Südwestafrikas von jeher daran gewöhnt, sich durch mehr oder weniger tief versenkte Brunnen die Schätze des Grundwasserstroms zu erschließen. So ist — wenn auch Quellen („Fonteinen") und größere oder kleinere Teiche (meist Sammelwasserstellen im Lehmboden, sogenannte „Vleys") sich über das ganze Land verstreut finden — doch die Mehrzahl der Siedlungen an den Lauf der Flüsse gebunden. Erklärt sich durch diese für ganz Südwestafrika gleichen Verhältnisse das Nomadenhafte seiner eingeborenen Völker und zum Teil auch der eingewanderten Weißen, so mußte der zum größten Teil durch Missionare erzeugte Drang nach festen Wohnsitzen, die Periode der beginnenden Seßhaftigkeit, sich ganz besonders günstige Stellen des Landes zu seiner Entwicklung suchen. Nur dort wurde die Anlage dauernder Siedelungen möglich, wo Wasser zu jeder Zeit und in einer die Erhaltung der Herden sichernden Menge vorhanden war. So entstanden, zunächst unter dem Einfluß der Missionare, denen nach der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen der Regierung, die Schutztruppe, die Ansiedler folgten, Gemeinden an den Örtlichkeiten, die offenes Wasser in genügender Menge besitzen. Bald jedoch ging man — dem Beispiel der nahen Kapkolonie folgend — dazu über, den Wasserreichtum künstlich zu heben. Die Brunnenbohrer und der Kulturtechniker erscheinen auf dem Plan, und unter ihrer Hilfe bricht vom offenen Wasser aus der Farmer auf, um durch die künstliche Schaffung von Wasser, durch Bohrungen und Dammbauten, sich und seinen Herden Gebiete voll herrlichen Weidegrases zu erschließen, die bis dahin infolge des Fehlens von Wasserstellen tot und unbenutzt dalagen.

Und so sehen wir in Südwestafrika ein Land der Kulturoasen entstehen, die räumlich oft weit getrennt sind durch Landschaften, die noch heute nur in der Regenzeit dem Nomaden den Unterhalt bieten, mit deren schrittweiser Eroberung man jedoch jetzt bereits beschäftigt war.

Natürlich ist es dabei, daß einzelne der europäischen Kulturzentren den andern weit voraus waren. Es sind dies die am leichtesten zugänglichen und somit am frühesten besiedelten, zwischen denen man bereits moderne Verkehrsmittel (Eisenbahnen) findet, sowie die, in denen bereits entdeckte Bodenschätze (Mineralien und ähnliches) der Ausbeutung harren.

Durchaus irrig ist es übrigens, anzunehmen, daß es unter geordneten, friedlichen Verhältnissen im Schutzgebiet an Wasser für Menschen und Tiere fehle. Mit Ausnahme der Wüstenflächen vielmehr und vereinzelter anderweitiger Örtlichkeiten ist Wasser für diese Zwecke durchaus genügend vorhanden, und seine Menge kann, wie bereits oben bemerkt, durch geeignete Erschließungsmaßregeln in ungeahnter Weise gehoben werden.

Die Wasserfrage spielt in Südwestafrika eine ganz andere Rolle als bei uns; das ist ja aus den Kriegsberichten der letzten Jahre sattsam bekannt. Erstaunen erregt es aber trotzdem noch immer, daß dort die Flüsse nicht das ganze Jahr hindurch, sondern nur wenige Wochen oder Tage wirklich fließen, in der Zwischenzeit aber nicht nur vollkommen trocken liegen, sondern sogar als Fahrstraße — aber für Wagen — benutzt werden. Wie sehr aber sich das Bild ändert, wenn der Frühling einsetzt und die Regen hernieder gehen, das schildert Professor Dr. Karl Dove[2a]). Zugleich gibt er ein Bild des eigenartigen südwestafrikanischen Frühlings.

Wenn im Oktober oder später die ersten Regen im Gebirgslande gefallen sind, beginnen sich die dünnen Äderchen, denen man von Zeit zu Zeit begegnet, zu kleinen Bächen zu verstärken. Bald darauf, wenn der Himmel sich häufiger mit schwerem Gewölk umzieht und die ersten heftigen Gewittergüsse in den höchsten Teilen des Landes stattfinden, wachsen sie an, und hat dann die eigentliche Regenzeit eingesetzt, so beginnt der Fluß „abzukommen". Nach einem besonders heftigen Sturzregen hört man, am Ufer des Bergflusses stehend, erst leise, dann immer stärker, ein donnerähnliches Geräusch. Wie aus der Erde hervorbrechend schwillt der eben noch ruhig dahinrieselnde Bach empor. Plötzlich zeigt sich oberhalb unseres Standortes in der breiten Rinne eine tosende Wassermenge, die mit fabelhafter Schnelligkeit heranrückt, ein sprudelnder, brausender Strom, der oft einen Teil der Uferwand hinabreißt und von dessen Gewalt die mächtigen Stämme entwurzelter Bäume, die er nicht selten mit sich führt, ein deutliches Zeugnis ablegen.

In einem ergiebigen Regenjahre gleichen die wichtigeren Entwässerungsadern des Landes an Fülle unseren mitteldeutschen Flüssen, nur daß sie diese an Kraft des Stromes und an Heftigkeit des Fließens weit übertreffen. Wehe dem Wagenführer, der sich unvorsichtig in eine solche talwärts eilende Wassermasse hineinwagt. Er kann unter Umständen von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, unter Zurücklassung seines Gefährts und Gespannes das nackte Leben zu retten. Es ist vorgekommen, daß selbst schwerbeladene Wagen mit ihrem Vorspann von Ochsen von den Gewässern überrollt und weggerissen wurden. So ist es erklärlich, daß die größeren Stromrinnen des Landes nach heftigen Regen die Frachtfahrer zwingen können, wochenlang auf das Fallen des Wassers zu warten. Fast sechs Wochen mußten wir Anfang 1893 auf das Eintreffen einiger sehnlichst erwarteter Ochsenwagen harren, die am mittleren Kuiseb festlagen und uns dadurch nötigten, alle möglichen Entbehrungen mit dem tröstlichen Bewußtsein zu ertragen, daß das Ende derselben sich ebensogut noch um einen Monat verzögern konnte.

Auch in gewöhnlichen Jahren darf man übrigens diese Ströme nicht unterschätzen. Die Wassermenge, die der mittlere Swakop in der Zeit seines Abkommens dann zu Tale fördert, beträgt reichlich eine Million

Kubikmeter in der Stunde, und außerordentlich groß ist noch lange nachher der unterirdisch aufgespeicherte und langsam zum Ozean fließende Vorrat. Major Leutwein fand sogar einige Zeit nach dem Ende einer mäßigen Regenperiode den Großen Fischfluß im Namalande noch so stark strömend, daß er ihn mit der Lahn bei Gießen verglich. Und ein Land mit solchen Flüssen hält man bei uns zu Hause bis auf den heutigen Tag für eine Wüste!

Wenn die letzten Monate der Trockenzeit herannahen, ist das Gras in der Nähe der Niederlassungen abgeweidet, und nur in entlegener Gegend zeigt die gelbe oder rötliche Färbung des Bodens, daß dort noch Futter für größere Herden vorhanden ist. Und auch solche einsamen Striche gewähren einen traurigen Anblick, wenn einer der in dieser Jahreszeit überhandnehmenden Feldbrände den Rest niederen Pflanzenwuchses vernichtet und nur verkohlte Flächen zurückgelassen hat. In der Umgebung der Orte und Viehwerften aber tritt auf weite Strecken der nackte braune oder graugelbe Boden zutage, kein angenehmer Anblick für den Ansiedler, der gerade in dieser Zeit das Land betritt. Nicht einmal die Bäume und Büsche auf den Bergen und am Flusse bringen dann Abwechslung in die mehr und mehr verödende Gegend. Ähnlich wie im Norden ruhen auch ihre Säfte im Winter, und die eintönige Färbung der Landschaft bei Tage vermögen selbst die dichten Buschwälder kaum zu ändern, die sich zwischen dem Gebirge und dem Flußbette hinziehen. Da plötzlich tritt eine Änderung ein, die den Europäer mit Staunen erfüllt. Oft noch ehe der erste Regen gefallen, brechen in dem dichten Geäst zahllose Knospen auf. Noch ist der Erdboden steinig und wüst, da hüllen sich schon die Holzgewächse in ein Kleid von zartgefiederten grünen Blättchen, und bald darauf erfüllt die Täler der kräftige Duft weißer und gelber Akazienblüten. Die geheimnisvolle Anpassung der Pflanzen an die Natur ihrer Heimat hat ein Wunder vollbracht, denn häufig genug erwacht der Dornwald zu neuem Leben, ehe auch nur ein Tropfen Wasser die Erde erreicht hat.

Endlich, wenn nach längerer oder kürzerer Dauer die Schleusen des Himmels sich öffnen, erfreut sich das Auge an dem sprießenden Grün. Zunächst ist es das Gras, das überall in feinen Büscheln emporwächst und bei genügender Stärke des Regens schließlich zu hohen Beständen zusammenschießt. Dazwischen beginnt es in bunten Massen zu blühen. Liliengewächse, erikaartige Stauden und eine ganze Anzahl fleischiger und dickblättriger Pflanzen erscheinen da, wo kurz vorher nichts zu sehen war als Staub und Geröll. An tiefgelegenen, feuchten Stellen bilden sich wahre Dickichte von derbem Binsengras und hohem, windumspieltem Gebüsch. Solange die heftigen Niederschläge der Regenzeit anhalten, behält das Grasfeld seinen grünlichen Schimmer. An Talwänden und Felsen ragen die wunderlichen Gestalten der Aloen hervor, aus deren palmähnlichem Strunk eine mit herrlichen glutroten Blüten geschmückte Staude hervorwächst. Doch die grüne Färbung des Bodens hält infolge der Einwirkung der Lufttrockenheit nicht lange an. Wenige Wochen und die Grasflächen haben ihre gelbe Färbung wieder erlangt, und über der Landschaft ruht abermals jener eigenartige violette Duft, der so recht zu den endlosen Fernsichten bei Tage und zu den glühenden Tinten des Abendhimmels paßt, die unbeschreiblich eindrucksvolle Grundfarbe des afrikanischen Hochlandes.

Der allgemeinen Schilderung der Landschaft möge nun die der einzelnen klimatischen Provinzen folgen. Ich beginne, wie das für den von Deutschland Kommenden natürlich ist, mit dem Dünengürtel der Küste. Am stärksten ausgebildet ist er im Süden. Hier bot er ein ernstes Hindernis für den Verkehr nach und von dem sonst guten Hafen Lüderitzbucht. Leutnant Gentz beschreibt dies und hebt hervor, daß trotz aller Bemühungen von Regierung und Privaten, wenigstens die schlimmsten Schwierigkeiten zu beheben, der Erfolg doch nur mangelhaft war. Der Wunsch nach einer Eisenbahn, den er am Schlusse ausspricht, die der unverantwort-

lichen Inanspruchnahme von Material und Zugtieren abhelfen müsse, ist inzwischen unter dem Druck des Aufstandes und der Kriegsnot in Erfüllung gegangen. Leider aber hört sie noch mitten in der schwierigsten Gegend auf, weil der Reichstag ihren Weiterbau abgelehnt hat, während doch ihr rechtzeitiger Bau Millionen an Geld und Menschenleben gespart hätte und ihre Weiterführung das auch jetzt noch erzielen würde.

Es ist ein trostloser Anblick, den der Küstenstrich von Deutsch-Südwestafrika bietet, und je mehr man ins Innere vordringt, um so mehr hat man zunächst den Eindruck, eine jedes Leben und jede Vegetation entbehrende Wüste zu durchqueren. Erst weiter landeinwärts beginnt das Land fruchtbarer zu werden.

Zwischen dem Meere und dem in Terrassen ansteigenden fruchtbaren Steppenhochlande zieht sich dieser an manchen Stellen nur mehrere Reitstunden, meist jedoch einige Tagereisen breite wüste und wasserlose Küstenstrich von Norden nach Süden, vom Kunene bis zum Oranjefluß, dessen gefürchtetster und dem Verkehr zwischen der Küste und dem Innern die meisten Schwierigkeiten entgegensetzender Teil die sogenannten Wanderdünen sind. Es sind dies vom Winde zusammengewehte, oft haushohe Berge aus ganz feinem Sand, die heute hier den Weg versperren und den Frachtfahrer nötigen, mit seinem schwerbeladenen Ochsenwagen einen Umweg durch den tiefen, losen Sand zu machen, morgen vielleicht seinem Nachfolger, der in der Spur des ersten fährt, an einer andern Stelle eine steile, unerklimmbare Wand entgegenstellen.

Oft haben diese Wanderdünen die Form mächtiger Mondsicheln, deren spitz zulaufende, sich allmählich abflachende Enden stets in der Richtung des Windes liegen. Bei wechselndem Winde ändern sie ihre Lage, wobei häufig durch das Wandern des feinen Sandes ein eigentümliches, weithin hörbares Geräusch hervorgebracht wird, welches einer an dem von Lüderitzbucht nach dem Innern führenden „Baiwege" gelegenen, großen Düne, bei der dies besonders charakteristisch ist, den Namen „Brülldüne" eingetragen hat.

Hunderte von Zugochsen sind in früheren Zeiten in diesen Wanderdünen unter den Peitschenhieben der Frachtfahrer verendet, als es in der Lüderitzbucht noch kein Trinkwasser für die Tiere gab und sie vier bis fünf Tage bei mangelhaftem Futter und schwerer Arbeit ohne Wasser bleiben mußten.

Viele Wagen sind liegen geblieben, weil die vom Durst erschlafften Tiere sie in dem tiefen Sande nicht weiter zu schleppen vermochten, und mancher Weiße ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit, daß überhaupt Europäer hier sind, ein Opfer des Durstes geworden.

Jetzt sind durch die von der Regierung angelegte Wasserstelle „Ukamas" am Rande der Sanddünen, und seitdem die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in Lüderitzbucht einen Tausende von Litern liefernden Dampfkondensator aufgestellt hat, die Schwierigkeiten für die Frachtfahrer bedeutend geringere geworden; aber auch heute noch geht ein immer noch verhältnismäßig hoher Prozentsatz der den Baiweg passierenden Ochsen zu Grunde, was meist jedoch auf Nachlässigkeit der Frachtfahrer oder übermäßig schweres Beladen der Wagen zurückzuführen ist.

Am 10. Januar d. J. (1902) ist der zwischen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika und den South African Territories Ltd. (einer großen englischen Gebietsgesellschaft im Süden der Kolonie mit dem Sitz in Warmbad) abgeschlossene Vertrag abgelaufen, welcher der letzteren das Recht einräumte, von Lüderitzbucht ins Innere, also auf dem Gebiete der Kolonialgesellschaft, eine Bahn zu bauen. Dieses Recht ist jetzt wieder an die Kolonialgesellschaft zurückgefallen. Daß diese jedoch in absehbarer Zeit davon Gebrauch machen wird, ist sehr unwahrscheinlich.

Die Sanddünen, deren Durchquerung für einen Eisenbahnbau ungeheure Schwierigkeiten und Kosten verursachen sollen, wer-

den meist als Hauptgrund dagegen angeführt. Tatsächlich liegt der Grund jedoch darin, daß der Bahnbau sich vorläufig nicht im entferntesten rentieren würde; denn der ganze Frachtverkehr, der jetzt von Ochsenwagen besorgt wird, könnte von der Bahn in

Hoheit, des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, an Stelle der bei der Besitzergreifung aufgestellten Holztafel im Februar 1903 ein vierseitiger, steinerner Obelisk errichtet worden, der auf der einen Seite die Inschrift, auf der anderen den

Der Lüderitzstein in Deutsch-Südwestafrika.

wenigen Wochen bewältigt werden. Die Durchquerung der Dünen an sich würde durchaus kein Hindernis sein.

Solange wir aber nicht abbauwürdige Minen im Innern aufmachen können, werden wir auch keine Bahn bekommen.

In Lüderitzbucht ist auf Anregung Seiner

Hinweis auf deren Ersetzung durch dieses Denkmal trägt. Die alte Holztafel befindet sich jetzt im Kolonialmuseum in Berlin.

Hat uns Leutnant Gentz die Umgegend von Lüderitzbucht geschildert, so wollen wir jetzt Hauptmann R. Schwabe [13a]) auf seinem Marsch von Swakopmund nach dem

Innern begleiten, den er gleich nach seiner Ankunft im Lande mit der Truppe zurückgelegt hat. Er steht da noch ganz unter dem niederdrückenden gewaltigen Eindruck, den die furchtbare Öde dieser Küstenstriche auf jeden Ankömmling macht. Bei öfterem Durchqueren dieser Wüstengegend schwächt sich die Empfindung ganz wesentlich ab, wie ich aus Erfahrung weiß.

Nach einem Ruhetage, der unseren erschöpften Mannschaften gegönnt werden mußte, zogen wir weiter landeinwärts in die Namibwüste, immer entlang an dem Swakopflusse, in dessen Cañon wir täglich hinabstiegen, um Wasser für Menschen und Tiere zu erlangen. Weite, öde, allmählich ansteigende Wüstenflächen waren es, die wir durchzogen, wasser- und vegetationslose, unsagbar einförmige Ebenen, von niedrigen, langgestreckten Höhenzügen durchsetzt. Kein Fleckchen Grün bietet hier dem Auge einen Ruhepunkt; gelb in gelb liegt im Glanze der Sonne diese furchtbare Einöde da. Und mittags, wenn das Gestirn seinen Höhepunkt erreicht hat, lastet eine entsetzliche, erdrückende Hitze über diesem Sandmeer, widergestrahlt von den Milliarden glitzernder, flimmender Kiesel. Dann vermag man kaum zu atmen und ersehnt den Abend mit seiner Kühle.

Kein lebendes Wesen sahen wir in den ersten Tagen des Marsches, einige Schlangen, giftige Sandvipern, und ein Chamäleon ausgenommen, das mit weit aufgesperrtem Rachen am Wege saß und bei unseren Soldaten Staunen erregte.

Den Wüstenweg bezeichneten die Gerippe gefallener Ochsen, die von früheren Wagenzügen zurückgelassen worden waren. Abends stiegen wir dann meist hinunter in die tiefeingeschnittene, von hohen, bizarren Uferfelsen eingefaßte Talspalte des Flusses, der unten tobend und brausend seine gelben Wasser dem Meere zuwälzte. Es waren beschwerliche, oft ein bis zwei Stunden dauernde Abstiege, auf denen die Leute Proviant, Kochgeschirre und Schlafdecken tragen mußten, denn die Wagen blieben des sehr sandigen Ab- und Aufstiegs wegen oben auf der Hochfläche halten, und von dort wurden nur die Zug- und Schlachtochsen, von welch letzteren wir 70 mit uns führten, zum Tränken hinabgetrieben. Unten am Flusse war das Bild ein weit angenehmeres: himmelhohe Felsen, dazwischen tiefsandige Schluchten, niedrige Sträucher und hohe, dicht belaubte Ana- und Dornbäume. Hastig wurde abgekocht und gegessen, dann sank alles unter dem hellstrahlenden Sternenhimmel in tiefen Schlaf. Nur das Rauschen und Gurgeln des Flusses, der leise Schritt der Posten, das Wiehern eines Pferdes, das Bellen der hungrigen Schakale unterbrach die Stille der Nacht. Die Feuer verglommen allmählich. Wer je eine solche Landschaft, beschienen von dem unsicheren bläulichen Lichte des Mondes und der Sterne gesehen hat, wird sie niemals wieder vergessen.

Unser Marsch ging über Nonidas, wo wir der großen Frachtstraße folgend auf das linke oder südliche Ufer des Swakop übergingen, Kanikontes, Haigamkab, Usab und Gawieb auf Salem. Hier treten südlich die Uferfelsen des Swakop etwas zurück, und ein liebliches Tal breitet sich zu beiden Seiten des Flusses aus. Haine von hohen Anabäumen, dichte Gebüsche aus wilden Tabak-, Rizinusstauden und Dornsträuchern, ja eine einzelne schlanke Dattelpalme zeigen an, daß hier eine schon üppigere Vegetation beginnt. Die Ufer schließen saftige Wiesen von Queckgras und fast undurchdringliche Bestände von Schilf und Ried ein; auf den Felsen und Höhen wachsen Blumen und Futtergräser. Hier, an einem halbverfallenen, im Grün versteckten Mauerhäuschen, einst die Wohnung eines Missionars, machten wir einen Rasttag. Tauben aller Art und Savannenhühner bevölkerten die Uferwaldungen. Von den letzteren schoß ich einige, die Fräulein v. Hagen, die liebenswürdigerweise die Sorge für unsere Mahlzeiten übernommen hatte, uns delikat zubereitete.

Sind mehrere Jahre hintereinander ohne jeden Regenfall verlaufen, was in dieser Küstenwüste häufig der Fall ist, und sind auch noch weiter nach dem Innern, wo sonst schon die Grassteppe

beginnt, die Niederschläge spärlich gewesen oder ganz ausgeblieben, so wird der Anblick dieser Gegenden noch trostloser. Ein derartiges Stimmungsbild gibt gleichfalls K. Schwabe [13a]). Er schildert die Beschwerden des Wanderers, die Sonnenglut und die folternde Fata Morgana sehr eindrucksvoll. Zugleich aber beachtet er jetzt auch das Pflanzen- und Tierleben dieser Gebiete, das zwar recht ärmlich und dürftig, aber doch vorhanden ist, das er aber bei seinem ersten Marsch vollständig übersehen hat.

Ich beschloß, mit allen zur Verfügung stehenden Kräften den südlichen Weg über Tinkas, Onanis, Witwater zu erkunden und festzustellen, ob feindliche Abteilungen hier vorgestoßen seien. Über Ried und Gawieb rückten wir vor, längs des Randes der Namibwüste. —

Soweit das Auge sehen kann, liegt eine unendlich einförmige Fläche gelben Sandes vor uns, nur hier und dort unterbrochen von kleinen, weißglänzenden Hügeln, auf denen Quarzadern zutage treten, und von langgestreckten, niedrigen Höhenzügen, deren schwarzes, verwittertes Gestein fast ganz von feinem Sande bedeckt ist. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume unterbricht die Eintönigkeit, die unsagbare Traurigkeit dieser Einöden; niedrige, kriechende Moose und Eispflanzen von wunderlichen Formen sind die einzigen Kinder der Flora, die in den längst ausgetrockneten Wasserrinnen ihr kümmerliches Dasein fristen. Denn seit vielen Jahren vielleicht hat es in diesen Gegenden nicht geregnet, und selbst die anspruchslosen Moose gleichen, von der Sonne verbrannt und gedörrt, mehr kleinen Aschenhaufen als lebensfähigen Pflanzen. Und ebenso dürftig ist auch das Tierleben in diesen trostlosen Wüsten. Kein fröhliches Vogelgezwitscher grüßt hier den Morgen, keine schlanke Antilope verirrt sich hierher, nur Aasgeier und Krähen zeigen sich auf den Kadavern verschmachteter Zugochsen, die von den die Wüste durcheilenden Wagenzügen zurückgelassen wurden, und sandfarbene Laufkäfer huschen über den Erdboden. — Über dem Ganzen aber, über diesem furchtbaren Meere von Sand und Kieseln, über den Haufen gebleichter Knochen und ausgefressener Ochsenschädel, welche den Lauf der Fahrstraße bezeichnen, strahlt vom stahlblauen Himmel die unbarmherzige, gelbweiße Sonne des Südens. Es ist brennend heiß, kein Lüftchen regt sich, und nur zuweilen hebt sich eine schwefelfarbene Sandsäule hoch empor, aufgejagt durch die glühenden Wirbelwinde dieser Zonen. Die Luft scheint zu tanzen unter den Sonnenstrahlen, die der Boden der Wüste zurückwirft; durch die niederen Luftschichten geht ein Wogen und Flimmern, ein Glitzern und Branden. Merkwürdig verschwommen und verzerrt, scheinen die Spitzen der entfernter liegenden Hügel in der Luft zu schweben, losgelöst vom Erdboden durch eine wunderbare Erscheinung, die bald wie Luft, bald wie Wasser sich zeigt, und oft zaubert die Fata Morgana in all' die Senkungen der Wüste köstliches Wasser, den unerfahrenen Wanderer zu verwirren.

Dort, am Rande der Namibwüste, wo spärliche, vom Winde zerzauste Gräser den allmählichen Übergang zur Steppe anzeigen, ritten wir dahin, eingehüllt in eine Wolke von Staub. Die Pferde, durstig und hungrig, die Augen und Nüstern voll feinem Sand, schlichen mit schlagenden Flanken, bei jedem Schritt tief einsinkend, durch das Gewirr von schmalen, trockenen Flußbetten, das sich vom Gawiebberg hinunterzieht zum Swakopflusse. — Uns war das Plaudern längst vergangen, die Zunge klebte am Gaumen, und alle hatten nur den einen Gedanken: Wasser. — Die Augen schmerzten uns von dem langen Ritte durch die Wüste. Wenn wir nach rechts sahen, lag sie vor uns im Sonnenbrande, weit nach Westen bis zum Meere sich ausdehnend, ohne dem Auge einen Ruhepunkt zu geben — ganz gelb und weiß. Links von uns aber türmten sich die steilen, wildzerrissenen Massen des Gawiebgebirges auf, dessen brandrote Felsenmauern jeden Sonnenstrahl tausendfach zurückwarfen in das enge Flußtal mit seinen verkrüppelten staubigen Dawibüschen, deren schmutziggrüne Farbe für unsere Augen ein Labsal war.

Immer noch wollte sich keine zusammenhängende Grasfläche zeigen, die für die ermatteten Pferde so nötig gewesen wäre. Der Charakter der Gegend blieb der der Wüstensteppe; bald gelber, bald roter Sandboden, mit Gesteinstrümmern bedeckt und nur hier und da ein armseliges Grasbüschel, halbverbrannt und ohne Saft und Kraft. Wir rechneten darauf, in einer Stunde in einer der finsteren Gebirgsschluchten Wasser zu finden. Dort sollte eine kleine, nur Jägern bekannte Quelle aus den Felsen sprudeln.

Die langsam ansteigende Küstenwüste zwischen Kuiseb und Omaruru, die Namib, empfängt, je weiter landein, um so besser werdende Regen. Mit der Zunahme des an sich noch gering bleibenden Niederschlages nimmt die Vegetation zu. An Stelle der Moose und Trockenpflanzen treten, zuerst vereinzelt, dann immer dichter werdend, Grasbüschel auf, zwischen denen sich weiter einwärts krautarige Pflanzen und niederer Busch einschieben. Noch weiter landein treten dann auch höhere Büsche, schließlich auch Bäume auf. Das ganze Landschaftsbild behält aber den Charakter der Steppe. Bei Swakopmund liegt der Beginn der Grassteppe etwa 40 km landein. Hier finden sich schon größere Herden von großen Antilopen, wie Gemsböcken, ferner Strauße und Zebra in größerer Zahl. Eine Jagd auf Zebras aus dieser Gegend beschreibt Schwabe [13a]).

Wieder geht es nun in der früheren Richtung weiter. Die Sonne steigt höher und höher, und um 12 Uhr mittags befehle ich: „Kehrt! und zurück nach Groß-Tinkas!" Die Ebene konnte in ihrer ganzen Breite als aufgeklärt gelten. Wir wenden die Pferde in der glühendheißen Sonne nach Westen, und plötzlich ruft einer der eingeborenen Führer, mit der Hand nach vorn deutend: „Da, Mijnheer, liegt Groß-Tinkas, und dort weiden die Pferde der Reiter, die bei der Karre geblieben sind!"

Wirklich, da weiden Pferde — wir reiten auf sie zu, und als wir noch etwa 200 bis 300 m von ihnen entfernt sind, bemerken sie uns, und eins von ihnen, anscheinend ein Hengst, trabt uns mit hocherhobenem Kopf und fliegendem Schweif entgegen. Da — bei einer Wendung des Tiers — sehen wir plötzlich, daß wir Zebras vor uns haben, und im gleichen Augenblick haben auch diese, die unsere Pferde für ihresgleichen hielten, ihren Irrtum erkannt. Der Hengst stutzt einen Augenblick, dann dreht er und jagt zurück, und mit ihm fegt die ganze Herde im Galopp davon, auf eine Felsenpforte zu, die sich — wir sind nahe an den nördlichen Bergen — vor ihnen öffnet. Aber auch wir lassen unseren Pferden die Zügel, eine wilde Jagd beginnt. Tief auf den Widerrist gebeugt, das Gewehr in der Faust, galoppieren wir dahin; weit, weit voraus vor den anderen trägt mich meine schnellfüßige Stute, die im Sprunge Felsblöcke und Büsche nimmt, daß mir Hören und Sehen vergeht. Jetzt bin ich dem Wild auf 20 Schritt nahe, ein prächtiges Fohlen ist schon rechts hinter mir zurückgeblieben — hätte ich nur einen Lasso oder eine Bola bei mir! So aber beschließe ich, eine dicht vor mir dahinjagende Stute, ein herrliches Tier, zu schießen, und versuche mit der ganzen Kraft meines linken Armes, das Feuer meines Pferdes zu zügeln — vergebens! — ich erreiche nur, daß es sich, fortgerissen von seiner Jagdpassion, hoch aufbäumt. Diesen Augenblick benutze ich, um mich seitwärts hinabgleiten zu lassen. Halb fallend, schlage ich auf den steinigen Erdboden, liege aber in der nächsten Sekunde im Anschlag und strecke mit zwei Schüssen durch Hals und Kopf die Zebrastute nieder, die inzwischen etwa 100 m vorgekommen war. Nun preschen die anderen Reiter an mir vorbei, geben die Jagd aber bald auf, weil der Boden mit Felsblöcken besät ist. Meine Stute ist mit Sattel und Zaumzeug in der Fluchtrichtung des Wildes verschwunden, und Junker sendet seinen gewandten Bergdamaradiener Hansemab aus, sie zu suchen. Inzwischen ledere ich mit Reiter Ertel das Zebra ab, eine harte Arbeit. Nach einer halben Stunde kommt Hansemab mit der Stute zurück und erzählt, daß sie erst den Zebras gefolgt sei, dann aber zu weiden begonnen habe. Es wird großer Kriegsrat

abgehalten, denn es hat sich herausgestellt, daß wir keineswegs in der Nähe von Groß-Tinkas sind, und daß niemand weiß, wo dieser Platz eigentlich liegt, mit einem Wort: wir haben uns verritten! Nun — gleichgültig, aber Wasser müssen wir haben, und so schicke ich denn nach allen Seiten Patrouillen aus, der Hauptteil der Abteilung aber sattelt bei dem erlegten Zebra ab und wartet. Ich reite mit Junker nach einer Stelle an den Bergen, an der ich durch den Krimstecher den jähen Absturz eines Felsentals festgestellt hatte. „Wenn es irgendwo Wasser gibt, so ist es dort" sagte ich noch im Abreiten. Nach halbstündigem Ritt sind wir am Gebirge angelangt und suchen die ganze Umgegend ab — leider ohne Erfolg. Steile, schroff abfallende Wände überall, hier und da durchbrochen von engen Felsschluchten, in denen zur Regenzeit wilde Bergströme zu Tal brausen. Heut sind sie trocken; erstickend heiß ist die Luft in ihnen; die Sohle bedecken wirr durcheinander liegende Baumstämme, Geröll und feiner Sand. Müde und durstig lagern wir uns endlich im Schatten eines Dornbaumes und lassen die Pferde mit schleppenden Zäumen weiden. „Ja, wenn wir jetzt Wasser und einen feisten Bock hätten," beginnt Junker die Unterhaltung, nicht ahnend, wie nahe die Erfüllung seiner Wünsche bevorstand. „Oder ein Kotelett mit Spargel!" antwortete ich ironisch . . . und nun spielte sich ein Vorfall ab, so an das gewöhnlichste Jägerlatein erinnernd, daß wir noch nach Jahren davon sprachen. Ich lag auf der Seite, halb den Bergen, halb der Ebene zugewandt . . . und was sehe ich unmittelbar nach meinen Worten?! Direkt hinter uns, auf einer etwa 150 m hohen Felsspitze an dem gähnenden Schluchteingang steht, nach den Pferden äugend, wie eine Silhouette sich vom Himmel abhebend — ein Klippbock! Junker mit den Augen zuwinkend drehe ich mich vorsichtig herum, ergreife mein neben mir liegendes Gewehr und schlage lautlos an, der Schuß kracht, und sich überschlagend stürzt der Bock von Fels zu Fels in die Schlucht. Wir springen auf. „Den hätten wir," jubele ich, „holen Sie den Bock, Herr Junker; ich sehe, daß ich noch die Ricke bekomme, denn sie sind immer zu zweien!" Ich habe recht vermutet; nach kurzer Kletterpartie bergauf sehe ich das Tier, dem es aber, durch einen Schuß nur verwundet, zu entkommen gelingt. Währenddessen ist Junker in der Schlucht bergaufkletternd verschwunden, aber plötzlich ruft er, so laut er nur kann: „Kommen Sie hier, hier ist Wasser!" In dem Glauben, daß es sich um einen Scherz handele, entgegne ich: „Ach, spaßen Sie nicht damit!", aber sofort schallt es zurück: „Nein, wirklich, Wasser in Hülle und Fülle! Kommen Sie nur!" Nun klettere ich Junker nach und — wahrhaftig, er steht mit dem erlegten Bock über der Schulter an einem tiefen, mit köstlichem, kaltem Wasser gefüllten Felsbassin. In langen, durstigen Zügen trinken wir, dann werden die Hüte gefüllt für die Pferde, die gierig und schnaubend saufen. Noch mehrfach steigen wir hinauf zu dem köstlichen Naß, bis der Durst der Tiere gestillt ist. Als ich dann hoch von den Felsen Umschau halte, sehe ich einen einzelnen Reiter, der von Westen her über die Grassteppe sich nähert und auf einige Signalschüsse hin hält und dann die Richtung auf uns zu nimmt. Nach einer halben Stunde ist er heran, und wir erkennen den Gefreiten Schücke von der Karrenbedeckung, der von Groß-Tinkas aus abgeritten ist, um uns zu suchen. Freudig wird er begrüßt, und mit dem zerlegten Bock an den Sätteln traben wir nach Süden, die Zurückgelassenen abzuholen; dann aber wenden wir uns nordwestwärts und erreichen nach einstündigem Ritte um 5 Uhr abends Groß-Tinkas. Allerdings ist dieser Wasserplatz sehr schwer zu finden. Mitten in der Ebene nämlich gähnt ganz unvermutet ein tiefer und breiter Schlund, etwa wie eine Kiesgrube in unseren deutschen Landen, und unten entspringt, von Schilf und Binsen umgeben, eine schwach salzig schmeckende Quelle. Hier trafen wir die Karre, und bald umfing süßer Schlaf unsere müden Glieder, nachdem wir hastig einige

Bissen gegessen hatten und Posten ausgestellt worden waren.

In Südwestafrika jagt man größeres vierfüßiges Wild fast nur zu Pferde, indem man ihm, wie es dort heißt, „den Wind abschneidet". Das bedeutet, daß das Wild niemals vor dem Winde her vor dem Jäger flieht, sondern stets in den Wind hinein, gleichgültig, ob dieser Weg es dem Jäger etwas näher bringt oder nicht. Man reitet also mit halbem Winde an das Wild heran, das dann im Winkel zu der Richtung des Reiters flieht. Macht der Jäger das geschickt, so gelingt es ihm stets, auf Schußweite an das Rudel heranzukommen. Anders, wenn man sich zu Fuß anpürschen will. Das gelingt, wie Professor Dr. Dove [2b] mit Recht ausführt, bei der Sinnesschärfe des afrikanischen Wildes und den sonstigen Schwierigkeiten fast nur Eingeborenen. Daß der Gemsbock wirklich schon in den küstennahen Grassteppen vorkommt und nicht erst im Khomashochlande, wo Dove ihn schildert, beweist das beigefügte, in Tsaobis aufgenommene Bild.

Der Gemsbock, der mit unseren leichtfüßigen Alpenbewohnern nur den Namen gemein hat, ist eine nichts weniger als zierliche Antilope. Seine Größe übertrifft diejenige eines ausgewachsenen Esels, dem er auch in der Grundfarbe seines Felles gleicht. Obwohl ein naher Verwandter der ostafrikanischen Beisa-Antilope, zeichnet er sich vor dieser durch die Entwicklung seiner Hörner aus. Ich habe weder auf den Märkten von Sansibar noch in Aden ein einziges Gehörn gesehen, welches auch nur die Durchschnittslänge des von dem südafrikanischen Vertreter der Art geführten Kopfschmucks gehabt hätte. Eine Länge der schnurgeraden, nach oben auseinanderstrebenden Stangen von einem Meter ist bei diesem häufig, und ein solches Tier mochte wohl in undeutlichen Überlieferungen oder auf Grund mangelhafter Zeichnungen zur Entstehung der Sagen vom Einhorn beigetragen haben. Übrigens sind die beiden gewaltigen Hörner nicht allein eine Zierde der Oryxantilope — so lautet ihr wissenschaftlicher Name — sondern sie bilden auch eine furchtbare Verteidigungswaffe, und die Jäger im Schutzgebiet erzählen von Fällen, in denen selbst dem Löwen der Versuch, einen Gemsbock zu erjagen, übel bekommen sei.

Während der Mittagsrast wurde v. Bülows Augustin mit einer Henry-Martinibüchse bewaffnet und losgeschickt, um auf einem Pürschgange womöglich eines der Tiere zu erlegen. Aber schon nach einer Stunde erschien er wieder im Lager, ohne daß er auf die Antilopen gestoßen war. Da er keine Möglichkeit gesehen, dieselben zu erreichen, so wußten wir, daß wir selber noch weit weniger Aussicht gehabt haben würden, auf der Jagd nach dem flüchtigen Wilde einen Erfolg davonzutragen. Denn dem Europäer fehlt eine ganze Reihe von Eigenschaften, in deren Besitz der Eingeborene eine Beute zu erlangen vermag und die ihn zum Begleiter eines leidenschaftlichen Jägers geeigneter, als den besten Spürhund erscheinen läßt. Auf der einen Seite ist die Schärfe seiner Sinne und in erster Linie seines Auges sehr groß, auf der anderen trägt eine zielbewußte Erziehung außerordentlich viel zum richtigen Gebrauch derselben bei. Der Hottentott oder der Kaffer ist imstande, weidende Tiere auf eine Entfernung, auf die wir kaum irgendwelche lebende und sich bewegende Wesen zu entdecken vermögen, genau nach ihrer verschiedenen Gattung zu unterscheiden. Dabei sieht er dieselben nicht etwa größer, als wir, aber oft eine jahrzehntelange Übung läßt ihn aus einer flüchtigen Bewegung des fernen Wildes, ja vielleicht nur aus der Art des Zusammengehens erkennen, ob er Zebras, Strauße, Antilopen oder noch andere Bewohner der Steppe vor sich hat. Und selbst da, wo er gar nichts mehr sieht, genügen ihm eine leicht in den Boden gedrückte Spur und wenige von uns niemals beachtete Merkmale an Steinen, an Bäumen und Sträuchern, einem jagdbaren Tiere so lange zu folgen, bis er es auf Schußweite vor sich erblickt. Und selbst dann ist der Sohn der Wildnis dem verwöhnten Kulturmenschen noch unendlich überlegen. Wenn er es sich in den Kopf gesetzt hat, ein Tier zu erlegen, so genügt es in den

weitaus meisten Fällen keineswegs, daß er dasselbe deutlich in Sicht bekommt. Größere Antilopen zeigen sich nur zufällig einmal näher, als vier- bis fünfhundert Meter, und man könnte sich leicht verwundern, wenn man sieht, wie oft es z. B. den Hereros, die viel schlechtere Schützen sind, als die Europäer, gelingt, sich in den Besitz eines Wildes zu setzen, auf das sie es abgesehen haben. In der Tat ist es auch nicht die Fertigkeit wenig Glück hat. Man hat eben einfach nicht die Zeit daran zu wenden, um vielleicht wirklich ein vereinzeltes Kudu oder Hartebeest zu erbeuten. Man ist während der Beschäftigung mit den vorgeschriebenen Aufgaben nicht in der Lage, es zu machen wie die Söhne der alten Wanderbauern von Transvaal, welche häufig von ihren Vätern ein Gewehr und dazu nur eine einzige Patrone erhielten mit dem Auftrage, einen Bock

Gemsbock, Deutsch-Südwestafrika

im Schießen, welche dem Jäger in Südafrika zu seinen Erfolgen verhilft. Viel mehr als auf eine sichere Hand kommt es auf die Fähigkeit an, sich an das endlich gefundene Tier anzupürschen, und da dies hier oft nicht ohne stundenlanges Kriechen von einer Unebenheit des Bodens zur anderen und ebenso langes wie anstrengendes Ausharren in glühender Sonne oder in eisiger Nachtkälte möglich ist, so ist klar, warum der einzelne europäische Jäger in der Regel so mit nach Hause zu bringen, worauf sie auszogen und fast nie mit leeren Händen zurückkehrten, oftmals freilich erst nach Ablauf mehrerer Tage.

Eine zusammenfassende Darstellung, in welcher Weise die Vegetation nach dem Innern zu allmählich reicher wird, gibt Professor Dr. K. Dove[2b]).

Das Gebiet der Dornenwälder, das man auch als das der Dornbuschsteppe im allgemeinen bezeichnen könnte, und das sich im

Süden unmittelbar an die Tropenlandschaft des Ambolandes anschließt, umfaßt den weitaus größten Teil unseres Schutzgebietes, natürlich mit einer stark wechselnden Häufigkeit seiner Charakterpflanzen. Ehe ich auf diesen Teil des Landes näher eingehe, mag indessen einiges über die Übergangsgegenden zwischen ihm und der Namib gesagt werden.

Bei dem eigenartigen Aufbau des Hererolandes in ziemlich gleichmäßig von der Küste her ansteigenden Terrassen, denen höhere, meridional verlaufende Bergketten fehlen, und bei der damit zusammenhängenden allmählich und langsam stattfindenden Änderung des Klimas ist klar, daß auch die Pflanzenwelt nicht plötzlich von der Wüste in das gute Weidefeld der Hereroſteppe übergeht, daß sich vielmehr auch dieser Übergang langsam und allmählich vollzieht. In den küstennahen Strichen, in dem Gebiet der Milchbuscheuphorbie, sind die Dornbüsche und Bäume zunächst ebenso wie innerhalb der Wüste auf die Flußbetten beschränkt, und das einzige, was auf eine Änderung der klimatischen Verhältnisse hindeutet, ist das Auftreten einzelner magerer Grasflecken, auf denen zuerst ganz vereinzelte Büschel aus der Fläche nackten Bodens hervorschießen, das aber bald auch größere Striche bedeckt, ohne indessen sich in jedem Jahre zu erneuern. In besonders günstigen Regenjahren aber dringen diese Gräser weit nach Westen vor und erschweren auf diese Weise die Bestimmung der wirtschaftlich bis zu einem gewissen Grade nutzbaren Grenzzone. Ja, im Jahre 1893, nach einer ganz außergewöhnlich günstigen Regenzeit ereignete sich das scheinbar Unerhörte, daß auf der Namib, also mitten in der wirklichen Wüste, Gras in nicht unbeträchtlichen Mengen wuchs, so daß ich weit im Westen der Landschaft noch am Ende des betreffenden Jahres ein ganz gutes Weidefeld fand, wo ich anderthalb Jahre früher nichts als den fast gänzlich nackten Boden erblickt hatte.

Zwischen dem Grase, unter dem sich in dieser Gegend besonders häufig das feine und ein gutes Futter abgebende Taograss findet, zeigen sich natürlich auch andere Pflanzen, unter denen der Hanna- oder Seifenbusch eine besondere Erwähnung verdient. Weiter nach dem Osten zu ist er an manchen Stellen außerordentlich häufig, und ihm verdankt unter anderem Tsaobis seinen Namen, der nichts anderes bedeutet als „Aschenplatz". Hier wurde die Asche der Hannasträucher in früherer Zeit von den Ovaherero zur Bereitung von Seifenlauge benutzt, und dieser Verwendung verdankt der Strauch seine holländische Bezeichnung.

Erst nach dem Durchwandern einer längeren Strecke gelangt man in ein Gebiet, in welchem das Gras dichter und die Dornbüsche auch in der freien Fläche, d. h. außerhalb der Regenrinnsale, häufiger werden. Der Melkbusch ist verschwunden und auch die Aloe dichotoma, die vordem sich noch scharf am Horizont abzeichnete, über die Felsklippen emporragend, welche den Weg in der Ferne begleiten, zeigt sich nicht mehr. In der Nähe der Flüsse, deren Seitenland oft ausgedehnte Talweitungen erfüllen, bildet die Anaakazie und der Kameldorn oft waldartige Bestände, während der Busch an den Abhängen bereits so sehr sich verdichtet, daß es nicht überall möglich ist, durch das Gewirr von dornigen Gewächsen den Weg zu nehmen. Der ganze Charakter des Landes verändert sich, und wesentlich trägt dazu schon der äußere Eindruck der Pflanzenwelt bei. Mit einem Worte, das Übergangsgebiet mit seinen noch mehr oder weniger an die Einöden des Westens erinnernden Zügen liegt hinter uns, und wir befinden uns in der Steppe der Ovaherero.

Das ganze ungeheuere Gebiet des Innern weist nun zwar mannigfache Unterschiede in einzelnen Gewächsen auf, denen wir hier begegnen. Auch bleibt die Art des geselligen Auftretens der Pflanzen in diesem Hochlande keineswegs überall dieselbe, ja sie wechselt besonders im Süden, entsprechend der Verschiedenheit des Geländes oft schon auf sehr kurze Entfernungen, indessen bleibt der Grundzug der äußeren Erscheinung doch

überall ziemlich derselbe, eben weil die häufigsten Arten uns allgemein wieder begegnen. Das gilt sogar vom nördlichsten Teil dieses Steppenlandes, vom Kaokofeld, wo wir Dornbusch, mit Grasflächen untermischt, miteinander wechseln sehen. Hier ist auch die einzige Stelle, wo man in den geschützten Tälern einiger Flüsse, wohl eben infolge dieses Schutzes, die tropische Pflanzenwelt der Nordebenen in den gebirgigen Teil des Schutzgebietes übergreifen sieht. Im schönen und schattigen Kronen. Ihr Holz ist im Gegensatz zu dem des Anabaumes sehr hart und infolgedessen sehr schwer zu bearbeiten, aber dafür auch so zäh und fast unverwüstlich, daß man es ehedem gern zu Tragbalken für die Dächer verwendete, denn nicht einmal die Termite vergriff sich an dem eisenharten rötlichen Kernholze, aus dem auch der Kirri, die furchtbare Wurfkeule der Ovaherero, geschnitzt wurde. Die Dornen der Acacia horrida werden bis zu 10 Zenti-

Gefechtsfeld auf der Südseite des Omarurufluss es.

Hoanibtale fand Hartmann vereinzelte Palmen, während am oberen Hoarusib eine üppige Tropenvegetation mit förmlichen Palmenhainen und Galeriewaldungen angetroffen wurde.

Unter den Dorngewächsen überwiegen die Akazien, und besonders die Giraffenakazie oder der Kameldorn der Afrikander tritt sowohl in Busch- wie in Baumform auf. Als Baum zeigt sie sich meist nur an den Stellen, wo Grundwasser vorhanden ist, entwickelt sich dann aber zu stattlichen Stämmen mit metern lang, doch sind sie nicht sehr fest mit dem Ast verbunden und in ihrer geraden Form nicht entfernt so lästig wie die mit Widerhäkchen versehenen ganz kurzen Dornen einer anderen sehr häufigen Akazie, die an den Gehängen der Höhenzüge bisweilen fast undurchdringlich dichte Bestände bildet. Dies ist die nicht mit den beiden vorigen (Acacia girafae und A. horrida) zu verwechselnde Acacia detinens, welche von den Afrikandern den bezeichnenden Namen „Wachtenbetje", d. i. „Wart ein wenig" erhalten hat. Und

in der Tat führt ungeduldiges Zerren den, der einmal mit einem solchen Strauch in zu nahe Berührung gekommen ist, niemals zum Ziele; im Gegenteil, er verwickelt sich nur immer mehr in das dornige Gezweige und kommt schließlich nur unter Hinterlassung einiger Kleider- und gelegentlich auch einiger Hautfetzen wieder los.

Ganz anders als auf den verhältnismäßig hochgelegenen welligen Ebenen rechts und links von den Flüssen, die der Südafrikaner vlakten, d. h. Flächen nennt, stellt sich die Vegetation in den Flußtälern dar. Ich lasse auch für diese eine Schilderung Professor Doves [2b]) folgen.

Auch die Flußvegetation entwickelt sich verschieden je nach der Wassermenge, welche der unterirdische Lauf des Stromes in der Trockenheit zu Tale führt. Als charakteristisch in dieser Beziehung kann man das Talbett des Swakop ansehen, in dem sich schon in der Nähe des Meeres eine kräftigere Vegetation entwickelt. Talweitungen wie diejenigen von Nonidas und Kanikontis erscheinen trotz des Fehlens hochstämmiger Gewächse wie eine gute Buschweide im Innern, und da, wo durch die höher werdenden Bergwände erst ein Schutz gegen die unmittelbare Einwirkung der Seeluft gegeben ist, befinden wir uns inmitten einer üppig bestandenen Fläche. An der Seite und auf dem aus dem blendend weißen Flußsande aufsteigenden Schwemmlande erhebt sich dichtes Gestrüpp über dem Ufergrase, unter dem Buschwerk fällt besonders der Ebenholzbusch in die Augen, und über alle anderen Gewächse erheben sich stolz die mächtigen Stämme und die riesigen, einen dichten Schatten spendenden Kronen der herrlichen Anaakazie. Ihre sichelförmigen, braunroten Schoten bedecken zu gewissen Zeiten in Masse den Boden, ein sehr beliebtes Futter für das Vieh. Aber nur zu schmal sind diese schönen Täler, und beim Emporsteigen auf die Hochfläche durch eines der engen Seitentäler verschwindet wie mit einem Schlage die kräftige Vegetation des Hauptflusses. Und während diese uns immerhin die Pflanzenwelt der Heimat vorzutäuschen vermag, befinden wir uns jetzt plötzlich inmitten einer gänzlich fremdartigen Welt. Zwar, die vereinzelten Kameldornbäume (richtiger als Giraffenakazie zu bezeichnen), die bereits in diesen schluchtartigen Nebenbetten sich finden, muten uns weniger auffallend an als die echt afrikanische Gestalt der Aloe dichotoma mit ihrem kahlen, mehrere Meter hohen Stamme und den kronleuchterartig über ihn hinwegschießenden Seitenarmen und Ästen.

Daß es an feinen und zierlichen Formen selbst in dieser starren Einöde nicht ganz fehlt, zeigt das Vorkommen einer reizenden kleinen Pflanze an den Felsgehängen, deren Blüte eine gewisse Ähnlichkeit mit der unseres Edelweiß besitzt, nur daß aus den samtweichen Blättern ein rotes Sternchen hervorschaut.

Die grasbestandenen weiten Steppen, die den Übergang von der Wüste zur Busch-Baumsavanne bilden, sind besonders wildreich nördlich des Swakopflusses. Es ist für jedes Jägerherz eine wahre Freude, in diesen herrlichen Weiten auf flüchtigem Rosse hinter dem Wild herzueilen. Und auch dem Auge bieten sie verschwenderischen Genuß, wenn Morgen- und Abendröte sie mit ungeahnter Farbenpracht malen. Hauptmann Schwabe [13e]) schildert sie in der nachfolgenden Skizze in seiner lebendigen, warmempfundenen Weise. Da mir ein Bild von wildlebenden südwestafrikanischen Straußen nicht erreichbar war, gebe ich ein solches von halbwild auf einer Farm aufgewachsenen.

Ungeheuere Grasflächen ziehen sich im Damaralande zwischen den hochragenden Felsengebirgen hin.

Bis zum Horizont sieht der Reisende, der diese Gegenden durchquert, über das unter dem Atmen des Windes wogende und zitternde Grasmeer, das nur unterbrochen wird durch zahlreiche aus ihm emporwachsende Felskegel, die „Kopjes", und durch Baum- und Buschgruppen, deren dunkles Grün dem Wanderer schattenspendende Rastplätze verheißt.

In der Regenzeit, in den Monaten Januar bis April, wenn die Bergströme brausend

von den wildzerklüfteten Hochländern zu Tal stürzen und die sandigen Flußbetten der Ebenen und Steppen mit ihren Wassern füllen, wenn das köstliche Naß, in Massen vom Himmel strömend, in tausend und abertausend Kanälen und Adern das durstige Land durchzieht, dann sprießen die jungen, zarten Gräser und Kräuter hervor, und ein Teppich buntgefärbter Blumen und blühender Sträucher bedeckt das grüne Land. Wenige Wochen später aber — nach dem Aufhören der großen Regen in der Trockenzeit — färbt die von dem ewig stahlblauen Himmel strahlende Sonne der subtropischen Zone das Grasmeer der Savannen in sattes, leuchtendes Gelb. Dennoch aber bleibt noch Saft und Kraft in den Futtergräsern und Büschen zurück, und die gewaltigen Ana- und Dornbäume, deren Wurzeln der nie versiegende Grundwasserstrom nährt, prangen nach wie vor im Schmuck ihres dunklen Grüns.

So übertreffen die Grassteppen Südwestafrikas weit die vieler anderer Länder, und nur in den Übergangslandschaften von der Wüste zur Steppe, in den „Wüstensteppen", finden wir so arme, mit nur spärlichem Graswuchs bedeckte Gebiete, wie es die ausgedörrten, rissigen „mesas", die Hochsteppen Mexikos, fast ausnahmslos sind, oder wie die trostlosen, steinbedeckten Karrooländschaften der Kapkolonie. Und wenn in diesen noch große Rinder- und Schafherden ihre Nahrung finden, so können wir uns denken, daß einst viele Hunderttausende von Rindern und Millionen von Schafen die Weideflächen Südwestafrikas bevölkern werden, und daß nach der Beendigung des jetzt wütenden Krieges einst der Rauch aus den Feuerstellen zahlreicher Farmhäuser, der Heimat glücklicher Menschen, zum Himmel aufsteigen wird. —

Noch vor wenigen Jahren war dort, wo heute ein weitverzweigtes Schienensystem, ausgedehnte Bahnhofsanlagen und ein rasch aufstrebendes Städtchen an der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk den Namen „Karibib" tragen, nichts von alledem zu sehen. Kein gellender Lokomotivpfiff, kein Wagengerassel störte damals die erhabene Stille der Natur, die nur morgens und abends durch das Gebrüll der ausziehenden und heimkehrenden Rinder unterbrochen wurde, die auf zahlreichen Viehposten verteilt in den großen, grasreichen Ebenen weideten. Nur einige wenige Pontoks (bienenkorbartige Hütten) der eingeborenen Hirten umgaben die tief in das Kalkgestein versenkten Wasserlöcher, aus denen das Vieh getränkt wurde, und in den Vollmondnächten ertönten die eintönigen, schwermütigen Melodien, nach denen die Eingeborenen ihre Tänze aufführten.

Aber es war köstlich, diese weiten Flächen zu durchreiten, denn Wild aller Art bevölkerte sie und die umliegenden Gebirge, von denen das massige, schluchten- und gipfelreiche Erongo-Bergland drohend von Nordwesten her in die Ebenen herüberblickt.

Nur wenige Militärstationen befanden sich damals im Hererolande, das heute von einem dichtmaschigen Netze militärischer Posten überspannt ist. Okahandja, Otjimbingwe und Omaruru waren die einzigen stärker besetzten Ortschaften, und die Sicherheit des Landes und des Verkehrs erforderte das Aufrechterhalten regelmäßiger Verbindungen zwischen den einzelnen deutschen Stationen.

Zu diesem Zwecke hatte ich mit dem mir benachbarten Distriktschef von Omaruru, Leutnant V., ein Stelldichein an der Wasserstelle Etiro, ungefähr halbwegs zwischen Otjimbingwe und Omaruru, verabredet.

Es war an einem frischen Frühlingsmorgen des Jahres 1895, als wir von Otjimbingwe in der Richtung auf Karibib aufbrachen.

In Südwestafrika beginnt der landeskundige Reisende seinen Marsch „vor Tau und Tag", denn das Zurücklegen langer Wegstrecken während der steigenden Tageshitze gehört nicht zu den Annehmlichkeiten und erschlafft Menschen und Tiere. Dagegen reist es sich höchst angenehm in den frühen Morgen- und späten Abendstunden

und in der Kühle der Nacht, zumal, wenn der Mond und der hellstrahlende Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre den Weg erhellen.

Noch war die Morgendämmerung nicht hereingebrochen, als unser kleiner Reiterpulk das Tor der Feste in Otjimbingwe verließ und die Straße nach Norden einschlug. Die Feuer vor den Hütten der Herero glommen und flackerten noch, und das Vieh stampfte in den aus abgekappten Dornbüschen gebildeten Einfriedigungen, den „Kraalen". Sobald wir bei den letzten Wohnstätten den Weg erreicht hatten, ging es in schlankem Trabe vorwärts durch die in gespenstischem Dunkel liegende Savanne. Rechts von uns zeigten sich verschwommen die Umrisse der riesigen Anabäume des Omusema-Flußbettes, das innerhalb des Ortes Otjimbingwe in den Swakop mündet. — Dann ritten wir bald über langausgedehnte Hochsteppen, bald durch ein Gewirr von Flüßchen und Bächen, in denen wild durcheinandergeworfene entwurzelte Stämme und Massen angeschwemmten Treibholzes die Ergiebigkeit der letzten Regen erkennen ließen. In den tiefsandigen Flußbetten war es bitterkalt, und in den auf den Uferböschungen wurzelnden Bäumen erkannte man zwischen dem Laube merkwürdig gestaltete schwarze Klumpen, die Körper der Perl- und Savannenhühner, die hier — sicher vor den ihnen drohenden Gefahren — auf luftigem Sitze die Nacht verbracht hatten...

Der Morgenwind erhebt sich und fährt pfeifend über die allmählich erwachende Savanne. Eisigkalt ist er, Menschen und Tiere bis auf die Knochen durchschauernd, und frierend hüllen die Reiter sich fester in ihre Mäntel.

Fern im Osten, tief im untersten Teil einer riesigen „Pforte", eines Durchbruches durch die massigen, noch im Dunkel liegenden Gebirgsmassen, zeigt sich jetzt ein heller Schein, zunächst noch fahlgelb und unbestimmt, dann leuchtender, wachsend und flackernd sich ausdehnend über den östlichen Himmel. Jetzt färbt er auch das jäh abstürzende Felstor der Pforte, und nun zuckt und flammt es plötzlich auf wie fernes Wetterleuchten und aus dem noch unbestimmbaren Chaos am Horizonte hebt sich strahlend die Sonnenscheibe. Mächtige Feuergarben in brennendem Rot und glühendem Gold schießen zum Himmel empor, und wenige Minuten später hat der junge Tag sich vollends erhoben und durchleuchtet die weite Steppe mit seinem überquellenden Lichte. Tausend Gegenstände, die eben noch für uns in grauem Halbdunkel lagen, stehen jetzt plötzlich scharf und klar vor unseren Augen. Den Erdboden, der uns als braunschwarze Masse erschien, sehen wir bedeckt mit kurzem, grünem Grase, aus dem zahllose buntgefärbte Blüten schimmern — die erdrückende Masse des fernen Berglandes gliedert sich in ihre tausend Einzelheiten, in Kuppen und Täler, in Grate und Schluchten — und eine weite, wellige Hügellandschaft wird vor den Gebirgen sichtbar, in anmutiges, zartes Grün getaucht . . .

Das Nachtleben der Steppe erstirbt wie mit einem Zauberschlage. Die zahllosen Eidechsen, die mit ihrem schrillen, mißtönenden „gek-gek" die Luft erfüllten; die Nachtvögel, deren schwirrender, flatternder Flügelschlag unsere Pferde erschreckte; das Fauchen der Wildkatze; das heisere, bellende Lachen der umherschweifenden Hyäne — sie sind verstummt. Das Sonnenlicht hat sie verscheucht und zurückgetrieben in ihre Schlupfwinkel und Höhlen, und wie ein narrender Spuk sind sie verweht — verschwunden von der Erde. —

Glitzernder Tau liegt auf den Gräsern und perlt von den Büschen und Bäumen, die sich inselartig hier und dort aus dem weiten Grasmeer erheben. Schon mildert sich die Kälte der Nacht unter den ersten erwärmenden Strahlen der Sonne, große Völker von Perlhühnern fliehen vor den nahenden Reitern und weit entfernt von der Straße — auf- und niedertauchend in dem hohen Grase — werden äsende Antilopen sichtbar.

Trab und Schritt wechseln sich ab, die Zeit verrinnt und die Tageshitze wird fühlbarer, wenn der frische Morgenwind, der

von den fernen blauen Bergketten stoßweise herüberweht, nachläßt.

Jetzt dreht ein Nebenweg nach rechts aus, und wir folgen ihm, um an einer „Vley", einem Teiche, der dort zwischen Gebüsch, Schilf und Binsen versteckt liegt, eine kurze Rast zu machen. Schnaubend wittern die Pferde das Wasser, und bald saufen sie, des Zaumes und Sattels ledig, in langen, durstigen Zügen. Aus den Satteltaschen wird rasch Brot und kaltes Fleisch hervorgeholt, und ein hastig eingenommener Imbiß erfrischt die Reiter. Dann geht es wieder hinaus in die Steppe.

Vor dem Trupp reitet ein eingeborener Späher, der mit scharfem Auge die weiten Ebenen durchforscht, denn der Ritt soll zugleich der Jagd auf ein edles Wild, den Strauß, gewidmet sein, der zu jenen Zeiten noch häufig die Savannen bei Karibib bevölkerte.

Der Sonnenball steigt höher und höher und die Hitze nimmt zu — aber das ist die beste Zeit für die Jagd auf das von uns ersehnte Wild, denn die mächtigen, schnellen Vögel erschlaffen nur in der Mittagshitze vor dem nachsetzenden Roß des Jägers. —

Eingefangene und gezähmte Strauße auf einer Farm in Deutsch-Südwestafrika.

Wir reiten leicht bergab in eine grasgefüllte Mulde hinein, die ein kiesiges Bachbett durchquerte, als plötzlich unser Späher mit kurzem Rucke hält und nach Süden deutet. Unsere Augen folgen der Richtung seines ausgestreckten Armes — und richtig — dort weit im Tale — wohl 1500 m von uns

entfernt — erblicken wir zwischen dichtem Gebüsch die Bewegungen lebender Wesen. Ich hielt sie zunächst für weidende Rinder, aber ein Blick durch den Feldstecher belehrte mich, daß wir in der Tat Strauße vor uns hatten.

Jetzt hieß es handeln — richtig und vorsichtig handeln! Nach kurzer Verabredung lösen sich zwei Reiter aus unserem Pulk und verschwinden, vorsichtig sich hinter Büschen deckend, nach rückwärts in der Richtung, aus der wir eben gekommen sind.

Sie sollen, weit ausholend, das Wild umgehen, ihm den Wind abgewinnen und versuchen, die stolzen Tiere langsam auf uns zu vorzudrücken.

Wir sitzen schnell ab, bringen unsere Pferde in Deckung und beobachten scharf die ruhig weiteräsenden Strauße, die noch keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr haben.

Die Zeit verrinnt — fast eine Stunde ist vergangen, als sich plötzlich eine Bewegung unter dem Wilde zeigt. Einer der männlichen Strauße — sie sind durch das Glas deutlich von den heller gefärbten weiblichen zu unterscheiden — richtet sich sichernd hoch auf, und gleich darauf setzen sich die Tiere langsam in der Richtung auf uns in Bewegung, die kurz darauf ein hastigeres Tempo annimmt. In Eile machen wir uns bereit, jederzeit aufzusitzen, um dem Wilde nachzujagen und so zum Schusse zu kommen, falls es, durch einen unvorhergesehenen Umstand beeinflußt, von seiner bisherigen Richtung abweichen sollte.

Und so entwickelt sich die Jagd in der Tat. Weit draußen im „veld" wird jetzt einer unserer Jäger sichtbar, der, langsam vorwärts reitend, in gerader Linie auf uns zuhält, aber er kann von den Vögeln noch nicht bemerkt worden sein, die jetzt plötzlich in wilder Flucht — wie über den Erdboden dahinfliegend — davonstürmen. Jede Sekunde ist kostbar. Wir werfen uns auf die Pferde und jagen in vollem Galopp auf die Strauße zu, die zunächst im rechten Winkel zu uns sich pfeilschnell nähern, dann aber, aufgeschreckt durch den Lärm der heranbrausenden Reiter, eine sekundenlange Zeitspanne stutzen, um dann, einen gewaltigen Haken schlagend, in neuer Richtung gerade vor uns her die Flucht fortzusetzen.

Der kurze Moment des Stutzens aber bedeutete für uns den Erfolg der Jagd. Herunter vom Pferd — das Gewehr an die Backe — und Schuß um Schuß! 200 m nur trennen uns von dem Wilde, das wie der Sturmwind vor uns herfegt — 200 m, die sich in Sekunden auf 4, 6, 800 m erweitern, so daß wir das Feuer einstellen . . .

Mein eingeborener Diener, ein Bastardjunge aus Rehoboth, ist der erste auf dem Gaul und sich hoch in den Bügeln aufrichtend, um besser hinübersehen zu können über die Büsche und das hohe Gras, ruft er jauchzend: „Mijnheer, eine gute Jagd, zwei ‚Vögel-Strauße' liegen!"

Langsam reiten wir heran und haben, als wir uns dem bereits verendeten Wild nähern, alle Mühe, die vor den toten Körpern im wallenden Federkleide scheuenden Pferde zu beruhigen. Dann, nachdem wir die Beute besichtigt haben, ein Schluck kalten Tees aus der Feldflasche, denn uns ist heiß geworden bei dem wilden Ritte über Busch und Stein.

Wir satteln ab und lassen die Pferde weiden, für uns aber beginnt die mühevolle Arbeit des Auslösens der prächtigen Federn, die geraume Zeit in Anspruch nimmt. Dann überlassen wir uns im Schatten einiger weitverzweigter Dornbäume der Ruhe, und spät am Abend erst reiten wir in die Etiroschlucht ein, wo uns die Kameraden aus Omaruru bereits am lodernden Wachtfeuer erwarten. —

Wie anders stellt sich das Bild in den Flußtälern derselben Gegend, in denen wir Schwabe soeben auf die Straußenjagd begleitet haben! Hier tiefer Schatten, murmelndes Wasser und saftiges Grün, dort glühender Sonnenbrand, eine ungehemmte Weitsicht und im Winde wogendes goldgelbes Gras. Gerade dieser große Wechsel in der Landschaft wirkt mit, daß einem Südwestafrika, je länger man

dort verweilt, um so reizvoller erscheint. Hat Schwabe die Steppe geschildert, so möge auch er[13a]) das Flußtal des Swakop schildern.

Ich hatte beschlossen, diesmal nicht über Tsaobis zu trecken, sondern, von Otyimbingwe aus über Anawood, Büllsbout und Pot-Mine marschierend, dem Laufe des Swakop bis Dorstrivier zu folgen, dort die nördlich des Flusses liegenden Hochflächen zu ersteigen und über Jakalsfontein und Haigamkab die Küste zu erreichen. Dieser sogenannte „Flußweg" ist zwar sandiger als die über Tsaobis führenden Straßen, bietet aber für nicht beladene Wagen keine Schwierigkeiten und hat den großen Vorzug wundervoller Weide und überaus zahlreicher Wasserplätze im Bette des Swakop. Man kann Halt machen, wo man nur will, stets kostet es nur einige Spatenstiche, dann ist im feuchten Sande des Riviers ein Loch ausgehoben, das sich sofort mit Wasser füllt, und das Tränken der Tiere kann beginnen, ein nicht zu unterschätzender Vorteil, besonders wenn man langsam dahinziehend seine Zugtiere für den späteren Wüstenmarsch stärken will.

Bald umfingen uns die üppigen Anawaldungen des Flusses, in deren lauschigem Schatten wir tagelang fortzogen. Von unseren Lagerplätzen war einer schöner als der andere, immer in dem tiefen Frieden des Waldes, hoch über uns die dichtbelaubten, gegen die Sonnenstrahlen schützenden Baumwipfel, in denen zahllose Vögel ihr Wesen trieben, und dazu der süße, oft fast betäubende Duft von Milliarden von Blüten, mit denen die Baumriesen über und über bedeckt waren.

Nach dem Flusse zu, dessen Bett in diesem Teil seines Laufes ganz flach, fast in gleicher Höhe mit den Ufern liegt, standen Schilf und Rohr in dichten, verworrenen Massen, und unsere Pferde schwelgten in den frischen, saftigen Trieben des Rieds. Auch für unsere Küche war wohl gesorgt, denn wilde Enten belebten die großen Wassertümpel; Tauben, Wasserwachteln, Perl- und Savannenhühner durchstreiften die Uferdickungen, und Spring- und Buschböcke kamen hier zur Tränke. Eine echte und rechte Frühlingsfahrt war dieser Zug durch das liebliche Flußtal.

Öfter berührten wir Bastard-Niederlassungen, die ganz versteckt im Buschwalde lagen. Vom Kriege hatten diese Leute nichts zu leiden gehabt. Es war die Zeit der Kornreife, und eine gute Ernte schuf fröhliches Leben und Treiben; Männer, Frauen und Kinder sahen wir fleißig beim Dreschen beschäftigt, und abends wurde beim Klange der Ziehharmonika und Riedflöte gespielt und getanzt.

Noch ein zweites Jagdbild Schwabes[13b]) aus der Steppe möge hier Platz finden. Diesmal gilt es einem anderen Wild, der schönsten Antilope Südafrikas, dem Springbock. Seine Herden wachsen zuweilen ins Ungemessene; solche von Hunderten, ja 1000 und mehr Stück, wie Schwabe sie hier schildert, sind durchaus kein Jägerlatein. Dicht an der großen Straße finden sie sich natürlich nicht.

Meilenweit dehnt sich die südwestafrikanische Steppe aus am Fuße des Erongogebirges. Wenn man — von Otyimbingwe kommend — auf der großen Fahrstraße die Höhen bei Karibib hinunterreitet, schweift der trunkene Blick weithin über das „Land des gelben Grases". Grün und saftig ist es nach den letzten Märzregen emporgeschossen, aber die unbarmherzige Sonne des Südens hat es in wenigen Wochen ausgedörrt mit ihren glühenden Strahlen.

Es ist Morgen. — Es dämmert. — Ein kalter Wind, der stete Begleiter des Sonnenaufganges, streicht über die Steppe, die noch im Halbdunkel daliegt. In den Schründen des Felsengebirges geboren, fährt er durch das Gras und schüttelt die Samenkapseln von den Halmen, er zaust die knorrigen Dornbäume und macht die harten Blätter des Ebenholzbusches aneinanderschlagen. Pfeifend mahnt er die Tiere der Nacht, den schlauen Schakal, die gierige Hyäne, ihre Wohnungen tief unter der Erde aufzusuchen. Pfauchend empfängt das lichtscheue Gesindel den ersten Gruß des jungen Tages und

hungernd fährt mancher von ihnen nach erfolglosem nächtlichem Streifzug in seine Erdhöhle. —

Der Morgenwind läßt nach — da loht es auf an den höchsten Spitzen des Gebirges. In brennendem Rot erglühen die Häupter der Berge, getroffen von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, während die Täler und Schluchten noch daliegen im tiefvioletten Schatten. Heller und heller wird es über den niedrigen Höhen im Osten, zartes Gelb und Rosa wandelt sich in dunkles Rot. Der Lichtquell steigt höher, zuckend berühren seine Strahlen schon den Fuß des fernen Gebirges, in goldig-rotem Schimmer erglänzen die schroffen Granitmauern, silberglänzendem Bande gleichen die Adern des Quarzes.

Und nun erhebt die Sonnenscheibe sich über die Hügel und übergießt mit ihrem Lichte die ganze, taufunkelnde Steppe. Wie ein wogendes Meer liegt das gelbe Grasland da unter dem Atmen des Morgenwindes. Wie Inseln tauchen die zahllosen Gruppen der Akazien und Dornbüsche aus ihm hervor.

Noch ist es kühl und frisch, und das Tagesleben der Steppe erwacht. Vogelgezwitscher grüßt den Morgen, buntgefärbte Eidechsen schlüpfen durch die Gräser, Schmetterlinge gaukeln um die wenigen Blüten. Mit rauschendem Flügelschlage läßt sich ein Volk Perlhühner aus den Zweigen des für die Nacht schutzspendenden Baumes zur nahrunggebenden Erde nieder.

Und auch hoch in den klaren Lüften des Erongogebirges regt es sich. Ein Punkt löst sich los von einem der Gipfel und schwebt hinaus in das Luftmeer: der König der Vögel geht auf Raub! —

In einer der Schluchten in den Vorbergen des trotzigen Berglandes herrscht reges Leben. Die Sohle der Schlucht besteht aus feinem Sande, untermischt mit groben Kieseln. Gewaltige Felsblöcke liegen hier und dort umher, losgelöst durch den ewigen Verwitterungsprozeß von den felsigen Hängen. In der Zeit der großen Regen brauste hier ein gewaltiger Bergstrom zu Tal, genährt von tausend Wasseradern des unwegsamen Hochgebirges. Jetzt — im Anfange der Trockenheit — liegt sein Bett wasserlos und sandig da.

Ein kleines Feuer glüht im Sande, sonnenverbrannte Männer umgeben es. Einer von ihnen wirft ab und zu eine handvoll Holz in die Flammen, andere schnüren Decken auf die umherliegenden Sättel, noch andere reinigen ihre Gewehre und Jagdmesser von dem Tau der Nacht. Die Männer sind sämtlich in groben Kord gekleidet, und man sieht es der Farbe ihrer Röcke und Reithosen an, daß sie nicht die erste Nacht unter freiem Himmel kampiert haben.

Hohe, gelbbraune Reitstiefel und die an einer Seite aufgeschlagenen, kokardengeschmückten, grauen Hüte lassen keinen Zweifel zu: es sind Angehörige der Deutschen Schutztruppe, die dort in der engen Schlucht sich zur Tagesarbeit rüsten.

Der Morgenimbiß ist beendet, eine Tasse heißen Kaffees und eine Schnitte des in der Asche gebratenen Fleisches hat jeder erhalten.

Man ruft nach den Pferden.

Die Männer greifen nach den Zäumen und gehen plaudernd hinaus aus der Schlucht auf die sonnenbestrahlte Fläche, wo eben zwei gelbhäutige, spitzbübisch aussehende Schlingel von Hottentotten die im Grasland weit zerstreuten, weidenden Pferde zusammentreiben.

Mit Hüh! und Hoh! ist endlich das schwere Werk vollendet, die Zäume sind angelegt und man führt die Tiere zum Satteln.

Ein buntes Durcheinander! Woilachs werden aufgelegt, Sattelgurte angezogen; ein prüfender Blick fällt auf die Befestigung der Feldflasche, ein zweiter auf den Patronengurt. Jetzt schiebt man die Büchsen in die Gewehrschuhe und: „Aufsitzen!" befiehlt einer der zwei aus dem Trupp, die sich durch silberne Achselstücke als Offiziere kennzeichnen.

Hinaus geht's in die Steppe. Vorsichtig klettern die Pferde über die umherliegenden

Felsblöcke, leise klirren die anschlagenden Waffen der Reiter.

Kaum ist die Schar auf der Ebene, so trennt sie sich auf ein halblautes Kommandowort in drei Teile. Je drei Reiter reiten weit rechts und links heraus und verschwinden bald hinter Bäumen und Büschen den Augen der übrigen, die — auseinanderreitend — eine kleine Schützenlinie bilden.

Langsam reiten sie vor, scharf ausspähend nach den Seiten und nach vorn. Schon flimmert die Luft auf der Fläche. —

Denn in diesen Breiten ist der kühle Morgen nur kurz und meist schon zwei bis drei Stunden nach Sonnenaufgang die Hitze eine hochgradige und lästige.

Im Schritt ziehen die Reiter dahin. Gesprochen wird nicht viel, aber die Augen schweifen umher und mustern jedes Gebüsch, jede Hügelkante, die neu auftaucht. Da hält plötzlich die ganze Linie, die Reiter beugen sich tief herab von den Pferden, einer springt ab, kniet hin und untersucht aufmerksam den Boden. Eine Gemsbockspur ist es, aber eine alte, die sich hinüberzieht zu den Bergen.

Leises Sprechen, man sitzt auf, und weiter geht es in der alten Richtung.

Die Steppe wird unübersichtlicher, Hügelwellen durchsetzen sie. Ein leichter Trab wird angeschlagen, aber vor jeder Höhe fallen die Reiter in Schritt und reiten langsam, spähend an den Rand der Höhe heran. Dann halten sie — so, daß gerade ihre Köpfe nur herübersehen können — und nun erst — nachdem sie sich überzeugt haben, daß nichts Lebendes vor ihnen ist — traben sie weiter.

Es ist 10 Uhr geworden, und noch hat sich kein Wild gezeigt. Auf manchem Gesichte malt sich bereits ein leichter Verdruß — da hält wiederum die Linie. Alles sieht gespannt nach links herüber. Dort ist — ungefähr 1000 m weit — auf einem Hügel ein Reiter erschienen. —

Man müßte ihn deutlich sehen können, denn er hält gerade auf dem Kamme des Hügels, aber dennoch erscheint er wunderbar verzerrt und verschwommen. Die Luft scheint zu tanzen, ein Flimmern und Wogen geht durch ihre niederen Schichten, hervorgerufen durch die Widerstrahlung der Hitze von dem glühenden Sandboden der Steppe.

Jetzt hebt der Reiter den Arm und winkt mit der Büchse, die Sonne gleißt und blitzt auf dem Lauf. Er winkt nach links herüber, und die Reiter des Mitteltrupps verstehen ihn. Sie schwenken sofort nach links ab und umreiten ihn in weitem Bogen. Jetzt tauchen auch in der Ferne — der allgemeinen Linksschwenkung folgend — die Männer des rechten Flügels auf. Sie galoppieren; die Mitte trabt und so vollzieht sich schnell und gewandt die Richtungsveränderung. —

Die Mitte hält, die Schwenkung ist vollendet. — Hinter einem Höhenzuge, demselben, an welchem ca. 1500 m links die linke Seitenabteilung der Jäger abgesessen ist, springt alles von den Pferden, die mit schleppendem Zaume sofort zu weiden beginnen. Langsam und vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, schleichen die Männer bergauf, dem Kamm der Höhe zu. Liegend — Deckung suchend hinter Grasbüscheln und Steinen — spähen sie aus nach dem gemeldeten Wild.

Vor ihnen liegt eine weite Mulde — abgeschlossen in der Ferne durch einen niedrigen Höhenzug. Und in der Mulde — das Auge der Jäger blitzt — wogt es wie ein Meer von Antilopenleibern.

Wohl über 1000 Springböcke mögen es sein, die dort unten äsen. —

Ein sandiges Flußbett durchzieht die weite Mulde. Noch steht in großen Lachen Wasser in ihm, und das Gras ist noch saftig und grün an seinen Rändern. Und hier besonders drängt und schiebt sich die Menge der Tiere hin und her. Man sieht den Boden nicht vor den braunen Decken, den weißen Kämmen und Spiegeln, den zur Erde gebeugten Hälsen. Und dies alles — diese braun-weiße Masse — ist in fortwährender wellenförmiger Bewegung, ein eigenartiger, das Auge des Jägers entzückender Anblick.

Nach den Seiten zu lichtet sich allmählich

die Herde. Vereinzelter äsen die Böcke, der junge Nachwuchs ergötzt sich in munteren Sprüngen.

Und dann — etwas entfernt von der großen Masse — stehen nach allen Himmelsrichtungen einzelne starke alte Böcke. Nur zuweilen ein Büschel Gras rupfend haben sie witternd und sichernd den Vorpostendienst übernommen. Unter ihrem Schutze weidet die Herde.

Ein Ton, das Rollen eines Steines oder das Brechen eines Astes, muß zu den Tieren gedrungen sein. Wie aus Stein gehauen steht einer der alten „Rammböcke". Den feinen Kopf mit dem lyraförmigen Gehörn hoch erhoben, durch die weit geöffneten Nüstern die Luft einziehend äugt er scharf herüber nach der Höhe.

Doch es scheint nichts zu sein, ruhig und friedlich liegt die Steppe da im Sonnenbrande. Schon haben sich einige Tiere niedergetan im Schatten des kurzen Buschwerks, um der Ruhe zu pflegen.

Da — ein kurzer peitschenartiger Knall — ein Rauchwölkchen hebt sich vom Kamme des Hügels. Einen Augenblick steht die ganze Herde wie erstarrt vom Schreck, aber schon donnert Schuß auf Schuß von der Höhe, und nun beginnt die wilde Flucht.

Hochauf springen die Böcke. Nichts Eleganteres, Geschmeidigeres kann man sich denken, als diese nach vorwärts-aufwärts gerichteten, mehrere Meter langen Fluchten, die dem Springbock seinen Namen gegeben haben.

Den Kopf weit hinten übergelegt, die Vorderläufe angezogen, scheinen die Hinterläufe der Tiere wie stählerne Federn ihre Körper emporzuschnellen. Unzählbar erscheinen die auf- und untertauchenden weißen Spiegel. Geräuschlos berühren die zierlichen Hufe den weichen Sandboden, die Rückenmähnen sträuben sich.

Hier und dort prellt eins der Tiere auf, um lautlos zusammenzusinken, mehrere bleiben schweißend weit hinter der Masse zurück.

Die wilde Flucht der Herde geht dem Winde entgegen, der schwach von rechts in die Mulde hineinweht. Das Feuer von der Höhe erstirbt, denn die Böcke sind schon 5—600 m weit entfernt.

Da spritzen drei Reiter ihnen entgegen. Es ist die rechte Seitenabteilung der Jagdgesellschaft. In vollem Jagen galoppieren sie auf die Herde zu. Ein Zittern durchläuft diese, ein Stutzen, Wenden, sich Überschlagen, Zusammenpressen. Aber auch jetzt versagen die geschmeidigen Glieder nicht ihren Dienst. Ein kurzer Augenblick nur — dann wendet die ganze Herde sich, um mit verdoppelter Schnelligkeit zurückzufliehen, diesmal allerdings in schräger Richtung von der Höhe abhaltend. Aber auch die Jäger haben sich die Zeit zu nutze gemacht. Herablaufend von der Höhe haben sie sich an deren Fuß — schon in der Mulde selbst — eingenistet, und wiederum pfeift Geschoß auf Geschoß in die vorbeistürmende, dichtgedrängte Masse. Aufwirbelnder Staub erschwert das Schießen. —

Schon bei den ersten Schüssen schlagen die Leittiere einen scharfen Haken nach rechts, eine blitzschnelle Wendung wird wie auf Kommando ausgeführt und, den Schützen die Spiegel zeigend, stürmt die Herde in der neuen Richtung davon, hinter Hügel und Buschwerk bald den Augen der Schützen entschwindend. —

Es ist genug der Beute! Die drei Reiter der linken Seite, die dem Wilde nochmals den Weg abzuschneiden versuchen, ruft ein Hornstoß zurück.

Hier führt ein Reiter sein Pferd im Schritt heran, schwer trägt es an drei feisten Böcken, die mit verschränkten Läufen über dem Sattel befestigt sind, die Gehörne schleifen im Sande. — Dort trägt man schweißtriefend einen schon ausgeweideten Springbock herbei. Nachdem das Zusammentragen beendet ist, wird die Strecke gemustert: 36 Böcke, eine stattliche Anzahl. Mit Büscheln des Grases werden die vom Ausweiden schweißbedeckten Jagdmesser gereinigt. Die frischen, dunkeln Flecke auf dem Stoffe der Anzüge beachtet niemand.

Schnell sind die noch fehlenden Pferde herangeholt und abgesattelt. Im Schatten einer Gruppe niederer Dornbäume legen die Reiter die Sättel nieder. Das Wildpret wird unzerlegt mit Riemen in den Bäumen befestigt, so, daß es frei schwebend den Boden nicht berührt.

Die Pferde rollen und wälzen sich schnaubend im Sande, weiden nur kurze Zeit und schlafen bald — die Nase im Sande — meist liegend im Schatten irgend eines Busches. —

Es ist glühend heiß auf der Steppe, wie man sagt, eine „Backofenhitze". Jedes Lüftchen hat aufgehört. — Mittag. —

Das ferne Gebirge hat seine Farbe wunderbar verändert. Wie hinter einem Schleier, stumpf, graublau, scheinen die massigen Formen in größere Fernen entrückt zu sein. — Wie ein Alb liegt die Hitze über der Natur, über Menschen und Tieren. —

Ein Trunk aus den Feldflaschen, und die Reiter haben sich im Schatten niedergelegt, den Sattel unter dem Kopf. Die Gewehre stehen an den Bäumen. Aber Schlaf findet kaum einer in der drückenden Schwüle, und bald holt einer nach dem anderen sein schmutziges Pfeifchen hervor; Tabakswolkenduft steigt empor aus dem kleinen Lager.

Aasvögel ziehen ihre Kreise über den Stellen, an welchen das Wild ausgeweidet worden ist. Sonst liegt bleierne Ruhe über dem weiten „veld". Doch nein! — Dort sind zwei Menschen noch bei der Arbeit. Die beiden Hottentotten sind es. Ein Springbock ist ihnen überlassen worden zum leckeren Schmause. Zuerst haben sie das Mark ausgesaugt aus den Röhrenknochen der Läufe, jetzt sitzen sie unaufhörlich schwatzend im glühendsten Sonnenbrande am hellodernden Feuer. Sie braten saftige Rippen auf der zusammengescharrten Holzkohle und — essen — essen — essen. Sie werden noch essen, wenn die Sonne zur Rüste geht, denn unerforschlich groß ist Hunger und Magen eines Hottentotten, wenn er etwas zu beißen hat.

Stunden vergehen, die Sonne beginnt zu sinken. Auch unter den Reitern wird es lebendig, ein Feuer flammt auf, auch hier wird gebraten. Ein frisches Lüftchen weht von den Bergen her, die allmählich schärfere Konturen zeigen.

Die beiden Offiziere stehen rauchend und plaudernd beisammen. Einer der Hottentotten ruft sie an und zeigt in die Ferne.

Dort — auf dem Wege nach Omaruru — nähert sich rasch eine langgezogene Staubwolke. „Die Kompagnie kommt!"

Alles eilt herüber nach der seitwärts liegenden Straße.

Der Staub nähert sich schnell; jetzt kann man schon hoch über der Wolke flatternde Lanzenfähnchen erkennen — schwarz-weiß-rot!

Ein Offizier jagt vor: „Nun, habt Ihr Fleisch für uns alle?"

Ein heiteres Lachen. „36 feiste Böcke!"

„Hurra!" —

Es wird gehalten, aufmarschiert und abgesattelt. Zwei Geschütze rasseln noch heran.

Und dann, in der Kühle des Abends, die der Wind wiederum herüber trägt aus den dunkeln Schluchten des Berglandes, beginnt ein lustiges Lagerleben.

Die Sonne ist zur Ruhe gegangen, und bald erhebt sich der Mond und übergießt im Vereine mit den hellstrahlenden Sternbildern der südlichen Halbkugel mit seinem magischen Lichte die ruhende Steppe. —

Bis Otjimbingwe reichen die Küstennebel und bis dorthin ist auch die Vegetation auf der „Fläche" noch überwiegend Gras und niederer Busch. Die erste Station östlich von Otjimbingwe, der erste „Ausspannplatz" ist „Uitdraai" (= Ausweichstelle) am rechten Ufer des Swakop. Bald hinter Uitdraai steigt das Land zur zweiten Terrasse und damit setzt ein reicheres Pflanzen- und Tierleben ein. Hauptmann Schwabe [13a]) schildert das in seiner anschaulichen Weise. — Eine kleine Randbemerkung möchte ich zu seinen Ausführungen machen, um zu zeigen, wie südafrikanische Namen zustande kommen: die Kwaaiputs (sprich Quaipütz) hat ihren

Namen davon, daß in den Kämpfen zwischen Hottentotten und Hereros die eine Partei unauffällig das Wasserloch besetzt hatte und die andere durstig herbeieilende, die sich schon auf den schönen Trunk gefreut hatte, heimtückisch aus dem Brunnen heraus überfiel. Kwaai heißt „bös", „übel", puts = Brunnen, also Kwaaiputs = der übele Brunnen.

Der nächste Ausspannplatz, den wir erreichten, war Uitdraai am Fuße des Lievenberges. Dichtbewaldete Inseln teilen hier den Swakop in mehrere Arme. Wildverflochtenes Gestrüpp, zahllose angeschwemmte Stämme, niedergestürzte Baumriesen und ein Netz von Ranken- und Schlinggewächsen machen die Uferwaldungen an vielen Stellen undurchdringlich. Pittoreske Felskolosse sieht man allenthalben.

Hier wendet sich der Fluß nach Osten, während die Heerstraße westlich des Lievenberges, der mit seinen jähen Abstürzen, seinen tiefen Schründen und finsteren Schluchten herüberdroht, wieder ansteigt, um eine weitausgedehnte wildreiche Hochfläche zu überschreiten, die sich zu dem schroff eingerissenen Bett des Quaaiputzflusses hinzieht. Kurz hinter Uitdraai müssen die Wagen zwei mächtige bewachsene Sanddünen überwinden. Strauße sind an dieser Stelle nicht selten, wie denn überhaupt die Hochfläche von Kwaaiputz Wild in Menge birgt. Mit Vorliebe durchstreift die stattliche Kudduantilope die dichte Dornbuschsavanne, gravitätisch schreitet die Riesentrappe, der „Pauw" der Afrikaner, über die sonnige Fläche, und zwischen den schwanken Gräsern picken und scharren große Völker von Perlhühnern nach dem mehligen Gintjes, einer nahrhaften kleinen Zwiebelart, die auch bei den Eingeborenen roh oder geröstet genossen, von Feinschmeckern mit Milch zu einem Brei gekocht, eine große Rolle spielt. Der Reichtum aller Steppengebiete des Landes an Flugwild ist ein erstaunlicher, und so mancher Zuhörer in Europa denkt sicherlich: „Ach — Jägerlatein!", wenn der Afrikaner begeistert schildert, wie man an einem Tage Tausende von Kreaturen sehen kann, Perlhühner, Fasanen, kleine und große Tauben, Savannenhühner, Pfefferfresser, Elsterpapageien und wie sie alle heißen, die munteren, federgeschmückten Bewohner der Steppe. Tagelang kann man oft dahinreiten, um mindestens stündlich einen Koran, eine kleinere Trappenart, aufzujagen. Zuerst erblickt man über dem Grase einen Kopf, der sich ängstlich hin- und herwendet, dann trippelt der schön weiß und schwarz gefärbte Vogel unruhig herum, als wollte er sagen: „Herrgott, was will denn der fremde Kerl hier!" Endlich aber ein Ducken des Körpers, ein Lüften der Flügel und „Kora-kora-kora-kora-kora!" — mit mißtönendem, aufdringlichem Geschrei, das ihm den Namen gegeben hat, hebt sich der einer Federkugel nicht unähnliche Vogel in die Lüfte, um nach einigen Minuten mit weit abwärts gespreizten Ständern, nicht allzuweit von dem Orte des Auffliegens wieder einzufallen. Oft ist er uns geradezu lästig geworden, dieser Radaubruder der Savanne.

Ein anderes Bild! — Blicke hinüber nach der Talmulde voll gelben Grases, und du wirst eine Anzahl weißer Punkte bemerken, die sich auf und ab bewegen. Es sind die Spiegel und Mähnen graziöser Springböcke, die dort im Rudel äsen. Und abends, wenn die Sonne gesunken ist, und der Nachtwind vom Gebirge her kühl über die Steppe weht, wirst du das klagende Geheul des umherstreifenden Schakals, den leisen Tritt der häßlichen Hyäne, das Fauchen der wilden Katze im Busche hören. Vielleicht auch, wenn das Glück dir günstig ist, siehst du im ersten Dämmerschein des beginnenden Tages das bunte Fell des jagenden Leoparden durch das Gestrüpp schimmern, bist du aber ein Pechvogel, dann holt er dir nachts eine der meckernden Ziegen aus dem frischgeschlagenen Dornbuschkraale.

Die zweite Stufe der südwestafrikanischen Terrassenlandschaft liegt, wenn man den alten Ochsenwagenweg, den „Baiweg" verfolgt bei Tabakstuinen (Tabaksgärten). Nach einem rauhen Aufstieg auf die Kammhöhe des Passes zwischen Khomasbergen und den Bergen von Otjiseva führt der Abstieg in schönes frucht-

bares, vom Otjisevarivier*) durchzogenes Tal, das Otjisevatal. Jeder, der es gesehen, ist entzückt von diesem Anblick, den saftige Triftenwechseln mit mächtigen alten weitschattenden Dorn- und Giraffenakazien, die förmliche Haine bilden. Noch schöner ist das nach Windhuk führende Tal, in das man von Otjiseva aus bei Okapuka eintritt. Ich gebe einige Schilderungen dieses Teils des Weges von Swakopmund nach Windhuk, zunächst die Schwabes[13a]).

Bei Okapuka erreichten wir das wunderbar schöne Tal, das sich von Okahandya in beinahe direkt südlicher Richtung bis Windhoek und bis an das Auasgebirge hinzieht. Hart an den westlichen sanften Höhenzügen, den Ausläufern der Komasberge entlang führt die Straße, auf der anderen Seite begleitet von dem lieblichen, mäßig tief eingeschnittenen Flußbett. Dann folgt eine 1 bis 3 km breite Fläche, und diese östlich abschließend, hinter niederen, buschbedeckten Vorbergen, eine mächtige, imponierende Gebirgskette, die sich bis nach Windhoek erstreckt.

Steil und kahl, mit finsteren Schluchten, jähen Abstürzen und einsamen Hochflächen wächst dieses trotzige, nur von wilden Bergdamara durchschweifte Gebirge aus der Kuppe hinter Kuppe. Besonders am Abend ist es ein Anblick würdig des Pinsels eines berühmten Malers, wenn die Schluchten schon in tiefem Dunkel daliegen und die Felsmauern der Gipfel in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erglühen. Dann muß es einsam und schauerlich sein auf den Höhen, die der Sturmwind umbraust.

Aber unten im Tale flammen die Wachtfeuer der Vorüberziehenden auf, und der wilde Bergkaffer, der aus seinen öden Jagdgebieten herniedersteigt, hört staunend den Gesang deutscher Lieder aus dem Lager hinüberschallen bis zu den steilen Abstürzen des Gebirges. — Das war unstreitig der schönste Punkt, den wir bisher berührt hatten, dieses Tal, in welchem wir jetzt dahinzogen. Überall gutes, nahrhaftes Gras und Bestände hoher Dornbäume in solcher Dichtigkeit, daß man besonders bei Okapuka, Brackwater und Nams doch einmal von „Wald" reden konnte. Über diese Wasserplätze marschierten wir auf Windhoek und lagerten am 1. April abends dicht vor dem Orte. Noch spät wurden wir von einigen Ansiedlern im Lager begrüßt und verlebten mehrere angenehme Stunden mit ihnen.

Mit der gleichen Begeisterung spricht Professor Dove[2b]) vom Otjisevatal und er führt uns auch in das Tal von Okapuka hinein.

Am folgenden Morgen passierten wir das herrliche Bergtal von Otjiseva, an dessen Westseite sich Berg auf Berg zu jenem gewaltigen Hochlande empordrängt, das man als Komasland zu bezeichnen pflegt (der Name bedeutet das Felsen- oder Gebirgsland). Dann begannen die Wagen in einem Bogen den Talrand zu ersteigen, über welchen im Osten die hohen Gipfel eines anderen auf Okahandja zu streichenden Gebirges emporstiegen. Und während wir über die Höhen dahinzogen, deren Luft uns trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit erfrischend entgegenwehte, tauchte fern im Süden alpenartig eine rötlich schimmernde Kette auf, steile Wände und rissige Schluchten, schroffe Abgründe und himmelanstrebende Kuppen, das stolze Hochgebiet der Awasberge, an dessen Fuß unser langersehntes Reiseziel lag, Windhoek, der Sitz der deutschen Herrschaft in der südafrikanischen Kolonie.

Über Okapuka, einen Platz mit reichlichem Wasser und schöner Weide, fuhren wir bis Brakwater, wo wir bei Beginn der Nacht einen eine halbe Stunde breiten Wald hochstämmiger Akazien durchzogen. Dann ging es weiter, Stunde um Stunde, denn wir wollten gern mit Tagesanbruch anlangen. Und es war Zeit, daß die Reise ein Ende nahm, denn schon am Abend hatten einige

*) „Rivier," nicht, wie man so häufig liest Revier, ist die kapländische Bezeichnung für die südafrikanischen Trockenflüsse. Dieses Wort ist in Südwestafrika vollkommen in den Sprachgebrauch übergegangen und ist gleichen Stammes mit dem französischen rivière und dem englischen river.

Tiere nicht mehr recht ziehen wollen, und während der kurzen Unterbrechungen der nächtlichen Fahrt waren wir genötigt, mehrere Ochsen ausspannen zu lassen, die vor Schwäche nicht mehr im Joch bleiben konnten. Eine letzte Rast hielten wir etwa eine Stunde vor dem Endpunkt der Reise, bis die Wagen nach Eintritt der Dämmerung

Windhuk in der Dämmerung eines Sommertages, so lasse ich jetzt eine Schilderung von mir[12c]) folgen, die den Eindruck wiedergibt, den man von diesem Ort an einem Wintertage — in der Trockenzeit — empfindet.

Wenn man am Ende der Trockenzeit durch das dürre Feld inmitten dicker Staubwolken reisend dem Hauptort des deutschen Schutz-

Parade vor Major Leutwein in Windhuk 1898.

zum letzten kurzen Treck sich in Bewegung setzten. Noch eine Windung der Fahrstraße, und auf der Hügelkette vor uns zeigten sich die zinnengekrönten Türme des Forts und der Beamtenhäuser. Dann ging es an einem Wasserlauf hinter den Quellgärten hinauf zu dem freien Platze vor der Feste, wo der Wagenpark unter dem Johlen und Schreien Hunderter von Eingeborenen auffuhr.

Schilderte Dove den ersten Anblick von

gebietes sich naht, grüßt unvermutet bei einer Wegbiegung von hoch oben über dem Tal ein roter, burgähnlicher Bau herüber, umkränzt von frischem, saftigen Grün: die „Feste" Großwindhuks und sein schöner alter Baumbestand von hochragenden dichten und breitschattenden Dornbäumen. Die Bäume sind ein Erzeugnis der am Rande der Hochebene, auf der das alte Windhuk liegt, entspringenden wasserreichen warmen Quellen.

Und der schöne, fruchtbare Ort mit seinen grünen Hängen, den saftigen, schattigen Triften und dem reichen Wasservorrat lockte auch die Menschen an, zuerst die Afrikander-Hottentotten, dann nach deren Vernichtung durch die Herero, die Deutschen. Die wählten ihn sogar zum Hauptort und Sitz des Landeshauptmanns, und bald wuchs er mit der Zunahme der Ansiedler und Truppe zu einem verhältnismäßig großen Städtchen heran. Im Tal, an der Kaiser Wilhelmstraße entlang reiht sich heute Geschäftshaus an Geschäftshaus in mehr als kilometerlangem Zuge. Droben auf der Hochfläche aber thronen die Regierungs- und Truppengebäude. Auf dem wasserreichen tiefgrünen Hang zwischen beiden wurden die Wasseradern in schöne Becken gefaßt und prächtige Anlagen umziehen die auch hier errichteten Häuser. Malerisch und anmutend bieten sich diese Anlagen dem im trockenen Südwestafrika gerade in dieser Beziehung so wenig verwöhnten Blick dar.

Die heiße Quelle in Windhuk.

Während wir drei, Schwabe, Dove und ich noch mit dem Ochsenwagen in Windhuk einrückten, benutzte Freiherr v. Erffa[3]) schon das moderne Verkehrsmittel der Eisenbahn. Sehr verlockend ist ja das Bahnhofsgebäude nicht; aber das übrige Windhuk kann sich schon sehen lassen.

Übrigens: wir alten Südwester sind immer „op de pad", d. h. auf dem Pad gewesen, die neueren reden immer von die pad; vielleicht hängt das damit

zusammen, daß das Reisen in Südwest jetzt soviel bequemer geworden ist. Uns dagegen hat sich der Pad gar oft als ein recht rauher Geselle erwiesen.

Am 30. September abends stiegen wir in Windhuk aus, nachdem noch ein herrlicher Sonnenuntergang unsere Reiseeindrücke abgeschlossen hatte. Ich hatte mir ein Zimmer im Hotel „Kronprinz" bestellt, das ich noch jetzt bewohne; es ist ganz schön, aber rasend heiß, mit Wellblechdach und ohne Durchzug. Überhaupt muß man sich erst an die Hitze hier gewöhnen, besonders daran, daß nachts in dieser Jahreszeit fast gar keine Abkühlung erfolgt. Fabelhaft ist die Trockenheit der Luft. Windhuk liegt bekanntlich 1600 m hoch. Ich empfinde zwar keine Beschwerde von der dünnen Luft, bekomme aber leicht Nasenbluten, wie die meisten Neuangekommenen!

Windhuk erhebt sich an einem steilen Abhang, links oben steht das stattliche Gouvernementsgebäude mit hohem Turm; ganz oben rechts „die Festung", jetzt Kaserne, der Wohnsitz der Deutschen während der Witboykämpfe. Unten stehen an einer breiten Straße die Kaufhäuser und Hotels. Ich machte schon fast überall Besuch, auch beim Gouverneur, Oberst Leutwein.

Meine erste „Pad" liegt hinter mir; Pad bedeutet eigentlich Straße und hat denselben Sinn, wie wenn wir bei Rückkehr von einer Tour sagen: „Ich komme von der Landstraße". Am 7. Oktober kam es endlich zum Aufbruch, der seit dem 4. geplant war, aber immer aufgeschoben wurde, weil bald die Ochsen im Feld waren, bald die Pferde noch nicht beschlagen, und ähnliches dazwischen kam. Geduld ist hier sehr notwendig! Nachdem also am 7. morgens unsere Karre, bespannt mit 20 Ochsen, abgefahren war, sollten wir um 3 Uhr nachmittags auf-

Bahnhof Windhuk.

brechen, als ich mit Schrecken merkte, daß mein Pferd aus Versehen nur hinten beschlagen war! Großes Schimpfen meinerseits heilte den Schaden bis 4 Uhr, um welche Zeit die Hauptperson, Dr. Rohrbach, immer noch fehlte. Doch bald kam er auf geborgten Pferden — die seinigen waren im letzten Moment ausgerissen — und unsere Kavalkade brach auf. Sie bestand aus Dr. R., Landrentmeister Junker, als Führer des ersteren; Herrn Maul, Hauptvertreter der Siedelungsgesellschaft, Herrn Schmerenbeck, dem ersten Kaufmann Windhuks, und mir, nebst den vier Bambusen, d. h. eingeborenen Dienern der anderen. Ich hatte mir eines der drei von Herrn v. H. gesandten Pferde kommen lassen, während ich die anderen unter dem Schutze des Jungen in Arris, wo sie auf Weide stehen, zurückließ. Wir ritten über Klein-Windhuk, bekannt durch seinen Gemüse- und Weinbau (ich aß neulich frischen Spargel von dorther), nach Farm Hoffnung, der Siedelungsgesellschaft gehörig; dort übernachteten wir und besahen uns am nächsten Morgen das Vieh, die Stauanlage, Brunnen usw., abends hatten wir einen himmlischen, glühenden Sonnenuntergang hinter den Auasbergen.

Daß es in dem trockenen Südwestafrika auch recht gründlich regnen kann, das schildert Frhr. v. Erffa[3]). Bis dahin war er recht unzufrieden gewesen mit dem dürren Lande, nun wird's ihm des Segens fast zuviel. „Durchschlag" bedeutet übrigens das, was wir bei unseren Wegen etwa mit „Hilfe! Hilfe! Herr Landrat! Wir versinken!" bezeichnen, d. h., daß der Weg vom Regen so unergründlich aufgeweicht ist, daß Mensch und Roß, Wagen und Zugtiere rettungslos stecken bleiben.

Heute nacht regnete es wieder ununterbrochen, 29 mm, das ist kolossal — nun sitzen wir zwischen Fischfluß und Packriem, die bis zum Rande voll sind, und ein Passieren ist ausgeschlossen; und sind wir durch, so bleiben wir im Durchschlag, im Schlamm, stecken. Das sind afrikanische Extreme!

Das Land ist jetzt herrlich, ein mit bunten Blumen geschmückter Grasteppich, mit grünenden Büschen bestanden, die teils weiß oder rosa blühen. Und nun kommen die Insekten und alles Getier zum Vorschein! Mein Sammeln wird nun auch hart gestört! Doch was hilft's? Wenn wir nur erst am Feinde wären!

Die Kaiser-Wilhelmstraße in Groß-Windhuk mit ausrückender Schutztruppe.

Eben prasselt wieder ein Gewitterschauer nieder, alle Kochfeuer löschend. Herrlich ist hier — wie überhaupt jedes Farbenspiel der klaren Luft wegen — der Anblick eines solchen Gewitters; da hängt in der strahlenden Abendsonne — fast nie ist der Himmel ganz bewölkt — eine dicke, scharfkantige Wolkenmasse, deren Ränder rosig leuchten. Über sie hin zieht sich ein Bruchstück Regenbogen, und scharf und klar durchfahren sie weiße Blitze, oft drei auf einmal, dünn wie eine Messerschneide!

Wer es unternimmt, die Landschaften des Damaralandes zu schildern, hat mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Die Fülle von

Licht, die Glut der Farben beim Sonnenuntergang, das leuchtende Sternenheer des Südens und der schwermütige graublaue Duft, der über den endlosen Fernen liegt, verlangen die lebhafte Mitarbeit der Einbildungskraft des Lesers. Vor allem sind es die Formen der Berge, der Absturz der Wände, welche unbegangene Schluchten und Täler einschließen, und die ganze unheimlich

Brakwater.

anziehende Wildheit der unberührten Natur, die jeden Vergleich mit unseren mitteldeutschen Hochgebieten ausschließen. Während die Gneismassen, welche die Erhebungen des südlichen Damaralandes bilden, von der einen Seite oft ohne Mühe selbst zu Pferde zu ersteigen sind, bleibt das Tier plötzlich wie festgewurzelt stehen. Zu Füßen des Reiters gähnt eine meilenbreite Talspalte, auf der Gegenseite von neuen zerrissenen Erhebungen begrenzt. Die dunkelgrünen Baummassen tief unter uns sind die Uferwälder des Flusses, und um diese und die breiten Weideflächen zwischen ihnen und dem Berglande zu erreichen, müssen wir absteigen und, das Pferd am Zügel führend, vorsichtig von einer Stufe zur anderen klettern.

Was die Randhöhen der Haupttäler von Windhoek im großen, das bieten in kleinerem Maßstabe die Wände der zahllosen Seitentäler dem nach Überwindung von Schwierigkeiten lüsternen Bergsteiger. Wer einigemal auf diesen Höhenzügen herumgeklettert ist, der begreift die Wertschätzung, die in dieser Gegend einem guten Reittier zu teil wird. Und doch gibt es Erhebungen, die auch das geübteste Pferd nicht mehr erklimmt. Nicht nur die beinahe senkrechten Felshöhen, die unvermittelt aus den Ebenen des Bastardlandes aufsteigen wie die Mauern und

Khanfluß.

Bastionen einer ungeheuren Riesenfestung, gehören dahin, sondern den Charakter des unüberwindlichen Hochgebirges trägt namentlich die stolze Kette der Awasberge, deren Hauptrücken sich an sechshundert Meter über das Gewirr der ihn umgebenden Fluß- und Bachtäler erhebt. Weit hinaus in das Land leuchten die weißen Quarzriffe, die in den nördlichen Zug seiner Steilwände eingesprengt sind. Dazwischen ragen runde Kuppen von rötlichem Schimmer zum Himmel, an anderen Stellen wieder schießen Felsnadeln hervor, die den kühnsten Spitzen unserer Alpen an Schroffheit gleichkommen, und zwischen den steilen Wänden breiten sich hoch über dem wüsten Geröll der Paßtäler Weideflächen von vielen hundert Hektaren aus, deren einige als Gesundheitsposten in der Zeit der Pferdeseuche Bedeutung erlangt haben.

Welch ein anderes Bild dagegen erblickt man in den Engen der Täler, in denen nicht selten die Wände so dicht zusammentreten, daß kaum ein Sonnenstrahl in die düstere Schlucht zu dringen vermag. Bisweilen füllt am Fuße der Felsmauern eine natürliche Zisterne den Grund aus, in deren dunklen Wasserspiegel lange Schlinggewächse herabhängen und aus deren Tiefe das dumpfe Gelärm großer Frösche hervorschallt. Nicht nur die Antilopen und das übrige Wild der Berge sind nächtlicherweile die Besucher eines solchen Platzes, sondern oft gestattet sein Wasservorrat, größere Herden in der Nähe zu halten, für die andernfalls die reiche Weide der Umgegend wegen der Entfernung vom Flusse unerreichbar sein würde.

Die Schönheit der südwestafrikanischen Landschaft kommt nicht nur im Tageslicht zur Geltung, sondern auch im silbernen Mondenschein. Ja, ich stimme P. Joseph Krein[9]) vollkommen bei, wenn er sie in dieser Beleuchtung für fast noch schöner erklärt.

Wer immer über Afrika geschrieben hat, der kommt in seinen Schilderungen auf die großartige Lichtfülle zu sprechen, welche die Sonne des dunklen Erdteils über seine unermeßlichen Landschaften ausgießt und mit der sie die ausgedörrten und lebensarmen Fluren belebt und verschönert. Wenige aber haben aber über die prachtvollen Mond- und Sternennächte berichtet; dennoch sind diese in ihrer Art herrlicher und anziehender als die allzu blendende Lichtfülle des Tages. Diese verklärt zwar die großartige afrikanische Natur, aber auf die Dauer wird sie dem schwachen Auge unzuträglich. Hingegen erhellt der Mond mit seinem hier in Afrika geradezu zauberhaften Glanze die Fluren genug, um auch dem schwächeren Blick alle Einzelheiten der Umgegend erkennen zu lassen, ohne aber dabei die Wildheit der Berge und Klüfte aufzudecken.

Ich bin in stiller afrikanischer Waldeinsamkeit, weit von jeder menschlichen Wohnung. Über Felsen und Sanddünen, durch Walddickicht und Flußbetten läuft unser Ochsengespann rüstig dem Klosterheim von Windhuk zu, das wir mit dem ersten Morgengrauen zu erreichen gedenken. Ich verlasse die Karre und schreite ruhig hinterher. Ich verlasse auch und vergesse meine Reisegefährten, um Ohr, Auge und Herz den Schönheiten der Natur zu öffnen. Der Abend senkt sich still auf Berg und Tal hernieder. Die Sonne ist untergegangen. Nur noch der westliche Himmel ist von ihrem Purpur gerötet. Auch die Bergriesen tauchen ihre Häupter noch in den letzten Sonnenstrahl, der bald zu verglühen droht. Im Osten, am wolkenlosen, nebelfreien Horizont, steigt der stille Mond über die Gebirgskämme herauf und gießt sein weißes Licht in reicher Fülle auf den roten Mantel nieder, mit dem die Abenddämmerung Himmel und Erde zudeckt. Welch eine Licht- und Farbenpracht! Da gibt's keine end- und lebloſe Einöde vor dem erstaunten Blicke. Alles lebt, alles ist Licht, alles regt sich, von feenhaftem Zauberglanze umflossen. Die kahlen Felsgesteine der großen Berge der Umgegend zucken und blitzen, wie Nachtgeister schweben sie über der verklärten Natur. Tragen die Bergspitzen auch keine

zerfallenen Burgruinen, deren morsche Mauern sich im Mondlichte verjüngen und beleben, hier in Afrika hat die Natur selbst Riesendenkmäler geschaffen. Hier ein Berg, der gleich einer Pyramide seine feurige Spitze zum Himmel erhebt, dort Felsenvorsprünge, durch die Kraft der Natur fester und kühner gebaut als Ritterburgen von Menschenhänden.

Die Nacht ist weiter vorgerückt. Wüstenstille ringsum, kein Raubtier läßt seine Stimme erschallen, obgleich sie jetzt alle auf Beute ausgehen. Im Tale plätschert keine Quelle, keine Stimme erschallt in den Bäumen, kein Rauschen regt sich in ihren Blättern. Nur das eintönige Rasseln des Ochsenwagens höre ich, und das vermag die Feierstille nicht zu trüben. Die letzten Strahlen der Sonne sind entschwunden, am tiefblauen Himmelsgewölbe zeigt sich kein Wölkchen, kein Nebelschleier. Der Mond behauptet dort seine milde Herrschaft über das Heer der Sterne. „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin", singt man wohl im nebelreichen Deutschland, wo oft der Mond mit seinem ohnehin schon viel blasseren Gesichte durch die Wolken und den grauen Dunstschleier nicht blicken kann. Hier in Afrika ist sein Gesicht voller, und ohne Nebelkranz leuchtet er immer hernieder. Hell und weiß fällt sein magisches Licht durch die reine, durchsichtige Luft. Die Nacht ist zum vollen Tage geworden. Ich versuche zu schreiben. Keine Anstrengung ist vonnöten. Ich lese und lasse selbst den direkten Schein nicht auf das Blatt fallen. Ich vermag es. Unser Wagen wird von 14 Ochsen gezogen. Aber dieses Gespann verfehlt auch keinen Augenblick den am Tage kaum sichtbaren Weg, der sich durch lichte Dornbüsche hindurchwindet und mitunter an schroffen Felsab-

Klein-Windhuk.

hängen vorbeiführt. Kein Tier tut einen Fehltritt. Jetzt verstehe ich auch, obgleich noch ein Neuling, daß man hier sehr oft die Nachtzeit zum Reisen benutzt, sei es, daß man auf Pferden oder Mauleseln reiten oder einsam in dem mit vielen Ochsen bespannten Wagen hocken muß.

Immer und immer schaue ich wieder auf deren lichte Kämme einem Glorienschein gleichen, von dem Windhuk umflossen ist. Ich schaue zurück nach Westen, von wo ich gekommen und sehe die langgestreckte Hochebene einem klaren, unermeßlichen Spiegel gleich. Nur ganz in der Ferne tauchen die Höhenzüge auf, die ich überschritten, und sie allein wehren dem über die weite Silber-

Guchab-Minen.
Ansicht des Bureaus des leitenden Ingenieurs nebst Zelten der Artillerie.

den klaren Himmel, auf die lichtüberströmte Landschaft, bis ich in später Mitternacht vor Windhuk an unserem Klosterheim stehe. Vom Missionshügel herab werfe ich noch einen Blick auf die vor mir liegende Stadt mit ihren niederen Häusern und auf die Umgebung. Wie lauter Silber glänzen die Wellblechdächer der einzelnen Häuser, die genau kenntlich sind. Über die Stadt hinaus erblicke ich die Eros- und Auasberge, fläche schwebenden Auge den Ausblick.

Im nördlichen Hereroland sind die Niederschläge reicher als im südlichen. Daher finden sich dort auch zahlreicher Quellen in unserem Sinne und eine stärkere Bewachsung; Gras wie Büsche und Bäume sind üppiger, dichter und höher als in den von uns bisher durchwanderten Gebieten. Die ganze Landschaft neigt sich bereits sanft nach Osten hin zur Ngamisenke, die Gesamthöhenlage ist geringer als die von Südherero-

land, obwohl einzelne recht hohe Bergstöcke aufgesetzt sind. Das Land ist in ganz hervorragendem Maße zur Viehzucht geeignet und wird dermaleinst noch vielen weißen Ansiedlern Platz bieten zu lohnendem Erwerbe. Schon heute aber hat es einen besonderen Wert für uns, weil sich dort, in Otavi und Tsumeb die einzigen bisher in Betrieb genommenen Kupferminen befinden. Ich lasse eine ohne Angabe des Verfassers erschienene Schilderung[16]) dieser Gegend folgen.

dem deutschen Kapital einen Einfluß auf deren Entschließungen gesichert, stellten sich dieselben Kreise die weitere Aufgabe, von den Engländern einen tunlichst großen Teil der ihnen verliehenen Konzessionen zu erwerben und die Erschließung der Erzschätze des nördlichen Teiles unserer südwestafrikanischen Kolonie durch ein deutsches Unternehmen in die Wege zu leiten. Diesen Bestrebungen verdankt die Otavi-Minen- und

Guchab-Minen. Unterer Versuchsstollen.

Das Otavi-Minengebiet liegt im nördlichen Teile unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes unter dem 18. Grad östlicher Länge von Greenwich und zwischen dem 19. und 20. Grad südlicher Breite. Die Minenrechte in diesem Gebiet standen ursprünglich der South West Africa Company zu. Nachdem eine Gruppe deutscher Finanzleute unter Führung der Direktion der Diskonto-Gesellschaft, der Deutschen Bank und des Hauses Bleichröder die Hälfte der Anteile dieser Gesellschaft erworben und damit

Eisenbahngesellschaft ihre Entstehung. Aus der Konzession derselben geht folgendes hervor:

Durch einen Vertrag, welcher zwischen der South West Africa Company einerseits, der Direktion der Diskonto-Gesellschaft und der Exploration Company Limited in London andrerseits am 29. September 1899 abgeschlossen wurde, übertrug die South West Africa Company der zu bildenden Otavi-Gesellschaft die ihr in dem Otavigebiet zustehenden Minenrechte innerhalb eines Be-

zirkes von 1000 englischen Quadratmeilen, das Recht auf Inbesitznahme von Land innerhalb dieses Bezirkes bis zur Gesamtfläche von 500 englischen Quadratmeilen, die Wasserrechte auf diesen Ländereien, das Recht auf Herstellung von Verkehrsmitteln in dem vorbezeichneten Bezirk, das Recht auf den Bau der Eisenbahn zur Verbindung des Otavigebietes mit einem Hafen

feld, endlich die Minenrechte in Blöcken von je 20 km Breite und 30 km Tiefe mit einem Breitenabstand von jedesmal 10 km voneinander zu beiden Seiten der zu erbauenden Eisenbahn im ganzen deutschen Schutzgebiet.

Die Otavi-Gesellschaft hat nun zunächst ihre Tätigkeit damit begonnen, daß sie zwei Expeditionen in das Schutzgebiet entsandt hat. Die erste derselben, unter der Leitung

Tsumeb-Minen. Westlicher Untersuchungsschacht.

der deutschen oder portugiesischen Küste, die der Company in Gemäßheit der Damara-Land-Konzession sowie im Kaokofeld zustehenden Land-, Wasser- und sonstigen Rechte, das Recht zur Erwerbung von Grund und Boden nebst den Wasserrechten in einer Zone von je 10 km Breite zu beiden Seiten der zu erbauenden Eisenbahn innerhalb des Freeholdgebiets der Company und im Kaoko-

eines der Direktoren der Gesellschaft Dr. Hartmann, des Eisenbahningenieurs Toennesen und des Mineningenieurs Speak hatte die Aufgabe, vom Otavigebiet nach der Küste in kürzester Richtung nach einem geeigneten Hafen eine Eisenbahnlinie auszuwählen, sie hatte auch den besonderen Auftrag, festzustellen, ob südlich des Kunene an der deutschen Küste ein Punkt vorhanden

sei, welcher sich zur Anlage eines für die Zwecke der Gesellschaft brauchbaren Hafens eigne. Die Voruntersuchungen dieser Expedition führten zu der Überzeugung, daß weder eine Ausmündung der Bahn nach der Tigerbai noch auch nach Angra Fria und Khumibmund ein befriedigendes Ergebnis liefere. An allen drei Punkten würden zum Schutz gegen die ständig wehenden Südwestwinde kostspielige Hafenanlagen erforderlich sein, deren Herstellung die Gesellschaft außerhalb des Rahmens erachtet, welchen sie sich vorgezeichnet hat, und für die sie die Mittel aufzuwenden auch unter keinen Umständen gewillt ist.

Daher entschloß sich die Otavi-Gesellschaft, da sie die Linienführung nach Karibib zum Anschluß an die Feldbahn Swakopmund—Windhuk aus den in der Presse vielfach besprochenen Gründen ausschließen zu müssen glaubte, ihre Expedition zu beauftragen, die nördliche Linie in das portugiesische Gebiet zu untersuchen und festzustellen. Nach einem am 30. Juli hier eingegangenen Telegramm ist denn auch Dr. Hartmann bereits von Otavi in der Richtung Kunene—Port Alexander—Mossamedes aufgebrochen. Die Trasse ist derart ins Auge gefaßt, daß sie, um das Überschwemmungsgebiet des Kunene zu umgehen, hart nordöstlich an der Etoshapfanne vorbei nach dem oberen Katarakt dieses Stromes und von dort nordwestlich nach der Küste geführt wird.

Das sind nach den Berichten gut unter-

Tsumeb-Minen.

Anlage einer Kreissäge mit Dampfbetrieb für Bearbeitung des an der Küste gefällten Holzes, welches zum Ausbau der Minen erforderlich ist.

richteter Gewährsmänner die bisherigen Ergebnisse der Expedition des Dr. Hartmann.

Wir wenden uns nunmehr den Arbeiten der zweiten von der Otavi-Gesellschaft entsandten Expedition zu, welche, unter Führung des englischen Ingenieurs Christopher James, dem 40 englische Minenarbeiter aus Wales und mehrere Hundert Eingeborene beigegeben sind, die Aufgabe zu lösen hat, die Abbauwürdigkeit der Otaviminen festzustellen. Diese Expedition hat ihre Arbeiten im August 1900 begonnen und zunächst in der Tsumebmine zwei Schächte abgeteuft, die in Tiefe von 60 und 120 englischen Fuß (etwa 25 und 40 m) durch Strecken verbunden sind. Beide Schächte sollen in derbem Kupfererz stehen. Ferner sind bei Guchab zwei Versuchsstollen parallel übereinander angelegt in der Richtung auf einen älteren, früher abgeteuften Schürfschacht. Es wird erwartet, daß diese Stollen in kurzer Zeit derbes Erz treffen und dann über dessen Mächtigkeit Aufschluß geben werden. Fernere Versuchsschächte sind in Assis (früher Groot-Otavi) und in Nagaib (früher Klein-Otavi) angelegt worden. Zum Verwaltungssitz im Minengebiet ist Otavi (früher Otavifontein) gewählt. Über die Art und Weise der Vornahme der Arbeiten geben die diesem Aufsatze beigefügten Abbildungen Aufschluß.

Noch etwas weiter nördlich als die Otaviminе liegt die Distriktsstation Grootfontein. Dicht südlich vor ihr zieht die Südgrenze des Verbreitungsgebietes der Palmen innerhalb Deutsch-Südwestafrikas (selbstverständlich nur, soweit es sich um natürliches Vorkommen handelt). Um Grootfontein herum sind ziemlich viel und ziemlich ergiebige Wasserstellen, so daß sich zahlreiche Buren und Deutsche dort angesiedelt haben und mit Erfolg sogar Anbau von Feldgewächsen treiben.

Nach Osten hin geht das Gebiet von Grootfontein in das sogenannte „Sandfeld" (Omaheke) über, das an Oberflächenwasser so arm ist, daß ihm die Buren den Namen: „de groote Dorst" (die große Durststrecke) gegeben haben. Stabsarzt Dr. Kuhn[10]) schildert einen Ritt dorthin und dessen Gefahren. Zugleich zeigt er, wie ein mit den Eigenheiten des Landes Vertrauter, wenn er nur den Kopf klar behält, auch sehr großen Schwierigkeiten zu begegnen weiß. Seine in dieser Hinsicht ins einzelne gehende Schilderung empfehle ich allen, die je beabsichtigen, selbst nach Südwestafrika zu gehen.

Im Unterlauf (wenn man so sagen darf) des großen Omuramba findet sich eine außerordentlich fruchtbare Oase, das Kaukaufeld. Ich gebe einige Bilder aus diesem bisher so gut wie unbekannten Gebiet.

Jüngst blätterte ich in alten Briefen und Niederschriften, die mir von Otto Eggers geblieben sind, der bei Ovikokorero 1904 sein Heldenleben dahingeben mußte. Da kam mir die Einleitung einer Arbeit zu Gesicht, die mein Freund einmal über Südwestafrika und seinen Wert für Deutschland angefangen hatte zu entwerfen. Diese Worte möchte ich an den Anfang meiner Erzählung setzen:

„Jedes Land hat seine besondere menschenbildende Energie. Rauhe Länder bilden energische, tüchtige Bewohner, sie zwingen den Menschen, der in ihnen zu leben hat, alle ihm innewohnende Spannkraft in Anwendung zu bringen, lebendig werden zu lassen, damit er seinen Lebensunterhalt finde. Deswegen ist aus den streitbaren Siedlern der rauhen, unwirtlichen Mark der Stamm hervorgegangen, der die Kraft hatte, das neue Reich mit Eisen und Blut zu einen. Der Hohenzollernstamm ist in der Mark groß geworden, Bismarck mußte ein Märker sein. Umgekehrt sind auch alle Tropenbewohner nichtsnutzige Schlaraffen.

In Südwestafrika steckt eine gewaltige Energie. Sie liegt in seiner Unwirtlichkeit. Diese ist das beste an dem Gebiet. Sie gibt den Boden für ein tüchtiges, starkes Volkstum. Das Land ist schlecht genug, daß die Deutschen darin deutsch bleiben können. Es kann die „Mark" des größeren Deutschlands werden. Deswegen ist es die beste Kolonie, die wir haben. Wir wollen hoffen, daß wir noch mehr solche Kolonien erwerben."

Das sind andere Worte als die, welche Südwestafrika immer nur als eine Sandwüste schildern, sowie einstmals die Mark Brandenburg „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" genannt wurde.

Ich möchte nun im folgenden einen Ritt ins Sandfeld nach meinem Tagebuche schildern, den ich als Distriktschef von Grootfontein im Jahre 1897 unternahm und der vielleicht ein Bild davon gibt, wie Südwestafrika die Energie seiner Ansiedler zu stählen vermag.

Es war gegen Ende des Jahres, kurz bevor die Regenzeit einsetzen mußte. Es ist dies die Zeit, welche im Norden von Südwestafrika am unangenehmsten empfunden wird. Tier und Pflanze lechzt nach dem Regen, der sich durch Schwüle der Luft bereits langsam ankündigt. Während im vorangehenden Winter der Himmel tagaus tagein im reinsten Blau gestrahlt hat, sieht man jetzt immer mehr Wolken heraufsteigen, die aber leider hartnäckig ihren weißgrauen Farbenton behalten und sich nirgends über uns zu schwarzem Gewölk verdichten.

So stand ich am 2. November nachmittags vor der Station in Grootfontein und sah hinunter in die weite Ebene, die von dem aus dem Herzen des Hererolandes kommenden Flußbette des Omuramba*) na Mataka an in das wasserlose Sandfeld übergeht, sah hinüber nach dem herrlichen Horizont, wo die dunkelblauen hügeligen Ränder des Omuramba sich von dem azurblauen Himmelsmeer abheben und die Köpfe der Palmen herausragen, und erblickte mit Neid, wie im Osten, etwa über der Gegend meiner Unterstation Otjituo, eine dunkle Wolkenmacht stand und einen, wenn auch nicht sehr breiten Regenstreifen zur Erde sandte.

Während ich so stand und an meine Felder dachte, welche zu meinen Füßen in der Ebene gerade urbar gemacht waren und gepflügt wurden, um zum Teil ohne Zuhilfenahme der Quellen nur durch den Regenfall bewässert zu werden, und überlegte, wieviel Sack Mais ich bei einem guten Regenjahr ernten könnte, da tauchte aus dem Wäldchen, welches die Ebene umsäumt und bis nahe an die Grootfonteiner Hügel herantritt, in eiliger Gangart ein Reiter auf. Bald stand der Mann vor mir, ein Reiter der Schutztruppe, der von Otjituo abgesandt war. „Meldung von der Station Otjituo. Zwei Buren mit einem leichten Federwagen und Vieh treiben sich seit mehreren Tagen in der Gegend von Otjituo umher. Unteroffizier Quaritsch vermutet einen Munitionsschmuggel und bittet um Befehle."

Ich wußte, daß die beiden Buren, nennen wir sie A und B, von Omaruru aus auf einem Handelszug unter die Hereros des Waterberggebietes und des Omuramba begriffen waren und wußte, daß A. wegen betrügerischen Verkaufes von lungenseuchekrankem Vieh unter Anklage stand. B. war ein lustiger Geselle, der eine gute Erziehung im englischen Südafrika genossen hatte und im Schutzgebiet nicht in dem Rufe stand, sich wegen einer allzu ernsten Lebensauffassung viele Sorgen zu machen.

An einen Munitionsschmuggel mochte ich nicht glauben, wohl aber entnahm ich dem Bericht des Soldaten, daß die beiden Buren im Begriffe waren, das Schutzgebiet heimlich zu verlassen. Ich legte der Sache doch so viel Wichtigkeit bei, daß ich beschloß, selbst sofort nach Otjituo zu reiten. Ehe ich abritt, sandte ich an Oberleutnant Eggers, der in Otavi Distriktschef war, und an unseren Bezirkshauptmann, den Hauptmann von Estorff, eine kurze Wiederholung der Meldungen aus Otjituo. Ich ritt bereits mit einem Gefreiten, namens Metz, und einem eingeborenen Diener von der Station hinab, als eine verwitwete Burenfrau eilig gelaufen kam und mir zurief, ich sollte doch ja den B. festnehmen, er schulde ihr noch eine Anzahl Zugochsen.

Wir ritten am Abend noch 1¾ Stunden und übernachteten in dem Palmenwald, der südöstlich von Grootfontein sich in einer Länge von etwa zehn und in einer Breite

*) Omuramba bedeutet in der Hererosprache ein Flußbett in sandiger Steppe.

von drei Reitstunden an dem Westrande des Omuramba entlang zieht. Sorgfältig wurde auf den Weg geachtet, ob ihn etwa eine frische Wagenspur kreuzt. Am anderen Morgen trafen wir nach weiteren vier Stunden scharfen Rittes in Otjituo ein.

Der Stationsälteste, Unteroffizier Quaritsch, war nebst dem Reiter Peters abwesend auf Patrouille, um den Aufenthalt der Buren festzustellen. Letztere hatten ursprünglich angegeben, sie wollten dem Omuramba hinunterfahren bis zu dem Okavango, einem Flusse, der im Norden teilweise die Grenze zwischen unserer Kolonie und der portugiesischen Kolonie Angola bildet, um von einem dorthin gewanderten Hererostamm Vieh zu holen, das man ihnen schuldig sei. Als unsere Soldaten ihre Wassersäcke an den Wagen der Buren gehängt und erklärt hatten, sie wollten mitreiten, um die Gegend kennen zu lernen, da hatten die beiden Händler plötzlich ihren Plan geändert und waren in der Richtung nach Waterberg zurückgefahren. Alle zwei Tage ritt eine Patrouille, um ihren Verbleib festzustellen, da sie fortwährend unter allerlei Ausflüchten kreuz und quer zogen. Einmal waren sie einen anderen breiten Omuramba entlang gefahren, der eine halbe Reitstunde unterhalb von Otjituo aus dem Omuramba ua Mataka abzweigt und nach dem Ngamisee ins englische Gebiet führt. Nach etwa einer Fahrstunde waren sie wieder umgekehrt. Es war dies der Weg, auf dem beide einige Jahre vorher mit einem großen Burentreck*)

Wald bei Kauāra im Kaukau-Feld.

*) Treck bedeutet im Niederdeutschen so viel wie Zug oder Marsch.

in unser Land gekommen waren, bei dem die Auswanderer die letzten vollen vier Tage vor Otjituo kein Wasser mehr bekommen hatten.

Während der stellvertretende Stationsälteste, der Reiter Mehr, mir noch von diesem hin und her eingehend erzählte, kam kurz nach Mittag der Unteroffizier Quaritsch zurück und brachte die Kunde, daß unsere Handelsleute auf dem Wege nach dem Ngamisee vor 36 Stunden dorthin aufgebrochen seien.

und Munition an feindliche Eingeborene verkauft hatten, aus demselben Gelände nach dem portugiesischen Gebiet entkommen, und die Grootfonteiner berittenen Buren hatten die Verfolgung sehr bald aufgegeben, angeblich, weil die Durststrecke vor ihnen zu groß gewesen war; es reizte mich nun, jetzt einmal zu zeigen, daß man solche Ausreißer einholen kann, wenn man nur ernstlich will.

Um ½3 Uhr ließ ich aufsitzen: Unteroffizier Quaritsch, Gefreiten Metz, die Reiter Mehr, Schwarz und Thomas Mayr, dazu

Maschinengewehr mit Ochsenvorspann im Kaukau-Feld.

Aus allen Erzählungen ging hervor, daß A. der Leiter der Unternehmung war, und ich war überzeugt, daß er außer dem Verkauf von verseuchtem Vieh noch andere Gründe haben müsse, um aus dem Lande zu flüchten. Es hatte mich schon weidlich geärgert, daß die beiden Landfahrer meine braven Soldaten so an der Nase herumgeführt hatten. Und so beschloß ich denn, ihnen nachzusetzen und sie wegen ihres Verhaltens zur Rechenschaft zu ziehen. Mich bewog dazu noch ein Umstand. Etwa zwei Jahre vorher waren zwei Buren, die Waffen

zwei Handpferde. Leider waren die Pferde größtenteils nicht mehr ganz frisch; denn von den acht Pferden waren drei bereits mit mir von Grootfontein gegangen, zwei hatten an dem Vormittag unter Quaritsch und Peters bereits sieben Stunden zurückgelegt.

Vor dem Abreiten entsandte ich noch einen Boten an meinen Feldwebel nach Grootfontein und befahl ihm, einen mit Mauleseln bespannten Wagen mit Wasserfässern nach Otjituo zu senden, da ich darauf gefaßt war, daß wir großen Durst erleiden könnten. Der

Gesamtansicht der Tjunneb-Minen mi

Wagen sollte uns nachfahren, sobald ich Befehl senden würde.

Wir ritten, indem wir 8—10 Minuten trabten, dann absprangen und die Pferde führten; hierbei nahm ein Mann zwei Pferde und ein anderer trieb sie an. So kamen wir in dem grasbewachsenen Flußbett, welches zu der Zeit, wie fast alle Flüsse des Landes, natürlich gänzlich trocken war, tüchtig vorwärts, immer die alte, noch deutlich ausgeprägte Spur der vielen Burenwagen des großen Trecks und die frische Wagenspur unserer Ausreißer vor Augen.

Nach einer Stunde fanden wir ein Feuer der Buren, welches vom Regen verlöscht war. Es war der schwache Regen, den ich am Nachmittage vorher von Grootfontein aus beobachtet hatte. Wir schlossen daher, daß die Buren an dieser Stelle am Mittage des 2. gerastet hatten. Um 5 Uhr erreichten wir eine Stelle im Omuramba, wo ein Seitental in einer halben Reitstunde zu einem kleinen Wasserloch führt, an dem die Vögel und eine Buschmannhorde trinken und wo sich von Stunde zu Stunde einige Becher Wasser sammeln. Wir sattelten ab, tranken unsere Feldflaschen aus, und Unteroffizier Quaritsch ritt mit den leeren Flaschen zu dem Brünnlein und brachte alles Wasser, was erfand; es war pechschwarz und stinkend. Um 7 Uhr ritten wir weiter. Bereits nach einer Stunde mußte der Gefreite Metz liegen bleiben. Er hatte einen heftigen Malariaanfall mit Brustschmerzen und Erbrechen. Er sollte warten, bis das Fieber vorbei war, und dann satteln und nach Otjituo zurückreiten.

Wir ritten bis 10 Uhr, während der Mond unseren Pfad beleuchtete, bis wir wieder eine Feuerstelle trafen. Der Mist der Rinder war hier von einer 2 mm dicken, trockenen Kruste umzogen, aber innen noch naß. Wir glaubten die Stelle der Mittagsrast des zur Rüste gegangenen Tages vor uns zu haben. Nach einer Stunde Rast ging es weiter; um 3/4 1 Uhr stießen wir in einem tiefen Becken des Omuramba auf eine dritte Feuerstelle, der Mist hatte nur noch eine Kruste von 1 mm. Wir wähnten hier die Stelle einer Rast nach einem kurzen Nachmittagstreck vor uns zu haben. Von hier trafen wir nach einer halben Reitstunde Mist, der eben etwas trocken angegangen war, und machten nach 1 1/4 Stunden Halt, da der Mond unterging, und wir den Weg nicht mehr sicher halten konnten. Wir legten uns auf der rechten Randhöhe des Flußbettes zur Ruhe, konnten aber nur wenig schlafen. Nicht weit von uns, auf der anderen Seite, weidete eine Straußenherde und fortwährend hörte man den dumpfen Laut des Männchens, der in der Stille der Nacht so herübertönte, wie

ichen und westlichen Versuchsschacht.

bei einem Schützenfeste im lieben Deutschland die große Pauke, die von weitem allein zu hören ist. Mit Sonnenaufgang um 3/4 6 saßen wir auf und erreichten alsbald 5 Minuten nach 6 wieder eine Feuerstelle, die ebenso wie die früheren kalt war. Bis hierher mußten die Buren ihren ersten Treck bei Mondschein gemacht haben. Um 7 Uhr 10 Minuten fanden wir seitwärts hinter einem Busch wieder eine Feuerstelle, deren Asche noch mäßig warm. Soweit waren sie bis zum Monduntergang gefahren. Der Mist, den wir hier fanden, war schon etwas mehr trocken angegangen, als der ältere bei der Feuerstelle zuvor, weil hier bereit die Morgensonne darauf geschienen hatte. Falls unsere Berechnung richtig war, und die Buren beim Morgengrauen eingespannt hatten, so mußten wir sie in einer Stunde erreichen. Es war für uns von der höchsten Wichtigkeit, eine klare Übersicht zu gewinnen, wie weit wir noch zu reiten hatten. Denn der Reiter Mayr hatte inzwischen ebenfalls einen Malariaanfall bekommen und machte das anstrengende Führen der Pferde und das Auf- und Absteigen nur noch unter Aufbietung aller Kräfte mit. Außerdem fing ein Pferd bereits an müde zu werden, und es drohte uns das Schicksal, so nahe am Ziel die Verfolgung aufgeben zu müssen. Daher möge der Leser mir verzeihen, wenn ich ihm so genau berichte, wie wir mit Hilfe des Ochsenmistes und der Feuerstellen uns zu unterrichten suchten. Jeder Fladen wurde von den Mannschaften wie ein Goldklumpen begrüßt. Oft dauerte es eine, ja zwei Reitstunden, bis wir wieder einen fanden, daraus schlossen wir, daß die Ochsen der Buren bereits Durst litten. Die Stunde, die wir berechnet hatten, verrann, wir sahen noch nichts, nicht einmal Staub. Aber weit konnte der Wagen nicht mehr sein, und so ließ ich Mayr zurück, mit dem Befehle, Schritt reitend nachzukommen. Er konnte nicht mehr führen. Wir saßen nicht mehr ab und sahen endlich nach einer halben Stunde am 4. XI. um 1/2 9 den Wagen, als wir eine Biegung des Omuramba durchritten. Mit Mühe unterdrückten meine Leute ein lautes Hurra. Nun ging es noch 500 m Galopp, bis wir den Wagen anhielten.

A. war recht aufgeregt und erklärte, er wolle das im Handelszug verdiente Vieh, welches neben dem Wagen einhergetrieben wurde, in Transvaal verkaufen, und den Erlös dann der Firma nach Omaruru senden, für die er den Handelszug unternommen habe. Diese Handlungsweise widersprach völlig den südwestafrikanischen Geschäftsgebräuchen und ich zweifelte nicht, daß er in betrügerischer Absicht flüchten wollte.

Ich wartete, bis der Reiter Mayr heran-

gekommen war, der sich kaum noch auf dem Pferde hielt, ließ ihn auf den Wagen legen und hieß B., der das Amt des Treibers versah und bei der ganzen Sache keine Miene verzog, weiterfahren. Die Buren erklärten, das Wasser, auf das sie rechneten, sei noch einige Fahrstunden entfernt. Es seien Sandlöcher, die sie selbst vor Jahren im März, in der Regenzeit, „aufgemacht" hatten, wie Wasser zum Ngamisee hin mehrere Tagereisen entfernt sei.

Der Rückmarsch wurde auf den Abend festgesetzt. A. ließ die Zugochsen und das erhandelte Vieh sofort nach rückwärts treiben. Die Sonne brannte immer heißer, unsere Feldflaschen waren geleert, der scheußliche Trank hatte uns des Nachts trefflich gemundet. Auch das Faß der Buren war

Affenbrotbaum im Kaukau-Feld.

der Südafrikaner sagt. A. erbot sich, vorauszureiten und die Stelle zu untersuchen. Um ½10 Uhr spannten wir aus, da die Sonne unerträglich wurde und die Zugochsen schwer keuchten. Weit und breit war kein Baum, nur einige Büsche standen im Flußbette und an den Hängen rechts und links. Um 10 Uhr kam A. mit der trostlosen Nachricht zurück, daß das Loch völlig trocken sei. Die Buren erklärten, jetzt gäbe es kein Vorwärts mehr, sondern nur ein Zurück, da das nächste leer, von dem wir jeder zwei kleine Tassen voll erhalten hatten; nur für Mayr hatte ich noch eine Feldflasche davon gefüllt, die ich an mich nahm. Bei der großen Anstrengung, die hinter uns lag, war aber alles wirklich nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Unsere Glieder waren bleiern und jeder Gang wurde uns bei den Strahlen der Sonne entsetzlich schwer. Der einzige, wirksame Schatten, der von dem Wagen gespendet

wurde, wurde redlich verteilt. Unsere Pferde litten wohl am meisten Durst, sie fraßen nicht und wichen nicht von uns, sondern versuchten fortwährend unsere Hände und Gesichter zu belecken. Hin und wieder versuchten sie sich Schatten zu verschaffen, indem sie sich dicht an die Büsche wälzten. Niemand konnte schlafen, jeder dachte an den schweren Rückmarsch, und mich quälte vor allem das Schicksal des braven Mayr, der immer noch im heftigen Fieber lag. Am diges Gefühl der Dankbarkeit gegen die mondhelle Nacht und gegen unsere treuen Pferde, die wieder wacker ausgriffen, viel besser, als ich gehofft hatte. B. ritt auf Decke ohne Steigbügel, worum wir ihn nicht beneideten, aber er war glückselig und versicherte immer wieder, die Pferde würden aushalten, was mir doch recht zweifelhaft erschien.

Wir trabten fünf Minuten und führten fünf Minuten, um etwa nach drei Stunden

Verlassene Betschuanen-Werft in Kaukau-Feld.

Nachmittag gegen ½5 Uhr machte sich A., der als guter Fußgänger in Transvaal berühmt gewesen war, auf, um voraus zu gehen. Ich versprach ihm, eins der Handpferde zu geben, sobald wir ihn einholen würden, und war froh, daß zunächst noch eins der beiden Handpferde geschont werden sollte. Das andere bestimmte ich für B.

Als die Sonne zur Rüste ging und etwas Kühle kam, wurden zuerst die Pferde munter und fingen an zu fressen. Auch wir Menschen empfanden den rettenden Abend und ich kommandierte um 6½ Uhr: Satteln. Um 7 Uhr ritten wir ab. Uns beseelte ein freu- immer einen Halt von ungefähr einer Stunde zu machen. Der Halt kam mir jedesmal wie ein gefährliches Wagnis vor. Wir alle waren todmüde, und wenn wir verschliefen und die Nacht nicht völlig ausnutzten, so kamen wir in den heißen Tag hinein und waren verloren. Ich befahl während des Halts dem Unteroffizier Quaritsch mit der Uhr in der Hand wach zu bleiben und die Minute zu melden, zu der ich das Satteln befohlen hatte, und schlief selbst nicht, um den Unteroffizier zu überwachen. So führten wir beide einen schweren Kampf mit dem Schlafe, der alle anderen in bleierne Fesseln

schlug. Oft kostete es auch große Mühe, die Schläfer, welche hoch und heilig versicherten, sie würden von selbst nachkommen, wenn sie nur etwas mehr schlafen könnten, an die Pferde zu bringen. Da hieß es denn dem Thomas Mayr zureden und ihm als Lohn von Stunde zu Stunde einen kleinen Schluck aus der Flasche zu gönnen, die ich verwahrte und die ich ihm zum Munde führte und vom Munde fortzog, wenn er mehr als ein Schlückchen nehmen wollte. Bei den anderen ging es nicht so glimpflich, und der stille Omuramba wurde hie und da laut wie ein Kasernenhof. A. konnten wir nirgends entdecken, wir mußten längst an ihm vorbeigeritten sein.

Um 8 Uhr früh, als eben die Sonne anfing etwas unangenehm zu werden, waren wir da, wo das Seitental zum Buschmannbrunnen abzweigte. Ich befahl Quaritsch, die Leute hinzuführen und dort nötigenfalls zu warten, bis von Otjituo aus Hilfe käme. Ich selbst ließ sofort das ledige Handpferd satteln und ritt weiter, um die Hilfe zu holen.

Ich litt einem brennenden Durst, den die Sonne immer mehr steigerte. Nach 2½ Stunden versagte das Pferd, ich sattelte ab, nahm mein Gewehr und ging zu Fuß. Die Durstqualen im Halse, der durch das fortwährende Kommandieren: „absitzen, führen", „aufsitzen, Trab", sehr angestrengt war, waren so stark geworden, daß ich jedesmal vor Schmerz heiser aufschrie, wenn ich dem fortwährenden Zwang zum Schlucken nachgeben mußte. Kurz vor der Station schlug ich einen Weg ein, der von Otjituo fort führte, merkte es aber, nachdem ich ihn 10 Minuten gegangen war. Ich weiß seitdem, wie leicht ein Durstender in Südwestafrika noch an der Schwelle zum rettenden Wasser in den Tod gehen kann. Nachdem ich den richtigen Weg wieder erlangt, schoß ich einige Schüsse ab und nach wenigen Minuten schon galoppierten mein Feldwebel und einige Reiter, darunter der Gefreite Metz, der am 3. nachmittags zurückgeblieben war, durch die Büsche daher, einer sprengte sofort zurück und holte Wasser. Es war ein köstlicher Trank. Im Sturm wurden die Maulesel vor den Wagen gespannt, die Wasserfässer waren schon gefüllt und dahin sauste der Wagen. Am Nachmittag kam der Reiter Schwarz, der den Wagen nicht abgewartet hatte, da sein Pferd sehr frisch war, an. Er berichtete, daß sie jeder des Morgens am Buschmannbrunnen eine Tasse voll Wasser erhalten hätten, daß aber Mehr und Mayr im Brunnen unten, vom Schlaf übermannt, eingeschlafen seien. Der Wagen war in drei Stunden am Brunnen, fand die Leute rings um das Loch schlafend, zwei der Schläfer in der Tiefe, und brachte abends die ganze Gesellschaft zurück, die mit frohem Gesang einrückte.

Mein schönster Genuß an dem Tage war es, den treuen Pferden zuzusehen, die in schlankem Trabe zur Quelle eilten und über eine Viertelstunde den Kopf nicht aus dem Wasser nahmen. Da sie von dem Wasser des Wagens bereits jedes mehrere Eimer erhalten hatten, so wehrten wir ihnen nicht. Zwei von ihnen waren an den Tagen des 3., 4. und 5. November 30 Reitstunden, drei waren 27 Reitstunden gegangen, davon 23 bzw. 24 ohne Wasser, die Pausen nicht eingerechnet. Ohne das Führen hätten wir diese Leistungen, die ein Beweis für die große Ausdauer und Genügsamkeit der südwestafrikanischen Pferde sind, nicht verlangen können. Am 7. November waren die Tiere wieder völlig frisch und wurden geritten.

Die nächsten Tage wurden nun damit zugebracht, das Schicksal A.'s, seiner Eingeborenen und des Viehes festzustellen. Zwei Eingeborene A.'s, Bergdamaras, tauchten am nächsten Tage auf, sie hatten sich saftige Wurzeln gegraben und wenig Durst gelitten. Die Ochsen, die wir in der Nacht überholt hatten, wie sie im Trabe den Weg zurückeilten, waren zu der Wasserstelle geeilt, von der A. und B. zuletzt aufgebrochen waren. Es war ein mehrere Meter tiefer Brunnen im Omuramba ua Matako, die fünf ersten Tiere stürzten sich sofort hinein, füllten das Loch und kamen um. Die übrigen Tiere

eilten von da zu der vorletzten Wasserstelle, welche glücklicherweise ein offenes Wasser hatte. Hier fand man sie friedlich weidend.

A. stellte sich nicht ein. Ich nahm an, daß er uns in der Dunkelheit hatte vorbeireiten lassen und daß er querfeldein marschiert sei, um den Omuramba ua Matako weiter aufwärts zu erreichen und von dort vielleicht über Gobabis ins englische Gebiet zu flüchten.

Der Wagen wurde nach einem Monat geholt, er war inzwischen von den Buschleuten leer geplündert und aller Lederteile beraubt worden.

Überall im Sandfelde sitzen die Buschleute an kleinen Sandwasserlöchern, dem weißen Manne unsichtbar. Am 4. hatten wir wohl in der Nähe des Flußbettes einmal eine Fußspur eines Buschmannes gesehen, konnten aber nie einen Menschen erblicken. Sie sind so scheu wie das Wild, weil sie immer etwas auf dem Kerbholz haben, und stellen wohl die niedrigste Menschenrasse der Erde dar.

Auch eine Kiste Tabak war den Räubern in die Hände gefallen. Alle Buschmannhorden längs des Omuramba ua Matako wußten von den Rauchfesten zu erzählen, welche die Sandfeldleute veranstalteten. Es kam auch die Kunde, daß ein Hottentott, der älteste Diener A.'s, den er nach seinem Weggange noch einmal zum Wagen zurückgesandt habe, von den Buschleuten seiner Kleider wegen grausam ermordet worden sei.

Von A. selbst fand sich lange Zeit keine Spur. Ein Jahr später kamen mehrfach Buschleute in den Kaufladen von Grootfontein und bezahlten mit Goldstücken, was dem Händler etwa so vorkam, als wenn in Deutschland ein Landstreicher einen Tausendmarkschein auf den Ladentisch legte. Durch vorsichtiges Fragen bekam er heraus, daß die Buschleute im Sandfelde, zwei Stunden von Omuramba entfernt, das Skelett eines weißen Mannes und dabei Geld gefunden hätten. Es war für mich keine Frage, daß es A. war, da ich gesehen hatte, daß er Geld zu sich nahm, ehe er fortging.

Ich unternahm alsbald einen Zug in die betreffende Gegend und die Buschleute

Buschmanns-Werft bei Bökes-Vley am Omuramba ua Matako.

führten mich hin zu der Stelle, wo der Unglückliche dem Durste erlegen war. Ein rotes Taschentuch, welches er gegen die Strahlen der Mittagssonne in den Zweigen eines Busches aufgehängt hatte, hatte die Söhne der Steppe aufmerksam gemacht. Dieser Busch war A.'s Verderben geworden, da er sehr dicht und groß war, wie ich noch nie einen Busch in jener Gegend gesehen hatte. Er hatte A. am Morgen des 5. November verleitet, sich in seinen Schatten niederzusetzen und hatte ihn in seinem Banne gehalten. Wir sahen noch drei große Löcher in der Erde angedeutet, in die A. sich eingewühlt hatte, um sich die Kühlung des Bodens zu verschaffen, eins im Morgenschatten, eins im Mittagsschatten gerade unter dem Busch und eins im Nachmittagsschatten gen Osten. Die wenigen Gebeine, die wir noch fanden, begruben wir in Grootfontein.

Ich habe noch ganz vergessen, zu berichten, daß etwa acht Tage, nachdem ich von dem Ritt ins Sandfeld nach Grootfontein zurückkehrte, ein Eilbote aus Omaruru angeritten kam. Er brachte einen Brief der geschädigten Firma, der den Verdacht aussprach, A. und B. wollten mit dem erhandelten Vieh über die Grenze gehen, und die Bitte enthielt, dies Vorhaben zu vereiteln.

Während A. seinen betrügerischen Plan mit dem Leben bezahlte, wurde dem B. bald verziehen. Die Witwe, der er Ochsen schuldig war, reichte ihm bald ihre Hand zum Ehebunde, und die Buren von Grootfontein machten ihn zum Schulmeister ihrer Kinder, bis ein deutscher Lehrer von der Regierung entsandt wurde und ihm die Bürde abnahm. Ich habe öfter von ihm und seiner Frau gehört, daß er für die Wendung in seinem Geschicke dankbar war.

Ganz im Nordosten, im Caprivizipfel, geht das Land in einen, man kann sagen „Schwamm" von Wasserläufen über, die in der Regenzeit die ganze Gegend weithin überschwemmen. Hier hausen Neger vom Stamme der Betschuanen, die fleißige Ackerbauer und auch ganz leidliche Viehzüchter sind. Wie es dort aussieht, lasse ich Hauptmann Volkmann[15]), den verdienten Distriktschef von Grootfontein während der Zeit des großen Hereroaufstandes, erzählen.

An der Mündung des Fontein Omuramba in den Okawango war zur Erholung der Reit- und Zugtiere, sowie um hierher bestellte Post und Munition von Grootfontein zu erwarten ein siebentägiger Aufenthalt geboten. Am 2. August wurde der Weitermarsch flußabwärts angetreten. Schon nach wenigen Stunden trat der Fluß an die steilen Dünen, an denen der felsige Untergrund bei Steilabfällen offen zutage trat, so nahe heran, daß in weitem Bogen die Düne erstiegen werden mußte. Von ihrer Höhe bot sich eine herrliche Aussicht flußauf- und abwärts und jenseits des Flusses auf die langhin gestreckten bewaldeten Dünenketten. Der Weg führte dann steil abwärts in das Flußtal, wo an einem kleinen Gehölz gelagert wurde, das sich etwas aus der teilweise noch feuchten Niederung erhob. Der Weg führte jetzt abwechselnd durch Buschstreifen und über Grasflächen, die mit einzelnen Busch- und Baumgruppen bestanden waren, in den Niederungen stand noch viel Wasser von der Regenzeit her, in der der Fluß, 3 bis 4 m steigend, alljährlich einen großen Teil des Tales überschwemmt. Bei den Dörfern des Häuptlings Bomagandu (auch Bambakantu genannt) wurde ein eintägiger Aufenthalt genommen, um Korn einzukaufen. Am 7. Aug. wurde 70 km unterhalb Bomagandu die Mündung des Omuramba und Omatako passiert, jenes Flusses, der unweit der Omatakoberge im Herzen Damaralands, noch nicht 300 km vom Atlantischen Ozean, entspringend, sein Wasser nach Osten führt und nach einem Lauf von etwa 800 km in den Okawango mündet. Der Fluß ist stellenweise so versandet, daß er nicht mehr in seinem ganzen Laufe, sondern nur stellenweise abkommen kann.

Jetzt wurde der Weg, der bis hierher meist in dem offenen Flußtale mit ziemlich hartem Untergrund geführt hatte, sehr

schwer und schlecht. — Teils um große Windungen des Flusses abzuschneiden, teils um die sumpfigen Niederungen zu vermeiden, läuft er über die tiefsandigen bewaldeten Dünen, wodurch die Zugtiere so angestrengt wurden, daß ich mich am 9. August entschloß, den Wagen unter starker Bedeckung in einem festen Lager zurückzulassen und zur Weiterreise nur die Ochsenkarre mitzunehmen.

Von hier bis Andara waren nur wenig über 70 km, die in drei Tagen zurückgelegt wurden. Unweit Andara verändert der Okawango seinen Charakter vollständig. Bis hierher bildet er einen Strom, der zwar in starkem aber gleichmäßigem Gefälle an beiden Ufern von breiten Schilfstreifen begleitet, dahinfließt, nur selten eine kleinere Insel bildend. — Bei Andara teilt er sich in eine Menge schmälerer oder breiterer Arme, die sich mit reißendem Gefälle durch eine Felsenlandschaft ihren Weg bahnen und eine Menge Inseln bilden, in denen teils der nackte mit Quarz durchsetzte harte Sandstein emporragt, die teils mit üppigster Vegetation bedeckt sind. — Hier sieht man mächtige Baobabs zwischen hochgewachsenen Phönixpalmen (Phoenix reclinata), Marulabäume (Sclerocarya Schweinfurthiana), Combretum primigenium, den lebenspendenden Omumborombonga der Hereros, und eine Menge anderer stattlicher Laubbäume, mit vortrefflichem Nutzholz. Inmitten dieses Inselgewirrs liegt wie eine Raubritterburg die Werft Diëbes, des Sohnes Andaras, der seit seines Vaters Tode regiert. Wir passierten am Vormittag des 12. August zuerst eine etwa 1500 m lange bewaldete Insel, von weitem auffallend durch einen mächtigen Baobab. Hier lag in früheren Jahren die Hauptwerft Andaras, nach seinem Tode verlegte Diëbe das Dorf etwa 5 km flußabwärts in das unzugängliche Inselgebiet; angeblich, weil er von Njangana, einem etwa 90 km flußaufwärts wohnenden Häuptling, beschossen und beraubt wurde; in Wirklichkeit wohl, um dem Auge des Gesetzes entzogen zu sein, mit dem er, wie alle Häuptlinge des Okawangotales, wohl nicht selten in Konflikt gerät.

Andara (Debabe) und seine Werft schildert eingehend Aurel Schulz in seinem Werk: „The new Africa". Etwa 2 km unterhalb der alten Werft Andaras lagen auf einer weiteren Insel mehrere dichtbewohnte, unverschanzte Dörfer. Ich ließ diesen Dörfern gegenüber auf der Höhe eines abgeernteten Kornfeldes absatteln und ausspannen und schickte Botschaft zu Diëbe, um meine Ankunft zu melden.

Die Owambokuschen, dies ist der Name des Stammes, waren erst scheu, wurden dann zutraulich und brachten Nahrungsmittel zum Verkauf. Mittags kamen die Boten zurück mit der Bitte Diëbes, näher zu seiner Werft zu ziehen. Nachmittags ¼ Uhr ließ ich satteln und zog unter Führung einiger Eingeborener flußabwärts. Das Flußtal wurde immer enger, steile Felspartien, zwischen denen das Wasser, mit lautem Rauschen über gewaltige Felsblöcke schäumende Schnellen bildend, dahinschoß, wechselten ab mit Partien üppigster Vegetation — eine ungemein reizvolle Landschaft. Nach wenigen Kilometern wurde uns ein alter Lagerplatz gezeigt, an dem vor wenigen Monaten ein Herr Wedberg gelegen hatte, der mit dem Vieh des verstorbenen Händlers Axel Ericson von Grootfontein nach Transvaal zog, und als wir uns umsahen, sahen wir auch einige hundert Meter entfernt, aber durch reißende Flußarme getrennt, im Hintergrunde einer Felseninsel die Werft Diëbes auftauchen. Nachdem wir uns im Lager eingerichtet hatten, kamen bald Boten, die eine Einladung Diëbes überbrachten, worauf ich mit Präfekt Nachtwey und zwei Eingeborenen als Dolmetschern auf die Insel fuhr.

Die Passage nahm einige Zeit in Anspruch, da die Stromschnellen ein direktes Überfahren nicht gestatteten. Zuerst wurden wir über einen etwa 30 m breiten Flußarm auf eine bewaldete Insel übergesetzt, auf dieser gingen wir 50 Schritt stromaufwärts, bis wir von neuen Kanus im Empfang genommen und auf großem Umwege nach

Diëbes Insel gefahren wurden, wobei die Owambokuschen mit außerordentlicher Geschicklichkeit durch die Schnellen steuerten. Auf der Werft waren die Großmänner versammelt, bald erschien auch Diëbe, von der Versammlung mit langsamem Händeklatschen begrüßt.

Diëbe ist ein etwa 35jähriger Mann von nicht unsympathischem Aussehen und Wesen. Er hat es nicht verstanden, den großen Ruf, den Andara als Zauberer und Regenmacher genoß, zu erhalten, und der Stamm ist anscheinend im Zurückgehen begriffen. — Man sieht auch keinen einheitlichen Rassetyp mehr, sondern die Typen der verschiedensten untereinander vermischten Stämme. Die Unterhaltung machte einige Schwierigkeiten, da dieser Stamm nicht mehr die Owambosprache, sondern die der Betschuanen spricht, welche mein Dolmetscher nur schlecht beherrscht.

Nachdem in einer schöngeschnitzten Kalebasse Bier gebracht und herumgereicht war, fuhren wir zum Lager zurück. Am folgenden Tage entspann sich ein lebhafter Handel um Proviant und Kuriositäten. Es wurden mehrere Zentner Korn, Hirse, Bohnen und Erdnüsse eingetauscht, auch eine Menge schöner Schnitzarbeiten. Nachdem ich nachmittags nochmals bei Diëbe gewesen war und ihn wiederholt ermahnt hatte, alle durchreisenden Weißen gut aufzunehmen, ließ ich nachmittags einspannen und trat den Rückmarsch an.

Der nächste Tag brachte einen kleinen Zwischenfall, indem zwei Pferde in den Okawango fielen, von denen das eine wieder zum Ufer schwamm, während das andere ein Stück stromabwärts getrieben wurde und eine etwa 150 m vom Land entfernte Insel erreichte. Nach langem Bemühen gelang es, Eingeborene mit Kanus zu rufen, die einige Leute von uns auf die Insel fuhren. Hier wurde das Pferd eingefangen und an Ochsenriemen in das Wasser gezogen, worauf es ruhig hinter den Kanus herschwamm und glücklich wieder am südlichen Flußufer ankam. Am Abend des 16. wurde der am 9. zurückgelassene Wagen erreicht, wo ich alles in Ordnung und die Zugochsen gut erholt vorfand, so daß wir schon am folgenden Tage weiterziehen konnten.

Am 19. August verließen wir den Weg, den wir gekommen und bogen südwestlich in die Mündung des Omuramba u Omatako ein, um nun dessen Lauf 360 km aufwärts bis Otjituo, 53 km westlich Grootfontein, zu folgen.

Im Caprivizipfel entfalten wir heutzutage noch ebensowenig wirkliche Macht, als im Lande der Ovambo, das gewöhnlich, aber fälschlich, Ovamboland genannt wird; die sprachlich richtigere Form ist die im Nachstehenden, von Hauptmann z. D. Dr. G. Hartmann[6]) gebrauchte, Amboland. Es liegt nicht bloß geographisch in den Tropen, wie Hereroland, sondern es hat auch ein wirklich tropisches Klima. Seine Bevölkerung treibt auch in ausgedehntem Maße tropischen Ackerbau. Ihm wird deshalb von allen Leuten, die es kennen, für die Zukunft die Rolle einer Kornkammer Südwestafrikas zugeschrieben.

Das Amboland ist der nördlichste Teil unseres Schutzgebiets und noch vollständig unabhängig. Es ist in mehrere voneinander unabhängige Stämme geteilt. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der noch Despot im wahrsten Sinne des Wortes ist. An Bevölkerung wird das Amboland nach Ansicht der Missionare mehr als 100 000 Menschen zählen, und man kann annehmen, daß die Ovambo mindestens 10 bis 15 000 Krieger aufbringen könnten. Sie gelten aber als außerordentlich feig, und die Handvoll Hottentotten des Kaokofeldes, die jahrelang mit ihnen Krieg geführt und Tausende von Rindern geraubt hatten, hatten wenig Respekt vor ihnen. Auch ist ihre militärische Kraft nicht einheitlich organisiert, sondern zersplittert in viele kleine Stämme, die aufeinander eifersüchtig und in gegenseitiger Fehde fortwährend begriffen sind.

Was den Zustand im Amboland für den Europäer so unsicher und unzuverlässig macht, ist der Umstand, daß Recht und Gerechtigkeit in unserem Sinne nicht existiert, sondern das alles von der Willkür des

Häuptlings abhängt. In diesem Sinne kann man europäerfreundliche und europäerfeindliche Stämme unterscheiden. Als europäerfeindlich gelten z. B. die beiden Häuptlinge Negale und Nechumbo, die auch von ihren eigenen Untertanen sklavisch gefürchtet werden. Ich weiß nicht, wieviel Morde einem jeden von ihnen nachgesagt werden. Als europäerfreundlich gelten dagegen Kambonde und Uejulu, in deren Gebieten sich auch Missionare befinden. Aber auch in diesen Gebieten ist der Europäer seines Lebens nicht mehr sicher, sobald ein Häuptling stirbt. Dann herrscht wochenlang die vollste Anarchie, Mord und Totschlag sind an der Tagesordnung, der ganze Stamm befindet sich in Aufruhr, und wehe den Weißen, die sich gerade in dieser Zeit in dem Gebiet aufhalten. Das wissen die Missionare ganz genau, mit denen ich mich gerade über diese Unsicherheit auf das ausführlichste unterhalten habe. Sie wissen, daß ihnen der Tod droht, wenn einer der Häuptlinge stirbt. Es ist nicht das erstemal, daß sämtliche Missionare des Ambolandes ermordet worden sind. Überhaupt spielt das Leben eines Menschen dort eine geringere Rolle. Sogar in der Familie des Häuptlings ist der gegenseitige Mord nichts Ungewöhnliches, was stets in hinterlistiger Weise geschieht, ohne daß die Außenwelt viel davon erfährt.

An meiner Expedition durch das Amboland nahm als Gast der Oberleutnant v. Winkler teil, ein alter Regimentskamerad vom 102. Regiment in Zittau, der Adjutant des Gouverneurs in Windhuk war. Ich nahm ferner noch drei Weiße und meine alten Diener mit, so daß ich im Notfall über 25 zuverlässige Gewehre verfügen konnte. Als Transportmittel hatte ich zur Verfügung 2 Ochsenwagen, 2 Ochsenkarren, 50 Treckochsen und 14 Pferde, sowie Proviant für zwei Monate.

Unsere ganze Reise durch das Amboland ist glatt verlaufen ohne irgend welche Störung oder Schwierigkeit mit den Ovambo. Der Grund hierfür mag wohl der gewesen sein, daß mein Name bei den Ovambo in freundlicher Weise bekannt war. Wir hatten schon seit dem Jahre 1892 Hunderte von Ovambo in den Otaviminen beschäftigt gehabt, die sich als Arbeiter sehr bewährt hatten; und die Ovambohäuptlinge hatten schon seit Jahren den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. In der Tat wurden wir auch überall auf das freundlichste aufgenommen, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß wir in allen Dörfern auf das reichlichste mit Kaffernbier bewirtet wurden.

Interessant war unser Besuch bei dem Häuptling Negale, einem der gefürchtetsten Häuptlinge. Die Ovambohäuptlinge haben die Gewohnheit, die Besucher, auch wenn es Weiße sind, gewöhnlich recht lange warten zu lassen. Ich hatte Negale mitteilen lassen, daß ich nicht warten, sondern sofort wieder meiner Wege gehen würde. In der Tat wurden wir auch sofort empfangen. Winkler hatte für alle Fälle einen geladenen Revolver in der Tasche. Negale saß auf einem Stuhl, er hatte europäische Kleidung an. Neben ihm kniete sein Ratgeber, ein dicker großer Ovambo mit einem schlauen Bauerngesichte. Für uns standen zwei Stühle dem Häuptling gegenüber bereit.

Ich habe selten ein so häßliches Gesicht gesehen wie das von Negale. Er blickte unausgesetzt vor sich hin, nur selten streifte uns ein scheuer Blick. Nach dem Austausch einiger Begrüßungsworte entstand eine Verlegenheitspause, die ich absichtlich etwas lang werden ließ, weil ich merkte, daß Negale etwas verlegen oder nervös wurde. Endlich sagte ich, daß wir sehr durstig seien und daß wir gern etwas Bier trinken möchten. Fast unmerklich glitt ein Lächeln über seine Züge. Ganz leise sprach er einige Worte. Plötzlich erschien eine Ovambofrau, ließ sich auf die Knie vor ihm nieder, erhielt mit gesenktem Blick ihren Auftrag, wobei wir nur hörten: I ongeama omuhona (ja Herr und Löwe). Dann erhob sie sich, ging, den Blick auf den Boden, rückwärts bis zur Tür und verschwand eiligst. Sie brachte zwei Becher Bier, wir leerten die-

selben und verabschiedeten uns auf das freundlichste von Negale.

Weit gemütlicher war der Empfang bei dem nächsten Häuptling Kambonde, der wegen seiner Gutmütigkeit bekannt ist. Er hat nur einen Fehler, daß er von morgens 10 Uhr ab sich in angeheitertem Zustand befindet. Man muß ihn deshalb in geschäftlichen Angelegenheiten vorher aufsuchen. Eines Tages paßte es mir nicht, und ich kam erst nach 10 Uhr. Da ich warten mußte, war ich schon wieder weggegangen. Ein Ovambovormann holte mich aber wieder zurück mit der Entschuldigung, daß sein Herr sich noch ankleiden müsse. Ich merkte dem Häuptling natürlich gleich an, daß er nicht ganz normal war. Er nahm mich bei der Hand und führte mich durch allerlei Gänge in das Allerheiligste, wo die Hauptfrau sich befand. Kambonde, der sich auf einen Stuhl neben sie setzen wollte, fiel auf der anderen Seite gleich wieder herunter, und als noch einige Ovambofrauen hereinkamen, die mir einige schmachtende Blicke zuwarfen, wurde mir die Sache unheimlich, und ich drückte mich auf französisch. Meine Diener waren schon wegen meines langen Ausbleibens etwas besorgt und waren froh, als ich wieder zum Vorschein kam.

Der Marsch durch die herrlichen Parklandschaften des Ambolandes mit ihren Palmenhainen, den Eingeborenendörfern und Ackeranlagen wird uns unvergeßlich bleiben. Da das nordwestliche Gebiet des Häuptlings Nechumbo im Aufstand begriffen war, konnte ich die Eisenbahntrasse von Omkonda aus nicht direkt nach dem 1. Katarakt des Kunene suchen, sondern mußte einen weiten Umweg nach Norden machen. Ohne Schwierigkeit erreichten wir den Kunene bei Otji-

Mein Ochsenwagen, den Kunene durchquerend.

pempadiva. Der Übergang über denselben war wegen der vielen Krokodile nicht ganz ungefährlich, ging aber ohne Unfall von statten. In Humbe, der ersten portugiesischen Militärstation, teilte ich meine Expedition, schickte die schwerfälligen Ochsenwagen direkt nach Mossamedes auf der großen Transportpaad über Umpata und ging, nur von dem allernotwendigsten Personal begleitet, direkt nach Westen nach dem ersten Kunenekatarakt. Dieses Gebiet unterhalb der Katarakte war fast unbekannt, und wir hörten die tollsten Gerüchte über seine Wildheit und Unwegsamkeit. In der Tat

übertraf die Wirklichkeit noch diese Gerüchte. Während das Land oberhalb des ersten Katarakts den Charakter des Ambolandes hat und zum Hochplateau gehört, treten wir unterhalb desselben in ein wildes Gebirgsgebiet ein, das von einer fast undurchdringlichen Dornbuschsteppe überdeckt ist. An die Ritte durch dieses Gebiet, an unsere Fußmärsche zum Besteigen der Hügel und Berge behufs Triangulation und Peilungen werden wir zeitlebens zurückdenken. Hier ist noch das wildeste Afrika. Hier ist auch noch das sehr günstig. Ich entdeckte einen ausgezeichneten Übergang über den Kunene unterhalb des 2. Katarakts, wo man mit Spannung von 120 m den Kunene überbrücken kann.

Auch die weitere Straße von diesem Übergang in nordwestlicher Richtung bis Port Alexandre erwies sich als günstig. Die Aufgabe meiner Expedition war damit gelöst.

Das landschaftlich interessanteste und großartigste Schauspiel bot der 3. Kunene-Katarakt, den wohl noch kein Weißer gesehen

Palmenhain im Amboland.

afrikanische Großwild in großer Zahl vertreten: Elefantenherden zu mehreren hundert Stück, Rhinozerosse, Flußpferde, Giraffen und alle Antilopenarten. Auch der Löwe tritt hier zahlreich auf. Eines Nachts bebesuchte uns ein großer männlicher Löwe sogar im Lager und richtete eine tolle Verwirrung unter unseren Pferden an, die sich alle losgerissen hatten und schnaubend und stampfend umherliefen. Mit Feuerbränden konnten wir ihn noch vertreiben. Natürlich schossen wir auch, trafen aber nicht.

Das Resultat dieser Expedition war aber hatte. 100 m tief stürzt hier der Kunene in ein enges Felsental. Stellen Sie sich den höchsten Kirchturm vor, und eine Wassermasse aus dieser Höhe herunterbrausen, so können Sie sich ein Bild machen von dem gewaltigen Wasserabsturz. In der Regenzeit, wenn der Kunene seinen höchsten Wasserstand hat, wird dieser Wasserfall kaum dem Niagarafall in Nordamerika oder den Viktoriafällen des Zambesi nachstehen.

Zum Schluß gestatten Sie noch einige allgemeine Bemerkungen über das Nordgebiet. Das ganze Kunenegebiet müssen wir als

ein einheitliches Gebiet auffassen. Der orographische Aufbau, wie ich ihn für das Kaokofeld geschildert habe, wiederholt sich in genau derselben Weise nördlich vom Kunene. — Klimatisch befinden wir uns hier schon in den Tropen, was durch Auftreten schwerer Malaria und durch üppige Vegetation zum Ausdruck kommt.

Während das Hochplateau, also das Amboland, als dicht bevölkert bezeichnet werden kann, leben nach Westen zu, zu beiden Seiten des Kunene nur sehr wenig Menschen. Das Amboland kann also schon wegen der dichten Bevölkerung, dann aber auch des Klimas wegen als Besiedlungsgebiet für Deutsche nicht in Frage kommen. Es ist uns aber wertvoll wegen seiner Bevölkerung, gewissermaßen ein Reservoir von Menschenkraft, dem wir später die Arbeiter für unsere großen wirtschaftlichen Unternehmungen in Südwestafrika entnehmen werden. Allein schon aus diesem Grunde halte ich es für notwendig, uns dieses wertvolle Menschenmaterial zu erhalten. Das Kaokofeld wird aber als Besiedlungsgebiet eine große Bedeutung erhalten. Das kalte und rauhe Küstenklima beeinflußt wohltätig das ganze Gebiet, so daß auch die Malaria hier nicht so schwer zur Geltung kommt wie im Amboland. Der gebirgige Charakter des Landes hindert nicht, daß ausgedehnte Weideflächen mit vorzüglichem Gras und genügend Ackerboden in den zahlreichen Flußbetten vorhanden sind. Ich glaube, daß man mindestens 50% des Gebietes landwirtschaftlich nutzbar machen könnte. — Auch den Mineralwert des Landes halte ich für sehr hoch. Mehrere Kupferfundstellen, einige Goldfundstellen und ganz gewaltige Eisenlagerstätten sind bereits konstatiert.

Wegen der außerordentlich dünnen Bevölkerung bietet sich im Kaokofeld keine Eingeborenenfrage. Wir werden ohne irgendwelche Komplikationen das Kaokofeld in Besitz nehmen können. Tatsächlich haben wir ja schon seit 1902 eine Militärstation in Seßfontein errichtet.

Schwieriger liegt die Sache im Amboland. Die Eingeborenenfrage wird hier sofort akut werden, wenn eine Eisenbahn durch dieses Gebiet gebaut werden soll. Es ist nicht nur meine Ansicht, sondern auch die Ansicht aller Kenner des Ambolandes, daß ein Eisenbahnbau unter den jetzigen Verhältnissen ganz ausgeschlossen ist. Dazu ist die Etablierung einer Regierungsautorität nötig, auf die man sich verlassen kann, und das kann nur eine deutsche sein.

Auch Leutnant Gentz[5b] bestätigt den landwirtschaftlichen Wert des Ambolandes und zollt seinen Bewohnern das Lob, fleißige und rationelle Ackerbauer zu sein.

Der äußerste Norden unserer südwestafrikanischen Kolonie, das Ovamboland, ist bekanntlich immer noch nicht der deutschen Herrschaft unterworfen. Der Hauptgrund dafür ist der, daß man vor den nicht unbedeutenden Kosten zurückschreckt, die ein Nordzug der Schutztruppe verursachen würde, ohne den bei dem kriegerischen und stolzen Sinn der Ovambos an eine Unterwerfung des Landes nicht zu denken wäre.

Man hat das Ovamboland früher seinem Werte nach sehr unterschätzt und auch seines tropischen Klimas wegen gefürchtet. Mit der langsam fortschreitenden Entwicklung und der nach Norden allmählich vordringenden Besiedelung Südwestafrikas ist auch das Ovamboland mehr und mehr erschlossen worden, und es ist heute kein Zweifel mehr, daß es einst einen wertvollen, wenn nicht den wertvollsten Teil der Kolonie bilden wird.

Deutsch-Südwestafrika ist bekanntlich in seinem bei weitem größten Teile ein zwar für Viehzucht sehr geeignetes Steppenland, in welchem jedoch Ackerbau wegen der großen Regen- und Wasserarmut des Landes eine Unmöglichkeit und selbst Gartenbau mit künstlicher Bewässerung nicht einmal auf allen Farmen möglich ist.

Der einzige zu intensivem Ackerbau geeignete Teil der Kolonie ist der größtenteils bisher noch nicht der deutschen Herrschaft unterworfene äußerste Norden, das Ovambo-

Ovambos, Männer und Weiber.

land, das sowohl europäischen, wie tropischen Ackerbau gestattet. Die Ovambos sind, wie fast alle Kaffernstämme, im Gegensatz zu den Hirtenvölkern der Hereros und Hottentotten Ackerbauer. Sie treiben rationellen Ackerbau und stapeln die Erträge ihrer Felder in besonders dazu gebauten, auf Pfählen errichteten Lagerräumen auf. Schon durch ihren schlanken Wuchs und körperliche Schönheit sich von den anderen Hauptvölkern Deutsch-Südwestafrikas vorteilhaft unterscheidend, stehen sie auch kulturell auf einer bedeutend höheren Stufe als diese. Sie verstehen sich auf die Erzgewinnung, sind geschickte Schmiede und unterhalten einen lebhaften Handel mit den von der Küste Benguelas zu ihnen kommenden portugiesischen Händlern.

Die Abbildung zeigt eine Anzahl Ovambos, Männer und Frauen, die Korn und andere Handelsobjekte zum Kauf anbieten, wobei die Männer mehr die Zuschauer spielen, während die schwere Arbeit und auch die Aufgabe des Preisbestimmens und Feilschens den Weibern zufällt.

Eine völlig schmucklose, aber darum um so überzeugendere Darstellung der klimatischen und Bodenverhältnisse im Ovamboland gibt Missionar Dr. Brincker[1]), der sein halbes Leben in Südwestafrika zugebracht hat und deshalb wohl ohne weiteres Anspruch auf den Namen eines gründlichen Kenners machen kann. Auch sein Urteil lautet im allgemeinen günstig.

Das ganze Ovambo-Land ist eine ungeheure Fläche mit kaum merkbaren Wellungen. Man findet im ganzen Lande auch nicht ein Steinchen. In der Nähe von Ondonga südlich von Oukuánjama liegt ein großer Kieselsteinblock,*) der sicher dahin gebracht worden ist; er wird von den Eingeborenen wohl wegen seiner Seltenheit für heilig gehalten und muß der Zauberei dienen. Daß es so etwas wie Steine in der Welt gibt, wissen die Eingeborenen nur vom Hörensagen von solchen, die am Kunéne-Flusse waren, der in seinem Unterlaufe sein Bette durch Felsen gebrochen hat. Ebenso steht es mit der Vorstellung von Bergen; denn diese haben auch nur solche Leute gesehen, die fremde Länder, etwa Herero-Land oder Humpáta im Norden von Oukuánjama, bereist haben. Wenn man also den Kindern in der Schule erklären will, was Steine (oma-mánja) und Berge (eendudu) sind, hat man seine liebe Not damit; deshalb haben denn die Brüder Missionare aus dem steinreichen Herero-Lande Steine mitgenommen — natürlich keine Cyklopenblöcke — um den Kindern ad oculos zu demonstrieren, was Steine sind. Mit den Bergen ist das aber so eine Sache. Von solchen konnten sie nicht wohl Probestücke mitnehmen; sie bleiben mithin für die Eingeborenen ein Gegenstand des Glaubens.

Der Boden selbst ist mehr sandiger Natur, aber immerhin fruchtbar. Man kann alle europäischen Gemüse darin ziehen, soweit man deren Bewässerung in der regenlosen Zeit (vom Mai bis Mitte Oktober und oft noch länger) bewältigen kann. Setzt aber die Regenzeit ein, so steht es um die Gartenfrüchte oft bedenklich. In der trockenen, heißen Zeit leiden sie an Wassermangel, in der Regenzeit werden sie durch zuviel Wasser ersäuft. Das ganze Land ist dann von Wasser bedeckt, und wenn dazu noch die efúndja kommt, das ist die vom Kunéne-Flusse ausgeworfene Flut, was fast regelmäßig alle Jahre geschieht, dann haben sie dort des edlen Nasses ein bißchen viel und denken, hätten wir doch von diesem Überflusse in der trocknen Zeit etwas. Das ganze Land ist von Rinnen, gleich flachen Flußbetten, durchfurcht. In und außerhalb derselben bewegt sich die ungeheure Wassermasse langsam nach Süden, bis sie teils vom sandigen Boden aufgesaugt wird, teils sich in die große Pfanne, etósa genannt, entleert, bis sie auch dort in einigen Monaten verdunstet ist. In der trocknen Zeit hingegen sinkt die Feuchtigkeit im Boden wieder so tief, daß die Leute oft tiefe Brunnen graben müssen, um genügend Wasser zu erhalten, weil dasjenige, welches in den Lachen und

*) Nach anderen Nachrichten handelt es sich um einen Meteorstein. V. Hrsgbr.

Tümpeln stehengeblieben ist, nicht zu gebrauchen ist. Die efúndja bringt den Leuten nicht allein viel Wasser, sondern auch leckere Fische, die sie auch reine wegfangen und sich schmecken lassen. Die vorherrschende Art derselben sind die Bartfische, von denen ein jeder zwei oder mehrere lange Fasern am Maul hat.

Der Süden des Schutzgebietes ist der trockenste Teil von Südwestafrika. Auch hier sind die Flüsse tief eingeschnitten, so daß das zwischen ihnen liegende, zum Teil noch mit hohen Bergzügen besetzte Land, ungemein stark drainiert wird, d. h. eines eigentlichen Grundwassers in unserem Sinne entbehrt. Andrerseits aber kommen die größeren Flüsse aus besser beregneten Gebieten und die geringe Tageslänge in den Monaten der Trockenzeit — der ganze Süden liegt ja südlich des Wendekreises! — vermindert etwas die im Hererolande so außerordentlich hohe Verdunstung. Daher führen diese Flüsse, namentlich der südliche Grenzfluß, der Oranje, und sein großer Nebenfluß, der große Fischfluß, noch zu einer Zeit offenes Wasser, wo dies in den Strömen des Nordens längst versiegt ist. Im Oranje versiegt das Wasser überhaupt nicht, und selbst der Fischfluß hat, wenigstens in normalen Jahren, das ganze Jahr hindurch mindestens streckenweise fließendes Wasser. Das verbessert die landwirtschaftlich sonst geringere Bedeutung des Namalandes, da es die Möglichkeit der sicheren Wasserhaltung gibt.

Nachdem wir so in großen Zügen die verschiedenen Gegenden und Landschaften Südwestafrikas kennen gelernt haben, lasse ich jetzt eine Reihe von Darstellungen folgen, die angeben, was das Land unter natürlichen Verhältnissen hervorbringt, resp. hervorbringen kann.

Naturgemäß beginne ich mit den Bodenschätzen. Denn erstens sind sie doch das dem Lande eigentümlichste, woran Klima und Mensch nichts ändern, nichts hinzutun können; sodann gilt ja aber — und hat in früheren Zeiten noch mehr gegolten — in dieser Beziehung gerade Südwestafrika als das Land der Verheißung. Gerade deshalb war es mir erwünscht, ein kühl abwägendes Urteil von Professor Dr. Karl Dove[2b]) zu finden, der als Geograph von Fach berufener ist, ein solches abzugeben, als wir andern, ganz andersgearteten Berufen Angehörigen.

Ist auch die Fabel vom „Deutschen Goldlande Angra Pequena" ein üppiges Spiel der Phantasie gewesen, wenigstens soweit es sich um das müheloſe Auffinden ungeheurer Schätze handelte, so birgt doch der Boden unseres Schutzgebietes genug des Wertvollen, um ein Suchen danach reichlich zu lohnen. Von dem Vorhandensein mancher Dinge wissen wir genug, um ihnen für die Zukunft eine wichtige Rolle in der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens vorauszusagen; daß sie diese heutigen Tages noch nicht zu spielen vermögen, liegt nicht an ihnen selbst, sondern an den Schwierigkeiten und den Unkosten, mit denen der Transport bisher zu rechnen hatte. Auch wirkliche Schätze im engeren Sinne des Wortes mögen vorhanden sein, aber auch zu ihrer Erschließung und Gewinnung bedarf es nicht nur des Wunsches, sondern fleißiger Arbeit und reichlicher Geldmittel.

Obenan in der Reihe der wertvollen Dinge, welche Südafrika seit einer Reihe von Jahren der Menschheit liefert, stehen edle Gesteine und Gold. Ihnen mag deshalb auch an dieser Stelle eine kurze Betrachtung gewidmet werden.

Von Edelsteinen würden in erster Linie Diamanten in Betracht kommen. Bereits vor einem Jahrzehnt ging das Gerücht, daß solche sich auch innerhalb unseres Schutzgebietes fänden. Doch wurde den damaligen Äußerungen einzelner Europäer selbst von der Bergbehörde wenig Gewicht beigelegt, zumal die eines Tages als Beweisstücke vorgelegten Steine sich als Bergkristall entpuppten. Neuerdings dagegen scheint das Vorkommen dieses äußerst wertvollen Minerals im Bezirk Gibeon tatsächlich erwiesen zu sein. Auch der sogenannte „Blaue Grund", die in ganz Südafrika als charakteristisch geltende Diamanterde, ist dort den Fundstelle keineswegs ausgeschlossen ist. Entdeckung einer den Betrieb wirklich lohnenvorhanden, so daß also die Möglichkeit der

Der Oranjefluß bei Haundrift.
Aufnahme von Professor Th. Rehbock.

Von anderen kostbaren Gesteinen scheinen an einzelnen Stellen auch Rubinen vorzukommen. Granaten fanden wir häufig in der Gegend von Windhoek, allein es handelte sich stets um ganz minderwertige Stücke, die kaum zu irgend etwas zu verwenden sein würden.

Was das wichtigste Edelmetall, das Gold, anbelangt, so ist sein Vorkommen in Südwestafrika so gut wie in den meisten Ländern der Erde erwiesen und auch von der ernstesten Wissenschaft niemals angezweifelt worden. Bei der Auffindung von vereinzelten goldführenden Gesteinen handelt es sich aber gar nicht darum, ob das Erz als solches vorhanden, sondern vielmehr um die Frage, ob es in abbauwürdiger Menge vorhanden ist. Und dieser wird man, ohne die Möglichkeit irgendwie zu bestreiten, solange mit der größten Vorsicht gegenüberstehen, bis tatsächliche Funde eine Bejahung ermöglicht haben werden. Jedenfalls darf schon jetzt die Behauptung aufgestellt werden, daß bei der Zusammensetzung der Gesteine in unserer Kolonie Goldlager von der Reichhaltigkeit der auf der Ostseite von Südafrika entdeckten schwerlich vorhanden sein werden. Die goldführenden Gesteine sind nach Schenck, wie es scheint, an dieselben Gänge gebunden, in denen sich auch die noch näher zu besprechenden Kupfererze des Landes finden.

Eines dürfte sich indessen selbst bei dem Auffinden reicherer goldhaltiger Gänge mit Sicherheit herausstellen, und das ist das wahrscheinliche Fehlen derjenigen Form des Vorkommens, in der das Metall am leichtesten dem Boden entnommen werden kann, nämlich ausgedehnterer Waschgoldfelder. In einem Lande, in dem nicht allein die Flüsse eine verhältnismäßig geringe Arbeit der neuerlichen Aufschüttung zerstörter Gebirge zu leisten vermochten, sondern in dem auch das Gefälle der Wasserläufe so groß ist, daß die von oben stammenden Schuttmassen schneller und leichter als anderwärts nach der Küste und schließlich in das Meer befördert werden mußten, darf man auf das Vorhandensein ausgedehnter und ergiebiger Goldseifen kaum rechnen. Daß sie in kleinem Umfange sich an einzelnen Stellen finden mögen, soll durchaus nicht bestritten werden. Wurde doch im Mündungsbette des Swakob im Jahre 1892 tatsächlich ein wenig Waschgold gefunden. Aber gerade diese Fundstelle lieferte einen Beweis für die Richtigkeit der eben geäußerten Ansicht; denn als einige Monate nach der Auffindung der goldhaltigen Sandschicht eine abermalige Untersuchung von Bodenproben stattfinden sollte, stellte sich heraus, daß der damals gerade stark fließende Strom die ganze Bank bereits weit in das Meer hinausgespült hatte. Wenn ferner mit der Auffindung von solchen Stellen überhaupt gerechnet werden kann, so werden sie wesentlich auf das Gebiet des Westens beschränkt sein, in dem die beiden erwähnten Umstände eben gerade in ungünstiger Weise sich geltend machen. Denn je weiter nach Osten, wo wir ja ziemlich beträchtlichen Massen aufgeschütteten, weichgründigen Bodens begegnen, um so tiefer dürften derartige Stellen dort unter der Oberfläche vergraben liegen.

Das Vorkommen des Goldes im Muttergestein erfordert nun aber zu seiner Gewinnung derartige technische und maschinelle Einrichtungen, daß damit die Träume, welche etwa an große und unmittelbare Gewinne des einzelnen, mittellosen Goldsuchers anknüpfen wollten, sich gar bald als ein leeres Spiel der Phantasie erweisen würden. Nur Gesellschaften mit ihren großen Kapitalien sind imstande, derartige Minen nutzbringend zu verwerten, wie ja das Beispiel der Goldwerke am Witwatersrand in Transvaal zur Genüge erweist. Daß in anderer Weise das ganze Land einen ungeahnten Aufschwung nehmen müßte, wenn einmal abbauwürdige Goldlagerstätten erschlossen würden, das steht fest und bedarf keiner näheren Begründung. Daß es aber auch nicht kluge Berechnung, sondern wilde Spekulation genannt werden müßte, wenn jemand schon heute auf eine solche Möglichkeit hin wirtschaftliche Pläne fassen wollte, das steht ebenso fest.

Was die Auffindung der etwaigen Fund-

stelle selbst anlangt, so habe ich von jeher wie auch v. Bülow und andere den Standpunkt vertreten, daß die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung wächst, je mehr man durch freigebige Erteilung von Schürfrechten von seiten der Regierung und der landbesitzenden Gesellschaften die Massensuche erleichtert. Hundert einigermaßen erfahrene Digger, die an ebensoviel verschiedenen Plätzen suchen, haben genau hundertmal soviel Aussicht etwas zu finden, als eine einzige, noch so gut vorbereitete Expedition.

Was aber die in den Augen mancher Kolonialfreunde bedauerliche Verzögerung des wirklichen Auffindens verwertbarer Goldlager anbetrifft, so haben gerade die wahren Freunde unseres Schutzgebietes keinen Grund zu solchem Bedauern. Denn der wirtschaftliche Zustand und die Entwicklung junger Kolonialländer wird durch die Auffindung von Edelmetallen in ganz verschiedener Weise beeinflußt, je nachdem sie sich zur Zeit solcher Entdeckungen bereits einer gewissen Kultur erfreuen oder nicht. Namentlich die Besiedelung ist es, die unter solchen Umständen ganz verschiedene Formen annimmt, und auch für die mit dem Minenbetrieb verbundenen Kosten ist es keineswegs gleichgültig, ob alles zum Unterhalt der Beamten und Arbeiter Erforderliche erst aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muß oder ob Handel und Landwirtschaft bereits in der Lage sind, plötzlich erhöhten Ansprüchen zu genügen. So ist Südwestafrika heute schon eher in der Lage, die Eröffnung von Minen irgendwelcher Art ohne eine allzu große Umwälzung des bestehenden Zustandes zu ertragen, und so darf man also eine gnädige Fügung darin erblicken, daß dem Lande in dem ersten Jahrzehnt seiner Entwicklung die alles bewegende Unruhe erspart geblieben ist, die man als sicher eintretende Folgeerscheinungen voraussagen kann, wenn alle wirtschaftlich tätigen Kreise von Anbeginn an lediglich durch die Interessen irgendwelcher Minenbezirke in Anspruch genommen werden.

Neben dem vielleicht einmal eine Bedeutung erlangenden Golde treten die etwa vorhandenen, andere wertvolle Mineralien liefernden Erze, über deren Vorkommen wir übrigens ebenso wie über das des edelsten Metalles noch herzlich wenig wissen, vorläufig noch ganz in den Hintergrund. Dagegen gibt es eine Reihe von Erzlagerstätten geringeren Wertes, jedoch von größerer Ausdehnung, die sicher am ehesten in bergmännischen Betrieb genommen und lohnende Ausbeute liefern werden. Wie das britische Klein-Namaland gehört auch Südwestafrika einer sich bis in das Kaokofeld hinziehenden Zone an, innerhalb welcher mehr oder weniger reiche Kupfererze eines der häufigeren mineralischen Vorkommnisse bilden. Ihr Auftreten ist bereits seit längerer Zeit bekannt, und verschiedene Fundstellen sind schon vor mehr als einem Jahrzehnt nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern einige von ihnen sogar vorübergehend in Bearbeitung genommen worden.

An das Auftreten der den Gneis durchsetzenden Gänge andersgearteter Zusammensetzung, die bereits erwähnt wurden, ist auch das Vorkommen der Kupfererze gebunden. Man bezeichnet nun in ganz Südafrika die dort am häufigsten sich findende Art des Auftretens als „Nest". Obwohl der Ansicht, daß das Erz nur in dieser Weise sich zeige, von verschiedenen Kennern, besonders von dem Vorsitzenden der Bergbehörde G. Duft, widersprochen wird, darf man auch in den Fällen, in denen es sich sicher um solche Lagerstätten handelt, nicht annehmen, daß es sich um kleine Mengen des Gesteins handle. So sind einzelne der berühmten Kupferminen von Okiep in der Kapkolonie nach Schenck ebenfalls weiter nichts als solche Nester, und so hat man heute auch in unserem Schutzgebiet solche von beträchtlicher Ausdehnung gefunden. Zu den bekanntesten Fundstätten gehören die bereits in Bearbeitung genommenen Minen von Otavi im nördlichen Hererolande, zu den ebenfalls bereits versuchsweise bearbeiteten die sogenannte Potmine auf einer Insel im Mittellaufe des Swakob und die Matchleßmine

auf dem Khomashochlande westlich von Windhoek.

Von allen Kupfererzen der Kolonie kann trotz ihres verhältnismäßig großen Gehalts an Metall gesagt werden, daß eine lohnende Ausbeute nicht eher denkbar ist, als bis eine bessere Verbindung mit der Küste hergestellt ist. Denn da die Verhüttung der kupferhaltigen Gesteine nur in Europa stattfinden kann, muß die Fracht nach der See ganz erheblich verbilligt sein, ehe man etwa mit der Verschiffung beginnen könnte. Daher die außerordentliche Bedeutung, welche man der künftigen Otavibahn zuerkennen muß. Ist aber erst eine Ausfuhr der Erze ermöglicht, so werden wahrscheinlich die Kupferminen des Landes die ersten Stellen sein, wo auch außerhalb der größeren Truppengarnisonen eine zahlreichere europäische Einwohnerschaft und damit im Zusammenhange eine Menge eingeborener Arbeiter Anlaß zur Bildung neuer Mittelpunkte für Handel und vor allem für den Verbrauch landwirtschaftlicher Erzeugnisse geben werden.

Neben den erwähnten Mineralien gibt es offenbar noch manche andere, die bei genauerer Durchforschung des Landes eine Ausbeute versprechen werden. So mag nur erwähnt werden, daß erst ganz neuerdings zwischen dem Kaokofelde und der Küste an mehreren Stellen Anzeichen ausgedehnter Eisenerzlager entdeckt wurden. Leider fehlen dem Schutzgebiet höchst wahrscheinlich die im Südosten Afrikas vorkommenden, für die Verkehrslinien der Zukunft unentbehrlichen Kohlenlager. Auch ist bei dem geologischen Aufbau gerade dieses Gebiets kaum anzunehmen, daß solche irgendwo vorhanden sein möchten. Wohl aber werden auch die Erden und Böden in Zukunft für das Land nutzbar gemacht werden. Von ganz besonderem Wert namentlich für die Anlage von Stauwerken und Wasserbauten aller Art wäre es, wenn es gelingen sollte, die zu diesem Zweck nötigen Zementmengen im Schutzgebiet selbst herzustellen. Daß auch die Ausscheidungen der heißen Quellen vielleicht nach der einen oder anderen Seite hin eine Verwendung gestatten, läßt sich ebenfalls für eine spätere Zeit erhoffen. Wünschenswert für all die Arbeiten, die eine eingehende Untersuchung der mineralischen Schätze des Landes erfordern wird, wäre vornehmlich die Gewährung von Mitteln für sorgfältige, in Windhoek vorzunehmende Arbeiten, wie solche nur in gut ausgestatteten chemisch-technischen Laboratorien erfolgen kann.

Da wir vom Meere her das Land betreten haben, beginne ich die Schilderung seiner Tierwelt mit einem Aufsatz von mir[12b]) über den Reichtum des Südwestafrikas Küsten bespülenden Meeres an Fischen, Krusten- und Schaltieren.

Der Fischreichtum des kalten Südpolarstroms, der auf unserer südafrikanischen Küste aufschlägt, ist ja längst bekannt und schon oft ist auf ihn hingewiesen worden. Bekannt ist auch, daß im Beginn unserer Kolonialtätigkeit in Walfischbai ein großes Fischereiunternehmen gegründet worden war. Dieses ist nun allerdings kläglich gescheitert, aber nicht, weil keine Fische vorhanden waren, sondern weil alle übrigen Vorbedingungen fehlten.

Seitdem sind immer wieder Versuche unternommen worden, den Fischreichtum des angrenzenden Meeres auszunutzen, zum Teil mit recht günstigem Erfolge. Es handelte sich allerdings meist um sehr beschränkte und kleine Unternehmungen. In Swakopmund z. B. schickte einer der dortigen Gastwirte in den Jahren 1896—1899 öfters einen seiner farbigen Jungen an den Strand, um bei günstiger Gezeit, d. h. wenn die ufernahen Klippen unter Wasser standen, mit Dynamit auf diesen zu fischen. Das Ergebnis einer einzigen Patrone war dann meist so groß, daß die zahlreichen Tischgäste dieses Gastwirts erst frische und dann mehrere Tage lang frisch geräucherte Fische erhalten konnten. Auch die Kruboys der Landungsboote versorgten sich, während sie die Güter vom Schiff löschten, in den freien Zwischenpausen durch Wurfnetze reichlich mit Fischen. Noch günstiger waren die Ergebnisse des

Fischfanges in den flachen Ausläufern der Walfischbai: hier wurde mit großen Waden gefischt und ein einziger Zug brachte oft viele Zentner der schmackhaftesten Fische. Diese wurden dann von Weiß und Schwarz mit großem Genuß frisch verzehrt, eingekocht und eingesalzen. So groß war häufig die Menge, daß die Firma Mertens und Sichel gesalzene, viele Pfund schwere Brassen, Lachse usw. an ihre binnenlands wohnenden Filialinhaber und sonstige Freunde senden konnten. Stets kamen die Firsche gut an und mundeten trefflich.

Ähnlich reiche Fänge werden in Sandwichhafen und Lüderitzbucht gemacht, nur daß hier die Verwertung für die weiter binnenlands Angesessenen schwierig oder unmöglich wurde, weil die hohen Dünen den Verkehr ins Hinterland so sehr erschweren.

Auch an den englisch gebliebenen, der Küste zwischen Walfischbai und Lüderitzbucht, vorgelagerten Inseln wird der Fischfang mit großem Erfolge betrieben.

Daß in Swakopmund die Ausnutzung dieser reichen Schätze des Meeres nur in so geringem Maße stattfand, lag an den ungünstigen Strandverhältnissen: hier gewaltige Brandung, die oft tagelang das Auslaufen von Booten verhinderte, dort eine geschützte Küste, die jederzeit erlaubte zum Fischfang auszufahren. Heutzutage, wo eine Mole diese Verhältnisse wesentlich gebessert (wenn auch noch keineswegs ganz beseitigt) hat, dürfte auch in Swakopmund der Fischfang bessere Ergebnisse zeitigen und sich ständiger durchführen lassen.

Gerade heutzutage aber ist es wohl von höchstem wirtschaftlichen Wert, diese Quelle der Fleischversorgung für Südwestafrika, den Fischfang, nach Möglichkeit auszunutzen und ich bin meinem Bruder, dem Landmesser P. Sander in Posen, dankbar für die Anregung, die er mir in dieser Beziehung gegeben hat. Denn je geringer der Fleischvorrat im Lande selbst ist, desto mehr muß auf alle möglichen Reserven zurückgegriffen werden. Eine solche bilden die Fische sicher. Daß Fische in unmittelbarer Küstennähe in dem Südwestafrika nach Westen begrenzenden Meere in großer Zahl vorhanden sind, steht fest. Es kommt also nur noch darauf an, die geeigneten Mittel und Wege zu finden, um sie zu fangen und in solche Form zu bringen, daß sie auch haltbar sind und in das Binnenland versendet werden können.

Da an den Ausgangspunkten der ins Innere führenden Verkehrsstraßen jetzt jederzeit oder nahezu jederzeit die Möglichkeit besteht, auf Fischfang auszufahren, handelte es sich also in erster Linie um Beschaffung des Fanggerätes: von Booten und Netzen. Die Boote müssen gedeckt und seetüchtig sein und sind wohl am besten so einzurichten, daß sie auch die einzelnen Buchten in etwas weiterer Entfernung von den beiden Landungsplätzen ausfischen können; d. h. es müßte ihnen ein Dampfboot beigegeben werden, das den Fang schnell nach den beiden Plätzen hinbringen und bei Gegenwind die Boote schleppen kann.

Ferner müßten Netze usw. beschafft werden. Welche Art von diesen zu wählen ist, darüber würde wohl Herr Dr. L. Schultze, der ja gerade im Schutzgebiet mit Untersuchungen der Meeresfauna beschäftigt ist, Auskunft geben können. Außerdem werden unter den Leuten der Schutztruppe und der Transportdampfer viele Fischer sich finden, die praktisch sachverständigen Rat erteilen können.

Schwieriger wird die Beschaffung von geeignetem Personal sein. Wenn es auch selbstverständlich ist, daß die Vormänner der Boote Weiße sind, so würde es den Betrieb doch sehr verteuern, wenn alle Hände an Bord, auch die nur zum Einholen und Flicken der Netze bestimmten, Weiße sein müßten. Die Eingeborenen Südwestafrikas sind dazu nahezu gänzlich ungeeignet, auch die Topnaarhottentotten, die Arnold Tismer ohne Ausnahme als „Fischer" bezeichnet. Im seichten Wasser der „Lagune" von Walfischbai, das ihnen bis knapp über die Knie geht, fischen sie wohl; auf ein Schiff oder gar ein Boot zu steigen, um draußen auf hoher See zu fischen, fürchten sie in ebenso

hohem Maße wie die Binnenlandshottentotten und -Kaffern. Krujungen wieder, die wirklich geborene und passionierte Fischer sind, haben ein zu großes Wärmebedürfnis, um bei Hochseefischerei in solch kalter Gegend dauernd brauchbar zu sein.

Die Aufbereitung an Land müßte sich auf die billigen Konservierungsverfahren beschränken, d. h. Einbüchsen und Räuchern möglichst vermeiden, denn Brennmaterial ist knapp und teuer. Räuchern läßt sich vielleicht mit dem Seetang ausführen. In den Monaten der Trockenzeit würden sich die Fische auch wohl, ebenso wie anderes Fleisch, einfach „flecken", d. h. mit Salz an der Sonne trocknen lassen. Jedenfalls würde einem einfachen Einsalzen in Tonnen zu keiner Jahreszeit etwas im Wege stehen.

Es ist Sache der Praktiker, zu berechnen, ob auf diese Weise billiges Fleisch zu beschaffen ist. Bei dem hohen Preise von 1,25 Mk. das Pfund Fleisch in Windhuk, der augenblicklich besteht und für die nächste Zeit sogar eher noch steigen als fallen dürfte, können die Unkosten immerhin schon ziemlich hoch sein. Zweifellos aber würde durch Heranziehung des Fischreichtums des Meeres die jetzt vorhandene unleugbare Fleischnot in Südwestafrika sich erheblich mildern lassen.

Ich möchte nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß es an der Küste auch überall zahlreiche Languſten und Krabbenarten sowie mindestens 6 bis 7 verschiedene Arten eßbarer Muscheln gibt, die heutzutage noch so gut wie gar nicht benutzt werden.

Die Bahn von Swakopmund ins Innere wird es ermöglichen, die Erträgnisse der Fischerei auch frisch viel weiter ins Innere zu führen, als bis dahin möglich war.

Von dem Haar- und Federwild in den Steppen des Hererolandes habe ich schon einige Schilderungen gegeben. Ich lasse nun eine solche des Federwildes in den Flußtälern des Namalandes von Freiherrn v. Erffa[3]) folgen. Gleichzeitig gebe ich noch die Abbildung zweier großer Antilopenarten, die eine hochgeschätzte Jagdbeute in den besseren Teilen des Herero-, Nama- und Ovambolandes bilden.

Im Fischfluß, dessen Bett natürlich auch leer ist, sind Wasserpfützen von mehreren hundert Metern Länge, und das zieht nun alles Wild, — d. h. Kleinwild und eine Menge Vögel an, auch Enten und Wildgänse. Ich will Euch einen Birschgang beschreiben:

Ich schlafe in einem Zelt der Station neben dem Hause. Ich erwache — hier tut man das immer rechtzeitig —, gehe aus dem Zelt und sehe nach Osten. Ah! dort leuchtet schon ein Stück über dem Horizonte, groß wie ein kleiner Mond, die Venus, der Morgenstern! Der Mond, der noch im ersten Viertel steht, ist untergegangen, und herrlich leuchtet der Himmel; dort der „Orion", nach meiner Ansicht das schönste Sternbild, und dort am Fuß der Milchstraße das „südliche Kreuz". Tiefes Schweigen ringsum — nur fern heult der Schakal — und dort vom Baume her an der Karre tönt das leise Schnarchen unserer schlafenden Jungen. „Petrus! Ali!" „Ja Mener!" „Feuer anstecken, Wasser heiß, Kakao!" Sie recken sich, kriechen aus ihren Decken; der eine bläst gewandt in die noch glühende Asche, daß im Nu an dem neu aufgelegten Holze helle Flammen emporschlagen; den anderen sehe ich in dem flackernden Feuerschein mit Topf und Wassersack hantieren, und ehe ich in die Oberkleider gefahren bin — die unteren behält man immer an — und mir die Zähne geputzt habe, ein Luxus, den ich mir, wenn genügend Wasser vorhanden, immer leiste — dampft köstlicher Kakao vor mir. Fünf Minuten später gehe ich los. Flinte, Görzglas und Fernrohr umgehängt, hinter mir Petrus mit Wasserbecher.

Nach 10 Minuten sind wir im Flußbett, als gerade der helle Streifen, der im Osten leuchtete, sich schnell verbreitert, um in weiteren 10 Minuten die Nacht zum Tage zu wandeln . . . und mir ein herrliches Bild zu entrollen. Ich stehe noch an der steinigen, sandigen, kahlen Dornbuschsteppe, aber vor mir, wo das Terrain 10—20 m steil ab-

fällt, zieht sich ein etwa 500 m breiter Streifen herrlichen grünen Waldes hin, das Bett des Fischflusses! Beim Durchqueren desselben sehe ich, daß das Wasser in einzelnen 50—100 m breiten, kahlgespülten Rinnen fließen muß, während dazwischen sich, wie endlose Inseln, ebenso breite Waldstreifen dahinziehen. Auf einem solchen Sonne läßt mich buntschillernde Sänger auf allen Zweigen erkennen. Dort fliegt der „Reichsvogel", schwarz-weiß-rot, hier schreit eine Schar einer Amsel- oder Pirolart, schneeweiß mit schwarzen Flügeln, und oben in den Gipfeln turnen die hier „Kakadu" genannten langschwänzigen Vögel, dem Benehmen nach unzweifelhaft eine Häherart.

Kudu-Bulle.

schreite ich entlang. Niedere Büsche wechseln mit mächtigen knorrigen Bäumen; bald liegt ein solcher, vor Alter zusammengesunken, und versperrt mit seinen kahlen Ästen den Pfad; dann kommt wieder eine Lichtung, besät mit weißblühenden Disteln oder dicht bewachsen mit grünen Binsen. Wirkliche Urwaldriesen, wie in den Tropen, gibt es aber hier nicht. Mit dem Tageslicht hat ein vielstimmiges Vogelkonzert eingesetzt, und die aufgehende Mein Schuß holt mir einen solchen herunter. Ich gehe noch halb im Traum weiter, da fährt neben mir aus den Binsen ein Hase mit riesigen Löffeln, um im nächsten Moment einen schönen Purzelbaum zu schlagen, was meine Gedanken nach Hause wandern läßt, meinen Jungen aber mit grenzenloser Bewunderung erfüllt, da die Eingeborenen nie in der Bewegung schießen.

Der Wald wird immer dichter, Geschrei und

Gesang immer lauter, mein Junge schnalzt „Ngami" (Wasser). Ich nähere mich einer größeren Wasserstelle. Auf einem kahlen Baumstumpf sitzt ein großer brauner Vogel; auf meinen Schuß bleibt er oben hängen, mein Junge klettert gewandt an dem brüchigen Stamm in die Höhe, und bald halte ich einen Nachtreiher in der Hand. Die Bäume lichten sich; ich komme in einen

Eingefangene Wildebeeß-Kuh (Gnu), Deutsch-Südwestafrika.

Binsenstreifen; da bricht es vor mir, und ein „Deuker", so groß wie ein Schmalreh, wird flüchtig, ehe ich die Büchse ergriffen habe. Vorsichtig die Binsen durchdringend, stehe ich am Rande eines flachen Wassers, das hier 500 m lang das Flußbett ausfüllt. Riesige Zweige überragen die Ufer, und die Wasserfläche selbst, mit Bänken durchzogen, wimmelt von Tauchern, Kiebitzen, Strandläufern und Enten verschiedenster Sorten. Dort, in jener tiefen Bucht, spähe ich mit dem Glas einen Schoof größerer Enten, und vorsichtig krieche ich heran, unbekümmert darum, daß etwa 20 Frankoline, hier Fasanen genannt, vor mir herflüchten. Doch die Enten sind auch hier scheu und schlau, sie gehen zu früh hoch, und erst, als sie, in der Luft quirlend, zurückgekommen, kann ich eine herunterholen, die Petrus aus dem Wasser apportiert.

Nun aber ist die Sonne schon recht empfindlich, die Bäume, die so dicht belaubt aussehen, schatten nur wenig, denn alle Blätter sind winzig; es ist acht Uhr, so machen wir uns nach einem erquickenden Trunk aus dem lehmbraunen Schlammwasser auf den Heimweg. Noch ein prachtvoll bunter Vogel fällt mir zur Beute, sonst schieße ich nicht mehr; denn das Erlegte gibt mir Arbeit für den Tag. Teils balge ich ab, teils präpariere ich nur die Schädel.

Um 9 Uhr bin ich zu Hause im Zelt; nun kommt das Waschen in der braunen Brühe, dann das Frühstück. Bis jetzt aß ich mit dem Zolldirektor Schmidt, dessen Junge Ali perfekter Koch ist; von morgen ab muß Petrus oder ich selbst ran, denn Schmidt geht heute nach Gibeon weiter. Hier werde ich hauptsächlich von Wild leben, was ja, wie ihr seht, nicht schwer ist. Übrigens sitzen — das vergaß ich — fast auf jedem Baume Scharen wilder Tauben.

Von fast noch größerem Einfluß auf den Wert oder Unwert einer Gegend für die Landwirtschaft als das Vorhandensein von nutzbarem Getier, ist das Vorkommen oder Fehlen von Raubzeug. Südwestafrika ist, wie es reich an nutzbarem Wild ist, auch überreich an Raubwild, vom größten Räuber, dem Löwen, herunter bis zu wieselartigen Tieren. Schon mancher Ansiedler hat trübe Erfahrungen bei seiner Viehzucht damit gemacht. Professor Dove[2b]) stellt das vierfüßige Raubzeug in nachstehendem übersichtlich zusammen. Bemerken möchte ich noch, daß er den Schaden der Schakale doch erheblich unterschätzt. Sie werden besonders stark den Ziegen- und Schaflämmern gefährlich. Auch die Paviane gehören hierher.

Von großer Bedeutung für das Schutzgebiet ist das häufige Vorkommen der verschiedenartigsten Raubtiere, da jeder Farmer mit durch diese verursachten Viehverlusten zu rechnen hat. Das größte und gewaltigste der hierher gehörigen Arten, der Löwe, ist zwar gegen frühere Zeiten seltener geworden, allein er ist keineswegs aus dem Schutzgebiete verdrängt. Im Norden des Hererolandes kommt er noch vor, im Kaokofelde sogar ziemlich häufig, und auch im Osten des Schutzgebietes, in den der Kalahari benachbarten Landschaften, gibt es noch zahlreiche Vertreter dieses gewaltigsten unter den afrikanischen Raubtieren. Auch in dem einsamen und vielfach unzugänglichen Lande, das sich vom mittleren Kuiseb aus nach Süden zieht, halten sich noch heute Löwen auf, und die vereinzelten Exemplare, die ganz ausnahmsweise wohl einmal in die bewohnten Landschaften des südlichen Herero- oder des Namalandes hinausstreifen, dürften eher aus diesem als aus anderen Gebieten stammen. Viel häufiger und überall verbreitet ist der Leopard, in der (falschen) südafrikanischen Bezeichnung gewöhnlich Tiger genannt, und sein Verwandter, der Gepard. Beide machen oft genug von sich reden, und es ist nicht nur das Kleinvieh, sondern namentlich die Fohlen hat man vor diesen Räubern sorgsam zu schützen. Auf einer einzigen Farm wurden in einem Jahre nicht weniger als vier Leoparden neben vielem anderen Raubzeug zur Strecke gebracht. Ihre Größe ist ziemlich bedeutend. Neben diesen mächtigen Katzen treten die kleineren Angehörigen der Gattung an Gefährlichkeit für die Herden ganz zurück. Unter ihnen erwähne ich nur den Karakal, den Luchs der südafrikanischen Hochsteppen, weil dieses Tier um seines herrlichen, rötlichgelben Felles willen (daher auch die Bezeichnung „Rooikat", d. i. Rotkatze) eine gesuchte Jagdbeute ist.

Unter den kleineren Raubtieren verdient ferner eine Art Zibethkatze Erwähnung, ebenso ein kleines, wieselartiges Tierchen, das in großer Menge in selbstgegrabenen Erdhöhlen lebt. Ob das sogenannte „Stinktier", das nicht ganz selten ist, mit dem Kapschen Iltis identisch ist, der ja eine Übergangsform zu dieser Gattung darstellt, vermag ich nicht zu entscheiden.

Zahlreich und sehr gefährlich für das Kleinvieh sind die hyänenartigen Raubtiere. Sowohl die kräftige gefleckte wie auch die, etwas seltenere, gestreifte Hyäne kommen überall vor und brechen oft mit großer Frechheit in Schaf- und Ziegenherden ein. Auch die kleine als Erdwolf bezeichnete Hyäne scheint in Südwestafrika vorzukommen. Wenigstens habe ich bisweilen Felle gesehen, die offenbar von diesen Tieren stammten. Weit gefährlicher indessen als die eben erwähnten, äußerst feigen Tiere ist jene merkwürdige Übergangsform zwischen Hyäne und Wolf, der Lycaon pictus, den man im Schutzgebiet als wilden oder auch als bunten Hund bezeichnet und der viel eher als jene

den Namen eines „Wolfes" verdiente. Wie dieser, jagt er in kleinen Rudeln, und er scheut sich keineswegs, auch große Tiere anzufallen. Auch ist er das einzige Raubtier, von dem behauptet wird, daß er selbst vor dem Menschen keine Furcht äußere.

Ich will die Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, daß man sich überhaupt hüten muß, an eine besondere Gefahr zu glauben, die dem Menschen von all diesen Räubern der Wildnis drohe. Vieles, was in romantisch ausgeschmückten Reiseschilderungen darüber geschrieben worden, ist stark übertrieben, und man kann als fast ausnahmslose Erfahrung hinstellen, daß selbst der Leopard ungereizt den Menschen niemals angreift. Wirklich gefährdet natürlich ist der Jäger, der einem solchen Tiere gegenübertritt, denn während von Hyänen und selbst wilden Hunden auch hier gilt, daß sie einem wirklichen Angriff nicht standhalten, ist namentlich der angeschossene Leopard ein höchst gefährlicher Gegner, und es ist häufig genug vorgekommen, daß selbst gewandte Schützen durch einen solchen in sehr unangenehme Lage geraten sind.

Wirtschaftlich weniger schädlich sind die Angehörigen der Schakalfamilie, deren wir zwei in unserer Kolonie finden, den außerordentlich häufigen Schabrackenschakal und den viel selteneren Ajakal oder Ohrenhund. Besonders der erstgenannte zeichnet sich durch seine schöne Färbung aus, denn auf dem sonst goldbraunen Rückenfell befindet sich ein glänzendes Dreieck von schwarzen Haaren, dem er seine angeführte Bezeichnung verdankt. Ist der Schaden, den diese Tiere anzurichten vermögen, ein sehr geringer, so haben sie auf der anderen Seite einen gewissen wirtschaftlichen Wert. Ihre Felle dienen, wie übrigens auch diejenigen der Wildkatze, des Luchs und anderer Arten, den Eingeborenen zur Herstellung jener herrlichen, sehr sorgfältig genähten Pelzdecken, die den besten Arbeiten unserer Kürschner an die Seite gestellt werden können und die in ganz Innersüdafrika unter dem Namen „Karoß" bekannt sind. Da infolge der kühlen Winter dieser Länder die Tiere eine viel dichtere und weichere Behaarung tragen als ihre Verwandten in den tropischen Gebieten Afrikas, so erklärt sich, daß wir es hier mit einer ganz eigenartigen und lediglich auf Südafrika beschränkten Art von Arbeiten zu tun haben, die innerhalb unseres Schutzgebietes mit ganz besonderer Geschicklichkeit von den Hottentotten und von den Bastards gefertigt werden. Nebenbei mag erwähnt sein, daß solche Karosse nicht allein aus Raubtierfellen, sondern auch aus den Rückendecken von Antilopen (besonders vom Springbock), aus Ziegenfellen und anderen mehr hergestellt werden, und daß wir es hier mit einer entschieden im Lande selbst entstandenen Industrie zu tun haben, da die kalten Winternächte den Bewohnern desselben den Besitz wärmender Pelzdecken sehr wünschenswert erscheinen ließen.

Auch an natürlichen Gaben der Pflanzenwelt ist Südwestafrika keineswegs arm. Nur sind naturgemäß die meisten dieser pflanzlichen Nahrungsmittel nicht ohne weiteres dem europäischen Gaumen genehm. Der Eingeborene aber liebt diese „Feldkost" und weiß sie geschickt zu finden, so daß er, wie die Geschichte des letzten Aufstandes wiederum zeigt, auch da noch zu leben vermag, wo europäische Truppen es nicht mehr können, weil die Zufuhr europäischen Proviantes nicht mehr möglich ist. Dove[2b]) weist ferner mit Recht darauf hin, daß auch an gewerblich und offizinell verwertbaren pflanzlichen Stoffen eine ganze Anzahl vorhanden ist, wenn auch vorerst ihre Verwendung, ja die Kenntnis von ihnen, noch sehr gering ist.

Selbst in bezug auf Nährfrüchte ist das Land keineswegs arm. Von der Tsamamelone war bereits die Rede, doch liefert die Steppe auch wirkliche Nahrungsmittel, die alle man ehemals unter dem Namen „Feldkost" zusammenfaßte. Ganz besonders ist es ein kleines Pflänzchen mit zwiebelartigen Knollen, das fast im ganzen Hererolande vorkommt, eine etwa 20 cm hohe Staude, die unter dem Namen Uientjes (Zwiebelchen) überall bekannt ist. Die Knollen wechseln zwischen der Größe einer Erbse und einer

kleinen Kirsche, sind von dunkelbrauner Zwiebelhaut umgeben und werden nicht allein von den Eingeborenen, sondern auch von Pavianen und Perlhühnern mit Vorliebe ausgegraben. Geröstet besitzen sie einen gewissen Wohlgeschmack, und eine von so zubereiteten Uientjes gekochte Suppe erinnert stark an Kartoffelsuppe.

Neben den Uientjes gibt es noch eine Anzahl anderer Erzeugnisse wildwachsender Pflanzen, welche genossen werden, darunter die Frucht eines kleinen Strauches und eine stark Wasser haltende Wurzel.

Neben den als Nahrung zu verwertenden Produkten des Pflanzenreiches liefert die Natur aber auch Stoffe, die offenbar einmal eine Verwendung in größerem Maßstabe im Handel gestatten werden. In erster Linie kommt das Gummi arabicum in Betracht, das von den verschiedenen Akazien, vorwiegend von Acacia horrida, stammt. Leider ist das bisher ausgeführte Harz noch durch mannigfache Mängel minderwertig gegenüber dem Senegal- und dem Kardofanischen Gummi. Einmal ist es nicht hinreichend sortiert, sodann sind der Beimengungen und Unreinigkeiten so viele, daß die Verwendbarkeit dadurch erheblich eingeschränkt wird. So erzielte neuerdings das Kilo auf dem Hamburger Markte einen Preis von nur einer Mark. Eine rationell betriebene Sammelmethode wird aber in dieser Beziehung sicher Abhilfe schaffen können. Daß das Land tatsächlich eine gute Sorte Gummi zu liefern vermag, ergibt sich daraus, daß bereits vor der beginnenden Ausfuhr nach Deutschland einige offenbar richtig sortierte Säcke der Ware auf den Londoner Markt kamen und dort die Preise der besten Sorten erzielten. Nach den Angaben eines sehr sorgfältigen Beobachters, des Farmers F. Gessert, ist übrigens das Produkt anfangs immer wasserhell, „aber wenn der rote Holzstaub, den die Bohrwürmer bei ihrer Arbeit erzeugen, auf das noch flüssige Gummi fällt, so teilt er demselben seinen Farbstoff mit und modifiziert im Verein mit anderen Fremdstoffen seine Eigenschaften". Diesen und ähnlichen Übelständen ließe sich jedenfalls durch rechtzeitiges Einsammeln mit Hilfe sorgfältig angelernter Eingeborener wirksam begegnen.

Eine neuerdings eingesandte Probe aus der Gegend von Otavi wurde infolge der Untersuchung von Thoms als den guten Sorten des arabischen Gummis gleichstehend bezeichnet, wenn man eben von den auch dieser Probe anhaftenden Verunreinigungen absieht.

Neben diesen und ähnlichen Erzeugnissen der wilden Pflanzenwelt gibt es Gerbstoffe und andere Dinge, die wohl auch in Europa einer Verwendung im Gewerbe fähig wären. Wir kennen eben bei der Kürze der Zeit, während welcher man sich auch bei uns wesentlich der wirtschaftlichen Untersuchung unsererer Kolonien zugewandt hat, all diese Dinge noch zu wenig, um schon jetzt ein maßgebendes Urteil über ihren Wert aussprechen zu dürfen. Jedenfalls wird sich noch manches nützliche Gewächs finden, das bis jetzt unbeachtet in den weiten Steppen des inneren Hochlandes von Südwestafrika gedeiht.

Auch der Schatz medizinisch wirksamer Mittel, dessen sich unsere Heilkunde bedient, dürfte durch manches teils schon benutzte, teils noch unbekannte Erzeugnis der Flora Südwestafrikas eine Vermehrung erfahren. Oberstabsarzt Lübbert sagt darüber, daß es feststehe, daß viele der schon jetzt bei den Eingeborenen zur Verwendung gelangenden Pflanzen tatsächlich eine Heilwirkung äußern können. „Nach den bisher gemachten Erfahrungen besteht die begründete Aussicht, daß sich unser Arzneischatz um manchen brauchbaren Körper wird bereichern lassen."

Nachdem das Land und seine Hilfsquellen eine Darstellung erfahren haben, ist es an der Zeit, auch seine Eingeborenen zu schildern. Ich beginne mit dem seinerzeit mächtigsten der mit uns in engere Beziehungen getretenen Stämme, den Hérero, wie wir, den Ovahereró, wie sie selbst sich nennen. (Ova ist nur die Form der Mehrzahl. Die verschiedene Betonung dagegen hat ihre Bedeutung: der Ton auf der letzten Silbe

heißt: wir, das mächtige Herrenvolk der Herero; der Ton auf der ersten Silbe dagegen ist die einfache Stammesbezeichnung. Ganz falsch aber ist bei uns in Deutschland gebräuchliche, leider auch von vielen in dieser Beziehung ohne Erfolg in Südwestafrika Gewesenen angewandte Betonung auf der zweiten Silbe.) Frau E. Sonnenberg[14]) schildert dies Bantu- (d. h. Kaffern-)Volk ganz treffend, wie es sich dem Auge des neuangekommenen Weißen darstellt. Ihr Mann, der im Aufstand von den Herero erschlagen wurde, hatte sich am Waterberg niedergelassen. Kambasembi war der Häuptling dieses Teiles der Herero und seines Reichtums wegen weit berühmt.

Während ich unter den Herero lebte, hatte ich keine schlechte Meinung von ihnen in Betracht dessen, daß sie doch ein unkultivierter Negerstamm waren. In Deutschland hatte ich sie mir viel roher und zügelloser, besonders auch Weißen gegenüber, gedacht. Aus eigener Anschauung fand ich aber, daß sie vielmehr geneigt waren, die Angewohnheiten der Weißen nachzuahmen, soweit sie ihnen gefielen, um sich einen vornehmen Anstrich zu geben. Ihre Faulheit, vermute ich, beruht mehr auf Stolz, als auf der Unlust, zu arbeiten. Jeder wollte gern etwas gelten und hatte, wenn irgend möglich, Diener und Dienerinnen aus dem Eingeborenenstamme der Bergdamara oder Klippkaffern, die sehr lumpig gekleidet und meist klein von Gestalt waren. Zeigten sich die Herero im Umgang den Weißen gegenüber auch unterwürfig und gewannen deren Vertrauen, so waren sie doch im Grunde ihres Herzens sehr stolz und nannten die Deutschen Sklaven, wenn sie unter sich zu sein glaubten, weil diese eben arbeiteten. Mir gefielen am wenigsten die vornehmen Heidenfrauen in ihrer nach meinem Geschmacke häßlichen Tracht, mit den schweren Eisenringen an den Füßen und den Eisenperlen im Kopfputz. Sie merkten es wohl, wenn man vor dem fürchterlichen Geruch, der von ihnen ausging, die Nase kraus zog, und schimpften untereinander darüber. Dieser Geruch entstand durch das öftere Einreiben ihres Körpers mit Fett. Sie hielten es für den schönsten Schmuck, wenn die Haut von Fett glänzte. (Spottname: „Ölsardinen".)

Hier ist es am Platze, etwas über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen zu sagen, soweit ich Gelegenheit hatte, dieselben kennen zu lernen. Manchmal kam ich mit meinem Manne auf die große Heidenwerft des alten „Beibei", wie die Herero ihren Häuptling Kambasembi nannten. Diese Werft war ein großer Platz mit vielen Pontoks, eingezäunt mit Dornbüschen, die dicht übereinander und nebeneinander gelegt waren. Des Abends kamen Hunderte von Kühen in die in der Werft befindlichen Krale, wo die Frauen, alle in ihrer braunen übelriechenden Fellkleidung, mit Milchgefäßen (ehorro) warteten. Vor jedem Pontok stand wenigstens eine Onjuppa, und aus jeder nahm der alte blinde Kambasembi den ersten Trunk. So wollte es die heidnische Sitte. Kambasembis Lehmhäuschen war nicht rund wie ein Maulwurfshaufen, gleich den anderen, sondern viereckig und lag in der Mitte der Werft, dort brannte das heilige Feuer, welches nie verglimmte.

Kambasembi aß mit Vorliebe Zucker, und darum hatten wir ihm bei unserer Ankunft in Waterberg einen Eimer voll geschenkt. Er hatte großen Einfluß auf sein Volk und hielt es gehörig in Zucht, besonders auch die Frauen.

Der Bau der Pontoks war Sache der Frauen, und ich habe selbst zugesehen, wie diese aufgerichtet wurden. Zuerst wurden kräftige Stöcke in einem Kreis von drei Meter Durchmesser ringsum in die Erde gesteckt; diese durchzog man mit Zweigen und Rohr möglichst dicht. Alsdann wurde diese Laubhütte mit Lehm und Kuhmist beschmiert, und bald war der ganze Prachtbau fertig. Zur Regenzeit erhielt er wohl noch ein Schutzdach von Stroh. Es kam aber nicht selten vor, daß die Hütten einstürzten. Hausgerät war darin wenig zu sehen: Eine Onjuppa nebst Holzschüsseln, ein Eisentopf und höchstens ein kleiner mit Riemen bespannter Holzstuhl, — mehr habe ich selten gesehen. In der Hütte selbst wird ein Holz-

feuer angemacht, um das die Kaffern, meist auf Decken von Fellen, herumliegen und schlafen.

Der Herero lebt in den Tag hinein ohne große Sorge. Soviel ich weiß, hat er keine Zeitrechnung. Das Vieh ist sein ganzer Reichtum. Um das dreht sich alles; für anderes hat er wenig Sinn, es sei denn für Tabak und Pfeife, und jeder ist sein Herr (mohonna), der ihm Tabak gibt.

Jeder Großmann hat mehrere Frauen. Kambasembi hatte zwanzig. Die Ehe ist dem Volke nicht heilig, nach Belieben nimmt man Frauen oder schickt sie fort, und Eifersucht ist kein Laster der Herero. Die Mission nahm ja grundsätzlich nur Männer mit einer Frau in den Taufunterricht, machte aber eine Ausnahme mit Gabriel (Kondundus Vater), welcher ein eifriger Schüler der christlichen Lehre war. Dieser hatte zwei Frauen und wollte sich von keiner trennen. Eine, Kornelia, war die Mutter seiner erwachsenen Kinder, und die wollte er nicht verstoßen, seine junge Frau aber war ihm zu lieb, und von ihr konnte er sich nicht trennen. Kornelia, die ältere, vertrug sich aber später nicht mit der jüngeren und hatte ihren Pontok für sich. Die heidnischen Hochzeitssitten waren auch für christliche Trauungen noch zum größten Teil gebräuchlich, wie das ja auch bei unseren eigenen Voreltern der Fall war. Beim Hochzeitsmahle essen nur die Männer, die Braut bekommt gar nichts, damit die Ehe nicht kinderlos bleibe. Das Hauptessen besteht in einer furchtbar kräftigen Fleischbrühe, die unserem Geschmack nicht zusagt.

Die Hereros sind sehr abergläubisch, auch meine Sofia, die Waschfrau, legte verschiedene Proben davon ab. Sie sprach manchmal vom Geist, der im Brausen des Windes wohnt, von dem bedeutungsvollen Rufen verschiedener Vögel, und wollte eines Tages vor Entsetzen außer sich geraten, als sie auf dem Rücken meines Mannes ein Chamäleon entdeckte, denn wer dies Tier berührt, verfällt in schwere Krankheit und muß gänzlich abmagern, ja, einzelne sterben daran.

Sofia hatte auch ein Töchterchen, ein hübsches, kräftiges Kind von zwölf Jahren; aber sie verzog dies Kind, wie so viele Herero mit ihren Kindern tun. Auch ihr fehlten die vier unteren Vorderzähne, und die zwei oberen waren spitz zugefeilt — eine Sitte, die selbst bei den getauften Hereros noch sehr gebräuchlich war. Sie kennzeichnen damit den Hererostamm. Wenn auch das Volk der Herero gegen die eigenen Kinder nicht streng ist, so ist damit nicht gesagt, daß sie rücksichtsvoll gegen die Stammeskinder überhaupt sind. Wir nahmen einen kleinen, ganz abgemagerten Jungen zu uns, um ihn mit besserer Kost zu kräftigen. Er war bescheiden und würde später vielleicht einen guten Diener abgegeben haben. Niemand in ganz Waterberg, außer der Familie des Missionars, hatten sich um das elternlose Bürschchen gekümmert, kaum aber war er einige Wochen bei uns, da meldeten sich verschiedene Herero, welche behaupteten, es sei ihr Junge, und verlangten Bezahlung für ihn. Sie waren neidisch, daß der Junge zusehends kräftiger bei uns wurde und bettelten ihm seine Milch ab. Es schien überhaupt, als ob das niedere Volk sehr in Armut und Knechtschaft gehalten würde, denn es kam vor, daß ein Kaffer unseren Hunden die Knochen abjagte oder den Rest der Milch aus der Hundeschüssel trank; übrigens stahlen die armen und die reichen Herero und erblickten durchaus keine Schuld darin, namentlich wenn es ihrem Magen zugute kam. Machten sich bei uns angestellte Leute des Diebstahls schuldig, so wurden sie entlassen. Der kleine Junge, ebenso Tapita und Moritz, waren stets treu und bescheiden.

Ein ganz schlimmes Früchtchen hatte einmal in dem Hühnerstall des Missionars gehaust. Nach und nach wurden 11 Hühner vermißt, ohne daß man dem Täter auf die Spur kam. Möglicherweise war es ein Raubtier. Endlich erwischte man im Garten unter einem Apfelsinenbaum den ungefähr

12 Jahre alten Dieb. Er hatte sich Apfelsinen und gebratene Hühner gut schmecken lassen; zur Strafe steckte man ihn auf der Station, denn diese war damals schon eingerichtet, bis an den Hals in Lehm. Er entwischte aber unter Mitnahme eines halben Hammels, welcher auf der Veranda der Station gehangen hatte. Dann wurde er an Ketten gelegt.

im allgemeinen weniger stolz und leichter zu überzeugen. Verschiedene hatten mich bei Frau Missionar gelobt. Mein Mann wurde sehr gut mit den Eingeborenen fertig, und ich folgte einfach seiner Art, mit ihnen umzugehen.

Wie es sich aber später herausstellte, war keiner der ganzen Herero seiner milden Behandlung würdig gewesen, auch nur auf

Landschaft am Waterberg im Norden von Deutsch-Südwestafrika.

Trotzdem ich täglich mit dem Volke umging und Hunderte von ihnen zu uns kamen, habe ich sie doch nicht so gründlich kennen gelernt, daß ich ein volles Verständnis für ihr ganzes Wesen gehabt hätte. Ich bemühte mich, freundlich, mildtätig, zurückhaltend oder auch abweisend zu sein, je nachdem ich den Eindruck hatte, daß es nötig war. Die Christen unter ihnen waren vereinzelte übte ihr „Christenglaube" einen Einfluß in bezug auf ihren Lebenswandel aus.

Eine weitere Schilderung der Herero gibt uns Frau von Falkenhausen[4]), die lange Jahre in Südwestafrika gelebt hat, die letzten vier davon als Farmersfrau mitten im Hererolande. Auch ihr Mann wurde von den Herero hingemordet.

Gegen Mittag wurde wieder eingespannt,

und nach kurzem Treck fanden wir uns in Okasewa, dem Platz des alten Tjetjoo. Es war Sonntag und alle Hereros waren in großem Staat. Von der Straße aus gesehen, hatte der Platz eine malerische Lage. An beiden Seiten des Reviers standen dichte Baumgruppen, große Herden bunter Rinder weideten dazwischen, und von unserm Ausspannplatz aus sah man durch das Grün die Mauern des Missionshauses und der Kirche hindurchschimmern.

Wir gingen nach dem gegenüberliegenden Ufer; da kam uns eine junge Hererofrau entgegen, eine Heidin; denn sie trug noch das Nationalkostüm. Unter lebhaften Morrowrufen näherte sie sich uns und hielt mit den Worten: „tubao makaia" (gib Tabak), ihre Hand hin. Während mein Mann ein Stück Tabak abschnitt — er führte stets zu „Präsenten" an die Hereros einige Platten mit sich —, musterte ich die sonderbare Tracht genauer.

Um den Leib trug die Frau eine Art Korsett, ein sonderbares Kleidungsstück, das ich vorher noch nie gesehen hatte. Mit vieler Mühe streifte sie diesen kleinen Panzer über die Arme und den Kopf, als sie bemerkte, wie neugierig ich ihn betrachtete. Auf feine Riemen waren runde Plättchen von Straußeneierschalen von der Größe einer Erbse aufgereiht, etwa 25—30 wagerechte Reihen, die zwischen mehreren Längsstreifen aus ungegerbtem Leder befestigt waren. Dies Schmuckstück hatte ein tüchtiges Gewicht und als ich es in der Hand hielt, bot die Frau es mir zum Kaufe an; sie verlangte dafür einige Yards Blaudruck. Mein Mann gestattete mir den Handel, und ich war bald im Besitze des Korsetts, das ich als Rarität nach Deutschland senden wollte. Fürs erste hatte es noch einen für unsere Nasen entsetzlichen Geruch an sich, und die Riemen trieften förmlich von Fett. Zu Hause, so beschloß ich, wollte ich es erst tüchtig an der Luft trocknen lassen und womöglich kochen, um den penetranten Geruch zu vertreiben; allein er verlor sich nie, und als in Windhuk sich eine Liebhaberin dafür in einer Hererofrau fand, gab ich es ihr gern. Bei dem ungeheuren Gewicht dieses Kleidungsstückes und dazu dem der hohen eisernen Beinschienen (die Höhe derselben richtet sich je nach dem Reichtum des Mannes und der Beliebtheit der Schönen) kann man sich über den schleppenden, schwerfälligen Gang der Hererofrauen und ihre vornüber geneigte Haltung nicht wundern. Auch an den Armen tragen sie eine große Anzahl Ringe aus Messing, Kupfer oder Eisen geschmiedet. Diese Schmucksachen werden von den Ovambos gefertigt und von ihnen an die Hereros verhandelt. Man sagt, die Frauen trügen diese eigentümlichen schweren Stücke, um ihnen die Möglichkeit eines schnellen Entlaufens von ihren Männern zu nehmen. Ein größeres Stück gegerbten ebenfalls eingefetteten Leders wird um den Oberkörper geschlungen; ein anderes Stück Leder, das mit unzähligen blanken Stahlperlen und vielfach mit bunten Kleider- und blechernen Hosenknöpfen besetzt ist, bildet das Schurzfell.

Die Haare werden bei den Hererofrauen vollständig glatt abrasiert, den Kopfschmuck bilden drei lanzettlich geformte Blätter, die aus Ochsenfell geschnitten sind. Die Ränder derselben umnähen die Männer mit feinen Sehnen. In der Mitte sind Figuren ebenso ausgenäht. Die drei gebogenen Blätter stehen aufrecht in die Höhe und sind an einer nach dem Kopf geformten Haube aus starkem Leder befestigt. Eine dicke Rolle von weichem schokoladenfarbig gegerbten Leder hängt an beiden Seiten des Kopfes herunter, hinten endigt die Kappe in einen langen Behang, der mit Stahlperlen geschmückt ist. Die Kinder sieht man meist vollständig nackt oder nur mit einem winzigen Schurz umherlaufen.

Äußerst originell ist die Tracht der jungen Mädchen. Diese haben vollständige, bis an die Erde reichende Röcke aus in feinste Streifen geschnittenen Riemen, die ihnen beim Laufen sehr hinderlich sein müssen. Die Jungfrauen tragen nicht die gehörnte Haube; ihnen sind die Häupter auch spiegel-

glatt geschoren; nur am Wirbel des Kopfes bleibt ein Büschel des krausen Haares stehen, von dem etwa sechs Strähnen durch das Universalmittel Kuhdünger gesteift und mit dünnen Riemen zusammengedreht werden. An den Enden dieser Riemen sind Perlen befestigt. Es ist eine zwar sonderbare, aber keineswegs kleidsame Haartracht.

Hauptmann Schwabe[13a]) spricht über die Mühen, die sich die Mission um die Herero gegeben hat und fährt dann fort:

Aber steht nun heutigen Tages der erzielte Erfolg im Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe und Arbeit? Ich glaube: nein, und das liegt allein am Charakter des Volkes, von dem Rhoden an einer Stelle folgendes sagt: „Die unverschämtesten Bettler und geriebensten Betrüger finden sich nicht etwa hier und da unter ihnen, sondern die ersten Missionare meinten, das ganze Volk scheine gar keinen Begriff davon zu haben, daß Lügen und Stehlen Sünde sei. Ganz so schlimm hat sich's bei näherer Bekanntschaft doch nicht herausgestellt, und es finden sich hier und da noch Spuren von Dankbarkeit, Treue und Erbarmen. Aber diese Spuren sind selten. Im allgemeinen ist ihnen die roheste Grausamkeit natürlich. Sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf, als müßte es nur so sein, und wundern sich, daß die Europäer sich über solche Greuel entsetzen."

Heutzutage ist hiervon vieles durch die Arbeit der Mission und unter dem steten Druck der deutschen Herrschaft besser geworden. Aber wenn dieser Zwang nicht bestände, würden Ruhe und Frieden im Damaralande schwerlich vorhanden sein. Kann man denn hoffen, daß ein Negervolk sich in 50 Jahren so hoch entwickele, daß aus Bestien zivilisierte Menschen werden? Wohl mag es heut unter den Herero überzeugte Christen, gerechte Herren und treue Diener geben, aber das sind zweifellos nur sehr wenige; für die Mehrzahl ist das Christentum reine Modesache. Es gefällt ihnen, in die Kirche zu gehen und Lieder zu singen, denn sie sind sehr musikalisch; aber das Christentum — was die Hauptsache ist — in ihrem bürgerlichen Leben zu betätigen, davon ist nur bei den wenigsten die Rede. Auch äußerlich haben sie Fortschritte gemacht, sie kleiden sich auf den Missionsstationen europäisch, sie trinken Kaffee und Branntwein und führen moderne Gewehre, aber im Herzen sind sie die alten Herero geblieben, das haben uns ihre Treulosigkeiten in den folgenden Jahren deutlich und zur Genüge bewiesen, und das zeigen die Giftmorde, die, meist aus Habsucht, zwischen nahen Verwandten irgend einer Erbschaft wegen, noch heute ebenso häufig wie früher vorkommen.

Man muß auch einen großen Unterschied machen zwischen den Herero, die seit Jahren auf den Missionsstationen leben, und denen die weit ab von den großen Karawanenstraßen im Felde ihre Rinder hüten. Sind erstere von europäischem Schliff übertüncht, so haben wir in den letzteren die ursprünglich wilden Damara vor uns, Nomaden, die ohne Kunde von Gott und der Welt, mit Fellen und Drahtringen behangen, im Grasfelde umherirren, nur ihren Herden lebend. Und so groß ist der Unterschied, daß man glauben möchte, zwei ganz verschiedene Volksstämme vor sich zu haben, aber doch nicht groß und vertieft genug, daß nicht ein eines Verbrechens wegen von der Behörde verfolgter christlicher Dorf-Herero seine Kleider abwürfe und in das Feld entflöhe, um dort unter seinen heidnischen Brüdern versteckt selbst wieder ein wilder Heide zu werden.

Auch das Erbschaftsrecht der Kaffern macht der Tätigkeit der Mission die größten Schwierigkeiten, denn der Erbe muß mit den Herden, die ihm zufallen, auch die Frauen des Verstorbenen heiraten und unterhalten. Tut er dies nicht, so geht er der Erbschaft verlustig. War der Verstorbene nun ein Heide und ist der Erbe ein Christ, so wird letzterer, wenn er mehr als eine Frau heiratet, aus der Gemeinde ausgestoßen, was er allerdings wohl fast immer dem Verluste der Erbschaft vorzieht. Ein Beispiel hierfür war der einflußreiche Häuptling Manasse

von Omaruru, der allerdings später, wenn ich nicht irre, wieder Christ wurde. —

Aus der Treulosigkeit der Herero zog ich übrigens den Vorteil, jederzeit gut von Spionen bedient zu sein, die für Geld — guten Worten legten sie keinen Wert bei — alles, auch gegen ihre Stammesgenossen, taten und mir in den späteren Kriegen wesentliche Dienste leisteten. Die Furcht vor ihren Brüdern bewog sie aber doch, mich stets nur in tiefer Nacht aufzusuchen. Ein Posten führte sie dann zu mir. Lehrreich und kennzeichnend dürfte auch das Urteil eines Herero über den Charakter seines Volkes sein. Ich hatte unter meinen Dienern einen jungen Kaffern, der mir sehr ergeben war und mir eines Tages sagte: „Wenn die Herero zornig sind und toben, dann ist nichts zu befürchten, aber wenn sie lachen und freundlich sind, dann, Herr, sei vor ihnen auf der Hut!" *) Und ein anderer meiner Diener, ein treuer, anhänglicher und gewissenhafter Bastard, Petrus Benz, versicherte mir: „Mijnheer, die Herero sind so verschlagen, daß, wenn du auch ihre Sprache verstehst und mit ihnen am Feuer sitzt, sie deinen Tod beschließen können, während du glaubst, sie sprächen von Blumen! —

Man lernt dieses Volk erst kennen, nachdem man jahrelang unter ihm gelebt hat, und wie mancher Missionar hat mir bittere Klagen über die geringen Fortschritte der Mission unter den Herero ausgesprochen. Mißtrauisch, dünkelhaft, stolz und wiederum bettelhaft und hündisch, lügnerisch und treulos, diebisch und — wenn sie in der Überzahl sind — gewalttätig und grausam, das sind die hervorstechendsten Charaktereigenschaften der echten Herero, die sie übrigens mit vielen Kaffernstämmen Südafrikas teilen. Das Einzige, was man der Mehrzahl nicht absprechen kann, ist Tapferkeit im Kriege, aber auch nur, wenn es zum äußersten kommt. — Hart mag mein Urteil sein, gerecht aber ist es jedenfalls, und hart und gerecht muß auch die Behandlung sein und bleiben, die wir den Kaffern angedeihen lassen, sonst werden sie uns noch oft übel mitspielen, denn der Herero hält Milde und Nachsicht stets für Schwäche und Feigheit! —

> Wie die Herero untereinander Justiz üben, erfahren wir von Frau v. Falkenhausen[4]). In dieser Schilderung tritt der Unterschied zwischen unseren Rechtsanschauungen und denen der Eingeborenen klar zutage. Sie dürfte wohl überzeugend sein für die Richtigkeit meiner weiter vorn schon mehrfach aufgestellten Behauptung, daß es unter Umständen der eigenen Sicherheit wegen gar nicht anders geht, als den Neger seinen eigenen Anschauungen gemäß zu bestrafen, d. h. in einer Weise, die bei uns zu Hause als unerhört hart erscheint.

In Abwesenheit meines Mannes ließ ich eines Tages einen Streitfall durch den Kapitän Luther schlichten. Die Sache war folgende:

Durch Nachlässigkeit unseres Kuhhirten waren über Nacht einige Rinder auf der Weide verblieben. Am nächsten Morgen erzählte mir Anna, daß einer der Ochsen, die durch Ettapamoes Schuld im Felde geblieben waren, von einem „Wolf" (Hyäne) geschlagen worden sei. Das verwundete Tier läge nicht weit entfernt. Ich kleidete die Kinder und mich rasch an und begab mich mit Axel, unter Führung zweier Hirten des Häuptlings Braradjo von Otjihaenena, nach der bezeichneten Stelle. Auffällig erschien es mir, daß diese Leute mir fortwährend rieten, umzukehren; allein der wunderschöne Morgen reizte mich zum Weitergehen. Nach etwa einer halben Stunde wiesen denn die beiden Leute auf eine durch große Blutlachen gekennzeichnete Stelle, wo anscheinend die Hyäne den Ochsen zuerst angefallen hatte. Dann mußte er noch eine Strecke weit gelaufen sein, wir konnten deutlich seine Spur erkennen. Zu meinem Erstaunen fanden wir beim Verfolgen der Spur den Ochsen abgezogen, das Fleisch, von dem nur noch wenig vorhanden war, zerteilt. Bald ersah ich an verschiedenen noch glimmenden Feuerstellen, daß hier in der Nacht ein großes

*) Derselbe Junge sagte Leutnant Eggers und mir im Jahre 1896 den Ausbruch des großen Aufstandes voraus.

Festessen abgehalten worden war. Es schien mir nun zweifelhaft, ob die Erzählung, eine Hyäne habe den Ochsen getötet, auf Wahrheit beruhe, und ich erteilte den Leuten den Befehl, Fleisch sowohl als Fell nach dem Hause zu tragen. Daran konstatierte dann Luther, den ich zum Beistand herbeirufen ließ, daß wirklich eine Hyäne den Ochsen erst geschlagen hätte, dann aber sei er geschlachtet worden.

Luther war aufs äußerste empört, daß Braradjos Leute ohne meine Genehmigung von dem Fleisch gegessen hatten; das müsse bestraft werden, ich solle angeben, was ich zur Entschädigung verlangte. Da ich nicht wußte, welche Buße ich den Missetätern auferlegen sollte, aber auch die Sache nicht ungestraft hingehen lassen wollte, aus Besorgnis, daß dann häufiger eine Hyäne ein Stück unserer Herde töten würde, bat ich Luther, die Angelegenheit zu ordnen.

Er versprach mir vier Ochsen, von denen er einen für seine Bemühungen beanspruchte. Ich erteilte ihm Generalvollmacht, da ich die Rechtsprechung der Eingeborenen nicht kannte und mich nicht weiter mit der Sache befassen wollte.

Noch an demselben Tage kamen Braradjo, dessen Großleute und die beiden Missetäter, ferner Luther mit seinem Stabe, um bei unserem Hause „Kantor" abzuhalten, (d. h. die Sache zu besprechen). Nachdem ich sie alle mit Kaffee regaliert hatte, bat Luther um Tabak, und bei der im Kreise herumgehenden Pfeife wurde verhandelt. Bald überließ ich den Hohen Rat sich selbst und sah erst nach einer Stunde, wie weit das Kantor gediehen sei. Einer der Vertrauten Luthers, Gambanderu, kam mir bis in die Küche nach und sagte, ich solle mich mit dem Angebot, das mir Braradjo machen würde, auf keinen Fall zufrieden geben; er sei ein Schakal. Nun kam Braradjo; meine Hand ergreifend und mich „sein Kind" nennend, suchte er mich unter allerlei Schmeicheleien: — ich sei die beste deutsche Frau im Lande und dergleichen mehr — zu überzeugen, daß ein schönes, fettes Schaf genüge, das Unrecht wieder gut zu machen. Ich wies diesen Vorschlag entrüstet zurück: mit dieser geringen Entschädigung und Strafe würde ich mich nicht zufrieden geben. Nun verlegte Braradjo sich aufs Betteln: er wolle gewiß das beste und fetteste Schaf seiner Herde heraussuchen. Doch ich blieb fest: das reichte nicht!

Nach abermals langer Beratung mit Luther kam er wieder: „Jetzt, mein Kind, wirst du gewiß zufrieden sein. Ich will dir ein schönes, schönes Kalb geben." Luther machte mir eine abweisende Gebärde und ich verweigerte abermals die Annahme dieser Entschädigung und schloß, da es Abend wurde, das Kantor, d. h. forderte die Leute zum Nachhausegehen auf. Am nächsten Morgen begann die Fortsetzung und ich mußte wieder Kaffee und Tabak verabfolgen. Am Mittag endlich war die Verhandlung soweit gediehen, d. h. ich erklärte mich trotz Luthers gegenteiligem Rat einverstanden mit dem Angebot, daß ich einen großen Ochsen erhalten sollte; gegen Abend sollte er eintreffen.

In Erwartung des Tieres hielt ich mich draußen auf. Da wurde ein kleines, hinkendes brandmageres Öchslein in den Kral getrieben. Gleichzeitig erschien Braradjo, beteuernd, daß dies sein bestes Stück Vieh sei: er könnte nicht mehr geben, gewiß würde ich Mitleid mit ihm haben. Das hatte ich aber nun doch nicht, nachdem die Verhandlungen so lange gewährt und mich bereits viel Tabak, Kaffee usw. gekostet hatten. Braradjo zählte außerdem zu den reichsten Hereros. Tausende von Rindern sollten ihm gehören. Ich stellte mich also aufs äußerste entrüstet. Da wurde aber auch schon auf ein Zeichen Braradjos an seine Leute, die sich hinter Büschen versteckt hielten, ein schöner großer Ochse in den Kral getrieben und ich war im Begriff, zu erklären, daß die Sache beigelegt sei, als Luther vortrat und sagte, sie sei noch nicht beendigt, die Bezahlung an ihn für das „Kantor" stünde noch aus und er wolle sich gleich aus Braradjos Kral die beiden schönsten Schafe holen. Ich ließ sie diese Angelegenheit unter

sich ausfechten. Ich fand Braradjo hart genug bestraft für die Dreistigkeit seiner Leute; doch es ist feststehende Sitte unter den Eingeborenen, daß der Kapitän für die Vergehen seiner Leute aufkommt und auch ihre Schulden bezahlt, wenn sie es nicht selber tun können. Ein anderes Beispiel für diese Gepflogenheit erlebten wir auf einer früheren Reise in Opembamewa bei Kapitän Bock.

Diesem hatte ein benachbarter Herero, kurz bevor wir kamen, einen Hirten anempfohlen und besonders dessen Zuverlässigkeit gerühmt. Nach kaum acht Tagen war der Hirt verschwunden und mit ihm eine Anzahl Kleinvieh von Bocks Leuten. Dieser verlangte nun Auslieferung des Diebes und von dem Herero, welcher ihn empfohlen hatte, für jedes gestohlene Stück drei andere. Der Herero widersetzte sich anfangs und legte bei Kajata und Mambo, den beiden Großleuten dieses Distrikts, Berufung ein. Doch bestätigten sie das Urteil und verlangten für ihren Richterspruch jeder abermals die Zahl der gestohlenen Böcke für sich dazu. Wir waren erstaunt über diesen harten Rechtsspruch; aber lachend erklärten die Hereros, es sei ihre Art, die kleinsten Verbrechen unerbittlich streng zu strafen; die Art der Weißen zu richten sei ihnen unbegreiflich.

Selbst in ihren Märchen zeigt sich die Grausamkeit und Treulosigkeit der Herero. Wie im nachstehenden, von F. von Held[7]) mitgeteilten, die Kinder den alten Mann töten, wie unbarmherzig der Felsen das jüngste Mädchen festhält und es erst auf Anruf des Löwen losläßt, um es diesem in den Rachen zu liefern, bekundet doch ein sehr rohes Gemüt.

Die fliehenden Kinder.

Ein Hereromärchen.

Es waren einmal mehrere Schwestern, die gehörten den Hereros an. Als sie mit ihren Eltern an einen Platz gekommen waren, der sehr schöne Weiden und viele Bäche und Flüsse hatte, fingen sie an, sich hübsche kleine Hütten an den Ufern des Wassers zu bauen, und in ihnen wohnten sie. Bald aber waren die Weiden von ihrem Vieh abgegrast, und die Hereros zogen deshalb weiter und nahmen auch ihre Kinder mit sich. Indessen waren sie noch nicht weit gewandert, als die Mädchen, welche sich die Hütten gebaut hatten, beschlossen, wieder zurückzugehen; denn sie sehnten sich nach ihrem alten Spielplatz. Deshalb gaben sie die Lasten, welche sie zu tragen hatten, und die in Tüchern, Kochgeräten und Schemeln bestanden, an ihre Eltern und traten den Rückweg an. Als sie zu ihren Hütten gekommen waren, fanden sie, daß Bergdamaras Besitz von ihnen genommen hatten. Da fürchteten sich die Mädchen und versteckten die älteste Schwester. Sie hieß Cnihova. Als die Bergdamaras die Mädchen sahen, beschlossen sie, dieselben zu Weibern zu nehmen.

„Diese gehört mir," sagte der eine.

„Und diese hier mir," sagte ein anderer.

Schließlich war nur ein alter Mann übrig, der noch keine Frau hatte. Zufällig fand er die versteckte älteste Schwester und rief:

„Diese gehört mir!"

„Nein," rief der Häuptling. „Sie soll auch noch mir gehören; denn ich bin euer Häuptling."

Dann begaben sie sich zur Ruhe. Am folgenden Tage gingen die Damaras auf die Jagd. Nur der alte Mann blieb zurück. „Ich werde euch bewachen," sagte er zu den Mädchen und legte sich quer vor die Schwelle der Hütte. „Solange ihr hört, daß ich grrr, grrr, grrr sage, wißt ihr, daß ich noch nicht fest schlafe; hört ihr mich aber pfuh, pfuh sagen, dann bin ich fest eingeschlafen." Da warteten die Mädchen, bis sie den Alten „pfuh, pfuh" sagen hörten. Dann standen sie auf, befestigten allen Zirat an den Gewändern, damit er keinen Lärm machen konnte und horchten noch mal, ob der Mann auch wirklich schliefe. Als sie dessen ganz sicher waren, schritten sie über ihn fort aus der Hütte hinaus, nahmen Asche und bestrichen sich mit ihr gegenseitig die Gesichter.

Der Häuptling der Damaras hatte einen großen Stein vor der Hütte liegen, den benutzte er als Sitz. Diesen Stein nahmen die Mädchen und zerschmetterten mit ihm den Kopf des schlafenden Mannes. Dann gingen sie eilends fort und folgten den Spuren der fortgewanderten Hereros; denn sie wollten nicht bei den Damaras bleiben. Bald kamen sie an einen großen, flachen Felsen, der wie ein Haus aussah. Vor ihm stand das älteste Mädchen, welches Cnihova hieß, still und rief:

„Felsen, öffne dich!"

Darauf tat der Felsen sich auf und ließ die Mädchen eintreten, voran die, welche gerufen hatte.

Die jüngste der Schwestern hieß Cahavandye und folgte nach. Als sie alle in dem Felsen waren, schloß er sich wieder; aber der Raum in ihm war etwas zu eng für sie alle.

„Wenn es sehr eng hier wird," sagte Cnihova zu ihren Schwestern, „so dürft ihr nicht schelten."

„Wie," rief Cahavandye, „nicht genug Raum will er uns geben, und wir sollen nicht einmal schelten? Es ist ein ganz abscheulicher Felsen!"

Dann schwiegen sie alle.

Als die Bergdamaras zurückkamen, fanden sie, daß die Mädchen alle verschwunden waren und den alten Mann getötet hatten. Sofort machten sie sich auf den Weg, um die Entlaufenen zu verfolgen. Als sie zu dem großen flachen Felsen kamen, konnten sie die Spuren nicht mehr sehen und fragten einander:

„In welcher Richtung mögen sie weitergegangen sein?"

Da hörten sie den leisen Klang der Glocke, welche das älteste Mädchen an ihren Kleidern trug.

„Was war das?" riefen die Damaras. „War es nicht der Klang einer Glocke? Oder war es die Stimme eines Vogels, die wir gehört haben? Sind sie aber fortgenommen, so war es der Klang einer Glocke, und die Mädchen waren hier versteckt."

Dann gingen sie wieder zurück zu den Hütten.

Sobald die Mädchen merkten, daß die Damaras fortgegangen waren, sprach Cnihova zu dem Felsen: „Öffne dich!"

Da öffnete er sich und ließ die Mädchen hinaustreten. Als aber Cahavandye, die jüngste der Schwestern, den andern folgen wollte, schloß er sich geschwind und hielt sie gefangen.

Die Mädchen nahmen nun von dem Felsen, was die Damaras dort hatten liegen lassen; aber ehe sie weitergingen, baten sie den Felsen:

„Gib uns unsere Schwester! Sie ist ein Kind und hat gesprochen wie ein Kind; ihre Worte haben kein Gewicht."

Aber der Felsen öffnete sich nicht. So zogen denn die Kinder weiter und kamen nach langem Wandern dahin, wo ihre Eltern und Freunde sich niedergelassen hatten. Große Freude herrschte, und Feste wurden veranstaltet, weil die Mädchen und besonders die Älteste wiedergekommen waren. Von nun an blieben sie stets da, wo auch ihre Eltern waren.

Cavahandye, die in dem Felsen geblieben war, weinte bitterlich und rief fortwährend:

„Öffne dich, öffne dich! Ich habe gesprochen, wie ein Kind redet."

Aber der Felsen erhörte sie nicht. Wenige Tage darauf kam ein Löwe des Weges, der rief den Felsen an:

„Öffne dich!"

Da gehorchte der Felsen. Als Cahavandye aus der Öffnung heraustrat, verfolgte sie der Löwe; doch das Mädchen rannte, so schnell es konnte, und erreichte beinahe den Platz, wo es seine Mutter und Schwestern zu finden hoffte. Da es aber vom Laufen ermattet war und in der Schnelligkeit nachließ, wurde es doch noch eine Beute des Löwen, der es verschlang. Als die Damaraleute zu dem Felsen kamen und ihre Schilder und Speere fort waren, wußten sie, daß es die Hereromädchen ge-

wesen waren, welche sie genommen hatten; deshalb folgten sie ihren Spuren, aber sie erreichten sie nicht und kehrten wieder zurück.

Den Herero benachbart und, wie sie, der Banturasse angehörig sind die Ovambo. Ihre allgemeine Stammeseinteilung ist schon im vorhergehenden erörtert. Wie im einzelnen ihr Sitten sind, das beschreibt Missionar Dr. Brincker[1]) wie folgt. Auch bei ihnen liegt der Hauptteil der landwirtschaftlichen Arbeit auf Frauen und Sklaven.

Bei den Ovakuánjama könnte auch gelten: Für den Spatz ist das Vergnügen, für die Spätzin ist die Pflicht. Die Frauen müssen alle Arbeit verrichten, die der Boden erfordert. Höchstens daß die Männer, wenn es sich um Umlegung neuer Äcker handelt, die darauf stehenden Bäume fällen und wegschaffen; denn alle in Verbindung mit Holz stehenden Arbeiten tut der Mann. Die Frauen müssen den Dünger aufs Land tragen, das darauf befindliche Stroh von der vorigen Ernte verbrennen und dann den trocknen und harten Boden umhacken. Dieses geschieht vermittelst einer Hacke (etémo), deren Blatt etwa ein und eine halbe Handbreit ins Geviert hat und in einen krummen, gebogenen kleinen Griff zur Befestigung des Holzstiels ausläuft. Eine solche etémo ist Frauenwerkzeug par excellence, und jeder Freier hat seiner zukünftigen Braut mit anderen Gegenständen zwei, drei oder mehrere omatémo zum Geschenk zu machen. Wie würde sich das wohl machen, wenn so in Deutschland jeder Bräutigam seiner Auserkorenen einen Spaten verehren müßte?

Ist nun das Korn geerntet und in die großen Körbe (omalímba) zur Aufbewahrung getan, dann müssen wiederum die Frauen jeden Tag den täglichen Bedarf in hölzernen Mörsern zu Mehl stampfen, anderes für das Biermalz enthülsen, das Bier (omalódu) bereiten und es den Männern zum Trunke darreichen. Arbeit der Männer ist das Hüten des Viehes, das Melken der Kühe und Ziegen, das Bauen der eúmbo oder des Gehöftes, der Krieg, das Spiel (okutovéla), Holzfällen, Schmieden, der Handel (Karavanenzüge), Gerberei, Schnitzerei (Stöcke und Waffen) und dergl. mehr. Man kann nicht sagen, daß die Leute faul sind. Arbeiten, die durch die eindringende europäische Kultur entstehen, wie Anlegung von Gemüsegärten usw., haben doch die Männer übernommen. Jene vielen der Frau obliegenden Arbeiten aber begünstigen, ja erfordern geradezu die Polygamie, besonders für größere Grundbesitzer.

Das ganze Land ist eigentlich Eigentum der Königs- oder Häuptlingsfamilie, die mütterlicherseits immer „edel" erhalten bleiben muß. Aus dieser wird der jeweilige ohámba oder Fürst genommen. Dieser ist Herr über jeden Besitz und Besitzer sowie über Leib und Leben aller seiner Untertanen, sofern sie zu seinem Volksstamm gehören. Er vergibt die Äcker oder das Land, worauf jemand wohnen will; er kann es auch wieder wegnehmen und einem andern geben. Durch Kauf kann sich niemand ein Stück Land erwerben. Nur Vieh, Lebensmittel, Eisenwaren, Tabak, Perlen usw. sind Artikel, die durch Tausch den Besitzer wechseln können. Aber auch über diese glaubt der ohámba ein Recht zu haben, sich dieselben anzueignen. Ist er gutmütig und nicht zu Grausamkeiten geneigt, dann geht es noch einigermaßen; wenn er aber ein wütender Tyrann, dann wehe dem armen Volke! Die von solch einem Unmenschen begangenen Greuel sind oft himmelschreiend.

Jeder Hof- oder Ackerbesitzer (omuneúmbo) ist dem ohámba ganz und gar verpflichtet und muß ihm zu jeder Zeit mit seinen Hörigen, Knechten und Mägden zu Dienste stehen. Auf die geringste Weigerung würde wenigstens der Verlust seines Ackers, wenn nicht gar der des Lebens stehen. — Das ganze Land ist in — omikúnda — (Einheit omukúnda) eingeteilt, über welche ein Günstling des ohámba oder ein einflußreicher Grundbesitzer oder Vasall als elénga (Mehrheit omalénga), Distriktsamtmann, gesetzt ist.

Über die Viehzucht und deren Ver-

wertung bei den Ovambos berichtet Pastor Himmelreich[8]). Auch die Art ihrer Getränke führt er an.

Die Ovambo sind also auch Viehzüchter; doch hat die Viehzucht bei weitem nicht die Bedeutung wie bei den Herero. Das Werk der Männer ist es, die Kühe zu hüten, sie zu melken, täglich den Brei, die Hauptmahlzeit der Ovambo, zu kochen und Holz zu fällen. Neben dem Rindfleisch spielt das Hundefleisch eine besondere Rolle. Es gilt als Leckerbissen. Darum werden viele Hunde gehalten. Eine beliebte Fleischspeise sind auch Fische und Frösche, die zur Regenzeit, in welcher der Kunenefluß das Land überschwemmt, recht zahlreich sind. Die Bereitung des Bieres aus Korn habe ich schon erwähnt. Aus der zwetschenähnlichen Frucht des Omuchongobaumes bereiten die Ovambo eine Art Branntwein, dessen Genuß sehr berauschend ist und sie zu wahren Teufeln macht. Zum Glück ist die Frucht nur im März oder April zu haben. Alle Ovambo verstehen, aus Palmblattfasern Körbe herzustellen.

Wie die Ovambo sich kleiden, beschreibt gleichfalls Brincker[1]); wie man sieht, hält er's nicht eben für viel.

Nun, wie man's nimmt. Einige nennen es so, andere nennen es Adamsschürze. Die Wahrheit liegt auch wohl hier in der Mitte.

Was aber überall von den andersfarbigen Völkern gilt, trifft auch hier zu. Die schwarzbraune Farbe der Haut läßt die Nacktheit viel erträglicher erscheinen, als es die weiße eines Europäers tun würde. Man vermißt die Bekleidung an jener nicht so stark wie an dieser. Die Männer nun tragen einen etwa handbreiten Gürtel (ekuámo) von gegerbter Rindshaut. An demselben ist vorn ein adamitisches Feigenblatt, eine Art Schurz (etéta), von einem Rindermagen gemacht, befestigt, hinten ein auch aus Rindshaut gemachter Lappen (oñutúva genannt) und ein wunderlich geformtes Ding, gen. eshongi. Als Fußzeug werden entweder Sandalen oder auch wirkliche Schuhe (eeñáku), natürlich keine à la mode de Paris verfertigte, benutzt. Vermögende Männer tragen auch noch Perlenschnüre (oilánda) von Glasperlen gewisser Farbe und Größe, die bis jetzt als Geld dienen, um den Hals, und Männer von Rang eine Kette (onjóka) von dicken, sehr wertvollen Perlen. Die Frauen bedecken ihre Blöße mit einer Art kurzer Anstandsröckchen, aus lauter Riemen (omija) bestehend, die durch ein Riemenband, das um die Hüfte gebunden ist, gehalten werden. An diesen ist wie bei den Männern ein etéta, Vorschurz, und hinten ein etwas größeres Stück gut gegerbte Haut, genannt ongúo, befestigt. Um den Hals tragen sie ebenfalls oilánda, Glasperlenschnüre, aber keine onjóka. Die Kinder beiderlei Geschlechts tragen ebenfalls einen kleinen Fellschurz.

Das weibliche Geschlecht ist auch hier nicht aus der Art geschlagen. Das zeigt der wunderliche Kopfputz oder die Art der Haartracht, omatéla genannt. Die wolligen Haare werden durch weichen Baumbast und Baumharz verlängert und vorne und hinten zu je zwei Hörnern, ähnlich denen der Giraffen, geformt. Es gibt aber auch Abweichungen in der Form der „Haarmachung". Denn an Modeerfinderinnen ist auch hier kein Mangel. Eine graziöse Dame im obengeschilderten Kostüm, mit der Tabakspfeife im Munde und reichlich mit für uns übel-, aber für sie wohlriechender Pomade gesalbt, dünkt sich ebenso unwiderstehlich, wie ihre geputzten weißen Schwestern es tun. — Angesehene Frauen werden immer mit „meme", Mama, angeredet.

Die Brautwerbung bei den Ovambos schildert Brincker[1]) an anderer Stelle. Ein richtiger „Hochzeitsmarkt" geht der eigentlichen Brautwerbung voraus. Auch hier spielt Tanz und Musik die vermittelnde Rolle. Das Ballkostüm der heiratsfähigen Schönen dürfte allerdings kaum den Beifall unserer jungen und alten Damen und Herren finden.

Efúndula-Fest.

Dies ist eigentlich eine großartige, staatlich geschützte Mädchen-Ausstellung, der jedes heiratsfähige Mädchen beiwohnen muß, ehe

es geheiratet werden darf. Das Fest wird bei den Ovakuánjama auf folgende Weise begangen: In der eúmbo des Oberhäuptlings wird, wenn in der Familie desselben genügend Mädchen so weit erwachsen sind, durch tagelang vorhergehendes Trommeln morgens und abends, das sich bis zu den äußersten Grenzen des Landes fortsetzt, solch eine efúndula angekündigt. Am Abend vor derselben bringen nun die Mütter ihre Töchter dorthin, wo sie auch des Nachts schlafen, aber von den Müttern bewacht werden. Die zur Mädchenschau kommenden Jünglinge, auch schon mehrere Frauen besitzende Männer ziehen trommelnd, singend und lärmend ebenfalls dorthin, wo sie nach Sonnenuntergang ankommen. Die ganze Nacht wird getrommelt, geschrien und getanzt bis Sonnenaufgang. Die Mädchen, einen Ochsenschweif in der Hand, mit wildem Haar, in das allerlei hineingeflochten ist, Schnüre weißer Perlen um die Lenden und trockne Baumfrüchte an den Füßen, springen nach dem Takt der Trommeln tanzend in den Kreis der Männer und Jünglinge und ebenso wieder hinaus. Auch Männer und Frauen springen und tanzen mit. Der Eigentümer der eúmbo muß sich während dieser nächtlichen Orgien anderswo aufhalten. Die Mädchen werden streng bewacht, und ein Vergehen während dieser Feier wird bei demselben mit dem Tode bestraft, der schuldige Mann oder Jüngling aber als Sklave verkauft. Von allen Seiten sind die Leute herangekommen, und da alle in der eúmbo oder in der Nähe derselben übernachten, geht es dabei im übrigen recht heidenmäßig zu.

Nachdem die Fremden sich wieder zerstreut haben, werden die efúndula-Mädchen von den Frauen von allem, was sie während der Feier am Leibe hatten, entledigt, ihnen eine Art Hut aufgesetzt — sie werden schon vorläufig unter die Haube gebracht — und sie am ganzen Körper mit Asche eingerieben. Darauf gehen sie in Reih und Glied aus der eúmbo heraus. Das vorderste Mädchen beginnt den Reigen mit einem Rezitativ, worauf die folgenden mit hó, huí antworten. Sie tragen nun den Namen oihanangólo (Bedeutung dunkel; vielleicht: die Kniebeuger) und gehen als solche im ganzen Stammgebiet einen Monat lang umher, überall aufs beste bewirtet. Alle Männer und Jünglinge, selbst der ohámbo, müssen ihnen bei Begegnung ausweichen, widrigenfalls sie eine tüchtige Tracht Prügel von ihnen hinzunehmen haben.

Zu ihrer elterlichen eúmbo zurückgekehrt, werden sie gewaschen und frisch eingeschmiert. Jetzt dürfen sie öffentlich geheiratet werden; nie aber, bevor sie bei der efúndula waren. Wer sich eine ausersehen hat, sendet nun ihrem Vater eine junge Kuh (Färse) und etwas Glasperlen, der Mutter aber vier omatémo, d. h. Ackerhacken, weil die Frauen ja den Acker zu bearbeiten haben. Wird dieses angenommen, dann muß das Mädchen gehen, ob es will oder nicht, um nun die Frau des Bewerbers zu werden.

Die Gehöfte der Ovambo, namentlich aber die der Häuptlinge stellen ein richtiges aus Palisaden errichtetes Labyrinth dar. Innerhalb der einzelnen Höfe, in welche die durch die Palisadenreihen gebildeten engen Gänge ausmünden, stehen die eigentlichen Wohnhäuser des Familienvaters, resp. des Häuptlings, seiner Weiber, seines Gesindes und die Unterkunftsräume für das Vieh, sowie die Wirtschaftsgebäude. Eine solche eúmbo eines großen Häuptlings beschreibt Brincker[1]).

Eine eúmbo, genannt Ombála, ist nun folgendermaßen gestaltet:

Sie besteht aus lauter Pfählen, jeder Pfahl etwa 3½ Meter lang. Diese sind eng aneinandergefügt und bilden die vielen Gänge und Irrgänge, in denen sich kein Fremder ohne Führer zurechtfinden kann. Vor einigen Jahren brannte die alte eúmbo des Uejula ab. Die Errichtung der neuen hat wenigstens zwei Jahre gedauert. Es mögen etwa 30 000 Pfähle dazu verwandt worden sein. Jeder Mann des betreffenden Stammes ist dazu verpflichtet, wenigstens einen Pfahl zur „eúmbo“ zu bringen; man sieht daher während der Errichtung Karawanen von 50 und mehr Männern mit Pfählen ankommen.

Wo solche Gehöfte errichtet werden können, muß Holz wachsen. Jeder andere Besitzer einer „eúmbo", den man einen Bauer nennen könnte, hat ein derartig eingerichtetes Gehöft, jedoch in viel kleinerem Maßstabe. Diese „Omaúmbo" (pl. von eúmbo) liegen im Lande zerstreut, etwa wie die Bauernhöfe im Ravensbergischen; jeder Bauer wohnt auf seinem Lande, das er auch bebaut. Man wird einer solchen eúmbo eines Häuptlings eine gewisse Darstellung von Hoheit, ja selbst roher Kunst nicht absprechen können.

Die Einzelheiten einer eúmbo*) sind folgende:

1. Haupteingang, genannt oñu.
2. Weg (olukála, pl. omalukála), den ein Fremder gehen muß, wenn er zum Häuptling will; er nimmt etwa 20 Minuten in Anspruch, endet in 8 und ist ohne Führer, den man in 7 findet, nicht zu machen.
3. Weg des Häuptlings (rot gestrichelt).
4. Kurzer Weg zum Palaver-Raum, der nur Günstlingen und Hofbeamten (auch den Missionaren) gestattet ist.
5. Weg der Frauen zu dem Stampfraum Nr. 11.
6. Weg des Häuptlings zu den Viehhürden 16a und 16b.
7. Warteraum für Fremde, genannt epataakúla.
8. Großer Palaver-Raum mit Baumstämmen als Stühlen, genannt olupále.
9. Geheimer Palaver-Raum, genannt okalupále.
10. Abteilungen der Leibwächter, genannt omihándjo.
11. Kornstampfraum, genannt okoiini, mit den hölzernen Stampfmörsern, genannt oiini.
12. Frauenhöfe mit Hütten, genannt omapátaovalikádi.
13. Spielplatz, genannt etala lokutóvela. Hier spielen die Männer leidenschaftlich ein Spiel, welches sie okutóvela nennen.
14. Schlafstelle des Häuptlings.
15. Biertrinkhalle.
16. Viehhürden, genannt oijúnda.
17. Kälberhürde, genannt okaúnda koutana.
18. Schlafhäuser für die Hirten.
19. Eingang und Weg des Viehes zu den Hürden (16).

Was das unter Nr. 13 genannte Spiel okutóvela betrifft, so werden dazu runde, inwendig glatte, kleine Löcher in den Boden gemacht. Zwei Spieler teilen sich in diese, indem jeder eine Seite einnimmt. In die Löcher werden dann Fruchtkerne nach einer bestimmten Zahl gelegt, die beim Spiel nach wissen Regeln umgelegt werden. Bestimmte Löcher bilden die Treffer. Zweck des Spieles ist, sich einander (wenigstens in der Phantasie) Rinder abzunehmen. Die Spieler suchen durch schnelle Manipulation der Fruchtkerne die Treffer so zu gewinnen, daß sie die Zahl „5" in dem betreffenden Loche haben. Der Gegner sucht aber auch in seinem Kontratreffen dieselbe Zahl zu erhalten. Dann ist der Gegner schachmatt gestellt.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander ist bei den Ovambostämmen keineswegs ausgeprägt. Im Gegenteil liegen sie eigentlich zumeist in Fehde miteinander, wie das bei Negern — zu unserem Glück — das gewöhnliche ist. Als landbauende Leute halten die Ovambos aber im Grunde nicht allzuviel vom ernsthaften Kriege, sondern beschränken sich, wie Brincker[1]) schreibt, im wesentlichen darauf, dem Gegner soviel wie möglich an Wertobjekten wegzunehmen, als sie können.

An Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen fehlt es fast nie; Trägheit aber, Feigheit und Liebe zum Leben und eigenen Herd läßt es selten zum blutigen Kriege kommen. Gewöhnlich halten zwei oder mehrere Stämme zusammen und haben

*) Diese Beschreibung mußte ich wesentlich umarbeiten, weil es mir durch einen unglücklichen Zufall unmöglich wurde, den von Dr. Brincker gegebenen Grundriß zu bringen.

dann einen anderen, den sie von Zeit zu Zeit berupfen. Zu letzteren gehört jetzt der Stamm der Ongandjéra, nordwestlich von Ondónga. Da fast alle Männer jetzt gute Feuerwaffen haben, beschießen sich die streitenden Parteien aus respektvoller Ferne, während andere Vieh, Pferde und Menschen zu rauben suchen. Haben sie genügend erhascht, ziehen alle ab und suchen die Beute in Sicherheit zu bringen. Der Häuptling nimmt die Gefangenen und den Löwenanteil, das übrige erhalten die Krieger.

Soll ein solcher Kriegs- und Raubzug gegen einen anderen Stamm unternommen werden und verheißen die Zauberpriester Glück, dann schickt der Häuptling Botschaft durch das ganze Land. Daraufhin laufen kriegs- und raublustige Männer zu seinem Gehöft, wo dann das Nähere mitgeteilt und verabredet wird. Wenn man von den teuflischen Grimassen und Aufführungen dieser Krieger (ovakuáita) auf ihren Mut und die von ihnen zu verrichtenden Heldentaten schließen dürfte, dann wehe den Überfallenen; aber — so lange es keine Gefahr hat, spielt man am besten Krieg. Und doch kann man auch hier mit Recht sagen: vae victis, wehe den Besiegten, in diesem Falle den Gefangenen.

> Gefährlicher sind sie, wenn sich ihre kriegerischen Gelüste gegen Weiße richten, besonders deshalb, weil diese unter ihnen bis jetzt nur in sehr geringer Zahl leben und der Neger, wenn er in der Übermacht ist, stets dazu neigt, diese auszunutzen. So ist z. B. für die Missionare der Tod eines Häuptlings immer ein kritischer Augenblick: ihr Beschützer ist tot, eines natürlichen Todes ist er nach der Anschauung seiner Untertanen niemals gestorben: was ist da natürlicher, als daß die von der großen Masse stets beargwöhnten Missionare die Schuld tragen? Eine solche bange Zeit schildert Pastor Himmelreich[8]).

Eine Anzahl Vornehmer des Ovakuanjamastammes war plötzlich gestorben, und zwar wohl infolge zu reichlichen Genusses von Branntwein. Das gab den auf die Erfolge der Mission eifersüchtigen Zauberern Anlaß, gegen die Missionare zu hetzen. Hierzu kam der Ausbruch der Rinderpest. Daraufhin erklärten die Zauberer: „Seitdem die Weißen ins Land gekommen sind, herrscht ein böser Wind. Erst starben viele Vornehme, nun kommt noch das Viehsterben hinzu. Auf, laßt uns sie töten!"

Besonders stand Stahlhut nach den plötzlichen Todesfällen in großer Gefahr. Doch er fürchtete sich nicht, er wußte sich geborgen im Schutze Gottes. Auch trat Uejulu auf seine Seite und erklärte: „Solange ich hier bin, geschieht euch nichts." Zu dem beabsichtigten Überfall kam es nun freilich nicht, aber ein Unterhäuptling, ein Erzheide namens Nandjungu, bereitete dem Missionar allerlei Belästigungen und wollte in einer Nacht mit Bewaffneten in sein Wohnhaus einbrechen. Die Geistesgegenwart Stahlhuts jedoch machte das Beginnen des Häuptlings zu nichte.

Auch die Rinderpest, die die Zauberer zur Vernichtung der Mission ausnutzen wollten, hatte einen ganz anderen Ausgang, als die Feinde des Evangeliums gedacht hatten. Es trug dazu bei, die Stellung der rheinischen Sendboten zu befestigen.

Dieselben fingen nämlich an, die Ochsen und Rinder nach der Methode Koch zu impfen. Anfangs hatten die Leute gar keine Lust, mit ihren Tieren das gleiche tun zu lassen. Es hilft nichts, erklärten sie; was sollen wir den Tieren die Krankheit in den Körper bringen? Doch das Impfen hatte Erfolg; vor allem stellte sich Uejulu auf die Seite der Missionare, und nun eilten alle herbei, und es gab einen Zulauf sondergleichen. Tag für Tag waren die Missionare unterwegs und lagen dem Geschäfte des Impfens ob. Wulfhorst schätzte die Zahl der von ihm geimpften Rinder auf 6000 Stück. Aber die Mühe wurde reichlich gelohnt durch den über Erwarten schönen Erfolg, und die Heiden erklärten: „In diesem Jahre habt ihr für euch selbst gesprochen." Hören wir aus einem Brief, wie die ganze Angelegenheit die Stellung der Brüder befestigt hat. „Überall im ganzen Land kennt

man jetzt die Missionare persönlich, denn mit Tausenden kommen wir durch die Impferei zusammen. Schon das ist von unschätzbarem Wert für unsere Arbeit. Aber das ist noch nicht alles. Wir hatten bei der Hilfe, die wir den Leuten leisteten, die beste Gelegenheit, sie zur Predigt einzuladen. Wie oft kam es vor, daß die Leute bereits am Samstag kamen; wenn aber gerade keine Galle da war, mußten sie warten bis zum Montag. So fanden viele Gelegenheit, am Sonntag Gottes Wort zu hören. Die Pest ist nun längst vorüber, aber unsere Kirchen füllen sich immer mehr von Sonntag zu Sonntag. Von weit und breit kommen die Leute und wollen Gottes Wort hören. Sie bleiben oft acht Tage hier, gehen auch in die Schule, um lesen zu lernen. Auch die Kranken werden uns jetzt von weit her ins Haus gebracht. Die Leute sagen: „Könnt ihr die Ochsen gesund machen, so könnt ihr auch wohl die Menschen heilen."

Im Caprivizipfel sitzen gleichfalls Leute der Banturasse, ein Stamm vom Volke der Betschuanen, die Mambukuschu, wie Prof. Passarge[11a]) sie nennt, oder die Ovambokuschen, wie Hauptmann Volkmann sie bezeichnet. Ihr Sitz ist aber nicht auf das deutsche Gebiet beschränkt, sondern sie wohnen zum Teil auch auf Grund und Boden, über den die Engländer die Schutzherrschaft haben. Sie sind als Betschuanen ein sehr auf den Erwerb bedachtes Volk, so daß im Benehmen ihrer Häuptlinge die Habsucht der hervorstechendste Zug ist.

Andaras oder Libebes Dorf ist ein in Südafrika berühmter Platz. Als Livingstone den Ngami entdeckte, hörte er bereits von dem gefürchteten Häuptling Libebe. Man hielt ihn für einen mächtigen Zauberer, dem man freiwillig Geschenke brachte, damit er nicht das Wasser im Okawango versiegen ließe. Solche Vorstellungen weisen wahrscheinlich auf stark wechselnde Höhe der jährlichen Hochflut hin. Libebe wurde von Green besucht, jedoch wissen wir von dieser Reise wenig. Andara war sein Nachfolger. Während seiner Regierung kamen die Treckburen ins Land. Aurel Schulz und Hammar gelangten 1886 vom Kwando aus nach Andaras Dorf und wurden sehr schlecht behandelt und ihrer Waren beraubt, bis einige Batauana sie aus ihrer Lage befreiten. Zum Abschied versetzte Schulz dem habsüchtigen Neffen Andaras eine so kräftige Ohrfeige, daß er lang hinschlug. Dieser geohrfeigte Prinz war der jetzige Häuptling Libebe.

Ähnliche Erfahrungen wie A. Schulz machte der deutsche Händler Franz Müller, der im Jahre 1889 vom Ngamisee her über Andara nach der Barutsehauptstadt Lialui reiste. Auf der Heimreise wurde er von dem habgierigen Andara bestohlen, und nur mit dem Revolver in der Hand gelang es ihm, die Rückgabe eines Teiles der gestohlenen Sachen zu erzwingen.

Inzwischen war nun aber eine wesentliche Veränderung in den politischen Verhältnissen eingetreten. Die Batauana hatten die Okawangostämme bis zu den Magwikwehäuptling Niagana hin unterworfen und sich tributpflichtig gemacht. Die Ermordung eines Buren Wiese durch Niangana war die Veranlassung zu diesem Kriegszug. So ist es denn wohl zu erklären, daß wir wesentlich andere Verhältnisse als die früheren Reisenden vorfanden. Schon v. François, der allerdings über eine Anzahl Soldaten verfügte, war mit Andara freundschaftlich ausgekommen. Libebe aber, Andaras Nachfolger, war ein recht zahmer Häuptling geworden und ein sehr liebenswürdiger Herr obendrein.

Am Morgen des 9. Juni bereiteten wir uns für die Audienz vor. Einige Baumwollwaren, Hemden und Decken wurden als Geschenke ausgesucht, und wir selbst prangten bald in den besten Sonntagskleidern. Ein Kanu mit zwei Ruderern kam uns abholen. Der erste Versuch, in solch einem schwankenden Fahrzeug zu sitzen, ist immer mißlich, wenn es aber zwischen Klippen und Wirbel durchgeht, doppelt mißlich. Dank der großen Geschicklichkeit der Ruderer lief aber alles glücklich ab, und ungefährdet landeten wir auf der Insel, auf der Libebes Dorf lag. Dem Landungs-

platz gegenüber saß vor einem im Bau begriffenen Hause mit zugespitztem Kegeldach der Häuptling, umgeben von seinen Verwandten und höheren Würdenträgern Wir wurden mit lautem Händeklatschen empfangen und wir nahmen Libebe gegenüber auf einem niedrigen Stuhl Platz. Ein Austausch höflicher Phrasen mit Erkundigung nach dem Verlauf und Zweck der Reise sowie der Weiterreise folgte. Das Sfetschuana bildete die Verkehrssprache. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, den Häuptling näher zu betrachten. Er war ein hübscher, etwa 40jähriger Mann mit länglichem, tief dunkelbraunem Gesicht, das ein Spitzbart abschloß. Neben dem allgemein üblichen Schamtuch trug er eine Lederjacke, wie sie von den Betschuanen nach europäischem Muster geschneidert werden. Am Halse hing an einer Perlenkette eine handtellergroße Elfenbeinscheibe als Abzeichen seiner Häuptlingswürde. Hinter ihm erhob sich das Gerüst des Hauses, dessen Hinterwand mit Matten ausgekleidet war, und vor dieser standen sechs Säulen aus 31 Flußpferdschädeln, die Libebe eigenhändig mit seinem Henry Martini geschossen hatte. Hinter dem Empfangshause sah man Mattenwände, die das Gehöft des Häuptlings umgaben.

Der erste Besuch war kurz und zeremoniell. In den nächsten Tagen bin ich noch wiederholt bei Libebe gewesen, der nun weniger zugeknöpft war. Ich besichtigte sein Gehöft, ein von hohem Mattenzaun umgebenes Oval von 30:50 m Durchmesser. Mehrere Hütten mit spitzem Kegeldach, sowie zahlreiche Mattenbuden standen darin. Unter einem Schattendach, auf dem Kornkörbe standen, saß die Frau Gemahlin, ein hübsches junges Weib mit einem niedlichen Baby im Arm. Hinter und um das Häuptlingsgehöft herum lagen noch sechs andere Gehöfte von Verwandten, die kleiner, aber sonst von gleicher Beschaffenheit waren.

Unser Verhältnis zu Libebe war andauernd ein gutes. Unsere Prospektoren unternahmen mit ihm eine Flußpferdjagd, auf der sie zwar keine Flußpferde sahen, aber doch mehrere Riedböcke, Rooiböcke und Warzenschweine schossen. Ich selbst zog über die Popafälle hinaus und lernte so das Mambukuschuland in großen Zügen kennen. Mit der Bevölkerung bin ich freilich nur oberflächlich bekannt geworden, von Sitten und Gebräuchen habe ich wenig, von religiösen Vorstellungen nichts erfahren. Einmal war die Verständigung umständlich, sodann war die Zeit meines Aufenthalts — wir verließen Libebes Dorf am 16. Juni — zu kurz, um warm zu werden, und Zuverlässiges aus dem inneren Leben des Volkes zu erfahren. Was ich selbst beobachtete, sei in den folgenden Abschnitten beschrieben.

Die Mambukuschu sind einer der zahlreichen Bantustämme, die die nördliche Kalahari bewohnen, und zwar einer der kleineren. Jedenfalls kann sich ihr Gebiet an Größe und Bevölkerung wohl kaum mit dem der Barutse, Amboella oder Kowale messen. Ihr Hauptgebiet ist das Okawagotal oberhalb der Popafälle und in dem Ärmel des Sumpflandes. Andaras oder Libebes Dorf liegt im Mittelpunkt oder vielleicht bereits etwas exzentrisch, indem das Gebiet der Mambukuschu nicht so weit stromaufwärts reicht wie stromabwärts. Das Flußtal bildet die Hauptsiedelungszone. Das Sandfeld zu beiden Seiten des Stromes beherrschen sie zwar, allein dauernde Siedelungen dürften dort nur spärlich sein.

Das Flußtal selbst zerfällt in zwei Regionen, physisch- und wirtschaftsgeographisch. Oberhalb der Popafälle bricht sich der Fluß durch lange Grauwackenwälle, die quer über sein Bett streichen, Bahn. Das Bett ist also eng und felsig. Aber zu beiden Seiten dehnt sich eine bis einige Kilometer breite ebene Talsohle aus, die von den 10 bis 20 m hohen Ufern des Kalaharisandplateaus eingefaßt wird. In diese Talsohle sind alte Flußarme aus früherer, regenreicherer Zeit eingeschnitten, und hier liegen die Felder, während die Bewohner

meist auf den Inseln im Strom ihre Dörfer haben und aller Verkehr mit dem Lande im Kanu ausgeführt wird. Die Schifffahrt zwischen den Klippen und durch die Schnellen ist gefährlich, aber meisterhaft verstehen es die Ruderer, pfeilschnell und sehr sicher das zerbrechliche Fahrzeug durch dieselben hindurch zu steuern.

Diese Zone der Stromschnellen — die Kataraktzone von Andara — ist das Kerngebiet des Landes der Mambukuschu. In das stromaufwärts gelegene Sumpfland scheinen sie nicht mehr hineinzugehen, wohl aber bewohnen sie den Beginn des stromabwärts gelegenen Ärmels. Hat der Fluß in 6 bis 8 m hohem Sprung an den Popafällen die Kataraktenzone verlassen, so tritt er nämlich in eine weite Ebene ein. Die Gehänge des Sandplateaus weichen immer weiter auseinander, der Strom teilt sich in Arme, umfaßt breite Sandinseln und geht schließlich über in ein Gewirr von Schilfsümpfen und Flußarmen. Am Rande des Gebietes mit dauerndem Wasser liegt eine amphibische Zone mit bald trockenen, bald überschwemmten alten Flußarmen und Niederungen. Alte Sandwälle, die die Flüsse einst aufgeworfen haben, bilden dazwischen bewaldete Inseln und Rücken. Dieses Gebiet ist in mancher Hinsicht wirtschaftlich von Wert. Zum Feldbau sind die feuchten Niederungen und Flußbetten sehr wohl geeignet. Zahlreiches Wild hält sich dort dauernd auf, so der Riedbock, Rooibock, Wasserbock und Litschi. In früherer Zeit lebten hier auch Scharen von Büffeln und mit ihnen die Tsetse, allein die Rinderpest hat im Jahre 1897 die letzten, die sich an den Popafällen aufhielten, vernichtet, und mit ihnen ist die Tsetse verschwunden. Für Viehzucht ist dieses grasreiche Land natürlich sehr geeignet, wenn die sauren Gräser der feuchten Niederungen auch nicht mit dem süßen Gras der trockenen Steppen konkurrieren können. Im Fluß selbst ist der Fischfang lohnend und auch die Jagd auf die Flußpferde. Die Ansiedelungen befinden sich auch hier auf den Inseln, die von Schilf umsäumte Sandbänke sind und nicht nur einen Schutz gegen Feinde gewähren, sondern auch zum Teil für Feldbau geeignet sind.

Das Sandfeld ist das wirtschaftlich am wenigsten wertvolle Gebiet. Die Grasverhältnisse des Kungfeldes sind nicht die besten. Saure Gräser überwiegen bereits. So sind denn Siedelungen wohl vorhanden, allein spärlich und weniger Viehzucht und Feldbau als Jagd, das Einsammeln von Salz in dem Bett des Kaudum, sowie der Handel mit den Kung-Buschmännern ist die Hauptsache. Im Mabulafeld dürfte es aber auch nicht anders sein.

So ist das Land der Mambukuschu beschaffen, solches die wirtschafts- und siedelungsgeographischen Bedingungen. Gehen wir nun zu der Betrachtung der Bewohner über.

Anthropologisches. Die Mambukuschu sind ihrer Körperbeschaffenheit nach typische Bantuneger. Mittelgroß, muskulös, mit reichlichem Fettpolster versehen, unterscheiden sie sich sehr von den Buschmännern und noch mehr von den Hottentotten. Das Gesicht ist rund, seltener lang, Die Nase flach und breit, die Lippen dick und wulstig, die Hautfarbe tief dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche. Das Haar ist das bekannte Wollhaar, und wie oft bei den Negern ist das Cranium dem Gesichtsschädel gegenüber nur klein, die Stirn niedrig. Abschreckend ist häufig die Häßlichkeit, namentlich auch bei den Frauen, wegen der Unregelmäßigkeit und Plumpheit der Weichteile des Gesichts.

Im Gegensatz zu den Betschuanen besitzen die Mambukuschu einen ziemlich einheitlichen Typus, dürften also keine erheblichen jüngeren Beimischungen fremder Rassen, d. h. von Buschmännern oder Hottentotten, erlitten haben.

Völlig verschieden von den bisher betrachteten, zu den Bantu gehörigen Negerstämmen, sind die ihrer Rassezugehörigkeit nach noch gänzlich unbestimmbaren Hottentotten. Körperform und -bau, Sprache,

Sitten und Anlagen lassen sie aber auf den ersten Blick von allen anderen Eingeborenenstämmen Südafrikas unterscheiden. Höchstens mit den Buschmännern können sie einmal verwechselt werden, aber auch nur dann, wenn die betreffenden Individuen, Hottentott wie Buschmann, die miteinander verglichen werden, nicht reiner Rasse sind. Professor Doves [2a]) Schilderung wird die großen Unterschiede gegenüber den Negern klar ins Licht stellen.

Die Hottentotten des Namalandes, besonders die sogenannte rote Nation von Hoachanas, haben durchweg reineres Blut als der unter englischer Herrschaft lebende Teil der hellen südafrikanischen Rasse. Stark vermischt sind selbst diejenigen Stämme nicht, die erst in historischer Zeit in das Groß-Namaland einwanderten und zu denen auch der Kowesibstamm gehört, den man im Schutzgebiet als Witboois bezeichnet. Die kleine gelbe Rasse unserer Kolonie gehört wohl zu den häßlichsten Vertretern der Gattung Mensch. Die vorstehenden Knochen des Gesichts, die schief erscheinenden Augen, die häßliche Behaarung des Kopfes in lauter einzeln stehenden Büscheln vereinigen sich zu einem wenig anziehenden Bilde, und besonders die alten Weiber haben oft wahre Totenköpfe. Die riesigen Fettwülste, welche viele Vollbluthottentottinnen an einem gewissen Körperteile mit sich herumschleppen, dienen auch nicht zur Verschönerung der älteren Damen. Dagegen haben die jungen Mädchen bisweilen ganz hübsche Gesichter, und außer durch ihre schönen Augen zeichnen sie sich durch eine auffallende Zierlichkeit der Hände und Füße aus, die übrigens auch den Männern ihres Volkes eigentümlich ist.

Geistig stehen die Hottentotten sehr hoch, und besonders ihre Sagen und Märchen erinnern uns immer wieder an ihre seelische Verwandtschaft mit den begabteren Völkern unserer Erde. Das Urbild jenes auf die Liebe seiner Töchter eifersüchtigen Fürsten, dem wir bei Shakespeare in seiner höchsten poetischen Verklärung begegnen, hat auch in der Sagenwelt der Nama eine ähnliche Gestalt angenommen wie das von dem Engländer benutzte Vorbild. In verschiedenen Erzählungen und Märchen des wunderbaren Volkes erscheinen Anklänge an die älteste Sagenwelt anderer Völker. Am klarsten aber erkennt man die hohe Begabung der Nama an ihrer musikalischen Befähigung. Abgesehen von ihren eigenen Melodien, zu denen auch die des uralten, von dem Klange der Rohrflöte begleiteten Riedtanzes gehört, sind es europäische Weisen, die ihr feines Gehör und ihre schönen Stimmen erkennen lassen. Oft, wenn am Nachmittag die Frauen und Mädchen vom Holzholen singend zurückkehrten, unterbrachen wir unsere Arbeit, um dem herrlichen Gesange zu lauschen, der mehrstimmig vom Wege herüberklang. So groß ist die Freude dieser Leute an der Musik, daß sie häufig den Sinn des Gesungenen gar nicht beachten. Ein köstliches Beispiel dieses Aufgehen in der Melodie berichtete mir Assessor Köhler. Als er sich im Februar 1894 in Warmbad im Süden der Kolonie zur Erledigung von Regierungsgeschäften aufhielt, fand ihm zu Ehren eine Musikaufführung statt, bei der die Kinder des Ortes unter anderem die „Wacht am Rhein" vortrugen. Da der Hottentott aber nicht imstande ist eine längere Folge von Konsonanten wie z. B. in „Schwertgeklirr" zu sprechen, so lautete die Übersetzung des zweiten Verses: „Als zwarte Kleer'n en Wogenprall" (wie schwarze Kleider und Wogenprall), und diesen haarsträubenden Unsinn sangen die kleinen Vortragenden frisch von der Leber weg, ohne in ihrer Tonbegeisterung irgendwelches Gefühl für das Lächerliche der Worte zu äußern.

Das unstete Leben, wie es die Viehzucht in einem Steppenlande mit sich bringt, vor allem aber die Jagd und beständige Kriege haben das Namavolk für seßhafte Kulturarbeit verdorben. Einige Charakterzüge, ihre eigennützige und berechnende Schlauheit voran, haben sie auch im Verkehr mit den Europäern mehr als wünschenswert betätigt. Von Natur ohnedies nicht sehr widerstandsfähig, werden sie trotz wohlwollender Behandlung von seiten der Regierung und

Die Naukluft.

trotz der Arbeit der Mission über kurz oder lang als selbständige Rasse verschwinden. Wirtschaftlich wird ihr Untergang kein Nachteil sein, denn ihre guten Eigenschaften bestehen in der lebenskräftigen Bastardbevölkerung unseres Schutzgebietes fort. Das Gefühl, mit dem wir das endliche Vergehen eines einst Südafrika beherrschenden Volkes mitansehen, gleicht trotzdem mit Recht den Empfindungen, die uns beim Anblick eines gewaltigen Dramas bewegen. Der letzte Akt dieses Trauerspiels hat in unseren Tagen begonnen, und der Kampf, dessen Anfangszeit in den folgenden Kapiteln geschildert werden soll, war auch auf der Seite unserer Gegner nicht arm an ritterlichen und großen Zügen. Das anzuerkennen erfordert die Gerechtigkeit, die wir unserem Feinde schulden, auch wenn derselbe dem mit Unrecht verachteten Hottentottenvolke angehört.

Wie ein Buschmann in den ödesten wasserarmen Steppen Südwestafrikas sein Leben fristet, beschreibt uns Professor Passarge[11b]). Wenn ich die Hottentotten als rätselhaftes, seinem Ursprung nach unbestimmbares Volk genannt habe, so gilt das in noch weiterem Umfange auch von den Buschmännern. Sie scheinen die Urbevölkerung Südafrikas zu sein und mit dem Ursprung der Hottentotten irgendwie in Zusammenhang zu stehen. Wenigstens finden sich eine Reihe von körperlichen Ähnlichkeiten und noch größer sind die in der Denkweise und der Sprache beider Völker. Die Buschmänner sind ein reines Jägervolk, jeder Art von Viehzucht oder gar Landbau abhold. Sie gehören mit zu den kleinsten Rassen, die uns bekannt sind. Jahrhundertelang schon, wenn nicht Jahrtausende, müssen sie auf einer ganz ähnlichen Kulturstufe gestanden haben, als die war, auf der die ersten Europäer sie kennen lernten; und ihre heutige Kultur ist nur um weniges über den damaligen Stand hinaus, auch nicht durch eigene Weiterentwicklung, sondern durch Aufnahme einiger weniger europäischer Erzeugnisse.

Die ersten starken Regen sind gefallen, die Trockenzeit hat ein Ende, der Dezember steht vor der Tür. Da rüsten sich die Buschmänner zur Reise ins Sandfeld: die Männer in vollem Waffenschmuck, die Frauen beladen mit Bündeln, die ihre Hausgeräte, Mörser, Stößel, Schalen und sonstigen Gebrauchsgegenstände, in Felle eingeschnürt, enthalten. Einzelne und mehrere Familien in Stärke von 100 Köpfen und darüber ziehen nun hinaus in die Steppe und streben ihren Bezirken zu. Der Weg ist weit, Tage, ja Wochen weit. Hier schwenkt diese, dort jene Familie ab. Endlich ist das Ziel erreicht, das Jagdgebiet, in dem man sich den größten Teil des Jahres aufhalten will.

Ein Lagerplatz wird bezogen und ein Feuer angezündet. Hat man kein brennendes Holzscheit mitgenommen, so macht eine Frau oder ein Mann Feuer mit den Feuerstöcken. Die Stöcke besitzen verschiedene Härte. Der weichere liegt auf der Erde, und man setzt den Fuß auf ihn, der andere, harte, wird senkrecht auf das eine Ende des vorigen gesetzt und zwischen den flachen Händen gequirlt. Dabei entsteht ein feines Bohrmehl, das zu kohlen und zu schwelen beginnt. Durch Anblasen sucht ein zweiter Mann Glut zu entfachen und trockenes Gras in Brand zu setzen. In 1—3 Minuten hat man Feuer.

Während man auf der Reise ohne jede Hütte schläft oder höchstens einige Äste eines Busches zusammenbindet, Felle oder Grasbüschel darüber legt und so ein Schutzdach gegen Regen schafft, baut man in den ständigen Lagerplätzen Windschirme; ein Gerüst, das aus gebogenen, in die Erde gesteckten Stücken besteht, wird mit Gras gedeckt und Dorngestrüpp zum Schutze herumgelegt. Ein solches, aus einem Dutzend Schirme bestehendes Lager, liegt im Busch des Sandfeldes, abseits von jedem Wasser. Hier ist der Buschmann sicher vor seinen Unterdrückern, den Negern und Hottentotten. Er braucht nicht zu fürchten, daß er vom Wild bemerkt werde, und keine Angst vor den Elefanten und Rhinozerossen, die die Wasserplätze nächtlich besuchen, zu haben.

Die aufgehende Sonne findet das Lager schon in voller Tätigkeit. Fröstelnd hocken die Männer um das Feuer, in die Leder-

mäntel gehüllt. Einer hält die auf den Stock gespießte Keule eines Tags vorher gejagten Tieres ins Feuer, schweigend sehen die übrigen zu. Außen schwarzverbrannt, im Innern noch halb roh und blutend, wird das Fleisch mit Fingern und Messern in Stücke zerrissen und gierig verschlungen. Der Knochen wird aufgeschlagen, das Mark verzehrt. Jetzt noch ein Schluck Wasser aus einem als Becher dienenden Straußenei. die Tasche mit Bogen und Köcher wird umgehängt, und man ist fertig zum Aufbruch. Jedem ist vom Häuptling eine Aufgabe für den Tag zuerteilt. Die Frauen holen Wasser oder Holz; andere sammeln Wurzeln, Früchte und alles, was ihnen sonst in den Weg kommt.

Wir wollen den Häuptling begleiten. Seine kleinen, dünnen, gelbbraunen, schmutzigen Kerlchen schwärmen aus. Schnellen Schritts, mit ihren einwärts gestellten Füßen watschelnd, gleiten sie dahin, Grasstauden und Büsche umgehend. Rastlos schweift ihr Auge umher, unablässig suchend, beobachtend.

In dem Busch windet sich eine kleine, schmalblätterige Pflanze mit gelblichen Blüten. Schnell kniet ein Buschmann nieder, gräbt mit Hand und Spatenstock ein handtiefes Loch und holt eine der Kartoffel ähnliche Knolle hervor. Sie wandert in die Ledertasche, und weiter geht es. Hier bückt sich einer nach einem fußhohen Büschel. Grinsend lockert er den Boden mit einem Spatenstock auf, vorsichtig räumt er mit der Hand den Sand fort. Da kommt eine schwarze, kindskopfgroße Knolle zum Vorschein; mit den Händen wird sie ausgegraben, ein Ruf lockt die Gefährten herbei. Es ist die leckerste Knolle des Sandfeldes. Mit einem Spatenstock zerteilt man sie in Stücke; weißer, milchiger Saft quillt heraus. Mit Schmatzen und Schnalzen verzehrt jeder die saftige, kühle, erfrischende Kost. Sie erquickt mehr als ein Trunk.

Hier kriecht eine Schildkröte, zappelnd sucht sie zu entkommen. Ein Schlag auf den Kopf, und sie verschwindet im Sack. Hier bildet eine Windenpflanze mit weißen und roten Blüten einen dichten Rasen, darauf lebt eine Raupe, ein Leckerbissen besonderer Art.

Der Busch wird dichter. Dort steht ein hoher weißer Termitenbau aus Kalkerde, die die Tiere aus der Tiefe geholt haben. Ein hoher Baum mit undurchdringlichem, schwarzgrünem Laubdache beschattet ihn. An seinem Fuß, aber noch auf dem Haufen selbst, stehen große, weiße Hutpilze. Diese sind eßbar, selbst in rohem Zustand, und so sehen wir denn die Buschmänner, jeden mit einem großen Pilz in der Hand, eifrig beschäftigt, den bis einen Fuß hohen Hut am Rande entlang abzuknabbern — ein höchst komisches Bild.

Der dichte Busch wird durchquert; wir stehen an einer „Vley", einer runden, etwa 100 Meter Durchmesser besitzenden, kahlen, pfannenförmigen Vertiefung im Sande, die einen kleinen Teich enthält. Die Buschmänner eilen zum Wasser herab, Ledersack mit Köcher und Bogen werden abgelegt, man stillt den Durst. Es ist gerade die heißeste Zeit am Tage, und glühend brennt die Sonne. Der Buschmann trinkt stehend. Halb gebückt wirft er mit der rechten Hand in schnellen Schlägen das Wasser in den Mund hinein. Die Vley hier ist durch Regen frisch gefüllt, das Wasser süß und rein. Oft genug steht aber auch der Buschmann vor einer auftrocknenden Schlammpfütze, die von Kaulquappen, Wasserkäfern, Fliegen- und Mückenlarven wimmelt. Ein solcher Trunk ist selbst ihm zu ekelhaft. Aber er weiß sich zu helfen. Er macht sich ein Polster aus Grashalmen, legt es aufs Wasser, drückt es etwas nieder und trinkt das durchquellende, filtrierte Naß, das nun von Larven und Käfern frei ist.

Oft ist das Wasser schwierig zu erlangen. Sie finden es wohl in einer Felsspalte, aber unerreichbar für die Hand und für Schöpfgefäße. Hat man ein Rohr, so saugt man das Wasser auf. Ist aber keins da, dann macht sich der Buschmann aus Grashalmen einen daumdicken Kegel und umwickelt ihn mit einem Faststreifen. Er steckt diesen

Kegel mit der Spitze in die Spalte, läßt ihn sich mit Wasser vollsaugen, zieht ihn schnell heraus und fängt den aus der Spitze auslaufenden Wasserstrahl mit dem Munde auf.

Die Sonne sinkt, der Rückweg ist lang, und so eilen wir denn heimwärts. Allein bald hält die Schar von neuem. Der Busch besteht hier aus Sträuchern mit dunkelgrünen, dreilappigen Blättern. Auf dem Strauch lebt eine Larve, deren Körpersaft als Pfeilgift benutzt wird, und so sammeln die Buschmänner einige Larven und bergen sie in einem Horn, das mit Gras verschlossen wird. Ohne zu halten, durchschreitet man kurz darauf eine gewaltige Schar hüpfender junger Heuschrecken. Aber man merkt sich die Stelle, denn am nächsten Tage sollen die Kinder ausziehen, sie zu fangen.

Nun eilen unsere Buschmänner direkt dem Lager zu, das sie erst in der Dunkelheit erreichen. Ungern nur wandert der Buschmann nachts. Auch ohne Gespensterglauben ist das jedem verständlich, der einmal in voller Dunkelheit durch die Steppe gelaufen ist. Die kleinen, niedrigen Dornbüsche sind im Dunkel unsichtbar, fortwährend reißt man sich daran die Beine blutig. Das Lager gerät bei der Ankunft unserer Freunde in Bewegung. Die Säcke werden abgelegt und entleert. Da kommt nun die Ernte des Tages zum Vorschein; Wurzeln, Knollen, Früchte Raupen, erlegte Vögel, große Ochsenfrösche, Schildkröten, Heuschrecken, selbst Schlangen. Die Beute wird verteilt, man geht an die Zubereitung des Mahles. Kochen ist ungewöhnlich, da es meist an Töpfen fehlt; Kohlen und heiße Asche werden zum Braten benutzt.

Das Mahl ist fertig. Schmatzend, die Finger leckend wie Affen, sitzen sie um das Feuer herum, gierig schlingend. Und was für große Portionen! Nach dem Essen bleiben die Männer noch beisammen und unterhalten sich von den Erlebnissen des Tages, während das junge Volk singend und tanzend, lachend und mit den Händen klatschend, einen betäubenden Lärm verübt. Bis spät in die Nacht hinein dauert die Lustbarkeit. Unermüdlich ist der Buschmann, trotz der Strapazen des heutigen Tages, und über dem Gesang und Tanz vergißt er alle Leiden.

Aber der Himmel selbst bereitet dem Spiel ein jähes Ende. Er überzieht sich schwarz, und plötzlich setzt ein furchtbarer Sturm ein, und gleich darauf prasselt der Regen hernieder. Alles stiebt auseinander und sucht hinter den Windschirmen Schutz. Das Feuer facht man noch schnell durch aufgeworfenes Holz an, dann kriecht man unter den Ledermantel und läßt Sturm und Regen über sich ergehen. Der letzte Funke von Glut erlöscht, und zitternd vor Frost liegen alle zusammengedrängt auf nasser Erde unter nassem Mantel, Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge — sie, die eben noch in ausgelassenem Übermut herumsprangen, lachten und scherzten. Wohl ihnen, wenn am nächsten Morgen die Sonne wieder scheint und unter ihren wärmenden Strahlen neues Leben in die erstarrten Glieder strömt. Aber oft genug hält der Regen noch am nächsten Morgen an. Welche Mühe, welche Arbeit, neues Feuer anzuzünden, wo alles, alles durchnäßt ist! Ja, das Buschmannsleben ist furchtbar hart und entbehrungsreich. Und doch bezieht sich die hier gegebene Schilderung auf die beste Zeit im Jahr, die Zeit des Überflusses an Nahrung und Wasser.

Wie verwandt Hottentotten und Buschmänner in ihrer Denkweise, in der Deutung der sie umgebenden Natur sind, dafür einige Proben in den von T. v. Held[7]) mitgeteilten Fabeln.

Ein kluger Richter.

Hottentottenfabel.

Ein Affe suchte sich eines Tages, wie es Art der Affen ist, unter Steingeröll seine Nahrung. Ein besonders großer Block erregte seine Aufmerksamkeit und Begier. In der Hoffnung, unter ihm leckere Insekten zu finden, schob er ihn mit großer Kraftanstrengung zur Seite und hob ihn ein wenig hoch. Statt der erwarteten Insekten fand

er unter ihm eine große Schlange, die, böse ob der unerwarteten Störung, ihn wütend anzischte und drohte, den Eindringling zu beißen. So gut es gehen wollte, entschuldigte sich der geängstigte Affe und versicherte, er habe keine Ahnung gehabt, daß der Stein Privateigentum sei. Nie würde er es gewagt haben, ein so gefährliches Wesen wie die Schlange in irgendeiner Weise zu belästigen. Indessen — die Schlange hörte gar nicht auf alles hin, was der arme Affe sagte; sie war gereizt worden und wollte sich rächen. Noch waren die beiden im Wortgefecht, als ein Schakal des Weges kam. Ihn zum Schiedsrichter zu ernennen, schien den Streitenden das beste; denn vor des Schakals Weisheit hatten sie großen Respekt. Aufmerksam hörte er den Klagefall an und erwog im stillen, wie er wohl durch seinen Spruch seiner eigenen Abneigung gegen die Schlange gerecht werden könne. Gewogen war er dem Affen freilich auch nicht; aber die Schlange fürchtete er. Um den Fall nun ganz gut verstehen zu können, so meinte der schlaue Schakal schließlich, müsse er die Kläger auffordern, sich genau an die Plätze zu begeben, die sie inne hatten, als der Streit anfing. So ging denn die Schlange zurück zu ihrem Stein, den der Affe auf sie wälzte.

„Kannst du, Schlange," fragte dann der Schakal, „jetzt hervorkriechen, ohne daß dir geholfen wird?"

„Nein," entgegnete die Gefragte.

„Ganz sicher nicht?"

„Nein."

„Nun gut," sagte darauf der Schakal listig grinsend zum Affen, „so wollen wir nicht weiter von der Angelegenheit reden, sondern sie lieber ruhen lassen; es ist besser so."

Und Schakal und Affe gingen ihres Weges.

Der Wind.

Eine Buschmannsage.

In früheren Zeiten war der Wind ein Mensch, und als solcher ging er umher und schoß die Tiere des Feldes. Da wurde er plötzlich in einen Vogel verwandelt. Da er nun nicht mehr auf die Jagd gehen konnte, breitete er seine Flügel aus und flog in die Berge und verbarg sich in einer Kluft. Diese Kluft wurde seine Heimat. Nur wenn er die Kraft seiner Schwingen üben will, verläßt er die Berge und fliegt weit über die Erde; aber die Menschen sehen es nicht, daß er ein Vogel ist. Wenn er fliegt, dann läßt er seine Blicke weithin schweifen und sucht sich Nahrung. Sobald er seinen Hunger gestillt hat, kehrt er zurück in seine Kluft, und dort schläft er, bis er gestärkt wieder erwacht und von neuem seinen Flug über die Erde beginnt.

Ein drittes, seiner Herkunft nach noch ganz dunkles Volk Südwestafrikas bilden die Bergdamaras oder „Klippkaffern". Ein Volk von ausgesprochenem Negertypus, doch im Gegensatz zu den hochgewachsenen schlanken Herero und Ovambo untersetzt, ja plump gebaut und mit dem Hottentottischen als Muttersprache! Die Überlieferung bei ihnen, wie bei den umwohnenden Stämmen, versagt auch völlig. Nur kann man daraus, daß sie in unzugänglichem Geklüft oder als Sklaven der Herero (oder Hottentotten) leben und von beiden Stämmen verachtet sind, sowie daraus, daß sie von sich aus Landbau so gut wie gar nicht treiben und ihre Viehzucht sich auf wenige Ziegen und Hunde beschränkt, schließen, daß sie noch vor den Hottentotten in Südwestafrika ansässig gewesen und erst von diesen und später von den Hereros unterjocht worden sind. Professor Dove[2a]) schildert sie wie nachstehend:

In der Nähe der Wasserstelle hatten sich einige wilde Bergdamaras mit ihren Familien häuslich eingerichtet. Sie gehörten zu jenem merkwürdigen Stamm, dem man zwischen den Hereros und den Hottentotten, also vornehmlich im südlichen Damaralande begegnet. Das außerordentlich dunkle, bisweilen ins Bläuliche spielende Schwarz ihrer Haut, der Ausdruck ihres Gesichts und die allgemeine Bildung des Körpers verweisen sie in die Negerrasse, doch haben sie offenbar während einer längeren Zeit der Unterdrückung die Sprache der einst so mächtigen Namas angenommen. Daß dieselben ihnen nicht von Anbeginn an geläufig war, beweist

ihre Unfähigkeit, die wunderlichen Schnalzlaute ebenso richtig und deutlich auszusprechen wie die Hottentotten. Nur selten und ausnahmsweise sind sie zur Bildung eigner Gemeinden gelangt. Zum Teil leben sie noch als vollkommene Wilde in den einsamen Hochgebieten des Hererolandes, zum Teil nehmen sie die Stellung einer dienenden Klasse bei den selbständigen Völkerschaften des Landes ein. Die Unterordnung unter die verschiedenartigen Rassen des Schutzgebietes, das harte Leben, das sie zu führen gewohnt sind, und endlich ihr friedlicher und unterwürfiger Charakter sind die Ursache, weshalb sie sich besser als alle übrigen farbigen Untertanen der großen südafrikanischen Provinz Deutschlands zu Arbeitern eignen. Dazu kommt, daß der körperlich kräftige, wohlgebildete und auch geistig regsame Stamm sich schnell und ohne große Mühe in eine Art europäischer Halbkultur einlebt, eine Eigenschaft, die ihn auch zur persönlichen Bedienung der Weißen geeigneter erscheinen läßt, als den hochmütigen Herero oder den listigen Nama. Die Fähigkeit der Anpassung geht so weit, daß selbst ureuropäische Redensarten und Ausdrücke nach kurzer Zeit in richtiger Bedeutung gebraucht werden. So hörte ich eines Tages in Windhoek, wie ein alter Bergdamara, der noch kein volles Jahr unter den Weißen lebte, von einem Soldaten aufgefordert wurde, ihm etwas zu holen, wofür ihm dieser ein Stück Cavendish-Tabak in Aussicht stellte. Die Antwort war: „neen, mister, ik zal dat niet doen (ich werde es nicht tun), dat is Humbug!“

Noch eingehender verbreitet sich Dove[2b]) in einem anderen Werk über dieses Volk und gibt zugleich ein Urteil über dessen Wert für unsere Besiedlung ab, das ich vollkommen unterschreibe.

Eines der wichtigsten Bevölkerungselemente für die wirtschaftliche Verwertung unseres Schutzgebietes ist das Volk der Bergdamara oder der Haukoin. Ethnologisch betrachtet ist es nicht leicht, sie unter den Völkern Südafrikas unterzubringen. G. Fritsch, der leider persönlich keine Gelegenheit hatte, diese Leute in größerer Menge zu untersuchen oder sie in ihrer Heimat kennen zu lernen, spricht die Ansicht aus, daß man es hier mit einer Art Mischrasse zu tun habe. Nun ist aber kein Volk unseres Schutzgebietes körperlich so einheitlich entwickelt, wie gerade die Bergdamara; kein Typus ist so unverkennbar der gleiche, wie derjenige dieser „Klippkaffern“. Aus diesem Grunde wird sich wohl kaum irgend jemand, der Südwestafrika bereist hat, der Meinung des ausgezeichneten Forschers in diesem Falle anzuschließen vermögen. Allen Bergdamara eigentümlich ist ein gedrungener, kräftiger Körper, alle aber zeichnen sich auch vor den übrigen dunkelhäutigen Bewohnern der Kolonie durch das tiefe, bisweilen fast ins bläuliche spielende Schwarz aus, das man beim Herero nur höchst selten beobachtet. Die Gesichtsbildung ist keineswegs häßlich; sie erinnert stark an die Negertypen des westlichen Afrika. Gutmütigkeit und bisweilen eine gewisse Intelligenz sind hervorstechende Züge auch im Ausdruck der Mienen. Die Körpergröße ist geringer, als die der Ovaherero und entspricht etwa der Durchschnittsgröße des Süddeutschen. Die Muskulatur ist gut entwickelt und kräftig und befähigt die Leute zur Ableistung anstrengender Arbeiten, zu denen auch die Genügsamkeit sie gut vorbereitet hat, die sie ihrer ursprünglichen Lebensweise verdanken und durch welche sie sich in hervorragendem Maße von den Namavölkern des Schutzgebietes unterscheiden.

Es wäre von Wichtigkeit, wenn die ethnographische Forschung einmal zu entscheiden vermöchte, wo wir den Ursprung der Bergdamara zu suchen haben. Nach dem jetzigen Stande unserer in dieser Hinsicht leider sehr mangelhaften Kenntnisse können wir nur annehmen, daß die Bergdamara die schwarze Urbevölkerung des Landes sind, die sich schon vor dem Eindringen der Hottentotten in diesen Gegenden befand. Daß es die gelbe Rasse war, die sich dann ihres Landes zuerst bemächtigte, das geht schon daraus hervor, daß die Haukoin ihre eigene ursprüngliche Sprache

verloren haben, indem sie das Hottentottische dafür annahmen. Daß aber dieser Vorgang nicht weiter als vielleicht einige wenige Jahrhunderte zurückliegen kann, geht wiederum aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß sie bis auf den heutigen Tag noch nicht vollkommen diese Sprache beherrschen, und daß namentlich die wunderlichen Schnalzlaute der Naman vielen Bergdamaras die größten Schwierigkeiten bereiten. Diese Annahme würde übrigens auch ganz gut zu der Zeit passen, in der aller Wahrscheinlichkeit nach die Naman selber in diese Länder eingedrungen sind. Denn wir müssen annehmen, daß dies der Fall war, als im Laufe der südafrikanischen Völkerwanderung die kräftigen Kaffernvölker auf der Ostseite des Kontinents nach Süden zu dringen begannen und damit die Gelben zum allmählichen Zurückweichen und zum Aufsuchen neuer Wohnsitze nötigten.

Wie dem auch sei, so steht doch so viel fest, daß die Haukoin seit langer Zeit die Rolle der Unterjochten und Unterdrückten auch dort spielten, wo sie, wie im Westen des mittleren Hererogebietes oder wie auf dem Khomaslande in verhältnismäßiger Selbständigkeit ihr Dasein fristeten. Verfolgt von den Ovaherero und von den Hottentotten, ohne Herden und ohne Gärten, führten sie in den einsamen Bergländern das Leben von wirklichen Wilden, sich von wilden Feldfrüchten, von der Jagd und in der Nähe ihrer Unterdrücker auch wohl vom Viehdiebstahl kümmerlich nährend, scheu und flüchtig wie das Wild ihrer menschenleeren Hochländer. Habe ich es doch selbst erlebt, daß bei einer Reise durch die wilden Steppen des Khomaslandes Bergdamaras, die uns unvermutet erblickten und die niemals einen Weißen zu sicht bekommen hatten, in hastiger Flucht vor uns über die steilen Talgehänge davonstürmten, als seien wir leibhaftige Teufel.

Ein nicht geringer Teil des Volkes lebte allerdings schon seit längerer Zeit in der Stellung von Hörigen unter den Ovaherero und den Naman, und nachdem die Zahl der Europäer innerhalb des jetzigen Schutzgebietes sich vermehrt hatte, wurden zahlreiche Haukoin auch von diesen als Dienstleute beschäftigt. Mit dem Anwachsen der weißen Bevölkerung wurde die Zahl der aus einem wilden, aber nichts weniger als angenehmen Leben in die Siedlungen übergewanderter Bergdamara immer größer, so daß z. B. in Windhoek bereits im Jahre 1899 eine förmliche Hüttenstadt von ihnen bewohnt wurde, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo der Letzte dieses etwa 30,000 Seelen zählenden Volkes seine unstete Lebensweise mit einem festen Wohnsitze in der Nähe einer Kulturstätte vertauscht haben wird.

Eine solche Umwandlung der Haukoin aus einem wilden Volke in einen seßhaften Stamm unter der Botmäßigkeit der Weißen ist im Interesse beider Teile sehr zu begrüßen. Denn der Bergdamara eignet sich wie kein anderer Bewohner unseres Schutzgebietes zum Verrichten grober und anstrengender Arbeit, die denn doch in einer jungen Siedlungskolonie in beträchtlichem Umfange geleistet werden muß. Die Gutmütigkeit und der — immer in afrikanischem Sinne zu verstehende — Fleiß der Leute wird in dieser Beziehung wesentlich unterstützt durch eine gewisse Gewandtheit und Anstelligkeit, welche sie befähigt, sich sehr schnell in ihnen bis dahin unbekannte Verhältnisse zu finden. Ziemlich schnell an gewisse Annehmlichkeiten einer höheren Kultur sich gewöhnend, werden manche von ihnen zwar bisweilen auf einen längeren Zeitraum der Tätigkeit einen kürzeren des süßen Nichtstuns folgen lassen, allein ganz in die Wildnis zurückkehren werden sie kaum jemals. Und ein selbständiges Leben in eigenem Lande vermag sie nicht zu locken, wie solches den Herero immer wieder in seine Heimat zurücktreiben wird. Ein Land wie dieses besitzen sie ja nicht, und ihnen bietet das Leben in der Wildnis nicht das Behagen, dessen sich der Herero inmitten der Herden seines Stammes zu erfreuen scheint. So sind sie, durch Charakter und äußere Verhältnisse vorbereitet, das Arbeitervolk unserer Kolonie im eigentlichen Sinne des Wortes und als solches vom

höchsten Wert ganz besonders für die europäische Bevölkerung im Lande, die ohne diesen friedlichen und willigen Stamm eingeborener Diener mit viel größeren Schwierigkeiten bei der Siedelung zu kämpfen haben würde, als dies jetzt der Fall ist. Ihre Tüchtigkeit hatte man denn auch selbst in der fern von ihren Wohnsitzen liegenden Kapkolonie gut genug erkannt und man hat zeitweise den Versuch gemacht, Bergdamaras zu Arbeitszwecken nach dorthin auszuführen. Diesem Unternehmen wurde indessen durch die deutsche Regierung im wohlverstandenen Interesse des Landes bald ein Ende gemacht.

Auffallend ist nicht nur die Schnelligkeit, mit welcher sich die meisten Bergdamaras gewisse Kulturerrungenschaften aneignen, sondern auch das Hervortreten von Eigenschaften, die sie selbst für wichtigere Dienstleistungen geeignet machen. Dahin gehört ihre Zuverlässigkeit im Beaufsichtigen von Herden oder von Zugochsen, ihre Brauchbarkeit zu persönlichen Dienstleistungen in Haus und Hof, und endlich eine Art von Verantwortlichkeitsgefühl, dieses allerdings nur bei besonders tüchtigen Personen. Als ein Beweis für diese Tatsache mag angeführt werden, daß gerade Bergdamaras es gewesen sind, in deren Händen lange Zeit hindurch die Besorgung der Postsäcke von und nach der Küste lag. Und nicht allein in friedlichen Jahren haben sie sich dabei als ganz tüchtige Leute bewährt, sondern fast mehr noch, als sie während der ersten Dreivierteljahre des Witbooikrieges nur zu oft genötigt waren, mit ihrer kostbaren und wichtigen Last auf Schleichwegen vorzudringen, sich stets bewußt, daß ein Zusammentreffen mit dem Feinde für sie gleichbedeutend sei mit sicherem Tod. Aber auch in der Küche und in den meisten Arbeiten des Haushaltes waren sie vortrefflich zu gebrauchen, vorausgesetzt, daß sie zu der ihnen obliegenden Arbeit richtig und mit etwas Geduld erzogen worden waren.

Gleichfalls von hoher Bedeutung für die spätere wirtschaftliche Entwicklung Südwestafrikas ist die „Bastardnation", von der Hauptmann Schwabe[13a]), einer der berufensten Kenner, eine kurze, aber treffende Schilderung gibt. (Schwabe hat die beiden ersten Jahrgänge der Bastardtruppe militärisch ausgebildet.)

Die „Bastardnation", wie sie sich selbst nennen, ist ein hochinteressanter und merkwürdiger Stamm. Ursprünglich eine Anzahl von Mischlingen, von holländischen Boeren und Hottentottenfrauen stammend, fügte sie sich später zu einem festen Verbande zusammen. Durch Heiraten des männlichen Nachwuchses mit Bastard- und Hottentottenmädchen und der Mädchen mit Weißen oder Bastards vermehrte sich die Nation schnell, Inzucht, die wohl bald das Aussterben des Mischvolkes zur Folge gehabt hätte, wurde vermieden. So finden wir auch Angehörige desselben Stammes, die fast wie Hottentotten aussehen, und andere, die kaum von dem Europäer zu unterscheiden sind. Diese letzteren Familien gelten als die vornehmsten und zeichnen sich durch große, schlanke aber breitschulterige Gestalten, üppigen Haar- und Bartwuchs und helle Hautfarbe aus. Die Mädchen sind oft graziös und hübsch von Gesicht, während die Frauen im Alter meist sehr breit und dick werden. Langes Haar gilt allgemein für die schönste Zierde des weiblichen Geschlechtes. — Die Bastards sind fast durchweg gute Reiter und Schützen, außerordentlich gewandte Jäger und die geschicktesten Frachtfahrer und Viehzüchter nach den Boeren, mit denen, als ihren Stammvätern, sie in jeder Beziehung, in Lebensgewohnheiten, Sprache und Sitte große Ähnlichkeit haben. Stets wird der Bastard seine Abstammung vom Weißen betonen, und er hat auch dessen gute Eigenschaften, die dem Hottentotten oft, dem Kaffern immer fehlen, geerbt. Religiosität, Treue und Redlichkeit hört man von ihm als Tugenden preisen, denn seine Altvordern waren zum Teil bereits vor über hundert Jahren Christen geworden.

Haben wir jetzt das Land, seine Beschaffenheit, sein Klima, seine natürlichen Erzeugnisse der Pflanzenwelt, seine Tierwelt und die in ihr hausenden Eingeborenen kennen gelernt, so wird ein kurzer Über-

blick über die schon jetzt angebauten und die in Zukunft möglichen Kulturpflanzen, wie ihn Professor Dove[2b]) gibt, nicht unerwünscht sein.

Die meisten Kulturpflanzen, ja man kann wohl sagen, fast alle Nährgewächse nichtafrikanischen Ursprungs sind erst vor sehr kurzer Zeit in unser Schutzgebiet eingeführt. Mit der fortschreitenden Besiedelung sehen wir die Kultur immer mehr bis dahin nicht angebauter Pflanzen Platz greifen und schon gestattet das Geschehene, sowie ein Blick auf die älteren südafrikanischen Kolonien die Behauptung, daß ähnlich wie im Mittelmeergebiet hier eines jener Gebiete gemischter Kulturen der gemäßigten und der subtropischen Zone sich zu entwickeln scheint, das wahrscheinlich dereinst sich durch eine zwar räumlich beschränkte, an Erträgen aber um so reichere Gartenwirtschaft auszeichnen wird.

In erster Linie kommen auch unter den Kulturpflanzen die Nährfrüchte in Betracht. Einzeln aufzuzählen sind diese indessen kaum, da erfahrungsgemäß fast alle im Schutzgebiet angebaut werden können. Seit längerer Zeit wurde im Lande bereits der Mais und der Weizen gebaut; mit der fortschreitenden Besiedelung kamen aber alle möglichen in Nord- und Südeuropa heimischen Gewächse hinzu. Den Anbau von Gerste und Hafer hält F. Gessert für recht gut möglich. Kafferkorn gedeiht zwar im Schutzgebiete wohl an vielen Stellen, dürfte aber in größerer Quantität später wohl nur im Norden angebaut werden. Hülsenfrüchte scheinen nach häufig gemachten Erfahrungen durch niedrige Luft- und ebenso durch noch niedrigere Bodentemperaturen oft Schaden zu leiden. Von Gemüsen gedeiht die uns Deutschen so unentbehrliche Kartoffel entschieden nicht überall gut, obwohl ihr Anbau an einzelnen Stellen recht befriedigende Ergebnisse lieferte. Wahrscheinlich ist auch, daß eine Erfahrung, die man in vielen wärmeren Gegenden hat machen müssen, auch unseren Ansiedlern nicht erspart bleiben wird, nämlich ein Entarten der Frucht infolge klimatischer Einflüsse, so daß dann eine Neueinfuhr von Saatkartoffeln von Zeit zu Zeit nötig werden würde. Sowohl nach meinen wie nach Leutnant Schwabes Erhebungen gedeihen dagegen ganz vortrefflich einige Gartenfrüchte, wie namentlich Kohlrabi; ferner Rettige, Radieschen, Gurken und andere mehr. Einen Übergang zu den Früchten bilden die Melonen, für deren Anbau das Klima der Kolonie außerordentlich geeignet erscheint. Auch Tomaten und Pfefferschoten waren stets von großer Güte.

Diese Aufzählung wird genügen, um zu zeigen, daß auch für die Küche wohl gesorgt ist, vorausgesetzt, daß es an Wasser zum Berieseln nicht fehlt und daß jene Summe von Erfahrungen, welche im Laufe der Zeit auch in diesem Lande bei der Jugend des dortigen, äußerst entwicklungsfähigen Gartenbaues erst noch gesammelt werden muß, richtig verwertet wird. Daß gewisse Fehler erst nach einiger Zeit als solche anerkannt werden, weil man eben nicht die Anbaumethoden der Heimat ganz unverändert auf ein solches Land übertragen kann, ist klar. Ein Beispiel möge dies erläutern. Als wir von Grund aus den Garten des Kommissariats neu anlegten, stellte sich heraus, daß auch bei ganz milder Temperatur viele mit jungen Pflänzchen besetzte Gemüsebeete, denen es an Schatten fehlte, stark unter der Sonne zu leiden hatten. Es war nicht die Temperatur, sondern die auch bei kühlerem Wetter in dieser Meereshöhe (1600 m) äußerst intensive Strahlung, deren Einfluß geradezu ein Versengen vieler kleinen Gewächse europäischer Herkunft zur Folge hatte. Es war mir später von hohem Interesse, auf meiner Rückreise von Professor Schweinfurth zu hören, daß er während eines Aufenthaltes im abessinischen Hochlande ganz ähnliches in den Gärten der dortigen italienischen Ansiedler beobachtet hatte.

In ganz hervorragendem Maße eignet sich aber das südwestafrikanische Schutzgebiet zur Kultur gewisser Sorten von Früchten. Daß unsere deutschen Obstarten dort, abgesehen vielleicht vom Ambolande, gedeihen können, ist wahrscheinlich, obwohl das Obst auf die Dauer an Aroma ebensogut verlieren dürfte

wie in den übrigen wärmeren Klimaten, in denen man es zieht. Wichtiger, besonders wegen ihrer Erträge und wegen der Verwertbarkeit ihrer Früchte, sind dagegen die Kulturgewächse der Mittelmeerzone. Unter den Obstsorten ist es namentlich der Pfirsich, der so recht eine Nationalfrucht des außertropischen Südafrika genannt werden kann, und mit dessen Anpflanzung bei uns ebenso große Erfolge erzielt werden können, wie man sie z. B. in der Kapkolonie verzeichnet hat. Orangen, und in den nicht allzu starken Winterfrösten ausgesetzten Gegenden auch die Zitrone, sind ebenfalls zu den Früchten zu zählen, die in den Bewässerungsgärten in größter Menge gezogen werden können. In der Kapkolonie verwertet man nicht allein die Früchte dieser Art unmittelbar, sondern man benutzt sie auch zur fabrikmäßigen Herstellung ausgezeichneter und durchaus exportfähiger Marmeladen.

Von den Kulturpflanzen zur Besiedelung ist nur ein Schritt. In Südwestafrika liegt er um so näher, als dies Land unsere einzige größere Kolonie ist, in deren überwiegendem Teil Deutsche als Landwirte fortkommen können. Mit welchen Schwierigkeiten der „Farmer", wie man dort sagt, zu kämpfen hat, das lasse ich Frau von Falkenhausen[4]), die das alles an sich selbst erfahren hat, erzählen.

Es liegt ein besonderer Reiz darin, bis-

Palmen bei Otyosam.

her wildes Land in Kultur zu zwingen und da zu säen und zu ernten, wo vorher keines Menschen Hand dem Boden einen Tribut abrang.

In dem ersten Jahr waren die Gartenerträge nur geringe: die sorgsam gepflegten Kartoffeln erfroren durch unzeitigen Frost, der Mais verdorrte in der Sonnenglut, Krähen, Erdmännchen (diese sind den Eichkätzchen ähnliche Tiere, die in der Erde leben) und allerlei Gewürm taten viel

Farm Hoffnung bei Windhuk.

Schaden, so daß unsere Ernte sich auf Melonen und einzelne Gemüse beschränkte. Im nächsten Jahre — 1903 — gedieh im Garten alles über Erwarten gut. Dazu trugen hauptsächlich die starken Regengüsse bei; oft waren die Pflanzen über Nacht um mehrere Zentimeter gewachsen. Ein kleines Gurkenbeet lieferte die Früchte zentnerweise; zwischen den hohen Blumenkohlpflanzen spielten Axel und Annas größere Kinder Verstecken. Diese üppige Vegetation auf dem kleinen Stückchen Land war eine Pracht und wir hofften, uns mit der Zeit ein rechtes Eden zu schaffen.

Doch sahen wir voraus, daß noch Jahre vergehen würden, ehe wir soviel urbares Land gewinnen konnten, wie zu unserem Unterhalt nötig war. Die Bewässerung einer größeren Fläche war nur durch Anlegen von Pump- und Rieselanlagen zu erreichen und die verursachten großen Kosten.

Bei Sonnenuntergang ruhte die Gartenarbeit; dann kam stets die Hauptfreude des Tages, der Eintrieb der Herden, die für die Farmer dieselbe Quelle des Glückes bilden wie für die Hereros. Unsere Rinderzucht war nach den schweren Verlusten an Rinderpest gleich nach unserer Ankunft in Okahoa stetig vorangegangen; die damals entstandene Lücke hatte sich durch Zuwachs und Handel schnell gefüllt. Auch einige gute Pferde besaßen wir und mein Mann beabsichtigte, später eine größere Pferdezucht anzulegen. Die Schweinezucht erwies sich nicht so rentabel, wie wir erwartet hatten. In der trockenen Zeit fanden die Tiere im Felde zu wenig Nahrung, der Boden war zu hart zum Wühlen und wir mußten sie im Stall mit Milch und Mehl ernähren; das ist aber bei den hohen Mehlpreisen zu kostspielig und wir beabsichtigten deshalb, diese Zucht wieder aufzugeben.

Das Melken der Kühe besorgten drei Frauen. Anfangs genügte die Milch nur für uns und zur Butterbereitung für unseren Haushalt; aber bis zum Beginn der Regenzeit 1903 hatte sich der Viehstand derartig vergrößert und die Kühe gaben so viel Milch, daß ich kaum wußte, wie ich dieselbe verwenden sollte. Unsere Leute, die Hühner und Schweine erhielten so viel saure Milch, als sie mochten. Von der übrigen wurde Käse bereitet und als Hühnerfutter für die kalte Zeit getrocknet. Die geschmolzene Butter füllte schon alle irgend entbehrlichen Gefäße. Nach Windhuk konnte ich sie leider nicht verkaufen; denn es war während dieser Monate mit Butter geradezu überschwemmt. — Eine schöne Einnahme für mich bildete dagegen der Verkauf der Eier. Für diese war in Windhuk stets Nachfrage und der Preis ein recht guter. Das Dutzend Eier kostete drei Mark. Meinen Hühnerstand hatte ich bald sehr vermehrt und weit über 100 Kücken mir herangezogen. Sie legten zwar nicht soviel, wie in deutschen Hühnerhöfen, aber man muß in Rechnung ziehen, daß die Fütterung wenig Unkosten bereitete; Milch war reichlich vorhanden, dann wurden die Abfälle aus dem Garten für sie gekocht und von den Eingeborenen kaufte ich viele Säcke voll Onchies, die ein sehr begehrtes Futter für Hühner und Schweine sind. Ein eigenartiges Futter ließ ich von Anna oft bereiten: Mein Mann fing fast täglich in einer Falle Raubtierzeug, besonders Schakale und manchmal Hyänen; das Fleisch dieser Tiere, deren Felle unsere Leute gerbten, wurde gekocht und klein gewiegt den Hühnern gegeben; eine Hyäne lieferte auf mehrere Tage reichliche Fleischkost. Ebenso wurde das Fleisch eingegangener Ziegen oder Schafe und die Abfälle beim Schlachten als Viehfutter präpariert.

Wir sahen unseren Wohlstand sich mehren und glaubten die Zeit nicht mehr fern, in der unsere Mittel uns eine Reise nach Deutschland und einen kürzeren Aufenthalt dort erlauben würden. In die Heimat zurückkehren, um dort für immer zu bleiben, das wollten wir beide nicht. Auch auf uns hatte das öde, traurige deutsche Südwestafrika seine unerklärliche Anziehungskraft ausgeübt wie auf jeden seiner Bewohner.

Daß trotz aller Hindernisse die Landwirtschaft, der Farmbetrieb, (der in Südwestafrika immer vorwiegend in Viehzucht bestehen wird), doch recht lohnend werden kann, dafür mögen Freiherr v. Erffas[3]) Ausführungen zeugen.

Ein scharfer fünfstündiger Ritt über die Wasserstelle Aub brachte uns nach Harris, bzw. Clarathal. Harris heißt die Landschaft, bestehend aus der Farm von „Mertens und Sichel" und der eine Reitviertelstunde entfernteren, in „Clarathal" umgetauften. Dort steht ein sehr schönes, luftiges Haus mit großer Veranda. Sehr komisch war es, als Schmerenbeck, der sehr fidel ist, die Türe aufschloß, plötzlich aufschrie und laut lachte: ein meterhoher Termitenhügel stand im Wohnzimmer und die fliehenden weißen Bestien bedeckten die Wände, als ihr Bau entfernt wurde. Wir bekamen tadellose Zimmer, ruhten uns aus und besahen dann abends Pferde und Schafe. Es stehen dort über hundert recht gute Pferde, ferner Simmenthaler Halbblut, Schafe (Halbwolle) und Angoras. Am 16. Oktober morgens besahen wir die Farm und geeignete Stellen zu Dämmen, von denen einer im Bau begriffen ist. Nachmittags besuchten wir die Farm des Nachbars; ein Windmotor, Feld- und Gartenanlagen waren dort zu sehen. Diese Farm ist eben an einen früheren Rechtsanwalt aus Kapstadt verkauft worden für 105 000 Mk., was billig ist, wenn man bedenkt, daß dort (pferdesterbefreies Gebiet) bei 100 Stuten die Pferdezucht allein, ohne Unkosten, etwa 25 000 Mk. einbringt.

Harris ist vollkommen pferdesterbefrei und deshalb, da die Weide gut ist, zur Pferdezucht äußerst geeignet, weil Windhuk guten Absatz garantiert. Da die Zucht außer der Kost für 2—3 Hottentotten als Wächter absolut nichts kostet und bei der natürlichen Lebensweise 80% Fohlenzuwachs ist, so kann man nach 4 Jahren von 100 Stuten jedes Jahr (Ausrangieren, Verluste durch Leoparden usw. mitgerechnet) etwa 60 Pferde zu je 400 Mk. gleich 24 000 Mk. verkaufen. Dabei kann Harris mit 12 000 ha etwa 3—400 Stuten nähren. Man kann sich gar nicht vorstellen, was die Pferde, die dort rund und glatt aussehen, eigentlich fressen; denn man sieht dort überhaupt nur blätterloses Dorngebüsch und Steingeröll, natürlich nur jetzt in der schlimmsten Zeit. Alles seufzt hier nach Regen, im Süden hat es seit vier Jahren kaum geregnet, so daß man, falls auch dies Jahr versagt, eine Katastrophe befürchten muß, weil das Vieh einfach verhungert! Früher muß das Land viel wasserreicher gewesen sein; das sieht man allenthalben an der Arbeit des Wassers, welches Schluchten von 100 und mehr Metern Tiefe ausgewaschen hat.

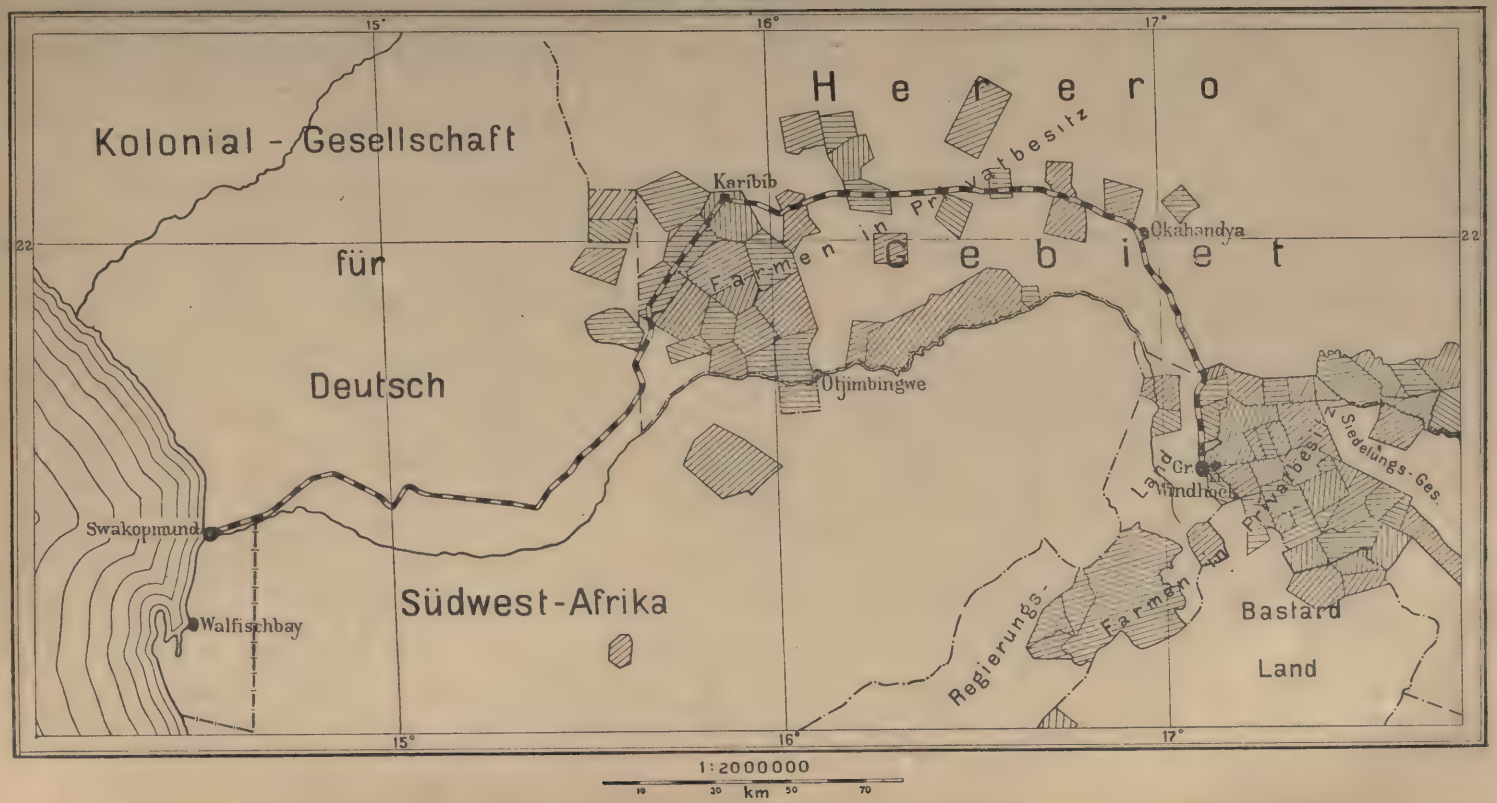
Wie sich das tägliche Leben auf einsamer Farm im fernen Südwest abspielt, wie sich das eingeborene Gesinde zur weißen Herrschaft stellt, dafür weiß ich keine bessere Darstellerin zu finden, als Frau von Falkenhausen. Das beigegebene Bild stellt die Heimstätte in Klein-Windhuk dar, in der sie die ersten Jahre ihres südwestafrikanischen Aufenthaltes bei ihren Eltern verbracht hat: die alte protestantische Mission in Windhuk, die nach dem Tode ihres Vaters von den Erben der katholischen Mission in Windhuk verkauft wurde.

Um hier ein Bild zu geben von dem Tageslauf in unserem Farmershause, will ich einen Brief einschalten, den ich kurze Zeit nach unserer Verheiratung in die Heimat sandte:

„Bevor noch die Sonne über unseren Bergkuppen emporsteigt, stehen wir auf und ich öffne Anna, die gewöhnlich schon mit einem Feuerbrand in der Hand wartet, die Küchentür. Anna tut auch jetzt in der heißen Zeit bei ihrem Kommen sehr frostig, und ihr Erstes ist dann stets, in der Küche Feuer zu machen. Ich frage sie: „Anna, hast du dich schon gewaschen?", worauf sie wahrheitsgetreu beinahe ausnahmslos antwortet: „Nee ge fru, ik sall net now loop". Meine ständige Entgegnung ist: „Nun, dann geh nur schnell und wasche dir auch die Ohren gut, damit du besser hörst." — Diese Ermahnung nimmt sie immer mit lautem Lachen auf. — „Morgen will ich's aber nicht wieder sehen, daß du ungewaschen

Übersicht über die in Privatbesitz befindlichen Farmen längs der Bahnlinie Swakopmund-Windhoek, auf Grundlage der Besitzstandskarte von Deutsch-Südwest-Afrika.

Stand am 1. Januar 1902.



kommst." Bald erscheint dann auch Maria, welche die gröberen Arbeiten zu verrichten hat. Sie muß Wasser und Holz holen, letzteres spalten, im Hofe aufräumen und in der Küche scheuern. Hat sie nichts für mich zu tun, so muß sie im Garten arbeiten; das tut sie besonders gern, denn Maria ist unglaublich kokett und läßt sich gern von den anderen Arbeitern den Hof machen. Im Garten hört man sie ununterbrochen lachen und mit den schwarzen Herren sich necken. Kraalen hinunter, richtig, da sind wieder über Nacht einige kleine Ziegen geboren. Diese Tierchen sind zu niedlich, und wir freuen uns stets darüber, wie lustig sie umherspringen. Fritz hat schon die Rinder aus dem Kral treiben lassen. Nun will „Makaroni", der Wächter, noch das Kleinvieh mitnehmen und öffnet dessen Kral. Wir stellen uns je auf eine Seite desselben und lassen die Tiere zwischen uns hindurch passieren. Gewöhnlich gehen beim Zählen des Klein-

Katholische Mission in Kl.-Windhuk.

Wird's gar zu bunt, so kommandiert mein Mann sie wieder zurück in die Küche.

Nun aber weiter: Während Fritz die Leute beim Melken beaufsichtigt, räume ich mit Anna das Wohn- und Schlafzimmer auf. Das Decken des Frühstückstisches kann ich ihr jetzt schon allein überlassen. Da tönt meines Mannes Stimme herauf, ich solle schnell einmal zu den Viehkralen kommen; gewiß gibt es dort wieder eine Überraschung, ein neugeborenes Kälbchen oder Lämmchen zu sehen, oder ich muß beim Zählen des Viehes mithelfen. Ich eile schnell zu den viehes unsere Berechnungen auseinander, und dann muß Makaroni die Tiere nochmals in den Kraal zurückjagen, was er immer sehr widerwillig und mit Gebrumm tut. Endlich sind die alten Tiere herausgelassen und das Jungvieh „gekehrt", d. h. Kälber und Lämmer wieder in den kleineren Kraal zurückgetrieben; nun geht Makaroni mit dem Vieh auf die Weide, während wir uns nach dem Hause begeben, um endlich unsern Kaffee zu uns zu nehmen.

Diese Frühstückszeit wird immer sehr lang ausgedehnt; es ist die gemütlichste Zeit des

Tages. Gewöhnlich decke ich vor der Tür den Tisch; dort sitzt sich's so herrlich in der Morgenfrische, das Zwitschern der vielen tausend kleineren Vögel, die den Grassamen aufpicken, das Gurren der Lachtauben und das Locken der Perlhühner, die es hier scharenweise gibt, dringen an unser Ohr. Auf der Fläche sehen wir die abziehenden Herden, Groß- und Kleinvieh, immer kleiner erscheinend, nach und nach verschwindend. Nun muß auch bald Witfoot mit den Pferden kommen. Fritz nimmt von Zeit zu Zeit das Fernglas zur Hand und hält Ausschau: „Da kommen sie," ruft er auf einmal, „na Schatz, wo wollen wir heute hin?" — Und da ich hier draußen noch wenig Bescheid weiß, so sage ich: „Mir ist's recht, wo du hin willst; vielleicht fahren wir einmal nach dem Tal dort links, Anna erzählte mir, daß dort in den niedrigen Büschen die Perlhühner ihre Nester machen; vielleicht finde ich mal eins." „Da wirst du vergeblich suchen," sagt Fritz, „ich habe noch nie Perlhuhneier gefunden; ich möchte heute nachmittag gern jagen. Kommst du da wohl mit? Wir wollen fahren; dann kann ich gleich die Beute auf die Pferdekarre nehmen." Ich bin natürlich gern bereit. — Nun sehe ich nach der Uhr: was, schon ein halb zehn? — dann nur schnell ans Kochen, damit der „strenge" Herr Gemahl kein schiefes Gesicht macht! „Anna, eissha kau, Maria, gami uh" (lege ans Feuer — hole Wasser). Nun koche ich eine schöne, kräftige Brühe von Perlhuhn; die Brust löse ich aus, sie schmeckt gespickt oder wie Kotelett gebraten, vorzüglich; jedoch sind Beine und Flügel stets trocken und hart. Nach dem Kochbuch — ich vervollkommne mich hier erst in der edlen Kochkunst — mache ich eine Eiereinlage in die Suppe, dann gibt's heute das Lieblingsgemüse meines Mannes, Blumenkohl und Kartoffeln, die aus dem Garten meiner Mutter stammen, danach ein Glas selbsteingemachte Melone. Das ist ein schönes Menü für Afrika, und ich freue mich schon, Fritz, der immer guten Appetit hat, sich daran delektieren zu sehen. Er lobt nachsichtig alles, was ich ihm vorsetze. Wenn ich auch mit Lust und Liebe die Küche besorge, manchmal gerät mir doch etwas nicht so, wie ich es gerne haben möchte, z. B. das Brot. Mein Ofen bäckt nicht gut. Nächstens wird April, der Fritz auf der Pad mit gutem Brot versorgt hat, mir das Backen in der Erde beibringen. Dazu wird in einem etwa einhalb Meter tiefen Loche ein Feuer mit trockenem Kuhdünger angezündet — dieser gibt die gleichmäßigste Hitze — ein gerader, eiserner Topf, in dem das Brot vorher gegangen ist, wird auf die Glut gestellt, und auf den gut schließenden Deckel kommt wieder eine Schicht dieses afrikanischen Torfes.

Ganz erschöpft und hungrig kommt mein Mann gewöhnlich aus dem Garten. Die Hitze ist groß. Heute hat er einige Beete Kartoffeln gesteckt und verschiedene Gemüsesorten gesät. Zur Erfrischung biete ich ihm ein wenig saure Milch an und trage Essen auf. Nach dem opulenten Mittagsmahle legen wir uns lesend noch ein Stündchen hin, dann ruft Fritz die Leute wieder. Schläfrig und lässig folgen sie dem Rufe. Sie sollen, bis wir zurückgekehrt sind, die Krale ausgebessert haben — im voraus aber wissen wir schon, daß sie bis zu unserer Rückkehr nicht zur Hälfte fertig sein werden. Maria und Anna sollen waschen; das Wasser ist schon herbeigetragen, nun setzen sich beide gemütlich an das Waschfaß und Pfeife rauchend beginnen sie ihre Aufgabe. Ich sehe ihnen dabei nicht zu, denn die Art, wie sie waschen, reizt mich zu fortwährenden Ermahnungen. Das Reiben auf Steinen habe ich ihnen, Gott sei Dank, abgewöhnt, aber nun besteht das Waschen nur im Schlagen der einzelnen Stücke und Auswinden. Was hilft's! Das Resultat entschuldigt die Mittel, und wunderbar ist's, daß die Wäsche dabei sauber wird; wenn ich auch manchmal ein Stück, das nicht ganz comme il faut ist, zurückgeben muß. Das nimmt Anna nicht übel. Sie sagt jedesmal: „Oh, Misses, Anna ist doch groote farky (Schweinchen), Anna is noch banja dumm." Maria

hingegen, die stets etwas dreist ist, zieht gleich ein schiefes Gesicht und räsoniert vor sich hin. Ich tue, als höre ich nichts; tatsächlich verstehe ich auch nicht, was sie sagt, da sie Herero spricht.

Lebt der Farmer noch heute einsam auf der Farm, so war das in alten Zeiten die Regel für alle Weißen im Lande, mit Ausnahme der in den wenigen größeren Plätzen Angesessenen. Besonders einsam aber war Swakopmund in den Jahren, in denen ich es kennen lernte, 1903—1906. Hauptmann Schwabe [13a]) war damals Stationschef dort und schildert mit dem ihm eigenen Humor seine Erlebnisse. Wie die „Stories", entstehen, die noch heute blühen und sogar bis in unser Parlament ihren Weg gefunden haben, möge an erster Stelle seinen Platz finden.

Ein Ereignis war es stets, wenn ein Wagen aus dem Innenlande ankam, denn die Mehrzahl derselben fuhr zu jenen Zeiten noch nach Walfischbai, da dort die meisten Kaufleute der Sicherheit des Landens und der niedrigeren Landungsspesen wegen ihre Güter löschen ließen. Wenn aber fern an den Höhen im Osten, nach Nonidas zu, Staubwolken aufwirbelten, dann richteten sich alle vorhandenen Krimstecher dorthin, und mit Jubel rief einer dem andern zu: „Ein Wagen!" Gab es doch nun bald „neues" zu hören aus den Dörfern weit im Osten, vom Kriege und den Kameraden, und ebenso wie sich die Weißen des Platzes um den „Baas", den Herrn des Wagens, gleichviel ob er weiß, gelb oder schwarz war, sammelten, so umgaben unsere farbigen Diener den Leiter und Ochsenwächter und hockten schwatzend mit ihnen am Boden. Dann hagelte es oft Stories, und die unglaublichsten Lügen wurden mit ernster Miene aufgetischt. Ein alter englischer Händler erzählte mir einst bei einer solchen Gelegenheit, wie seiner Ansicht nach die meisten Stories entständen. Er führte ihren Ursprung auf die Sucht der Eingeborenen, und ganz besonders der Herero zurück, bei Begegnungen mit ihresgleichen stets „etwas Neues" erfahren zu wollen, und ich habe später gesehen, daß der Alte recht hatte. „Sehen Sie, Leutnant," sagte er, „wenn sich zwei solche verdammte Kaffern irgendwo im Felde treffen, so geben sie sich ihre schmutzigen Tatzen, hocken zusammen und saugen nun zuerst an einer gemeinsamen Pfeife, indem sie sich anglotzen. Dann beginnt der eine: „Erzähl' was Neues!" — „Ich weiß nichts!" entgegnet der andere, wenn er wirklich nichts Neues erfahren hat. Nun wieder der erste: „Erzähl' was Neues!" — „Ich weiß nichts!" — „Erzähl' was Neues!" — „Ich weiß nichts!" — „Dann lüge was!" — Und dann setzt der zweite seine verdammte Ehre darein, die verdammtesten Lügen auszukramen, die der erste dem Nächsten, den er trifft, für wahr weitererzählt. „Sehen Sie, Leutnant," schloß der würdige Greis, „so entstehen diese verdammten Stories, und wenn Sie mir nur einen „Tropfen" Brandy geben wollten, so wäre ich Ihnen — Gott verdamme mich! — herzlich dankbar, denn meine Kehle ist rissig wie das Fell eines alten Elefanten!"

Diese harte Verurteilung der Stories hinderte den Braven jedoch nicht, mir unmittelbar darauf die schamlosesten Lügen und Jagdgeschichten aufzutischen, wobei er zu meinem Entsetzen eine ganze Flasche meines kostbaren Hennessy††† aussog und mit dem furchtbaren, auch bei den Bastards sehr gebräuchlichen Schwur schloß: „Denn ich bin der größte Elephantenjäger des Landes, so wahr meine Mutter eine weiße Haube trägt!" . . .

Was die Tagesarbeit des Stationsleiters im damaligen Swakopmund darstellte, möge nach Schwabes [13a]) Schilderung folgen.

Kaum war nach der Ankunft an der Küste ausgespannt, so wurden die vor Durst laut brüllenden Ochsen zum Wasser getrieben, dann, während der Wagen befrachtet wurde, ihnen das Futter (geschnittenes Gras oder Anaschoten), welches der Transportfahrer auf dem Wagen aus dem Innern mitgebracht hatte, vorgeworfen und, wenn dies aufgefressen war, wieder angespannt und abgefahren. Jeder Wagenführer erhielt einen Frachtbrief in doppelter Ausfertigung, deren eine

für revidierende Patrouillen, die andere für den Empfänger der Fracht bestimmt war.

Von den Frachtfahrern kaufte ich öfter Gras und Anaschoten für unsere Pferde. Die Tiere nahmen die Schoten gern und gediehen sichtlich bei diesem Futter, während das saftige Queckgras im Flußbett sie wohl aufschwemmte, ihnen aber keine Kraft gab. Das sahen wir am besten an unseren Schlachtschafen, deren Fleisch desto trockener wurde, je länger sie im Swakop geweidet hatten. Der Hauptviehposten befand sich landeinwärts am Hanoasgebirge unter Aufsicht eines Buschmanns Diwib, und von dort wurde zweimal im Monat eine Anzahl Schafe oder Ziegen nach Swakopmund getrieben. Trotz schärfster Überwachung gelang es mir und Hannemann übrigens nicht, zu verhindern, daß der Viehbestand an den Bergen sich dauernd verminderte. So oft Diwib, dieses krummbeinige und schieläugige Ungeheuer, in Swakopmund erschien, sah er stets wohlgenährter aus, berichtete aber mit Jammermiene von neuen Verlusten. Bald sollte ein Leopard einige Schafe geraubt haben, bald war angeblich eins derselben von den Felsen abgestürzt und verendet. Wer konnte ihm das Gegenteil beweisen?! Ich schickte zwar einige Male Patrouillen zur Revision des Postens ab, aber diese fanden dann alles in Ordnung, was mich nicht überraschte, da Diwib den Staub der Reiter schon Stunden vor ihrer Ankunft sehen und etwa geschlachtetes Vieh in Sicherheit bringen konnte. Ihm ein Gewehr zur Abwehr des angeblich vorhandenen Raubzeuges anzuvertrauen, wagte ich aber nicht, denn im Besitze eines solchen Schatzes würde er sich wohl auf Nimmerwiedersehen empfohlen haben. So mußte ich ihn denn, da außerdem ein Ersatzmann nicht zu finden war, gewähren lassen und redete ihm nur ab und zu ins Gewissen. Wer dann sein scheinheiliges Gesicht sah und den schnalzreichen Wortschwall seiner Beteuerungen hörte, konnte nicht zweifeln, einen der treuesten Diener des Staates vor sich zu haben.

Hannemann aber hatte ihn noch in einem anderen Verdachte, nämlich in dem, mit seinen vergifteten Pfeilen Strauße zu schießen und die Federn nach Walfischbai zu schmuggeln. Da dies nach dem Jagdgesetz strafbar war, und wir sichere Kunde hatten, daß auch von den Walfischbai-Hottentotten einige in den Namibflächen Strauße jagten und Federn schmuggelten, so stellten wir diesen Herren, die doch sicher nicht den vorschriftsmäßigen Jagd- und Handelsschein gelöst hatten, eifrig nach. Und richtig: eines Tages schleppte Hannemann den zeternden Diwib vor meinen Richterstuhl. Der Buschmann hatte Schafe nach der Küste gebracht und war im Besitze eines Bündels frischgerupfter Straußfedern betroffen worden, die er unter seinem Fellmantel verborgen hatte. Auf meine entrüstete Frage, wo er den Vogel geschossen habe, entgegnete er aber freundlich grinsend, er habe ihn in der Wüste „tot gefunden". Auf diese Erklärung waren wir nicht gefaßt und unterdrückten trotz der offenbaren Lüge nur mit Mühe ein Gelächter; Diwib jedoch mußte freigelassen werden, allerdings mit der ausdrücklichen Ermahnung, nie wieder einen toten Strauß zu „finden". — Er wird wohl dann auf seinen Jagdexpeditionen lediglich Swakopmund umgangen haben.

Nicht weniger einsam war es auf den kleinen Stationen im Innern, wie Professor Dove[2b]) eine solche vom Jahre 1893 aus dem Khomashochlande schildert. Es war eine rauhe Zeit, aber mit Stolz können wir auf sie zurückblicken: denn die alten Schutztruppler, die damals im Lande waren, haben der Unbill des noch rohen Landes ebenso kraft- und mutvoll die Stirn geboten, wie den nicht zu verachtenden menschlichen Freuden. Es waren eben ganze Männer.

Auf der höchsten Terrasse des Hochlandes folgt im Westen wieder eine völlig ebene, mehrere Fahrstunden breite Fläche, ein ausgezeichnetes Weideland, das sich bis nach Heusis erstreckt. Ein schönes Abendrot an dem von Wolken durchzogenen Abendhimmel beleuchtete unsere Straße noch für einige Zeit, dann aber ward es Nacht und so finster, daß unser Treiber nur mühsam im hohen

Grase die Spur des nur äußerst selten befahrenen Weges zu erkennen vermochte. Als er eben im Begriff war, den Boden einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen, blitzte vor uns ein Licht auf. Es war das Feuer, das die Vorausreitenden angezündet hatten, und nachdem wir der dadurch angezeigten Richtung noch eine Stunde lang gefolgt waren, konnten wir am Fuße des Turmhügels von Heusis ausspannen. Zum besseren Schutze gegen Wind und Wetter schlugen wir unser Lager in den Ruinen eines Häuschens auf, das vor Jahren einmal irgend ein Bastard hier errichtet haben mochte, der mit seinem Vieh auf diesen einsamen Posten gezogen. Auf die einstige Anwesenheit von Herden deuteten wenigstens zwei ummauerte Kraale, die in derselben Senke lagen, wie unser des Daches beraubtes Obdach.

Fünfzig Meter über unserm Lager erhob sich auf steiler Kuppe das Haus mit seinem Turme, für deren Bedeckung wir Balken und Wellblech mitgebracht hatten. Ein paar mächtige steinerne Wände mit schmalen Schießscharten, in deren Winkeln und Mauerritzen sich der Wind heulend verfing, das war die Wohnung, in welcher der von Windhoek hierher gelegte Posten sein einsames Leben führte. Und dennoch sehnte sich der Mann nicht hinweg; das einzige, was er bisher vermißt hatte, waren Bücher, mit denen ich ihm bereitwillig aushalf. Im übrigen empfand er nicht die geringste Sehnsucht, seinen luftigen Wohnsitz zu verlassen. Ihm wurde der armselige Steinhaufen in der Tat zum Palast, denn von hier aus beherrschte er das ganze Land rings umher mit mehr Machtvollkommenheit, als sie einem König auf dem alten Kulturboden Europas eignet. In dem riesigen Gebiet zwischen Rehoboth, Windhoek und den Küsten des südatlantischen Ozeans der einzige weiße Mann, durfte dieser einfache Soldat sich einer Freiheit rühmen, um die ihn ein Fürst hätte beneiden können. In vollstem Maße war ihm jene persönliche Ungebundenheit zuteil geworden, die einen Hauptreiz des afrikanischen Lebens bildet und in deren Besitz auch der gesittete Europäer die Vorzüge einer höheren Kultur eine Zeit lang gerne entbehrt. Classen, dies war der Name des Gefreiten, benutzte seine Selbständigkeit übrigens in erster Linie zur Ausübung edlen Sports, indem er seinen Aufenthalt in Heusis mit der Durchforschung der reichen Jagdgründe hinbrachte, wozu ihm sein Dienst genug Zeit übrig ließ. Dieser bestand eigentlich nur in der Oberaufsicht über die hier weidenden Herden und in der Überwachung der mit der Hütung beauftragten Eingeborenen. Erleichtert wurde das Zusammenhalten der Tiere und die Sorge für ihr Wohlergehn obendrein durch die Fülle guten Wassers, das sich in nächster Nähe des Turmberges fand.

In den alten Zeiten war das einzige Beförderungsmittel für Lasten und für alle Personen, die des Reitens unkundig waren, der viel geschmähte, schwerfällige und, ich möchte sagen, doch so poesievolle Ochsenwagen. Dies Reisen in gemächlichem Tempo, das einem doch erlaubte allerlei Bequemlichkeiten bei sich zu führen, bot Gelegenheit zu einem gründlichen Kennenlernen des durchfahrenen Landes. Den ganzen Reiz einer solchen Fahrt für den Reisenden, aber auch die Schwierigkeiten für das Wagenpersonal und die Zugtiere schildert Hauptmann Schwabe[13a]).

Nun geht es hinein in den frischen, köstlichen Morgen. Tau liegt auf dem Grün, und die Sonne färbt die grotesken, massigen Klippen und Felsen mit glühendem Rot. Und jetzt beginnt auch in der Natur ein Leben und Jubilieren, daß das verstockteste Philisterherz davon ergriffen werden muß. Die wilde Taube, die von Baum zu Baum, von Ast zu Ast flattert, girrt; das Savannenhuhn gackert am sandigen Flußtal; der Koran läßt, aufgescheucht, sein Geschrei ertönen, und Scharen von Perlhühnern fliehen mit rauschendem Flügelschlage den Staub und Lärm der nahenden Kolonne. Zwischen den blühenden Büschen und inselartig verteilten Baumgruppen fliegen und flattern Hunderte von kleinen Vögelchen, grün, gelb, schwarz,

DEUTSCH-SÜDWEST-AFRIKA.
Maaßstab 1 : 5000000.
Höhen in Metern.
Die Namen der militärisch besetzten Stationen sind unterstrichen.
12°
14°
16°
18°
20°
22°
24°
26°
28°
14° ö. L. v. G.
ATLANTISCHER OC.
OVAMBO
OKAVANGO
OVAHERERO
DAMARA
HAIUMCA
KAOKOVELD
KAOKOFELD
KAOKOLAND
BERGDAMARA
KAMANJAB
KAROO
KAROONAMA
NAMAQUA
GROSS-NAMAQUALAND
KLEIN-NAMAQUALAND
KAP KOLONIE
Gr. Ombongo
Kl. Ombongo
Okavango
Omupanda
Ikera
Portugiesisch
Katima
Mpashi's
Maruti
Kuring
Kuito
Rukuena
Nadas
Omuramba Omatako
Omuramba Eanambo
Omuramba Cuamato
Danso
Omuramba Cuamato
Omuramba Eanambo
Omuramba Omatako
Omuramba Eanambo

Fundorte nutzbarer Mineralien:

Marmor bei Etusis.
Gold mit Wismut bei Goagos.
" " " " Ussis.
" " Kupfer bei Husab.
" " " i. d. Potmine.
" " " im Chuos-Gebirge.
" " " " Geiassib-Gebirge
" " " bei Nabachab.
" " " " Mobib.
" " " " Otyikango.
" " " am großen und kleinen Spitzkopf.
" " " bei Areb.
" " " " Rehoboth.
" " " " Nauas.
" " " " Swartmodder.
Kupfer bei Angra-Pequena.
" " Aus.
" " Kakhaus.
" " Otyosonyati.
" " Ongatti.
" " Guibis.
" " Campell-Mine und Sinclair-Mine.
" am Aus-Fluß.
" " Salz-Fluß.
" bei der Hope-Mine.
" " Naramas.
" " Gorob.
" " Matchless-Mine.
" " Ebony-Mine.
" in der Tsumeb-Mine.
" bei Guibab.
" " Groß- und Klein-Otavi.
Blei auf Pomona.
" bei Angra-Pequena.
Eisen bei Angra-Pequena.
" bei Aus.
(Kupfer in der Nabas-Mine. (engl.).)
Eisen bei Kakhaus.
" in der Ebene zwischen Aus und Angra-Pequena.
Manganit am Guachab-Fluß.
Blue- ground (Diamant-Erde) bei Bersaba.
" " " " Gibeon.
Topas bei Haunceib.
Petroleum bei Ganikobis.
Guano an der Hottentotten-Bai.
" bei Cap Cross.
" auf Graves-Island.
Kopal an der Küste zwischen den Inseln Halifax und Possession.

rot, strahlend blau und einfach bräunlich, piepend, zwitschernd, pfeifend und singend umher. Und dort, an dem hohen Dornbaume, siehst du ein großes, strohgedecktes und kunstvoll gebautes Nest an einem starken Aste hängen. Lustig geht es dort zu; immer hinein und hinaus zu den vielen Eingängen klettern und fliegen winzige Vögelchen mit lautem Gelärme: der Siedelsperling hat hier sein Hotel erbaut. Aber sieh auch über den Steigbügel hinweg auf den Boden: Auch dort ist alles Leben! Dort huscht die flinke, smaragdgrüne Eidechse durch die Gräser, wunderbar gestaltete Laufkäfer und Spinnen treiben ihr Wesen, und fleißige Ameisen beginnen des Tages Arbeit. Doch wir werden in unseren Betrachtungen gestört — die Kolonne stockt, denn tief hinunter geht der Marsch in ein felsiges Riviér. Steil fällt der Hang gegen das Flußtal ab, und vom Regen tief ausgewaschen sind die alten Wagengeleise. Der Weg ist mit Steinen und verwitterten Blöcken bedeckt, eine gefährliche Stelle für die Wagen, denn während es rasend schnell bergab geht, so daß selbst bei scharfangezogener Hemmvorrichtung die Hinterochsen oft Gefahr laufen, überfahren zu werden, müssen, wenn es dann den gegenüberliegenden Hang hinaufgeht, meist die Mannschaften in die Räder greifen, und nicht selten ist ein zweites Gespann Ochsen nötig, um den schwerbeladenen Wagen heraufzuziehen.

Auch das „Treiben eines Wagens", wie man in Südafrika sagt, ist eine schwere Kunst, die gelernt sein will, und besonders für den Neuling eine furchtbare Anstrengung. Hier- und dorthin muß der Treiber springen, rufend, anfeuernd, peitschend. Bald ist er rechts, bald links von den Ochsen, bald läuft er vor, um die Vorderochsen treffen zu können, bald pufft er mit dem Peitschenstiel die an der Deichsel befestigten Hinterochsen in die Seite, um sie zum Ausweichen vor einem Stein, einem Baumstamme oder einem Termitenhügel zu zwingen, denn ein Anfahren kann das Fahrzeug zum Umstürzen bringen. Besonders schwierig ist es für die Treiber, zu bewirken, daß alle Ochsen gleich-

mäßig anziehen, wenn 40 und mehr vor einen Wagen gespannt sind. Ziehen dann, was öfter vorkommt, die Tiere verschiedener Gespanne nach zwei Seiten, so fahren sie den Wagen nur um so fester, die hölzernen Joche und Jochscheite brechen, das aus Riemen von Ochsenfell hergestellte Trecktau oder die eiserne Treckkette reißt, und eine große Verzögerung entsteht. Ist diese schon bei einem allein treckenden Wagen unangenehm genug, so bedeutet sie für eine Wagenkolonne, besonders auf dem Marsche durch Hohlwege oder an schroffen Abstürzen vorbei, häufig einen unfreiwilligen Halt von Stunden. Dann wird geflickt und gehämmert, bis die Schäden notdürftig repariert sind, und für alles dies ist der Treiber verantwortlich.

In gleicher Weise behandelt Professor Dove[2a]) das Thema; doch schildert er nicht die Reize der Fahrt, sondern die der Rast, bei der man sich sogar, wie man sieht, kulinarische Genüsse verschaffen kann, wenn man es nur versteht.

Nach einer köstlich verbrachten Nacht bot mir die Notwendigkeit, unsere Ochsen nach dreitägigen Entbehrungen sich einmal ordentlich sattfressen zu lassen, Gelegenheit, das Tal des Flusses bei Usab näher zu untersuchen. Auch die Wagenmannschaft hatte Zeit, die kleinen Arbeiten vorzunehmen, zu welchen die kurze Rast während der Fahrt durch die Namibwüste ihnen keine Muße gelassen hatte. Und es gibt allerlei zu tun. Zuerst müssen die Räder des Wagens geschmiert und verschiedene Ausbesserungen am Treckgut, d. h. an allen zur Bespannung dienenden Gegenständen vorgenommen werden. Hier wird ein Joch neu am Trecktau befestigt, dort schnitzt ein Hottentotte ein neues Jochscheit, und unter einem mächtigen Anabaum thront würdevoll auf einem der Wasserfäßchen, deren jeder Wagen zwei mit sich führt, einer der Treiber, damit beschäftigt, für die fünf Meter lange Schnur seiner Peitsche einen frischen Vorschlag aus Kuduleder zu schneiden. Abseits im Schatten eines Felsvorsprunges sind einige Bergdamaras, welche die Karawane als Viehwächter und Ochsenleiter begleiten, damit beschäftigt, eines der Schafe, das sie durch einen Kehlschnitt geschlachtet, abzuziehen und auszunehmen. Obgleich das Tier zu den an Fettbildung von den Hammeln des Namalandes weit übertroffenen Damaraschafen gehörte, lieferte es eine Menge des besten Fleisches, welches dem seiner europäischen Verwandten in jeder Hinsicht vorzuziehen ist. Der Schwanz, der mehr als anderthalb Kilogramm wog, wurde ausgebraten und ergab beinahe ein Kilo jenes schönen weißen Fettes, das in Aussehen und Geschmack vollkommen einer Mischung aus Gänse- und Schweineschmalz gleicht und namentlich auf der Reise die Butter sehr gut zu ersetzen vermag. Der Kopf dagegen wurde mit Haut und Haaren in einem mit glühender Asche gefüllten Erdloche geröstet. So zubereitet gilt er als Leckerbissen, und mit Recht. Allerdings gehört einige Überwindung dazu, das Messer gegen ein solches Haupt zu führen, das nach dem Absengen der Haare beängstigend an einen menschlichen Kopf erinnert. Wer sich hierzu nicht entschließen kann, muß mit der Kost vorlieb nehmen, welche die Küche des Biwaks ständig liefert, mit Wasserreis, gekochtem oder gebratenem Fleisch oder in der Asche gerösteten Hammelrippchen. Für das Brot sucht man sich häufig einen Ersatz durch Fettkuchen zu schaffen, das ist eine Mischung aus Weizenmehl, Salz und Wasser, welche in dem erwähnten Schaffett über dem offenen Feuer gebacken werden und nicht übel schmecken.

Zu den wichtigsten Vorbereitungen zum Weitermarsch gehört die Füllung der Wasserfässer und das nochmalige Tränken der neu gekräftigten Tiere. Aber auch trockenes Holz zum Abkochen muß in dieser Gegend gesammelt werden, denn noch sind es annähernd drei Tagereisen bis zu jenem Gebiet, in welchem sich Büsche und Bäume auch außerhalb der Flußtäler finden. Unser Ausspannplatz bot indessen den Leuten Gelegenheit, in wenigen Minuten eine genügende Menge Brennmaterial zu sammeln.

An anderer Stelle schildert Schwabe [13a]) wie der Ochsenwagen, ohne Schaden zu nehmen, von meterhoher Felsstufe zu Felsstufe herabspringt, und fährt dann fort:

Dies aushalten kann eben nur ein afrikanischer Ochsenwagen. Wahre Ungetüme sind für das Auge des Europäers diese „fahrenden Wohnungen", in denen der Afrikaner wochen-, monate-, ja jahrelang mit Kind und Kegel haust, die sein Heim sind und die oft, besonders bei dem im Graslande umherziehenden, dem „Treck"-Boeren, alles enthalten, was er sein eigen nennt. Auf den ungefügen, dicht mit Eisen beschlagenen Rädern, dem schweren, durch eine besonders starke Längsachse verbundenen Untergestell ruht der breite Wagenkasten, der meist oben mit Segeltuch, dem „Plan", bespannt ist. Zeigt der Kasten an den Seiten eiserne oder hölzerne Leisten, „Böcke", um Fleisch, Holz oder Reserveteile außerhalb zu befestigen, so nennt man das Fahrzeug einen „Bockwagen". Vorn und hinten im Wagen befinden sich zwei große verschließbare Kisten, die „Vor-" und „Hinterkiste", zur Aufnahme von Kleidern, Kochtöpfen und anderem mehr. An den Seiten sind kleinere „Seitenkisten" angeschraubt. Außerdem kann man innen einen großen, mit Riemen bespannten Holzrahmen, die „Kattel", befestigen, der das Bett bildet, doch zogen wir es stets vor, unter Gottes freiem Himmel auf unseren Decken zu schlafen. Bei längeren Reisen wird man nie weniger als 18 bis 20 Ochsen vor den Wagen spannen. Diese sind zu je einem rechts und links einer langen Kette oder eines aus Ochsenfellriemen gedrehten Taus, des „Trecktaus", in Jochen befestigt und ziehen lediglich mit dem Buckel. Die Hinter- oder „Achter"-Ochsen gehen zu beiden Seiten der langen und schweren Deichsel, des „Dissel-booms". Zu jedem dieser Wagen gehört als Personal ein „Treiber", der, wenn möglich, ein Bastard ist, da diese am geschicktesten sind, und der eine ungeheuer lange Peitsche mit Bambusstiel, gedrehter Schnur und einem Schmitz aus Kuddu-Antilopenleder führt. Die ersten, die „Vorochsen", zieht der „Tauleiter" an einem Strick, der an den Hörnern befestigt ist, hinter sich her, wenn sie nicht so gut angelernt sind, daß sie von selbst den Weg halten. Dem Leiter fällt auch die Arbeit zu, die Wasserfässer, die hinten auf dem Wagen festgebunden sind oder in eisernen Reifen

Station Nabis.

unter ihm hängen, an jeder Wasserstelle zu füllen und die „Remme" anzuziehen, wenn es zu steil bergab geht. Hinter der dicken Staubwolke, die den Wagen umgibt, trottet dann der Ochsenwächter, meist wie der Leiter ein Buschmann, Bergkaffer oder Hottentott, der die Reservochsen und das Schlachtvieh, Ochsen, Schafe oder Ziegen, antreibt.

So, unter dem Gejohle und Geschrei der Treiber, die jeden säumigen Ochsen namentlich anrufen, unter dem Poltern und Knarren der Wagen und dem Brüllen der Ochsen, fuhr unsere Kolonne in einer ungeheueren Staubwolke dahin.

„Zieh Blaubock!", „Fat! faaat! treck Deutschland!", „Bayerland! Bayerland!", „Windvogel, du Lump!" Diese Rufe hört man zuweilen heraus aus dem Chaos von anfeuernden Stimmen, untermischt mit wunderbar verdrehten deutschen Schimpfworten, welche die Eingeborenen stets zuerst lernen. Und jeder der Zugochsen, falls er nicht zu Tode ermüdet ist, folgt dem Anrufe seines Namens und legt sich noch einmal so schwer ins Joch, bis er — nun — bis er, wenn die Anstrengung zu groß ist und seine Kräfte erschöpft sind, ermattet, ängstlich brüllend, im Joche niedersinkt. Bei einem guten Treiber darf dies allerdings nicht vorkommen; er kennt seine Tiere und weiß, was er von ihnen verlangen darf, er spannt den ermüdeten Ochsen aus und ersetzt ihn durch einen der lose mitlaufenden Reservochsen.

Maschinengewehr auf Kamelrücken verladen.

Um nun auch der modernsten Verkehrseinrichtung, die unter dem Drucke der Rinderpest 1897 ihren Eingang nach Südwestafrika gefunden hat, zu gedenken, lasse ich Frhrn. v. Erffas[3]) Fahrt nach Swakopmund folgen.

Am 29. September, 7 Uhr früh, ging der Zug ab, eine Schmalspurbahn von 60 cm Schienenbreite, die aber m. E. ihre Aufgabe ganz gut erfüllt. Allwöchentlich geht ein Zug nach Windhuk, einer in umgekehrter Richtung. Bis Mittag fuhren wir durch die „Namib", die Wüste, dann kam spärliche Vegetation, die bei „Schakalswasser", wo wir mittags Rast hielten, besser wurde. Doch war alles entsetzlich verdorrt, kein grünes Blatt zu sehen. Die Wagen sind eine Art Pferdebahnwagen mit blauen Fensterscheiben; die Bahn rasselt so, daß man auf der Plattform, wo auch Plätze sind, kaum reden kann.

Abends 9 Uhr erreichten wir Karibib, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen ging es weiter. Die Vegetation war hier viel stärker, wir fuhren durch Buschsteppe, die oft so dicht war, daß man nur fünfzig Schritt weit sehen konnte; aber der Boden war kahl, nur dünne, gelbe Halme standen noch ab und zu an geschützteren Stellen, während hier nach einem Regen herrliches Gras meterhoch stehen soll. Die Pflanzen sind meist akazien- oder kaktusartig, alle mit langen Dornen. Landschaftlich gefällt mir die Gegend sehr: schroffe, hohe Felsklötze oder auch Gebirgsstöcke ragen überall aus der Steppe empor, ähnlich den Dolomiten. Und all diese Felsen sind bewachsen mit einer Anzahl genügsamer Pflanzen, die in jeder Spalte, jeder Ritze Wurzel geschlagen haben. Interessant waren die Luftspiegelungen, die uns schon am ersten Tage mittags bald einen herrlichen See, bald den dunkelblauen Meeresstreifen, bald Felsen und Weiden auf wenige hundert Schritte vorzauberten. Eine satanische Erfindung für verdurstende Reisende!

Will man schneller und noch bequemer reisen, so nimmt man Pferde mit, auf denen man dem schwerfälligen Ochsenwagen vorauseilt oder ihm folgt und so jedesmal eine Reihe von Wegstunden spart. Eine solche Reise beschreibt Freiherr v. Erffa[3]).

Auch mit dem Kamel sind schon Versuche gemacht, um es als Reittier und zur Beförderung von Lasten zu benutzen. Der erste Versuch im Jahre 1893 scheiterte an der Unkenntnis der vorhandenen Menschen in der Behandlung dieser störrischen Tiere. Ein Reiter, der auf einem solchen Tiere die Post von Windhuk zur Küste bringen sollte, kam bis zum nächsten Flüßchen, das zu überschreiten das Tier sich weigerte. Als er abstieg und es hindurchführte, ließ es ihn nicht wieder aufsteigen, und so mußte er, wie der Mann im Syrerland das Kamel am Halfterband bis zur Küste und zurück führen. — Jetzt werden die Kamele auch bei der Truppe zum Transport der Geschütze verwendet.

Nachdem ich gestern der enteilenden Post noch rasch eine Karte mitgegeben habe, um Euch von meinem Wohlbefinden zu überzeugen, will ich mich zur Feier des Sonntags schnell zu einem Briefe hinsetzen, sonst, fürchte ich, entsteht eine Lücke in meinem Tagebuch. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, in Windhuk eine Gelegenheit zur Reise nach dem Süden zu erwischen, kam ich endlich am 19. November fort, mit dem Zolldirektor und momentan stellvertretenden Finanzdirektor Schmidt, der nach dem Süden reiste, um die Proviantzufuhr für die Truppe auf dem Kriegspfade zu regeln, und der mir liebenswürdigerweise anbot, ihn zu begleiten. So ritten wir, nachdem unsere mit 14 tadellosen, kohlschwarzen Regierungsochsen bespannte Karre einen Tag Vorsprung bekommen hatte, am 19. November um 6 Uhr von Windhuk ab. Der Zolldirektor, der zwei Zentner in den Sattel bringt, mit zwei tadellosen Pferden, einem berittenen Diener und einer do. schwarzen Ordonnanz; ich auf einem großen schulterlahmen Schinder, hinter mir Petrus, mein Bambuse (Diener), auf einem winzigen dürren Schimmelchen. Petrus, ein Klippkaffer aus Grootfontein (Farm von Herrn v. H. im Süden), ist zwar mordsdumm, wohl nicht ganz richtig im Kopf, aber entschieden gutwillig und ehrlich, und verehrt mich, trotz mangelnder Verständigung, schon mit hündischer Treue, besonders seitdem ich ihn, der mir nur im Hemd hinterlassen war, eingekleidet habe.

Wir ritten nur drei Stunden durch die

Auasberge bis Arris, wo wir bei einem Buren übernachteten. Am Freitag ging es weiter bis Aub, wo wir unsere Karre einholten und bis abends blieben. Man reist hier so, daß man mit erstem Morgengrauen abreitet, entweder der Karre nach, die oft auch nachts fährt, oder ihr voran, um einen Platz mit gutem Gras für die Ochsen aufzusuchen. Diesen Platz muß die Karre etwa 9 Uhr früh erreichen. Dann wird ausgespannt; wenn Wasser vorhanden, getränkt und bis Nachmittag geruht. Spätestens 4 Uhr geht es weiter bis Dunkelwerden; dann erwartet man wieder die Karre, legt sich unter einen Busch in den Schlafsack und schläft herrlich, gewöhnlich schon um 8 oder 9 Uhr abends, da man schon um 3½ Uhr wieder aufsteht. Dann fängt ein Junge die Pferde ein, welche die Nacht über Spannfesseln tragen, ein anderer kocht Kaffee, und um 4½ geht es wieder los wie tags zuvor. Am 2. ritten wir in Rehoboth ein. Dies ist ein großes Dorf, Distriktsstation und Hauptstadt der Bastards. Hier hatte Schmidt viel zu tun, so daß wir bis Montag bleiben mußten. Ich zog in einen Store, wo ich gut unterkam. In Rehoboth wohnen die Bastards in Lehmhäusern, nicht mehr in Pontoks. Es gibt recht reiche unter ihnen, da sie mit Frachtfahren viel Geld verdienen. Dementsprechend ist ihre Zivilisation höher als sonst im Lande: sie ziehen sich ganz gut an, die zum Teil sehr hübschen Mädchen sogar luxuriöser als unsere Bauernmädchen. Sie tragen alle die reizende holländische weiße Haube.

Mit der Beschreibung des letzten Weihnachten, das ich[12a]) in Südwestafrika gefeiert habe, schließe ich die Besprechung dieser Kolonie. Möge ihr aus dem vielen guten deutschen Blut, das um sie geflossen ist, baldiger Friede und die gedeihliche Entwicklung sprießen, die wir alten Südwestafrikaner alle von ihr erwarten.

Wolkenlos breitet sich der Himmel über die glühende Flur; vor Hitze zittert die Luft, so daß die sonst so scharfen Linien der Berge im Ungewissen verschwimmen. Dürr und staubig liegt das Feld, kein grüner Halm, keine Blüte, alles verdorrt unter dem Gluthauch der heißen Wirbelwinde, die nunmehr fast Tag für Tag daherrasen und den gepulverten Boden in riesigen Tromben zum Himmel emporführen: Weihnachtsstimmung in Südwestafrika. Wie anders als daheim, wo das Feld ja auch schlummert, aber weich gebettet und zugedeckt von schimmerndem Schnee, geschirmt vor der weiteren Unbill der Elemente.

Doch was vermag die veränderte Umgebung über das Menschenherz, das seit seiner ersten Kindheit Tagen gewohnt ist, den Weihnachtstag hoffend und bangend zu ersehnen und mit Jubel zu begrüßen, wenn er hereinbricht? Wem die deutsche Weihnachtsfeier im Gemüte haftet, der sinnt trotz Hitze und Staub, trotz fehlender Weihnachtstanne nur darauf, wie er dem Tage sein Recht werden lassen, wie er nach deutscher Sitte unter dem strahlenden Lichterbaum Geschenke austeilen und empfangen, wie er Freude geben und nehmen kann für und von den ihm Nahestehenden.

Schwer zwar ist's manchmal, wenn alles, alles nur von der Phantasie beschafft werden kann: Baum und Schnee, Gaben und Freunde. Mir aber war es diesmal leichter. Weilten auch all meine Angehörigen weit, weit von mir, so hatte ich doch viele, Weiße und Farbige, deren Wohl mir anvertraut war und die gemeinsam auf Farm Hoffnung zusammen lebten. Einen Weihnachtsbaum, wenn auch nur einen künstlichen, hatte mir das letzte Postschiff gebracht, Kleinigkeiten, geeignet Freude zu machen, gab es in den Läden, Musik versprach der „Trecksack" (Harmonika) zu liefern, an Speis und Trank war kein Mangel. So ritt ich denn beizeiten von Windhuk nach der Farm, um die schon vorher hinausgeschafften Sachen auf richtigem „Weihnachtstisch" aufzubauen. In einem aus Bohlen errichteten, mit Segeltuch eingedeckten großen Schuppen wurde in Hufeisenform ein Tisch aufgestellt, in seiner Mitte der mit allerlei Flitter und vielen Lichtern besteckte Christbaum; unter den Baum kamen die Geschenke für den ersten Angestellten,

nach rechts und links folgten die für die andern Weißen, nach Rang und Würden geordnet, und an den Flügeltischen die Weihnachtsbescherung für die farbigen, persönlichen und Hausdiener. Die vierte Seite des Tisches und Schuppens blieb frei, um später die farbigen Viehhirten und Feldarbeiter hereintreten lassen zu können; zunächst war sie natürlich mit einem Vorhang verschlossen.

Die Weißen wurden von mir und ihren Genossen mit allerlei praktischen Kleinigkeiten beschenkt, wie man sie sich in der Wildnis wohl wünscht, ohne sie gerade sehr zu entbehren, wenn man sie nicht hat: also Tabak, Zigarren, Pfeifen, Tabaksbeuteln, Zigarrentaschen usw., das farbige Gesinde erhielt nützliche Dinge, wie Decken, Anzüge, und für alle, Weiße wie Farbige, die von Weihnachten nun einmal unzertrennliche Gabe an Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen und Süßigkeiten. Für die Viehhirten usw. stand eine Kiste mit getrockneten Datteln und eine andere mit „Lekkers" (ganz billigem Zuckerzeug) bereit.

Als alles fertig, die Nacht hernieder gesunken war, zündete ich den Christbaum an und gab das Klingelzeichen für die vor dem Vorhang Versammelten. Der Vorhang sank und Weiße wie Farbige erblickten nun staunend den strahlenden Lichterbaum und die festlich geschmückte Tafel. Der Musikverständige unter uns stimmte das Weihnachtslied an: „Stille Nacht, heilige Nacht", und leise und zaghaft erst, dann immer lauter und herzlicher fielen wir Weißen ein; allmählich summten auch die Farbigen die alte liebe Melodie mit. Und Weihnachtsstimmung überkam uns.

Als das Lied verklungen, traten die Weißen herein, jeder an seinen Platz und zogen die verhüllende Decke von ihren Geschenken. Froh zeigten sie einander, was ihnen beschert war. Auch für mich hatten sie schnell noch Geschenke eingeschmuggelt. Aber mehr wie einer, der in den Kämpfen gegen Mensch und Tier mehr als einmal ohne mit der Wimper zu zucken sein Leben eingesetzt hatte, zerdrückte jetzt heimlich eine Träne im Auge; denn übermächtig wurde die Erinnerung an das Elternhaus. So gab ich schnell das Zeichen für das Gesinde. Und nun war des Jubels kein Ende; helles Lachen und Scherzen, Prunken mit den erhaltenen Geschenken und schleunigste Inangriffnahme von Knecht Rupprechts Gaben, ganz wie bei unseren Kindern auch.

Hell strahlten die Lichter und mischten ihren Schein mit dem funkelnden Sternen- und Mondlicht, das silbern über der Flur lag. Wir Weißen aber brauten den Weihnachtspunsch meines Vaterhauses und zum ersten Glase ertönten die hehren Klänge des Liedes:

Vom Himmel hoch, da komm ich her
Und bring Euch neue gute Mähr!

So war meine Weihnachtsfeier im Jahre 1898 auf Farm Hoffnung. Viele, gar zu viele von ihren Teilnehmern deckt heute schon die Erde ihrer neuen Heimat. So mancher unter ihnen gehört zu den von den Hereros Hingemetzelten. Und unter den Eingeborenen, die damals so kindlich froh das Fest der Freude mit uns feierten, ist mehr als einer an den Schandtaten gegen seine früheren Wohltäter beteiligt.

Mir aber ist damit nachträglich eine meiner schönsten Erinnerungen aus meinem Reiseleben verdüstert und in Blut getaucht.

DEUTSCH-OSTAFRIKA
DIE USAMBARA-BAHN
Maßstab 1:3.000.000
0 10 20 30 40 50 Km.
Maßstab 1:10.000.000
Kilometer
Höhen in Metern
Die Hauptorte der Bezirke (durch rote Zahlen bezeichnet) sind unterstrichen.
Telegraphen-Linie
Postanstalten
Botenposten
Dampfer-Linien
Eisenbahn
Victoria
Bukoba
Mwanza
Tabora
Kilimandscharo
Moschi
Aruscha
Wilhelmstal
Daressalam
Sansibar
Pemba
Mafia
Lindi
Kilwa
Mikindani
Langenburg
Neu-Langenburg
Iringa
Mahenge
Kondoa Irangi
Ssongea
Portugiesisch
Bunyabungu
Ussukuma
Ussindja
Ussaramo
Usaramo
Uhehe
Ukami
Ukwere
Ukonongo
Ussukuma
Ussindja
Ussagara
Ukami
Ukwere
Ukonongo
Uhehe
Ussango
Ussafua
Ussangu
Ubena
Ungoni
Makua
Makonde
Hochland
Mwera
Matumbi
Ndonde
Ssalek
Irambe
Mbugwe
Ugogo
Unjamwesi
Ujanjembe
Uwinsa
Uha
Urundi
Ruanda
Kissaki
Kissiba
Kissigo
Kissanga
Kissuaheli
Kissuaheli-Küste
Kissuaheli-Land
Kissuaheli-Küstenland
Kissuaheli-Küstenstrich

Deutsch-Ostafrika.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. Arning, Stabsarzt a. D. Wanderungen im ostafrikanischen Aufstandsgebiete	Deutsche Kolonialzeitung 1905. S. 501—502.
2. Karl Axenfeld, Missionsinspektor. Ein Wochentag in Deutsch-Ostafrika	Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft. Berlin 1905.
3. P. Aloys Conrads. Die Wabende in Deutsch-Ostafrika	Deutsche Kolonialzeitung 1900. Seite 463—464.
4. M. Dietert, Zollinspektor a. D. Bagamoyo und Handel und Wandel in Deutsch-Ostafrika.	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1900—1901. II. S. 584—586. Wilh. Süßerott. Berlin.
5. Hauptmann Th. Engelhardt. Meine Reise durch Uhehe, die Ulanganiederung und Ubena über das Livingstone-Gebirge zum Nyassa	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1901—1902. III. S. 73—74, 75—79. Wilh. Süßerott. Berlin.
6. Georgius. a) Fischfang im Ruvu	Deutsche Kolonialzeitung 1904. S. 305.
b) Jagdliches	" " 1904. S. 445—446.
c) Jagd auf Giraffen.	" " 1905. S. 156.
d) Büffeljagd	" " 1905. S. 215.
7. T. von Held. Märchen und Sagen der afrikanischen Neger	H. W. Schmidts Verlagsbuchhandlung (Gustav Taucher). Jena 1904.
8. Kurt Hoffmann, Königl. Reg.-Baumeister a. D. Der Hafen von Tanga	Deutsche Kolonialzeitung 1900. S. 501—503.
9. M. Klamroth, Missionar. Auf Bergpfaden in Deutsch-Ostafrika	Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft. Berlin 1904.
10. P. F. Kornrumpf. Auf den Höhen von Deutsch-Ostafrika.	Verlag der Missionsbuchhandlung. Basel 1905.
11. F. Langheld. Ein Jagdabenteuer in Deutsch-Ostafrika	Deutsche Kolonialzeitung 1905. S. 55.
12. Hauptmann a. D. A. Leue.	
a) Canis pictus. Eine Erinnerung aus meinem Kolonialleben	" " 1899. S. 394—395.
b) Schauri	" " 1899. S. 421—422.
c) Morogoro	" " 1900. S. 110—111.
d) Bilder aus Daressalam	" " 1900. S. 429.
e) Kilossa	" " 1900. S. 481—482.
f) Ungoni	" " 1904. S. 111—112, 123—124.
g) Ostafrikanische Löwen	" " 1904. S. 325—326.
h) Udjiji	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1900—1901. II. S. 323—327. Wilh. Süßerott. Berlin.
i) Die Sklaverei in Deutsch-Ostafrika . .	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1900—1901. II. S. 606—608. Wilh. Süßerott. Berlin.
13. P. Ambrosius Mayer. Eine Reise nach Uhehe	Missionsblätter St. Ottilien. IX. 1904-1905. S. 99, 116, 131.
14. Hauptmann M. Merker. Die Masai . . .	Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1904.
15. E. Otto, Generalsekretär. Lutindi, eine Erziehungsstätte für befreite Sklaven . . .	Deutsche Kolonialzeitung 1900. S. 77—79.

16. Frhrr. O. Parish von Senfftenberg. Zwei Reisen durch Ruanda, 1902—1903	Globus 1904. Bd. 86. S. 7—8, 75—76, 78.	
17. E. Prager. a) Ein ostafrikanisches Festungstor	Deutsche Kolonialzeitung 1903. S. 413.	
b) Vegetationsbilder aus Deutsch-Ostafrika	„ „	1903. S. 411—412.
18. Kapitän M. Prager.		
a) Weihnachten 1893 auf dem Nyassasee. ein Erinnerungsblatt.	„ „	1903. S. 519—520.
b) Die Inseln im Nyassasee	„ „	1905. S. 153—154.
19. Moritz Schanz. Tanga.	„ „	1901. S. 454.
20. Hauptmann v. Schleinitz. Bericht des . . über seine Reise durch das Massaigebiet von Ikoma bis zum ostafrikanischen Graben im März 1904	Deutsches Kolonialblatt 1904. S. 527 u. ff.	
21. Direktor F. Wächter. Die Tanganyka-Dampfer-Expedition 1898—1901	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1902—1903. IV. S. 468—470. Wilh. Süßerott. Berlin.	
22. Hauptmann a. D. O. Schloifer, Die Saline Gottorp der Zentral-Afrikanischen Seen-Gesellschaft m. b. H.	Deutsche Kolonialzeitung 1905. S. 73—74.	
23. P. Cyrillus Wehrmeister. Vor dem Sturm .	Missionsverlag St. Ottilien. St. Ottilien. 1906.	
24. —. Religiöse Vorstellungen der Wahehe . .	Deutsche Kolonialzeitung 1899. S. 109.	
25. —ck. Missionsstation Magila	„ „	1901. S. 55.

Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika ist im Gegensatz zu den bisher besprochenen Kolonien im Westen Afrikas nicht auf Betreiben von deutschen Handelshäusern, sondern durch das energische Vorgehen kolonialbegeisterter Kreise dem Deutschen Reich gewonnen worden. Wohl waren deutsche — Hamburger — Handelshäuser damals in Sansibar schon seit langer Zeit angesessen, aber an der Festlandsküste hatten sie keinerlei Niederlassungen. Einer Besitzergreifung des Festlandes durch das Deutsche Reich standen sie zudem meist ablehnend gegenüber, weil sie davon eine Störung ihrer Beziehungen zum Sultan von Sansibar und mit Indien befürchteten. So bestanden wirklich greifbare deutsche Interessen damals, Ende 1884, nur in Witu, wo die beiden Gebrüder Denhardt schon seit mehreren Jahren Land- und Hoheitsrechte erworben hatten. Aber gerade diese Gegend bildete nicht den Ausgangspunkt der wirklichen Besitzergreifung durch das Deutsche Reich, sondern sie setzte im Hinterland der der Insel Sansibar unmittelbar gegenüberliegenden Festlandsküste ein.

Dr. Karl Peters hatte Mitte des Jahres 1884 mit Gesinnungsgenossen „die Gesellschaft für deutsche Kolonisation" in Berlin gegründet und ging im September desselben Jahres mit Joachim Graf Pfeil und Dr. Jühlke, zweien der Mitbegründer, hinaus und schloß bereits im Dezember 1884 mit den Oberhäuptlingen von Usegua, Nguru, Ukami und Ussagara Verträge ab, durch die sich diese unter den Schutz des Deutschen Reiches stellten. Am 25. Februar 1885 wurde darauf der kaiserliche Schutzbrief ausgestellt, und zwar für „die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft Peters und Genossen", die zur Verwertung der abgeschlossenen Verträge von Dr. Peters gegründet worden war. In den folgenden Jahren wurden noch weitere Verträge, darunter auch solche mit den Sultanen und Häuptlingen der Küstenstriche bis hinauf zum Kap Guardafui, geschlossen. Anerkannt wurden jedoch nur die mit Häuptlingen des jetzigen Deutsch-Ostafrikas geschlossenen, sowie in be-

schränktem Umfange der mit dem Sultan von Witu. Der letztere wurde durch den noch zu erwähnenden Sansibar-Helgoland-Vertrag vom Jahre 1890 wieder hinfällig.

Dem damaligen Sultan Said Bargasch von Sansibar gefielen natürlich die deutschen Mitbewerber im Hinterlande der angeblich ihm gehörenden Küste nicht, und so suchte er ihnen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, unterstützt von den Engländern. Er protestierte sogar gegen den Schutzbrief, so daß sich im August 1885 ein starkes deutsches Demonstrationsgeschwader unter Admiral Knorr vor Sansibar legen mußte. Leider gab der Sultan diesem Drucke ohne bewaffneten Widerstand zu leisten nach und gestattete der Gesellschaft die Benutzung der Häfen von Daressalam und Pangani. Im Jahre 1888 verpachtete er ihr sogar den ganzen stipulierten Zehnmeilenstreifen. Bald nach seinem Tode im Jahre 1888 kam es aber unter Führung der Araber zu einer offenen Erhebung in dem gepachteten Gebiet und dem Hinterland gegen die Gesellschaft. Diese, unfähig selbst den Aufstand niederzuwerfen, wandte sich an das Reich, und der Reichstag bewilligte am 2. Februar 1889 2 Millionen Mark für diesen Zweck. Sie wurden dem zum Reichskommissar ernannten Major v. Wißmann übergeben mit dem Auftrage, davon eine Truppe zu werben und mit dieser den Aufstand niederzuwerfen. Wißmann gewann deutsche Offiziere und Unteroffiziere und warb Sudanesen in Kairo, Zulus in Inhambane. In gemeinsamem Vorgehen mit der Marine unterwarf er erst die Küstenplätze (Sturm auf Buschiris, des Rebellenhäuptlings Lager bei Bagamojo) und dann mit seiner Truppe allein auch die Aufständischen weiter im Innern. Mitte 1890 war der Aufstand überall erstickt.

Darauf wurde am 1. Juli 1890 das unter dem Namen: Sansibar-Helgoland-Vertrag bekannte Abkommen mit England getroffen, durch das die Nord-, Süd- und Westgrenze Deutsch-Ostafrikas festgelegt wurde. Witu, die Inseln Sansibar und Pemba wurden englisch und noch weitere Gebiete nördlich von der jetzigen Nordgrenze, auf die wohlbegründete deutsche Ansprüche vorlagen; darunter auch Uganda. Ich habe die Bekanntgabe dieses Vertrages in Sansibar selber miterlebt und muß sagen, daß, was er auch Gutes für die Heimat gebracht haben mag, sein Eindruck auf die Deutschen dort draußen geradezu niederschmetternd war und daß er für lange Zeit deren Initiative gelähmt hat. Unser Ansehen bei den Eingeborenen hat er auch keineswegs erhöht. Die damalige Grenzfeststellung wurde durch ein weiteres Abkommen mit England am 25. Juli 1893 über den Verlauf der Grenze im Kilimandscharogebiet erweitert.

Mit Portugal war unsere Südgrenze schon am 30. Dezember 1886 vertraglich geregelt worden.

Am 1. Januar 1891 wurde in Bagamojo die Flagge des Sultans niedergeholt und die deutsche dafür gesetzt. Wißmann selbst leitete in Gegenwart des deutschen Konsuls von Sansibar und der Besatzung S. M. S. Carola die Feier. Die gesamte Bevölkerung Bagamoyos begrüßte jubelnd diesen Akt, der sie und die ganze Küste zwischen Umba- und Rovumamündung als deutsches Gebiet erklärte.

Die bisherige, Wißmann persönlich unterstellte Schutztruppe wurde gleichzeitig zur kaiserlichen Schutztruppe. Die neue Kolonie erhielt bald darauf einen kaiserlichen Gouverneur als Spitze der Verwaltungsbehörden.

Ernste Erschütterungen hat Deutsch-Südostafrika seitdem nicht mehr durchgemacht bis auf den Aufstand des letzt vergangenen Jahres, der aber verhältnismäßig schnell auf ein ungefährliches Maß zurückgeführt wurde.

Eine genauere Grenzfeststellung des Nordgebietes ist zwischen Deutschland und England 1905 durch eine gemischte Kommission beendet werden; im Westen zwischen dem Kongostaat und Deutschland steht eine solche noch aus, wenn auch diese Grenze bereits seit 1885 in großen Zügen bestimmt ist.

Dr. S.

Größe und Grenzen: Deutsch-Ostafrika, das mit seinem Flächeninhalt von nahezu 1000000 qkm doppelt so groß wie das Deutsche Reich ist, reicht vom ersten südlichen Parallelkreis bis fast zum 12. Parallelkreise, vom 41. Grad östlicher Breite am indischen Ozean bis zum 29. Grad zwischen Kivusee und Tanganjikasee. Von den der Küste vorgelagerten Inseln gehören Sansibar und Pemba nicht unter die schwarz-weiß-rote Flagge. Die Grenzfrage ist mit England und Portugal, aber noch nicht ganz mit dem Kongostaate geregelt.

Bewässerung und Bodengestalt: Die meisten Flüsse ergießen sich in östlichem Lauf in den Indischen Ozean. Der nördlichste ist der Umba, dessen Lauf teilweise auf benachbartes englisches Gebiet fällt. Sodann kommt der auf dem Kilimandscharo entspringende Pangani mit zahlreichen Wasserfällen; weiter südlich der Wami

und Kingani, die sich gegenüber der Insel Sansibar ins Meer ergießen. Breit und wasserreich ist der gegenüber der Insel Mafia in einem breiten Delta mündende Rufiji mit verschiedenen Nebenflüssen zur Linken, nämlich dem Ruaha, Kilombero, Luwegu und Mbaragandu. Weiter südlich folgen der Mbemkuru und der südliche Grenzfluß des Schutzgebietes, der Rowuma, die Scheide gegen Portugiesisch-Ostafrika. Zum deutschen Schutzgebiet gehören ferner die drei großen innerafrikanischen Süßwasser-Seen, nämlich der Viktoriasee, mit einer Größe von etwa 66000 qkm dem Königreich Bayern entsprechend, und mit 1180 m über dem Meeresspiegel, höher gelegen als der höchste Gipfel des Harzes. Etwa nur halb so groß ist der Tanganjika, ein schmaler, langgestreckter See mit brackigem Wasser, von 35000 qkm Fläche, d. h. etwa der Größe der Provinz Ostpreußen entsprechend, und noch 795 m über dem Spiegel des Indischen Ozeans gelegen. Der dritte und südlichste, der Nyassa-See, entspricht mit seiner Größe von 27000 qkm etwa dem Flächeninhalt der Provinz Westpreußen und liegt ungefähr 500 m über dem Meeresspiegel. Westlich vom Kilimandscharo und östlich vom Viktoria-See befinden sich die kleineren Guassonjiro-, Ejassi- und Manjara-See. Nördlich des Tanganjika liegen der Kiwu-See, östlich von der Nordspitze des Nyassa, der über 800 m hoch gelegene Rikwasee, der ein abflußloses Becken bildet. Von Flüssen, die diesen Seen zuströmen, sind der in den Tanganjika-See fließende Malagarassi und der in den Viktoria-See mündende Kagera zu erwähnen. Der letzte wird „der südlichste Quellfluß des Nils" genannt.

Bodengestalt: Von Abessinien bis hin zum Tafelberg erstreckt sich eine weite Hochebene, von der Deutsch-Ostafrika ein Teil ist. Nach dem Indischen Ozean zu fällt das Hochland ab. Es ist durch mehrere von Süden nach Norden verlaufende Längsspalten, die man Gräben nennt, gegliedert und hat eine durchschnittliche Höhe von 1000 bis 1500 m. An der Nordgrenze des Schutzgebietes, die darum ein wenig in das englische Gebiet hineinbiegt, liegt der doppelgipflige, mit ewigem Schnee bedeckte Kilimandscharo. Seine westliche Spitze, der Kibo, ragt über 6000 m empor. Die kleinere östliche heißt Mawensi. Die Fläche, die dieses Gebirgsmassiv bedeckt, ist noch etwas größer als die des Herzogtums Braunschweig. Vom Kilimandscharo nehmen die einzelnen Hochländer des inneren Deutsch-Ostafrikas ihren Ausgang. Zur Linken des Pangani erhebt sich das steile Paregebirge, östlich davon, nahe der Küste, liegt das Usambaragebirge, ein in den letzten Jahren schon reich besiedeltes und bebautes fruchtbares Hochland. Auf dem rechten Panganiufer erscheint als Fortsetzung des Paregebirges die Terrasse von Useguha. Daran schließt sich bis zum Njassa-See das Randgebirge, das mit den Bergen von Nguru beginnt und sich in einem Bogen durch Usagara und Uhehe bis an den genannten See fortsetzt. Das Gebirge zwischen Usagara und Uhehe heißt die Ruhebo-Berge. Die Erhebung am Nordostende des Nyassa wird Livingstonegebirge genannt. In den Nyassabergen befinden sich Gipfel von 3000 m Höhe. Zwischen Kiwu-See und Viktoria-See liegen die Berge von Urundi und Ruanda. Nördlich von dem erstgenannten die Kirunga-Vulkane.

Klima: Deutsch-Ostafrika gehört in seiner ganzen Ausdehnung der tropischen Zone an. Vom Mai bis September weht der Südwestpassat, vom Dezember bis März der Nordostpassat. Die Winde tragen die Feuchtigkeit über das Festland und bestimmen die Regen- und Trockenzeit. Im großen und ganzen sind in Deutsch-Ostafrika die Niederschlagsmengen weit geringer als in unseren westafrikanischen Schutzgebieten. An der Küste erwartet man die kleine Regenzeit im November und die große in den Monaten März und April. Der kühlste Monat ist der Juli, in dem die Temperatur des Nachts auf 16° C. sinkt, während sie bei Tage gegen 35° C. und mehr beträgt. Es darf als erwiesen gelten, daß auf den inneren Hochländern der Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit leben kann.

Pflanzenwelt: An der Küste begegnen wir den uns von Togo und Kamerun her bekannten Mangroven, die aus einer sehr üppigen Sumpfvegetation bizarr hervorragen. Dahinter dehnt sich eine Grassteppe und hinter ihr erhebt sich dichter Buschwald, dem die Steppe, Pori genannt, folgt. Das sind weite Grassavannen, auf denen sich seltener dichte Wälder zusammenballen. Die Bäume in Pori sind Akazien, Affenbrotbäume, kandelaberartige Euphorbien u. a. m. Anders geartet ist wegen des feuchten Bodens die Vegetation an den Wasserläufen. Hier geben allerlei

Palmen von allen Größen und Formen der Landschaft das Gepräge. In größeren Höhen treffen wir Hochgebirgswälder von mächtigerem Charakter. An Kulturpflanzen erzeugt Deutsch-Ostafrika neben anderen Getreidearten, Reis, Mais, Hirse, Zuckerrohr, an Knollengewächsen Yams und Mandiok. Ferner Bananen, Ananas, an Faserpflanzen gewinnt immer mehr Bedeutung Baumwolle, Sisalagaven, Mauritius-Hanf und Sanseviera. Ferner sind Kaffee, Tabak und ähnliche Genußmittel zu erwähnen, und zuletzt ist auf die erfolgreichen Versuche mit Kautschukanpflanzungen hinzuweisen.

Tierwelt: In Pori tummeln sich die mannigfaltigsten Arten der Zweihufer, und ebenso häufig sind die großen Raubtiere wie Leoparden und Löwen, seltener die Riesentiere wie Elefanten und in den Flüssen das Nilpferd. Die Fauna Deutsch-Ostafrikas steht in näherem Zusammenhang mit der südafrikanischen als mit der westafrikanischen; beide stoßen aufeinander und mischen sich westlich vom Viktoria-See, wo z. B. auch der Schimpanse beobachtet worden sein soll. Die Vogelwelt weist zahlreiche Vertreter an Sumpfvögeln auf. Darunter einige höchst auffallende Arten. Ganz eigenartig ist die Fauna der großen Binnenseen und jeder der Seen hat eine Tierwelt für sich. Dagegen enthalten fast alle, wie auch die verschiedenen Flußläufe Krokodile. Das Leben der Fauna des Indischen Ozeans veranschaulicht das Aquarium in Daressalam.

Mineralien: Es steht unstreitbar fest, daß Deutsch-Ostafrika Mengen Goldes, die des Abbaues wert sind, führt und zwar im Norden in Ussongo und Ikoma. Daneben wurden Kupfer-, Silber- und Eisenfunde getan, die Fundstätten aber noch nicht auf ihre Abbaufähigkeit untersucht. Am Nyassa-See befinden sich Lager guter Steinkohlen, die der Dampfschiffahrt auf dem See und der Eisenbahn einmal von Nutzen sein können. Im Süden des Schutzgebietes sind Granaten gefunden worden, deren Gewinnung vielleicht Aussicht bieten wird.

Handel: Der Handel Deutsch-Ostafrikas hat sich in den letzten Jahren außerordentlich vergrößert. Die Ausfuhr hatte einen Wert von über 9 Millionen Mark und umfaßt Elfenbein, Kautschuk, Sesam, Kopal, Kokosnüsse, Matten, Hanf, Bauhölzer, Hörner, Kopra, Kaffee und neuerdings Baumwolle. Die Einfuhr überschritt 14 Millionen Mark und setzte sich zusammen aus Baumwollwaren, Reis, Eisen, Wein, Nahrungs- und Genußmitteln, Erdöl usw. Der Handel geht zum größten Teil über die Küstengrenze, zum kleinen Teil über die Binnengrenze, besonders nach Norden zur Eisenbahn des benachbarten englischen Gebietes (Ugandabahn).

Verkehr: An Eisenbahnen gibt es bisher in Deutsch-Ostafrika nur die 129 km lange Strecke von Tanga nach Mombo und ein kleines Stück von Daressalam landeinwärts. Die Strecke Tanga heißt nach der Landschaft, die sie durchzieht, die Usambarabahn, und ist seit Anfang des Jahres 1905 bis zu ihrem Endpunkt in regelmäßigem Betrieb. Für die Eisenbahn von Daressalam—Mrogoro (225 km) hat der Reichstag am 16. Juni 1904 die Mittel bewilligt. Sie wurde mit Ende des Jahres 1904 in Angriff genommen und ist heute erst auf ein kleines Stück eröffnet. Gewisse Kenner Deutsch-Ostafrikas halten für noch nötiger die sogenannte Südbahn, die Kilwa-Kiwindji mit Wiedhafen am Nyassa-See verbinden soll. Erkundungen über den Verlauf dieser Verbindung sind schon ausgeführt worden. Die Strecke wird jedenfalls von großem wirtschaftlichem Werte sein. Auf den großen Binnenseen verkehren verschiedene deutsche Dampfer. So auf dem Viktoria-See die Pinaß „Ukerewe", auf dem Tanganjika-See „Hedwig von Wißmann", auf dem Nyassa-See „Hermann von Wißmann".

Post und Telegraphie: In Deutsch-Ostafrika bestehen 30 Postanstalten, davon im Küstengebiet 1 Postamt (Daressalam) und 8 Postagenturen und im Innern 21 Postagenturen. Das Postamt in Daressalam und die Postagenturen in Bagamojo, Kilwa, Pangani, Tanga und Udjidji werden von Post-Fachbeamten verwaltet, die übrigen Postanstalten an der Küste sowie im Innern des Schutzgebietes sind — abgesehen von Korogwe und Muhesa, wo Privatpersonen die Postgeschäfte wahrnehmen — Gouvernementsbeamten oder Schutztruppen-Angehörigen nebenamtlich übertragen. Das Personal der Küsten-Postanstalten bestand Ende 1904 aus 1 Postdirektor (Vorsteher des Postamts in Daressalam und Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens im Schutzgebiet), 1 Postinspektor, 4 Postpraktikanten, 1 Telegraphensekretär, 5 Postassistenten, 1 Telegraphenassistenten (Leitungsrevisor), 3 Leitungsaufsehern, 4 Postagenten, 2 farbigen Hilfsbeamten und 42 farbigen Unterbeamten

phenanstalten im Innern des Schutzgebiets verwendeten farbigen Hilfsleitungsaufsehern). Außerdem war am Tanganjika-See 1 Postassistent im Post- und Telegraphendienst tätig. Die Küstenpostanstalten erstrecken ihre Wirksamkeit auf Briefpostsendungen jeder Art, Briefe und Kästchen mit Wertangabe, Postanweisungen, Nachnahmesendungen, gewöhnliche Pakete und Zeitungen; sie sind sämtlich an das auch zur Abwickelung von Ferngesprächen dienende Telegraphennetz angeschlossen. In Daressalam und in Bagamojo befinden sich außerdem Ortsfernsprechnetze. Die Postagenturen im Innern des Schutzgebiets befassen sich nur mit der Annahme und Ausgabe von Briefpostsendungen, sowie mit der Annahme und Auszahlung von Postanweisungen des Schutzgebietsverkehrs, die an das Telegraphennetz angeschlossenen, auch mit dem Telegraphenverkehr; die an der Usambarabahn gelegenen Postagenturen in Korogwe und Muhesa, sowie die Postagentur in Langenburg — letztere auf dem Wasserweg über Chinde — nehmen außerdem an dem Paketverkehr mit den Küstenpostanstalten teil. In Bau befindlich war die Telegraphenlinie Tura — Tabora — Muansa (Fortsetzung der Linie Daressalam—Tura), durch welche Tabora am 20. April 1904 Anschluß an das Telegraphennetz erhalten hat. Die nur vorübergehend eingerichtete Telegraphenanstalt in Tura ist mit Eröffnung derjenigen in Tabora wieder aufgehoben worden. Inzwischen hat der Telegraph den Viktoria-Nyassa-See erreicht, so daß zwischen Daressalam und Muansa telegraphische Verbindung besteht. Die Verbindungen des Schutzgebietes mit Europa werden durch die in vierzehntägigen Zwischenräumen verkehrenden Reichs-Postdampfer der Deutschen Ostafrika-Linie, ferner durch die monatlich einmal Zanzibar anlaufenden Dampfer der Messageries Maritimes, sowie des Österreichischen Lloyds und durch die alle vier Wochen berührenden englischen Postdampfer hergestellt. Monatlich zwei- bis dreimal werden Verbindungen mit sämtlichen Postanstalten an der Küste durch Dampfer des Kaiserlichen Gouvernements unterhalten. Daneben bestehen auf dem Landwege Botenposten zwischen Bagamojo und Daressalam jeden zweiten Tag, zwischen Bagamojo und Sadani nach Bedarf (etwa zweimal wöchentlich), zwischen Tanga und Pangani etwa einmal wöchentlich, zwischen Kilwa und Mohoro nach Bedarf und zwischen Lindi und Mikindani in der Regel einmal wöchentlich. Außerdem besorgen den Verkehr der Küstenplätze untereinander neben den oben erwähnten Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie noch die derselben Gesellschaft gehörenden Dampfer der Linie Bombay — Ost- und Südafrika, welche Daressalam zweimal, die übrigen Küsten-Postanstalten — mit Ausnahme von Sadani und Mohoro — einmal alle vier Wochen anlaufen. Mittels der von Tanga aus ins Usambaragebiet führenden Eisenbahn sind dreimal wöchentlich Postsendungen zwischen dem Küstengebiet und den Postagenturen im Hinterland von Tanga befördert worden. Zum Anschluß an die postseitig benutzten Züge verkehrten außerdem für Ost- bezw. West-Usambara Botenposten zwischen Amani und Mnjussi, zwischen Korogwe und Wugiri, sowie zwischen Korogwe und Wilhelmstal dreimal wöchentlich, ferner für das Kilimandscharo-Gebiet Botenposten zwischen Korogwe und Moschi in 14tägigen Zwischenräumen. Die Mitte des Schutzgebietes durchquert, dem Zuge der Karawanenstraße von der Küste nach dem Tanganjika- und dem Viktoria-Nyassa-See folgend, alle vier Wochen zweimal eine Botenpost mit den Stationen Daressalam, Mafisifähre, Morogoro, Kilossa, Mpapua, Kilimatinde, Tabora, Udjiji einerseits und Tabora, Muansa, Bukoba andererseits, mit Zweiglinien von Kilossa nach Iringa und Kilimatinde nach Bismarcksburg; von Udjidji nach Usambara wird die Post mittels Dampfers, Ruderboots oder Dhau gesandt. Die Beförderungsdauer von Daressalam bis Usambara beträgt im Durchschnitt 43, bis Muansa 35, bis Bukoba 45 Tage. Der Südwesten des Schutzgebietes bis zum Nyassa-See erhält seine Postverbindung durch eine ebenfalls vierwöchentlich zweimal verkehrende Botenpost Daressalam—Mahenge—Ssongea—Wiedhafen—Langenburg (Beförderungsdauer bis Wiedhafen 29, bis Langenburg 31 Tage).

Bevölkerung: Die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas wird auf etwa sieben Millionen geschätzt und besteht hauptsächlich aus Bantunegern. Die Bantu des südlichen Teils des Schutzgebietes sind den südafrikanischen Sulus verwandt. In den Steppen des Nordens bis in die Mitte des Schutzgebietes wohnen in kleinen Freistaaten die von Norden eingedrungenen Masai. Sie sind Hamiten mit der Sprache der Nilotischen Völker. Im Nordwesten, zwischen Viktoria- und Tanganjika-See, sitzen als herrschende Klasse inmitten von Bantu die hamitischen Wahuma oder Watussi. Zu den

Sulus des Südens gehören die unter Stammesfürsten stehenden Wahehe, im Flußgebiet des Rufiji, und die Mafiti oder Wangoni. Die letztgenannten beiden Stämme sind von Süden her in unser Schutzgebiet eingedrungen. Ein Mischvolk von Arabern und Eingeborenen sind die Suaheli. Neben den Eingeborenen wohnen an der Küste: Araber (Maskat- und Schihiri-Araber), Beludschen, Inder, Parsi, Goanesen, Syrer, Ägypter, Türken. Die Zahl der Europäer betrug im Jahre 1904: 1437. Darunter waren 1102 Deutsche. Im Jahre 1905 wurden schon 1873 weiße Einwanderer gezählt, darunter 1324 Deutsche und 316 erwachsene Frauen. Seit 1904 erfolgt in die Länder am Kilimandscharo, unweit Moschi, eine Bureneinwanderung. In derselben Gegend sind Deutsch-Russen seit Mitte des Jahre 1906 angesiedelt worden, — wie man überhaupt der Besiedelung des inneren Hochlandes mit Weißen größere Aufmerksamkeit zuwendet, besonders durch Mittel der Deutschen Kolonialgesellschaft. Den Berufen nach gab es nach der letzten Zählung an Regierungsbeamten 228, weiße Schutztruppenangehörige 175, Geistliche und Missionare 301, Ansiedler, Pflanzer, Farmer usw. 180, Techniker, Ingenieure 67, Kaufleute, Händler usw. 142, Handwerker, Arbeiter 77, in sonstigen Berufen 153.

Verwaltung und Schutztruppe: Sitz des Gouvernements ist Daressalam. Der derzeitige Gouverneur ist Freiherr von Rechenberg. Das Schutzgebiet zerfällt in 22 Verwaltungsbezirke. Davon stehen folgende 15 unter Zivilverwaltung: Tanga, Pangani, Wilhelmstal, Bagamojo, Daressalam, Morogoro, Rufiji, Kilwa, Lindi, Langenburg, Sfongea, Mpapua, Tabora, Muansa und Moschi. Unter Militärverwaltung stehen die folgenden Bezirksämter: Kilimatinde, Iringa, Usumbura, Udjidji, Bukoba, Mahenge und Bismarckburg. Dazu kommen die drei Residenturen im Nordwesten. Die Schutztruppe bestand im Jahre 1905 aus 2010 Mann, Sudanesen, Somalileuten und anderen Farbigen unter weißen Offizieren. Schutztruppenabteilungen gibt es in Daressalam, Bukoba, Moschi, Aruscha, Muansa, Bismarckburg, Mahenge, Usumbura, Schirati, Sfongea. In den Plätzen Wilhelmtal, Pangani, Tanga, Sadani, Bagamojo, Daressalam, Langenburg, Neu-Langenburg, Wiedhafen, Liwale, Kilwa, Tschole, Lindi, Mikindani, Mohoro, Kilossa ist nur eine Polizeitruppe vorhanden.

Hubert Henoch.

Wenn man mit dem Dampfer von Europa her nach Deutsch-Ostafrika kommt, so ist der erste Hafen, den man anläuft, der von Tanga. Es ist einer der schönsten, die ich kenne, und ein sehr guter dazu. Die folgende Schilderung von Moritz Schanz[19]) ist zwar inzwischen längst überholt, soweit es die Landungsvorrichtungen betrifft; denn inzwischen ist der alte, recht mangelhafte Landungssteg abgebrochen und ein den gesteigerten Ansprüchen des Handels entsprechender errichtet worden. Aber die alten Naturschönheiten sind geblieben. Still aber ist Tanga nicht mehr, sondern ein recht lebhafter Verkehr herrscht heute in seinen Straßen und am Strande, nachdem im Hinterlande Plantage um Plantage entstanden und die weiter ins Innere geführte Eisenbahn das fruchtbare Hinterland zu erschließen beginnt.

Tanga.

Ein hoher Leuchtturm auf der Insel Ulenge mit 15 Meilen weit sichtbarem weißen Doppel-Blinckfeuer und gute Betonnung des Fahrwassers sichern die Anfahrt zu der niedrigen Küste, aus deren üppigem Grün besonders die zahlreichen schlanken Kokospalmen und die dickstämmigen Affenbrotbäume charakterisch hervortreten. Auf einer Landspitze links erheben sich hinter der Signalstation das neue umfangreiche Lazarett und die freundliche Berliner Mission; dann öffnet sich bei der Weiterfahrt bald der Blick auf die runde, durch eine vorliegende Insel geschützte, prächtige Bai, an deren linker Seite sich im Halbkreise die Stadt Tanga hinzieht. Ein Böllerschuß von unserem Schiff verkündet die Ankunft der Post, und nach Erledigung der üblichen ärztlichen Gesundheitsvisite an Bord können wir uns ans Land rudern lassen. An dem einen Ende der Stadtanlage läuft der gemauerte Damm der Eisenbahn, am anderen eine schwache eiserne Landungsbrücke ins Meer hinein; den gewöhnlichen Landungsplatz aber bildet der dazwischen liegende flache Sandstrand, und auf Negerrücken legt man die letzte Strecke zwischen Boot und Land zurück. Hier liegt der einfache Zollschuppen, und in einer Höhe von 10—15 Meter über dem Strande zieht sich

diesem parallel die schöne Hafenstraße hin, eine von Schattenbäumen eingefaßte und von Schmuckplätzen unterbrochene Promenade, hinter welcher regelmäßig angelegte, breite und sich rechtwinklig schneidende Alleestraßen Raum zu weiterer Entwicklung der Fremden-Ansiedlung bieten; erst weiter landein zu folgen die mit Palmblatt gedeckten Lehmhütten der etwa 4000 Eingeborenen. Das Ganze macht einen überaus freundlichen, wenn auch recht stillen Eindruck. Die Hauptgebäude liegen an der Hafenstraße und ziehen sich zwischen der malerischen alten Boma und dem anstoßenden neuen Regierungsgebäude und der Faktorei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hin, über welcher deren Flagge — schwarzes stehendes Kreuz im weißen Felde und mit den fünf weißen Sternen des südlichen Kreuzes im roten Oberfeld — weht. Bevorzugten die Europäer hier früher aus Holz hergestellte und auf eiserne Stelzen stehende Bauten, unter denen der Luftzug frei verkehren kann, so ist man jetzt allgemein zu den kühleren Massivbauten mit dicken Wänden aus Korallenstein und Korallenkalk übergegangen und hat sich den englisch-indischen Bungalowstil zum Vorbild genommen, dessen überhängende Dächer und breite Veranden die Außenwände vor direkter Bestrahlung der Sonne schützen und dabei doch Luft und Licht überall freien Eintritt lassen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Malaria in solchen Wohn- und Schlafräumen, in denen die Luft freien Durchzug hat, viel weniger zu befürchten ist als in solchen mit stagnierender Luft, vermutlich weil letztere von den Moskiten, den Krankheitsträgern, bevorzugt werden; die nach arabischem Muster gebauten Häuser entsprechen diesen Anforderungen weniger. In Tanga gibt es z. B. etwa 250 steinerne, weißgetünchte Häuser, diejenigen der besseren Inder und Goanesen in arabischem Stile mit flachem Dache und glatten Wänden, die europäischen meist mit Säulenumgang im Untergeschoß

Eisenbahn-Verwaltungsgebäude in Tanga und Beamtenhaus.

und mit Veranden im Obergeschoß, wo die Schlafzimmer zu liegen pflegen; die Dachbedeckung liefert bei letzteren meist das bequeme Wellblech. Petroleumlaternen beleuchten die Straßen, man hat auch Kanalisation angelegt, das aus Brunnen stammende Trinkwasser ist allerdings mäßig. Dafür fehlt es aber in Tanga nicht an Hotels und anderen Trinkgelegenheiten. Neben einer Reihe von griechischen und goanesischen Schänken finden wir nahe der Postanstalt Schlunkes „Hotel Deutscher Kaiser", unter dessen luftiger Veranda man fast zu jeder Tageszeit durstige Deutsche hinter den mächtigen Gläsern einer kühlen „Weißen" sitzen sieht, und nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr vereinigt hier eine zwangslose Kneipe die Deutschen ohne alle Klassenabsonderung, da der gesellige Verkehr in Tanga im allgemeinen weniger steif als in der „Residenz" Daressalam ist. Die Zahl der Europäer im Tangabezirk betrug im Jahre 1900 200, darunter 125 Deutsche, die Zahl der Häuser und Hütten über 1300.

Aus noch älterer Zeit Tangas erzählt uns Reg.-Baumeister a. D. K. Hoffmann[8]) und schildert zugleich die landschaftlich schöne Umgebung. Er würde staunen, käme er jetzt wieder einmal hin und sähe, wie sehr Tanga in den inzwischen verflossenen Jahren sich wieder verändert hat. Zahlreiche neue stolze Europäerhäuser sind errichtet, die alten üblen Neger- und Araberbauten sind aus den Hauptstraßen verschwunden, der Hauptplatz ist jetzt nicht mehr der Gomaplatz der Neger, sondern ein mit schönen Anlagen gezierter breiter Platz dicht bei der alten Boma, dessen Mitte das Denkmal unseres Bismarck schmückt.

Das neue Posthaus in Tanga.

Die Zahl der Weißen hat auf mehr als das Doppelte zugenommen, Eis gibt es auch seit 1901 und dazu im Lande selbst gebrautes Weißbier und eine Art Porter.

Als ein Paradies der üppigen Tropenwelt ist vielleicht am berühmtesten die Insel Ceylon. Und doch ist dieses wunderbare Eiland von der schöpferischen Natur nicht verschwenderischer ausgestattet als viele andere Gegenden zwischen den Wendekreisen. Der Boden ist keineswegs überall besonders fruchtbar, die herniederfallenden Regen sind keine besonders reichlichen, kurzum: Ceylon bietet ein Bild wie andere Gegenden in den Tropen auch. Sein besonderer Reiz liegt darin, daß der Europäer, der vom Norden kommt und nach dem fernen Osten, nach China, Japan oder Australien schifft, und der die trostlosen Ufer des Kanals von Suez passiert hat, im Roten Meere von der weiter geschaut als Wasser und Meer. Noch sind in Erinnerung einige unglaublich öde Inseln des Roten Meeres und die starrenden Felsenwände von Aden. Allmählich dämmert in der Ferne eine grüne Küste auf, lachende Inseln schieben sich am Gesichtskreise vorüber. Da wendet der Dampfer und nähert sich dem Lande: — der Reisende sieht sich mit Entzücken in Deutsch-Ostafrika, und die Fülle der Tropenwelt umschmeichelt mit einem Male sein ganzes Herz. Ein überwältigender Anblick! Als ich das erste Mal nach Tanga kam, sank gerade die Sonne hinter den blauen Usambara-Bergen und ließ die herrliche Umgebung rundherum in den üppigsten Farben erglänzen. Wie

Motiv vom Hafen in Tanga.

glühenden Sonne ausgedörrt ist und die entsetzlich kahlen und nackten Felsen Arabiens hinter sich hat, kurzum, der die Wirkung des glühenden Sonnenbrandes ohne die Milderung durch den Schatten einer anmutigen Pflanzenwelt zur Genüge kennen gelernt hat, bei der Landung in Colombo mit einem Male hineinversetzt wird zwischen Palmenhaine, rauschende Mangobäume und lichtgrüne Bananen. In dem Unvermittelten, Plötzlichen liegt der Hauptreiz, den Ceylon ausübt auf den Europäer.

Den gleichen Vorzug besitzt in Deutsch-Ostafrika der liebliche, von Kokospalmen und Mangobäumen umgrenzte Hafen von Tanga. Tagelang hat das Auge nichts ein schimmernder Spiegel lag der Hafen; die sattgelben, lehmigen Uferhänge leuchteten und flammten in der Abendglut, oben umgürtet von bizarren Affenbrotbäumen, dunkeln Mangos und Palmen; Palmen, immer wieder Palmen, soweit das Auge sah. Und dazwischen träumten die Makutidächer der Negerhütten, schimmerten die weißen Inderhäuser, und stolz über allem ragte das Fort. Während wir landeten, war die Dunkelheit hereingebrochen. Die rauschenden Mangobäume nahmen uns auf in ihren düsteren Schatten, Zikaden schwirrten und Käfer summten, die Wedel der Kokospalmen rauschten wie leichter Regen, ein eigenartiges Konzert in den sonderbarsten

Tönen, und wie neckische Kobolde flogen die Leuchtkäfer durch das Dunkel. Der Tropenzauber nahm mich gefangen mit ganzer Macht.

Und dann der Abend im Fort, wir als

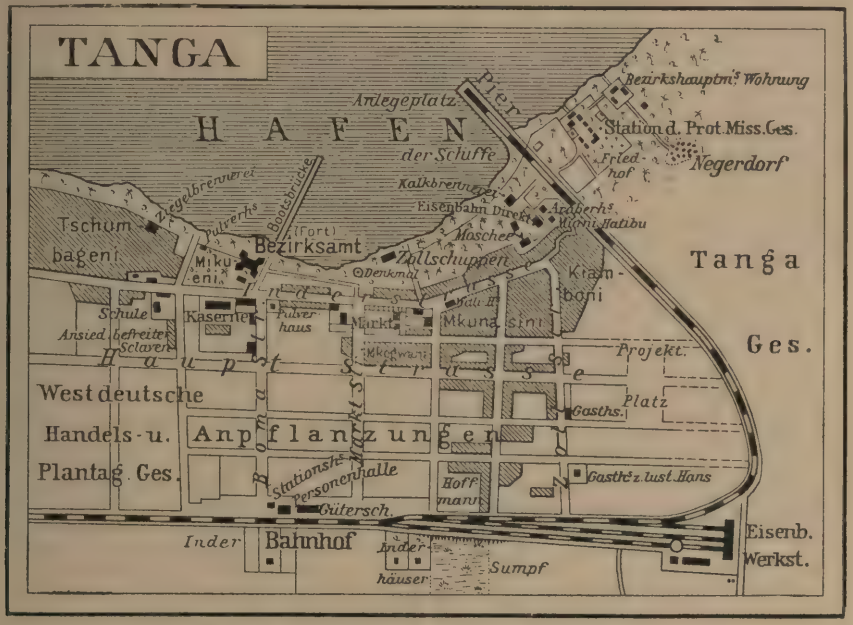
und Kartenspiel des Abends und beim blutigen Würfelspiel in der Schlacht. So war das Haupt, und so waren die Glieder. Jener Abend wird mir unvergeßlich sein; jenes heitere Geplauder bei Tisch, ein

Das Bismarckdenkmal in Tanga.

Gäste des unvergeßlichen Chefs Krenzler. Sekt und Sauerbrunnen war damals die Losung in der leichtlebigen, ernststrebenden, tapferen, treuen und immer vergnügten Wißmann-Truppe. Mutig und unverzagt beim Gläserklang und im afrikanischen Sonnenbrande, unverwüstlich bei Gesang

liebenswürdiger Wirt und vergnügte Gäste, dazu zähes Huhn mit Curry und gebratenes Corned beef; lauter verschiedene Gläser und darin Sekt und perlender Wein, perlend natürlich vor Hitze; denn Eis gab es nicht, gibt es auch heute noch nicht in Tanga. Und dann dieses köstliche Ausruhen nach

dem Mahle in den langen indischen Stühlen, dem Dampf der Zigarren nachblickend in den tiefblauen Himmel mit seiner überwältigenden Fülle von strahlenden Sternen. Man muß das geschaut haben mit vergeistigtem Auge. Wer die Tropennacht nicht kennt, kennt nicht der Erde Reiz. Nun ist sie entschwunden, die schöne Wißmannzeit. Wie mancher hat sie gebüßt, die holde, deutsche Jugendeselei, der als Jüngling hinausgeschifft in den Ozean mit tausend Segeln der Hoffnung. Auch Chef Dampfer „Max". Andere Schiffsverbindungen gab es nicht. Die Messagerie maritime hielt nur in Sansibar. Den Verkehr nach der Küste vermittelten die kleinen Wißmann-Dampfer. Heute kommen die Schiffe der Deutsch-Ostafrika-Linie alle vierzehn Tage von jeder Seite, ja ein wöchentlicher Verkehr ist in Aussicht genommen. Das alte Fort ist nicht mehr das bedeutendste Gebäude. Es wird von dem neuen Bezirksamt überragt, und stattliche Europahäuser grüßen den Fremdling bei seiner Einfahrt.



Nach Langhans deutschem Kolonialatlas.

Krenzler ist längst nicht mehr. Er war übrigens der Nüchternsten einer. Und doch ist auch er dahingewandert in jenes Land, von wo auch den tapfersten Krieger kein stolzer Dampfer wiederbringt. Man wandert nicht ungestraft unter Palmen. Keine Kokospalmen rauschen mehr um sein Haupt, und nur die Palmen des ewigen Friedens umwehen sein ernst-mildes, längst verklärtes Angesicht.

Tanga hat sich sehr verändert seit jener Zeit. Damals — es sind nun über zehn Jahre her — kam ich an auf dem kleinen Die Stadt hat sich verzehnfacht; dennoch besitzt Tanga nur eine Einwohnerschaft von einigen wenigen Europäern, die lange nicht die Anzahl von 100 erreicht hat und vielleicht auch jetzt noch nicht erreichen wird. Darunter sind die meisten Deutsche, die übrigen Italiener oder Griechen, selten begegnet man einem Engländer oder Franzosen.

Den Übergang von den Schwarzen zu den Europäern vermitteln die Araber, Inder und Goanesen. Die erstgenannten nähren sich hauptsächlich von den Erzeugnissen ihrer Schamben, d. h. ihrer Fruchtgärten,

die sie durch Sklaven bearbeiten lassen. Handel treiben sie verhältnismäßig wenig, es sei denn, daß sie sich an den Karawanen nach dem Innern beteiligten oder im Stillen noch dem einträglichen Sklavenhandel nachgehen. Von diesem merkt man heut nichts mehr. Dennoch munkelt man allerlei, und auf der gegenüberliegenden englischen Insel Pemba steht er wohl noch heut in hoher Blüte. Die Inder sind das eigentliche Handelsvolk und geben die Menge der Kleinhändler ab, die ihre Waren hauptsächlich aus Indien beziehen und an die schwarze Bevölkerung veräußern. Ihre Hautfarbe ist hellgelb bis braun. Die Großhändler sind Europäer oder Goanesen. Letztere besitzen die bedeutendsten offenen Läden und bilden nebenher die Gesellschaft der Wäscher, Köche, Schuhmacher, Barbiere usw. Ihre Hautfarbe ist eine Mischung von Tönen, die einem dunklen Olivgrün am nächsten kommt, welches mit dem Blauschwarz ihrer Haare und den dunklen, träumerischen Augen ihren Gesichtern ein eigentümliches Gepräge verleiht, das sie auszeichnet vor allen anderen Indern. Die Araber haben eine hellgelbe bis zum Schwarzbraun schwankende Hautfarbe, je nach Mischung ihres Blutes; denn sie lieben es, ihren Harem mit Frauen aller Farbenschattierungen auszustatten.

Die Hauptmenge der Europäer liefern die Gouvernements-Beamten; denn Tanga ist der Sitz des Bezirksamtes, dessen Bereich Usambara nördlich vom Panganifluß mit Ausnahme des Bezirks der Stadt Pangani selbst umfaßt und das Mlinga- und das Handeïgebirge mit den dazugehörigen Plantagen einschließt. Außerdem befindet sich dort das Gericht für den Nordbezirk, die Eisenbahnverwaltung, die Post, ein Zollamt, eine Schule für die Eingeborenen, in der leider kein Deutsch gelernt wird, usw. In zweiter Reihe kommen die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft und einige Pflanzer, Kaufleute, Wirte und Agenten. Die hauptsächlichsten Gebäude sind, wie schon erwähnt, die neue und die alte Boma, von denen die erstere, das Bezirksamt, in einem modernen deutsch-afrikanischen Stile durch den Baudirektor Gruner erbaut ist, während die letztere ein einfaches quadratisches Fort darstellt mit einer Mauer ringsum und zwei diagonal gelegenen Eckbastionen mit einem Haupt- und einem Nebenbau, welches seinerzeit von Wissmann aufgeführt wurde. Es schließen sich daran die Gebäude der Eisenbahn und das Krankenhaus, die englische und französische Mission, verschiedene größere Privatgebäude, von denen sich ein großer Teil im Besitze von Indern oder Arabern befindet, und eine bedeutende Menge von Negerhütten.

Die Stadt wird von rechtwinkeligen Straßen durchzogen, die merkwürdigerweise mit einer einzigen Baumreihe in der Mitte geschmückt sind. Jede Straße trägt eine andere Baumart, und man findet dort einige bemerkenswerte Kulturbäume der Tropen, Forst-, Schatten- und Zierbäume. Leider hat der Gärtner beim Auspflanzen die Namen nicht mit übertragen, und diese sind daher verloren gegangen. Die Anpflanzungen der Stadt sind erheblich, und das Streben, durch die herrliche Pflanzenwelt den Schönheitsdrang des Europäers zu befriedigen, ist nicht zu verkennen. Auch schöne Plätze besitzt die Stadt. Der schönste ist — wiederum merkwürdigerweise — der Negerbevölkerung gewidmet und heißt der „Gomaplatz".

Die Umgebung bilden durchweg Fruchtgärten mit Kokos-, Mango-, Stinkfrucht- und einigen anderen Fruchtbäumen, dazwischen bepflanzt mit Bananen, Manioc, Bataten, Zuckerrohr usw. Der Boden ist mit verhältnismäßig niedrigem Gras bewachsen und besteht aus einem Laterit, d. h. einem sandigen Lehmboden, welcher dem an der Küste emporgehobenen Korallenkalk auflagert und sich gerade für die dort gebauten Fruchtbäume besonders eignet. So weit das Auge reicht, sieht man nichts weiter, als Affenbrotbäume, Palmen, Ba-

nanen und Mangobäume, die einen entzückenden Schatten werfen und reichliche Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen bieten.

Der Hafen ist annähernd kreisrund und im nordwestlichen Teile fast durchweg versandet, weil hier der Sigi und der Mkolomusi ihre mitgeführten Erdbestandteile ablagern und ihre seit Jahrhunderten begonnene Deltabildung immer weiter nach dem Meere zu verschieben. Mitten im Hafen liegt eine Insel, die sogenannte „Toteninsel", weil sich darauf der Kirchhof der Europäer befindet. Nach Osten zu wird der Hafen durch einige Inseln und Sandbänke geschützt, so daß er ein gesichertes Fahrwasser auch für Schiffe mit großem Tiefgange bildet. Von den unmittelbar am Hafen liegenden Häuser der Europäer hat man eine entzückende Aussicht, nach einer Seite auf den Hafen mit seinen bewaldeten Inseln, nach der andern Seite über die weite Ebene hin bis zu den Usambara-Bergen. In der Dunkelheit schimmert von der im Nordosten den Hafen schützenden Insel Ulenge das Blickfeuer des Leuchtturms zauberisch herüber. Ulenge ist auch der Sitz einer kleinen Gesundheitsstation, die dem vom Fieber geschwächten Europäer Gelegenheit bietet, seine gesunkenen Lebensgeister fern von allen schädlichen Einwirkungen der Kultur durch ein beschauliches Nichtstun und die Einwirkung der erfrischenden Seebrise wieder aufzurichten und neu zu beleben. Eine besondere Heilwirkung dürfte übrigens dem von Mangrovebäumen umsäumten und teilweise bewachsenen Koralleneiland nicht beizumessen sein. Seine

Der Mangrovesaum der ostafrikanischen Küste.

günstige Wirkung beruht wohl auf der gänzlichen Abgeschiedenheit, der Befreiung vom gesellschaftlichen Zwang und der Unmöglichkeit jeglichen die Nerven erregenden Verkehrs.

Das Meer ist reich an köstlichen, buntfarbigen und sonderbaren Fischen, und die Eingeborenen verstehen es, sich ihrer sinnreich und bequem zu bemächtigen. Sie errichten nämlich nahe am Ufer aus Stangen bogenförmige Zäune, mit der offenen Seite des Bogens dem Lande zu. Diese halten bei sinkender Ebbe die flinken Meeresbewohner im flachen Wasser zurück. An der tiefsten Stelle ist hinter dem Zaun eine kleine Kammer mit einer Fangvorrichtung, ähnlich gebildet wie bei einer Reuse; dahinein entschlüpfen die Fische, sobald die Verfolger sich nahen, um dann mit Netzen einfach eingesammelt zu werden. So sehr einfach ist dieses Einsammeln übrigens manchmal nicht; denn in der Menge der kleineren Beutestücke tummeln sich nicht selten auch die Haie, die Rochen oder riesige Seeschildkröten, die den eifrigen Fischern nicht nur kräftige und wohlausgerüstete Beißwerkzeuge, sondern auch eine unbändige Kraft und staunenswerte Gewandtheit entgegensetzen. Oft sind die braven Schwarzen froh, den ungeberdigen Gast wieder los zu sein, und nur bei tiefster Ebbe, die die wilden Gesellen gänzlich aufs Trockene bringt, gelingt es ihnen, auch die Riesen ihres Geschlechts zum Verkauf zu bringen. An solchen Tagen, d. h. denen der tiefsten Ebbe, ist ein Gang durch die luftigen Markthallen im hohen Grade fesselnd. Freilich die Gerüche sind trotz des ungehinderten Zutritts der Luft nicht gerade lieblich. Aber der Naturfreund findet hier Schaustücke, wie sie kein noch so reich ausgestattetes Aquarium bieten kann. Da sind lichtgrüne Pfeilhechte, karpfenartige Edelfische, rosa oder scharlachrot mit schwarzen Tupfen, himmelblaue Fische und köstlich schmeckende Makreelen, nicht selten 1 m lang und darüber, Langusten von phantastischer Größe und Haie und Rochen in allen möglichen Formen, der Meerengel und der Hammerhai. Am sonderbarsten ist der Peitschenrochen. Sein oft über 2 m langer, dünn ausgezogener Schwanz bildet eine schön ausgestreckte Peitsche, die auch nach dem Tode des Trägers ihre Biegungsfähigkeit nicht verliert und, völlig bedeckt mit winzigen, erstaunlich scharfen Quarzkörnern, eine geradezu gefährliche Waffe bildet. An Farbenpracht überbieten alles die Schuppenflosser: der Klippfisch, der Geißler und der Kaiserfisch mit breiten, vielgestaltigen Flossen, herrlich gezeichnet und schimmernd in allen Farben des Regenbogens. Doch muß man Glück haben, um sie zu sehen; denn sie sind eine seltene Ware auf dem Markte. Häufiger erhält man recht genießbare Krebse, eigentlich große Nordseekrabben; diesen ähneln sie auch im Geschmack. Die Langusten schmecken gerade wie Hummern; die Scheren fehlen ihnen natürlich. Austern erhält man nur auf Bestellung; sie werden bei tiefer Ebbe zwischen Ulenge und dem Festlande gebrochen. Aber der Genuß derer von Ostende ist besser. Recht gut ist auch das Fleisch der See-Schildkröten, wie zartes Kalbfleisch. Etwas minderwertig bleibt es immerhin; denn lange nach dem Ausschlachten zucken die Muskeln noch in der Pfanne, und, wenn man das zufällig gesehen hat, vergeht einem die Eßlust. Haifisch und Roche werden nur von Farbigen gegessen. Kleine Haifische bilden den Gegenstand eines ausgedehnten Handels. Sie werden aufgeschnitten, an der Luft getrocknet und so an der ganzen Küste und weit in das Innere hinein verhandelt. In diesem Zustande können sie Straßen und Plätze, Schiffe und Eisenbahnzüge verpesten, den Nordeuropäern ein Greuel, den Schwarzen ein Gegenstand des höchsten Begehrens.

Von Tanga aus führt die Usambarabahn nach dem Fuße der Usambaraberge. Fast überall sind jetzt rechts und links der Bahn in der Ebene Plantagen entstanden, namentlich solche von Sisalagaven und von Kautschukbäumen. Auf den

Kaffeepflanzung Nyambo in Deutsch-Ostafrika.

Anfang der Fabrikanlage am Garaya (Pflanzung Sakarre, Deutsch-Ostafrika).

Bergen selbst bestehen schon seit langen Jahren Kaffeeplantagen, die jetzt in Ertrag zu treten beginnen. Ich gebe ein Bild einer der im küstennäheren Ostusambara gelegenen, die Pflanzung

wenigen Hütten, jetzt ein großer belebter Ort, rings umgeben von reichen Mais-, Zuckerrohr- usw. Feldern und den vielversprechenden Plantagen des Herrn Zschaetzsch. Sakarre hat durch einen wohl

Lichtung im Mkussu-Walde.

Ngambo, und eines von der in Westusambara gelegenen Pflanzung Sakarre. Für die erstere ist Bahnstation das 40 km von der Küste entfernt gelegene Muheza, einst ein unbedeutendes Negerdorf von

30 km langen, sehr sorgfältig gebauten Fahrweg Verbindung mit der Station Korogwe, ursprünglich einem Fischerdorf der Ruvuleute auf einer Insel im hier Ruvu genannten Pangani. Das neue,

durch die Bahn entstandene Korogwe liegt am linken Ufer des Flusses in einer weiten Ebene. Die Usambaraberge sind mit einem prachtvollen Urwalde bestanden, in dem sich äußerst wertvolle Hölzer finden, z. B. im Mkussuwalde eine zu mächtiger Höhe heranwachsende Nadelholzart.

In Westusambara liegt auch die Erziehungsstätte für befreite Sklaven, Lutindi, von der Generalsekretär Erich Otto[15]) folgende Beschreibung gibt.

Riesenfarn bedeckt den Boden. Blühende Myrten stehen am Wege, rote Geranien und blaue Vergißmeinnicht muten uns heimatlich an am plätschernden Bache. Sind wir über Geröll und Bergbäche hinweg oben angelangt, so liegen vor uns die Gebäude von Lutindi, eine Kolonie mitten im Urwalde. Ein gut Stück Kulturarbeit ist hier schon geleistet worden. So mancher Baumriese

Eine Kolonie mitten im Urwalde (Erziehungsstätte Lutinde).

Auf dem Lutindi-Hügel zwischen den Bergen von West-Usambara, der „Deutsch-Ostafrikanischen Schweiz", unweit der Station Kwasigi am Paganiflusse zwischen den Dörfern und Äckern der Waschambaa liegt die vom Evangelischen Afrika-Verein 1896 gegründete und seitdem unterhaltene Erziehungsstätte für befreite Sklaven, Kinder und Waisen. Durch einen schattigen Wald mit prächtigen Laubbäumen führt der Weg in die Höhe. Mächtige Schlingpflanzen ranken an ihnen empor, und dichtes Gestrüpp mit

hat fallen müssen, um für Pflanzungen und Gebäude Platz zu machen und behauen als Bauholz zu dienen. Große Flächen ringsherum sind bereits urbar gemacht und mit Kaffeebäumen, Bananen, Mais und europäischen Gewächsen bestellt. Betreten wir von Westen her die Station, so erblicken wir — das erste Haus linker Hand auf unserm Bilde — ein längeres Gebäude, das Mädchenhaus, in welchem Schlaf- und Wohnräume für die auf der Station untergebrachten Mädchen sowie die Wohnung

des ersten Vorstehers sich befinden, daneben zur Rechten ein Hühner- und Taubenhäuschen und an einem kleinen von einem Wasserlaufe durchflossenen Teiche auch ein versteckt liegendes Entenhäuschen: dem Mädchenhause gegenüber die Kinderküche und die der Europäer. Am Hühner- und Taubenhäuschen vorbei führt der Weg uns zu dem auf unserm Bilde wenig sichtbaren großen Viehstall. Ihm gegenüber erblicken wir wieder ein noch größeres Gebäude, das Knabenhaus mit den Wohn- und Schlafräumen für die Knaben und der Wohnung des zweiten Vorstehers. Vor ihm ist ein Geräteschuppen aufgeführt und daneben der Schaf- und Ziegenstall. Auch eine schattige Laube im Busche und die kleine Kapelle für die Bewohner der Anstalt fehlen nicht. Mitten auf dem Platze weht an hohem Maste, der die Gebäude weit überragt, bei festlichen Gelegenheiten die deutsche Flagge. Sind die Gebäude auch zum größten Teil noch einfach und primitiv, aus Baumstämmen und Lehm aufgeführt, so gewährt doch das Ganze einen überaus anmutigen und gemütlichen Anblick. Tauben fliegen aus und ein, Enten plätschern im Wasser, Hühner gackern, Hähne krähen, und auch das Borstentier tummelt sich mit seinen Ferkeln zuweilen im Freien. 40 bis 50 Knaben und Mädchen empfangen hier eine christliche Erziehung, und zwar wird mehr Gewicht auf praktische Erziehung zur Arbeit als auf Unterweisung in der Wissenschaft gelegt. Zwei Stunden des Tages werden dem Schulunterricht gewidmet und die übrige Zeit der Arbeit in Wald und Feld und Garten. Dazu werden, kräftige und geeignete Knaben soweit dies von seiten der Vorsteher geschehen kann, auch in der Tischlerei und Schmiedearbeit unterwiesen Die Mädchen erhalten außerdem noch Unterricht im Anfertigen der notwendigen Kleidungsstücke. Demnächst sollen für diese Zwecke noch besondere Werkstätten errichtet werden. Manchmal schallen auch ernste und frohe Weisen vom Berge; denn gern wird der Gesang gepflegt, und von den Knaben ist in kurzer Zeit ein Posaunenchor gebildet. Bei Lust und großem Geschick zum Blasen macht ihnen solches in den Mußestunden ganz besondere Freude.

Steigen wir nun noch ein wenig höher hinauf, so kommen wir zum Erholungshause, welches gleichfalls vom Evangelischen Afrika-Verein für erholungsbedürftige Europäer auf dem Lutindi-Hügel erbaut und erhalten wird. Wir schauen ein großes Gebäude mit weiß getünchten Wänden, einem grauen Dach aus den Scheiden von abgestorbenen Bananenblättern, welches eine Anzahl von Räumen zur Beherbergung von Gästen enthält. Dicht dabei befindet sich auch die dazugehörige Küche. Von hier, aus luftiger Höhe, eröffnet sich unsern Blicken eine herrliche Aussicht. Nicht nur, daß wir die Gebäude der Erziehungsanstalt, ihre Gärten und Felder übersehen; unsere Blicke gehen weiter. Tief hinab schauen wir in das weite Useguha mit seinen Dörfern auf den Inseln des Pangani. Wir sehen seine hochschäumenden Stromschnellen. Wundervoll hebt sich der mächtige Wasserfall unterhalb Mashindei hervor und bietet uns an der gegenüberliegenden Bergkette ein farbenprächtiges Bild. Wie herrlich brechen sich der Sonne Strahlen in dem schäumenden und sprudelnden Gewässer! Wie prachtvoll hebt sich dagegen im Hintergrunde das tiefe Grün des Urwaldes! Hier oben ist es luftig und kühl, hier kann sich der Europäer erholen von der Hitze der Küste, hier kann er in Ruhe des Nachts schlafen; denn Mosquitos gibt es hier nicht, und so kühl ist es, daß er sich des Nachts fest in wollene Schlafdecken einhüllen muß. Ist er aber lange genug hier, so wird er gegebenenfalls auch das Fieber los und kann sich so unter Umständen die kostspielige Reise nach Europa sparen.

In welcher Weise die Erziehung der Kinder auf Lutindi geleitet wird, erzählt P. F. Kornrumpf[10]). Man mag sonst über die Mission und die Missionare denken und urteilen wie man will: das, was hier an echt christlicher Liebe an den

verwaisten und verwahrlosten Kindern geleistet wird, ist über jedes Lob erhaben!

Über sechzig aus dem Elend der Sklaverei errettete Kinder sind in den letzten Jahren nach und nach auf Lutindi untergebracht worden. Aus mehr als zwanzig verschiedenen Volksstämmen Afrikas sind sie gesammelt. Stationssprache ist das Kisuaheli der Küste. Alle Altersstufen sind vertreten. Da sind herangewachsene Knaben, die einen tüchtigen Posaunenchor bilden. Da sind einige Mädchen, die unter Fräulein Charlotte Liebuschs Leitung der Küche vorzustehen vermögen. Da ist der ganz kleine Madjenjagar, der noch nicht sprechen kann und seine Nahrung noch aus der Saugflasche zu sich nimmt. Alle Knaben aber helfen den Feldgarten (Schambe) der Station unter Bruder Liebuschs Aufsicht in Ordnung halten, während die größeren nebenbei ihre eigene Schambe zur künftigen Gründung eines Hausstandes anlegen, pflegen und allmählich vergrößern.

Sonntags wird Gottesdienst gehalten, wochentags einige Stunden Schule. Zu Gottesdienst und zur Schule, zur Arbeit und zur Ruhe ruft eine Glocke, die die Kinder der Fürstenwalder Sonntagsschule zu Weihnachten 1900 gestiftet haben. Ihr Schall klingt rufend und ladend weit in die Berge und Täler von Usambara hinein. Für Christen und Heiden wird Sonntags je besonderer Gottesdienst gehalten. Sonnabends ist keine Schule; da ist großer Reinigungstag. Gebäude und Wege, Ställe und Gärten werden gereinigt und gesäubert; die Wäsche wird gewaschen und die Leiber gebadet; festlich wird dann der liebe Sonntag erwartet.

Die Kinder sind im Essen nach afrikanischer Weise äußerst genügsam. Einige Früchte oder etwas gekochter Brei reichen zur Mahlzeit aus. In kindlichster Weise kennen sie dabei den Neid nicht. Was da ist zum Essen wird immer redlich geteilt und gemeinsam verzehrt. Fleisch gilt als der vorzüglichste Leckerbissen. Aber auch da wird immer unter allen geteilt, wenn sich für die Kinder einmal Fleisch findet, sonst haben sie keine Freude am Genuß: sechzehn Kinder eine Taube, dreißig ein Hase, sechzig Kopf und Magen einer Ziege, so weit geht die Kunst des Teilens.

Fröhliche Spiele beschäftigen die Kinder Sonntags oder in der freien Zeit an den Wochentagen: Ball, Puppen, Soldatenspiel usw. Auch sonst gibt's allerlei Scherze. Die Knaben verstehen es prächtig, die Enten der Station Lutindi zu hypnotisieren, daß sie in langer Reihe daliegen, bis ein plötzlicher Zuruf sie alle aufflattern und davoneilen läßt. Eine der Hennen legte ihre Eier eine Zeitlang regelmäßig in die Puppen-Kitanda (d. h. Bettstelle) eines kleinen weißen Mädchens, das auf Lutindi lebt. Ein wichtiges Ereignis ist es, wenn einmal eine Schlange erschlagen wird, was nicht sehr selten vorkommt. Aufregender aber ist das Erscheinen eines Raubtiers, eines Panthers oder Tigers*), und groß ist der Jubel, wenn es gelungen ist, das Tier zu erlegen oder in der Falle zu fangen. Bewegter wird auch das muntere Leben und Treiben, wenn ein Europäer zum Besuch eintrifft. Lange vorher erspähen die Blicke der regsamen Kinder den nahenden Reisenden zwischen den vor Lutindi gelagerten Bergen und Tälern. Posaunenschall grüßt ihn; auch wird wohl eine Fahne aufgezogen; die Hausfrau rüstet zum Mahl; ein Teil der Bewohner zieht dem Ankömmling entgegen. Nach der ersten Ruhe und dem Mahle werden Lieder gesungen, dem Gaste zur Freude. Doppelt ist der Jubel bei der Kinderschar, wenn der Besuch ein erbeutetes Wild mitgebracht und vielleicht auch etwas für die Kinderschar bestimmt hat. In ernsten Gesprächen werden Erfahrungen ausgetauscht und wird gegenseitig Bericht erstattet. Und wenn der Wanderer scheidet, blasen die Posaunen wieder und die Bläser geben dem Scheidenden ein Stück Weges durch die Berge fröhliches Geleit.

Nur ein kleiner Teil der Kinder ist

*) Mit „Tiger" wird der Leopard bezeichnet.

getauft, aber auch die noch ungetauften stehen unter dem Einfluß einer freien, fröhlichen, und doch ernsten, christlichen Erziehung. Hie und da begehren einzelne die Taufe, werden aber erst nach besonderem Taufunterricht in einer längeren Prüfungs- und Wartezeit zum Sakrament zugelassen.

Auf dem Wege von Muheza nach Ostusambara kommt man in das wunderbar schöne Tal des Mkulumusi. Der Weg ist zwar beschwerlich, wenn Regen gefallen ist, denn der fette schwarze Boden haftet wie Pech an den Füßen und viele Holzbrücken über kleinere und größere Rinnsale muß man passieren, deren dröhnenden Bohlenbelag das Maultier zu überschreiten sich weigert. Dafür entschädigt einem aber der Blick in das reiche Tal. Von fern her grüßt die in einen Hain von tropischen Fruchtbäumen gehüllte Missionsstation Magila[24]) mit ihren schmucken weißen Gebäuden herüber und hinter ihr baut sich als prächtiger Abschluß die hohe Wand des Usambaragebirges auf. Im taufrischen Morgen oder dem farbenreichen Abend hier des Weges zu reiten bietet einen unvergleichlichen Genuß.

Die Station Magila der Universities Mission to Central Africa wurde 1868 durch Rev. Alington gegründet, mußte aber 1869 schon zeitweilig wieder verlassen werden und konnte erst 1872 wieder dauernd besetzt werden.

Magila liegt malerisch auf einem Hügel am Mkulumusi in dem prächtigen Talkessel am Fuße des Usambara-Gebirges, ca. acht Meilen von Tanga. Die Anlage macht auf den Beschauer einen sehr guten Eindruck. Eine massive Kirche bietet Raum für 700 Personen, in einem andern großen Gebäude finden 113 Zöglinge Unterkunft, mehrere Häuser gewähren den Missionaren Wohnung und enthalten Unterkunftsräume für Fremde. Auch ein kleines provisorisches Hospital ist vorhanden. Die ganzen Anlagen sind unter Leitung eines technisch erfahrenen Europäers von Missions-Täuflingen aus dem dort anstehenden Gneis mit selbstgewonnenem Kalk erbaut.

Die Landschaft Magila ist fruchtbar und reich bevölkert; kleine Dörfer sind ringsum den Hauptplatz verstreut und auch von der Mission sind schon seit einer Reihe von Jahren kleine Nebenstationen abgezweigt, die zum Teil mit eigenen Kirchen versehen wurden. Die hauptsächlichsten derselben sind:

Mkusi (gegründet 1880), Misosuë (gegründet 1881/82) und Korogwe.

Es werden auf diesen Stationen außer der Religionslehre auch praktische Dinge betrieben; englische Handwerker unterrichteten die Zöglinge in ihren Berufszweigen, und es ist zu erhoffen, daß sich daraus mit der Zeit ein geschickter farbiger Handwerkerstand erziehen lassen wird, der manchem schwer empfundenen Bedürfnisse auch weiterer Distrikte der ganzen Kolonie abzuhelfen berufen sein wird.

Der Unterricht wird in Kisuahili erteilt, und zwar bedient man sich im schriftlichen Unterricht der lateinischen und gleichzeitig — um den schriftlichen Verkehr mit den farbigen Küstenbewohnern zu ermöglichen — der arabischen Schriftzeichen. Intelligentere, vorgeschrittenere Zöglinge kommen vereinzelt nach Zansibar in die dortige Mission zur weiteren Ausbildung, von wo der eine oder andere später nach England zwecks weiterer Ausbildung zum Missionslehrer ausgeschult wird. Die meisten Zöglinge sind Wabondëi; doch kommen auch einige Waschambaa zum Unterricht.]

Die Gesellschaft hat in ihren Berichten wiederholt ausgesprochen, daß es der deutschen Verwaltung gelungen sei, in die früher infolge der Feindseligkeiten der Häuptlinge sehr mißlichen Verhältnisse Ruhe und Ordnung zu bringen, so daß jetzt unter dem Einflusse der Mission sich das Werk in „Sätzen und Sprüngen" weiter entwickeln kann.

Geht man von den Usambarabergen nach Süden, so kommt man an den Pangani, an dessen Mündung die gleichnamige alte Stadt liegt, die schon seit der Araber Zeiten einen bedeutenden Handelsplatz darstellt. Zwar ist die Einfahrt in den Fluß schwierig, weil an seiner Mündung eine flache Barre liegt, auf

Magila von Osten.

Mkulumuji. Dorf Mdumi. Stromquellen. Geloberg. Kirche. Dorf Bagamoyo. Dias.

der unter der Wirkung der frei durch die Lücke zwischen den Inseln Pemba und Sansibar hereinstehende Dünung des Indischen Meeres ständig eine schwere Brandung steht. Das hat aber nicht gehindert, daß sich schon in alten Zeiten an den fruchtbaren Ufern des unteren Pangani ein reicher Anbau, namentlich von Zuckerrohr entwickelt hat; und auch in deutscher Zeit sind hier mit die ersten Plantagen gegründet. Eine der jüngeren, aber erfolgreichsten von diesen ist die Sisalagavenpflanzung Buschirihof, von der ich einige Abbildungen folgen lasse. Sie hat nach den wenigen Jahren ihres

Sisal-Agaven-Pflanzung Buschirihof.
Der Zug fährt durch die Plantage.

Bestehens bereits mit der Zahlung recht hübscher Dividenden aus dem geernteten Sisalhanf begonnen.

Gehen wir noch weiter an der Küste entlang nach Süden, so kommen wir an die Mündung des Kingani, an dessen rechtem, südlichen Ufer der Ort Bagamoyo liegt. Obwohl ein Hafen fehlt und die Reede noch dazu ziemlich ungeschützt ist, bildete Bagamoyo in den alten Zeiten des Elfenbein- und Sklavenhandels doch die Ausgangs- und Endstation fast aller Karawanen. Ich selbst habe 1890 noch an die 10 000 Leute zu gleicher Zeit dort liegen sehen, die mit Karawanen aus dem Innern angekommen waren. Es war eben von Sansibar aus am leichtesten mit den arabischen Segelfahrzeugen, den Dhaus, zu erreichen. Entsprechend seiner damaligen Bedeutung würde es auch als Ort für den feierlichen Akt der Übergabe der ganzen Küste aus der Macht des Sultans an das Deutsche Reich gewählt. Heute hat es an Bedeutung ganz wesentlich verloren.

Die Bilder stammen noch aus der älteren Zeit; sie geben aber den Charakter der Araber-, Inder- und Eingeborenenviertel in Deutsch-Ostafrika gut wieder. Zolldirektor a. D. Dietert[4]) gibt ein lebensvolles Bild von dem regen Treiben in alter Zeit.

An der vierhundert und einige Seemeilen langen Küste Deutschostafrikas gibt es sieben Hauptplätze, die seit Menschengedenken Zentren des Handels und Verkehrs für das Hinterland gewesen sind. Von Norden nach Süden gehend sind dies die Orte: Tanga, Pangani, Bagamoyo, Daressalam, Kilwa, Lindi und Mikindani.

Von diesen ist Bagamoyo als Handelsplatz der bedeutendste, obwohl er unter den

sieben eigentlich den schlechtesten Hafen hat.

In der Tat hat Bagamoyo gar keinen Hafen, sondern nur eine offene, durch eine nur flachbogige Einbuchtung des Landes gebildete Reede, die durch draußen vorgelagerte Sandbänke und Korallenbänke nur notdürftig gegen den Wellendrang im Sansibarkanal geschützt ist. Tanga aber im Norden, Dar es Salam in der Mitte und Mikindani im Süden haben alle drei ganz vorzügliche Häfen, die auch für tiefgehende Schiffe benutzbar sind und absoluten Schutz vor Wind und Phöniziern und Ägyptern uns überkommen sind und heute noch, genau so wie vor tausend Jahren, die ostafrikanische Küste befahren und — beherrschen.

Ja, eine bestimmte Art von Dhaus, die sogenannten „Mi-Tepe", die dem Holz- und Fischhandel dienen, haben auch heute noch keinerlei Eisenteile, keinen Nagel, keinen Bolzen, keine Schraube an sich, und sie führen kein Leinwandsegel, sondern ein ungefüges, großes Mattensegel.

Die Planken dieser „Mi-Tepe" sind ein-

Sisal-Agaven-Pflanzung Buschirihof.
Das Beladen des Wagenzuges mit Brettern.

Wellen gewähren: fast kreisrunde Buchten mit einer schmalen Rinne als Ein- und Ausfahrt. Die Bagamoyoreede ist außerdem so flach, daß selbst die nur 15 Fuß tief gehenden Küstendampfer der D. O. A. L. gut eine Seemeile und unsere Kriegsschiffe gar zwei Seemeilen vom Ufer entfernt ankern müssen.

Aber, ganz vorzüglich geeignet zum Anlaufen ist die Bagamoyoreede für Dhaus, jene altertümlichen, dickbäuchigen Fahrzeuge mit meist breitem, viereckigem Heck und spitzem, schnabelförmigem Bug und einzigem, mächtig großen Segel, wie sie von den

fach mit Bast zusammengenäht und halten gut genug zusammen, wenn schon so eine „Mi-Tepe" meist nicht recht wasserdicht ist. Aber das schadet ihrer Ladung, weder dem Holz noch den Fischen, nicht, und den halb oder ganz nackten Schiffern und Fischern — Schwarzen oder Arabern — kann das lauwarme Seewasser in dem herrlichen, tropischen Klima auch nicht viel schaden. Im Gegenteil!

Genug, solche Dhau, ob „Mi-Tepe" — außer den erwähnten Eigentümlichkeiten vorn und hinten spitz gebaut und gewöhnlich aus

Lamu stammend —, ob „Betala" — mit niedrigem, viereckigem Heck, speziell in Sansibar heimisch—, ob „Bagala" — mit sehr hohem, kastellartigem Hinterbau und weit vorspringendem Bug, aus Indien —, ob „Batili", ob „Ghangi", ob „Bedeni", mit gewissen Unterschieden bald den Betala, bald den Bagala in der Bauart ähnlich, aus dem persischen Golf, aus Arabien und dem roten Meer ansegelnd —, jede Dhau, wenn sie nach Bagamoyo kommt, läßt sich einfach von der Flut an den offenen, weiten, sandigen Strand setzen. Dort fällt sie mit der Ebbe trocken, löscht ihre Ladung aus Indien, Persien, Arabien, aus Sansibar, aus Lamu oder sonst woher von der ostafrikanischen Küste, nimmt die für sie bestimmte Bagamoyoladung ein — alles trockenen Fußes —, wartet eine neue Flut ab, die ja jeden Tag zweimal, von 11¾ zu 11¾ Stunden etwa, mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks kommt, und segelt, ganz von selbst wieder flott gemacht, fröhlich von dannen.

Gewöhnlich wählt sie zum Absegeln die Morgenstunden, weil dann immer eine günstige Landbrise weht, die sie weit genug in die See hinausführt. Draußen benutzt die Dhau den Monsun, den Seewind des Indischen Ozeans.

Der Monsun weht — ein fast ebenso regelmäßiges und verläßliches Uhrwerk wie Flut und Ebbe — vom April bis September stets aus südlicher Richtung, und vom Oktober bis März stets aus nördlicher Richtung, nämlich immer — der Sonne nach; denn der Wind, wie alles Irdische ein „Sonnenkind", kann sich hier in den Gebieten der großen Ozeane unbeeinflußt von „kleinlichen Rücksichten" fast ganz nach seiner Mutter richten.

Sisal-Agaven-Pflanzung Bu'chiri'of.
Der Hanf ist zum Trocknen aufgehängt.

Eine kleine Abweichung erfolgt durch die Rotation der Erde von West nach Ost. Dieser Rotation kann die über der Erde schwebende Atmosphäre nicht so schnell folgen, bleibt zurück, würde also umgekehrt, einen Wind von Ost nach West, d. h. einen reinen Ostwind für den Erdbewohner fühlbar machen müssen, wenn die Sonne nicht ein Machtwort spräche, wenn die Wirkung der Sonnenstrahlen nicht die Hauptursache des Windes, hier unseres „Monsun", wäre.

Straße in Bagamoyo.

Die Strahlen der tropischen Sonne fangen gegen 9, 10 Uhr morgens an, den Ozean zu erhitzen. Immer fängt gerade dann auch der Monsun an aufzufrischen, und an der Küste hört der Landwind, besiegt, auf. Der Wasserdampf steigt von der erhitzten, blanken Ozeanfläche in die Höhe und erzeugt eine Leere. In sie strömt die kältere Luft von Norden, wenn draußen bei Bagamoyo am Indischen Ozean die Sonne im Süden steht, dann modifiziert in ein Südöstliches resp. Nordöstliches — gemäß dem Parallelogramm der Kräfte — durch die oben erklärte Wirkung der Rotation der Erde.

In den Übergangsstadien, um den April und den Oktober herum, verschwimmen naturgemäß die beiden Windströmungen ineinander, d. h. es herrscht dann bei Bagamoyo meist Windstille. Diese Windstille ist zugleich die Zeit der „masika", der beiden

Das „Alte Alarmhaus" zu Bagamoyo (Rückseite).

was aber nur vom Oktober bis Anfang März der Fall ist; denn Bagamoyo liegt auf dem 6. Grad etwa südlicher Breite. So wird ein Nordwind erzeugt, regelmäßig, sechs Monate lang.

Vom April aber bis September steht für Bagamoyo die Sonne im Norden. Die kältere Luft im Süden strömt also jetzt von Süden her in die Leere und erzeugt ebenso regelmäßig zirka 6 Monate lang ständigen Südwind.

Das Süd resp. Nord des Windes wird

größeren Regenzeiten. Mitten im Jahre kommen noch die „mvua ya mwaka", die kleinen Regen, vor, meist Ende Juli, Anfang August. Dann pflegt der Neger sein „Klein-Gemüse" zu pflanzen (Chiroko, Kunde, Bohnen usw.), nachdem er im Juni etwa den im März gepflanzten Reis, Mais, Mtama usw. eingeheimst hat.

Wie die Beobachtung der Winde und der Flut und Ebbe in Bagamoyo wie in vielen andern Plätzen das α und ω oder das Einmaleins der Schiffahrt ist, so ist es die

Beobachtung der Regenzeiten für die Landwirtschaft.

Die nächste Hafenstadt südwärts von Bagamoyo ist Daressalam, der „Hafen des Friedens". Es ist jetzt die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, obwohl es zur Zeit der Besitzergreifung, ja auch noch 1890 nach Niederwerfung des Aufstandes einen ziemlich unbedeutenden Ort, ohne rechten Handel und Wandel darstellte. Gerade, weil es von den Karawanen gemieden wurde, waren die Kaufleute 1890 wenig geneigt, ihre Geschäfte von Sansibar dorthin zu verlegen; und auch das Gouvernement hat lange geschwankt, ob es nicht richtiger sei, seinen Sitz in das alte Handelszentrum der Küste, Bagamoyo, zu verlegen. Heute ist wohl niemand mehr zweifelhaft, daß die Wahl Daressalams zur Hauptstadt das richtige gewesen ist.

Wie schön und wie vortrefflich der Hafen ist, das möge Hauptmann a. D. A. Lene[12d]) schildern.

Kommt der Reichspostdampfer im Außenhafen von Daressalam an, so zeigt sich alle Welt an Bord befriedigt von dem anmutigen Anblick der Küste. Manch lobende Bemerkung wird laut über das erquickliche Aussehen der grasgrünen Palmenwälder und über den erfrischenden Eindruck, den die schattigen Mangohaine hervorrufen. Wohlgefällig schaut der vielgewandte Reisende auf die sich am Meeresufer erhebenden Bauwerke, die sich, wie das Gouvernementsgebäude, das Hospital, das evangelische Pfarrhaus 2c., seinem weitblickenden Auge darbieten. „Also das ist Daressalam, die Hauptstadt der deutsch-ostafrikanischen Kolonie!" denkt er irrtümlicherweise und findet den Ort soweit ganz passabel; indes — imponieren kann er ihm nicht; vor allem nicht, wenn der Passagier zu den selbstbewußten Herrschaften aus Johannesburg gehört, die natürlich an südafrikanische Verhältnisse gewöhnt sind. In den meisten Fällen ist der Fremdling, da er

Straßenpartie in Bagamoyo.

von einem Daressalamer Binnenhafen selbstverständlich nichts weiß und die Hafeneinfahrt nicht bemerkt, etwas verwundert, das Schiff gerade auf das Land zu fahren zu sehen; indes — „endlich muß es doch wohl vor Anker gehen", — tröstet er sich. Der Dampfer aber gleitet mitten durch das

Straßenpartie in Bagamoyo.

hellgrüne seichte Wasser, dicht an einer Reihe von Bojen vorüber und strebt einer offenen Stelle der Küste zu, die sich wie eine enge Flußmündung allmählich den Blicken zeigt. Jetzt macht das mächtige Fahrzeug einen flotten Bogen, und glatt schießt es um den letzten Landvorsprung herum. Ein allgemeines „Ah" der Bewunderung ertönt. Vor dem Beschauer liegt, beleuchtet vom tropischem Sonnenscheine, das Panorama von Daressalam, ein Bild, so lieblich, wie es auch ein Weltreisender wohl nicht allzu häufig zu sehen bekommt. Selbst der Engländer aus Johannesburg ist entzückt. Von hier aus nimmt sich Dar-es-Salaam allerdings ganz anders aus! „Very nice, indeed!" Manch gewagte Parallele wird gezogen, und mancher Mann stellt die kühne Behauptung auf, Dar-es-Salaam könne sich den schönsten Hafen zur Seite stellen. Wie dem aber

auch sein mag; jedenfalls wirkt der plötzliche Anblick der Stadt Dar-es-Salaam, auf ihrem waldartigen Hintergrunde von Palmen und Fruchtbäumen, seiner Schönheit wegen wirklich überraschend. Sind doch rings die Ufer des Wasserbeckens zum großen Teil schon mit Geschäftshäusern und Villen bebaut. Dabei ist vorauszusehen, daß in wenigen Jahren der Hafen mit einem vollständigen Kranze von Gebäuden umgeben sein wird. Was aber die Residenz unserer ostafrikanischen Kolonie vor den meisten Ortschaften des Orients auszeichnet, ist der Umstand, daß sie nicht nur in der Ferne repräsentabel erscheint, sondern auch in der Nähe sich sehen lassen darf. Was die Reinlichkeit und Akkuratesse der Dar-es-Salaamer Straßen und Anlagen anbelangt, so könnte manche europäische Stadt sich ein Muster daran nehmen.

Dar-es-Salaam. Villa des Gouverneurs.

Von Daressalam führt jetzt eine Bahn ins Hinterland in der Richtung auf die Uluguruberge, in denen die Missionsstation Morogoro liegt. Hat die Bahn auch noch nicht ihren Endpunkt erreicht, so wäre es heut doch sehr viel leichter diesen Ort zu erreichen, als zu den Zeiten, in denen Hauptmann Leue [13c]) dort der Häuptlingin Simbamuene seinen Besuch machte. Seine Schilderung der Gegend und des reichen Anbaus in ihr werden in Rücksicht auf die Beurteilung der jetzt endlich im Bau befindlichen Bahn besonders interessant sein.

Am Fuße des Uluguru-Gebirges hatte ich eines Morgens im November 1893 Rast gemacht. Meine Karawane lagerte an einer Stelle im Walde, wo ein leise murmelnder Bach den Weg kreuzte. Auf der ganzen Landschaft lag eine friedliche Stimmung. Durch die sich leicht im Winde bewegenden Gipfel der hohen Bäume schossen hin und her die Sonnenstrahlen und fuhren wie spielend in leuchtenden Gebilden über den mit kurzem Gras bewachsenen Boden. Im Schatten über dem Gewässer wirbelte wie Schneegestöber eine Wolke von weißen und

bunten Schmetterlingen durcheinander. Und zwischen den Bäumen hindurch erblickte man das dunkle Bergmassiv, das wie eine blaue Wand gen Himmel strebte.

„Willst du nicht die Simbamuene besuchen, Herr," sagte zu mir mein treuer Kirongosi Hamiß, der unbemerkt sich mir genähert hatte. — „Wie, sind wir ihr denn so nahe?" fragte ich erstaunt. — „Ihr Dorf liegt kaum zehn Minuten von hier," entgegnete der Mann. — Mit den Worten: "Gut, gehen wir," stand ich auf, gebot einigen meiner Leute mir zu folgen, und machte mich mit Hamiß auf den Weg. — Als wir nach einigen hundert Schritten aus dem Pori traten, sahen wir die von einer Verpalisadierung umfriedigte, große Ortschaft dicht vor uns liegen.

Die Simbamuene, eine schon bejahrte und ergraute, korpulente Dame, war eben mit den Vorbereitungen zu einem Pombefeste beschäftigt. Überrascht erhob sie sich aus dem Kreise ihrer Frauen und trat, etwas schwankend, mir mit einem Humpen Matamabier entgegen. — „Jambo, bana mkuba", begrüßte sie mich, „du kommst gerade recht, an unserem Trunke teilzunehmen, tritt ein in meine bescheidene Hütte, karibu! karibu!"

Da ich es vorzog, im Freien zu bleiben, so ließ sie einen schon etwas verblichenen Thronsessel, der ihr einst von Seyid Bargasch, dem Sultan von Sansibar geschenkt worden war, herbeiholen und bat mich, darauf Platz zu nehmen. — So saß ich denn auf einem goldenen Throne unter freundlichen schwarzen

Ankunft eines Reichspostdampfers in Dar-es-Salaam.

Hofdamen, unterhielt mich scherzend mit einer afrikanischen Herrscherin und trank schäumende Honigpombe dazu.

„Du, Hamiß," murmelte mein Diener Mandoa leise lachend hinter mir, „wie wäre es dir wohl ergangen, wenn du vor zehn Jahren mit Waren hier vorüber gezogen wärst?" — „Ja," erwiderte Hamiß, der neben mir auf dem Boden hockte, „die Simbamuene ist hübsch zahm geworden." — Diese Sultanin nämlich war früher ein Schrecken der kleinen Karawanen und dafür bekannt, daß sie unter dem Vorwande der Erhebung von Wegezoll (hongo) wehrlose Händler stets erbarmungslos ausplünderte.

Der Name Simbamuene, wörtlich übersetzt, ist „Frau Löwin" und hat etwa die Bedeutung von „Besitzerin der Löwenhaut" d. h. etwa Purpurträgerin". Nur der Sultan eines Landes im Innern ist berechtigt, eine Löwenhaut zu besitzen und sich ihrer als Sitzgelegenheit und Unterlage zu bedienen. Diese Befugnis ist eins seiner Hoheitsrechte.

Nicht lange hatte ich mit der Simbamuene geplaudert, als plötzlich ein neuer Besuch in die Erscheinung trat. Es war der etwa vierzigjährige Bruder der Sultanin, der Häuptling Kingo von Morogoro, der auf die Einladung seiner Schwester hin aus seiner zwei Stunden entfernten Residenz gekommen war, um sich an dem Pombegelage zu beteiligen. Kingo war ein kleiner dicker Herr mit angenehmen Gesichtszügen in gewählter arabischer Tracht, der augen-

Die Landungsstelle in Daressalam.

Die neue evangelische Kirche in Dar-es-Salaam. Eingeweiht am Pfingstsonntag, 18. Mai 1902.
Unser Bild zeigt den Augenblick der Schlüsselübergabe. Vor dem Eingang Gouverneur Graf von Goetzen und Gemahlin, Pasto Roloff, Baudirektor Gurlitt und Unternehmer Günther.

scheinlich das Bestreben hatte, sich möglichst würdig zu benehmen. Er vermied aufs äußerste jede schnelle Bewegung, sprach höflich und sanft und führte zierlich wie ein Fräulein alle Augenblicke ein weißes Taschentuch zum Munde. Mir gegenüber zeigte er sich außerordentlich entgegenkommend, lud mich ein, bei ihm mein Lager aufzuschlagen, und war, als ich für diesen Fall auf sofortigem Aufbruch bestand, ohne weiteres bereit, unter Aufgabe aller Pombefreuden, mich zu begleiten. So verabschiedete ich mich denn von der Simbamuene, setzte meine Karawane in Marsch und ritt an ihrer Spitze mit Kingo in das fruchtbare Tal von Morogoro ein.

Bismarck-Denkmal in Dar-es-Salaam.

Bis zur Höhe von 2500 Meter erhob

sich vor mir das mächtige Uluguru-Gebirge steil aus der Ebene. Hie und da ergossen sich über Felsen und Matten schäumende Bäche herab. Zahlreiche Wakami-Dörfer klebten wie Nester an dem Gebirgshange, und schimmernd sprangen die silbergrauen Dächer der Hütten aus dem dunklen Grün des Hochwaldes hervor. Auf einem Vorberge am Rande einer von einem Bergstrome durchrauschten Schlucht lag die katholische Mission der Väter vom heiligen Geist. Und stolz ragte der Kirchturm, das Wahrzeichen christlicher Kultur, in die strahlend blaue Luft hinein. Die ganze Ebene war bedeckt mit Feldern von Matama, Mais und Hülsenfrüchten, die Ufer der Bäche waren mit Zuckerrohr bestanden, und überall zeigten sich die Spuren friedlicher und fleißiger Arbeit.

In Morogoro angelangt schlug ich auf einem der freien Plätze des Dorfes mein Zelt auf, während meine Leute es sich in den nächsten Häusern und Hütten bequem machten. — Zum Willkomm schickte mir Kingo ein großes Gefäß mit saurer Milch, der ich indes keinen Geschmack abgewinnen konnte. Da ich also zugunsten meiner Dienerschaft auf diesen Genuß verzichtete, so erschien der Häuptling, der mich absolut bewirten wollte, mit einer Flasche Farre, den er aus Bagamoyo bezogen hatte. — Kingo, der den Champagner, den Scherbet uleia, beinahe noch höher schätzte als seine Honigpombe, wußte überhaupt zu leben. Er wohnte in einem hübschen, aus Steinen und Kalk erbauten Hause, dessen Wohnzimmer mit einem Sessel, einem hohen Wandspiegel, einem Himmelbett und sonstigen schönen

Die Kirche in Kolasini bei Dar-es-Salaam.

Dingen möbliert war. Nur etwas dunkel war es in diesem Raume, da das nach Kingos Ansicht höchst überflüssige Fenster einfach mit Brettern zugenagelt war. — Das eigentliche Gehöft des Sultans war von einer krenelierten Mauer umgeben, während der übrige Teil der Residenz durch ein Pfahlwerk geschützt wurde.

Kingo schenkte mir auch das Fell eines mächtigen alten Löwen, der wenige Tage vorher durch die Krieger des Häuptlings erlegt worden war. Die Landschaft Morogoro war durch diesen menschenfressenden Löwen, der die Gewohnheit gehabt hatte, nachts die Hütten der Feldarbeiter zu umlauern und die beim Morgengrauen heraustretenden Bewohner zu greifen, längere Zeit hindurch arg beunruhigt worden. Als nun kürzlich wieder durch das Raubtier ein zwölfjähriges Mädchen getötet worden war, hatte sich der phlegmatische Kingo endlich ermannt und den Landsturm seines Gebietes mit Erfolg zum Kampfe gegen den Löwen aufgeboten.

Noch am Tage meiner Ankunft stieg ich nachmittags mit Kingo hinauf zur Missionsstation, wo ich von den guten Vätern freundlich empfangen wurde. Inmitten von Palmen und Orangenbäumen ist die Mission auf einem Hügel unter einer steil aufsteigenden Felswand gelegen. Die Anlagen, in erster Linie eine Kaffeeplantage, erstrecken sich in einer malerischen Schlucht bis ins Gebirge hinein. In einem durch eine Wasserleitung bewässerten Garten zieht der Bruder Gärtner der Mission das köstlichste Gemüse, vor allem Mohrrüben und Kohlköpfe von ganz unglaublichen Dimensionen.

Dar-es-Salaam. Kulturgebäude (Landseite).

Auch die Missionsstation stand damals unter dem Zeichen des Löwen. Kurze Zeit vorher war nachts ein Löwe in die Mission eingebrochen, und hatte die Schuppen und Stallungen des Viehhofes revidiert. Da es ihm nicht gelungen war, in die Viehställe

einzudringen, so hatte er sich den Wohnungen der Missionare zugewandt. Über eine Veranda spazierend, erschaute er das offene Fenster eines Zimmers, in dem ein Bruder den Schlaf der Gerechten schlief. Interessiert hob der Löwe die Vorderpranken auf das Fensterbrett und steckte seine Nase zwischen den nur fingerdicken Holzstäben der Vergitterung hindurch. Er hätte nur einen leisen Ruck mit dem Kopfe zu machen brauchen, und das Gitterwerk wäre zertrümmert gewesen. Durch das Knurren des Raubtieres erweckt, schaute der Bruder

Als nach all diesen Erzählungen ein junger Pater mir bei Sonnenuntergang die Kaffeeplantage zeigte, blickte er von Zeit zu Zeit scheu zur Seite und gab mir auf meine Frage, wonach er denn so eifrig ausspähe, die Versicherung, daß gewiß ebenso wie an den vorhergehenden Abenden auch jetzt wieder ein Löwe in der Nähe sei. — Augenscheinlich fingen die Löwengeschichten an, alle Welt in Morogoro nervös zu machen.

Nach einem solennen Abendessen auf der Mission wandten Kingo und ich bei

Dar-es-Salaam. Krankenhaus (Landseite).

nach dem Fenster hin und erblickte dort das furchtbare Löwenhaupt. Eine Waffe hatte er nicht zur Hand und fliehen konnte er nicht, da die Tür des Zimmers gleichfalls auf die Veranda führte. So lag er denn, starr vor Schrecken, auf seinem Lager und wagte kaum zu atmen. Endlich trat der Löwe vom Fenster zurück, und ließ sich, behaglich knurrend, auf die Veranda nieder. — Er konnte warten! — Noch Stunden lang hielt er durch sein Schnauben und Schmatzen den geängstigten Bruder munter, bis schließlich der werdende Tag den Unhold vertrieb.

hellem Mondscheine uns unseren heimischen Zelten zu, und nach kaum einstündigem Marsche waren wir in Morogoro glücklich wieder angelangt. Ganz befriedigt von den Erlebnissen des Tages suchte ich mein Feldbett auf, um mich durch einen langen Schlaf zu kräftigen für die Reisestrapazen des folgenden Morgens.

Überschreitet man das Ulugurugebirge nach Westen, so kommt man in die Landschaft Usagara; die den Ausgangspunkt der Erwerbung Deutsch-Ostafrikas bei der Expedition der deutschen Kolonisationsgesellschaft gebildet hat. Hauptmann Leue[12e]) bezeichnet sie geradezu als „das

Land der Verheißung". In ihr liegt die Station Kilossa.

Hat man in Ostafrika die wildreichen Jagdgründe der Makata-Ebene durchkreuzt, und hat man auf kühngeschwungenen Brückenstegen den rauschenden Mukondogwafluß überschritten, so sieht man in blauer

sation" auf sich gelenkt und die deutschen Kolonialmänner in erster Linie zur Erwerbung des ostafrikanischen Schutzgebietes angereizt hat. — Usagara war das Kleinod, zu dessen Gewinnung zielbewußt die Herren Dr. Peters, Dr. Jühlke und Genossen im Dezember 1884 ausgezogen.

Das ostafrikanische Randgebirge.

Ferne das Usagaragebirge, wie ein Land der Verheißung, sich vor einem aus der Ebene erheben. Dort liegt also Usagara, die von so manchem Afrikareisenden ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen so hoch gepriesene Landschaft, welche mit Fug und Recht als die Wiege der Kolonie „Deutsch-Ostafrika" bezeichnet werden darf! Ist es doch dieses Bergland gewesen, das die Blicke der „Gesellschaft für Deutsche Koloni-

Schau ich auf die dunkelblauen
Berge Usagaras hin,
Kommen mir die altersgrauen
Deutschen Burgen in den Sinn;

summte ich für mich hin, als ich mich am 8. Dezember 1894 auf dem Marsche nach Tabora dem Usagaragebirge näherte. Tatsächlich fühlt man sich von der einen dort umgebenden lieblichen Szenerie ganz heimatlich berührt. Man glaubt in Thüringen

zu sein, und unwillkürlich schaut man sich nach irgendwelchen Burgruinen oder sonstigen malerischen Berggipfelkrönungen um, wie man sie in Deutschland zu sehen gewöhnt ist. Aber kein romantisches Gebilde unterbricht das ewige Grün des afrikanischen Busches, der, wie mit Filigranarbeit, gleichmäßig Höhen und Schluchten überzieht. Kein harter Ton stört die zarte Färbung des Gebirges, kein harter Laut die Stille des Waldes. Hie und da nur sieht man über die Spitzen der Berge einen Geier seine einsamen Bahnen ziehen, oder den bunten Gaukler sich bei seinen sonderbaren Flugübungen in den Lüften jäh überstürzen.

Ich übernachtete in Kimamba. Nach einem Marsche von mehreren Stunden erreichte ich am folgenden Morgen den Distrikt Kondoa. Im Jahre vorher war Usagara von dem kriegerischen und wilden Räubervolke der Wahehe überfallen worden; und noch waren die dem Land geschlagenen Wunden nicht gänzlich vernarbt. Nicht selten sah man Brandstätten und zerstörte Gehöfte. Nichtsdestoweniger machte Kondoa einen keineswegs ärmlichen Eindruck. So sehr die Wahehe auch gewütet, so hatten sie doch den Baumbestand der Schamben nicht vernichten, den fruchtbaren Boden der Ländereien nicht verderben können. — Die Schamben zeigten sich wieder reichlich bestellt, und überall sah man die Eingeborenen auf den Feldern arbeiten.

Gegen Mittag machte ich in der dortigen Araberniederlassung Rast. Da mir Zeit genügend zur Verfügung stand, konnte ich mir den eigentlichen Schauplatz des Wahehe Überfalles mit Muße betrachten. Einige artige Araber, die mich besuchten, erklärten sich gerne bereit, mich zu führen. Wir hatten übrigens nur wenige hundert Schritte zu gehen. Zuerst wurde mir die Stelle im Walde gezeigt, wo der Kommandant von Kilossa, Leutnant Brüning, mit einer Anzahl seiner Soldaten im Kampfe gegen die Wahehe den Heldentod gefunden hatte. Unmittelbar neben ihm war, bis zum letzten Atemzuge kämpfend, der arabische Wali von Kondoa, Sef bin Selimann, gefallen. Unweit der Wahlstatt, unter einigen hohen Bäumen, hatte man den tapferen deutschen Offizier inmitten seiner getreuen Krieger, die mit ihm gefallen, in die Erde gebettet. — Sämtliche Gräber waren gut und sauber gehalten.

Sodann sah ich mir das Dorf an, wo die Wahehe die Häuser geplündert und verbrannt, die männlichen Einwohner getötet und die Weiber und Kinder geraubt hatten. Auch einige Araberinnen, die Frauen des Walis, waren mit fortgeschleppt worden. Da kurz vor meiner Ankunft in Kondoa die Wahehe in ihrem eigenen Lande von den Regierungstruppen gänzlich geschlagen und besiegt worden waren und darum weitere Einfälle der ersteren nicht zu befürchten standen, so herrschte in Usagara große Freude unter der Bevölkerung, und ein jeder gab sich mit besonderer Genugtuung dem Gefühle unbedingter Sicherheit hin.

Als ich aus dem freundlichen Kondoa abmarschierte, ließen es sich die Araber nicht nehmen, mich eine ganze Strecke weit zu begleiten.

Eine Stunde später langte ich in Kilossa an, wo ich von dem Stationschef, einem meiner älteren Kameraden, so liebenswürdig aufgenommen wurde, daß ich seiner Aufforderung, dort einen Ruhetag zu machen, mit Vergnügen nachkam.

Die Station Kilossa liegt, mit reizvoller Umgebung und köstlicher Aussicht, auf einer Anhöhe, und zwar an der Stelle, wo der Mukondogwa aus dem Gebirge heraustritt, um sich der Makata-Ebene zuzuwenden. Das Gewässer fließt unmittelbar am Fuße des Stationshügels vorüber. Durch das schattige Tal dieses Bergstromes führt, über Kiora und Muinisagara, die Karawanenstraße nach Mpapua. Muinisagara ist von Kilossa etwa sechs Marschstunden entfernt.

Über die Station Kilossa, die im Jahre 1892 von Hauptmann Prince angelegt wurde, herrschte anfangs ein Unstern. Aus

allerlei dienstlichen Gründen mußten die Befehlshaber häufig wechseln, ein Umstand, der dem Gedeihen der Station nicht gerade förderlich war. Zwei Stationschefs, Brüning und Fließbach, fielen nacheinander vor dem Feinde.

Nachdem die Veste schon einmal vollständig abgebrannt war, bekamen später ihre aus Lehm und Stein bestehenden Mauern und Bastionen tiefe Risse, so daß fast die ganze Station vom Grunde aus neu aufgebaut werden mußte. Bei meinem ersten Besuche, 1894, war sie noch im Bau begriffen; und nur das Hauptgebäude war bewohnbar. Als ich jedoch 1896 auf meinem Rückmarsche zur Küste Kilossa wieder passierte, war die Station vollkommen fertiggestellt und machte einen ebenso gediegenen wie behaglichen Eindruck. Sie hatte sich zu einem großen Anwesen mit Gärten, Viehhöfen und Wirtschaftsgebäuden entwickelt; und aus den am Flusse liegenden Häusergruppen der Askaris und Stationsangehörigen war inzwischen ein ganzer Ort mit Läden und Geschäftslokalen entstanden. Dank der sicheren Zustände im Lande hatten sich Handel und Verkehr sichtlich gehoben.

Heute sind alle Verhältnisse in Usagara völlig geordnet; und die Verwaltung ist in so friedliche Bahnen getreten, daß die Militärstation Kilossa als solche aufgehoben und in ein Bezirksamt umgewandelt werden konnte.

Kaiserliches Bezirksamt Kilossa.

Südsüdwestlich von Usagara liegt das Hochland Uhehe, ein Land, dessen gesundes Klima und fruchtbarer Boden es nach den Berichten aller Kenner ganz hervorragend geeignet für eine dereinstige Besiedlung

durch Weiße erscheinen lassen, sobald erst einmal durch eine Eisenbahn der Absatz der Erzeugnisse ermöglicht wird. Seine Bewohner sind ein rauhes kriegerisches Volk, das in alten Zeiten, wie auch schon Hauptmann Leue im vorhergehenden Abschnitt erwähnt, die ganzen umliegenden Landschaften ausplünderte und sogar unsere Schutztruppe mehrfach schwere Verluste zufügte (z. B. die Vernichtung der großen Zelewskischen Expedition Anfang der neunziger Jahre), bis sie von Freiherrn von Scheele niedergezwungen, ihr Hauptort Iringa, der Sitz des Sultans, mit bewaffneter Hand genommen wurde.

Stationsgebäude in Iringa.

Hauptmann Ph. Engelhardt[5]) beschreibt eine größere Expedition, die er durch dieses Hochland gemacht hat, folgendermaßen:

Der Weg führte mich zunächst über Kihueres-Dorf nach der Station der protestantischen Mission Berlin I, Mufindi, durch einen der landschaftlich schönsten Teile des Hehe-Landes, das hier oft lebhaft an die deutsche Heimat erinnert. Die stark gewellte Hochebene hat hier Gebirgscharakter angenommen und gleicht vielfach unsern deutschen Mittelgebirgen. Dunkler Urwald wechselt mit dichtem, schier undurchdringlichem Busch, in dem sich unsere Brombeere häufig findet, Wiesen und dunkelgrüne, mit mannshohem Farn bewachsene Flächen unterbrechen die Waldbestände. Silberne Bächlein plätschern in dunkeln Schluchten oder winden sich in sonnigen Wiesentälern dahin. Kühle, nebelfeuchte Luft erhält Körper und Geist frisch und kräftig zur Arbeit und kleidet die Pflanzenwelt in saftiges Grün. Der tiefrote Boden nur, der den Tropen eigentümliche Laterit, der in Mächtigkeit von oft vielen Metern auf dem granitenen Massiv der Hochebene ruht, stört die Illusion und zeigt uns, daß wir im fremden Land sind. — Bei Kihueres-Dorf, das sich nahezu in 2000 Meter Seehöhe befindet, wird der Kamm der Hochebene erstiegen. Gen Norden fließen die Gewässer dem großen Ruaha zu, der sich wenig oberhalb der Panganifälle in den Rufidji ergießt; das nach Süden abfließende Wasser nährt die Ströme der Ulanga-Ebene. Von dem Pfade aus, der sich auf dem Kamme, entlang der Grenze zwischen dem Waldland und der Steppe dahinzieht, übersieht man weit in die Runde die großartige Landschaft. Zur Rechten, gen Norden und Nordosten schweift der Blick über die in einförmiges Grüngelb getauchte Savanne. Wie die Wogen des Weltmeeres rollte das Gelände dahin, bis die mächtigen Höhen des Idoterro und Matanana den Blick begrenzen. Auf der anderen Seite zeigt

sich uns ein wechselreicheres Bild: Die Waldberge von Kalinga und dem Ngolollo, getrennt durch grüne Wiesentäler mit silbernen Wasseradern.

Mufindi, wo sich die Missionare niedergelassen haben, ist ein reizender Fleck Erde; man wird hier kaum daran erinnert, daß man sich nur ca. 8 Grad südlich des Aequators befindet. Frische, kräftige Bergluft bewegt die bemoosten Baumriesen des

mit freien, kraftvollen Bewegungen. Ihre Gesichter sind hart und knochig, oft verraten die Züge große Intelligenz, und unter den alten Kriegern findet man prächtige Charakterköpfe. Sie sind gewandte, ausdauernde Bergsteiger, in ihren Leistungen im Marschieren und Laufen schwer zu übertreffen, nie fehlend im Gelände, sicher auf der Fährte des Wildes und der Feinde wie der beste Schweißhund.

Farm der drei Brüder Weilhamer in der Landschaft Sadani.

Urwaldes, der hier parkartigen Charakter zeigt, kristallklare Bächlein, von Weiden- und erlenähnlichen Busch besäumt, bewässern die grünen Wiesentäler. Die damals im Bau begriffene Station selbst liegt dicht am Rande des hier gleich einer Mauer nach Süden abfallenden Ngolollo und gewährt eine herrliche Fernsicht über die Niederung des Sowe Ruaha bis zu den blauen Bergen von Ikondo.

Die Wahehe sind echte Hochlandsöhne

Ihre Kleidung besteht aus einem Stück baumwollenen Tuches, meist von weißer oder blauer Farbe, das am liebsten so groß genommen wird, daß sich sein Besitzer mehreremale damit umwickeln kann. Die Weiber nähen es aus kleineren Stücken recht geschickt und sauber mit bunten Fäden zusammen, säumen es und verzieren es durch Aufnähen einzelner, kleiner, bunter Flicken. Vornehm und Gering unterscheidet sich nur durch den Wert und die Größe

des die Gewandung bildenden Tuches, das alle Wahehe in gleich malerischem Faltenwurfe zu tragen verstehen. Die Wahehe tragen keinen Bart, reißen die Gesichthaare vielmehr sorgsam mit einer Pinzette aus. Das ist übrigens die einzige Berichtigung der Natur, die sie an sich vornehmen; sehr im Gegensatze zu den meisten übrigen Bantustämmen verabscheuen sie jede Verstümmelung, selbst die Tätowierung.

und Entbehrungen haben die Wahehe mit anderen Kriegerstämmen der Bantu gemeinsam, ihre Zucht und Ordnung auf dem Marsche und im Gefecht aber, der pünktliche Gehorsam, den sie ihren Führern entgegenbringen, Eigenschaften, die sie auch zur wirkungsvollen Verwendung in größeren Massen geeignet machen, erheben sie über jene.

In früher Jugend wird mit der Er-

Waldsteppe bei Dutumi.

Die Wahehe sind von Charakter rauh, hartnäckig und mißtrauisch, tapfer und unternehmend; wie die meisten Bergvölker sind sie außerordentlich anhänglich an das Land, das sie geboren hat.

Die Wahehe sind ein Kriegsvolk, dessen militärische Eigenschaften selbst einem deutschen Offizier Achtung abnötigen. Übung im Gebrauch der Waffen, Ausdauer im Marschieren und Schnelligkeit im Angriff, Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen

ziehung der Wahehe zum Krieger begonnen. Schon Knaben von 8—10 Jahren folgen ihren Vätern auf dem Kriegspfade und tragen ihnen Proviant oder die Schlafmatte nach. So lernen sie früh die Anstrengungen des Krieges ertragen und seinen Gefahren trotzen; so erwerben sie sich, bis sie zum Manne heranreifen, die soldatischen Tugenden, die die Krieger ihres Stammes schmücken.

Die Wahehe führen zumeist noch ihre

alten Waffen, die denen der Sulu-Stämme sehr ähnlich sind, den kurzen Stoßspeer mit dem etwa 25 Zentimeter langen schmalen Blatt, mehrere Wurfspeere und den fast mannshohen Schild aus ungegerbter Rindshaut, auf dem die Zahl der getöteten Feinde durch eingenähte Zeichen sorgfältig vermerkt wird. Seitdem die Wahehe mit den Feuerwaffen bekannt geworden sind

Hüften, deren oft so viele getragen werden, daß sie einen Wust bilden oder wie ein kurzes Röckchen bis zum halben Knie herabhängen. Zwischen den Beinen ist ein Zeugfetzen durchgezogen, der vorn und hinten an den Perlenschnüren so befestigt ist, daß seine Enden vorn und hinten herabhängen. Hinten, ebenfalls an den Perlenschnüren befestigt, trägt die Hehe-Schöne

Tanz der Heheweiber im Lager von Malangali.

und ihre Überlegenheit kennen gelernt haben, geht natürlich das Bestreben jedes Hehekriegers dahin, ein Gewehr sein eigen zu nennen.

Die Frauen und Mädchen der Wahehe machen neben ihren stattlichen Männern einen geradezu verkümmerten Eindruck, sie sind durchschnittlich um mehr als einen Kopf kleiner als die Männer, nur unter den vornehmen sieht man ab und zu ein liebliches oder schönes Gesicht. Ihre Kleidung besteht in Glasperlenschnüren um die

ein schwalbenschwanzförmiges Stück Leder von etwa 25 Zentimeter Länge, das mit geschmackvoller Perlstickerei verziert ist und uguo genannt wird. Ein Schurz von Leder, der statt vorn hinten getragen wird, vervollständigt den Anzug. Die vornehmen Frauen und Mädchen drapieren sich bei festlichen Gelegenheiten oft recht geschmackvoll mit bunten Tüchern, im Hause und bei der Arbeit aber kleidet sich vornehm und gering gleich.

Die Wahehe wohnen in einstöckigen

Lehmhäusern, die gewöhnlich rechteckigen Grundriß zeigen und ein gestampftes 2 Meter über dem Boden befindliches Dach haben. An Stelle der Fenster findet man unregelmäßig angeordnete, gewehrscharten-ähnliche runde Löcher; die Türöffnungen sind niedrig, sodaß man nur gebückt eintreten kann; sie werden nachts mit einer aus Strauch hürdenartig geflochtenen Schiebetüre verschlossen. Eine solche Wohnung ist infolge der spärlich bemessenen Öffnungen dunkel; das Tag und Nacht brennende Herdfeuer spendet angenehme Wärme, gibt aber nur wenig Licht und erfüllt das Innere mit beizendem Rauche. So ist die Behausung der Wahehe kein angenehmer Aufenthalt für den Europäer, ihren Bewohner aber gewährt sie vollen Schutz gegen die Kälte der Nacht — ich habe als niedrigste Temperatur 3 Grad Celsius gemessen; indessen soll nach Aussagen der Wahehe, denen auch der Reif bekannt ist, die Temperatur an hochgelegenen Stellen unter den Nullpunkt sinken — und die fast unausgesetzt über die Hochebene streichenden scharfen Winde. Ein Haus nimmt gewöhnlich eine Familie mit den zugehörigen Sklaven und dem Vieh auf; in größeren Bauten, die meist einen viereckigen Hof umschließen, wohnen ganze Dorfschaften. Die Bauart ihrer Häuser, die Temben genannt werden, haben die Wahehe wahrscheinlich von den Wanyamwesi entlehnt, die nordwestlich von ihnen wohnen und mit denen sie vielfach in Berührung getreten sind. Auch wir sind ihnen darin gefolgt; fast alle während des Aufstandes errichteten provisorischen Stationen und die zahlreichen über das Land zerstreuten befestigten Posten wurden von uns im Temben

Der Ruhudje am Einfluß der Hesa (Sakkamagangas).

stile erbaut. Die Möglichkeit, aus den Landesbewohnern im Tembenbau geübte Arbeiter zu entnehmen, die an sich rasche Herstellungsart der Temben, ihre verhältnismäßig große Feuersicherheit und gute Verteidigungsfähigkeit legten dies nahe.

An Hausgerät birgt eine Tembe wenig. Aus einem Stück geschnitzte niedrige Schemel, irdene Koch- und Pombetöpfe, diese oft von erstaunlicher Größe, sauber und dicht aus Stroh geflochtene oder mit eingebrannten einfachen Verzierungen versehene, aus Bambus hergestellte Pombebecher, Matten und roh mit Fett bearbeitete Rindshäute sind meist alles, was sich daran findet.

Der freie Hehe arbeitet wenig; in Gesellschaft der Nachbarn rauchend und Hirsebier (Pombe) trinkend, verbringt er seine Zeit, wenn ihn nicht Krieg und Jagd von zu Hause fern halten. Der Hauptteil der Arbeit wird den Weibern überlassen, sie bestellen die Felder, tragen das Feuerholz herbei, bereiten das Essen und brauen die Pombe. Nur das Hüten des Viehes und das Roden des Waldes wird von Knaben und Männern besorgt.

An Feldfrüchten wird im Lande angebaut: Mais, Viasi (Bataten oder Süßkartoffeln), Bohnen, Erbsen, und Ulesi, eine unserer Hirse ähnliche Frucht, die hauptsächlich zur Pombebereitung verwandt wird, ferner Mohogo (Manyok), außerdem Tabak; das Ntama, die Hauptgetreideart unseres Schutzgebietes, gedeiht nur in den wärmeren Teilen des Landes.

Der Hauptteil des Landes ist Weideland, das früher von zahlreichen Rinderherden bevölkert wurde. Sie bildeten den Reichtum Uhehes, der durch die 1890 bis 1892 auftretende Rinderpest und die in den nächsten Jahren folgenden Kriege fast ganz verloren gegangen ist. Als wir mit den Wahehe zusammenstießen, waren sie auf der Übergangsstufe vom Hirten zum Bauern, aber in ihren Vorstellungen spielte das Herdentier, das Rind, noch die Hauptrolle. Die Ahnen der Sultane und der Großen des Landes leben nach ihrer Vorstellung in den schönsten und stärksten Rindern weiter, wobei merkwürdiger Weise Ochsen bevorzugt werden; der Willkommengruß, den der Uhehe kniend seinem Sultane darbringt, lautet „Atse Senga" zu deutsch: „Wie geht's Dir, Ochse?"

Auch bei diesem Kriegervolk lassen sich die ersten Anfänge künstlerischer Tätigkeit bemerken. Kochtöpfe und Pombebecher sind mit einfachen, aber geschmackvollen Verzierungen, die je nach dem Material aufgemalt, eingeritzt oder eingebrannt sind, versehen. Die Sultanstemben zu Alt-Iringa und Gaviro waren an den Wänden mit Darstellungen aus Krieg und Jagd, die in schwarzer, roter und weißer Farbe, Federzeichnungen ähnlich, ausgeführt waren, versehen. Da die Perspektive nicht beachtet war und sich der Künstler im allgemeinen auf die Wiedergabe der Konturen seiner Menschen und Tiere beschränkt, dafür aber deren charakterische Merkmale besonders hervorgehoben hatte, erinnerte sein Werk an die Randzeichnungen des kleinen Moritz.

Die Sprache der Wahehe ist ein Bantu-Dialekt und der Verkehrssprache, dem Kisuahili, nahe verwandt. Da der Wahehe wie manche Bergvölker in vielen Kehltönen spricht und ihm einige Sprachfehler eigentümlich sind, ist er nicht eben leicht zu verstehen.

Über „die religiösen Vorstellungen der Wahehe"[25]) berichtet ein anonym erschienener Aufsatz in der Kolonialzeitung. Die Darstellung dürfte etwas zu ungünstig für die Wahehe ausgefallen sein; denn der Verfasser sagt selbst, daß dieser Stamm noch verschlossener und zurückhaltender in bezug auf seine religiösen Anschauungen sei als andere Neger. Am meisten gilt das aber solchen Fremden gegenüber, die den Neger von einem ausgeprägten religiösen Standpunkt aus über den ihrigen ausfragen wollen, und das scheint der mir unbekannte Verfasser getan zu haben.

Über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Wahehe war bislang noch fast nichts bekannt. Denn den Fremdlingen gegenüber sind die Wahehe in Ausübung

ihrer religiösen Anschauungen und Gebräuche verschlossener und zurückhaltender als die anderen Neger; nur dem Freunde stehen sie auf Fragen in dieser Richtung Antwort.

Die Wahehe besitzen einen direkt allgemeinen Gottesbegriff. Gott, Mgluwe oder Mgulwi genannt, ist der Schöpfer des Weltalls; er ist den Menschen gegenüber absolut gut, d. h. von Gott aus trifft den Menschen nichts Böses. Deshalb läßt auch der Mhehe ihn im großen und ganzen in Ruhe und kennt und fühlt kein Bedürfnis zu einer äußeren Gottesverehrung. Das Böse, Krankheiten, Unglück, Tod 2c., kommt von einem allgemeinen bösen Prinzip auf Erden, das die Wahehe durch Opfer zwar nicht zu besänftigen vermögen, aber vor dem sie sich durch Amulette schützen können. Daher herrscht der Glaube an bösen Menschenzauber nicht im geringsten vor, ebensowenig wie Fetisch- oder Götzenopferdienst. Nur der Sultan besaß eine übernatürliche persönliche Kraft, die ihm seiner Stellung nach von Natur zukommt und daher die Erscheinung der beinahe göttlichen Furcht und Verehrung desselben.

Der äußere Gottesdienst, den die Wahehe gelegentlich zur Schau tragen, ist lediglich Ahnenverehrung. Die Wahehe glauben nämlich an das Fortleben der Verstorbenen, zwar unsichtbar, aber mit denselben Gewohnheiten wie im Leben. Der Geist lebt einfach immer noch unter den Lebenden fort und kann auch bei besonderen Gelegenheiten plötzlich wieder erscheinen oder gibt durch Zeichen seinen Willen kund. Man opfert daher dem Verstorbenen Mais, Mehl und Fleisch zum Gedächtnis und erwartet von ihm Wohlwollen und Hilfe. Verstorbene Sultane, große Häuptlinge und Europäer können nach dem Glauben der Wahehe auch nach geraumer Zeit körperlich wieder auferstehen.

Es herrschte durch frühere Reisende die Ansicht, daß die Wahehe ihre Toten einfach in die Wildnis werfen und sie dort der Verwesung oder dem Fraße der Raubtiere überlassen. Niedrige Leute und Sklaven werden allerdings einfach in den Wald geschleppt. Angesehene Leute aber, wie Häuptlinge, deren Kinder und Frauen, begräbt man in den Feldern oder in der Nähe der Temben und umgibt sie mit Bambus und Holzpalisaden.

Ist jemand gestorben, so erheben die Weiber innerhalb der Tembe ihr Klageheul. Der Verstorbene wird in die Rindshaut oder Matte gewickelt, auf der er starb und zwei bis drei Stunden lang unter Heulen und Klagen gerüttelt (wahrscheinlich um ein Scheintotenbegräbnis zu vermeiden). Der Sterberaum wird unterdessen rein aus, gefegt und Kehricht, Töpfe, Schmucksachen des Verstorbenen zusammen außerhalb der Tembe, mit Vorliebe an Scheidewegen hingeworfen. Darnach wird der Leichnam zu Grabe getragen, während die Männer murmelnd und die Weiber heulend denselben in Prozession begleiten. Am Grabe streckt sich der nächste Verwandte nochmals über die Leiche und berührt sie; dann wirft man das Grab zu und rundet den Hügel glatt. Am Fußende wird ein Tongefäß eingelassen, das mit Wasser oder Opfergabe gefüllt wird. Das Klageheul dauert gewöhnlich während dreier Tage und zur festgesetzten Zeit am Morgen und gegen Abend. Vornehme Leute bestellen berufsmäßige Klageweiber zur betreffenden Stunde an das Grab.

P. Ambrosius Mayer ist fast auf demselben Wege von Daressalam nach Uhehe gezogen, den wir gegangen sind. Er führte einige Schwestern nach den dortigen Missionsstationen. Für weibliche Wesen ist aber das Reisen in Ostafrika recht beschwerlich, da der Weg zu Fuß zurückgelegt wird. Tagesmärsche von 6 bis 7 Stunden sind aber eine starke Zumutung und so mußte für Tragbahren und Reiteseln gesorgt werden. Namentlich der „Eselballast" verursachte dem im afrikanischen Marsch erfahrenen Pater offenbar manche Mühe, so daß ihm eine Last vom Herzen fiel, als der störrigste und unbrauchbarste der Esel schon in den ersten Reisetagen liegen blieb. Den Humor hat sich P. Ambrosius aber dadurch nicht trüben lassen,

wie die nachfolgenden Ausschnitte aus seinem Reiseberichte[13]) erkennen lassen.

Fortab spielte sich so ziemlich jeder Reisetag in der gleichen Weise ab. Möglichst früh beim Mondenschein wird das Lager abgebrochen, Zelte, Bettstellen u. a. verpackt, ein kleines Frühstück eingenommen, was allerdings von anderen Reiseführern streng verpönt ist, unsereiner aber fängt jeden Tag erstens mit Gott an und zweitens mit einem Frühstück, wie jener Vater seinem Sohne folgende weise Lebensregel mit auf den Weg gab: „Fange nie zu arbeiten an, bevor du zu Morgen gegessen hast; wenn du aber einmal arbeiten mußt vor dem Frühstück, tu' immer zuerst was essen!" Zuerst etwas Warmes in den Magen und dann kann man laufen. Meistens geht man in der frischen Morgenluft zu Fuß und besteigt erst bei steigender Sonne sein Schlachtroß, setzt sich auch zwischenhinein unter einen schattenspendenden Baum, wie einst Jonas vor Ninive, tut einen Schluck aus seiner Feldflasche, um wieder weiter zu gondeln, bis man an das Tagesziel gekommen ist. Meist beträgt dieses sechs bis sieben Stunden, je nach den Negeransiedelungen und Wasserplätzen. So ist heutzutage das Reisen in Deutsch-Ostafrika auf den Karawanenwegen mehr eine Erholung als eine Anstrengung, zumal bei gutem Wege und schönem Wetter. Allerdings, wenn die Regenzeit begonnen hat, Wege und Brücken zerstört sind, stundenweite Ebenen überschwemmt sind, das Erdreich in schwarzen Morast verwandelt ist, dann wird die Annehmlichkeit bedeutend gemindert und hilft nichts anderes, als mit Galgenhumor hinein in das Wasser und in den Schmutz; ist man einmal drinnen und schmutzig von oben bis unten, dann gewinnt auch diese Art des Reisens eine lustige Seite. Aber so fort und fort, jeden Tag, wie anno 1896, dann wird einem die Reiselust doch erheblich gedämpft, Gesundheit und Ausrüstung gehen dabei zugrunde.

Nach vier Tagen war der Ruaha das

Karawane auf dem Marsche.

erste große Wasser auf dem Wege, eine gute Fähre setzt einen über, die Träger nehmen die Gelegenheit wahr, sich wieder einmal zu waschen und zu baden und plätschern den ganzen Nachmittag wie Krokodile im Fluß herum.

— — — — — — — — — —

Eine große Erleichterung für das Reisen liegt in der amtlichen Errichtung von Marktplätzen, wohin jetzt die Eingeborenen ihre Vorräte bringen, um sie an die durchreisenden Karawanen abzusetzen. Früher waren wir gezwungen, oftmals Rasttage einzuschalten, wobei die Träger stundenlang herumliefen, sich Lebensmittel zu holen, was durch die Tauschartikel nur noch erschwert wurde. An den Karawanenwegen

gilt jetzt nur mehr das Geld, das man allerdings mit sich führen muß und das oftmals wegen der schweren Kupfermünzen eine erhebliche Last ausmacht. Mehr gut gemeint als zweckdienlich sind die sogenannten Rasthäuser für die reisenden Europäer. Man wollte dadurch das Reisen ermöglichen ohne Zelt und Bettgestell. Allein diese an sich besonders im Kilossa- zu beanstanden, daß sie noch nicht ausgetrocknet war seit der Regenzeit. Stellenweise mußten wir einfach durch den Schlamm waten, was für die Reinlichkeit der Kleidung nicht sehr förderlich und zweckdienlich und bei den Schwestern ganz auffallend und lieblich wahrzunehmen war. Diese hatten sich bereits in aller Frühe in besseren Staat geworfen, da man ja mittags nach

Zuckerrohrverkäufer in Deutsch-Ostafrika.

bezirk ganz hübschen Häuschen sind, weil sie eben nicht ständig bewohnt sind, die Domänen für Wanzen, Flöhe, insbesonders der Sandflöhe, können sogar Anlaß zu heftigen Erkrankungen werden wegen der verschiedenen Mücken mit ihren kleinsten Lebewesen als Erreger von Tropenfieber, Rückfallfieber usw.

Hinter Kikundi war allerdings die Straße ganz schön ausgeputzt, nur das war Morogoro kommen sollte. Die eine und andere folgte vorsichtigerweise dem in allen Arten von Lehm und Sumpf, Morast und Schmutz erfahrenen Reiseonkel, allein das weiße Ordensgewand nahm bald eine gar sehr erdfarbene Gestaltung an. Zur allgemeinen Erbauung geschah es einer Schwester, daß sie der Länge nach in den Schmutz fiel! Da half kein Wischen und Waschen, einfach weiter so bis zum Lager.

Hocherfreulicherweise kam uns bei einer Straßenbiegung eben der Obere von Morogoro, P. Theophil Schneider, entgegengeritten, der auf einem seiner Missionsbesuche begriffen war. Zuerst mag er an eine Zigeunerkarawane gedacht haben bei unserem Anblick, aber als er mich erkannte, verwandelte seine Amtsmiene sich in ein Lächeln über das Mißgeschick der Uhehepilgerinnen, zumal die Schwester, die sich eben aus dem „Fall" emporgerichtet hatte, im Vordertreffen stand.

— — — — — — — — — —

Eine Stunde hinter Morogoro sahen wir das neugebaute Bezirksamt gleichen Namens malerisch an dem Berg liegen; die Wege, alles war so sauber und zierlich hingelegt, als ob es erst frisch einer Spielzeugschachtel entnommen wäre. Nur schade, daß die Regenzeit alle Jahre solche Arbeiten zunichte macht.

Die Mkatasteppe weckte in mir die Erinnerung an den schlechtesten Weg, den ich je im Leben zurückgelegt, als ich sie in der Regenzeit 1902 passierte und vier Stunden lang im Moraste bis zu den Knien hinauf zu marschieren gezwungen war. Doch diesmal ging die Sache ganz passabel, der Boden war ausgetrocknet, klaffte allerorts von Rissen; nachts könnte man in ganz unschuldiger Weise zu einem Beinbruch kommen.

Die Nähe von Kilossa verriet sich schon von weitem durch fleißige Wege- und Brückenbauten, wie übrigens dieser Bezirk hierin unter allen mir bekannten die besten Verkehrsmittel besitzt. Kilossa selbst ist jetzt nur mehr ein Polizeiposten, Durchgangspunkt für die Karawanen aus dem Innern, Scheidepunkt für die Linien Iringa und Tabora.

Mit Kilossa verlassen wir wieder eine Kulturetappe: die letzte Telegraphenstation. Bisher begleiteten uns ständig die eisernen Telegraphenstangen; nunmehr entschwanden auch diese und mit ihnen eine Erinnerung mehr an die Heimat. Fast ununterbrochen wechseln nunmehr Berge, Hügel und Täler, Felder und Wildnis. Ueber den großen Ruaha führt eine geradezu staunenswerte Brücke aus ganzen Baumstämmen gezimmert; leider wird auch diese Arbeit von der nächsten oder übernächsten Regenzeit wieder vernichtet sein. Uebrigens sind wir bereits in den Bezirk Iringa eingetreten, der seit zwei Jahren sehr viel an Straßenbau geleistet hat und bereits löblicherweise zu einem praktischeren System von Rasthäusern übergegangen ist.

Wir fanden da auf reinlichem, eingehegtem Platze eine offene Hütte, so hoch und geräumig, daß man sein Zelt darin aufschlagen kann. Daneben Obdach für die Träger, eine Küche, einen Eselstall da alles dies noch ganz neu angelegt ist, macht es einen ausgezeichneten Eindruck, der mit dem Eintritt in das eigentliche Hochgebirge von Uhehe noch gehoben wird. Der Schrecken aller Reisenden und Karawanen war früher der steile Aufstieg über den Mageberg; nunmehr aber war die Straße weit abseits in Kurven geführt, so daß man ganz gut marschieren, im Notfall auch reiten könnte; allerdings ein Fahrweg wird diese Straße noch lange nicht werden. Auf dem Wege fanden wir allerorts Menschengruppen aus den einzelnen Ortschaften mit Wegschaffen von Steinen beschäftigt, bemüht, Berge abzutragen, Täler aufzufüllen; man sieht, es wird gearbeitet da im Bezirke und es herrscht eine starke Hand über dem Volke, das früher gleich den Hunnen allen Stämmen weit und breit nur Schrecken und Entsetzen war. Heute wandert man gefahrlos durch Uhehe, das ehedem allen europäischen Forschern, Gelehrten und Reisenden verschlossen war. Ein weithin sichtbarer Obelisk auf dem Schlachtfeld von Rugaro kündet uns den Untergang der sogenannten Zelewski-Expedition, wo in einer Stunde durch die allerwärts einstürmenden Wahehe zehn Europäer sowie drei volle Kompagnien Askari (schwarze Soldaten) den Speeren zum Opfer fielen (August 1891).

Kehren wir jetzt wieder näher an die

Küste zurück, in das Hinterland von Kilwa und folgen wir Stabsarzt Dr. Arning [1]) nach Dondeland. Dieses lieferte bisher den besten Kautschuk, der aus Afrika kam und ist auch weiteren Kreisen im letzten Jahre dadurch bekannt geworden, daß dort der Aufstand, der zuerst in den nordöstlich gelegenen Matumbibergen ausgebrochen war, größeren Umfang annahm und die ersten Weißen: Bischof Spiß mit seinen Begleitern, der Feldwebel Faupel der Militärstation Liwale u. a. m. den Aufständischen zum Opfer fielen.

Im südlichen und mittleren Teile des Dondelandes sind für Straßenbau und Karawanenverkehr irgendwie nennenswerte Schwierigkeiten kaum vorhanden. Das sanftgewellte Gelände ist vielfach mit dichtem Busch bestanden, der aber ganz augenscheinlich nicht Urbusch ist; es ist ein zweiter oder vielleicht auch dritter Nachwuchs, und vor einer Reihe von Jahrzehnten dehnten sich Felder da, wo jetzt der Pfad und die Straße sich zwischen dichten Wänden verworrenen Gesträuches hinziehen; trotzdem wir dem Ende der Trockenzeit nahe sind, ist alles in helles Grün gekleidet, wohl eine Folge des jeden Morgen sich reichlich niedersetzenden Taus, und aus dem helleren Grün heben sich die dunkelgefärbten Blätter der Landolphia (Kautschukliane) ab. Doch wieweit man auch in das Dickicht hineindringt, man findet nur ganz dünne Ranken dieser Pflanze, die nicht anzapfungsfähig sind, jeder brauchbare Stamm ist durch den Raubbau weit und breit vernichtet. Nur in dem Urwald Kihoa, der zwischen dem Ruhuhu und Ligunga-Flusse sich dehnt, sollen noch ausbeutungsfähige Landolphien vorhanden sein, doch auch dieser Bestand ist nach den Aussagen der Eingeborenen fast seinem Ende nah, und der einst so gesuchte hellfarbige Dondekautschuck dürfte alsbald für die nächsten Jahrzehnte vom Markte verschwinden. Stundenlang marschiert die Karawane manchmal ununterbrochen im tiefen, wohltuenden Schatten des Dickichts. Trotzdem ist es für den aufmerksamen Beobachter aber gar nicht langweilig, so dahin zu wandern, denn eine an Arten und Zahl ungewöhnlich reichhaltige Vogelwelt, in die leuchtende Farbenpracht der Tropen gekleidet, zieht immer wieder die Aufmerksamkeit des Reisenden an. Hier sind von der Hand der Ackerbauer Lichtungen in den dichten Busch geschlagen, und findet man eine solche, wie es oft vorkommt, an einer etwas erhabeneren Stelle, so kann der Blick dahinschweifen über das Buschland, das wie eine dunkelwogende, grünblaue See sich breitet, von der die in der Tropensonne erhitzte Luft flimmernd, in blaufarbigem Dunste emporsteigt. In rauchiger Ferne haftet hier und da der Blick an einem scharfgezeichneten zackigen Gneißkegel, von dem das gelbe, vertrocknete Gras hellfarbig schimmert.

Liwale.

Nördlich der Station Liwale ändert sich das Bild. Die Lichtungen mit ihren Be-

wohnern und ihrem Ackerbau treten häufiger als zuvor nahe an den Weg heran; hier und da findet man, im Busch und Stangenholz eingestreut, Flächen, die den Charakter der Baumsteppe tragen.

In Lingamba, vier Tagereisen von Liwale entfernt, muß die Karawane sich für zwei Tage mit Lebensmitteln versehen, weil vor dem Mbaranganduflusse menschliche Wohnungen nicht wieder angetroffen werden. Der Dorfschulze Lingamba ist nicht zu Hause; er ist, wie so viele seiner Amtsgenossen, zu Mpembetu gegangen, der in der Nähe der früheren Station Barchiwa wohnt. Mpembetu ist derjenige Häuptling, dem heute die Wandonde folgen, ohne ihn als Sultan zu bezeichnen, nachdem die alte Häuptlingsfamilie zugrunde ging und davon nur ein — anscheinend nicht als rechtmäßig anerkanntes — Glied, Abdalla Mpanda, übrig blieb. Diesem Mpembetu sollte man, glaube ich, einige Aufmerksamkeit widmen, wenn man über die Organisation des jetzigen Wandonde-Aufstandes Klarheit haben will, denn überall hörte ich von Beziehungen des kleinen Dorfschulzen zu diesem einflußreichen Mann, und der überall wahrgenommene Verkehr mit jenem läßt schließen, daß möglicherweise bei ihm die Fäden zusammenliefen, die das Plötzliche und die Gemeinsamkeit der Wandonde-Erhebung erklären können.

Die Leute von Lingamba brachten bereitwillig Lebensmittel zum Verkauf unter Anleitung von Lingambas Verwalter; er war nicht sehr lang geraten, daher reichten die Schöße seines schwarzen Gehrocks fast bis auf die Erde. „Schwarzer Gehrock" klingt recht feierlich; der Leser aber möge sich beruhigen, denn außer diesem etwas abgerissenen Gegenstand gesellschaftlicher Bildung hatte der junge Mann auf jedwede andere Kleidung verzichtet.

Jenseits Lingambas steigt das Gelände an; es bietet vielfach ein romantisch schönes Bild, denn schroffe Hügel wechseln mit sanfteren Geländewellen und geben der Erdoberfläche ein gar mannigfaltiges Aussehen. Vielfach tritt ein sehr weicher, hellgelber Sandstein zutage, in den die Bäche tief ein-

Wandonde-Dorf.

gerissene Rinnen gezogen haben. Hier und da auf dem Grunde der Flußbetten sind in den weichen Stein tiefe Löcher gewaschen, wie Gletschertöpfe muten die Höhlen bisweilen an; überall in diesen Vertiefungen findet man noch jetzt am Ende der Trockenzeit und vor Beginn des ersten Regen eine Fülle köstlichen Wassers. Hier von sanften Höhen, dort von steil abfallender Wand umgrenzt, reiht sich in dieser Gegend Tal an Tal, mit entzückender Parklandschaft bestanden. Jede Anhöhe, die man ersteigt, bietet einen neuen überraschend schönen Blick auf freie Weideflächen, mit lichtem Baumbestand und einzelnen dichten Büschen durchsetzt, ein Gelände, wie geschaffen für die stolzen Antilopen der Steppe, denn fast in keiner der Senkungen fehlt außerdem einer

der tief ausgewaschenen Behälter klaren Wassers. Mehr als ein Rudel Wild hat in früher Morgenstunde den bereits ausgehauenen Weg gekreuzt, und selbst der Elefant trat seine Visitenkarte in den festen Grund. Eine köstliche Jagd ist es, hier in der Morgenfrische zu pürschen; nicht für den Schießer, wohl aber für den aufmerksamen naturfrohen Jäger.

Stundenweit zieht der Weg durch solches Gelände. Dann aber, je näher wir dem Mbarangandufluſse kommen, ändert sich das Aussehen. Immer häufiger tritt der kahle Sandstein zutage, immer dünner wird die Verwitterungskruste und immer spärlicher und kümmerlicher der Holzbestand. Rotbraunes vertrocknetes krauses Gras bedeckt den gelblichen Sandboden; von weitem glaubt man, die heimatliche Heide des Spätherbstes zu sehen.

Bald senkt sich die Höhe nach dem Mbarangandu zu sanft ab; ein kleines Dorf liegt auf dem wieder etwas fruchtbarer aussehenden Boden und die Karawane hält vor dem stattlichen Gehöft des Akida Mehemed bin Chalif. Der ältere, freundliche Mann ist der am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene Beamte des Bezirkes Kilwa. Zwei seiner Brüder waren vor kurzem dem Fieber erlegen, das sie sich in der sumpfigen Tiefebene zu Füßen der Mahengeberge geholt hatten, und auch er wird wohl jetzt den Rebellen zum Opfer gefallen sein, denn gerade gegen die farbigen Angestellten des Bezirkes richtete sich die Wut der Aufständischen ganz besonders.

Nach langen, ermüdenden Märschen machten wir hier eine Rast von 1½ Tagen. Die Lebensmittel sind rar in dieser sehr schwach bevölkerten Gegend, und teuer, daher muß die Jagd aushelfen. Ein anstrengender aber köstlicher Pürschgang liefert denn auch ein paar Stück Wild zur Strecke.

Schürfarbeit im Doude-Busch.

Fast hätte ich auf diesem Jagdgange des Wildes vergessen, denn eine Überraschung wurde mir zu teil, die überwältigend war.

Schon auf dem letzten Teile des Weges gegen den Mbarangandu hin, überall dort, wo der kahle Sandstein zutage trat, fanden sich einzelne Stücke eines eigenartigen Gesteins, die fast wie versteinerte Holzsplitter aussahen. Ich glaubte aber zunächst, nur ein wunderliches Spiel der Natur vor mir zu haben. Jetzt lockte mich ein Rudel von Leierantilopen den Hang hinab, dem Flußbette zu; die Tiere hatten Witterung bekommen und vorsichtig von Zeit zu Zeit rückwärts äugend, zogen sie auf den freien

Weideflächen entlang, so daß dem Schützen jede Deckung fehlte. Endlich aber äsen sie wieder sorglos unter einer etwas höher gelegenen Dickung. Auf weitem Umwege gelingt es uns, bei gutem Winde den Schutz dieses Gebüsches zu erreichen, aber ein ganz erstaunlicher Anblick läßt mich hier Hunger, Jagd und Wild vergessen. Baum an Baum liegen dort, dahingestreckt, wie sie einst der Orkan der Urzeit niederwarf, gewaltige Riesen des Urwalds, Zeugen einer längst vergessenen Zeit, als des Menschen Fuß noch nicht die unsichere Erdrinde trat. Zu

Versteinerte Bäume im Donde-Busch.

hartem Kiesel sind sie geworden; deutlich aber kann man die Wurzelknollen und mächtige Astaugen erkennen; ja, wer sich die Mühe machte, könnte leicht die Jahresringe zählen, um ihr Alter zu bestimmen, daß sie erreichten, ehe in geologisch-grauer Vorzeit ein gewaltig Unwetter sie entwurzelt zu Boden streckte. Nicht gesplittert sind sie gebrochen, sondern glatt wie ein gefallener Säulenschaft. Überall, wo der fahlgelbe weiche Sandstein freigespült ist, lagern sie Stamm an Stamm in gewaltiger Länge und mächtigem Umfang, ein ganzer Urwald in Stein, der die Gedanken fortlockt von der Gegenwart und sie über Jahrhunderttausende hinschweifen läßt bis in die Jugendzeiten unseres Erdballs.

Achtlos sind meine schwarzen Begleiter daran vorbeigegangen, und auch dem alten Mehemed bin Chalif haben diese Trümmer noch nie Kopfzerbrechen gemacht. Als ich ihn darum frage, blickt er erstaunt auf den neugierigen Fremden, der alles erfahren möchte. „Allah ist groß, er wird es wissen, warum die alten Bäume dort liegen."

Südlich des Mlembukuru kommen wir in den Bezirk Lindi. P. Cyrillus Wehrmeister[23]) besuchte von der Stadt Lindi, dem südlichsten Hafen Deutsch-Ostafrikas aus, die in diesem Bezirk belegenen Stationen der Benediktiner Missionsgesellschaft St. Ottilien, Nyangao und Lukuledi und deren Filialen.

Von Nakadi steigt der Weg wiederum; gleich hinter Nakadi auf der Höhe befindet sich wieder herrlicher Baumwuchs, der sich allmählich verliert und in verlassene Schamben mit wildem Gestrüpp, reißenden Dornen und niedrigen Bäumen übergeht. Dann kommt eine öde Steppe, ein Brachfeld, hoch schlägt über uns das Gras zusammen, wir

sehen nicht vorwärts und nicht rückwärts, bis wir eine Schamba erreichen, die wir durchreiten, um dann wieder auf kurze Zeit von einem Pori aufgenommen zu werden.

Mit dem Verlassen des Pori enthüllt sich uns ein Bild, das äußerst interessant die Entwicklung einer Schamba vor Augen führt. Wohl eine Viertelstunde weit erstreckt sich eine Ödung von Busch umsäumt. Im Hintergrund tauchen zwei Hütten auf: genügt, um durch einen lodernden Brand das Pori zu räumen und zugleich die neue Schamba zu düngen. Mächtige Baumriesen, die aber von der brennenden Rinde von unten bis oben schwarz gefärbt sind, geben in ihrer starren Kahlheit dem ganzen Bilde etwas Düsteres und lassen fast das wenige Grün, das unten hervorsprießt, verschwinden. Der Wert des Holzes wird vom Neger ebenso gering angeschlagen wie der Wert der Zeit,

Dorf Chinpanga, bei Nyangao.

unsere Schule in Mpeme und die Wohnung des Lehrers. Dorthin richten sich unsere Augen, sie sehen hinweg über eine Unzahl schwarz gebrannter Baumstrunke, zwischen denen die kleinen Pflänzchen des Kautschukbaumes verschwinden. Der Neger schlägt, um eine Schamba zu erhalten, alles Gestrüpp nieder; die großen Bäume bringt er dadurch zum Verdorren, daß er über dem Boden einen halben Meter breit die Rinde entfernt. Die afrikanische Sonne hat gar bald das Chaos gedörrt und ein Funke mit beiden weiß er nichts anzufangen. Die Pfähle, mit denen er seine Hütten baut, das Bambusrohr und der Lehm, mit dem er sie verstreicht, genügen ihm; was soll er sich plagen und Bäume fällen, aus denen er doch nur mühsam ein einziges Brett dadurch herausbringt, daß er es links und rechts in vielleicht monatelanger Arbeit mit seinem kleinen Beil behackt.

Wie eine solche Nebenstation eingerichtet ist und in welcher Weise sie auf den Eingeborenen wirkt, das erfahren wir gleich-

falls von P. Wehrmeister[28]). Erfreulich ist, daß die Kinder in den dort eingerichteten Schulen in erster Linie zum Lernen angehalten werden und daß keine falsche Prüderie gegenüber ihrer meist höchst einfachen Bekleidung herrscht.

Die Schule in Kiheru ist ein einfacher Bambusbau, Lehrer ist der noch ungetaufte Sohn des Häuptlings. Ich sah unter den Kindern manche bekannte Gesichter, die ich schon auf der Station gesehen hatte; weite Wege spielen auch bei der Jugend keine Rolle, 2—3 Stunden gehen sie gerne spazieren und darum macht es ihnen wenig Schwierigkeit, in die Kirche zu kommen. Die Kinder sind aufmerksam und malen ihre Buchstaben und Ziffern auf die Schiefertafeln, so gut sie können, man kann mit ihrem Eifer zufrieden sein. Daß ihnen aber die Schule mehr Vergnügen macht als ihren europäischen Kollegen, könnte man nicht behaupten, darum auch der Jubel, wenn die Schule aus ist, besonders heute, wo der hochwürdige Herr Abt noch einige Pesa für sie übrig hat und sie spielen läßt. Die Kleidung der Kinder ist die denkbar einfachste, meist nur ein Lendentuch, doch bekleidet sie das völlig genügend; die schwarze Farbe wirkt wie ein Gewand und man hat gar nicht das Gefühl, daß die Kinder ungenügend bekleidet sind. Es ist auch ganz unnötig, ihnen mehr Kleiderbedürfnisse anzuerziehen.

Ein weniges südlich von Lukuledi, in der Nähe von Masasi, findet sich stark salzhaltiger Boden, aus dem die Eingeborenen sich auf mühevolle Weise, wie P. Wehrmeister[23]) beschreibt, Salz gewinnen. Salz ist unter den Negern eine hochgeschätzte Delikatesse; ich bin selber oft von Frauen und Kindern um solches angebettelt worden, während sie Zucker verschmähten.

Ansicht von Lukuledi.

Als wir an Ort und Stelle angekommen waren, sahen wir zwischen spärlichem Gras große kahle Stellen, die mit weiß schimmernden Kristallen bedeckt waren. Es ist salzhaltige Erde, die man mit Schneckenhäuschen abkratzt und zu Hügelchen aufhäuft. Ein darein gesteckter Zweig bezeichnet das Besitzrecht. Diese Salzerde wird dann in dreikantige Siebe geschüttet, die auf Holzgestellen ruhen und Wasser darüber ge-

gossen, wodurch das Salz ausgelaugt wird und in einen darunter stehenden Topf abläuft. Dann wird es durch Kochen zum Verdunsten gebracht und das Salz bleibt zurück. Durch Wiederholung dieser Prozedur erhält man recht schönes Salz, das schließlich in Säcke gebunden und verkauft wird. Diese Salzfelder werden zur Regenzeit von einem Bächlein überschwemmt und das Wasser sickert dann in den Boden. Wenn die Leute in der Trockenzeit Salz schaben wollen, so begießen sie den Boden mit Wasser und wenn dieses verdunstet ist, erscheinen weiße Flecken auf der begossenen Stelle.

Richten wir unsere Schritte wieder nach Westen ins Hinterland, so kommen wir nach langem Marsche durch eine Steppe nach Ungoni, dem Land der Wangoni. Auch dieser Stamm war stark an dem Aufstande des letzten Jahres beteiligt und machte, dank seiner kriegerischen Tüchtigkeit, der Schutztruppe viel zu schaffen. Hauptmann a. D. Leue[12f]) schildert uns Land und Leute. Die lange Zeit von den Aufständischen eingeschlossene größere Militärstation Songea liegt in Ungoni.

Am Nyassa entlang, auf der östlichen Seite, durch das Livingstone-Gebirge von dem See getrennt, erstreckt sich das Land Ungoni, das zurzeit wegen seiner Abgelegenheit und seiner Entfernung von der Küste für den Weltmarkt wenig in Frage kommt, das aber später, vor allem nach dem Bau der schon längst geplanten Bahnlinie Kilwa-Wiedhafen als Produktionsgebiet von Ausfuhrartikeln von hoher Bedeutung sein wird. Ich bemerke, daß die nachfolgenden Angaben über die klimatischen Verhältnisse, die Ertragsfähigkeit und Besiedlungsmöglichkeit des Landes zum größten Teil auf Mitteilungen beruhen, die ich von meinem im Bezirk Songea lebenden Freunde John Booth erhalten habe.

John Booth, den ich 1893 zu Bagamoyo als den Leiter der Vanillenplantage Kitopeni kennen gelernt habe, ist kein homo novus in kolonialen Dingen. Zehn Jahre hatte er sich schon als Pflanzer und Händler in Deutsch-Ostafrika aufgehalten, als er im Juli 1901 sich wieder dem Innern zuwandte, um sich das Nyassaland näher anzusehen. Die Gegend von Songea, dem Hauptorte von Ungoni, gefiel ihm, daß er sich daselbst, unweit der Matogoro-Berge, dauernd niederließ. John Booth befindet sich über zwei Jahre in Ungoni und hat genügend Gelegenheit gehabt, Land und Leute zu studieren. An der nötigen Erfahrung fehlt es ihm nicht, da er nicht allein das ganze ostafrikanische Schutzgebiet, von der Küste bis zu den Seen, sondern auch eine Reihe anderer Tropenländer, wie Vorderindien, Madagaskar und den Kongostaat bereist hat.

Das Land Ungoni liegt in einer Höhe von 800 bis 1200 m über dem Meeresspiegel, und zwar auf dem Hange, der von dem etwa 2000 m hohen Randgebirge des Nyassasees nach der Küste des indischen Ozeans hin sanft abfällt. Im Norden ist es begrenzt von dem Gebirgslande Mbegäre und dem Ruhudjefluss, im Süden von dem Gebirgslande Mataengo und dem Rowumastrome, im Westen von dem Nyassa-Randgebirge, und im Osten von dem sich hunderte von Kilometern weit erstreckenden, menschenarmen Pori der Wangindo-Ebene. Während Nord-Ungoni zum Quellgebiet des Ulanga-Rufidji, und Süd-Ungoni zu dem des Rowuma gehört, wird der mittlere Teil des Landes durch den Ruhuhu nach dem Nyassasee zu entwässert.

Wie schon der Name andeutet, ist Ungoni bewohnt von den Wangoni, einem ehemals räuberischen Zuluvolke, das sich auf seiner Wanderung von Süd nach Nord vor einigen Jahrzehnten hier festgesetzt hat. Unter dem Namen Wangoni sind alle Stämme dieser gefürchteten Völkerschaft, mag man sie nun Wamatschondi, Masitu, Watuta oder Magwangwara nennen, zusammengefaßt. — Zu diesem Grundelement der Bevölkerung kommen noch die Reste der unterworfenen oder verdrängten Ureinwohner, wie der Wanindi, Wayao und Wabena, die sich aber mehr oder weniger mit den Wangoni vermischt haben. Den Wangoni, die sich

heute durchaus friedlich*) verhalten, stellt John Booth kein übles Zeugnis aus. Er sagt, sie seien nicht unintelligent, ziemlich fleißig und könnten unter strenger Zucht noch einmal gute Arbeiter werden. An sonstigen Bewohnern des Landes sind noch zu erwähnen etwa 50 bis 60 Araber und einige Dutzend Europäer, welch letztere sich hauptsächlich aus Militärpersonen und Missionaren zusammensetzen. Nach dem letzten Jahresbericht gibt es in Ungoni vier Missionsstationen, zwei katholische und zwei evangelische. Die kaiserliche Militärstation ist in Songea angelegt.

Die Böden in Ungoni sind zumeist tonige, lehmige bis sandige Roterden, die dort, wo sie nicht durch Queckgräser allzu sehr verunreinigt, leicht zu bearbeiten sind. Nur in den Tälern auf alluvialem Gebiet sind sie wirklich reich. Der weitaus größte Teil ist Verwitterungsprodukt von Gneis oder Granit, beides auch vielfach ineinander übergehend. Diese Böden sind wegen der Leichtigkeit, mit der sie unter dem Einfluß von Regen mittels der schlecht geschmiedeten Negerhacke bebaut werden können, sowie wegen ihrer großen Ertragsfähigkeit in Eleusine, Matama, Mais und Hülsenfrüchten bei den Eingeborenen sehr beliebt; kein Wunder, wenn die Wangoni diesen Distrikt bevorzugten und sich gerade hier niedergelassen haben.

Trotzdem wird man gut tun, diese Böden nicht zu überschätzen. Abgesehen von den einheimischen Früchten wächst dem weißen Ansiedler nichts ohne Arbeit zu. Um wirklichen Erfolg zu haben, wird er, wie anderswo auch, eine rationelle und gründliche Kulturmethode befolgen müssen. Vor allem für den Anbau von Plantagenprodukten muß mit wenigen Ausnahmen Düngung Grundsatz werden. In bezug auf die Baumwollenkultur sind schon eingehende Versuche mit Stall-, Asche-, Kalk- und Gründünger gemacht worden. Ob gewisse, hier und da vorkommende kalihaltige Erden zu Düngungszwecken verwendet werden können, wird die Zukunft lehren.

Ungoni ist ein Land mit langer Trockenheit. Die Regenzeit dauert 3 bis 5 Monate. Es fehlt jedoch nicht an Wasser. Überall trifft man auf Ströme, Bäche und Rinnsale, die sich vom Hochgebirge herab auf das Plateau ergießen. Was das Klima anbelangt, so ist das eigentliche Ungoni recht sonnig, wird aber durch die regelmäßig wehenden Winde erfrischt. So kühl, wie die nördlich gelegenen Bergländer von Mbegäre, Upangua und Ukinga ist es allerdings nicht. Nichtsdestoweniger läßt sich für den Weißen in Ungoni trefflich leben, und dabei ein gut Teil praktischer Arbeit, wie pflügen und ackern, leisten. Bis jetzt sind die dortigen Gesundheitsverhältnisse für alle Europäer, die nicht von schwacher Konstitution sind oder ausschweifend leben, verhältnismäßig günstige zu nennen. Einige leicht fieberhafte Zustände abgerechnet, wie sie Körpern, die früher stark an Malaria gelitten, eigen zu sein pflegen, hat sich z. B. John Booth stets einer guten Gesundheit zu erfreuen gehabt.

An Feld- und Gartenfrüchten gedeihen gut in Ungoni Reis, Mais, Weizen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Eleusine, Matama, Sesam, Erdnüsse und Voandzeia, sowie die meisten europäischen und einheimischen Gemüse. Für Garten- und Obstkultur ist, was allerdings nicht unschwer zu bewerkstelligen sein würde, der langen Trockenzeit wegen, Bewässerung erforderlich.

In bezug auf den Anbau von Kulturpflanzen sind bisher Versuche mit amerikanischer und ägyptischer Baumwolle, sowie mit Ceara-Kautschuk (Manihot glaziovii) gemacht worden, und es steht nach den bisherigen Ergebnissen zu erwarten, daß diese Produkte bei späterem Plantagenbetriebe allen Anforderungen des Weltmarktes entsprechen werden.

Die Arbeiterverhältnisse sind leidlich günstig. Der Lohnsatz ist 3 Rup. = 4,20 Mk.

*) 1904 geschrieben. D. Hrsgbr.

pro Mann und Monat. Der Bau einer Bahn würde allerdings wohl die Löhne steigern und die Eingeborenen durch reichlicheren Verdienst unabhängiger machen, andererseits aber auch Wanguana, Wanyamuesi und sonstige fremde Arbeiter ins Land ziehen. Bis auf weiteres sind zu oben angeführtem Lohnsatze für die Europäer auf der Kaiserlichen Station Songea Steuerarbeiter erhältlich, d. h. Leute, die ihre Steuern lieber abarbeiten, als sie in bar oder in Naturalien zu entrichten. Nach der Mitteilung John Booths soll man durch diese Einrichtung zu jeder Zeit die gewünschte Anzahl von Arbeitern haben können. Für Ausreißer wird Ersatz gestellt. Es wird also an Arbeitern kein Mangel sein, so lange das Institut der Hüttensteuer bestehen bleibt. Die Missionen, die sich Arbeiter und Arbeiterinnen selbst verschaffen, haben ihre Leute zum Teil noch billiger, können sie aber dafür nicht zu den Leistungen heranziehen, die ein Pflanzer oder Ansiedler von ihnen fordern muß.

Wenngleich die Wangoni einigermaßen Viehwirtschaft betreiben, so kann der Bezirk Songea in dieser Beziehung doch nicht mit seinem Nachbarbezirke Langenburg konkurrieren. Gibt es in Konde und Umgegend etwa 80 000 Haupt Rinder, so hat Ungoni nur 5000 bis 6000 Stück aufzuweisen. Wie es scheint, hat sich das Land, das früher einen großen Viehbestand gehabt haben soll, von den Folgen der Rinderpest noch immer nicht erholt. Es steht aber nichts im Wege, daß bei richtiger Ausfuhr- und Erhaltungspolitik auch hier, wie überall in Deutsch-Ostafrika, die Bestände wieder zunehmen. Ochsen und Schlachtvieh möge man zu einem niedrigen Zollsatze für die Ausfuhr freigeben. Kühe aber und weibliches Jungvieh soll man im Lande behalten.

Recht übel ist John Booth auf das neue Jagdgesetz zu sprechen. Er sagt ungefähr: „Erforderlich ist es, das neue Jagdgesetz insofern abzuändern, als es gestattet sein muß, in viehreichen Gegenden das Wild, insbesondere Büffel und Elen, niederzuhalten. Alles auf einmal kann man in der Welt nicht haben. Der Büffel z. B. gehört nicht in Gegenden, wo Rindvieh gezüchtet oder auf den Straßen getrieben wird. Das neue Jagdgesetz ist nur zugunsten von Grandseigneurs, Jagdliebhabern und Vergnügungsreisenden geschaffen, bietet aber den Viehzüchtern und Ansiedlern keinen Schutz. Ob wohl einer der letzteren in London befragt worden ist? Das möchte ich bezweifeln. Allerdings haben die Engländer in Britisch-Zentralafrika, was nur im Hinblick auf ihren historischen Sportssinn zu erklären ist, noch schärfere Bestimmungen als wir. Dabei fehlt es ihnen keineswegs an Surrahkrankheit im Lande; und sie sind selbst überzeugt, daß Büffel und Elen die Träger der Tsetse sind und diese Landplage verbreiten. Büffel, Elen, Zebra 2c. mögen sich ja in Zukunft als sehr schätzbare Tiere erweisen. Vorläufig aber nützen sie uns herzlich wenig und, man sollte sich darauf beschränken, sie in Reservaten zu halten."

Das Großvieh unterliegt in Ungoni keiner Seuche, wohl aber einigen lokal auftretenden Krankheiten, wie z. B. einer Augenkrankheit. Texasfieber scheint nicht im Lande zu sein; Zecken gibt es zwar, aber wohl nicht den Krankheitsstoff. Die Vermehrung ist eine leidlich gute. Im allgemeinen geben die Kühe wenig Milch; diejenigen, die milchreicher sind und ihre Kälber glatt hochbringen, gehen sehr lange mit dem Kalbe, bevor sie den Bullen wieder annehmen. Durchschnittlich kalben die Kühe in Zwischenräumen von 13 bis 16 Monaten. Die Rasse ist klein und Aufbesserung wäre sehr erwünscht. Bessere Zugochsen könnte man vielleicht durch Kreuzung mit dem indischen Zeburinde, das die schnellen Karrenochsen liefert, erreichen. Zu erstreben wäre ein größeres Gewicht und ein schnellerer Schritt.

Was die Weide anbelangt, so ist der Graswuchs im eigentlichen Ungoni das ganze Jahr über nicht gleichmäßig vorhanden. Im Juli und August trocknet das Gras ein, und das Vieh graft alsdann in kleineren Herden an den Flüssen, Bächen und Rinn-

salen. Große zusammenhängende Weideflächen gibt es überhaupt nicht viel. Am besten gedeiht das Vieh in der Karubildung des Landes, wo in der Nähe größerer Gewässer (Ruhuhu, Lutukira, Mhanga 2c.), auch in der trockenen Zeit geeignete Gräser wachsen. Auch kommt dort Salz vor, und zudem liebt das Vieh die Wärme. In den Hochländern ist der Graswuchs ein gleichmäßigerer. Kälte und Nässe aber gebieten dort, das Vieh besser zu halten und aufzustallen. Das Vieh in größeren Massen auf die Weide zu schicken, empfiehlt sich nicht, da es sich weniger gut nährt, infolge des Umstandes, daß es sich gegenseitig das Gras wegtritt und verdirbt. Booth selbst hat eine Herde von 45 Kühen nebst Zuchtbullen, 40 Haupt Färsen und Kälbern, und 70 Ochsen. Von den letzteren hat er 20 Stück zum Pflügen eingebrochen. Der Viehdünger wird in der Pflanzung verwertet. In der Trockenzeit steht das Vieh in offenen Kraals, in der Regenzeit unter primitiven Schuppen. Alle Gebäude, Ställe und Hütten sind, so billig wie möglich, aus Holz und Lehm mit Grasdeckung errichtet. Das Wohnhaus kostet nur 25 Rup. Es ist allerdings von kleinster Art und besteht eigentlich nur aus einem Schlafgemach mit Veranda, wobei die letztere bis zu einem gewissen Grade das Wohnzimmer ersetzt. Bauholz ist allenthalben in Menge vorhanden und umsonst zu haben; allerdings nur Rundhölzer. Starke Stämme, aus denen man Träger und Bretter schneiden kann, sind infolge des Wildfeuers und des Raubbaues der Eingeborenen dagegen seltener.

Seine Rinderherde hat John Booth größtenteils zu billigem Preise aus dem Steuervieh der Station Songea angekauft, was insofern seine Schattenseiten hatte, als er dadurch viel untaugliches Material erhielt. Sucht doch naturgemäß der Eingeborene mit dem Steuervieh alles abzuschieben, was alt, fehlerhaft oder irgendwie minderwertig ist. Im allgemeinen trennt er sich höchst ungern von seinem Vieh. So hat es ziemlich lange gedauert, bis Booth eine Herde guter junger Kühe in seinem Besitz hatte. Dessenungeachtet meint er, daß es keine sonderlichen Schwierigkeiten machen würde, eine größere Herde zu angemessenen Preisen zusammenzubringen; zumal, wenn man sich in den benachbarten viehreicheren Landschaften danach umtäte. Die Preise im Lande seien ziemlich schwankend. Für eine Kuh würden in Songea 30 Rup., für eine Milchkuh mit Saugkalb 35 bis 40 Rup., und für einen Ochsen 15 bis 20 Rup. gezahlt. Das sei aber kein Maßstab, da dies Fancypreise seien.

Weil das Treiben von Rindern über weite Strecken wegen der damit für das Vieh verbundenen Gefahren (Klimawechsel, Flußübergänge, schlechte bzw. ungewohnte Weide, Salzmangel und die Seuchen der Küstenniederungen, Surrah- und Texasfieber) höchst gewagt ist, so ist in Ungoni der Absatz für Erzeugnisse der Viehwirtschaft sehr gering. Nur ein ehemaliger Askari treibt mit wechselndem Glück Viehhandel nach Lindi. Hierzu kommt, daß in Kilwa und Lindi der Bedarf an Schlachtvieh nur gering ist, da die Schiffe sich in Sansibar oder in Daressalam verproviantieren. Mit anderen Märkten, als den oben genannten Küstenplätzen, steht aber Songea in keiner Verbindung, so daß es tatsächlich jedes eigentlichen Absatzgebietes ermangelt.

Schafe und Ziegen, von denen sich jeder Eingeborene eine kleine Herde hält, sind so zahlreich und billig im Lande, daß sich ihre Zucht für den Europäer nicht lohnt; es sei denn für den eigenen Verbrauch. Die Herstellung einer Bahnverbindung mit der Küste würde auch hierin Wandel schaffen. Vor allem würde es sich alsdann lohnen, junge Böcke zu verschneiden und aufzufüttern, da dergleichen Tiere (maksai) am Indischen Ozean überall gut bezahlt werden. Allerdings würde man mit einem starken Eingeborenen-Wettbewerb zu rechnen haben. Eine weitere Schwierigkeit ist noch, daß das Kleinvieh für Seuchen sehr empfindlich ist, und es sich nicht empfiehlt, größere Herden zu halten. Kleine Herden aber gewähren

nur geringen Nutzen. Von den in Ungoni befindlichen Schafen und Ziegen stammen die besten vom Gestade des Nyassasees, die schwächsten aus den Bergen.

Auch Federvieh, in erster Linie Hühner, gibt es in so ungezählten Mengen im Lande, daß es für den Europäer zwecklos wäre, sich mit ihrer Zucht zu befassen. Es könnte höchstens der eigene Bedarf in Frage kommen.

Der Handel liegt wegen des Mangels an Verkehrsmitteln in Ungoni gänzlich darnieder. Wachs, Kautschuk und Elfenbein sind, wie überall in Deutsch-Ostafrika, die einzigen Artikel, die den Transport zur Küste vertragen. Diese Handelsartikel sind aber doch nur recht spärlich vorhanden. Ab und zu schickt auch wohl ein unternehmender Händler einige Lasten Reis nach dem Donde-Gebiet. Der Reis gedeiht übrigens in Ungoni ausgezeichnet und könnte ein um so besserer Ausfuhrartikel werden, als die Wangoni sich allmählich an seine Kultur gewöhnen. Alles andere lohnt zurzeit den Transport nicht. Wie soll da das Land zu einem blühenden Handel und der Eingeborene zu Gelde kommen! Da der Nyassahandel jetzt auch nur flau geht, so gibt es nicht einmal genügende Durchfrachten, so daß die Wangoni an Trägerlöhnen weniger verdienen, als sie möchten. Das Wenige aber, das sie noch an Trägerlohn einnehmen, geht zumeist als Steuer in die Stationskasse, von dort als Löhnung an die Soldaten, und schließlich — nicht etwa ins Land, sondern wieder zurück in die Stationskasse, da die Soldaten den größten Teil ihrer Bedürfnisse von der Station entnehmen. Ist doch die Station infolge der Hüttensteuer, die hauptsächlich in Mehl, Reis und Vieh geleistet wird, der erste Verkäufer im Lande und damit zugleich der größte Konkurrent des weißen Mannes. Unter den heutigen Verhältnissen jedoch, wo die Steuerzahler noch nicht über bares Geld verfügen, ist dies nicht zu ändern.

Wenngleich das Gouvernement schon seit langem bemüht ist, die Geldwährung im Innern einzuführen, dient doch der Bombay-Gamti (Baumwollenzeug) noch allgemein als Zahlmittel; und zwar gilt in Ungoni, ebenso wie in Tabora, das Doti = 2 Upanden = 8 Mkono = 1 Silberrupie = 64 Kupferpesa, so daß also 1 Mkono (Armlänge) = 8 Pesa ist. Für einen Ansiedler, der weiter im Lande, also fern von irgendwelchen Läden sitzt, ist es nur vorteilhaft, Handel zu treiben, wenn Wachs oder Kautschuk in seinem Distrikt vorkommen, und er diese Artikel von den Eingeborenen billig eintauschen kann. Sonst ist, da der Eingeborene keine Kaufkraft hat, der Handel ganz zwecklos; und zwar um so mehr, als der Ansiedler, der selbst über Bedarf Landwirtschaft treibt, für die landwirtschaftlichen Produkte der Schwarzen weder Absatz noch Verwendung hat. Es genügt also, wenn der Weiße sich soviel an Tauschwaren im Hause hält, als nötig sind, um seine Tagesarbeiter abzulöhnen, und auf Reisen Einkäufe zu machen, da die Eingeborenen mit Kupfergeld nicht viel anzufangen wissen. Nur die Silberrupien nehmen sie gern, da sie damit ihre Steuern zahlen können.

Wie schon oben erwähnt und wie auch aus Vorstehendem ersichtlich, leidet Ungoni unter dem gänzlichen Mangel an solchen Transportmitteln, die geeignet wären, die dort liegenden Werte dem Weltmarkte zugänglich zu machen. Der Bau einer Bahn indes würde die jetzt toten Verhältnisse sofort in lebende verwandeln. Unter diesem Gesichtswinkel darf man auch die Entwicklungsmöglichkeit des Landes nur ansehen. Denn der Weg über den Schire zur Küste ist zu weit, um ernstlich in Betracht zu kommen. Und eine Straße nach Kilwa oder Lindi, auf der man mit Ochsenwagen fahren könnte, gibt es nicht, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Verkehr in den Küstenniederungen an Surrah und Texasfieber zu Schanden werden müßte. Nimmt man aber an, daß früher oder später eine Bahnlinie Kilwa-Wiedhafen gebaut wird, so ist man, da ja Bahnfrachten bei

festem Tarife eine sichere Berechnung gestatten, völlig in der Lage, den Wert des Landes abzuschätzen. Und man darf unter solchen Voraussetzungen getrost behaupten, daß Ungoni auf Grund seiner Ertragsfähigkeit in Reis, Mais, Baumwolle, Sesam, Erdnüssen und anderen Erzeugnissen, die auf dem Weltmarkte begehrt sind und gute Preise erzielen, ein aussichtsreiches Land ist. Werden infolge der Entfernung von der Küste auch bei Bahnbeförderung die Transportspesen immerhin recht hohe bleiben, so sind doch Land, Löhne und Leben in Ungoni so billig, daß sich die Erzeugung von Massenartikeln unter allen Umständen als einträglich erweisen wird. Den schlagendsten Beweis hierfür liefert das viel weiter von der Küste entfernt liegende Muanza, von wo über den Viktoriasee und die Ugandabahn mit Vorteil Baumwolle und Erdnüsse ausgeführt werden. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß das kolonial-wirtschaftliche Komitee schon jetzt in Ungoni eingehende Versuche mit ägyptischer und amerikanischer Baumwolle machen läßt; und es wäre zu wünschen, daß sich diese Versuche auch auf andere, einen Ertrag versprechende Ausfuhr-Erzeugnisse erstrecken möchten.

Steht auch, wie wir gesehen haben, einer Besiedlung Ungonis durch Weiße in bezug auf die Gesundheits- und Produktionsverhältnisse des Landes, vor allem in den höher gelegenen Distrikten, grundsätzlich nichts im Wege, so möchte ich ihr doch nicht das Wort reden, so lange nicht eine bessere Verbindung mit der Küste hergestellt ist. Wenigstens müßte, falls das Bahnprojekt ins Wasser fällt, eine Straße angelegt werden, auf der man von Kilwa bis über Donde hinaus, d. h. durch die ganze Küstenniederung, mit Kraftwagen fahren und von dort bis Ungoni, also durch das seuchenfreie Gebiet, mit Ochsen trekken könnte. Ob es angängig ist, von Kilwa aus um ein billiges einen für Kraftwagen befahrbaren, etwa 300 km langen Weg herzustellen, weiß ich nicht, da ich jene Gegend nicht genau kenne. Den Ochsenwagenbetrieb aber von Songea bis Mbaragandu hält John Booth jedenfalls für leicht durchführbar, mit der Einschränkung allerdings, daß er während der Regenperiode eingestellt werden müßte. Das könnte ja aber auch ruhig geschehen.

Die Landschaft Ungoni erstreckt sich bis an das eine der großen Binnenmeere Ostafrikas, den Nyassasee und unser Hauptplatz, Wiedhafen, liegt unmittelbar am felsigen Westabfall des Ungonihochlandes. Diese Binnenmeere sind ungeheure Süßwasserseen. Der Nyassa ist reich an größeren und kleineren Inseln, die Kapitän M. Prager[18a]) beschreibt und auf denen eine Fischerbevölkerung lebt. Sein Ausfluß nach Süden ist der Schire, ein Nebenfluß des Sambesi; auf beiden Strömen verkehren Dampfer, die den See in unmittelbare Verbindung mit der Küste setzen. Auch auf dem See selbst vermitteln einige Dampfer den Verkehr, darunter der deutsche „Hermann v. Wißmann". Leider ist fast der ganze, Deutschland gehörige Teil des Westufers felsig und ohne gute Häfen.

Ein weites Felsenbett von gewaltiger Ausdehnung wird durch den Nyassasee ausgefüllt, aus dessen gewaltiger Tiefe steil aufragend gigantische Gebirgsmassen das wie ein uferloses Meer erscheinende Wasserbecken umrahmen. Großartig ist die Natur, die hier in hehrer Majestät entfaltet ist, verbirgt sie doch so viel des Unbekannten, daß man versucht wird, den Schleier zu lüften, der das geheimnisvolle Walten und Schaffen verhüllt. Es reizt den Forscher, den Schöpfungen einer vorweltlichen Periode nachzuspüren. Nicht die unergründeten Tiefen des mächtigen Sees, auch nicht die senkrecht aufstrebenden Felsenwände, die sich in die Ferne verlieren, sind es, die Bewunderung und Staunen hervorrufen, sondern die durch viele Jahrtausende noch nicht verwischten Spuren einer einstigen gewaltigen Umwälzung, die dem Beobachter Rätsel auf Rätsel darbieten.

Wie reich im immergrünen Schmucke auch die steilen Höhen und die weiten Schluchten der Gebirgsmassen erscheinen, so verdeckt doch die reichgeartete Flora an vielen Orten nur

ein Trümmerfeld zermalmter Felsen. Solche Gesteinhaufen sind als die Bestandteile einer einst kompakten Gebirgsmasse anzusehen, die in grauer Vorzeit durch eine ungeheure Gewalt aufgetürmt wurden. Über und nebeneinander liegend, scheinen diese Granitmassen von Gigantenhänden umhergestreut zu sein. In späterer Zeit sind dann die abgeschliffenen, vielfach haushohen Blöcke durch die Einwirkung der heißen Sonne verwittert und man kann erkennen, wie im Laufe der Zeit der

Die Insel Lundo. (Aufnahme vom Strande aus.)

Verfall fortgeschritten ist. Auf dem verwitterten Gestein aber, in Spalten und Rissen, haben Samenkörner großer Baumarten zu ihrer Entwicklung Raum und Nährboden gefunden, und was die Strahlen der Sonne und die in Dampf verwandelte Feuchtigkeit am Gestein nicht vollbrachten, das zerbröckelte und zersprengte der Baum mit seiner Wurzelkraft. So folgt der suchende Blick den hinterlassenen Spuren einer sehr weit zurückliegenden Zeit, und was nach der heutigen geographischen Lage des zentralen Afrika als ganz unwahrscheinlich erscheint, nämlich, daß die großen Veränderungen in der ursprünglichen Gestaltung der den Nyassasee umgebenden Gebirgsmassen durch die Gewalt von in Bewegung befindlichen Eismassen hervorgebracht worden sind, wird zur Gewißheit, wenn, wofür Beweise vorliegen, in der Vorzeit eine vieltausendjährige Vergletscherung des afrikanischen Hochlandes stattgefunden hat. Beweise für diese Behauptung sind im Nyassagebiet befindliche ausgedehnte Gletscherfurchen, durch Eis abgerundete Felspartien und vom Eisstrom abgelagerte Gesteinmassen. Näheres darüber „der Nyassasee", deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien 1904, Heft V und VII. Desgleichen zeigen die Inseln im Nyassasee, die zum Teil als isolierte Bergkegel aus großer Tiefe aufragen, daß der Aufbau ihrer Oberfläche aus übereinander getürmten Felsmassen besteht. Eine Veranschaulichung dieser Tatsache zeigen die beigegebenen, von mir aufgenommenen Photographien und Handzeichnungen. Von den wenigen im Nyassasee befindlichen Inseln sind alle, mit Ausnahme

der Insel Kissimulu, 12° 5′ südlicher Breite, dem festen Lande vorgelagert und sind teils als Überreste einstiger kompakter Gebirgsmassen, teils als abgeschobene Bergkegel anzusehen. Das letztere bezieht sich auf solche Inseln, die nur eine geringere Ausdehnung haben und infolge ihrer Beschaffenheit unbewohnbar sind; sie dienen höchstens den Fischern zum flüchtigen Aufenthalt oder Flüchtigen als ein kümmerliches Asyl. Von einiger Bedeutung sind im südlichen Teil des Nyassasees nur die Elefanteninsel, der großen Halbinsel Livingstonia vorgelagert, die Malereinseln und die eigentümlich geformte Bentjeinsel auf 13° 50′ südlicher Breite. Der Hauptteil dieser letztgenannten Insel besteht aus einem etwa 500 Fuß hohen, völlig kahlen, abgerundeten Bergkegel. Die Felsenkuppe scheint wie abrasiert; auf dem kahlen Gestein haben kaum die niedrigen Pflanzenarten Fuß fassen können und nur am Fuße des Kegels haben verkrüppelte Bäume und Sträucher ein kümmerliches Fortkommen gefunden. Auch die in der Richtung Südost dicht am Felskegel liegenden kaum 100 Fuß hohen Gesteinsmassen, durch schmale Passagen von einander getrennt, bieten ein ebenso trostloses Bild. Zwar hat sich auf dem verwitterten Gestein eine vielartige Flora entfaltet, die aber schmucklos vegetiert, selbst über das niedrige Gesträuch hinwegragende Bäume erscheinen wie abgestorben. Von weitem gesehen gewinnt es den Anschein, als wären Fels, Bäume und Büsche mit Schnee bedeckt; eine eintönige Winterlandschaft ohne Schmuck und Reiz. Der Grund dafür ist, daß hier tausend Vögel, als Kormorane, Fischadler, Pelikane, wilde Gänse und Enten ihre Heim- und Brutstätten aufgeschlagen haben, deren Exkremente Gestein und Pflanzen mit einer weißen Guanoschicht überdeckt haben. Die hier friedlich nebeneinander hausenden Vogelarten stört selten der Mensch; kein Geräusch als das kreischende Geschrei der Vögel ist zu vernehmen und nur in der Stille der Nacht zu Zeiten das Brausen der Wogen, die vom starken Winde getrieben an dem Felsengestade sich brechen.

Weiter nördlich auf 12° 7′ südlicher Breite liegt die größte Insel im Nyassasee „Likoma" und etwa 12 Seemeilen westlich von dieser die an Umfang etwas kleinere Insel „Kissimulu". Nähert man sich der Insel „Likoma", gleichviel aus welcher Richtung, so bietet sich dem erstaunten Blick ein eigenartiges Bild dar. Überall ragen zwar nicht hohe aber desto zerrissenere Felsenmassen aus der Tiefe des Sees auf, bestreut mit Steingeröll und kegelförmige Hügel, deren Kuppen abgerundet sind, lassen die Insel selbst und alle nahe dieser isoliert liegenden Felsenkuppen wie ein ungeheures Trümmerfeld erscheinen. Auch hier haben dahingegangene Jahrtausende wenig Veränderung in der Lage der Gesteinmassen hervorgebracht, höchstens das eine, daß, begünstigt durch reichlichen Regen, die Vegetation im zerbröckelten Gestein hat Fuß fassen können, und mächtige, jahrtausende alte Baobobbäume, nahe dem Strand im gelockerten Geröll erwachsen, stehen vereinzelt auf der Insel als Zeugen der Vergangenheit. Auch die Menschenhand hat wenig an dem Urzustand zu ändern vermocht und nur in günstig gelegenen Orten ist mit großer Mühe dem steinigen Boden ein kümmerliches Stück Ackerland abgerungen worden; es mußte sogar mangelnder Humus vom Festlande herübergeholt werden, um den Nährpflanzen ein Fortkommen zu ermöglichen. Daher können auch die verhältnismäßig zahlreichen Bewohner der Insel Likoma, etwa 2500 Seelen, nicht ausreichende Nährmittel erzielen; außer Erdwurzeln, einigen Baumfrüchten, Fischen und Ziegen müssen sie sich weitere Bedürfnisse von dem gegenüberliegenden Festland beschaffen.

Ähnlich wie Likoma ist die Insel Kissimulu gestaltet; auch diese besteht aus übereinander getürmten Granitmassen. Während die südliche Hälfte ein ödes Trümmerfeld ist, besteht die nördlichste Hälfte aus einem mächtigen Bergkegel, der im Schmucke reicher Vegetation hoch in die Lüfte ragt. Die besseren Bodenverhältnisse am Fuße des Berges bieten zahlreichen Ansiedlern eine auskömmliche

Existenz und mancher idyllisch gelegene Ort könnte selbst den Europäer verlocken, hier eine bleibende Stätte aufzuschlagen. Und man versteht es, wie die Missionare in solcher Umgebung zufrieden, selbst glücklich sein können.

Etwa 36 Seemeilen nördlich von Likoma, schon auf deutschem Gebiet, liegt, nur durch einen zwei Seemeilen breiten sehr tiefen Kanal vom hohen Festlande getrennt, die Steininsel „Nuangwe" auf 11° 28′ südlicher Breite und sechs Seemeilen nordnordwestlich davon die Insel „Lundo". Beide Inseln sind nur ein ungeheurer Steinhaufen von etwa einer halben deutschen Quadratmeile Flächenraum. Denselben Anblick wie die Insel Lundo gewährt auch die Insel Nuangwe mit der alleinigen Ausnahme, daß die Felsenwände der letzteren steiler aus der Tiefe des Sees aufragen. Überhaupt ist die ganze Küstenstrecke von der Insel Lundo an bis 11° 8′ südlicher Breite bis auf 5 Seemeilen vom Ufer ab mit zahlreichen Felstrümmern besät, von denen die Mehlsäcke, der Schloßstein, die Pragerinsel und Rocks, vom früheren Gouverneur Dr. von Wißmann so benannt, besondere Erwähnung verdienen. Die genannten Inseln sind trotz ihrer öden, trostlosen Beschaffenheit doch von einigen Stammesangehörigen der Wampotto bewohnt; diese Leute, ausschließlich Fischer, führen hier das einfachste Leben. Sie sind darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt allein aus dem Umtausch der oft recht mühselig gefangenen Fische zu bestreiten. Die

Dampfer „Hermann von Wißmann" auf dem Nyassasee.

wichtigste Insel im Nyassasee ist, soweit deutsche Interessen in Frage kommen, „Neu-Helgoland", auf 11° 5′ südlicher Breite. Diese Insel, gleich den bereits erwähnten, besteht auch nur aus einem Haufen übereinander geschichteter Granitblöcke; sie wurde von Herrn Major Dr. von Wißmann auf meinen Vorschlag hin so benannt, weil auf der ersten Entdeckungsfahrt des Dampfers „Hermann von Wißmann" die Eingeborenen keinen Namen für die uns unbekannte Insel anzugeben vermochten. Wertvoll ist diese Insel auch dadurch, weil sie ganz nahe dem

festen Lande gelegen, den wenigen Bewohnern es ermöglicht, leichten und bequemen Verkehr mit den Festlandbewohnern zu unterhalten. Es war daher auch leicht, hier eine größere Holzstation anzulegen, deren Errichtung für den deutschen Dampfer um so wertvoller war, als die stets gegen guten Verdienst willigen Eingeborenen einen Vorrat von Feuerungsmaterial beschafften. Außerdem befindet sich an der Nordseite dieser Insel ein guter geschützter Ankerplatz, den besten, den ich nahe den Ufern des Nyassasees gefunden habe.

Hiermit wären in kurzen Umrissen die Inseln im Nyassasee gekennzeichnet und nur noch zu erwähnen, daß sich im heutigen Bette des Nyassasees Vorgänge abgespielt haben müssen, die so lange als unerwiesen gelten, bis nicht die Tiefen- und Seitenumrisse des Sees durch Tieflotungen festgestellt sind. Welch ein Gegensatz aber vorhanden ist zwischen den bewaldeten Höhen, die den Nyassasee umgeben, und den öden Felseninseln im See, das sollte durch die kurze Schilderung und das beigegebene Bild nachgewiesen werden.

Ein ernstes Erlebnis aus alter Zeit auf dem Nyassa erzählt derselbe Kapitän Prager[18b]).

Achtunggebietend und gegen jeden Feind gerüstet, durchzog vor zehn Jahren der deutsche Dampfer „Hermann von Wißmann" die Fluten des Nyassasees. Bald war dieses Schiff für die Sklavenhändler ein gefürchteter Gegner, die erst dann ihre Menschenwaren in das portugiesische Gebiet in Sicherheit bringen konnten, wenn sie wußten, daß der „Hermann von Wißmann" fern im Norden oder Süden des gewaltigen Sees weilen mußte. Wohl gelang es mir, gelegentlich eine Sklavendhau aufzutreiben, dann aber suchten die vorsichtigen Araber ihr Fahrzeug in unzugängliche Kreeks unterzubringen, oder die englische Flagge schützte sie vor Wegnahme und Zerstörung. So war denn Kampf und Streit im weiten Nyassagebiet eine Notwendigkeit, die auch uns Deutsche zwang, unser auf fremdem Gebiet gelegenes Eigentum zu schützen, zumal die englische Macht bei weitem nicht ausreichend war, räuberische Überfälle abzuwehren. Es war namentlich die im Süden des Nyassasees im unzugänglichen Gebirge wohnende Bevölkerung unter den unbotmäßigen Häuptlingen Kassembe und Makangila, welche im Einvernehmen mit den Mpondaleuten immer wieder nächtliche Streifzüge unternahm, die erst unterblieben, als die Engländer stark genug waren, mit den genannten Häuptlingen ernstliche Abrechnung zu halten und ihre Unterwürfigkeit zu erzwingen. Schon im November 1893 sah ich mich genötigt, zum Schutze der deutschen Station am Südufer des Sees (10 Minuten vom Fort Johnston) eine Anzahl angeworbener Atonga bewaffnet zurückzulassen, weil kurz vorher auf die nebenliegende englische Handelsstation und auf das unbeschützte deutsche Eigentum ein Überfall gewagt worden war.

Auf der nächsten Reise von Langenburg nach dem Süden des Sees traf ich unterhalb der Missionsstation Bandawe den kleinen englischen Dampfer „Ilala" (das ehemalige Expeditionsschiff des berühmten Forschers Livingstone) hülflos an; ich befreite den Führer und seine Mannschaft aus der recht unangenehmen Lage, indem ich versprach, das manöverierunfähige Fahrzeug nach Fort Johnston zu schleppen. Die durch die Hülfeleistung entstandene Verzögerung ließ den „Hermann von Wißmann" erst am 24. Dezember am Bestimmungsort eintreffen, und so fand ich denn am Nachmittage dieses Tages auf der englischen Handelsstation alles zu einer Weihnachtsfeier vorbereitet, an der teilzunehmen der Führer der „Ilala" und ich freundlichst eingeladen wurden. Nach Beendigung des Festessens, das, den afrikanischen Verhältnissen entsprechend, aus gebratenem Hühner- und Ziegenfleisch bestand, entschloß ich mich, an Bord meines Schiffes zurückzukehren; denn ich gedachte, mit meiner Mannschaft das Weihnachtsfest nach sinniger deutscher Art zu feiern, wozu ich durch Ausschmückung der Kommandobrücke und Herstellung eines provisorischen

Weihnachtsbaumes die nötigen Vorbereitungen hatte treffen lassen. Das Anerbieten der freundlichen Wirte, ihre Gastfreundschaft doch anzunehmen und im kleinen Kreise froher Menschen zu verweilen, die im Herzen Afrikas sich so selten wiederfinden, mußte ich aus so triftigen Gründen dankend ablehnen; hätte ich freilich geahnt, wie sehr die beiden isoliert gelegenen Stationen in der kommenden Nacht gefährdet sein würden, dann hätte die Pflicht mir geboten, zu bleiben und die deutsche Station zu schützen. Selbst die Engländer wiegten sich in völliger Sicherheit ein, weil seit dem letzten wochenlang zurückliegenden feindlichen Versuch, die Stationen zu gefährden, die Ruhe nicht gestört worden war. Man hatte es als ausreichend angesehen, daß durch kleine Patrouillen von Fort Johnston aus das mit Busch und Wald bestandene Terrain gelegentlich abgesucht wurde. So fuhr ich denn in früher Abendstunde zum Schiff zurück, das ich Mühe hatte, in der früh hereinbrechenden Dunkelheit und dem zum Ausbruch gekommenen Gewittersturm mit geöffneten Himmelsschleusen aufzufinden. Rasch, wie sie gekommen, waren die elementaren Gewalten auch vorübergezogen, und bald glänzte am Himmelsdom das Sternfeuer in hehrster Pracht, ein Sinnbild zu der Feier und dem Lichterglanz an Bord des „Hermann von Wißmann".

Auf andere Weise feierten am Lande die frohgestimmten Engländer ihr Christmas (Weihnachten); sie erhöhten die Festlichkeit durch geistige Getränke und suchten erst lange nach Mitternacht ihre getrennt gelegenen Ruhestätten auf, ahnungslos, daß ein wachsamer Feind nur zu bald die Todesboten senden würde, die sie alle aus festem, traumlosen Schlaf aufrütteln sollten. Die Sicherheit der Station war der zweifelhaften Zuverlässigkeit zweier bewaffneter Wachtposten anvertraut worden, die indes mit dem Feinde im Einvernehmen gewesen sein mußten. Entweder hatte die ganze schwarze Mannschaft auf der Station Verrat geübt, oder sie war durch Drohungen so eingeschüchtert worden, daß keiner es gewagt hatte, die Europäer zu warnen. So konnte der Überfall denn ungehindert zur Ausführung kommen, durch Verrat oder Zwang war den Feinden sogar genau die Stelle bezeichnet worden, wo die Europäer schliefen. Wie auf Kommando wurde das Gewehrfeuer eröffnet, prasselnd durchschlugen die Kugeln die leichten Blechwände des Waren- und Wohnhauses und gruben sich in die Lagerstätten der erschreckt aufspringenden Europäer ein. Wie durch ein Wunder entgingen die Engländer den tödlichen Geschossen, und nur der Unentschlossenheit des Feindes, der nicht einheitlich den Sturm auf die Gebäude unternahm, verdankten sie ihre Rettung. Auch mißlang der Plan, gleichzeitig die Grasdächer in Flammen aufgehen zu lassen, weil der schwere Gewitterregen sie zu sehr durchfeuchtet hatte; sonst hätten die Engländer doch schließlich sich den feindlichen Geschossen preisgeben müssen und wären der Übermacht erlegen. Ungerächt aber wären sie nicht geblieben. Durch die ersten Schüsse war schon die Besatzung der deutschen Station lebendig gemacht, schnell waren die Sandwälle besetzt, und unter Führung des Suaheli Hamissi feuerten die eingeübten Atonga Salven in die Reihen der erschreckten Feinde. Der Plan der Raubgesellen war durch das Eingreifen der deutschen Besatzung vereitelt, sie wandten sich zur Flucht, verfolgt durch die Engländer und Atongas. Auch die Besatzung des Fort Johnston war durch die Gewehrschüsse alarmiert worden, die nun schnell zum Schutze der Stationen herbeieilte, sich jedoch auch darauf beschränken mußte, den durch dichtes Gebüsch geschützten Feind am Wiedererscheinen zu hindern. So war die frohe Weihnachtsfreude durch ernsten Kampf getrübt worden, der sicher für die Engländer einen schlimmen Ausgang genommen hätte, wenn nicht die kleine deutsche Besatzung entschlossen eingegriffen und die glückliche Wendung herbeigeführt hätte. Von den Vorgängen in dieser Nacht hatten wir an Bord des H. v. Wißmann der großen

Entfernung wegen nichts vernommen; aber schon in früher Morgenstunde des ersten Weihnachtstages brachten Eilboten die Kunde zu mir, mit dem gleichzeitigen Ersuchen, ich möchte die geplanten Operationen gegen die feindlichen Horden in der Weise unterstützen, daß eine längs dem Südufer des Sees vordringende Kolonne unter dem Schutze des Schnellfeuergeschützes des H. von Wißmann einen Vorstoß unternehmen könne. In diesem Sinne traf ich dann auch die nötigen Vorkehrungen. Der Anweisung gemäß sollten der erste und zweite Maschinist des H. v. Wißmann, Herr Spenker und Herr Engelke, die Bedienung des Geschützes übernehmen, während ich mit einer bewaffneten Bootsbesatzung am Lande die Kolonne verstärken und die Führung der deutschen Abteilung übernehmen wollte. Begreiflicherweise fand ich auf den Stationen noch alle in einer ungewöhnlichen Aufregung, konnte jedoch der Freude über die glückliche Rettung der Europäer Ausdruck geben; denn sie waren in der Tat einer großen Gefahr ausgesetzt gewesen.

Noch im Schutze der Morgennebel, die über die weite Wildnis lagerten, wurde in zwei Kolonnen der Vormarsch angetreten; jedoch nirgends zeigte sich der Feind. Nur in dem aufgegebenen und demolierten deutschen Fort „Maquire", der ersten deutschen Station am Nyassa-See, schien eine Abteilung gerastet zu haben, die auch wohl vor kurzem erst abgerückt war, nachdem einige Granaten vom „H. v. Wißmann" etwas zudringlich geworden waren. Der Streifzug verlief nutzlos, der Feind floh den sicheren Bergen zu, bis wohin wir wenigen Europäer mit unsern doch unzuverlässigen Leuten vernünftigerweise nicht folgen konnten.

Ein Jahrzehnt ist seit jener Weihnachtsnacht hingegangen; nach heißem Ringen und völliger Unterwerfung kam auch für die Stämme am Nyassa-See die Zeit des Friedens, und stetig schreitet die Gesittung und Kultur zum Segen der Bevölkerung vorwärts. Von allen Richtungen eilt das Dampfroß zum Herzen Afrikas, dem gewaltigen zukunftreichen Seegebiet; immer neue Wege werden für diesen Boten der Kultur von den Kolonialmächten geplant und erschlossen. Nur wir Deutsche legen bedächtig die Hände in den Schoß, als wäre das große deutsche Gebiet nicht eines solchen Aufwandes wert, und als wollten wir nicht teilnehmen am Wettlauf um die reichen Schätze Afrikas! Möchte nun endlich die Hoffnung der kolonial gesinnten Bevölkerung Deutschland in Erfüllung gehen, daß endlich einmal nach so langem Harren mit dem Bau der Bahn in das Innere Deutsch-Ostafrikas der Anfang gemacht werde. Nicht länger sollte sich die deutsche Volksvertretung solcher gebietenden Notwendigkeit gegenüber verschlossen halten. Der Siegesschritt deutscher Kultur über die weite Erde sollte ein Ansporn sein zur Entschlossenheit, zum Handeln, damit nicht deutsche Länder über See vernachlässigte Stiefkinder bleiben. Es wäre eine schöne Weihnachtsgabe, die dankbar noch der späte Enkel preisen würde! Die Arbeit fleißiger Hände fände ihren Lohn, und auf deutscher Erde in Afrika brauchte der Pionier dann nicht mehr um Hof und Haus zu bangen. — Die Kultur bringt schließlich doch den Frieden!

Östlich vom Nordteil des Nyassa, jenseits der Kette des Livingstonegebirges lebt der Stamm der Pangwa. Unter ihnen hat die evangelische Mission (Berliner Missionsgesellschaft) sich niedergelassen. Missionar M. Klamroth[9]) schildert den Beginn dieser Missionsarbeit und Land und Leute. Leicht kann der Anfang nicht gewesen sein!

Ganz Pangwaland ist Bergland, eine Bergkette läuft hier neben der anderen, und in den Tälern dazwischen rauschen die Bäche und Flüsse, die von den zahlreichen Quellen der Berge gespeist werden. Dort, wo jetzt etwa in der Mitte des Landes die evangelische Missionsstation Milow liegt, schweift der Blick nach Osten bis in weite blaue Ferne über die sich allmählich immer tiefer senkenden Bergrücken hin, während im Westen einige scharf sich vom Abend-

himmel abhebende Felsberge der Livingstone-Kette dem Ganzen einen eigentümlichen Reiz verleihen.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen", so gehts dem Missionar unwillkürlich durch den Sinn, wenn er dort seinen Einzug hält. Doch bald mahnen ihn dieselben Berge daran, wenn z. B. an manchen Stellen in der Regenzeit der Reitesel nur mit Mühe hochgebracht wird, daß es auch manchen Schweißtropfen kostet, in diesem Lande der Missionsarbeit nachzugehen und die ziemlich zahlreichen Bewohner in ihren Wald- und Bambusdörfern aufzusuchen.

Wo es geht, liebt es der Pangwa, sich am Rande des Urwaldes eine kleine Lichtung zu schaffen und sich dort einzunisten. Ich habe selbst einmal fast eine Woche in einem solchen Walddorfe gehaust und muß sagen, ein romantischeres Wohnen gibt es wohl kaum. Allein der arme Wald! Ein Stamm nach dem andern muß herunter von seiner stolzen Höhe und die meisten werden zwecklos vernichtet. Die deutsche Regierung geht jetzt im Interesse des Landes scharf vor gegen diesen Waldfrevel, und das ist gut. Es würde sonst auch in dem waldreichen Pangwalande bald ähnlich aussehen wie an vielen andern Stellen unserer Kolonie.

Tritt man aus dem Walde heraus, so zeigen sich dem Blick allerorten beackerte Abhänge, grüne Weideflächen oder ausgedehnte Bambushaine, in denen der Pangwa sein Nationalgetränk, das Bambusbier, „schneidet". Frisch genossen wirkt dasselbe außerordentlich erfrischend, doch schon nach kurzer Zeit macht die schnelle Gärung dies Bier zu einem stark berauschenden Getränk. Der Pangwa aber macht es mit Hilfe seines Klimas und einer ganz besonderen Behandlung seines Bambus möglich, daß er in jedem Jahre monatelang länger zapfen kann als seine nördlichen Nachbarn. Zu manchen Zeiten kann man fast sagen: das ganze Land ist betrunken. Vom Säugling, dem die Mutter den Trank gibt, bis zum ältesten Mann, der nur noch mit Mühe zum Gelage wanken kann, wird getrunken und wieder getrunken.

In solchen Zeiten tat mir das Herz weh, wenn ich durch das Land ritt und sah die Vorbereitungen oder die Folgen solcher Gelage. Hier in dem Dorf da war eine Mutter, die ihr Kind auf den Rücken gebunden hatte, betrunken auf dasselbe gefallen — wenige Tage darauf mußte sie es begraben. In jenem Dorf hatte eine trunkene Mutter ihr Kind ins Feuer fallen lassen und kam nicht eher zur Besinnung, als bis nur noch eine Hand und die Füße und ein verbrannter Leib übrig waren. Und das ist nicht etwa aus vielen Jahren zusammengetragen, nein, in der kurzen Zeit, die ich im Lande war, ist es alles in der näheren Nachbarschaft vorgekommen.

Verrufen sind die Pangwa natürlich auch wegen ihrer Trunksucht, und Schlägereien im Rausch sind nicht selten. Im Mai 1902 wurde ein Pangwa zu mir gebracht, der sich an einer Kopfwunde, die ihm ein Genosse bei solcher Gelegenheit beigebracht, beinahe verblutet hatte. Eine Schlagader war angeschlagen, und da man bei dem dichten Wollhaar nur schwer an die Wunde herankommen konnte, gelang es erst nach vieler Mühe, das Blut zum Stehen zu bringen und notdürftig einen Verband anzulegen. Fast glaubte ich schon, es sei alles zu spät, er würde mir unter den Händen sterben, als er vom Blutverlust ohnmächtig zusammensank. Und dabei stand die alte Mutter neben mir und jammerte: „Mein Sohn! Mein Sohn! Sie haben ihn erschlagen!" — So mancher Mutter Sohn ist wohl unter den Pangwa schon auf die Art um sein Leben gekommen, aber sie haben harte Ohren und wollen nicht hören, die Trunksucht hält sie in ihren Banden nach wie vor.

Ein ganz gefährliches Instrument ist in den Händen solcher Leute das Haumesser, mit Stiel etwa über 1 m lang, die Klinge an der Spitze einwärts gekrümmt. Als Missionar hat man mehrfach Gelegenheit, Wunden, die von dieser Waffe rühren, zu

behandeln, und wenn der Kopf oder das Schienbein getroffen war, so machten sie einem oft viel Not.

Doch es ist nicht allein die Trunk- und Händelsucht, die die Pangwa gefangen hält. Raub, Diebstahl, Muafitrinken, von welch letzterem später noch besonders zu handeln sein wird, stehen gleichfalls an der Tagesordnung. Und dazu kommt noch manches anderes, über das man lieber einen dichten Schleier zieht.

Arme Leute! — So leben sie dahin in Furcht vor einander und in Furcht vor Fremden, und da sie den nicht kennen, der sie von aller Furcht freimachen kann, so greifen sie zu Amuletten und andern Zaubermitteln.

Als einst der Stationschef von Songea vorübergezogen war, steckten sie eine lange Bambusrute in den Weg und banden einen toten Maulwurf daran, um dem Manne ganz sicher das Wiederkommen zu verleiden. Gegen wilde Tiere meinen sie das Land sichern zu können, wenn sie am Wege einen Knoten in ein Grasbüschel schlagen, und, damit die Bestie das Zeichen auch ja nicht übersieht, wird ein Stück Flechtwerk an eine Bambusrute gebunden und diese daneben in die Erde gesteckt. Auch gegen Landesfeinde soll das Mittel helfen, und deswegen findet man es oft an der Grenze von Häuptlingsschaften.

An körperliche Arbeit denkt der Pangwa wenig. Die Männer brechen das Grasland um und überlassen dann alle andere Ackerei den Frauen. Und wie unangenehm ihnen schon diese Arbeit ist, zeigt sich beim Ackergruß: Mwisengule! — Lya kwima, d. h. es will nicht von der Stelle, so schallt's regelmäßig zurück. Auch beim Hausbau führen die Männer nur den sogenannten Rohbau auf aus Pfählen und Ruten und decken, wenn die Frauen das Gras herangetragen haben. Das Verschmieren der Wände mit Lehm bleibt aber wieder ganz den letzteren überlassen.

Auf Schmuck gibt der Pangwa mehr als auf Kleidung. Ein Affen- oder Ziegenfell genügt den meisten als Bedeckung, und die Frauen begnügen sich meistens auch mit einem kleinen Lendenschurz, der außerdem noch in lauter schmale Streifen zerrissen wird. Umsomehr aber wird auf Putz gegeben. Bunte Glasperlen und Muschel-Halsbänder und -Stirnbänder und dgl. sieht man sehr viel. Mit rotbrauner Farbe schmiert man sich auch gern ein, und wer es sich leisten kann, trägt auch wohl gern eine Perücke.

Mit der Reinlichkeit sieht es dagegen schlecht aus. Infolgedessen sehen Sandfloh- und andere Wunden oft recht schlimm aus. Bezeichnend ist, daß auch die Frauen mit Haumessern im Lande umherlaufen, was unsern Kondeleuten als besonders unschicklich auffiel. Doch vielleicht tragen sie das Messer auch nur deswegen, weil sie es zum Schneiden des Bambus in den Biergärten brauchen. Denn wenn es ja auch zu meiner Zeit im Lande vorkam, daß Frauen mit Feuerbränden und Kochtöpfen aufeinander losgingen, so habe ich doch nie erlebt, daß es zu einer regelrechten Schlägerei mit Haumessern zwischen ihnen gekommen wäre.

Wie anders klingt das, was derselbe Missionar Klamroth [9]) zwei Jahre später meldet!

Als daheim die Glocken das neue Jahr 1902 einläuteten, da bedeckte die Stelle, wo jetzt das afrikanische Milow steht, nichts als Gras und Gestrüpp. Auf dem Stationshügel selbst fanden sich zwei alte Gräber; aber wer kennt sie noch, die hier gelebt und gelitten und durch wenig Freude und viel Leid hindurch ihre Straße gezogen waren, bis das Grab sich über ihnen schloß? Im nahen Walde lag eine verlassene Schmiede und nicht weit davon ein zerfallener Schmelzofen. Nur auf dem verwachsenen Wege, der Gigimas und Munukas Dörfer miteinander verband, konnte man hin und wieder Frauen mit Lasten vorüberziehen sehen oder Männer, die vom Gelage kamen. Abends aber, wenn die Sonne gesunken, da lag der Hügel verlassen, nur daß vielleicht

ein Schakal sein Bellen dort hören ließ oder sonst ein Tier aus dem Walde hervortrat.

Und jetzt, wo wir in das Jahr des Heils 1904 eingetreten sind, ist daraus ein Ort geworden, bekannt weithin unter den Pangwa. Zwei Pfahlhäuser stehen dort, mit Lehm beworfen und weiß getüncht, ein großer Stall, eine Küche, selbst diese weit höher als je zuvor ein Pangwa baute. Und von drüben grüßt ein kleines Kirchlein, an dem auch der Turm nicht fehlt. Und dazwischen, wo sich das Gelände ein wenig senkt, da reiht sich Hütte an Hütte, in denen Bena und Pangwa hausen. Ringsherum aber liegen Ackerflächen, Kartoffeln, Weizen, Hafer, alle heimischen Feldfrüchte müssen sich den Versuch gefallen lassen, ob sie sich nicht mit uns auf dem fremden Boden heimisch fühlen wollen. Auf der anderen Seite sind Eselkoppeln und weiterhin eine Sägerei, in der die Balken und Bretter für ein Steinhaus geschnitten werden.

Da ertönt auf dem breiten Wege auch schon der Gesang der Arbeiter, die die Stämme heranschaffen, und dazwischen ein Ächzen und Quietschen so schön, daß der Papagei, der sonst Menschen und Tiere durch seine Kunst zu schreien staunen macht, überrascht stillschweigt, denn diese Töne kann er doch nicht nachmachen. Das ist der Wagen, wie wir das Gefährt stolz nennen, das Bruder Neuberg aus einem dicken Baumstamm und Stangen hergestellt. Sieh nur nicht so verächtlich auf die dicken Achsen und Räder. Haben wir den Stamm erst an den Weg gewälzt und auf dem Wagen, dann wirst du sehen, was für einen großen Kulturfortschritt dieser unser Wagen hier bedeutet.

Etwas weiterhin sind unsere Ziegler bei der Arbeit. Sechs Mann stampfen mit Gefühl und Nachdruck in dem Lehm herum, den andere in Körben herbeischleppen und klein klopfen, während wieder andere in leeren Petroleumblechen Wasser herbeiholen. Dort laufen die Handlanger um die Wette, die die fertigen Ziegel forttragen, damit sie an der Luft trocknen, um dann, wenn die gehörige Menge zusammen ist, gebrannt zu werden.

Im Nordosten schließt sich an den Nyassasee ein bewaldetes Bergland an, in dessen fruchtbaren Tälern eine fleißige Hirtenbevölkerung wohnt, die Konde, die sich feindliche Nachbarn und räuberische Sklavenjäger fern zu halten gewußt hat. Unter ihnen hat die Berliner evangelische Mission einen lohnenden Wirkungskreis gefunden. Wie sich das Leben der Missionare und deren Wirken unter den Konde abspielt, schildert Missionsinspektor Karl Axenfeld[2]).

Nicht einen Außenstationstag, auch nicht einen Reisetag, sondern einen ganz gewöhnlichen, von außerordentlichen Ereignissen verschonten Tag etwa im Juni oder Juli will ich beschreiben.

In der Morgenfrühe, gegen $^1/_2$6 Uhr, läutet die Glocke. Auf der Station, in den Hütten der Eingeborenen und auf den Höfen wird es lebendig. Die nötigsten Morgenarbeiten werden verrichtet und die Frühmahlzeit eingenommen. Gegen 6 Uhr läutet es wieder. Der Missionar und seine Angehörigen treten aus dem Hause, die Schwarzen aus ihren Hütten. Auf dem Platze vor der Station erwartet sie schon ein Haufen von Leuten, welche aus den Taldörfern zur Arbeit oder mit allerlei Anliegen heraufgekommen sind, halbwüchsige Burschen und Mädchen, kräftige Männer mit Waffen und Werkzeugen, Frauen, die auf dem Kopf in Bündeln oder Körben ihr Essen für den Tag, vielleicht auch auf dem Rücken in einem Kalbfell einen Säugling tragen. Die Kondemutter ist daran gewöhnt, ihren Schreihals den ganzen Tag, auch während der Arbeit, huckepack mit sich herumzuschleppen, und empfindet es trotz Sonnenbrand und glühender Hitze nicht als Belästigung, wenn der kleine Kerl auf ihrem Rücken unablässig krabbelt und strampelt.

Der ganze bunte Haufe, Christen, Taufbewerber und Heiden, Erwachsene und Kinder, zieht in die Kirche zur Morgenandacht. Ein Lied wird gesungen; der Missionar liest und erklärt kurz eine biblische

Geschichte. Er kann sich nicht damit begnügen, sie vorzulesen, sondern er muß Erklärungen hinzufügen; die Gedankenwelt der Heiligen Schrift ist diesen heidnischen Naturvölkern zu fern und fremd, als daß sie ohne Erklärung verstehen könnten. Die Bibel muß sich in der Mission eine doppelte Übertragung gefallen lassen: in die Sprachen und in die Denkweisen der Völker. Der Missionar erklärt und fragt nicht nur, — er bittet im Namen Jesu, daß die Heiden sich lösen von ihrem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, zu dienen dem lebendigen Gott. Der tägliche Morgengottesdienst ist die einfachste und wirksamste Gelegenheit, einer großen Schar das Evangelium anzubieten. Ein Gebet, noch ein Lied — denn der Neger singt gern — dann beginnt die Arbeit. Die Arbeiter werden notiert, Werkzeuge und Aufgaben verteilt. Frauen und Burschen begeben sich in die Wirtschaft, an die Wäsche, in die Gärten und Felder. Die „Grasfrauen" ziehen in den Wald, Gras zur Streu für das Vieh zu holen, Männer mit Hacken ins Gebirge. Sie suchen Feldsteine und brechen Bruchsteine, die sie zu zweit an Tragstangen auf den Kirchbauplatz schaffen. Andere gehen mit Äxten und Sägen aus, um Bäume zu fällen und zu zerschneiden. Bauholz ist leider rar. Erst wenn einmal die Hunderte von Zedern, Lebensbäumen und Zypressen, welche im Frühjahr aus des Missionars Saatbeeten rings um die Kirche und die Station angepflanzt wurden, zu einem richtigen Walde herangewachsen sein werden, wird der Holzmangel aufhören. Der größte Haufe wandert hinaus nach dem leider fast eine Stunde entfernten Ziegelplatz; — näher der Station konnte geeigneter Lehmboden nicht gefunden werden. Anfangs versuchte man es mit Luftziegeln, die durch die Sonne gehärtet werden; aber es dauert lange, bis sie fest werden, und oft verwandelte ein tropischer Platzregen die schönen Lehmkuchen in eine trostlose Schlammmasse. So ist jetzt eine Ziegeleibrennerei eingerichtet. Die fertigen Steine werden von den Männern die Stunde weit über Stock und Stein auf dem Kopf getragen. Denn es gibt weder Fahrzeug noch Fuhrwerk. Pferde kann man hier in Mittelafrika nicht halten; sie würden dem giftigen Stich der Tsetsefliege schnell erliegen. Erst kürzlich haben unsere Brüder den ersten Versuch gemacht, das Verkehrsmittel Südafrikas, den Ochsenwagen, ins Kondeland zu verpflanzen. Aber im Gebirgswalde, der weder Weg noch Steg hat, ist der breite, schwere Wagen nicht zu gebrauchen. Da muß schon menschlicher Fleiß die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel ersetzen. Ein Mann trägt 8 bis 10 Steine. So ist's ein mühseliges Werk, die 100000 Backsteine und 40000 Dachziegel für den Kirchbau zu schaffen. Aber diese Bauarbeiten sind nötig und für die Erziehung der Eingeborenen nützlich. Sie selbst bauen freilich nach Landesart aus Bambus und Lehm mit Grasdach. Der Missionar als Grundherr gibt ihnen umsonst Baustelle und Feldstück auf der Station. Er stellt die Baufluchtlinie auf, bestimmt im Interesse der Sauberkeit und zur Verhütung von Großfeuer den Abstand der Hütten, fordert Reinhaltung von Hof und Straße, Anpflanzung von Bäumen und Umzäunung junger Stämmchen zum Schutz gegen das Vieh. Wer sich auf Stationsland anbauen will, darf nur eine Frau haben und muß sich verpflichten, seine Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken.

Allmählich aber beginnt auch des Missionars eigene Lebensweise, seine Wohnung mit ihrer Einrichtung, seine Kleidung usw. erzieherisch, vorbildlich zu wirken. Schon jetzt tragen nicht nur alle Christen, sondern auch manche Heiden die einfachen, leichten Nesselhemden, welche von unseren fleißigen Frauenvereinen in der Heimat angefertigt und von den Eingeborenen durch Arbeit — ein Hemd entspricht etwa dem Monatslohn eines Mannes — erworben werden. Langsam wachsen die Bedürfnisse, mit ihnen die Nötigung zur Arbeit, und damit hebt und sittigt sich die Lebenshaltung.

Kondehaus.

Der Missionar handelt ja auch nicht als Kurpfuscher, wenn er ärztliche Tätigkeit selbst ausübt. Vor seiner Aussendung hat er eine gründliche Ausbildung in einem Krankenhause erhalten. Die Station ist mit einer kleinen Apotheke und den notwendigsten Instrumenten versehen. Sein bescheidenes Wissen und seine geringe Kunst sind für die Bevölkerung schon ein wertvoller Schatz; denn des Heiden Arzt ist der Zauberer. Der Zustand des Kranken wäre meist weniger beklagenswert, wenn nicht Aberglaube, Unverstand und Unsauberkeit ihn bereits verschlimmert hätten. Fieberanfälle, Wunden, Geschwüre, Hautausschläge, Augenleiden und kranke Zähne werden am häufigsten dem Missionar gebracht. Da kommt eine Frau und macht ein erbärmliches Gesicht. Ndi nalino (ich habe einen Zahn), ndi nengwego (ich habe einen Speer), stöhnt sie; sie will sagen, daß sie von Zahnreißen geplagt sei. Die Zahnzange ist für Jauer in dem Grade ein unentbehrliches Werkzeug, daß er sie sogar, wenn er seinen weißen Esel besteigt, um zur Predigt auf einen der Außenplätze zu reiten, einzustecken nicht vergessen darf. Jüngst schrieb er mir, daß er eben den 533. Zahn in zehnjähriger Praxis gezogen haben. Im Notfall muß er auch den Tierarzt spielen. Als vor einigen Jahren die Rinderpest den gesamten Viehstand des Landes mit dem Untergang bedrohte, haben unsere Brüder Tausende von Rindern mit Kochscher Lymphe geimpft und dadurch die Plage verringern geholfen. Sieht aber der Schwarze, daß der Weiße heilt oder bessert, was der Zauberer verschlimmerte, so wächst sein Vertrauen und er kommt mit allem, was er auf dem Herzen hat. Er gewöhnt sich nur zu gern daran, die Dienste des Missionars als selbstverständlich hinzunehmen. Die Eingeborenen sollen aber nicht verwöhnt, sondern erzogen werden. So sind die Missionare gehalten, für ihre ärztlichen Leistungen Gegenleistungen zu fordern. Jeder kann geben, was er hat: Früchte, Eier, Geflügel; ein Häuptling sendet wohl eine Ziege. Ein Geheilter kann auch statt dessen eine Arbeit verrichten. Hat einer nichts und kann er auch nichts, so hält ihn wohl der Missionar noch einige Minuten zurück und läßt sich von ihm Geschichten, Märchen, Sprichwörter erzählen. Ein seltsames, aber wertvolles Honorar. In den Sagen und Sprüchen offenbart sich des fremden Volkes Denken und Empfinden. Sollen die Menschen den Missionar verstehen, so muß er zuerst sie verstehen. Gegenseitiges Verständnis ist das Geheimnis aller wirksamen Unterweisung.

So setzen wir uns eine Weile nieder und hören, wie eine Frau zum Lohn für ein vorsichtig geöffnetes und sauber verbundenes Geschwür ein Märchen erzählt:

„Es war einmal ein Mädchen, das hatte keine Eltern mehr. Auch seine Verwandten waren alle gestorben. Alle seine Haus- und Feldarbeiten mußte es allein machen. Darüber war es sehr traurig. Es weinte oft. Wenn das Mädchen sein Feld beackerte, hörte man es oft klagen: ‚Wie gerne gäbe ich der Mutter Essen und Trinken, wenn sie nur käme und mir hülfe!‘ Als das Mädchen eines Tages nach Hause gegangen war, erschien wirklich die Mutter aus dem Ort der Verstorbenen und ackerte im Garten fertig, was die Tochter übrig gelassen hatte. Darüber verwunderte sich am nächsten Tage das Mädchen sehr. Noch oft geschah es später, daß die Mutter heimlich kam und der trauernden Tochter das fertig machte, was sie hatte liegen lassen müssen. Eines Tages weinte und klagte das Mädchen wieder sehr bei seiner Arbeit. Da erschien plötzlich die Mutter und nötigte die Tochter mitzukommen nach dem Orte der Verstorbenen. Sie tat es. Den Zugang zum Totenreich fand die Mutter, indem sie einen Büschel Gras herausriß. Durch das so entstandene Loch stiegen sie in die Unterwelt hinab. Aber die anderen Verstorbenen weigerten sich, das noch lebende Mädchen aufzunehmen. Sie sagten: ‚Wo ist deine Kürbisflasche und die Matte, die dir die Deinen mitgegeben haben bei

deinem Begräbnis? Gehe zurück und lebe weiter!' Sie schenkten dem Mädchen eine Flasche und brachten es wieder an die Oberfläche. Die Flasche hängte das Mädchen in seiner Hütte auf und lebte nun weiter. Eines Tages jedoch fiel plötzlich die Flasche herunter. Die Verstorbenen gaben dem Mädchen damit das Zeichen, daß es nun sterben könne."

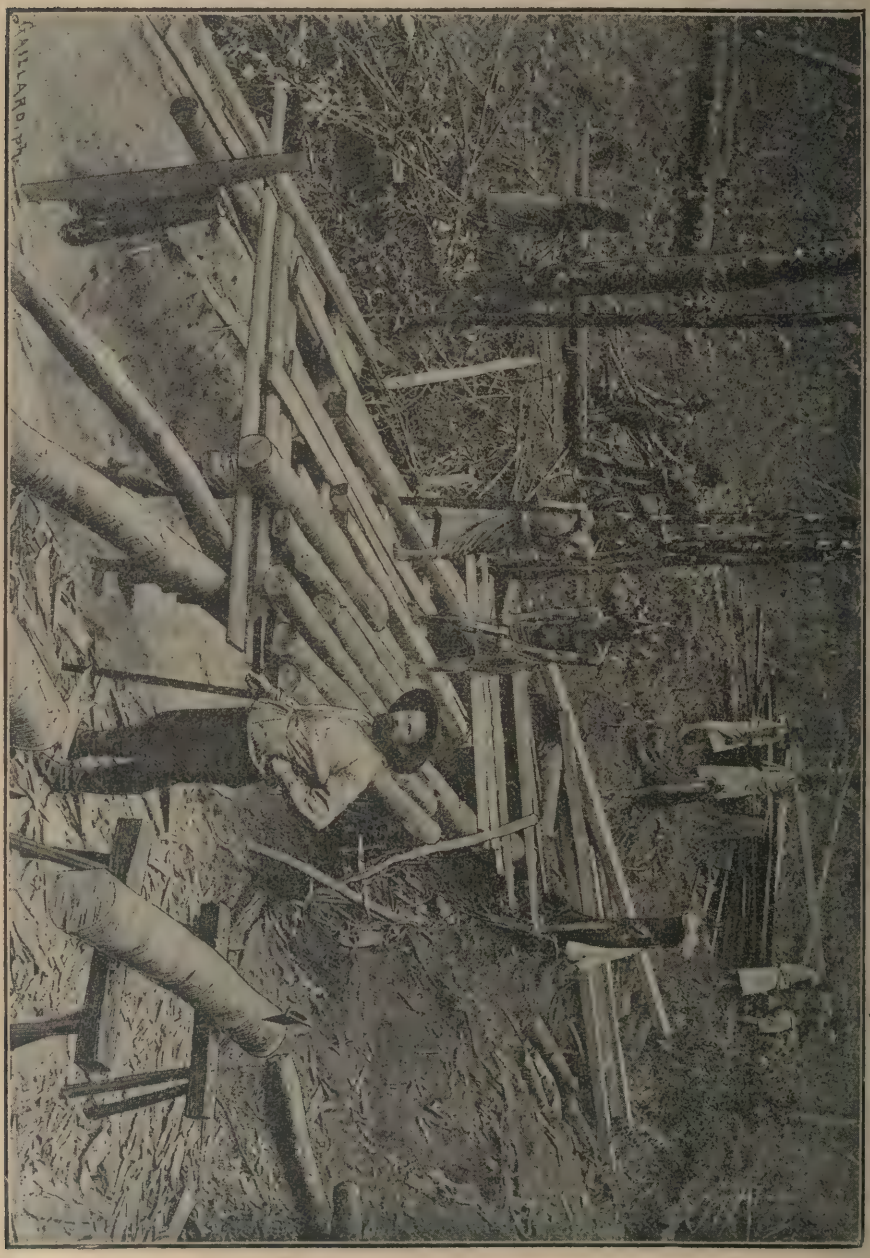
„Seltsam," denkt vielleicht der Leser, „wie solche Negererzählungen aus dem Innersten Afrikas an unsere deutschen Märchen erinnern! Und daß diese schwarzen ‚Wilden' für die Sehnsucht eines Kindes nach der Mutter und für eine Mutterliebe, die stärker ist als der Tod, Verständnis haben! Ja, daß diese Heiden doch auch wissen, daß der Mensch, ob ihn auch noch so sehr nach dem Tode verlangt, doch nicht eher sterben darf, als bis ihn eine höhere Stimme ruft!"

Daß wirklich unter der schwarzen Haut dasselbe Herz schlägt wie unter der weißen, wird uns vielleicht eindrücklicher werden, wenn wir noch einer zweiten Patientin zuhören. Sie wird uns nicht nur wiederum von Mutterliebe erzählen, sondern auch von der Ruhelosigkeit eines schuldbeladenen Menschenherzens und von einer höheren Gerechtigkeit, die über der Torheit und der Bosheit, der Aufrichtigkeit und der Heuchelei der Menschen unbeirrt und ausgleichend waltet.

„Es waren einmal zwei Frauen, die wohnten in einem Hause. Jede hatte ein Kind. Die eine der Frauen hatte ein sehr schlechtes Herz. Eines Tages sprach sie zu der anderen: ‚Dein Kind ist sehr häßlich, wirf es doch weg!' Die andere Frau war töricht und tat es. Bald aber bereute sie die Tat und schrie nach ihrem Kinde. Sie suchte und suchte, aber fand es nicht. Untröstlich wanderte sie nun von einem Ort zum andern, ihr Kind zu suchen. Überall klagte sie weinend: ‚Ich habe mein Kind fortgeworfen, die andere Frau hat mich betrogen.' Eines Tages kam sie zu Leuten, die sehr viele Kinder hatten. (Gemeint ist ein Ort, an dem Geister herrschen, welche die Frau aber zunächst nicht als Geister erkennt.) Als sie nun wieder klagte und weinte, schenkte man ihr dort ein sehr schönes, dickes und großes Kind. Darüber freute sie sich sehr und eilte mit ihm schnell in die Heimat. Ihr Mann und alle ihre Verwandten freuten sich nun sehr.

Aber die andere Frau freute sich nicht. Sie war neidisch und hätte auch gar zu gerne ein so schönes Kind gehabt. Darum warf auch sie eines Tages ihr Kind fort und machte sich auf den Weg zu den Leuten, die gaben ihr auch eins. Hastig nahm sie es auf ihren Rücken und eilte mit ihm sogleich heimwärts. Im nächsten Dorfe betrachtete sie am Feuer das geschenkte Kind genauer. Aber wie sah es aus? Es hatte nur einen gesunden Fuß, und auch der eine Arm fehlte. Entsetzt eilte sie weiter und kam endlich wieder daheim an. Aber niemand freute sich über das verkrüppelte Kind, jeder entsetzte sich, wenn er es sah. So hatten die Geister gerecht geurteilt."

Endlich ist auch der Letzte befriedigt und der Missionar eilt fort, um nach den Arbeitern zu sehen. Ohne Aufsicht kann der Neger nicht arbeiten. Die heiße Sonne, ein fruchtbares Land, das mühelos den Lebensunterhalt darreicht, und uralte Vätergewohnheit haben ihn faul gemacht. Selbst frommen, ernsten schwarzen Christen gehen Pflichtgefühl in unserem Sinne und ein innerer Trieb zur Arbeit völlig ab. Es ist bezeichnend, daß in der Kondesprache Wohlbefinden und Nichtstun dasselbe Wort ist. 100 bis 150 Schwarze in Arbeit zu haben, ist keine reine Freude. Hier ist ein Werkzeug zerbrochen, dort die Arbeit verdorben; an dritter Stelle haben die Leute gefaulenzt und machen sich gar kein Gewissen daraus. Einer der Jungen, die Mehl mahlen, kommt und meldet, daß die Mühle versage. Das Mehl aber muß zum Backen da sein. Jauer springt hinüber: Richtig, es kommt kein Mehl. Die Körner sind feucht gewesen, die Walze ist verschmiert. Die eiserne



Zimmermannsarbeit im Gebirgswalde unter Aufsicht eines Bruders.

Schrotmühle muß auseinandergeschraubt werden, die einzelnen Teile werden gereinigt, wieder zusammengesetzt, — gottlob, es ist nichts zerbrochen, die Arbeit kann weitergehen.

Auch nach den Zieglern will er sehen. Er sattelt seinen weißen Esel und hängt über die Schulter seine doppelläufige Flinte. Nicht zum Schutz gegen die Eingeborenen; sie wissen zu gut, daß die Missionare ihre Freunde sind, als daß sie je einem von ihnen etwas zuleide getan hätten. Aber er will, wenn sich bei seinem Ritt Gelegenheit bietet, der Raubtierplage steuern helfen. Unten im Tale des Lufiljo lagern im Schlamm zu Tausenden Krokodile. Die Brüder drunten haben schon Preise für Krokodilseier ausgesetzt, um das schädliche Getier zu vermindern. Hier oben in den Bergen hausen Panther, welche beständig glauben, daß anderer Leute Schafe und Kälber nur für sie da seien. Im Walde hat Jauer eine Falle gebaut. Es ist jedesmal für die ganze Station ein Fest, wenn wieder solch ein blutdürstiger Räuber gefangen oder durch einen glücklichen Schuß niedergestreckt ist. Da kann es wohl geschehen, daß ein Häuptling, dem das Raubtier manches Stück der Herde zerrissen hat, dem Missionar zum Dank ein Rind oder eine Ziege schickt. Den zehnten Panther, den Jauer erlegte, hat er ausgestopft und seinen Kindern als Spielzeug an Stelle des fehlenden Schaukelpferdes geschenkt.

Durch die zahlreichen Hüttenbauten auf Manow ist der Bambus in der Umgegend fast verbraucht. Eine Bambushütte aber steht höchstens fünf Jahre. Die großen Ameisen, die Termiten, zerfressen das Holz, und ein Windsturm wirft schließlich das leichte Gebäude um. Aber niemand kommt auf den Gedanken, Bambus anzubauen. Lieber schleppen sie, wenn sie ihn brauchen, $1\frac{1}{2}$ Stunden weit her. „Warum pflanzt ihr keinen Bambus?" „Wir verstehen es nicht; dazu gehört eine glückliche Hand; hier ist schlechter Boden." An Ausreden fehlt es nicht. „Ich werde euch zeigen, daß ihr Unsinn redet. Ich werde sechs Stämme anpflanzen und jeder von euch tut dasselbe. Seid ihr einverstanden?" Sie willigen ein. „Warum habt ihr keine Bienenstöcke aufgestellt?" „Wir verstehen es nicht, unser Großvater hat es auch nicht getan." „Ich will es euch zeigen, wie ihr es machen müßt. In dreien meiner Stöcke sind schon Bienen; nächstens esse ich Honig; ich will euch davon kosten lassen." Er ermahnt sie, Bananen zu pflanzen, Kartoffeln und Zwiebeln nicht nur zum eigenen Bedarf, sondern auch zum Verkauf auszusäen. Aus eigenem Eifer tut der Neger nicht viel über den Augenblicksbedarf. Aber unter steter Aufsicht und unermüdlichem Antrieb geht es doch vorwärts, und schließlich freut er sich, wenn er die Frucht seines Fleißes sieht und genießt.

Verfolgt man von Kondeland aus die Richtung Westnordwest, so kommt man zu einem andern, gleichfalls sehr langgestreckten großen See, dem Tanganyika. Seine Ufer weisen zahlreiche Buchten auf. Er stellte jahrzehntelang eines der großen geographischen Probleme dar, weil zwei mächtige Ströme bekannt waren, die in ihn mündeten, aber keiner, der einen Abfluß darstellte; trotzdem war das Wasser zum Teil süß und zudem wies der Wasserspiegel recht erhebliche Schwankungen periodischer Natur auf. 1875 stellte Cameron fest, daß ein großer Zufluß des Kongo den Abfluß darstelle; und die Schwankungen in der Seehöhe ergaben sich als periodische Verstopfungen des Abflusses durch Pflanzenbarren, die der Wasserdruck zeitweilig beseitigte.

Ende der neunziger Jahre wurden unter großen Mühen die Bestandteile eines zerlegten eisernen Dampfers, der „Hedwig von Wißmann", an den Tanganyika gebracht. Unter unsäglichen Mühen hingeschafft und fast fertig gestellt, wurde der Dampfer ein Raub der Flammen. F. Wächter erzählt dieses Unglück, das den Bau zwar verzögerte, ihn aber nicht dauernd verhinderte.

Am sandigen Tanganyikastrande bei Kassanga war inzwischen reges Leben erblüht. Hunderte von schwarzen Tage-

löhnern hatten Stangen und Gras herbeigeschleppt, aus welchem lange Schuppen als Werkstätten und Magazine aufgerichtet waren; auch der Helling, auf welchen der Kiel der „Hedwig von Wißmann" gelegt werden sollte, war, um den Arbeitern Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne zu gewähren, mit einem hohen, breitem Dache überdeckt worden.

Auf einem kleinen Sandwalle etwas zurück vom See erhob sich ein ganz aus Gras erbautes geräumiges Messegebäude und daneben eine Küche, während ein gegen 100 m langer Schuppen die Zelte der Weißen beherbergte und vor Regen, Sturm und Sonnenbrand schützte. Mitten davor wehte vom hohen Mast die mächtige Expeditionsfahne, dem Lande verkündend, daß hier deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist seine Stätte aufgeschlagen habe.

Frohen Mutes und mit heiterer Zuversicht schafften die wenigen Weißen im Verein mit den Schwarzen an ihrem Werke. Hier zogen mit lautem Gesang zahlreiche Neger schwere Bäume heran, an denen die Nachbarschaft reich war. Dort waren andere unter Anleitung des Zimmermanns Gröning eifrig dabei, die Stämme zu bearbeiten, in Bretter und Balken zu zerlegen. Aus jenem Schuppen klang munterer Hammerschlag und kündete die flotte Arbeit der Kesselschmiede und Schiffbauer.

Die schweren Platten der Kessel wurden zusammengefügt, die Schrauben und Rahmenstücke für den Dampfer aneinandergesetzt und die fertiggestellten auf dem am 16. Mai gelegten Kiel aufgerichtet.

Die Teile der Maschine wurden vom

Abschleppen der „Hedwig von Wißmann".

schützenden Farbanstrich und Rost gesäubert und zur Montage hergerichtet, und im Magazin und Küchengebäude waltete der die Ökonomie führende Lazarettgehilfe Runge seines Amtes. Der See lieferte schmackhafte Fische, die Schaf- und Ziegenherde frisches Fleisch, das Rindvieh Milch und Butter und an Festtagen auch einmal ein Schlachtkalb. Die Schweinezucht gedieh prächtig und gab manch saftiges Ferkelchen dem Koch an den Bratspieß. Hühner, Eier, sowie Mais und andere Feldfrüchte brachten die Weiber der benachbarten Dörfer zu Markte, und mit frischen europäischen Kartoffeln und allerlei

Gemüsen versorgte eine auf dem Plateau gelegene Station Kawimbe die Deutschen. Aus den Kistenstapeln des Magazins stieg manche gute Flasche ans Tageslicht und labte die durstigen Kehlen.

So schwanden die Wochen in emsiger Arbeit dahin, und als Schloifer anfangs Juni in Wißmannhafen eintraf, konnte man ihm melden, daß die „Hedwig von Wißmann" in Spanten fertig stehe. Man überrechnete die Arbeiten und hatte Grund, anzunehmen, daß am Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin, also am 22. Oktober, der Stapellauf des Schiffes werde stattfinden können. Nachdem der Chef sich von dem rüstigen Fortgang der Arbeiten überzeugt hatte, begab er sich mit einer kleinen englischen Dampfjacht, „Good-News" genannt, auf die Reise, um eine Rundtour um den See zu machen, die Häfen und Stationen der Weißen kennen zu lernen und Beziehungen anzuknüpfen für Transportgeschäfte, die er vermittelst des fertiggestellten Dampfers zu übernehmen gedachte.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr da das Schicksal plötzlich vernichtend auf das aussichtsreiche Unternehmen herab.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli wurden die Weißen durch gellende Rufe aus dem Schlafe geweckt. Eine hohe Feuergarbe stieg aus dem mittelsten der Arbeitsschuppen am Strande empor, und mit unheimlicher Schnelligkeit erweiterte sich der Brand auf den von der Sonne ausgetrockneten Strohdächern und sprang, vom frischen Winde getragen, auf die anderen Schuppen über. An ein Löschen war nicht zu denken

Werftanlage am Tanganyika.

Das gierige Element fand in den aufgestapelten Holzvorräten und in dem Material der Schuppen zu reichliche Nahrung. Mit großer Anstrengung gelang es, das Magazin auszuräumen, so daß wenigstens Tauschartikel, Proviant und Munition vor den Flammen bewahrt wurden.

In wenig mehr als einer halben Stunde stürzten die brennenden Dächer zusammen. Im Innern des vollbeplatteten Schiffes brannten die Holzteile weiter und setzten an manchen Stellen das Eisen in Rotglut; die Stapelklötze, auf denen der Kiel ruhte, und

die Stützen des Schiffes fingen Feuer. Da war höchste Gefahr, daß der Dampfer umfallen und vollständig zerschellen würde.

In langen Ketten wanderten Gefäße aller Art mit Wasser von Hand zu Hand, und ganz allmählich gelang es, langsam gegen das glutstrahlende Schiff vorzurücken und die brennenden Strohmengen und Holzteile abzulöschen.

Es mochte gegen drei Uhr nachts sein, da diese ärgste Gefahr abgewendet war; aber was war alles vernichtet?

Verkohlt die Mengen bearbeiteten Holzes

Die „Hedwig von Wißmann" schwimmend. (Fernblick über den Tanganyika.)

für den Stapellauf und die Einrichtung des Dampfers, zerschmolzen die Ausrüstungsgegenstände und die metallenen Zubehöre, ausgeglüht und unbrauchbar geworden die Werkzeuge, vernichtet und unwiederbringlich dahin die emsigste, treuste Arbeit von sechs Monaten.

Mutloser und trauriger haben wohl selten Menschen dem kommenden Morgenrot entgegengeharrt, als jene sechs Weiße welche auf einem Baumstamm sitzend auf das Bild der Vernichtung vor ihnen blickten: schwelende Trümmerhaufen, aus denen kleine Flämmchen züngelten, wo vor wenigen Stunden wohlgeordnete Werkstätten sich erhoben.

Und wo war nun der Chef? Wie sollte man ihm diese Unglücksbotschaft senden.

Vier Tage nach dem Brande traf er ein; ein in Eile ausgesandtes Boot hatte ihn gefunden und benachrichtigt. Ernst und gefaßt nahm er die Berichte über die Katastrophe entgegen, kalt und ruhig besichtigte und prüfte er alles, was der Zerstörung entgangen war. Dann hieß es kategorisch: „Es wird weitergearbeitet." Und nichts charakterisiert das Verhältnis zwischen Chef und Teilnehmern der Expedition wohl besser als das Vertrauen und die Sicherheit, mit welcher die Leute die einmal zerstörte Arbeit wieder aufnahmen.

Zunächst stellte man genau fest, was dringend ersetzt werden mußte; diese Teile wurden telegraphisch in der Heimat bestellt, dann entschied man sich, alle verbrannten Holzteile, welche zum Schiff gehörten, an Ort und Stelle anzufertigen, um die großen Kosten des Transportes zu sparen. Es wurde berechnet, daß die Neubeschaffung der notwendigen Ausrüstung einen Aufwand von ca. 60000 Mk. erfordern würde.

Zum Zwecke der Beschaffung dieser Mittel und derjenigen, welche für Besoldung und Lebensunterhalt der Handwerker notwendig waren, entschied sich Schloifer, sofort nach Deutschland aufzubrechen. Am 6. August verließ er Wißmannhafen, marschierte über Langenburg und Wiedhafen nach Kilwa, ging von dort aus nach Dar-es-Salaam und benutzte den nächsten Dampfer, ein französisches Boot der „Messageries maritimes", zur Heimreise.

Zwischen Nyassa und Tanganyika sitzt ein wahres Völkergemisch: Bei dem Herabrücken der Kaffern nach Südafrika sitzen gebliebene, in dem großen Völkerwirbel zurückgestrudelte Volksreste, später von

Karema am Tanganyikasee. Bischofssitz der weißen Väter.

Westen her eingebrochene oder von Süden zurückgewanderte Stämme; dazu noch zusammengelaufene Gemeinschaften, die sich aus entlaufenen Sklaven, aus Flüchtigen und dergleichen zusammensetzen. Diese letzten werden im allgemeinen als „Ruga-Ruga" bezeichnet = Briganten. Doch wird diese Bezeichnung zum Teil auch auf richtige Volksgemeinschaften angewendet, wenn deren Einzelmitglieder nur kriegerisch sind und im wesentlichen ein Räuberdasein führen. So bezeichnet P. Aloys Conrads[3]) die südlich von Karema sitzenden Wabende als „Ruga-Ruga", obwohl sie eigentlich ein geschlossenes Volk sind. Aber ihre Lebensweise entspricht völlig der der Ruga-Ruga.

Das Land der Wabende heißt Kabende. Es erstreckt sich längs des Tanganyika, südlich von Karema an, genau vom 7. Grad südlicher Breite nach Norden bis in die Nähe von Ujiji und berührt nach Osten den 32. Grad östlicher Länge. Die Grenzen sind: Tanganyika, Uvinza, Ugala, Upimbwe, Ufipa.

Man unterscheidet die eigentlichen Wabende (das Volk) und die Familie der herrschenden Rasse.

Das Volk ist ein zugezogener Ruga-Ruga-Stamm, ist hartnäckig, aus Stolz sich selbst genügend und jedem fremden Einfluß, sowohl politischem wie religiösem, verschlossen, prahlerisch in Worten, weniger tapfer in Taten, raffiniert, tückisch und falsch, im Notfalle zu Kriechereien, Schmeicheleien und Versprechen bereit. Seine Hauptwaffe ist Falschheit in Wort und Tat.

Ehemals verließen die Wabende ab und zu ihr Gebiet, um sich in die Dienste der Wangwana zu stellen, welche sie als Sklavenjäger verwandten. Doch Rumaliza war mißtrauisch gegen die Wabende, weil es im Volksmunde hieß, wenn ein Wabende in der Hand seines Herrn eine schöne Beute sieht, weiß er ihm im günstigen Augenblick einen geschickten Lanzenstoß zu versetzen, um die Beute an sich zu nehmen. Auch taten sich die Wabende haufenweise zusammen, um allein, auf eigene Faust, in schwächere Nachbarstämme auf Sklavenraub

auszugehen. In Udjiji nahmen sie unter dem Stamme Watongwe Weiber und Kinder aus nächster Nähe von Ugoi weg. In den Wäldern Ujijis lauerten sie den von Unyaniembe kommenden Karawanen auf, am Tanganyika griffen sie die Fahrzeuge an. Mehrere Europäer wurden so angefallen, unter anderen auch Herr Mois, Direktor der afrikanischen Lakes-Company. Der Hut der Frau Mois, welche ihrem Gatten beim Besteigen der Barke die Hand reichte, ward von einer Kugel durchbohrt. Dieser Hut fand seinerzeit große Ehrung in England. Der Angreifer war der unten angeführte und jetzt noch lebende Ratunka von Usoa. Die Leute des Rabolola, eines Bruders des Ratunka, haben seinerzeit auf den wohlbekannten und den weißen Vätern unvergeßlichen Distriktskommandanten Ramsay geschossen.

Die Familie der herrschenden Rasse regiert von Karema bis Malagarazi. Diejenigen, welche sie am längsten kennen, bezeichnen sie mit dem Namen „Gaunerfamilie", und dieser Titel ist leider ebenso wohl verdient wie wenig ehrenvoll. Alle etwas einflußreichen Häuptlinge und Könige gehören dieser Familie an, und ihr tägliches Verhalten den Europäern, namentlich den Missionaren als den zuerst gekommenen gegenüber, welche von ihnen beschuldigt werden, die Schwarzen in die Gewalt der europäischen Herrscher hinübergespielt zu haben, beweist, daß sie in Wirklichkeit einen aus Betrug, Verschlagenheit, verschmitzter Doppelzüngigkeit und feiner Hinterlist gewobenen Charakter haben, der prinzipiell heuchelt und nur der Gewalt nachgeben wird. Selbst unter sich liegen diese Gebrüder in steter Fehde, um Weiber und sonstiges Gut an sich zu reißen, und geht das nicht anders an, so erschlagen oder vergiften sie sich unter einander, um sich einer auf den Thron und in den Besitz des andern zu setzen.

Diese Familie ist ausländischer Herkunft. Vor ungefähr 50 Jahren kam sie aus dem heutigen Belgisch-Kongo, dem Gebiete jenseits des Sees zwischen Mpala und der Lukuga herüber und bemächtigte sich des Landes mit Gewalt.

Zu dieser Familie gehören: Kasagula, zwei Stunden Weges von Karema, Mkadyala, drei Stunden von Karema und Hauptkönig. Diese zwei sind die einzigen, die bis jetzt einen Katecheten bei sich dulden, Kasagula seit einem Jahr, Mkadyala seit sechs Monaten; ferner Ratunka, Häuptling von Usoa, zugleich Hauptbösewicht, Mkalansoa, Häuptling von Katumbi, Rabolola, Häuptling von Urimba am Vorgebirge Tongwe, und Masda an den Ufern des Malagarazi. Alle diese Häuptlinge wohnen längs des Sees. Im Binnenlande sind die bekanntesten: Uyombe, Ulinta, Ushamba, Ubugwe, Ndolo. Es gibt noch viele andere, denn das Kabende ist ins Unendliche zerstückelt, und häufig hat so ein Ländchen zwei Häuptlinge, die wie Hund und Katze zu einander stehen, und von denen jeder über nur ein oder zwei unansehnliche Dörfer gebietet. Obschon diese Häuptlinge unabhängig voneinander sind, ist ihre Autorität doch heute nur mehr nominell, und sie finden bei ihren Untertanen wenig Gehör und Gehorsam. Selbst der trotz aller energischen Maßregeln noch häufige Gebrauch des Probegiftes und im geheimen versetzter Lanzenstiche vermag nicht, die sinkende Macht der Häuptlinge zu stützen.

Bei allen herrscht die Sitte, Sklaven und Freunde ohne Beerdigung zu lassen; sie werden einfach, manchmal noch lebend, in den Wald geschleppt, wo die Hyänen die Beerdigung derselben schon besorgen.

In Kabende wird hauptsächlich Mais angebaut, dem Anscheine nach deshalb, weil diese Art von Vorrat rasch zusammenzuraffen und leicht fortzuschaffen ist; man scheint in der Besorgnis zu leben, es dürften einem etwa anziehenden Feinde einige Lebensmitttel zurückbleiben.

Die von Ratunka abhängige Hochebene Mahale verdient insofern besondere Erwähnung, weil sie reich an Lebensmitteln

und schönen, zum Schiffbau geeigneten Bäumen ist.

Das alte Haupthandelszentrum in den Landschaften um den Tanganyikasee herum bildet Udjiji. Die Länder westlich vom See sind reich an Sklaven, Elfenbein und Kautschuk; bis zum Atlantischen Ozean ist eine weite Strecke und dazwischen liegt schwerer nahrungsloser Urwald und saßen wilde Stämme. So ging der ganze Handel dieses Gebietes nach Osten hin, nach Sansibar, und Udjiji bildete den Stapelplatz am Ostufer des Sees, die Operationsbasis für die Sklavenexpeditionen und Handelszüge. Hauptmann Leue[12h]) hat es in den ersten Jahren, nachdem wir unsere Macht bis an den Tanganyika vorgeschoben hatten, kennen gelernt. Die inneren Zwistigkeiten, die er schildert, und die Verschließung des alten Hinterlandes, dadurch, daß die Länder westlich des Sees der Interessensphäre des Kongostaates zugeteilt worden sind, haben Udjiji viel von seiner alten Bedeutung genommen.

Der Handelsplatz Udjiji, der sich vom Kamme des oben erwähnten Höhenzuges bis zum Fuße desselben erstreckt, besteht aus einer großen Anzahl von einzelnen Temben, die ihrerseits von Baumgärten und Hüttenkomplexen umgeben sind.

Der obere Teil der Stadt heißt „Kassimbo", der untere „Ugoi". Unter „Kawele", welcher Name sich häufig auf den älteren Karten vorfindet, wird die Partie am Hafen verstanden; indes ist dieser Ausdruck nicht mehr gebräuchlich. Mit Udjiji bezeichnet man ursprünglich die ganze Landschaft; allmählich aber hat sich dieses Wort auch als Benennung des Ortes selbst eingebürgert. Die Schreibart „Udjiji" ist der suahelischen Ausdrucksweise nachgebildet; an Ort und Stelle sagen die Eingeborenen „Ujiji". Dieses Wort aber „Udschidschi" zu sprechen oder zu schreiben, ist jedenfalls falsch; wie es überhaupt meines Erachtens unrichtig ist, in ostafrikanischen Namen das j wie dsch auszusprechen.

Da sich die Tembe des abwesenden Habib bin Selim in einem Zustande befand, der nicht sehr vertrauenerweckend war, so überließ ich sie als Quartier den Soldaten und behielt mein Zelt als Wohnung bei. Ich ließ es auf dem ebenen und reinlichen Vorplatze dieser Tembe aufschlagen, von wo aus ich eine feine Aussicht auf den See genoß. Kaum hatte ich mich einigermaßen häuslich eingerichtet, als ich schon von allen Seiten Gastgeschenke erhielt. Nicht allein warme Speisen, wie Reispilau, Kuchen und Hühnergerichte, sondern auch Getränke, Fische, Früchte und Gartengemüse wurden mir zugeschickt. Jedermann glaubte, mir irgend eine Liebenswürdigkeit antun zu müssen. Der eine sandte mir einen Zweig mit frischen Datteln, der andere einen Korb Bananen und der dritte eine Kupferschale voll Granatäpfel, Orangen und Zitronen. Meine Leute schwelgten im Überfluß. Die Wadjijihäuptlinge, unter denen sich besonders ein gewisser Manga auszeichnete, schleppten soviel an Lebensmitteln herbei, daß ich fast nicht wußte, wohin mit all dem Segen. Schließlich hatte ich eine solche Menge von Korn und Mehl aufgestapelt, daß ich meine Karawane auf 14 Tage damit verproviantieren konnte.

Nachmittags machte ich in Begleitung der Großen Udjijis einen Spaziergang durch die Stadt. Ein älterer Araber, der schon 1871 dort gelebt und dem Zusammentreffen Stanleys mit Livingstone beigewohnt hatte, zeigte mir in der Nähe des Marktes die Stelle, wo die Begegnung stattgefunden. Auch die aus Lehm aufgeführte Veranda, auf der Stanley und Livingstone gesessen und sich unterhalten hatten, war noch vorhanden. Livingstones Wohnhaus selbst jedoch war verschwunden bis auf einige Mauerreste, die noch aus dem Boden hervorragten.

Auf dem Marktplatze herrschte ein reges Leben. Für Tauschwaren war dort alles zu haben, was das Land überhaupt produzierte: Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Eier, Butter, Milch, Honig, Salz, Palmöl, Bananenbier, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, sowie frische, getrocknete und gebratene Fische. Das Marktpublikum bestand aus Vertretern fast aller ostafrikanischen Völkerschaften. Man sah Suaheli, Wanguana, Watussi, Wanyamuesi, Manjema, Wadjiji, Watongwe, Waha, Wa-

rundi, Wanyaruanda usw. — Auffallend war der Umstand, daß die Eingeborenen Udjijis, vor allem die Sklaven, höchst spärlich bekleidet waren. Nur die Leibdiener und die Suria (Haremsweiber) der Händler waaren leidlich anständig angezogen. Die große Menge der Schwarzen begnügte sich damit, durch ein Stück Rindenstoff oder durch einen Lederstreifen ihre Blöße zu bedecken. Die sich über den Fremdling ihre Scherze. Da sich unter ihnen viele hübsche Gestalten befanden, so konnte man sich den selbst für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlichen Anblick schließlich gefallen lassen. Auf meine Frage, wie man denn auf diese Mode verfallen sei, wurde mir gesagt, die Araber Udjijis hätten im Manjemakriege so große geschäftliche Verluste erlitten, daß es ihnen jetzt

Bananen.

jungen Mädchen gingen zum Teil sogar im Evaskostüm einher, welches sich um so paradiesischer ausnahm, als es ihnen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein schien; denn während ich, bei unserem Gange über den Markt, in einer Art Verlegenheit, nicht wußte, wohin ich meine Augen wenden sollte, schauten mich die in ungesucht gefälligen Gruppierungen dort versammelten Schönen ganz unbefangen an, und machten, lachend und kichernd, augenscheinlich unter unmöglich sei, ihre Sklaven auszustaffieren. Baumwollenzeug sei zur Zeit im Orte kaum vorhanden. Sie könnten daher ihre Leute wohl ernähren, aber nicht kleiden. Die letzteren seien aber zu träge und zu indolent, um sich aus Fellen oder Bast Kleider zu verfertigen.

So reizvoll der Blick von oben auf die Stadt gewesen war, so häßlich sah sie in der Nähe aus. Straßen gab es in Udjiji nicht. Bald über Erdhaufen, bald durch Lehm-

gruben, bewegte man sich auf schmalen Pfaden, die bergauf, bergab, durch Schamben und Gärten die einzelnen Temben und Gehöfte verbanden. Auch ließ die Sauberkeit der Wege manches zu wünschen übrig. Häufig stieß man zwischen Busch und Grün auf menschliche Gerippe. Hier stolperte man über ein Schädelfragment, dort rutschte man auf einem Kinnbacken aus. Vor allem lag das zwischen Stadt und Seestrand sich erstreckende Gestade voll von Totengebeinen. Wenn dieser Übelstand die Fremden nicht genierte, — die Einwohner ließ er jedenfalls völlig kalt. — Kein Wunder, wenn ich von diesen Zuständen Udjijis, wo im Gegensatz zu manchem Negerdorfe sich ein roher, indezenter Ton breit machte, nicht sonderlich erbaut war. War mir doch in Ostafrika noch kein Ort vorgekommen, wo man auf Menschenwürde und Menschlichkeitsgefühl so wenig Rücksicht genommen hätte, wie in Udjiji. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß alle Verhältnisse um so ursprünglicher und um so wilder werden, je weiter man sich ins Innere von Afrika verliert. Nicht umsonst nennen sich die Eingeborenen, wenn sie sich in Sansibar oder an der Küste eingelebt, und dort Kultur und Zivilisation kennen gelernt „Wanguana", das ist: Gebildete.

Unter den die Ortschaft umsäumenden Schambabäumen ragten in erster Linie die wirklich prächtigen Ölpalmen hervor, welche, da sie in Menge vorkamen, der Landschaft ein charakteristisches Gepräge gaben. Häufig sah man auch Dattelpalmen und Baumwollbäume. Im übrigen fielen in dem Vegetationsbilde hauptsächlich die ausgedehnten Bananenanpflanzungen ins Auge.

Als wir nach Kassimbo wieder hinaufstiegen, zeigten mir meine Begleiter eine von dem Beludschen Mehidad bewohnte Tembe mit dem Bemerken, daß Major von Wißmann während seiner ersten Afrikadurchquerung acht Tage lang darin logiert habe.

Am Morgen des 22. August wohnte ich im Gehöfte des Walis Sabah bin Gem einem großen Schauri bei, zu dem alle Honoratioren und Häuptlinge der Ortschaft erschienen waren. In Udjiji, das meiner Schätzung nach etwa 8000 Einwohner zählte, befanden sich 17 bedeutendere Kaufleute, nämlich 8 Araber, 3 Beludschen, 1 Bajuni (Mombassa) und 5 Suaheli, welche infolge von Eifersüchteleien merkantiler Natur aneinandergeraten waren und drei feindliche Lager gebildet hatten. Die Ursache beruhte augenscheinlich darauf, daß es denjenigen Händlern, die durch den Manjemakrieg mit ihrem zahlreichen Gefolge über den Tanganikasee zurückgedrängt worden waren, in Udjiji an Ellbogenfreiheit fehlte. Wie überall in der Welt, so hatten auch hier Konkurrenzneid und Geschäftssorgen den Anlaß dazu gegeben, daß sonst ganz verständige Menschen anfingen, sich zu zanken. An der Spitze der Parteien standen die Araber Sabah bin Gem und Sef bin Raschid, sowie der Suaheli Salim wadi Muiniheri, der Sohn des verstorbenen Walis. Zwischen den Ernstgenommten wütete seit langem eine so erbitterte Fehde, daß ihre Leute sich zeitweise belagerten und beschossen, und sich wechselseitig bei zufälligen Begegnungen auf dem Marktplatze mit der blanken Waffe anfielen. Die dritte Partei unter Salim wadi Muiniheri hielt sich neutral, und suchte im Trüben zu fischen. Um diese „Zivilstreitigkeiten" zu schlichten und beizulegen, war ich hauptsächlich nach Udjiji gekommen.

Da die Kongolesen die Grenzen des Kongostaates gegen alle aus Deutschostafrika kommenden Karawanen hermetisch abgeschlossen hielten, so lag der Elfenbeinhandel im großen und ganzen darnieder. Eine Einfuhr von Elfenbein aus Manjema fand überhaupt nicht mehr statt, abgesehen von den seltenen Fällen, daß die Beamten des Kongostaates zu Mtowa einige Zähne herüberschickten, um Salz dagegen einzutauschen. Die Udjijikaufleute waren also bezüglich ihrer kommerziellen Beziehungen auf die diesseitigen Tanganikaländer angewiesen, und zwar in erster Linie auf Urundi, da sie mit Uha seit vielen Jahren auf dem Kriegsfuße standen und nach Ruanda überhaupt noch nicht zu reisen wagten. Teilweise befaßten sie sich

im Lokalverkehr mit dem Vertriebe von Palmöl. Andere wieder hatten den Handel vorläufig aufgegeben und lebten nur von den Erträgen ihrer Schamben.

Wenngleich im Schauri anfänglich die Geister hart aufeinanderplatzten, so gelang es mir doch, sie zu besänftigen und versöhnlich zu stimmen. Ich teilte den Händlern mit, daß durch die Anlage einer Militärstation in Udjiji für die Sicherheit des Tanganikagebietes Sorge getragen und in nächster Zeit auch Ruanda dem Handel zugängig gemacht werden würde. Persönlich versprach ich ihnen, ich würde auf meinem Rückwege nach Tabora durch Uha marschieren, um dadurch dieses Land dem Karawanenverkehr wieder zu eröffnen. Nachdem ich noch über die oben erwähnten Raufereien, denen mehrere Menschenleben zum Opfer gefallen waren, zu allgemeiner Zufriedenheit Entscheidung getroffen hatte, durfte ich schließlich die Klagesache als erledigt betrachten.

Nur die drei Parteioberhäupter fühlten noch das Bedürfnis, ihre Herzen zu erleichtern; denn nachmittags besuchten mich, natürlich jeder für sich, Sabah bin Gem und Salim wadi Muiniheri, um mir die Sachlage nochmals gründlich zu explizieren; und zur Nachtzeit, als ich eben zu Bett gehen wollte, noch Sef bin Raschid, um mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit Dinge zu erzählen, die ich schon längst wußte. Ich war herzlich froh, als ich endlich die Überzeugung gewann, daß die Gemüter sich beruhigt hätten.

Udjiji ist insofern ungünstig gelegen, als der Hafen äußerst flach und ungeschützt ist. Allerdings fiel dieser Umstand damals wenig ins Gewicht, da der Schiffsverkehr auf dem Tanganika ein sehr beschränkter war. Es gab am Platze nur acht Daus, die zum Teil sogar auf den Strand gezogen waren. Der Hauptbestandteil einer Udjijidau, die gegen 30 Menschen fassen soll, ist ein Einbaum, dessen Seiten durch Aufsetzen von Planken erhöht worden sind.

Da ich mich im Interesse der für Udjiji geplanten Militärstation nach einem geschützteren und tieferen Ankerplatz umsehen wollte, so riet mir Sef bin Raschid, auf seinem Segler nach der über Land zwei Stunden entfernten Bucht von Kigoma zu fahren. Mit Vergnügen auf diesen Vorschlag eingehend, begab ich mich am Morgen des 23. August mit Sef und einigen meiner Leute an Bord. Sefs Dau erwies sich als ein festes weitbauchiges Fahrzeug, das zwar funkelnagelneu aber einigermaßen schwerfällig und unlenksam war. Als ich den Besitzer nach dem Preise der Dau fragte, nannte er die Summe von 3000 Rupies. — Bei unserer Abfahrt wehte der Wind so sanft, daß wir uns kaum von der Stelle bewegten. Die anfangs einförmigen Ufer des Tanganyikas wurden allmählich steiler und pitoresker. Schroffe Felsen sprangen in die Flut vor, an denen sich in verschiedenen Höhenlagen der Seespiegel deutlich markiert hatte. Nach allem mußte zurzeit der Wasserstand ein sehr niedriger sein. Wir passierten Ras (Kap) Kituë und Ras Banguë. Trotz des klaren Wetters wurde die Ostbrise immer stärker; und schon flog unsere Dau, ganz auf der Seite liegend, mit ungeahnter Hast dem Norden zu. Bald hatten wir unser Ziel, die Kigomabucht, erreicht. — Als wir aber den Versuch machten, in den immerhin engen Hafen hineinzukreuzen, schleuderte uns eine plötzliche Bö so heftig in den See zurück, daß wir an dem an der nördlichen Einfahrt sich erhebenden Ras Schele beinahe gescheitert wären. Während Ruder und Stangen, durch die Wadjijimatrosen den Gesteinmassen entgegengestemmt, krachten und splitterten, glitt unser Fahrzeug an den von der Brandung umtosten Felsen vorüber. Obgleich mir, von der Küste des Indischen Ozeans her, stürmische Seereisen keineswegs unbekannt waren, so war mir doch eine so ungemütliche Daufahrt noch nicht vorgekommen; und ich zog es daher vor, mich den Tücken des Tanganikasees nicht weiter auszusetzen. Sobald wir uns dem Ufer wieder genähert hatten, ließ ich mich mit Sef und meinen Begleitern wieder an Land bringen, und marschierte zu Fuß nach dem Dörfchen Kigoma.

In einer Palmenschamba daselbst machten wir Rast und erlabten uns an Maiskuchen, kaltem Huhn, und Bananenpombe. Leider war es mir dort, trotz der großen Bananenfelder, nicht möglich, reife Bananen zu bekommen, da alle Früchte behufs Pombebereitung halbreif abgepflückt worden waren.

Der Hafen von Kigoma ist herrlich, und bietet der umliegenden Höhen wegen einen ausgezeichneten, von allen Stürmen gesicherten Ankerplatz. — Bevor wir den Rückweg nach Udjiji antraten, ging ich zur Bucht, um ein Bad zu nehmen, wurde aber unliebsamer Weise von den braven Wadjiji durch den Hinweis auf die häufig vorkommenden Krokodile davon abgehalten. Um wenigstens etwas zu tun, nahm ich einen Becher Seewasser zu mir. Das letztere fand ich, wenn auch ziemlich fade, so doch trinkbar. Von einem Salzgeschmack des Wassers jedoch, der sogar zu dem Namen Tanganika (Brackwasser) Anlaß gegeben haben soll, habe ich nichts verspürt.

Auf dem Wege von Udjiji zur Meeresküste liegen starke Salzquellen. Salz spielt, wie ich weiter vorn schon ausführte, im Binnenhandel Afrikas eine sehr große Rolle. Daher war es zweifellos ein sehr gesunder Gedanke, daß Hauptmann a. D. O. Schloifer [21]) diese Quellen in europäische Hand brachte, in die der „Zentralafrikanischen Seengesellschaft".

Wenige Tagemärsche östlich von Udjidji (am Ostufer des Tanganyikasees) liegt die Landschaft Uvinsa, im Flußgebiete des Mlagarasi und des Rutschugi. Dieses Land ist durch seine überaus reichen Salzquellen seit Jahrhunderten in Zentralafrika berühmt.

Tausende, ja zehntausende von Eingeborenen aus den benachbarten Ländern zogen alljährlich hierher; sie wohnten in leichtgebauten Hütten an irgend einer der zahlreichen Quellen, kochten in irdenen Töpfen die Sole, zahlten einen Teil des also gewonnenen Salzes als Abgabe an den Häuptling des Landes und brachten den Rest in die Heimat, teils zum eigenen Gebrauch — der Neger liebt Salz über alles — sowie für das Vieh, teils auch zu Handelszwecken. Das Salz war gut, aber naß und hatte eine dunkle Farbe.

Als ich die Dampferexpedition nach dem Tanganyika führte (1898—1901), wurde ich zuerst auf das Salz aufmerksam, obwohl damals noch infolge der ewigen politischen Unruhen sehr wenig von diesem kostbaren Artikel nach dem See gelangte. Bald wurde mir klar, daß die Sache eine große Zukunft habe. Und nachdem ich die „Hedwig von Wißmann" — ein Geschenk deutscher Kolonialfreunde für die Kolonie — dem Gouvernement übergeben und daraufhin den Reichsdienst verlassen hatte, pachtete ich die Uvinsa-Solquellen für die jetzt von mir gegründete Zentralafrikanischen Seengesellschaft auf die Dauer von 50 Jahren; die Gesellschaft bezahlt eine Pacht an das Reich und eine nicht unerhebliche jährliche Abfindung an die drei Häuptlinge von Uvinsa (welche zu den Verhandlungen mit mir gewöhnlich auf starken Sklaven angeritten kamen); dafür sind die Quellen natürlich für den allgemeinen Gebrauch geschlossen.

Die Maschinenfabrik des Herrn Feodor Siegel-Schönebeck baute ein Siedewerk für unsere Zwecke, das sich vorzüglich bewährt hat. Im Frühjahr 1902 wurde das Werk nach Ostafrika überführt und im Sommer desselben Jahres wanderten gegen tausend Träger mit eisernen Platten usw., dazu viele schwarze Handwerker unter drei europäischen Angestellten von Daressalam nach Uvinsa, zirka 3 Monate Marsch mit den Lasten. Ein Teil des Transports (die besonders schweren Stücke, z. B. die Schornsteinröhren) ging auf demselben Wege wie einstmals die Dampferexpedition über Chinde — Zambesi — Shire—Britisch Zentralafrika—Nyassa nach dem Tanganyika und dann von Udjidji aus nach Uvinsa, eine Reise von mehr als anderthalb Jahren.

Nachdem ich die besten Quellen auf ihre Ergiebigkeit hatte untersuchen lassen, wählte ich an der Nyansaquelle, nahe der Einmündung des Rutschugi in den Mlagarasi, einen Platz für den Bau der Saline und alsbald

erklang lustig in der Wildnis der Gesang der Äxte und Sägen.

Kriegerische Ereignisse, zwei überaus heftige Regenzeiten — beide Male vom Oktober bis Mai — lange Zeit Arbeitermangel, gänzlicher Mangel an brauchbarem Kalk (wir mußten die Kalksteine schließlich vom Süd-

Salzquelle mit der Pumpe.

Tanganyika beziehen, in wochenlangen Segelschiffahrten von Udjidji herauf und von hier dann mit Trägern nach der Saline schaffen), Hungersnot und schwere Krankheitsfälle unter den Europäern, von denen einer dem Klima erlag, verzögerten die Fertigstellung. Das steinerne Wohnhaus, etwas abseits auf halber Höhe eines Berges gelegen, mit entzückender Aussicht auf das Tal des Mlagarasi, wurde, kaum fertig gestellt, vom Blitze zerstört; es ist inzwischen neu aufgebaut worden.

Nachdem wir also große Opfer an Zeit und Mühe, Geld und Menschenleben gebracht, konnten wir dank dem unermüdlichen Eifer unserer Vertreter, den Salinenbetrieb endlich — in den letzten Tagen des März v. J. — eröffnen. Seitdem ist das Werk ganz ausgezeichnet im Gange.

Der Wanderer, der nach langer Reise durch den afrikanischen Busch vom Randgebirge des Mlagarasi einen Blick gewinnt auf das Tal, traut kaum seinem Auge, wenn er zu seinen Füßen plötzlich ein großes europäisches Werk sieht, regen Betrieb, ein Gewimmel von Menschen und einen riesigen Schornstein, der seinen Rauch in den blauen Himmel hineinpafft. Jeder, der die Anlage sieht, gibt neidlos zu, daß die Seengesellschaft hier ein Kulturwerk ersten Ranges geschaffen hat.

Produziert wurden im vorigen Sommer zirka 3000 Zentner im Monat; es kann aber zurzeit nicht annähernd so viel abgesetzt werden. Sollte diese Produktion einmal nicht mehr genügen, so kann die ganz enorm reiche Quelle bequem noch eine zweite Saline speisen; außerdem stehen der Seengesellschaft ja noch viele andere gute Quellen zur Verfügung.

Wir gewinnen das Salz jetzt auf folgende Weise: Die Sole wird mittels einer Pumpe aus der (inzwischen eingefaßten und überdeckten) Quelle aufwärts in eine Röhrenleitung und mittels dieser dann in die große Siedepfanne — im Hauptgebäude — geführt. Hier wird sie verdampft.

Das ausgeschlagene Salz, schön weiß, wie Tafelsalz, wird dann auf der Trockenpfanne getrocknet. Sobald es von der Trockenpfanne kommt, ist es zur Verpackung fertig.

Diesem Berufe, dem Packen, haben sich hauptsächlich die Eingeborenen von Uvinsa zugewandt, während die Leute von Uha lieber als Salzträger gehen. Die Packung besteht aus einer festen Hülle von Baumrindenbast, Blättern und Gras, in die das Salz nun hineingestampft wird. Ein solches Paket

wiegt 15 Pfund englisch, der allgemeine Name dafür ist Kihiga, Plural Vihiga. Nur für ganz weite Transporte, z. B. nach dem Nyassasee, werden Säcke verwendet.

Unsere Arbeiter und Träger werden fast ausschließlich in Salz ausgelöhnt; für eine bestimmte Menge von Brennholz, das angebracht wird, oder von fertig gebundenen Vihiga wird eine bestimmte Quantität Salz gezahlt. Die Träger erhalten von 4 Vihiga, die sie nach Udjidji tragen, eine als Lohn, zirka 2 Mark. Sie sind hiermit nicht nur sehr zufrieden, sondern sie würden für Geld überhaupt nicht zu haben sein, sie kommen eben nur des Salzes wegen. Unsere Unkosten werden durch diese Art der Bezahlung natürlich sehr verringert.

Das fertig verpackte Salz wird zum Teil in den beiden großen Magazinen an der Saline gestoret, die 50 000 Vihiga fassen. Ein Teil wird gleich an die schwarzen Händler verkauft, die im Laufe des Jahres eine förmliche Stadt auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses aufgebaut haben. Sie verkaufen nun wieder im kleinen (auf den Märkten oft in Häufchen für wenige Pfennige, manchmal mit Sand und Asche vermischt) oder sie tauschen Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Häute, Kautschuk, Wachs, selbst Elfenbein für ihr Salz ein.

Der größte Teil des fertigen Salzes geht aber mit den stets bereitstehenden Trägern gleich von der Trockenpfanne weiter nach Udjidji-Kigoma.

Ein großer Erfolg ist die glückliche Lösung der Trägerfrage. (An andere Transportmittel ist vorläufig nicht zu denken.) Dies ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Eingeborenen, die mich ja auch zum größten Teil kennen, zu den Angestellten der Gesellschaft — lauter alten Afrikanern, die sehr gut mit den Schwarzen umgehen — Vertrauen gefaßt haben. So bekommen wir allein aus einer Landschaft — aus dem Bergland Uha, nördlich von Gottorp — auf ausschließlich friedliche Weise 3000 bis 4000 Mann im Monat; manche gehen sogar zehnmal im Jahre für uns nach Udjidji. Diese Wilden, wirklich ganz rauhe Brüder, die sich der deutschen Herrschaft noch keineswegs unterwerfen, sondern der Militärstation oft zu schaffen machen, sind unsere besten Freunde.

In Udjidji und in Kigoma wird am meisten Salz abgesetzt. Hier gehen jeden Tag große Mengen an Araber, Inder und schwarze Händler ab, die damit nun wieder nach allen Richtungen losziehen, meist wohl in die volk- und viehreichen Länder Urundi und Uha. — Das Salz bringt wirklich Leben ins Land. Salz ist überall begehrt. Für Salz ist alles zu haben . . . Mein Boy Ali kaufte von der Gesellschaft Salz; für das

Die Dhau „Bismarck".

Salz ließ er Kühe in Uha einkaufen und die Kühe tauschte er wieder gegen Frauen und Mädchen um; schließlich hatte er einen solchen Harem, daß ich einschreiten mußte.

Angenehm ist es, daß die Händler stets bar bezahlen. Die Regierung hat seit Jahren dafür gesorgt, daß immer genügend Bargeld zu haben ist. Eine Bezahlung mit Stoffen und dergl. gibt es auf den Militärstationen und in deren nächster Nähe nicht mehr. (Im Kongostaat dagegen ist Bargeld ein seltener Gast.)

Von Udjidji bezw. von dessen herrlichem Hafen Kigoma (wo meine Frau vor anderthalb Jahren, während ich einen Eiltrip nach Deutschland machte, eine große, schöne Station

gebaut hat) kommen mit jeder Gelegenheit — mit dem Gouvernementsdampfer „Hedwig von Wißmann" (bei weitem das beste Schiff auf dem See), mit unserer großen arabischen Dhau „Bismarck" und mit anderen Fahrzeugen — bedeutende Ladungen Salz zur Verschiffung nach unseren anderen Niederlassungen am Tanganyika, nach Ussumbura, Rumonge, Katunka und Bismarckburg sowie nach dem Kongofreistaat hinüber.

Wir sind heute schon mit dem Absatz zufrieden, sind aber rege darauf bedacht, immer neue Absatzgebiete — Kongostaat, Nyassaland usw. — zu gewinnen.

Wenn erst eine Eisenbahn den Indischen Ozean mit dem Tanganyika verbindet, — was ich noch zu erleben hoffe — dann wird natürlich auch die Küste mit Gottorper Salz überschwemmt werden.

Während die Seengesellschaft soeben daran geht, ihre Goldfelder am Viktoria Nyansa nutzbar zu machen, kann sie bezüglich der Saline Gottorp sagen: Hier ist bereits eine kleine Goldgrube und zwar eine, die niemals versagt!

Nördlich vom Tanganyikasee, von der Grenze des Kongostaates nach Osten bis halbwegs den größten Binnensee Afrikas, den Ukerewe oder Viktoria Nyanza reichend, liegt das überaus fruchtbare und wohlhabende Ruanda. Die Bevölkerung ist hier nicht gleichartig, sondern die herrschende Rasse ist hochgewachsen, schlank, ziemlich hellfarbig und wird neuerdings von Merker zu den Präsemiten gestellt, während das niedere Volk zur Bantu-rasse gehört, also den ostafrikanischen „Negern". Zwischen diesem aber sitzt noch ein Zwergstamm, dessen Rassezugehörigkeit erst noch der Bestimmung harrt. Oberleutnant F. R. von Parish hat dies Land in seinen Tagebüchern geschildert, die von seinem Vater, Oskar Freiherr Parish von Senfftenberg[16]) veröffentlicht worden sind.

Am 26. September führt uns ein kurzer Marsch durch ein Gelände, das sich ganz plötzlich vom Hochgebirge zu einer leicht hügeligen Landschaft verändert, nach Nianja, zur Boma Mssingas. Auf den meisten Hügeln, welche sie umgeben, stehen kleine Baumgruppen (Grabplätze?). Die Boma besteht aus einem Konglomerat runder Höfe, deren jeder von einem Zaun eingefaßt wird. In jedem von ihnen steht ein Strohhaus für den Sultan, seine Weiber, seine ganze Umgebung usw. Man kann sich vorstellen, welchen Raum solche Boma bedeckt, und wie leicht man sich darin wie in einem Irrgarten verliert, da die Höfe alle untereinander kommunizieren, nach außen aber nur ein oder zwei Ausgänge vorhanden sind. Dieser Boma also näherten wir uns, nachdem wir zwei Sümpfe passiert hatten, durch welche aber durch Überdecken von Gras heute ein guter trockener Weg vorbereitet war. Voraus die Musik, die aus einer Trommel und einer Trompete bezw. Querpfeife bestand, ziehen wir in unser Lager ein. Hinter uns die in ein Glied aufmarschierten Askari, dann die Träger. Es erfolgen zu Mssingas Ehren drei Salven. Dann kommt Luabilinda, uns die Nachricht zu überbringen, Mssinga werde uns um Mittag aufsuchen.

Mssinga gehört wie fast alle Großen dieses Landes dem Watussistamme an. Diese Watussi sind ethnographisch hochinteressant. da sie einen ganz anderen Typus als alle anderen Negerrassen repräsentieren. Fast ausnahmslos groß, vielfach riesenhaft gewachsen (Mssinga selbst ist über 2 m, seine allmächtigen Onkel und Minister aber sind 2,12 und 2,14 m groß), haben sie feingeschnittene, meist hübsche Gesichtszüge mit beinahe ans Semitische (nicht Jüdische) anklingenden Typen. Über ihre Herkunft sind manche Hypothesen aufgestellt, und sogar mit Ägypten sind die Watussi in Verbindung gebracht worden. Es gibt deren auch in anderen Teilen der Kolonie, aber während sie hier in Uranda und im südlichen Urindi die Herrscher sind, befinden sie anderorts sich in untergeordneter Stellung als Viehhirten und Viehräuber. Offenbar von Norden kommend, haben die Watussi das Land und seine absolut anders geartete Bevölkerung, im Gegensatz zu den Siegern Wahutu genannt, unterworfen. Nun bilden

Typisches Gehöft eines Mussichefs.
(Die Vasallen erwarten das Erwachen ihres Herrn. Vorn links zwei umzäunte Kultusplätze.)

sie eine Art Adel, der erblich die Regierungsposten einnimmt. Ihnen gehört fast alles Vieh im Lande; d. h. eigentlich ist der Sultan dem Namen nach der alleinige Besitzer und überläßt es seinen Untergebenen nur zur Nutznießung, kann es auch jederzeit wieder einziehen. Den Feldbau verachten die Watussi, den sie ihren Leuten überlassen.

setze — und nun bot der zwischen der Boma und unserem Lager sich etwa 400 m sanft hinstreckende Hang ein merkwürdiges Bild. Inmitten eines Haufens von etwa 1000 Menschen, welcher dicht gedrängt den Hang von der Boma herabwogte, sah man Mssinga in einem Korb getragen, umgeben von den größten Watussi

Mssinga, Herrscher von Ruanda in Kosia und Festgewand.

Schon seit unserer Ankunft hatten sich viele Menschen bei der Boma angesammelt. Nach unserem Frühstück bemerkten wir in diesem mehr und mehr anwachsenden Haufen eine besondere Bewegung. Nach einer geraumen Weile hörten wir die rhythmischen Klänge einer großen Trommel — das Zeichen, daß Mssinga sich in Bewegung

des Reiches. Alle waren mit ihrer großen Hoftracht angetan, welche sie nur bei besonderen Gelegenheiten tragen. Bei Mssinga bestand sie aus einer aus weißem Fell verfertigten Kopfbedeckung, die am Rande in einem kunstlosen Muster mit Perlen bestickt ist. Ringsherum hingen, gleichfalls aus kleinen bunten Glasperlen verfertigt, 2 bis

3 cm lange Klunkern herunter. Diese fielen ihm beständig in die Augen, was ihm ein entsetzlich blödes Aussehen verlieh. Im übrigen trug er ausschließlich ein Ochsenfell, das nicht, wie sonst, um die Hüften, sondern tiefer getragen wird, und von welchem feingeschnittene Streifen ringsherum bis an die Füße herabhängen; um die Hüften Perlenschnüre, um die Arme eine Menge Ringe, um den Hals aus Perlen verfertigte und gemusterte Dawafläschchen oder sonstige Amulette, um die Unterschenkel bis zur halben Wade diverse Kilo Draht, so daß das Bein wie ein Elefantenfuß aussieht. Das ist die große Tracht des Ruandaherrschers. Die Watussi aus Mssingas Umgebung tragen statt dessen als Kopfbedeckung irgend einen kleinen Schmuck aus Perlen oder Metall. Es war der richtige Sultan, kein falscher; etwa 20 Jahre alt, ein hübscher Mensch. Er wie sein ganzer Stamm sind ein Riesengeschlecht; kaum einer, der kleiner als 1,95 m bis 2 m ist, während manche dies Maß um bedeutendes überragen. Besonders bei so massenhaftem Auftreten fällt das in die Augen. — Mssinga wurde in v. Beringes Zelt gebracht, wo er auf einer Kiste saß. Einige hochgestellte Watussi, darunter Luabilinda, hockten am Boden, andere standen in weiter Entfernung herum und hielten die Menge ab. Beim Verkehr Mssingas mit seiner Umgebung lassen sich die Rudimente eines gewissen Zeremoniells nicht verkennen.

Nach kurzer Zeit brach dann Mssinga mit all den Menschen wieder auf, da alle Schauris erst morgen, uud zwar bei ihm stattfinden sollten. Ein großer Teil der Watussi kam aber später in gewöhnlicher Tracht ins Lager zurück, um sich das Treiben dort anzusehen. So herrschte bei uns den ganzen Nachmittag reges Leben.

Die berufenen Zeugen blieben lange aus, so daß ich bis zum 2. Januar 1903 dort bleiben mußte. So hatte ich Gelegenheit, hier manches von Ruanda zu sehen und zu hören, wie auch über das Wirken der Missionare, zumal ich auch in Njundo so lange gewesen bin, mir ein Urteil zu bilden. Am wunderbarsten scheint es dem Neuling, mit welch geringen Mitteln eine Mission geschaffen wird. Die ganze Mission steht für eine minimale Geldsumme da. Alles wird von den drei Patres, die zur Errichtung einer neuen Mission auserlesen wurden, allein und ohne jede Hilfe geschaffen. Dabei stehen die Häuser, stehen die Mauern wie am ersten Tag, während ich in Afrika mit Hilfe von Fundis und Werkmeistern errichtete Gebäude kenne, die einzufallen beginnen, wenn sie gerade fertig sind. Die Räume sind luftig und weit, nach Norden und Süden (für Sommer und Winter) laufen breite Barafas. Die Kapelle ist primitiv, aber geräumig und mit Liebe und Geschmack durch bunte Stoffe und Blumen geschmückt. Von außen grenzt der große, gut gehaltene Küchengarten an, in welchem dank dem gesegneten Klima — es ist das schönste, das ich in Afrika kenne — alles in wunderbarer Üppigkeit gedeiht. Neben dem Garten stehen die Schlafsäle, in denen 400 Knaben wohnen, und die Schulhäuser, in denen sie, in Klassen geteilt, unterrichtet werden. Die Mission hat vor $1^1/_2$ Jahren mit dem Unterricht begonnen, und trotz der Kürze der Zeit ist der Erfolg unerwartet groß gewesen. Die vorgeschrittenste Klasse schreibt geläufig, kann Suahelleseu und ins Kiruanda übersetzen, wie sie mir auf beliebig gestellte Fragen in Kisuaheli antwortet. Sie addieren und subtrahieren fehlerlos, Multiplizieren und Dividieren sind begonnen. Sie beantworten einfache Fragen über europäische Länder und deren Hauptstädte. Im Deutschen kennen sie Ausdrücke für eine Reihe gebräuchlicher Gegenstände, können aber noch keinen Satz bilden. Das alles ist fast ohne Behilfe erreicht, da die Mission nur über einige Kisuahelibücher mit biblischer Geschichte verfügt. Mit Papier muß so sparsam umgegangen werden, daß der Schüler täglich nur einen kleinen Zettel erhält, dessen Ausfüllung seine Schreibstudien beendet.

Wattusikrieger.

Die Patres schreiben ihren großen, nicht in vielen anderen Gegenden erreichten Erfolg dem strebsamen, lernbegierigen und intelligenten Volkscharakter der Wahutu zu, die sie in dieser Richtung den Wahata an die Seite stellen. Am Sonntag wird allgemeiner Katechismusunterricht erteilt, zu dem meist an 1200 Eingeborene, oft aus

der Mission zu der Bevölkerung. Diese bringt oft ihre Leiden und Streitigkeiten vor die Patres. Mit großem Geschick wissen diese einen wohlwollenden scherzenden Ton zu wählen, der aber im gegebenen Augenblick ernst und streng wird; sie verstehen es gut, sich bei den Eingeborenen beliebt zu machen. So sah ich einen Pater stunden-

Lager am Njawaronga.

weiter Entfernung, kommen. Doch sagen die Missionare, daß die meisten nur Neugierde herzieht, und viele dann wieder wegbleiben. Diejenigen, die immer wiederkommen, werden von den Patres allmählich heraus erkannt, und aus ihnen rekrutiert sich eine Menge Schüler. Was ich noch hervorheben möchte, ist das gute Verhältnis

lang im Schweiße seines Angesichts eine alte Orgel drehen, um die im Zimmer, auf der Barasa und im Hofe dichtgedrängten Zuhörer zu unterhalten. Ein anderes Mal, es war Weihnachtstag, wurden Wettspiele veranstaltet, zu denen die Jugend der ganzen Gegend zusammengeströmt war. Es wurden erste und zweite Preise in jeder Gruppe

ausgeteilt. Ihr Einfluß erstreckt sich auf die ganze Gegend. Ich sah, wie auf Rat der Missionare Eingeborene ohne Befehl bessere Wege anlegten. Allerdings erstreckt sich dieser Einfluß bisher ausschließlich auf die Wahutubevölkerung, die Watussi halten sich allgemein der Mission fern. Es würde auch dem Watussi, der ohne Erlaubnis oder Befehl Mssingas sich den Weißen nähert, dies als Hochverrat ausgelegt werden und seinem Leben ein Ziel setzen.

— — — — — — — — — —

Bisher ist trockenes Wetter, was darum wichtig ist, weil wir große Sümpfe zu passieren haben werden. Am 8. Januar vor dem Abmarsch bestürmen mich Askari und Boys, einen Regenmacher, der in der Nähe wohnen soll, holen zu lassen und mitzunehmen, damit er uns nicht Regen und Hagel schicke. Halb in der Hoffnung, etwas Reelles zu sehen, denn Regenfundis lassen sich vor keinem Menschen, geschweige vor Europäern sehen, halb um meine abergläubischen Schwarzen zu beruhigen, schicke ich einen Askari und einen Eingeborenen, der seinen Aufenthalt kennen will, nach dem Zauberer aus. Während des Marsches bringt man mir dann einen harmlosen, zwölfjährigen Mhutububen, der eher nach allem anderen aussieht, als nach einem zünftigen Wettermacher. Befragt, was er kann, sagt er, er könne Regen verscheuchen, wenn der Regen aber nicht parieren wolle, dann ließe sich eben nichts machen. Trotzdem bleiben zwei meiner Watwaführer, die Träger, Askari, ja selbst die „aufgeklärten" Küstenboys von der übernatürlichen Begabung dieses kleinen chètiven Buben überzeugt. Jedenfalls ist ihnen die Sache unheimlich, und ihrethalben nehme ich den Buben noch mit. — Jeden Tag, den man durch den bergigen Westen Ruandas reist, möchte man sagen, daß man das landschaftlich Schönste gesehen hat. Heute glaube ich dies mit Recht behaupten zu können. Der heutige Weg führt die ersten zwei Stunden über Bergkämme. Jeden Augenblick öffnen sich von rechts und links die entzückendsten Blicke in absteigende Täler mit den wunderbarsten Formationen und der regellosesten Zeichnung ihres Verlaufes. Alle Hänge sind mit dichten Farnen bedeckt, die durch Üppigkeit und ihr schönes Grün dem Auge fast den fehlenden Wald ersetzen. Dann sehen wir unter uns das breite, tiefe Tal des Muschischite (rechter Nebenfluß des Njawarongo), links dasjenige des rauschenden, schäumenden Mutasomwabaches. Dann folgt ein unendlich romantischer Abstieg ins Tal des Muschuschite, den man unmittelbar unter dem Einfluß des Mutasomwa überschreitet (ganz seicht). Sodann führt der Weg steil bergan, und wir sehen weit hinaus auf die Urwaldberge. Nun aber folgt der Glanzpunkt des heutigen Tages, der tiefe, steile Abstieg ins Tal des Rukarara (rechter Zufluß des Njawarongo) und der noch viel mächtigere Aufstieg aus demselben. Alle Hänge sind hier mit einzelnstehenden, schlanken, hohen Bäumen bestanden, was dem Europäerauge unendlich wohltut, der Boden ist von Farnen bedeckt. Tief, tief unter uns der kristallklare, wasserreiche, wenn auch an unserer Übergangsstelle ganz seichte Rukarara. Hat man den hohen Berg erstiegen, so führt der Weg am Kamm eben fort, nach beiden Seiten weite Blicke bietend. Unweit der Urwaldgrenze schlage ich das Lager auf.

Ziehen wir von Ruanda und dem Viktoria Nyanza südöstlich zur Küste, so kommen wir durch den deutschen Teil des Masailandes, das nach Osten bis über den Kilimandscharo hinaus in die Steppen östlich des Paregebirges reicht. Die Masai sind ein reines Hirtenvolk, ganz anderer Art als die um sie herum wohnenden Negerstämme. Wild und kriegerisch, wie alle nomadisierenden Hirtenstämme, waren sie auch noch in den ersten beiden Jahrzehnten der deutschen Herrschaft der Schrecken all ihrer Nachbarn. Haben sie doch noch in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ihre Raubzüge bis vor die Tore von Tanga ausgedehnt. In den letzten Jahren ist ihre Kraft etwas gebrochen worden. Hauptmann Freiherr von Schleinitz[20]) hat von Ruanda ostwärts ihr Gebiet bis zum großen ostafri-

kanischen Graben, d. h. der ungeheuren, Ostafrika seiner ganzen Länge nach durchsetzenden Bruchspalte, durchzogen, auf deren Ostrande auch die alten Vulkane Kilimandscharo und Meru liegen.

Nach 280tägiger Reise, die mich, im Mai 1905 von Daressalam ausgehend, über den Tanganjika, den Kiwusee, durch Urundi bis Bukoba, um die südliche Hälfte des Viktoria-Njansa nach dem Offizierposten Schirati geführt hatte, war ich am 29. Februar in Ikoma eingetroffen. Nun lag das weite und unbewohnte Massaigebiet vor mir. Mein nächstes Marschziel war der Offizierposten Aruscha am Meruberge. Der zum Schutz gegen die Massaieinfälle errichtete Posten Ikoma liegt vollkommen sturmfrei von einer aus starken Ästen und Dornen hergestellten Boma umgeben auf einer der vereinzelten kleinen und kahlen Kuppen, die ziemlich steil aus dem sonst flachen Lande im Osten von Uschaschi aufsteigen. Fast unbegrenzt schweift das Auge nach allen Himmelsrichtungen über das mit niedrigem Busch bedeckte Land. Nur nach Südosten lagert sich ein höherer Bergrücken vor. Das Land ist nicht unfruchtbar. In dem am Fuß des Bomahügels von sachkundiger Hand angelegten Garten gedeihen Kaffeebäume, Gummi, verschiedene europäische Gemüse und Kartoffeln.

Der Marsch durch das bis zum ostafrikanischen Graben sich erstreckende, fast noch ganz unbekannte und wegelose Gebiet bedurfte in Betracht der großen, aus vier Europäern und rund 300 Köpfen bestehenden Karawane besonderer Vorsichtsmaßregeln. In erster Linie kam es darauf an, zuverlässige Führer zu erhalten, um die wichtige Frage des Erreichens von Wasserplätzen zu lösen. Dann mußte eine größere Zahl von Mehllasten mitgenommen werden, da wir darauf gefaßt sein mußten, etwa 14 Tage lang von den mitgenommenen Vorräten zu zehren. Der Bedarf an Fleisch schien durch die großen Wildmengen, die es dort geben sollte, sichergestellt. Diese Vermutungen bestätigten sich denn auch in der Folgezeit vollkommen

Für die Träger und Askaris hatte der Führer des Unteroffizierpostens Ikoma auf Grund eines schon einige Wochen vorher an ihn ergangenen Befehls etwa 50 Lasten Mehl, jede zu etwa 50 kg, bereitgestellt. Nun handelte es sich nur noch um Beschaffung der Führer. Doch auch dieses Geschäft wickelte sich verhältnismäßig schnell ab. Der Zufall kam uns noch insofern zu Hilfe, als wir tatsächlich den besten Führer in der Person eines in der Nähe von Ikoma sitzenden Händlers, eines Halbarabers, bekamen. Dieser hatte verschiedentlich das Massaigebiet durchquert. Außerdem hatte er noch einige Wanderobbo an der Hand, die infolge ihrer beständigen Streif- und Jagdzüge genau die ständigen Wasserstellen kannten.

Meine ursprüngliche Absicht, von Ikoma aus in südöstlicher Richtung über den Njarasa-(Eiassi-)See, durch Ngorongoro und Mutjek nach Aruscha zu marschieren, mußte ich aufgeben, da wir nach Aussage des Führers drei Tage lang kein Wasser hätten. Dagegen erbot er sich, uns in etwa achttägigem Marsch durch das Massaigebiet in die Landschaft Ssonjo (oder Ssalek) zu bringen, wobei er uns versicherte, daß wir jeden Tag reichliches Wasser bekämen. Die allgemeine Marschrichtung, die er uns mit der Hand angab, war etwa Osten. Dies war zwar nicht der direkteste Weg nach Aruscha, aber jedenfalls ein sicherer, und darauf kam es mir in Anbetracht der großen Karawane in erster Linie an.

Unsere Träger waren über unser Vorhaben, durch das Massaigebiet zu marschieren, anfangs nicht sehr erfreut; einmal fürchteten sie die Massai selbst und dann glaubten sie nicht recht an das Vorhandensein ständiger Wasserstellen. Schließlich kamen sie aber doch ohne zu murren mit, war doch auch der größte Teil von ihnen schon rund neun Monate mit uns umhergezogen. Und da sie nirgends Hunger und Durst gelitten hatten, glaubten sie auch diesmal unseren Worten.

Am Nachmittag des 3. März marschierte

ich von Ikoma ab; Marschrichtung nach dem Peilkompaß war SSO. Nach etwa $2^1/_2$stündigem Marsch durch flaches, mit Dornbusch, niedrigem Gras und vereinzelten Schirmakazien bestandenes Land erreichten wir das Wanderobbodorf Matschaga, aus einigen ärmlichen spitzkegelförmigen Hütten bestehend. Gutes Wasser wurde aus einem kleinen Wasserlauf geschöpft, der mit hohen, schattenspendenden Bäumen eingefaßt war. Hier gesellten sich auch unsere drei Wanderobboführer zu uns. Ihre anfängliche Scheu wich sehr bald, als sie ihren alten Bekannten, den Halbaraber Hidi, der schon von Ikoma aus mit uns marschiert war, bei der großen Karawane sahen. Es waren schlanke, sehnige Gestalten, denen man auf den ersten Blick ihre Blutsverwandtschaft mit den Massais ansah. In früherer Jahren von den Massais ihrer Viehherden beraubt und aus ihren Weideplätzen vertrieben, sind sie jetzt die bittersten Feinde der Massais geworden: Sie leben ausschließlich von der Jagd und essen lediglich Fleisch. Ihre Bekleidung und Ausrüstung besteht aus einem umgehängten Ziegenfell, Bogen und Köcher mit Pfeilen. Von letzteren führen sie vergiftete und unvergiftete, erstere mit einer eisernen mit Widerhaken versehenen Spitze, von verschiedener Schwere, je nachdem sie auf Antilopen, Raubtiere oder Dickhäuter schießen, letztere mit einer stumpfen Holzspitze, hauptsächlich zum Schießen von Vögeln. In dem Köcher führen sie außerdem noch ein Stück hartes Holz zum Feueranmachen.

Die Nacht war beinahe kalt zu nennen, und da es nach Aussage der Wanderobbo keine Moskitos gab, konnte ich ohne Moskitonetz schlafen.

Am nächsten Morgen um $4^1/_2$ Uhr brachen wir noch bei hellem Mondschein auf. Hatte es früher niemals an vereinzelten Nachzüglern gefehlt, so war das jetzt anders. Dicht angeschlossen marschierte jetzt die lange Reihe der Träger und Boys, am Anfang und Ende der langen Kolonne marschierte eine Anzahl von Askaris; ganz vorn gingen die Wanderobbo, dann folgten wir Europäer mit unseren die Gewehre tragenden Boys. Die gute Marschordnung verdankten wir der von uns ergangenen Warnung: „Wer zurückbleibt, wird von den Massais erschlagen." Ohne Weg und Steg ging es nun durch die Steppe. Die bereits am Abend zuvor von den Wanderobbo uns angegebene Marschrichtung war etwa OSO. Schnurgerade wurde sie von den Wanderobbo innegehalten, ohne daß sich im Gelände irgendwie markante Punkte boten. Von Stunde zu Stunde verglich ich auf dem Kompaß die Marschrichtung mit der uns ursprünglich angegebenen, aber nicht die geringste Abweichung ergab sich. Dieses instinktive Festhalten an einer bestimmten Richtung ist geradezu bewunderungswürdig und nur durch den ständigen Aufenthalt in der freien Natur und durch schärfste Beobachtung der Sonne möglich.

Das Land trägt ausgesprochenen Steppencharakter, fast durchweg ist es mit kurzem Grase, verkümmerten Sträuchern, Dornbusch und vereinzelten Bäumen, zumeist Akazienarten, bedeckt. Nirgends bietet sich ein Ruhepunkt für das Auge. Schon bald nach Sonnenaufgang kam Leben in die Natur. Teils einzeln, teils in Rudeln zeigten sich Thomson- und Grantgazellen, Hartebeeste, Leierantilopen und Zebras, auch vereinzelte Strauße waren sichtbar. Merkwürdigerweise zeigte sich das Wild wenig vertraut, ein Zeichen, daß die Wanderobbo kurz vorher hier gejagt hatten. Um so schwieriger wurde jetzt für uns die Jagd. Durchschnittlich schon auf 250 bis 300 m Entfernung mußte man seine Kugel anbringen, weil fast nirgends Deckung vorhanden war, und das Kriechen in dem spitzen und kurzen Gras und in den mit fingerlangen Dornen gespickten Büschen auch nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte. Dazu kommt ferner, daß die meisten Antilopenarten ungemein hart gegen Treffer sind. Ich habe mehr wie einmal Thomson-Antilopen, die etwa die Größe eines Rehbockes haben, erst nach dem dritten oder

vierten Schuß zusammenbrechen sehen, trotzdem sämtliche Schüsse im Hals und auf dem Blatt saßen. Auf Leierantilopen mit dem Gewehre 88 zu schießen, kann man beinahe als Patronenverschwendung bezeichnen. Zehn und mehr Treffer sind oft notwendig, um ein Exemplar dieser Gattung zur Strecke zu bringen. Kurz erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit, daß die Schädiger der Jagd in der Kolonie nur die Eingeborenen sind. Sie haben die Zeit dazu, dem Wild an den Wasserstellen und ständigen Wechseln aufzulauern und dasselbe ohne Unterschied von Alter und Geschlecht zu morden. Irgend ein Interesse an der Erhaltung des Wildstandes haben sie nicht. Ihr ganzes Bestreben geht nur dahin, möglichst viel Fleisch zu bekommen, von dem sie allerdings unglaubliche Mengen vertilgen können. Der einzelne Europäer schädigt die Jagd kaum, er hat in den meisten Fällen gar nicht die Zeit dazu. Zieht er als Reisender durch das Land, so wird er sich in der Regel darauf beschränken, nur wenig abseits vom Wege zu jagen, und hält er sich längere Zeit an einer wildreichen Stelle auf, so wandert das Wild weiter, und in der unmittelbaren Nähe der im Innern gelegenen Militärstationen gibt es in den seltensten Fällen Wild. Will man den Wildbestand in der Kolonie erhalten, so muß man dem Eingeborenen gründlich auf die Finger sehen. Selbst wenn ein einzelner Europäer einmal mehr schießt, als vielleicht gerade notwendig ist, so macht das bei der Menge des vorhandenen Wildes nicht viel aus, während die Eingeborenen große Kesseltreiben veranstalten und rücksichtslos morden. Erwähnen möchte ich ferner, daß die Jagd in Afrika nicht immer eine Erholung ist in dem Sinne wie zu Hause. Wer da glaubt, daß man sich nur die Büchse umzuhängen braucht, um nach einem kurzen Spaziergang durch den Busch schwerbeladen mit Beute heimzukehren, der irrt sich gewaltig. Auch die Menge des vorhandenen Wildes erleichtert das Treffen doch nur bedingungsweise, denn man muß durchweg auf größere Entfernungen schießen wie zu Hause. Der schlechte Schütze wird auch hier ohne Jagdbeute ins Lager zurückkehren, selbst wenn er Herden von Wild zu Gesicht bekommen hat. Auch die sengende Hitze in den Steppen trägt nicht gerade zur Erholuug bei. Aber ein Vergnügen ist die Jagd für den Jäger trotzdem.

Nach etwa fünfstündigem Marsch, während dessen mehrere Antilopen zur Strecke gebracht waren, schlugen wir an der Wasserstelle Ngodigimeni das Lager auf. Wir fanden reichliches und gutes Wasser, welches in langen, grabenartigen Vertiefungen stand. Nach Aussage der Wanderobbo soll während des ganzen Jahres hier Wasser zu finden sein. Infolgedessen ist das Gebiet rings um die Wasserstelle der Tummelplatz unzähliger Antilopen. Ich konnte mich hiervon während einer mehrstündigen Streife rings um das Lager in den Nachmittagsstunden überzeugen. Zebras, Gnus, Swalla- und Leierantilopen, Hartebeeste, Thomson- und Grantgazellen ästen in Rudeln von Hunderten friedlich beisammen. Daß auch das Raubwild hier zur Tränke zieht, davon konnten wir uns bei Nacht überzeugen. Hyänengeheul und Schakalgebell tönten die ganze Nacht, und auch die Stimme des Königs der Tiere wurde vernehmbar.

Um $4^3/_4$ Uhr am nächsten Morgen brach ich wieder auf. Etwa vier Stunden lang marschierten wir genau nach Osten, dann schlugen wir eine mehr nördliche Richtung ein. Die Landschaft trug zuerst noch reinen Steppencharakter und zeigte im wesentlichen dasselbe Bild wie gestern.

Nach etwa fünfstündigem Marsch erreichten wir das etwa 20 m breite, tief eingeschnittene und mit großen Steinblöcken bedeckte, aber trocken liegende Flußbett des Bololet. Dieser kommt aus dem englischen Gebiet und soll nach Aussage der Wanderobbo in einen in den Viktoria-Njansa mündenden Fluß, anscheinend den Mara, fließen Der Bololet scheint identisch zu sein mit

einem in der Kiepertschen und Moiselschen Karte verzeichneten, aber in das englische Gebiet gehenden Wasserlauf. Mit dem Erreichen des Bololet änderte sich das Landschaftsbild. Die Steppe ging in hügeliges Land über, großartige Steingruppen türmten sich auf, schöne, hochstämmige Baumbestände bedeckten das Land. Fächerartig zusammengestellte Borassuspalmen, weitgeästete Schirmakazien, Kandelaber-Euphorbien u. a. waren zu geschmackvoll geordneten Gruppen zusammengestellt. Große Schlingpflanzen zogen sich von Baum zu Baum, oft eine undurchdringliche grüne Laubmasse bildend. Stattliche Exemplare von Hundsaffen belebten das Bild, flüchteten mit Gebell, sobald die Karawane in die Nähe kam. Etwa zwei Stunden lang folgten wir nun im allgemeinen dem Laufe des Bololet aufwärts, bis wir die von den Wanderobbo Marti genannte Wasserstelle erreichten. Gewaltige Granitwände faßten große Teile des tiefeingeschnittenen Flußbettes ein, große Granitblöcke bedeckten die Sohle, zwischen und auf ihnen stand in großen Mengen schönes und spiegelklares Wasser. Daß auch diese Wasserstelle beständig von Tieren aller Art aufgesucht wird, bewiesen die vielen frischen Fährten in dem Flußsande. Auch fanden wir im Flußbett die Überreste eines vielleicht zwei Tage vorher von einem Löwen geschlagenen Wasserbockes. Da der Löwe zu der von ihm geschlagenen Beute zurückzukehren pflegt, so stellte ich abends meine Löwenfalle auf. Bei einer etwa zwei Stunden dauernden Streife um das Lager in den Nachmittagsstunden sah ich verhältnismäßig wenig Wild. Dieses zieht für den Aufenthalt bei Tage die freie und offene Steppe vor, weil es in ihr nicht so leicht vom Jäger wie vom Raubwild überrascht werden kann.

Die Nacht war kühl und verlief ohne Störung. Nur die Lagerwache behauptete, im Schein des Feuers zwei das Lager umschleichende Leoparden gesehen zu haben. Um 3 Uhr am nächsten Morgen marschierte die Karawane weiter. Ich selbst blieb noch mit einigen Leuten zurück, da die abends zuvor aufgestellte Löwenfalle am frühen Morgen verschleppt war, und ein Nachsuchen in der Dunkelheit doch zu keinem Resultat geführt hätte. Beim Tagesgrauen folgten wir dann den im Flußbett deutlich sichtbaren Einschnitten, welche die Falle durch das Fortschleppen hinterlassen hatte. Nach etwa 50 Schritten sahen wir in der Falle eine auffallend gelb gefärbte Hyäne, die wir im ersten Augenblick als Löwin ansprachen. Sie hatte sich vergebens bemüht, mit der etwa 30 kg schweren Falle am linken Vorderlauf den steilen Rand des Flußbettes zu erklettern. Ein Fangschuß streckte sie zu Boden, die Falle wurde wieder verschnürt, und wenige Minuten später folgten wir etwa um 6 Uhr der voraufmarschierten Karawane. Länger als drei Stunden marschierten wir in annähernd nördlicher Richtung, dem Laufe des Bololet auf dessen rechtem Ufer folgend. Etwa um 9 Uhr hatten wir die Karawane wieder eingeholt. Während der ganzen Zeit hatten wir in dem Bololet kein Wasser gesehen, und da wir auch keine Aussicht hatten, bei dem Weitermarsch am Fluß entlang Wasser zu finden, überschritten wir das sandige und mit kleinem Steingeröll bedeckte Flußbett und setzten den Marsch in etwa südöstlicher Richtung fort. Nach etwa $2^1/_2$ stündigem Marsch hatten wir den Bololet, der einen großen Bogen nach Norden und Osten beschrieben hatte, wieder erreicht. Hier hatte der Fluß wieder Wasser. Da inzwischen die Mittagsstunde herangekommen war, lagerten wir jetzt auf dem linken Flußufer. Die Wanderobbo nannten den Lagerplatz Hiriro, die Wasserstelle selbst Langadalotoro. Wie am Tage zuvor war auch hier sehr reichliches und gutes Wasser. Das wellige Gelände zeigte im allgemeinen den Charakter der Parklandschaft. Vereinzelte kleine Strecken waren mit kleinem Steingeröll und niedrigen Dornbäumen bedeckt. Auch heute wieder war nicht so viel Wild zu sehen wie in der freien Steppe. Auf Anraten unserer Führer wurde unmittelbar nach dem Eintreffen auf

Eine gefangene Zebraherde.

dem Lagerplatz eine Dornboma zum Schutz gegen einen etwaigen Überfall umherstreifender Massaihorden gebaut. Große, starke, mit fingerlangen Dornen dicht gespickte Äste und armstarke junge Bäume wurden mit Astwerk nach außen so fest und dicht aufeinander geschichtet, daß der so entstehende Verhau etwa 1½ bis 2 m hoch und 3 bis 4 m breit war. Ein schnelles Auseinanderzerren dieses Verhaues von außen ist unmöglich, ebenso ein Überklettern und Überspringen, so daß man in solcher Boma vor jedem Überfall absolut sicher ist. Diese Boma wurde kreisrund angelegt mit einem Durchmesser von 50 Schritten. An der Innenseite des Kreises standen in gleichen Zwischenräumen die vier Europäerzelte und zwischen diesen die Zelte der Askaris, so daß für den Fall eines nächtlichen Angriffs jeder sofort auf seinem Platze war. Lag auch eine direkte Veranlassung zu einer Gefahr nicht vor, so war Vorsicht doch immerhin geboten, und dies um so mehr, als die Anregung zum Bau der Boma von unseren Führern selbst ausgegangen war. Auch an den nächsten Tagen wurde das gleiche Verfahren beobachtet. Da alle Hände eifrig zugriffen, alle Äxte, Sägen und Seitengewehre in Tätigkeit traten, Dornbusch überreichlich vorhanden war, so dauerte die Arbeit nur etwas über eine Stunde. Dafür konnten wir uns dann während der Nachtstunden, in denen außerdem noch Posten durch das Lager patrouillierten, unbedingter Ruhe hingeben. In den Nachmittagsstunden wurde der übliche bewaffnete Spaziergang um das Lager gemacht, während dessen jeder von uns noch einige Antilopen erlegte. Oberleutnant Wendland hatte noch ein Rencontre mit einem starken Rudel wilder Hunde. Leider gelang es ihm nicht, einen von diesen schlimmsten Räubern der Steppe zu erlegen. In starken Rudeln jagen sie gemeinsam, ihre Opfer einkreisend. Auch der Löwe vermeidet es, mit ihnen in allzunahe Berührung zu kommen. Mit Eintritt der Dunkelheit wurde der einzige Ausgang des Lagers geschlossen, und auf dem engen Raum entwickelte sich ein reges Leben, wie in einem Ameisenhaufen, bis diesem durch das Hornsignal Ruhe geboten wurde. Ohne Störung verlief die Nacht, die Temperatur war kühl und erfrischend und ebensowenig wie an den vorhergehenden und den nachfolgenden Tagen wurde man von Moskitos belästigt. Um 5 Uhr 35 Min. ging es am nächsten Morgen wieder in Richtung ONO. Den Bololet ließen wir zur Linken; von Norden kommend, läuft er am Ostrand eines bedeutenden, mit großem Steingeröll und niedrigem Gestrüpp bedeckten Höhenrückens entlang, der in seinem südlichen Teil von den Wanderobbo der Dönjo Langusa, in seinem nördlichen Nekarianduo genannt wird. In langgezogenen flachen Wellen breitet sich der Rand nach Osten hin aus, einzelne Strecken völlig frei, nur mit kurzem Grase, andere mit niedrigem Busch oder mit Schirmakazien, Euphorbien, Borassuspalmen und anderen Bäumen bedeckt.

Zahlreicher zeigte sich heute wieder Wild. Hartebeeste, Elen-, Swalla- und Leierantilopen, Thomson- und Grantgazellen, Zebras und Giraffen belebten das Landschaftsbild. Nach vierstündigem Marsch erreichten wir den Ausläufer einer großartigen, aus gewaltigen Granitböcken gebildeten Mauer von vielleicht 40 bis 50 m Höhe, die in Richtung Nord zu Süd das Land durchschneidet. Ganz unvermittelt steigt dieser gewaltige Granitwall aus der Steppe empor. Zwischen den einzelnen großen Granitblöcken wucherten Schlingpflanzen und Dorngestrüpp, auch vereinzelte Euphorbien hatten Wurzel geschlagen. Eine einzige tief eingeschnittene Lücke, bedeckt mit niedrigen Bäumen und mit auf grüner Grasnarbe verstreut umherliegenden Steinen führt engpaßartig hindurch.

An diesem natürlichen Felsentor sprudelt eine zu jeder Jahreszeit reichliches und gutes Wasser liefernde Quelle unter den Granitblöcken hervor. Das Wasser sammelt sich in einer etwa 10 m langen und etwa 5 m breiten Vertiefung, die ringsum mit

frischem, grünen Gras bedeckt ist, gleichsam eine Oase in dem Steingeröll. Die Wanderobbo nennen diese Wasserstelle Orgoß. Da die nächste Wasserstelle zehn Stunden weiter nach Osten liegen sollte, lagerten wir trotz des erst vierstündigen Marsches. Unsere Führer erzählten mir, daß diese Wasserstelle von den Massais auf ihren Raubzügen mit Vorliebe aufgesucht würde, da sie, wie schon erwähnt, mit Sicherheit zu jeder Jahreszeit hier Wasser fänden. Auch weisen. Am Nachmittag kurz vor Sonnenuntergang sah Oberleutnant B. in unmittelbarer Nähe des Lagers zwei starke Löwinnen hoch oben auf den Felsen. Leider gelang es ihm nur, eine von ihnen krank zu schießen. Eine Nachsuche war, da die Dunkelheit inzwischen eingetreten war, ausgeschlossen, und auch am nächsten Tage nicht möglich, da wir mit Rücksicht auf den zehnstündigen Marsch schon um 2 Uhr morgens aufbrechen wollten. Ich ließ auch hier meine

Gefleckte Hyäne (Hyaene arocuta Zimm.)

hier wurde wieder eine feste Dornboma angelegt. Diesmal auch zum Schutz gegen Löwen und andere Raubtiere, denen die zwischen den Felsen liegenden Löcher und Höhlen nur gute Schlupfwinkel bieten. Günstigere Existenzbedingungen kann es in der Tat für die großen Raubtiere kaum geben. Herdenweise zieht das Wild hier zur Tränke, und aus allernächster Nähe und sicherem Versteck können die großen Katzen ihre Beute beschleichen und anspringen. Daß wir mit unserer Vermutungen recht hatten, sollten die nächsten Stunden be- Falle aufstellen, leider vergeblich. Am nächsten Morgen war die Falle verschleppt, so daß sie erst nach längerem Suchen gefunden wurde. Schließlich fanden wir sie zugeschlagen und zwischen den eisernen Bügeln eine Menge gelbe Haare eingeklemmt, die entweder von einer Hyäne oder einem Löwen stammten. Wieder war die Nacht ohne Störung verlaufen. Als wir um $2^1/_2$ Uhr früh bei empfindlicher Kühle aufbrachen, strahlte die Mondsichel noch ebensoviel Licht aus, daß man leidlich schnell über das weg- und steglose Land ziehen konnte. Die

Marschrichtung war ziemlich genau O. Lautlos und dicht aufgeschlossen marschierte die lange Reihe der Karawane, nur bisweilen wurde die nächtliche Stille durch einen von Mund zu Mund sich fortpflanzenden Ruf unterbrochen, wenn ein tief eingeschnittener Erdspalt die Marschrichtung kreuzte, oder wenn der Ruf eines Nachtvogels ertönte. Bisweilen sprang auch wohl ein im Schlaf überraschtes Tier dicht bei der Karawane auf, um dann mit wenigen flüchtigen Sprüngen in dem dämmernden Licht zu verschwinden. Nach Aussage der Führer sollten wir bald nach Verlassen des Lagers eine große, vollkommen freie, nur mit niedrigem Gras bedeckte Steppe erreichen. Doch Stunde um Stunde verrann, und immer noch zogen wir durch dichten, niedrigen Dornbusch. Vereinzelt hoben sich große Granitgruppen gegen den nächtlichen Himmel ab. Auch an einzelnen höheren Bäumen fehlte es nicht, von denen vielfach bei unserer Annäherung Perlhühner mit lautem Flügelschlag aufstiegen.

Um 5 Uhr begann die Mondsichel und die Sterne zu verblassen. In der Marschrichtung brach langsam das Frührot durch, und ein grauer Dunstkreis blieb über dem Horizont liegen. Als um 6 Uhr gelblichrot der Sonnenball aus dieser Dunstzone aufstieg, rasteten wir am Rande der uns von den Führern angekündigten, nur mit niedrigem und trockenem Gras bedeckten Steppe. Nach Osten hin wurde sie durch einen hohen und in dem Morgennebel nur undeutlich sichtbaren Berg, den Leminingoi, abgeschlossen, an dessen Fuß wir lagern sollten. Die Temperatur war empfindlich kalt, so daß unsere Führer und einzelne Gruppen von Trägern trotz der nur 20 Minuten währenden Rast schnell ein Feuer machten.

Etwa 500 m nördlich von uns stieg ziemlich unvermittelt etwa 130 bis 200 m hoch aus der Steppe ein breiter Bergrücken auf, der sich nach N und NO hinzog. Die Wanderobbo nannten diesen Höhenzug Leginga und die vor uns liegende Grassteppe Nguatager. Zur Regenzeit soll die ganze Steppe unter Wasser stehen, jetzt war es ein ödes, ausgetrocknetes und zerrissenes Erdreich, das mit spärlichem Graswuchs bedeckt war. Das Marschieren darauf war auch nicht sehr angenehm, da der dürre Erdboden für den Fuß keinerlei Halt bot; bei jedem Schritt glitt der Fuß auf der losen Oberfläche aus. Bald nach der Regenzeit soll hier sehr gute Viehweide sein.

Je weiter wir nach Osten marschierten, um so mehr trat der Leginga genannte Höhenzug zurück. Auch nach Süden hin lagen in größerer Entfernung Höhenzüge bzw. einzelne höhere Kuppen. Wild zeigte sich nur wenig, ein vereinzeltes Gnu, eine Giraffe oder einige Leierantilopen wurden auf weitere Entfernung sichtbar. Nach $2^1/_2$ stündigem Marsch erreichten wir das trockene Flußbett des von NO kommenden Langatulengatuni. Das Flußbett ist etwa 4 bis 5 m tief eingeschnitten, etwa 20 m breit und auf beiden Seiten mit mittelhohen Bäumen eingefaßt, so daß man seinen Lauf weithin durch die Steppe verfolgen kann. Etwa 1 km oberhalb unserer Übergangsstelle standen noch zerfallene Hütten früherer hier seßhafter Wanderobbo. Unmittelbar nach Überschreiten des Flußbettes änderte sich das Landschaftsbild wieder. Dicht am Rande des Flußbettes lagen einige wiesenartige Grasflächen, und in ihnen einige Wasserlöcher mit leidlich gutem Trinkwasser. Die kahle Steppe verschwand, Busch und niedriger Baumwuchs gewannen wieder die Oberhand. Starke Rudel von Elenantilopen kreuzten mehrfach unsere Marschrichtung, Herden von Zebras wurden flüchtig bei unserer Annäherung, vereinzelte Busch- und Riedböcke, Swallaantilopen, dann wieder Herden von Gnus, Thomson- und Grantgazellen, auch vereinzelte starke Schweine, gravitätisch einherschreitende Giraffen und Strauße erfreuten das Jägerherz. Alle aber hielten sich in respektvoller Entfernung von der Karawane, so daß wir, um zum Schuß zu kommen, zum Teil recht bedeutende Umwege machen mußten.

Um 10 Uhr hatten wir das Steppenland durchquert, überschritten das steinige Flußbett des Pininje oder Ngariniro und lagerten auf dessen linkem Ufer am Fuß des oben erwähnten Lemiringoi.

Der Pininje kommt, klares und kaltes Wasser führend, wahrscheinlich aus englischem Gebiet, läuft zuerst eine Strecke nach dem Süden, um dann nach Osten auszubiegen und dem Natronsee Guasso Njiro zuzufließen. Der Flußlauf bildet eine scharfe Grenzlinie zwischen der Steppe und dem Gebiet des ostafrikanischen Grabenrandes. Auf der einen Seite kurzes, trockenes Gras, niedriges Buschwerk, einzelne Baumgruppen auf flachem, welligem Gelände, auf der anderen ausgesprochenes Bergland, bedeckt mit hohem Baumbestand, vermischt mit dichtem Unterholz und Busch auf saftiger, grüner Grasnarbe. Vielfach hat das Land hier auch den Charakter der Parklandschaft.

Auch dieser Lagerplatz wurde noch durch eine Dornboma gesichert. Am Nachmittag entwickelte sich in nächster Nähe des Lagers in der Steppe ein belebtes Bild. Wild aller Arten zog in buntem Gemisch zur Tränke nach dem Pininje. Nur derjenige, der die Wildmengen hier gesehen hat, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie wildreich ein Land sein kann. Daß das Wild sich hier noch in solchen unzähligen Mengen aufhält, ist nur dem menschenleeren Gebiet zu verdanken. Die Massai üben keine Jagd aus, und die Wanderobbo jagen im Verhältnis zu dem großen und unbewohnten Gebiet, in so kleinen Trupps, daß sie das Wild wohl beunruhigen, aber den Wildbestand nicht vernichten können.

Nach empfindlich kühler Nacht brachen wir am nächsten Morgen um 5½ Uhr auf. Nach Aussage der Führer sollten wir an diesem Tage wieder auf eine Ansiedlung von Wanderobbo stoßen und damit die Landschaft Sjonjo oder Sjalek erreichen. Auch die Marschrichtung, scharf nach Südosten, sollte uns endlich dem Dönjo Ngai näherbringen. Bald nach Verlassen des Lagers sahen wir von einer kleinen Kuppe aus den Spitzkegel des Dönjo Ngai, allerdings nur in verschleierten Umrissen. Kurze Zeit darauf hatten wir einen von Norden kommenden und anscheinend ziemlich viel betretenen Fußpfad erreicht. Diesem folgten wir nun in südöstlicher Richtung. Zur Linken begleitete uns ein steiler Höhenzug, die Fortsetzung des Lemiringoi. Der Fußpfad kommt aus der Landschaft Nguruman und verbindet diese mit Sjonjo. Führte uns der Weg zuerst durch eine üppige Parklandschaft, die durch Antilopen und zahlreiche Schwärme von Perlhühnern bedeckt wurde — auch ein Nashorn schnaufte plötzlich unmittelbar bei der Karawane, ohne jedoch sichtbar zu werden —, so zog er sich in seinem weiteren Verlauf durch dicht verwachsenen, mit üppigen Schlingpflanzen, Riesenfarnen und Buschwerk vermischten Laubwald. Die bunte Blütenpracht und das frische, üppige Grün standen in scharfem Kontrast zu der dürren Steppenlandschaft vom Tage zuvor. Oft genug mußten Buschmesser und Seitengewehre in Tätigkeit treten, den Trägern das Durchkommen zu ermöglichen. Das Laubdach und das Gerank der grünenden Äste war oft so dicht, daß kein Sonnenstrahl das Dunkel erhellte. Zwischendurch schlängelte sich eine Reihe von Bächen mit spiegelklarem und kaltem Wasser. Dem Laufe des größten derselben, des Lemegumune, folgte der Weg eine längere Strecke. Hier trafen wir auch einige uns begegnende Wanderobbo. Von ihnen hörten wir, daß einen Tagemarsch von uns entfernt mehrere Europäer und Askaris säßen, um eine Boma zu bauen. Unsere Vermutung, daß es sich um eine Abteilung der Kompagnie von Moschi handelte, die in der Landschaft Sjonje zum Schutz gegen Massaieinfälle einen neuen Posten anlegen sollte, erwies sich am nächsten Tage als richtig.

Als wir aus dem dichten Busch heraustraten, lag vor uns ein welliges, mit vereinzelten Bäumen, niedrigen Büschen und kurzem, grünem Gras bedecktes Land. Nach einem längeren Aufstieg bot sich uns von einem langgezogenen Bergrücken aus,

es war inzwischen etwa 10½ Uhr geworden, ein großartiges Panorama.

Nach Südosten hebt sich scharf und deutlich der Dönjo Ngai ab, von der Spitze bis auf etwa die halbe Höhe des Nordabhanges liegt wie ein großer Gletscher eine grauweiße Schicht Asche, ein Zeichen, daß das Innere des Berges bis noch vor einigen Jahren tätig war. Deutlich sind mit einem Glase die tiefen Risse und Furchen in der Lava sichtbar. Ganz unvermittelt steigt der Dönjo Ngai aus einer Niveauhöhe von etwa 650 m bis über 2000 m hoch auf. Weiter nach Osten und Nordosten hin, durch ein weites und tiefes Tal getrennt, erheben sich die hohen Geleiberge. Diese ganz massige Bergkette wird von dem etwa 4000 m hohen Nguroto überragt. Der ganze Bergstock der zerrissenen und zerklüfteten Geleiberge wirkt um so imponierender, als er fast senkrecht aus dem wie flüssiges Blei flimmernden Natronsee Guasso Njiro aufsteigt.

Wie ein großes Schneefeld glitzert im Sonnenlicht das mit den Natronrückständen bedeckte Vorland des Guasso Njiro. Ungemein steil fällt auch zu diesem der Rand des ostafrikanischen Grabens ab. In äußerst beschwerlichem, einstündigem Marsch über bunt durcheinander gewürfeltes, bald großes, bald kleines Steingeröll stiegen wir den steilen Grabenrand hinunter. An tief eingeschnittenen Schluchten und Steilabfällen entlang führt der Weg, der oft nur mit größter Vorsicht zu passieren war. Tief unten in den Schluchten stehen großartige Waldbestände, auf deren grünes Laubdach wir herabsahen. Wunderbar war der Farbenkontrast zwischen dem lichtblauen Himmel, den graubraunen, Hunderte von Metern tiefen und senkrechten Felswänden, zwischen dem grünen, in den verschiedensten Abtönungen schimmernden Laubdach und der großen, glitzernden Fläche des Guasso Njiro Als wir die Waldzone erreicht hatten, breitete sich das Laubdach so dicht und undurchdringlich über uns aus, daß man trotz der Mittagshitze lange Strecken barhäuptig gehen konnte. Um 12 Uhr lagerten wir am Fuße des Grabenrandes im Schatten eines vereinzelten Urwaldriesen an dem aus einer der vielen Schluchten herausströmenden Letamunge.

Das fast noch unbekannte Massaigebiet lag hinter uns, ein Gebiet, das zu durchwandern, ich jedem waidgerechten Jäger nur wünschen kann.

Eine genauere und eingehendere Beschreibung der Masai selbst und ihrer Sitten gibt uns Hauptmann M. Merker[14]), der acht Jahre unter ihnen gelebt hat, und zurzeit wohl der beste Kenner dieses Volkes ist. Zuerst schildert er ihre Kraale und Hütten.

In der Nähe einiger Schattenbäume und eines kleinen Baches liegen in der glühend heißen Steppe die Masaidörfer verstreut. Es sind kreisrunde Kraale (eŋg áñ, ŋg aniti oder eŋg anása, ŋg anás), die durch einen Ring eng aneinander gebauter Hütten (eŋg adji, ng adjidik) gebildet werden. Ein Kraal enthält zwanzig bis fünfzig Hütten. An zwei gegenüberliegenden Stellen befinden sich die drei bis vier Meter breiten Eingänge (en gischomi). Da die Masai als Nomaden an einem Ort immer nur solange wohnen bleiben, als sie gute Weide für ihr Vieh haben, so werden die Hütten aus überall erhältlichem Material leicht und flüchtig gebaut. Der Hüttenbau liegt, wie jede Arbeit im Kraal, den Weibern ob. Nachdem der Platz für die einzelne Hütte von Gras und Gestrüpp gesäubert und dann geebnet ist, wird der spiralig-ovale Grundriß festgelegt, indem ihn das Weib mit dem Fuß in den Erdboden kratzt. Hilfsmittel zum Messen werden dazu nicht gebraucht; dem Weib, welches schon als Kind der Mutter bei dieser Arbeit geholfen hat, genügt das Augenmaß. In den Grundriß werden in fußlangen Abständen ungefähr 1½ m lange Pfähle (ol ōmi, el ōm) in den Erdboden gesteckt und mit daumendicken Querruten (ol gereni, el gerenen) bis zu Meterhöhe gitterartig verbunden. Dann werden in der Längsdiagonale sieben bis acht Stützen (em bogischi) eingegraben, über die man von einem Ende

der Hütte bis zum andern eine Längsstange (ol ereschena, el ereschenan) legt. Über diese werden Pfähle gewölbt und die einander gegenüberstehenden Enden mit Papyrusgras (es sedja) zusammengebunden. Durch Zwischenflechten fingerdicker Ruten (en jaschoi, n jascho) werden Wände und Decke dichter gemacht. Das gitterartige Gestell ist ungefähr 1½ bis 1¾ m hoch, 4 bis 5 m lang und 3 m breit. Zum Eindecken dienten, bevor die Rinderpest ums Jahr 1890 unter dem Vieh wütete, hauptsächlich Rinderhäute. Jetzt, wo die Masaiherden gegen früher verschwindend klein geworden sind, wird das Rutengestell zuerst mit einer 15 bis 20 cm dicken Schicht von trockenem, langhalmigen Gras (ol gudjeda oder el godjeda) bepackt und dies dann zolldick mit frischem Rindermist (e modjei, modiok) bestrichen. Zum Schutz gegen starken Regen legt man zeitweise noch getrocknete und enthaarte Rinderhäute darauf. Dem durch die Türöffnung (en gutok eng adji — der Mund der Hütte) Tretenden strömt dicker Rauch drei in Kleeblattform zueinander liegende Steine bilden. Gutes Brennholz ist rar in der Steppe, man muß daher das qualmende Reisig benutzen. Am entgegengesetzten Ende der Hütte ist die Schlafstätte für das Weib (e ruat kete — kleines Bett) und daneben die für den Mann (e ruat kitok — großes Bett). Beide sind durch ein Gitterwerk von Pfählen und Ruten, welches mit Gras und Rindermist wie die Hüttenwände bekleidet ist, voneinander und von dem übrigen Hüttenraum abgeschlossen. Von letzterem vom nahen Herd (eng ema) entgegen, den führt in jeden dieser Verschläge ein besonderer Eingang. Das Lager besteht aus einem Polster von trockenem Gras, worüber zwei enthaarte und getrocknete Rinderhäute gebreitet sind. Gegenüber der Tür befindet sich ein kleines Gehege (ol ale l el ascho) wo hinein junge Kälber während der Nacht gebracht werden. Oft findet sich neben der Tür noch ein zweites Gehege (ol ale l ol

Wadschagga.
Die zu den Bantu gehörige Negerbevölkerung des Kilimandscharo.

balelon) für junge Ziegen und Schafe, wenn diese nicht in kleinen an oder auf die Hütte gebauten Ställchen untergebracht sind. Die Türöffnung der Hütte wird nachts durch eine davor gehängte Rinderhaut oder einen halb hereingezogenen Dornenast verschlossen.

Die einzelnen Hütten stehen sehr eng aneinander. Der Raum zwischen zweien beträgt kaum einen halben Meter, so daß der ganze Hüttenring bis auf die Eingänge geschlossen erscheint. Zum Schutze gegen wilde Tiere und Feinde wird der Kraal mit einem starken Verhau von dornigen Akazienästen

Hütten der Wadschagga.

umgeben, womit auch die Eingänge verbaut werden, nachdem das Vieh von der Weide zurückgekehrt ist. In dem von den Hütten eingeschlossenen Platz findet sich ein ringförmiger Dornenverhau, in dem das Vieh während der Nacht steht; Großvieh, Kälber und Kleinvieh werden durch Dornenverhaue voneinander getrennt, und die Hütten werden oft durch herumgelegte Dornenäste vor Beschädigung durch die Rinder geschützt.

Man unterscheidet Kraale für die Verheirateten (eńg ań el moruak) und solche für die Krieger (ol manjata). Im ersteren wohnen die verheirateten Männer (ol moruo, el moruak) mit ihren Familien, in letzterem die Krieger (ol morani, el moran) mit ihren Müttern und den halb erwachsenen unbeschnittenen Mädchen (en dito, n doje). Manchmal findet man auch mehrere Kraale in einem zusammen gebaut. Verfasser fand ein Dorf, das aus fünf aneinander gebauten Kraalen bestand, wovon drei El moruo-Kraale waren. Um den ganzen Kraalkomplex zog sich ein dichter Dornenverhau.

Sodann beschreibt Merker das Leben innerhalb der einzelnen Kraale.

Über dem Kraal der Verheirateten (eńg ań ol moruak) liegt meistens eine Atmosphäre von Stumpfsinn und Langeweile. Nur an mondhellen Abenden unterhalten sich die Frauen mit Gesang, besonders wenn einige zum Besuch da sind und den Anstoß zur Fröhlichkeit geben. Frauen und Krieger tanzen in getrennten Gruppen. Beim Tanz stellen sich die Frauen in Linie auf, bewegen sich eine kurze Strecke vorwärts, machen dann „rechtsum" und tanzen in kurzen Schritten in Reihe auf den alten Platz zurück. Nur bei Festlichkeiten tanzen auch die verheirateten Männer, doch für sich allein. Der Text des begleitenden Gesanges nimmt natur-

gemäß auf das hier herrschende Leben Bezug.

Sonst herrscht im Familienkraal nach Eintritt der Dunkelheit Ruhe; die Leute sitzen bei gutem Wetter noch eine Weile vor den Hütten, schweigend oder sich leise unterhaltend und begeben sich schon gegen 8 oder 8½ Uhr zur Ruhe.

Noch vor 12—14 Jahren, ehe die Masai durch zwei große Seuchen ihren ungeheuren Viehbesitz verloren, hatte jede Familie ihren eigenen Kraal; jetzt wohnen dagegen fast überall mehrere Familien zusammen.

Morgens beginnt das Leben gegen 4 Uhr, zu welcher Zeit die Weiber die ganz jungen Kälber aus den Verschlägen holen und zu den Kühen bringen, wo sie bis zum Austrieb bleiben. Mit Tagesanbruch fängt dann das Melken an, wozu sich alle Frauen einfinden. Nach Beendigung desselben wird das aus frischer Milch bestehende Frühstück eingenommen. Milch, Suppen und dünnen Brei trinkt man aus Kürbisflaschen; konsistentere Speisen führt man mit der Hand in den Mund. Fleisch wird mit einem Messer halb abgeschnitten und mit den Zähnen vollends abgerissen. Die Hände werden vor der Mahlzeit nicht gewaschen. Schmalzen und Aufstoßen während des Essens gehört zum guten Ton. Männer und Frauen essen getrennt, haben auch ihre besonderen Eß- und Trinkgefäße. Die der letzteren werden von den Kindern mitbenutzt. Will der Mann in der Hütte essen, so hat die Frau dieselbe vorher zu verlassen.

Ist das Vieh aus dem Kral auf die Weide getrieben, so beginnen die Weiber und Kinder mit dessen Reinigung. Dann wird in den Hütten Feuer angemacht und darauf werden die mit Wasser gefüllten Töpfe, in denen Vegetabilien gekocht werden sollen, gestellt. Diese Töpfe (el modi, modio) fertigen die Masai nicht selbst, sondern kaufen sie von ansässigen Volksstämmen oder auch von Wandorobbo, die die Töpferkunst vermutlich von jenen lernten. Sie sind ein Fuß hoch und kugelförmig. Im Gegensatz zu den Kriegern essen die Bewohner des Familienkraals, besonders seit jenen Viehseuchen, alle vegetabilische Nahrung, welche sie, da sie selbst gar keinen Ackerbau treiben, von den umwohnenden Völkern kaufen. Ihre Lieblingsspeisen sind aber natürlich Milch, Fleisch und Blut. Milch wird von Gesunden stets ungekocht als frische (eńg ule) oder saure (eńg ule naoto) getrunken; gekochte Milch ist Krankenkost und wird als solche meist mit gepulverten ol lodoa-Körnern (Maesa lanceolata) vermischt. Schafsmilch ist wegen ihres sehr hohen Fettgehaltes besonders beliebt. Blut von Rindern, Schafen und Ziegen wird frisch getrunken oder in geronnenem Zustand gegessen. Sehr geschätzt ist Milch mit frischem oder gekochtem Blut vermischt (en jiwot) als Krankensuppe für Verwundete steht dies Getränk in hohem Ansehen. Käsebereitung ist unbekannt. Butter wird durch Schütteln des Rahms in einer großen Kürbisflasche (en diagolgol) hergestellt. Fett, in einem Topf ausgelassen, dient als Zutat zu andern Speisen, besonders zu Fleischbrühe, wird aber auch ohne irgendwelche Beimischung getrunken. Fleisch bereitet man stets ohne Zusatz von Salz zu; es wird entweder mit verschiedenen Gewürzen gekocht oder am offenen Feuer, an einen Stock gesteckt, gebraten. Gekochtes Fleisch und Milch genießt man nicht an einem Tage zusammen, da diese im Verein mit dem beim Kochen des Fleisches immer verwendeten ol mokot an-Gewürz (Rinde von Albizzia anthelmintica) schweren Durchfall erzeugen soll. Oft wird daher dargebotene Milch abgelehnt, in der Hoffnung, noch am selben Tag eine Fleischmahlzeit zu erhalten. Wer beide Speisen an einem Tage genießen will — und wo gäbe es einen Masai, der der Einladung zu einem Fleischessen widerstehen könnte?! — bricht erst vor dem Genuß des Fleisches, wozu er durch einen in den Hals gesteckten Grashalm den nötigen Reiz erzeugt. Hat man heute gekochtes Fleisch gegessen, so trinkt man morgen vor der Milch erst etwas Blut, nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern weil man glaubt, daß infolge Unter-

lassung dieses Brauches das Vieh weniger Milch geben würde. Man vermeidet auf das peinlichste, Milch mit Fleisch in Berührung zu bringen, da nach der allgemeinen Ansicht dadurch das Euter der Kuh, von welcher jene Milch stammt, dauernd krank werden würde. Aus diesem Grunde verkaufen die Masai nur höchst ungern und selten Kuhmilch, denn der Käufer könnte ja damit in gedachter Weise ihre Kühe krank machen. Die Masai verschmähen jede Art von Wildfleisch, ebenso Vögel und auch Fische, von welch letzteren fast überall in größeren Bächen Arten von Barbus, Chromis, Clarias und dem welsartigen Synodontis vorkommen.

Über die ehelichen Sitten und Gebräuche verbreitet sich Merker[14]) folgendermaßen.

Die ehelichen Verhältnisse sind recht locker, und in manchen Anschauungen darüber stehen die Masai im ungünstigen Gegensatz zu ihren seßhaften Negernachbarn. Wie bei diesen — und zwar ohne Ausnahme — herrscht bei den Masai Vielweiberei. Die Zahl der Frauen eines Mannes ist weder durch Gesetz noch Brauch begrenzt, sondern richtet sich nur nach seinen Vermögensverhältnissen. Wenn ein Mann nur eine Frau hat, so ist immer Armut der Grund. Ehen auf Zeit oder Proben gibt es nicht; die Ehe ist vielmehr ein festeres Verhältnis. Die Frau geht durch die Heirat in die Familie ihres Mannes über.

Eine Verlobung in frühester Kindheit ist bei den Masai nicht selten, wenn auch längst nicht allgemein. Der Vater des Knaben wirbt in solchem Falle mehrere Monate nach der Geburt eines Mädchens um dieses für seinen Sohn. Bindend ist ein solches Verlöbnis in keiner Weise, es scheint vielmehr nur den Wert und Zweck zu haben, ein Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Vätern zu bestärken und sich eine gegenseitige Hilfe bei Verarmung zu sichern. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß es sich bei einer Verlobung in früher Kindheit nur um die Verlobung des Knaben mit seiner späteren ersten, d. h. Hauptfrau handelt. Meistens wird die Verlobung mit der späteren Hauptfrau erst eingegangen, wenn der Knabe 20 bis 22 und das Mädchen 8 bis 10 Jahre zählt. Für ersteren wirbt sein Vater bei der Mutter des Mädchens, nachdem der Bräutigam sich des Einverständnisses des Mädchens selbst vergewissert hat. Sobald die Mutter dann die Einwilligung ihres Mannes erreicht hat, salbt sie den Kopf der Braut mit Butter oder Rinderfett, als Zeichen, daß die Verlobung angenommen und das Mädchen nun verlobt ist. Als solches heißt es atesera. Während der Verlobungszeit kommen die Brautleute nicht zusammen; der Bräutigam meidet den Kral, in welchem seine Braut lebt, betritt er ihn aber einmal, so versteckt sich das Mädchen vor ihm. Beide leben also vollständig getrennt voneinander, und zwar in zwei verschiedenen Kriegerkralen. Der Bräutigam, erst als junger Krieger (ol barnöti, el barnöt), dann als wirklicher Krieger (ol mörani, el möran), lebt mit seinen Genossen und einer entsprechenden Anzahl junger Mädchen in dem einen Kral, die Braut dagegen mit andern jungen Mädchen und Krieger in einem entfernten andern.

— — — — — — — — — —

Das Hochzeitsfest legt man, angeblich einem uralten Brauch gemäß, auf den dritten Monatstag. Die Hochzeitsgesellschaft besteht aus den Angehörigen und Freunden der Brautleute und den Einwohnern des Krals, in welchem die Eltern der Braut wohnen. In der Nähe dieses Krals versammelt man sich in den kühlen Morgenstunden unter einem großen Schattenbaum, wohin jeder der Teilnehmer etwas Eß- und Trinkbares mitbringt, ein Schaf, eine Ziege, einen Topf Honig, eine Kalebasse Milch oder Honigbier. Die zur Familie der Braut und zu deren Verwandtschaft gehörigen Kinder treiben ein Rind des Brautvaters herbei. Das Rind wird sofort für die Bewirtung der Gäste geschlachtet. Braut und Bräutigam sind festlich geschmückt, d. h. vor allem mit einer aus Rindertalg und roter Erde bestehenden Schminke am Oberkörper und

Kopf eingerieben. Die Anwesenden sitzen in einem großen Kreis, dessen eine Hälfte der Bräutigam mit den Männern, und dessen andere die Braut mit den Weibern und Kindern bildet, so daß sich die Brautleute einander gegenüber befinden. Während die Gäste den Speisen tüchtig zusprechen, dürfen die Brautleute nichts zu sich nehmen, weil sie davon krank würden, einen Ausschlag um den Mund bekämen, sondern müssen vielmehr eine Flut von guten Lehren und Ratschlägen über sich ergehen lassen. Nach beendetem Schmaus und dem sich daran schließenden Tanz, der erst kurz vor Mitternacht sein Ende erreicht, ziehen sich alle zurück; die Braut geht mit ihrer Mutter in deren Hütte, der Bräutigam mit andern Kriegern zusammen in eine andere. Am folgenden Tage versammelt man sich von neuem zum Tanz. Heute werden nur zwei Schafe geschlachtet, eins davon bringt der Bräutigam, das andere gibt sein Schwiegervater. Mit dem Fett der Tiere reiben sich Frauen und Mädchen Körper und Fellschurz ein. Nach der Mahlzeit wird die Braut dem Bräutigam übergeben und beide ziehen in ihre neue Hütte, wohin die Mutter des Mannes ein kleines Kind aus der Nachbarschaft bringt. Der Mann nimmt ihr das Kind ab und setzt es seiner Frau auf den Schoß, die dem Kleinen aus einer Kürbisflasche Milch zu trinken gibt. Diese Zeremonie soll nicht nur den Wunsch nach zahlreicher Nachkommenschaft ausdrücken, sondern man glaubt auch, daß sie die Wunderkraft, diese herbeizuführen, besitze.

In einigen Gegenden ist es Brauch, daß die Eheleute gleich nach der Hochzeit zusammenbleiben und die Frau entweder am Hochzeitstag oder auch die folgenden fünf Tage die Hütte nicht verlassen darf. In andern zieht die Frau erst eine Zeitlang, zwanzig Tage bis zwei Monate, zu ihrer Schwiegermutter oder, wenn ihr Mann schon mehrere Frauen hat, zu dessen Hauptfrau, um in der Arbeit des Haushaltes unterrichtet zu werden und mit Unterstützung ihrer Wirtin eine eigene Hütte zu bauen.

Die Mannbarkeitserklärung und die darauffolgende Aufnahme in den Kriegerstand stellt ein wichtiges Ereignis im Leben des jungen Masani dar. Folgen wir auch hier Merkers[14]) Beschreibung.

Sobald die Beschneidungswunde geheilt ist, vertauschen die Beschnittenen den langen Schurz ol gela, el gelani) mit dem kurzen Fellumhang (e megiti, megitin), legen ihren Schmuck wieder an, salben den Körper mit roter Schminke und ziehen, nachdem sie noch einmal die Köpfe rasiert haben, mit Speer, Keule, Schwert und Schild bewaffnet, als el barnot (S. ol barnoti, von barno — kahlköpfig, gebildet) in den Busch, um das ol geten l on gutui zu feiern. Speer, Schild und Schwert sind Geschenke der Väter, die Keule haben sie selbst geschnitzt. Ebenso wie wir es später bei den Kriegern kennen lernen werden, teilen sie sich in Meßgesellschaften von fünf bis sechs. Im Wald richten sie sich einen Dornenkral her oder bauen auch aus Laubwerk kleine Hütten. Das Fest besteht im Verzehren großer Mengen Fleisches und nichts als Fleisch! Jeder Teilnehmer liefert dazu einen, von seinem Vater erhaltenen, fetten Ochsen, der einfarbig, wenn möglich schwarz, sein muß. Gescheckte bunte Farben sind das Symbol von Wankelmut, Leichtfertigkeit, flatterhaftem, kindlichem und kindischem Sinn; sie ziemen sich nicht für erwachsene Männer mit ernster Lebensauffassung. Das Fest dauert in der Regel nur einen Monat. Während desselben üben sich die Jünglinge in der Handhabung der Waffen, erzählen sich grausige Kriegsgeschichten, die sie von Kriegern gehört haben oder selbst erfinden, und erregen so ihre Phantasie, wie dies bei europäischen Knaben gelegentlich die Lektüre von Indianer- und Räubergeschichten besorgt. Sie machen sich künstlich geradezu wild, wozu auch der ihnen noch ungewohnte Genuß verschiedener nervenerregend wirkender Wurzeln und Rinden (die später besprochen werden sollen), die sie dem kochenden Fleisch zusetzen, viel beitragen. Ihr ganzes Sehnen geht nach Krieg und Mord, alles in ihnen

drängt danach, einen Feind zu töten, und Feinde sind für sie alle Nicht-Masai. Jeder von ihnen möchte gar bald nicht mehr ein ebor alem = weißes, d. h. noch nicht von Blut gefärbtes Schwert bleiben. Nicht selten wenden sie sich gegen wehrlose Karawanen, wenn solche gerade in der Nähe sind. Ob dabei Beute zu machen ist, fällt nicht ins Gewicht, nur töten und morden, weiter denken sie nicht. Viele Überfälle auf Karawanen sind auf diese Weise zustande gekommen. Solche Gelegenheiten sind aber immerhin doch Seltenheiten für den einzelnen Jünglingstrupp. Die Regel ist ein Kriegszug gegen einen ansässigen Volksstamm. Aus dem Kampf kehren die el barnot wieder in die väterlichen Krale zurück, um dort noch einige Jahre zu wohnen. Während dieser Zeit schließen sie sich immer enger an die Krieger an, um von diesen zu lernen und sich im Kriegshandwerk auszubilden. Sie begleiten die Krieger auf ihren Raubzügen und nehmen auch ab und zu an deren Waldmahlzeiten teil. Im Kriegerkral finden sie jedoch keine Aufnahme, was für ihr Selbstbewußtsein ebenso kränkend ist, wie der Umstand, daß sie von den Kriegern über die Achsel angesehen und als halbe Knaben behandelt werden. Immer lebhafter wird in ihnen der Wunsch, den Kriegern gleichgestellt zu sein. Doch dazu fehlen ihnen noch zwei Dinge: der Name für ihre Altersklasse und das Schildwappen.

Um die Verleihung des ersteren vom ol oiboni zu erbitten, wird zunächst eine Versammlung (en giguana) aller Altersgenossen einberufen, damit diese eine Abordnung aus ihrer Mitte wähle. Zu ihr gehören in erster Linie die Sprecher, dann eine größere Zahl der kräftigsten und hübschesten el barnot. Alle werden mit reichlichem Schmuck, sowie schönen Waffen versehen. Jeder ol barnoti hat ein schönes Rind mitgebracht. Die dadurch entstandene große Herde nehmen die Abgesandten als Geschenk für den ol oiboni mit. Haben sie dann dem Gewaltigen ihre Bitte vorgetragen, so bescheidet sie dieser auf den nächsten Tag, wo er die Antwort erteilt, indem er ihnen z. B. den Namen el gischon gibt. Diesen erhielten die in der Zeit von 1896 bis 1901 Beschnittenen. Er soll heißen: Nachwuchs der durch die Rinderpest Geschwächten und Verarmten. Nachdem die Abordnung vom ol oiboni entlassen ist, kehrt sie in die heimischen Krale zurück. Bei einer dort wieder veranstalteten Versammlung erfahren alle den neuen Namen und treten dann in Beratung zur Wahl eines Schildwappens.

Diese bestehen in Bogen, Kreisausschnitten, Strichen und Zacken, welche auf die Schildfläche in drei Farben: pampejanisch rot, schwarz und grau gemalt sind, wozu als vierte Farbe weiß kommt, was für die Schildfläche als Grundfarbe dient, von der sich die bunten Zeichen grell abheben. Man benutzt dazu die mit Blut oder dem ausgerührten Saft der Frucht von Solanum campylacathum angerührte rote, ferner die mit Wasser angerührte weiße Erde, die sich an verschiedenen Stellen in der Steppe findet, und für Schwarz gepulverte, verkohlte Kürbisschale. Grau wird aus verkohlten und pulverisierten Rinderknochen hergestellt.

> Des Masani Sinn steht nach Krieg und Beute, sie erfüllen sein ganzes Sinnen und Trachten. Folgen wir ihnen unter Merkers[14]) Führung auf einem ihrer Kriegszüge.

Hat der Frieden ein paar Monate gedauert, so verlangen die Krieger nach Krieg und geben ihrem Wunsch, immer ungestümer werdend, dem Sprecher (lo aigwenani) gegenüber Ausdruck. Die Krieger einiger Nachbarkraale haben schon ihre Teilnahme zugesagt und auch ihre Sprecher gedrängt, die dann alle zusammen beim ol aunoni vorstellig werden, mit dessen Zustimmung der Krieg eine beschlossene Sache ist, zu deren Ausführung nur noch die Erlaubnis des ol oiboni fehlt. Indessen gehen die Beratungen und Beschlüsse zur Unternehmung eines Kriegszuges nicht immer so glatt von statten, und am hitzigsten sind sie dann, wenn sie die Wiederholung eines

Zuges zum Gegenstand haben, der bereits ein oder einige Male mit einer Niederlage der Masai endete. Naturgemäß sind dann die Meinungen über den Erfolg des Zuges sehr geteilt, und die Sprecher und Anführer haben oft große Mühe, eine Mehrheit für die Unternehmung zu gewinnen. Ist es aber endlich gelungen, so machen die Führer der Mehrheit dem weiteren Hin- und Herreden durch Herbeiführung des en dorosi, einer Art Rütlischwur, ein Ende. Danach hat jeder Krieger der in Frage kommenden Kraale sofort das sichtbare Zeichen des en dorosi, das en doros, anzulegen. Es besteht für die Krieger aus 3 bis 4 aus dem Schurz ihrer Lieblingsmädchen geschnittenen Lederstreifen, die mit aufgenähten Perlen und daran geknüpften Holzstückchen (von Zweigen der Bäume ol araschi und os seaiti) geschmückt sind, während die Anführer als en doros die von einem verheirateten Mann geliehene Tabaksdose oder dessen Fliegenwedel tragen. Das en dorosi verpflichtet jeden Krieger zur Teilnahme am Zug. Wer demselben dennoch aus Furcht fernbleibt, ist aufs tiefste verachtet und vogelfrei; straflos darf ihn jeder Krieger töten.

Zur Erlangung der Erlaubnis zum Kriegszug begeben sich die Sprecher zusammen zum ol oiboni und tragen ihm die Wünsche der Krieger vor. Von letzteren begleitet sie niemand, da sie sich zu ungehobelt in der Nähe des großen Mannes betragen würden, der Ruhe und Klarheit bei den Beratungen wünscht.

Der ol oiboni hält sich sowohl über die Stärke der einzelnen Kriegerkraale, als auch über alle für einen Krieg in Betracht kommenden Verhältnisse der umwohnenden ansässigen Volksstämme genau unterrichtet, so daß er recht gut in der Lage ist, die beiderseitigen Aussichten auf den Sieg mit großer Wahrscheinlichkeit richtig abzuwägen. Auch über unwichtige und nebensächliche Dinge beim Gegner bleibt er auf dem Laufenden und flicht alle diese Kenntnisse in seiner Antwort geschickt zusammen, so daß sie wie ein Seherspruch klingt und als solcher auch von Sprechern und Kriegern aufgefaßt wird. Seine Antwort — wie sie die Sprecher überbringen — lautet z. B.: „Ihr werdet die Landschaft Kahe überfallen; sie ist stark und ihr werdet deshalb erst ein zwölftägiges Waldmahl, um euch zu kräftigen, abhalten. Dann werdet ihr am Tage ol gadet zum Krieg aufbrechen. Am folgenden Tag, dem ol ondjori, werdet ihr einen alten Lagerplatz passieren. Dann, ehe ihr euer Lager erreicht, werdet ihr einen einzelnen Kaheknaben treffen. Tötet ihn nicht, sondern bringt ihn zu mir; ihr würdet andernfalls unterliegen. Am ol onjugi-Tag werdet ihr kämpfen und siegen usw. usw." Trifft etwas nicht ein, so liegt das an Unachtsamkeit oder Fehlern der Krieger. Ferner gibt ihnen der ol oiboni noch für die auf dem Zug vorauszuschickenden Spione einige Amulette (e mascho ol oiboni) mit, die ihren Träger unsichtbar machen. Die Amulette enthalten eines seiner Zaubermittel und werden ums Handgelenk oder am Speer oder Schild festgebunden. Eine andere Kriegsmedizin besteht aus einem Gemisch, dessen Hauptbestandteil Schlangeneier (mossor ol assurai) sind. Mit der Medizin wird eine große Beinschelle (ol dualla kitok) vollgefüllt. Im Krieg wird sie an eine Keule gebunden und gegen den Widerstand leistenden Feind geworfen, damit dieser flieht, oder in seine Herde geschleudert, um das Vieh auseinander zu jagen, das dann von den Masai eingefangen wird. Um die erhoffte Wirkung zu haben, ist es erwünscht, daß die Medizin von einem linkshändigen Krieger geworfen wird. Die Antwort des Häuptlings überbringen die Sprecher den Kriegern, die schon höchst ungeduldig ihrer Rückkehr harrten. Eilig bereiten sie sich zum Waldmahl vor, Waffen, Töpfe und das nötige Vieh wird zusammengebracht und je zwei es sirit ziehen zusammen in den nächsten Busch. Während bei den gewöhnlichen Fleischmahlzeiten nur verhältnismäßig wenige Gewürze gebraucht werden, finden besonders beim en dorosi all die vielen vegetabilischen Mittel, welche die Masai zur

Erregung der Nerven kennen, Anwendung. Ihre Wirkung ist in einem späteren Abschnitt besprochen. Ist der Gegner besonders stark, so dauert manchmal ein Waldmahl auf des ol oiboni Befehl einen ganzen Monat.

Während desselben spielen sich die Knaben als Herren im Kriegerkraal auf, doch die Mädchen wehren sich tapfer mit Stöcken. Alle Tage singen die Mädchen bei ihren Tänzen Bittgesänge: 'Ng ai möge die Krieger stark machen und am stärksten den os sandja usw. Die Mütter beten dagegen still in ihrer Hütte zu dem gleichen Zweck.

Noch im Wald haben die El móran ihre Waffen, Schmuck und Kleidungsstücke in Ordnung gemacht. Bei Rückkehr vom Fleischmahl verweilen sie nur einige Stunden im Kraal, um etwa Vergessenes zu holen und Vieh als Wegzehrung mitzunehmen. Hier haben sich schon einige Väter und Mütter eingefunden, um auf die in den Krieg ziehenden Söhne und ihre Genossen den Segen 'Ng ais herabzurufen. Die alten Männer halten in der Rechten eine kleine Kürbisflasche mit Honigbier, in der Linken eine solche mit Milch, während die Frauen nur in der rechten Hand ein gefülltes Milchgefäß haben. Bei den laut gen Himmel gerufenen Gebeten verschütten sie den Inhalt der Kürbisflaschen allmählich als Opfer für Gott und besprengen auch die Krieger damit.

Dann marschieren diese ab und lagern nach zwei- bis dreistündigem Marsch um Sonnenuntergang. Mehrere Rinder werden geschlachtet, deren Fleisch am Feuer geröstet und verzehrt. Gleichzeitig bestreichen die Krieger die blanken Speere mit einem Brei aus roter Erde oder umwickeln sie mit Gras oder Zeug, damit das sehr weit sichtbare Blinken in der Sonne sie nicht verrät. Schließlich lösen sie die Riemen der Sandalen und befestigen sie so auf der Unterseite, daß die Sandale mit der Fußspitze nach hinten und dem Fersenteil nach vorn getragen werden kann, damit die hinterlassenen Fußspuren über ihre Marschrichtung täuschen. Während des Marsches bilden sich Kameradschaften zu je zwei Mann, von denen jeder den anderen os sirit ai, d. h. mein Gefährte, nennt. Die Aufgabe des Gefährten ist es, dem andern im Kampfe beizustehen und wenn er fällt, seine Waffen in Sicherheit zu bringen. Fünf bis zehn solcher Kameradschaften tun sich zu einer Korporalschaft (ol ale) zusammen, von denen jede ihr eigenes kleines Lager errichtet. In den ersten Marschtagen, noch weiter ab vom Feind, wird es für die Nacht durch einige Dornenzweige befestigt. An seine Stelle tritt am Abend vor dem Überfall das eng adji en djoré. Im Halbkreis von etwa fünf Schritt Durchmesser werden die Speere in die Erde gesteckt und außen daran die Schilde derart gestellt, daß einer über den anderen schuppenförmig übergreift. In diesem Halbkreis liegen oder hocken die Krieger, angetan mit ihren Waffen, die Zeit zum Überfall abwartend. Führer der Korporalschaft ist einer der oben erwähnten Wohltäter, erkennbar an einem el dorogen oder el gabaten genannten Schmuck, der aus Schnüren von Eisen- oder Glasperlen besteht und um den rechten Unterarm getragen wird, ein Geschenk derer, denen seine Freigebigkeit zugute kommt.

Mit den Kriegern ziehen ein oder einige Wundärzte (ol abáni, el abāk), deren Aufgabe die sofortige Behandlung der Verwundeten ist. Sie wählen ihren „Verbandplatz" ungefähr eine halbe Stunde vom Gefechtsfeld auf einer bekanntgegebenen und leicht auffindbaren Anhöhe.

Gegen Mitternacht brechen die Spione (ol aigedalani, el aigedalak) auf, um bis nach Kahe hineinzugehen. Unterwegs passen sie ihr Äußeres in Kleidung und Schmuck noch möglichst dem der Wakahe an und verstecken Schild und Speer am Weg. Mit beneidenswerter Harmlosigkeit bewegen sie sich im Vertrauen auf ihr Amulett unter der fremden Bevölkerung. Mit etwas frischem Rindermist und einigen, dem Kahevieh ausgerissenen Schwanzhaaren, zum Beweis dafür, daß sie wirklich Rinder ge-

sehen haben, kehren sie in großer Eile zu den Kriegern zurück.

Die Krieger sind gegen vier oder fünf Uhr morgens aufgebrochen und nach Sonnenuntergang in einem bis zwei Stunden von Nahe entfernten dichten Busch angekommen, wo sie jetzt lagern. Über die Erkundung der Spione ist man hoch erfreut, eine reiche Beute scheint nun ja sicher. Bald nach Mitternacht wird der Gefechtsmarsch angetreten. Die Krieger teilen sich in fünf verschiedene Trupps. Als Patrouillen voraus eilen die el ebéta (S. ol ebét) und halten, dicht am Ziel angekommen, im Laubwerk hoher Bäume versteckt, Umschau; ihnen folgen im Abstand von einigen tausend Metern, von je einem ol oinoni geführt, die drei bis vier Abteilungen der el ároi (S. ol áro), von denen jede in anderer Richtung auf die feindliche Landschaft zugeht. Sie bestehen aus den schneidigsten Leuten, und von ihnen hängt in erster Linie das Gelingen des Überfalls ab. Hinter den el aroi folgen ausgeschwärmt in einiger Entfernung die größten Abteilungen, die el dimito (S. ol dim), deren Flügel ausgesuchte Leute, die el emouerak (S. ol emouo), bilden. Sobald die Vordersten auf Vieh gestoßen sind, rufen sie die andern durch langgezogene úï-Rufe heran, damit sie die Beute, die nur aus Vieh besteht, zusammentreiben. Während die el aroi mit dem Gegner ins Handgemenge kommen, suchen dessen zusammenströmende Trupps den el dimito die Beute wieder zu entreißen. Bei diesem Kampf gibt es die meisten Verwundeten und Toten. Um ihn abzukürzen und das Vieh schnell in Sicherheit zu bringen, wird dieses fortwährend von den el dimito angetrieben und nach der Steppe zu, heraus aus der feindlichen Landschaft, gedrängt. Den Weg sucht ihnen der vierte Trupp, die el kigeloni, offen zu halten, die auch von vorn auf die Herde drängende Feinde zerstreuen. Die letzte Abteilung sind die os sioki, d. h. die Feigen, welche Angst hatten, mit den andern mitzugehen, jetzt aber, wo keine Gefahr mehr vorhanden ist, wie Raubtiere die Herde umschleichen, um zu stehlen. Mit den Keulen hauen die el dimito und el kigeloni auf sie ein, und es entsteht eine große Prügelei bis zum Eintreffen der Anführer im Lager. Dann sondern diese eine Anzahl Rinder aus der Herde, die noch Gemeingut ist, und lassen sie schlachten, worauf jeder Krieger eine Fleischportion erhält.

Die Charaktereigenschaften des einzelnen Masani und der Masai als Stammesverband schildert Merker[14]) nicht eben sehr günstig.

Der im Stamm lebende Masai ist und bleibt gegen den Europäer mißtrauisch. Er hält dessen Ehrlichkeit und Nachsicht für Schwäche und glaubt, daß ihn der Europäer nur aus Mangel an Macht und Klugheit nicht ebenso vergewaltigt, wie er selbst es mit den Negern tut. Er erweist dem Europäer einen Dienst nur, um einen — oft genug illegalen — Nutzen davon zu haben. Schließt er mit ihm Freundschaft, so geschieht es lediglich zum Schein und eines augenblicklichen Vorteils willen. Als Angeklagter gesteht er auch bei erwiesener Schuld fast nie, sondern versichert vielmehr in tiefer Entrüstung: „Ein Masai tut so etwas nicht". Gegen besseres Wissen beschuldigt er ebenso unbedenklich einen ol mēgi, wie er einen Stammesgenossen entlastet.

Die geistige Überlegenheit des Europäers imponiert ihm nur in solchen Fällen, wo sie ihn einer Schlechtigkeit überführt hat, während seine technischen Fertigkeiten dem Masai viel zu sehr nach dem verachteten „ol kononi" riechen, um einer Beachtung wert zu erscheinen. Lediglich die Gewehre der Schutztruppe sind es, die dem weißen Mann bei den Masai Achtung und Einfluß verschaffen und dieses Herrenvolk Ostafrikas etwas bescheidener gemacht haben.

Erfreulicher wird das Bild, wenn man den Masai im Verkehr mit seinesgleichen betrachtet, Dobira en gutok sidai el masai — mache einen guten Mund den Masai,

d. h. sei gut, freundlich, aufrichtig gegen deinen Stammesgenossen.

Ein tiefes Gefühl der Zusammengehörigkeit beseelt die Masai; geschlossen stehen sie gegen alle Fremden. Die einzelnen Familienmitglieder verbindet eine aufrichtige Anhänglichkeit und Liebe; man wetteifert untereinander, um einen in Sklaverei geratenen Angehörigen zu befreien. So benutzten die 1896 von der Berliner Ausstellung zurückgekommenen Masai den größten Teil ihrer Ersparnisse sofort zum Freikauf von Verwandten, die bei den großen Viehseuchen ums Jahr 1890 Sklaven geworden waren. Am engsten ist das Band zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen Geschwistern, lockerer bei Eheleuten, wo die niedrige, gedrückte Stellung der Frau mitspricht.

Die Männer verschmähen jede Art von Arbeit. Nur Kriegführen ist eines Mannes würdig. Große Viehherden und viele Weiber sind sein höchstes Glück. Wer beides hat, genießt Achtung und Ansehen. Auf den armen Teufel blickt man herab. Wirklich arme Leute sind indes Ausnahmen, da sich die Angehörigen in ausgiebigster Weise unterstützen.

Auch in Ostafrika haben die verschiedenen Völker und Rassen ihre Sagen und Märchen, die ihre Weltanschauung besser widerspiegeln, als lange systematische Schilderungen. Wunderbar ist es, wie nahe sich oft die Gedankenkreise dabei mit denen unserer Märchen begegnen. Wen erinnert z. B. das nachfolgende der Yaos, (v. Held[7]) einer der Ruga-Ruga-stämme zwischen Nyassa und Tanganyika, nicht an das unsere vom klugen Schneiderlein, das die Prinzessin zum Gemahl gewann?

Klugheit des Hasen.

Yaosage.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine sehr schöne Tochter, zu der sprach er:

„Koche zehn Körbe voll Essen! Wer es ausißt, soll dich heiraten."

Sie kochte das Essen.

Da kamen sehr viele Leute, die das Mädchen gern heiraten wollten; aber sobald sie einen Korb voll von dem Essen genossen hatten, waren sie satt und mußten das Unternehmen aufgeben.

Da machte sich der Hase auf den Weg, nahm seine Axt, seine Hacke, einen Schlauch und ein Buschmesser, ein Tuch, Hirse und ein Körbchen. Unterwegs traf er das Ichneumon, welches sagte:

„Zerteile dein Tuch; morgen wird es dir vergolten."

Da zerriß der Hase das Tuch und gab dem Ichneumon davon.

Als er weiter ging, traf er einen Vogel; der sagte:

„Gib mir Schnecken zu essen; morgen wird es dir vergolten."

Der Hase suchte und gab dem Vogel Schnecken.

Weiter auf dem Wege begegneten dem Hasen Termiten, die riefen:

„Schlag uns diese Bambusrohre um: morgen wird es dir vergolten."

Der Hase nahm sein Buschmesser und fällte die Bambusrohre.

Bald darauf begegnete ihm ein Perlhuhn, das bat:

„Gib mir von deiner Hirse; morgen wird es dir vergolten."

Der Hase gab ihm alle Hirse, die er hatte. Ein Löwe begegnete dem Hasen, der sprach zu ihm:

„Gib mir eine Antilope; morgen wird es dir vergolten."

Da stellte der Hase eine Falle auf, fing eine Antilope und gab sie dem Löwen.

Dann traf er den Elefanten. Dieser sagte:

„Haue mir einen Affenbrotbaum um; was morgen geschehen wird, wirst du dann sehen."

Der Hase tat, wie ihn der Elefant geboten hatte.

Nun kam er in das Dorf, in welchem jenes schöne Mädchen wohnte.

Das Mädchen kochte dem Hasen zehn Körbe voll Essen, stellte sie ihm hin und sprach:

„Jetzt iß!"

Der Hase entgegenete:

„Stelle das Essen ins Haus; denn am Tage kann ich nicht essen."

Da stellte sie es ins Haus.

Die Sonne ging unter. Der Hase trat nun ins Haus und begann zu essen. Da hörte er klopfen und rief: „Herein", und es kam jener Vogel, dem er Schnecken gesucht hatte. Der aß einen Korb voll.

Dann klopfte es wieder, und der Hase rief:

„Herein!"

Da kamen die Termiten und aßen zwei Körbe voll.

Als der Elefant kam, aß er, was übrig war.

Das Ichneumon trank den Krug voll Bier.

Die Sonne durchbrach die Wolken, als der Hase aus dem Haus heraustrat. Die Leute kamen von allen Seiten herausgelaufen, um ihn zu sehen. Er aber holte sich Maniok, röstete ihn und sprach:

„Das war ein Stück Arbeit, all die Körbe voll Speisen aufzuessen! Jetzt habe ich aber Hunger!"

Und er heiratete jenes schöne Mädchen.

Härter noch als bei uns hat der einzelne in Afrika unter dem Übelwollen und der Mißgunst der Stammesgenossen zu leiden. Barmherzig erscheint ihm demgegenüber selbst das gefährlichste Raubtier. Und wie im Märchen bei uns dem Guten die Tiere des Waldes und Feldes über die Tücken seiner Mitmenschen siegen helfen, so auch im Märchen der Neger. T. v. Held[7]) gibt ein solches, das den Menschen als das undankbarste und gefährlichste aller Geschöpfe schildert.

Tiere und Menschen.

Eine Suahelisage.

Es war einmal ein Mann, der für sich und die Seinen die Tiere des Waldes und Feldes fing in Fallen, damit sie Fleisch zu essen hatten. Er war sehr geschickt im Erfinden neuer Fallen; daher konnte er täglich Fleisch essen; denn sobald er eine Falle gestellt hatte, fing sich ein Tier darin.

Eines Tages, als er wieder hinging, um zu sehen, was sich in seiner Falle gefangen hatte, fand er einen Affen darin. Er wollte ihn töten; aber der Affe sprach: „Schone meiner, du Kind des Menschen; laß mir das Leben. Rette du mich vor dem Regen, so kann ich dich vielleicht vor der Sonne retten."

Da nahm der Mann ihn aus der Falle und ließ ihn laufen. Ehe er aber in dem Dickicht der Bäume verschwand, sprach der Affe zu dem, der ihm das Leben geschenkt hatte:

„Höre meinen Rat! Tue keinem Menschen Gutes; denn unter den Menschen gibt es keine Dankbarkeit. Tust du einem heute Gutes, so erweist er dir morgen Böses."

Am folgenden Tage saß eine Schlange in der Falle. Da wollte der Mann hinlaufen und seine Freunde rufen, daß sie ihm helfen sollten, die Schlange zu töten.

Sie rief ihn aber zurück und sprach:

„Komm zurück, du Kind der Menschen, rufe sie nicht, die mich töten würden. Schenke mir heute das Leben; du weißt nicht, welchen Dienst ich dir vielleicht schon morgen erweisen kann. Nur Menschen vergelten Gutes mit Bösem."

Da ließ er ihr die Freiheit und das Leben.

Als der Mann am folgenden Tage zu seiner Falle kam, war ein alter Löwe darin. Den wollte er töten.

Da sagte der Löwe:

„Errette mich vor der Sonne, so will ich dich vor dem Regen schützen." Der Mann gab ihm die Freiheit. Ehe der Löwe fortlief, sagte er:

„Du hast mir Gutes erwiesen und sollst es nicht bereuen; denn ich bin kein Mensch. Menschen sind nie dankbar."

Am anderen Tage war ein Mensch in die Falle geraten, den befreite der Mann.

Kurze Zeit darauf brach im Lande eine Hungersnot aus. Als der Mann, welcher so gut verstand, Fallen zu stellen, sah, daß er und die Seinen bald arg würden hungern müssen, sprach er zu seiner Mutter:

„Backe mir sieben Kuchen. Dann will

ich fortgehen und sehen, wo ich etwas Speise finden kann. Vielleicht kann ich etwas Wild erlegen oder in der Falle fangen; vielleicht finde ich Früchte."

Sie tat, wie er gebeten hatte, und er ging fort. Im Walde aber verirrte er sich, und es verging Tag um Tag und Nacht um Nacht, ohne daß er seinen Weg wiederfand. Von seinem Vorrat hatte der Mann schon sechs Kuchen verzehrt, und nur einer war ihm noch geblieben. Um ihn herum wurde der Wald immer dicker, die Wildnis immer undurchdringlicher. Was sollte daraus werden? Da begegnete ihm ein Affe.

„Wo gehst du hin, du Sohn der Menschen?" redete der den Verirrten an.

„Ich kann meinen Weg nicht finden; ich weiß nicht ein, noch aus!" antwortete der Mann.

„Ruhe dich hier aus," sagte der Affe. „Jetzt will ich dir das Gute lohnen, was du mir tatest; denn ich bin es, den du aus der Falle ließest."

Da ging der Affe in die Gärten und Plantagen der Menschen und stahl reife Bananen und brachte sie dem Manne.

„Nimm und iß," sagte er zu ihm; „ich werde dir auch noch Wasser bringen."

Als nun der Mann sich geruht hatte und sein Durst und Hunger gestillt war, nahm er Abschied von dem Affen.

Einige Stunden später traf er einen Löwen. Sein Schreck war anfänglich groß, doch konnte er bald sagen, daß der Löwe ihm kein Leid tun wollte; denn er redete den Mann an und sprach:

„Woher kommst du, Sohn eines Menschen, und wohin willst du?"

Er antwortete:

„Ich habe mich im Walde verirrt und kann meinen Weg nicht finden."

„Setze dich nieder," sagte der Löwe, „und ruhe dich aus, daß ich dir vergelten kann, was du an mir getan hast; denn ich bin es, den du aus der Falle befreit hast. Jetzt will ich dir helfen."

Da ruhte der Mann sich aus, indessen der Löwe fortging und Wild zur Speise seines Schützlings fing.

„Iß dies," sagte er, als er zurückkam und zeigte dem Mann eine Stelle im Walde, wo er Feuer machen und das Fleisch rösten konnte. „Ich bin kein Mensch, deshalb bin ich dankbar für empfangene Guttaten."

Der Mann aß, und dann nahm er Abschied von dem Löwen.

Wieder war er eine weite Strecke gewandert, da kam er auf eine große Plantage. Dort traf er ein altes Weib, die sprach ihn an:

„Wir haben bei uns einen Mann, der krank ist und den Tod fürchtet. Kannst du Medizin bereiten, so komm mit zu ihm."

Er antwortete:

„Ich kann es nicht!"

Auf der Plantage fand er einen tiefen Brunnen, und da er sah, daß Wasser darin war, wollte er trinken, in dem Augenblick aber, als er sich niederbückte, sah er eine große Schlange in dem Brunnen, die rief:

„Du Sohn eines Menschen, warte auf mich."

Die Schlange kam aus der Tiefe heraufgekrochen und sagte zu dem Manne:

„Entsinnst du dich meiner? Ich bin es, die du aus der Falle errettet hast. Damals sagte ich zu dir: Schütze mich vor dem Regen, so will ich dich vor der Sonne schützen! Meine Zeit ist gekommen; denn ich kann dir meine Dankbarkeit beweisen. Du sollst einsehen, daß du deine Wohltat nicht an einen Menschen verschwendet hast. Bringe mir deine Tasche, daß ich sie dir fülle mit Dingen, die dir von Nutzen sein werden."

Da gab der Mann ihr seine Tasche, und sie füllte sie mit goldenen und silbernen Ketten. Als sie gefüllt war, sprach die Schlange: „Nimm dies und sei freigiebig damit."

Dann wies sie ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte, um nach seinem Hause zu kommen. Als er nahe dabei war, traf er den Mann, den er aus der Falle befreit hatte. Der nahm ihm die Tasche ab und

lud ihn zu sich in sein Haus, und seine Frau bereitete Speise für ihn. Während er davon aß, ging der Mann, dem er das Leben gerettet hatte, zum Sultan und sprach:

„Ein Fremder ist bei mir eingekehrt, aber er ist keines Menschen Sohn, sondern eine Schlange, und er lebt in einem Brunnen. Er hat Macht, sich Gestalt zu geben, welche er will. Laß ihn festnehmen und nimm seine Tasche von ihm; die ist gefüllt mit Ketten aus Gold und aus Silber."

Der Sultan tat, wie ihm geraten war. Er ließ den Mann, der sich gegen Menschen und Tiere so freundlich gezeigt hatte, festnehmen und seine Hände binden; dann ließ er ihn in das Gefängnis werfen. Als er so gebunden und seiner Freiheit beraubt in dem Kerker saß, kam die große Schlange aus dem Brunnen und bedrohte die Stadt. Da fürchteten sich die Menschen und sagten zu dem Gefangenen:

„Sage der Schlange, sie soll uns verlassen!" Und sie ließen ihn frei und nahmen die Fesseln von ihm. Er ging zur Schlange und befahl ihr, fortzugehen. Die sprach:

„Nun du frei bist, werde ich gehen. Versprich aber, daß du mich rufst, sobald dir jemand ein Leid zufügen will."

Das versprach der Mann.

Fortan wurde er hochgehalten und geehrt im ganzen Lande. Und man fragte ihn:

„Warum hat der, dessen Gast du warst, dir Übles getan?"

Er erwiderte:

„Die Schlange, der Löwe und der Affe haben mich gewarnt vor den Wohltaten, die ich einem Menschen erweisen würde. Sie haben recht gehabt und die Wahrheit gesprochen, wenn sie sagten, daß von allen lebenden Wesen der Mensch das undankbarste ist. Diesem Manne tat ich Gutes, und er hat es mir mit Bösem gelohnt."

Der Sultan, da er diese Worte erfuhr, befahl, daß man den Mann, der sie gesprochen hatte, zu ihm brächte. Und er befragte ihn um die Meinung dessen, was er gesagt hatte. Als er nun erfuhr, wie sich alles verhielt, wurde er sehr böse und sprach:

„Dieser Undankbare verdient, daß man ihn in eine Schlafmatte lege und er ertränkt werde; denn er hat Gutes mit Bösem belohnt."

Eine etwas andere Lebensauffassung spiegelt sich in dem folgenden von Hauptmann Merker[14]) erzählten Märchen der Masai. Der Grundgedanke ist dem des vorhergehenden Märchens ganz ähnlich: daß der Mensch die größte Gefahr für den Menschen bildet; wie anders aber stellt sich der verschlagene und auf sich selbst vertrauende Masani demgegenüber. Da ist nichts von übernatürlicher Hilfe; der Masai hilft sich selbst durch Schlauheit und Aufmerksamkeit aus der Not.

Der schlaue Alte.

Ein alter Mann besaß eine große Ziegenherde, die er täglich selbst hütete. Seine Ziegen waren die fettesten weit und breit. Sie erregten den Neid aller fremden Leute, doch keinem von ihnen war es gelungen, den Alten zum Verkauf eines der Tiere zu überreden. Auch hatte es seine Wachsamkeit unmöglich gemacht, daß ihm eine seiner Ziegen gestohlen wurde. Eines Tages verabredeten die Krieger eines Nachbarkraales, ihm ein paar Stücke zu stehlen. Dort, wo der Alte die Herde täglich vorbeitrieb, befanden sich mehrere von Wildschweinen gewühlte Löcher. In jedes von diesen kroch einer und deckte sich darauf mit Gras zu. Das Auge des Alten hatte sie aber bald erspäht. Lächelnd rief er ihnen zu: „Meine Kinder, kommt und helft mir altem Mann die Herde zusammentreiben." Da standen sie auf und halfen ihm. Beschämt durch die List des Greises beschlossen sie, ihn dazu zu bewegen, sich einen Augenblick umzudrehen, worauf sie ihn durch einen Schlag mit der Keule ins Genick betäuben wollten. Hierzu fanden sie sich am folgenden Tag bei ihm auf der Weide ein. Einer von ihnen knüpfte ein Gespräch mit ihm an, drehte sich dann plötzlich um und fragte den Alten: „Was frißt denn jener Vogel dort hinten?" „Dort?", fragte der Greis und zeigte, ohne

sich umzudrehen, mit dem Stock nach hinten, „ich weiß es nicht!" „Drehe dich doch um," sagte der Krieger, doch der Alte erwiderte mit schlauem Lächeln: „Nein," sonst frißt mich der Vogel auch!" Sie wollten es nun mit einem nächtlichen Einbruch versuchen, einer von ihnen schlich sich dazu nachts in den Kraal des Greises, wo dieser bei seinen Ziegen Wache hielt. Als er gerade einige Ziegen wegbringen wollte, sah er den Alten mit gespanntem Bogen daliegen und fürchtete für den nächsten Moment den Pfeil. Er schrie daher um Gnade. Nun erst erwachte der Alte, der mit Bogen und Pfeil in der Hand geschlafen hatte. Wieder zog der Krieger erfolglos und beschämt ab; wieder sahen sich die Jungen überlistet und dadurch beschämt. Mit List war dem Alten nicht beizukommen, das war ihnen nun klar geworden. Sie wollten daher zur Gewalt übergehen und ihn ermorden. Als er sie am folgenden Tage kommen sah, rief er ihnen zu: „Meine Kinder, ihr werdet hungrig sein, seht hier, diese zwei Ziegen sind besonders fette, nehmt sie und schlachtet sie gleich." Überwunden durch diese Freundlichkeit, gaben sie ihren Plan auf, machten sich vielmehr sofort daran, die Ziegen zu verzehren. Währenddessen trieb der Alte seine Herde mit langgezogenen úi-Rufen an (diese braucht man sonst nicht beim Hüten, sondern nur, um Leute herbeizurufen). Erstaunt darüber, fragten ihn die Krieger, wen er rufe. Er antwortete: „Niemanden, dies ist mein Hüterruf, dem ich es verdanke, daß meine Ziegen fetter sind, als die anderer". Die Krieger glaubten ihm und vertieften sich beruhigt wieder in ihre Mahlzeit. Plötzlich aber stürzten sich die auf die Rufe des Alten herbeigeeilten Leute auf sie und machten sie nieder.

Welch materieller Sinn das Denken des Negers beherrscht, zeigt uns das nachstehende, von Missionar Klamroth[9]) wiedergegebene Märchen der Pangwa über die göttliche Herkunft des Feuers. Zwar bringt die Frau auch hier das Feuer vom Himmel zur Erde, zwar muß auch sie eine gewisse Strafe dafür erleiden; aber sie bringt das Feuer nur deshalb, weil damit viel schmackhafteres Essen herzustellen geht, und als Strafe erleidet sie nur die natürlichen Folgen zu großer Überladung des Magens mit leckerer Mahlzeit!

Und nun noch ein Märchen, wie sie unter den Pangwa von Mund zu Mund gehen: Es war einmal eine Frau, die wollte Gras suchen, um ihr Hausdach wieder zu flicken, denn die Regenzeit stand vor der Tür. Als sie zwei große Bündel zusammen hat, da denkt sie: willst erst ein Schläfchen tun. Bald liegt sie zwischen ihren beiden Bündeln in tiefem Schlaf. Aber von den Leuten, die oben im Himmel wohnen, hatte sich an jenem Tage auch gerade eine aufgemacht, um Gras zu holen. Die sieht die beiden Bündel, schnell greift sie zu, bindet sie zusammen, und heimwärts geht es. Wenn ihr die Last heute auch etwas schwer scheinen will, bald ist sie oben. Aber als sie oben die Last niederlegt, da sieht sie die zwischen den Bündeln Versteckte, und nun geht es los zwischen den beiden mit aller Lungenkraft: „Warum meldest du dich nicht zur rechten Zeit, du dummes Ding, rein zuschanden habe ich mich geschleppt." — Darauf die andere: „„Warum hast du das Gras gestohlen? Hatte ich es etwa für dich gesammelt?"" — Doch alles nimmt einmal ein Ende, auch solche Zänkerei, und Pack schlägt sich und Pack verträgt sich.

Hungrig waren sie beide auch geworden, und so bewirtete denn die eine die andere. Allein im Himmel kochte man damals schon mit Feuer und auf Erden noch nicht. Schön schmeckte das ja, aber, aber, bald wurde der Erdenfrau so sonderbar zumut. Das gekochte Essen wollte nicht bleiben.

„Die Sache kennen wir schon," sagte lachend die andere. „Hier hast du Wurzelsaft." Und richtig, als sie davon genommen, da vertrug sie die neue Kost.

Nun aber nach Hause, sonst gibts dort Schelte! In der einen Hand einen Feuerbrand, in der andern die treffliche Medizin zur Besänftigung des widerspenstigen Magens, so eilt sie heimwärts.

Unten ging es gerade so, schön schmeckte das Essen mit Feuer gekocht, und die Medizin war zur Hand. Voller Freude warfen die Menschen das Feuer ins trockene Gras, das brannte lichterloh, und so ist das Feuer zu allen Menschen gekommen. —

Ehe ich dazu übergehe, Schilderungen des allgemeinen Lebens und Treibens der Neger in Deutsch-Ostafrika zu geben, lasse ich eine Darstellung einiger ihrer Kulturgewächse vorausgehen. Wenn diese Zusammenstellung von Pr. (E. Prager) [17b] auch keineswegs erschöpfend ist, so reicht sie doch dazu hin, eine Vorstellung zu er-

Mtambua-Pflanzung.

wecken, wie ganz verschieden von unseren gewohnten Kulturpflanzen eine große Zahl der im tropischen Ostafrika gebauten sind.

Eine der wichtigsten Nährpflanzen der Neger in Deutsch-Ostafrika ist die Mtama oder Kaffernhirse, eine weitverbreitete Pflanze, die in Indien Jowari, in Ägypten und Nubien Durrha und in Westindien Guineakorn genannt wird. Sie bildet die hauptsächlichste Nahrung der ärmeren Leute. Die Mtamapflanze wird bedeutend höher als unsere heimische Hirse, da sie bis zu 6 m Höhe erreicht. Die Blätter sind bei großen Pflanzen bis zu 75 cm lang und bis 6 cm breit. In großen Rispen oder Ähren — ähnlich wie die männlichen Blüten des Mais — kommen die Blüten aus der Spitze des Stengels heraus. Wenn die Frucht sich bildet, neigen sie sich abwärts unter der Last der Körner, welche in beträchtlicher Anzahl — das ausgesäte Korn trägt tatsächlich hundertfältig — daran sitzen. Die Körner sind rund, und da, wo sie festsitzen, zugespitzt, oben bauchiger und unten etwas spitzer als die Körner des Mais, auch nicht so abgeplattet wie diese. Jedes einzelne Korn umgibt eine strohige, festsitzende Hülle. Aus ihr wird das reine Korn durch Stampfen in einem hölzernen Mörser gewonnen und als roter und weißer Mtama unterschieden. Die Frucht, von der eine etwas kleinere Art unter dem Namen Mawele angebaut wird, wird teils gekocht, teils zunächst gröblich zermahlen und dann zu kleinen, flachen braunen Broten verbacken.

Über einen neuerdings aufgetretenen Schädling der Kafferhirse, eine Art von Rost, die sogenannte Matufakrankheit, hat Herr Privatdozent Dr. Busse, der im Auftrage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees die ostafrikanischen Steppengebiete bereiste, Näheres festgestellt. Indem wir die früheren Veröffentlichungen über diese Krankheit in der Deutschen Kolonialzeitung Bezug nehmen, sei gleichzeitig darauf hingewiesen, daß die rücksichtslosen Maßnahmen, die Dr. Busse gegen die Ausbreitung vorschlägt, dringend geboten sind, wenn auch die Befürchtung, daß der Rost ebenfalls die Baumwolle angreift, deren Anbau für die wirtschaftliche Zukunft des Schutzgebietes von großer Bedeutung ist, nach dem Gutachten von Professor Zimmermann in Amani nicht zutrifft.

Für den Handel, besonders nach Sansibar nicht ohne Bedeutung ist die Ausbreitung des Mtambuu(Betel)-Blattes, das in den Wäldern Ostusambaras häufig wild vorkommt, aber auch von den Eingeborenen zahlreich in Feldern angebaut wird. Das Kauen der Blätter des Betelpfefferstrauches — Piper Betle L. — ist bei Arabern, Persern, Indern und Negern ein gleich beliebtes Genußmittel, dessen sich die Angehörigen aller Stände bedienen.

Die Betelblätter werden in einer länglichen, metallenen Dose — Kipetu oder Kedjaluba — aufbewahrt, welche auch die weiteren Kauerfordernisse: Arekanüsse, gebrannten Kalk und Tabak birgt. Von diesen letzteren drei wickelt man beim Gebrauch ein wenig in die Hälfte eines Betelblattes ein. Der Suaheli bietet den Inhalt dieser kleinen Dose, sobald er sie in die Hand nimmt, nach allen Seiten hin seiner Umgebung an. Erweist eine Frau diese Höflichkeitsbezeugung, so wird das als eine verblümte Liebeserklärung betrachtet.

Das Kauen dieses außerordentlich billigen Genußmittels färbt Speichel, Lippen und Zähne rot und wirkt wohl auch zerstörend auf die letzteren. Dagegen soll es dadurch, daß es die Absonderung des Speichels befördert, erfrischend wirken und die Verdauung in Ordnung halten, auch zur Verhütung von Dysenterie und Rheumatismus gute Dienste leisten. Der Mohammedaner behauptet, mit diesem scharfen Kaumittel im Munde Hunger und Durst leichter ertragen zu können. Es ist ihm daher zur Fastenzeit des Ramadan, wo er von Sonnenaufgang bis -Untergang weder Speise noch Trank genießen darf, besonders unentbehrlich.

Der auf unserem Bilde dargestellte

Pandanusbaum gehört der in den tropischen Gebieten Afrikas und auf den polynesischen und malayischen Inseln sehr verbreiteten Familie der Pandanazeen an. Von den 80 Arten dieser Familie sind die meisten strauchige, häufig

Pandanusbaum.

kletternde Gewächse. Nur wenige sind, wie der deutsch-ostafrikanische Pandang, baumartig. Die 50 Arten der Gattung Pandanus finden sich ebenfalls in dem ganzen ebengenanten Gebiet. Auf den an Pflanzenwuchs armen Koralleninseln der Südsee liefert der Pandanus den Eingeborenen die notwendigsten Stoffe. Von einigen Arten wird auch das Fruchtfleisch, seltener die Samenkerne, gegessen Der auf unserem Bilde dargestellte Baum zeigt einen aufrechten, mehrmals gegabelten Stamm, der von stelzenartigen Stützwurzeln getragen wird und dessen ältere Teile mit Blattnarben bedeckt sind. An den jüngeren Teilen sitzen die sehr langen Blätter in dichten Büscheln am Ende der Sprosse. Im Bau der Blüten zeigen die Pandanusarten mit den Palmen Verwandtschaft.

Es wird den Leser interessieren, die nach-

stehende Schilderung kennen zu lernen, die P. Wehrmeister[23]) von der wilden Banane, der Stammpflanze der jetzt in allen Tropengegenden fast unentbehrlichen Koch- und Speisebanane, gibt. Denn diese wilde Stammform ladet doch anscheinend in keiner Weise zum Genuß ein.

Wir gehen nochmal zum Garten und suchen eine wilde Banane auf, die an einem dicken, hochragenden Stamm dieselben Blätter hat wie die echte. Eine schöne gewaltige Dolde hängt am Ende des Stammes und biegt diesen von oben herab. Nachdem ich die Pflanze, hinter der in deren Hintergrund echte Bananen stehen, photographiert habe, fassen wir alle zusammen an und ziehen an den Blättern den Stamm nieder. Die Dolde, die von oben keine Ähnlichkeit mit der Traube der echten zu haben schien, liegt nun da, 60—70 cm lang und oben wohl 40 cm dick, nach unten sich stark verjüngend. An ihr hängen die einzelnen Früchte, ähnlich wie die echten, nur etwas kleiner, senkrecht zum Stengel und so dicht, daß es von unten schien, es seien große runde Beeren. Der Gartenaufseher mahnt uns, vorsichtig die Hände zu waschen, als wir die einzelnen Früchte abgeschnitten hatten, der weiße Saft sei zwar nicht giftig, aber so scharf, daß er, wenn er ins Gesicht komme, brennenden Schmerz verursache. Die Früchte selbst sind voll von rundlichen schwarzen Kernen, die von den Negern, an eine Schnur gereiht, als Schmuck getragen werden.

Auch in Ostafrika sind die Feldbrände in der Trockenzeit an der Tagesordnung. P. Wehrmeister[23]) beschreibt das schöne Schauspiel, das ein solcher zur Nachtzeit bietet.

Bei einbrechender Dunkelheit gehen wir noch ins Freie und hier bietet sich uns ein prächtiges Schauspiel: ein ziemlich nah aufflammender Grasbrand. Nach Osten hin ist der ganze Himmel gerötet, als wolle die Sonne wieder heraufkommen, gewaltige glühende Rauchwolken türmen sich himmelwärts und ziehen von einem leichten Wind getrieben gegen Westen, wo sie sich, von der Feuerstätte mehr entfernt, schwarz zusammenballen. Nachher flackert mit Prasseln und Krachen gleich einem Manöverfeuer der Brand in größerer Nähe auf; er wütet in einem Bambusbestand, baumhoch lodern die Feuerzungen empor und oft gewinnt der Brand eine Ausdehnung, daß ein ganzes Feuermeer vor uns ist. Aber schon einige Minuten später sinkt alles qualmend zusammen, um nach einer Viertelstunde von neuem zu erstehen. Ein großartiges, schauerlich schönes Bild, das durch ein gleich großartiges in weiterer Ferne ergänzt wird. Im Süden, wo sich in einer Entfernung von 1—1½ Stunden die Makondeberge hoch aus der Ebene erheben, klettern Feuerschlangen vom Fuß bis zum Gipfel empor. Ich erinnerte mich dabei an die prächtigen Lichterprozession in Einsiedeln, nur war es hier ein ganz gewaltiger Feuerbrand, der den Berg hinanzog. Erst um halb 10 Uhr gelang es uns, von dem wundervollen Schauspiel uns zu trennen und die Kitanden aufzusuchen.

Was diese Feldbrände für einen Einfluß auf die Vegetation haben und wie die Eingeborenen die Veränderung des Baumwuchses benutzen, schildert Pr. (E. Prager)[17b]).

Der Suaheli bezeichnet mit „Boma" jede befestigte Anlage, die Forts der Europäer wie die Dorfumzäunungen und den losen Dornenwall, mit dem die Karawanen ihr Lager zum Schutz gegen wilde Tiere umgeben. Die am häufigsten vorkommende Art der Boma ist die Buschboma. Bekanntlich wird alljährlich gegen Ende des Januar das von der Sonne ausgedörrte Steppengras, das dann bis zu 2½ m hoch steht, in Flammen gesetzt. Diese Brände beschädigen auch den unteren Teil der in der Ebene befindlichen Bäume, verhindern ihr Wachstum und geben dem Geäst eine knorrige, verkrüppelte Gestalt. Wo nun Bestände solcher verkrüppelten Bäume, die mit einem Durchmesser von 100—800 m vorkommen, vorhanden sind, dienen sie den Eingeborenen, die sie für diesen Zweck be-

sonders zurichten, als natürliche Festung. Inmitten des Gestrüppes, das dem Eindringen nicht nur Eingeborener, sondern auch europäischer Feinde nahezu unüberwindliche Hindernisse bietet, wird unter Benutzung natürlicher Lichtungen der Raum für die Anlage des Dorfes, und wenn der Durchmesser es gestattet, auch für etwaige Kulturen ausgerodet.

dringen sind, hineingesteckt und -gestopft hat. Hinter unserem Palisadentor durchschneidet ein schmaler, im Zickzack führender und nur für eine Person durchschreitbarer Fußsteig den äußeren Befestigungsring. Dieser Pfad ist in Abständen von 8—10 m durch weitere gleichartige Tore verschlossen. Es gibt Bomen, deren äußerer Befestigungsring bis 100 m breit ist, und in die man erst

Manemorango, Boma-Eingang.

Unsere Abbildung zeigt den Eingang der Boma von Maneromango, welche zu der eben beschriebenen Gattung der Buschboma gehört. Das Palisadentor, welches wir erblicken, ist in dem äußeren Ringe des stehengebliebenen Busches angebracht. Letzterer ist sonst dadurch unzugänglich gemacht, daß man die beim Roden im Innern freigewordenen Zweige, Stämme und Wurzeln zwischen die knorrigen Baumgruppen, die an und für sich schon schwer zu durchnach dem Passieren von 10 Palisadentoren eindringen kann.

Trotz der scheinbaren Unüberwindlichkeit dieser Festungen ist es während des Araberaufstandes der Schutztruppe mehrfach gelungen, sie zu erobern. Daran war allerdings die große Sorglosigkeit der Farbigen schuld, die eine Überraschung ermöglichte. Nach Wegschneiden der Zweige des Busches über dem oberen Torrahmen kletterte ein Askari hinüber und öffnete das

Tor von innen. Dies wurde solange wiederholt, bis man nach dem Öffnen des innersten Tores sich inmitten der bestürzten Dorfbewohner befand.

Wie diese starken Festungswerke ursprünglich geschaffen wurden, um die Sklavenjäger und die Vieh raubenden Massai abzuwehren, so verschwinden sie mit der Herstellung von Ordnung und Sicherheit für Leben und Eigentum unter der deutschen Herrschaft allmählich.

Sehen wir uns nun an, wie der Neger sein Leben dahin bringt. Da die Eheschließung zu den wichtigsten Ereignissen des menschlichen Lebens zählt, wollen wir mit dieser beginnen und folgen der Schilderung von P. Wehrmeister[23]).

Erwachsene Jungfrauen trifft man unter den Negern sehr selten, eher noch Jünglinge, da dieselben wegen Mangels an Mädchen nicht so leicht zur Verheiratung kommen. Der Mangel hat zum Teil in der Vielweiberei seinen Grund; auch werden — wenigstens nach meinen Beobachtungen — mehr männliche als weibliche Kinder geboren: im Jahre 1899 waren unter 80 getauften Kindern 43 Knaben und 37 Mädchen.

Meistens dauert der Brautstand eine geraume Zeit, denn die Burschen halten schon um die Mädchen an, ehe dieselben das Unyago gemacht haben; gefällt den Eltern der Bewerber ihrer Tochter, so geben sie die Zusage; sie lieben besonders einen kräftigen Jungen, der im Feldbau Dienste leisten kann. Vielleicht ist das Mädchen mit ihm noch wenig bekannt. Der Bräutigam zieht nun zu seinen künftigen Schwiegereltern, arbeitet bei ihnen und ißt mit ihnen, was ein bis zwei Jahre dauern kann.

Nach Verlauf einer bestimmten Zeit stellt der Bräutigam die Bitte, mit dem Mädchen nun zusammen leben zu dürfen. Halten die Eltern den Zeitpunkt für geeignet, so kommen an einem festgesetzten Tage die Eltern (oder Vormünder) des Bräutigams und der Braut zusammen zum Schauri, wobei die Sache nochmal besprochen wird. Der Vater erklärt nun seiner Tochter:

„Mein Kind, dieser Mann hier hat dich schon seit langer Zeit heiraten wollen, aber immer noch keine Erlaubnis erhalten, weil du noch zu jung warst. Heute aber wird er dich heiraten und du bist sein Weib. Gib acht, daß du ihn nicht erzürnst, daß du ihn nicht beschimpfest, sonst wird er böse und wird dich grob behandeln. Bewahre ihm auch die Treue, sonst wird er dich verklagen und verstoßen!"

Die Mutter fügt noch etwa folgende Mahnung hinzu:

„Das Wasser mußt du herbeischaffen, das ist deine Arbeit, und die Speisen mußt du ihm gut kochen, sonst wird er dich schimpfen und mich selbst" usw.

Darauf folgen noch verschiedene Unterweisungen.

Um Geld und Vermögen handelt es sich bei diesem Schauri nicht; der Bräutigam gibt höchstens der Schwiegermutter ein Stückchen Baumwollzeug als Kleid; ihre Schulden übernimmt er nicht; die Braut bringt keine Aussteuer mit, sie hat eigentlich gar nichts, nicht einmal Kochgeschirr, denn der Bequemlichkeit wegen geht das junge Paar noch zur Mutter in die Kost.

Nach diesem Schauri gilt die Ehe als geschlossen ohne weitere Zeremonien, sogar ohne Tanz und Bier. Das junge Ehepaar feiert aber das wichtige Ereignis acht Tage lang dadurch, daß es nichts arbeitet; die Glücklichen sitzen vor der Hütte und verbringen die Zeit mit Gespräch und Absingen von Negerliedern, wobei die Nachbarn Gesellschaft leisten. Diese Lieder haben meistens einen kurzen Inhalt; ein Neger haupt singt die Verschen vor, die anderen wiederholen den Refrain, z. B.:

„Jetzt sind wir groß, e, e, e
Unser Häuslein ist fertig, e, e, e
Wir können drin schlafen e, e, e
Und freuen uns sehr e, e, e."

Nach diesen Tagen folgt für die Negerin das zweite Unyago. Es kommt eine Meisterin von Fach in die Hütte der beiden Eheleute und gibt Belehrungen. Wenn sie dann aus der Hütte treten, so begrüßt sie ein Haufe Weiber mit stürmischem lulu-lulu-

lulu. Die junge Ehefrau setzt sich dann auf den Boden und wird von den Weibern umringt und besungen, wobei das „lulu" eine Hauptrolle spielt. Zum Teil gelten die Verschen auch dem Manne, der etwas abseits sitzt.

Dieses Spiel dauert gewöhnlich von morgens 8 bis 3 Uhr.

Ein drittes Unyago findet einige Monate später statt, wozu sehr viele Mütter herbeikommen. Auch hier besteht das Spiel aus Belehrungen, Gesang und Tanz.

Von da an, bis das erste Kind zur Welt kommt, lebt die junge Frau vor dem Volke verborgen; wenn sie außerhalb der Hütte fremde Leute sieht, so flüchtet sie sich schnell ins Innere, aus Furcht, die Blicke der Neugierigen könnten schädlich sein. —

Zwistigkeiten in der Ehe gibt es bei den Negern natürlich auch, selbst „in den besten Familien".

Doch gibt es recht brave Negerfamilien, die ihr Morgen- und Abendgebet verrichten, den sonntäglichen Gottesdienst besuchen und das Eheband heilig halten.

Nach der Sitte muß die Frau den Mann um Erlaubnis fragen, wenn sie einen größeren Ausgang macht, zumal wenn sie nachts nicht zurückkehrt oder zu Spiel und Tanz geht. Desgleichen hat aber auch der Gemahl die Pflicht, dem Weibe bei solchen Ausgängen Meldung zu machen.

Tanz der Eingeborenen.

Daß es auch in Afrika, trotz Vielweiberei und möglichster Erleichterung der Ehescheidung für den Mann, manchmal heißt: Verheiratetsein ist gut, nicht ver-

heiratetsein, ist besser! dafür diene als Beleg die folgende launige Schilderung von P. Wehrmeister[23]).

Es gibt auch unter den Negerinnen solche, die das Zepter, oder besser den Kochlöffel zu führen verstehen, und wenn das Männchen desto friedliebender ist, harmonieren beide doch ganz gut miteinander. Aber wehe, wenn zwei Hartköpfe zusammen sind! Früher hat dann der eine Teil den anderen einfach verlassen, aber bei Christen geht das nicht mehr an. Da muß dann der Pater manchmal seine ganze Energie aufbieten, um die Entzweiten wieder zu versöhnen. Falls den Mann die größere Schuld trifft oder er sich beim Versöhnungsversuch besonders hartnäckig zeigt, kann er auch eine öffentliche Züchtigung einmal zu fühlen bekommen. Die Weiber dürfen nach dem Gesetze nicht mehr zu einer solchen verurteilt werden, worauf sich die schwarzen Evastöchter nicht wenig einbilden sollen, wenigstens behaupten das ihre schwarzen Ehemänner. „Ja," so hört man sie oft sagen, „unsere Weiber sind so bös und ärgern uns oft derart, daß wir wirklich geschlagene Männer sind, und wenn man dann in der Bitterkeit seines Herzens zu seiner Ehehälfte sagt: jetzt gehst du aber zum shauri (auf das Gericht), so erwidert sie noch spöttisch: haya twende = nur zu, wir wollen gehen — ich bekomme keine Schläge dabei." Freilich sind auch in Lukuledi die Männer keineswegs allein die Braven, sondern ich muß, wenn ich offen sein will, sogar sagen: die Frauen von Lukuledi sind im großen und ganzen besser als ihre Männer. Der Grund liegt wohl darin, daß die Weiber mehr auf ihren häuslichen Herd beschränkt sind, während die Männer öfters größere Reisen unternehmen, von denen sie allerlei Untugenden mitbringen.

Magnus Sowani war in der Missionsschule schon ein geweckter Bursche; besonders war er Meister im Kopfrechnen. Er sollte denn auch zur weiteren Ausbildung nach Kurasini geschickt werden, allein da hätte er sein altes Mütterlein verlassen müssen und da schien ihm das Opfer zu groß. So entschloß er sich denn, Missionskoch zu werden. Die ehrwürdigen Schwestern zu Nyangao hatten die Güte, Magnus in die Lehre zu nehmen. Er zeigte dabei großes Geschick und nach zweimonatlicher Lehrzeit konnte Magnus sein neues Amt selbständig übernehmen, das er seither zu unserer vollen Befriedigung verwaltet. Als Lohn erhielt er anfangs wöchentlich etwa 1 Mark, für einen Neger in unserer Gegend eine schöne Summe. Magnus war denn auch in seinem Amte recht glücklich, zumal er nun auch sein altes Mütterlein unterstützen konnte. Nach Verlauf eines Jahres kam ihm der Gedanke, einen eigenen Hausstand zu gründen. Seine Wahl fiel dabei auf die in dem drei Stunden entfernten Dorfe Chikukwe wohnenden Akwanamila. Letztere war mit anderen Katechumenen öfters zum Sonntagsgottesdienst auf die Mission gekommen und so hatte sie Magnus kennen gelernt.

Ich war ganz erstaunt, als Magnus mir seine Brautwerbung eröffnete: „So, die Akwanamila willst du heiraten? Die ist aber viel älter als du! Das ist doch bei den Negern nicht Sitte. Einige Zähne dürfte sie sich auch schon plombieren lassen. Und die ist auch kali (scharf) im Streit, wie ich schon gesehen habe beim Wortwechsel mit ihren Gefährtinnen." Allein Magnus blieb standhaft. „Wir werden einander schon vertragen," meinte er. „Und wo soll der Wohnsitz sein?" fragte ich wieder. Es ist nämlich Negersitte, daß der Bräutigam der Braut folgt, da die Mutter ihre Tochter nicht fortziehen läßt. Als Koch aber mußte Magnus in der Nähe der Mission sich niederlassen. Nach vielen Besprechungen mit den Eltern und Verwandten der Braut erreichte Magnus endlich, daß die Akwanamila ihm auf die Mission folgen durfte. So schien die Sache erledigt, da legt noch ein alter Neger zu guter Letzt sein „Veto" ein: „Ihm sei die Akwanamila nach früherer heidnischer Sitte schon als neunjähriges Mädchen als Nebenfrau gegeben worden und er wolle sie auch ferner behalten. Allein da kam er bei der Akwanamila schön an. Jetzt galt

es, ihre ganze Beredsamkeit aufzubieten, und Akwanamila entwickelte wirklich bei dem großen einberufenen shauri eine solche Zungenfertigkeit, daß der alte Häuptling gern nachgab. „Die Zeiten haben sich geändert," meinte er resigniert. Akwanamila wurde nun getauft auf den Namen Agnes. Der Taufe folgte bald die Hochzeit.

Magnus und Agnes kommen ganz gut miteinander aus, da er seine Frau ruhig schalten und walten läßt. Nur einmal wollte er auch zeigen, daß er eigentlich der Herr im Hause sei und zerschlug den irdenen Wassertopf. Das kam ihm aber teuer zu stehen, da er am nächsten Tage gleich einen neuen kaufen mußte, der den halben Wochenlohn kostete, und das schien ihm doch ein teures Vergnügen.

Eines Tages kam der fundi Michael Myaka mit der Klage, er könne es bei seiner Regina gar nicht mehr aushalten, sie habe ein so böses Mundstück, daß er sich seines Lebens gar nicht mehr freuen könne. In der Tat war sein Weib auch eine wahre Xanthippe, und wenn sie Fußbekleidung trüge, könnte man mit Recht sagen, der Gemahl stehe unter dem Pantoffel. Der arme Michel meinte: „Ja, wenn ich halt eine andere hätte — — —" Doch da er und sein Weib Christen waren, gab es für ihn keinen anderen Ausweg, als sich mit seiner Regina wieder gütlich zu versöhnen.

Nach einiger Zeit fragte ich den jungen Ehemann wieder: „Nun, wie geht's jetzt, Michel, freust du dich wieder des Lebens?" „O gut, bwana mkubwa," sagte er, „jetzt ist die Regina wieder besser und zu essen bekomme ich genug." „Ah, ganz schön," erwiderte ich, „ich habe dir ja gesagt, Michel, der Mann muß halt auch recht darauf achten, daß er das Weib nicht erzürnt, zumal wenn er weiß, daß sie gerne kali (scharf) ist, dann bleibt der Frieden schon im Haus."

Sein Weib trägt das Chipni (= Lippenpflock, d. Hersg.), das Michael meisterlich zu fertigen versteht, auf der rechten Kopfseite einen zierlich geschnitzten Haarkamm und an jedem Handgelenk drei Armringe, zu denen Michael das Material in Lindi kauft. Früher trug man auch noch Ringe um die Fußgelenke. Die Ringe sind sehr schwer und wehe, wenn sie als Waffe gegen den Mann gebraucht werden. Steht da eines Tages ein so geschlagenes Männchen mit blutigem Kopfe vor der Mission und jammert. „Ja, du bist doch ein Mann," sagte ich, „warum läßest du dich denn von deiner Gefährtin so zurichten und aus dem Hause jagen?" „Bwana mkubwa" (großer Herr), antwortete er, „wenn einmal das Weib mit seinem metallenen Handgelenk den Kampf beginnt, da hilft alles Kopfeinziehen nichts mehr, da gibt es nur noch Heil in der Flucht."

Manche Sitten der Neger weichen von den unsrigen erheblich ab und scheinen uns zuerst sehr viel minderwertiger als die unsrigen. Bei näherer Betrachtung aber stellt sich, wie Missionar Klamroth [9]) das sehr hübsch ausführt, manchmal, wenigstens für die gegebenen Verhältnisse, das Gegenteil als richtig heraus.

Heiß brennt die Sonne, und ihre Strahlen erinnern dich in unangenehmer Weise daran, daß du in Afrika bist. Doch da winkt ja schon der Schatten des Häuptlingsdorfs. Bald sind wir dort, die Esel werden abgesattelt und sich überlassen, während wir uns im Schatten eines Baumes zu einigen jungen Leuten setzen. „Ist der Häuptling zu Hause?" — „„Nein, der ist schon seit gestern fort."" — „Vielleicht könnt ihr einen Jungen schicken, der ihn ruft?" — „„Er kann schwerlich so schnell herankommen."" — Wir lassen dies Gespräch fallen. „Haben bei euch die Regen schon eingesetzt?" — Die Antwort lautet schon etwas zögernder. — „Ist kürzlich ein Weißer hier bei euch vorbeigekommen?" — Überhaupt keine Antwort. — Nun, wir wollen uns etwas im Grase ausstrecken, es bekommt uns das nach 4 Marschstunden ganz gut. Bald darauf erscheint der Häuptling, der über eine Tagereise weit entfernt sein sollte, wir werden bewillkommt, wir erfahren, welcher Weiße zuletzt hier durchkam, wie es mit der Steuer steht und noch manches andere.

Was soll man von dem allen halten? Ich fürchte, du bist schon fertig mit dem Urteil über die Ungezogenheit jener jungen Burschen und — tust ihnen damit Unrecht. Die Besuche, die solch ein afrikanischer Häuptling bekommt, sind nicht immer so ganz harmlos. Und wenn der erste beste junge Bursche dem Fremdling hätte sagen dürfen, dort in jener Hütte sitzt der Häuptling, so wäre das in manchen Fällen gleichbedeutend mit Verrat gewesen, denn im nächsten Augenblick wäre der Häuptling gefangen worden. Gewiß bleibt es eine Notlüge, wenn es heißt: der Häuptling ist weit, weit fort, und dabei sitzt er ganz in der Nähe versteckt, aber man kann bei dieser Lüge doch wenigstens noch von Not reden; was man sonst Notlüge nennt, ist oft nichts anderes als Bequemlichkeitslüge.

Aber warum antworten sie nachher auf unsere Fragen nicht? War das nicht ungehörig? — Ja, gegen die Sitte ist verstoßen worden, allein nicht von jenen jungen Burschen, sondern von uns. Bei uns in Deutschland ist es ja freilich scheinbar Sitte, daß jeder über Politik mitreden darf und, je jünger er ist, umso lauter. Ein politisches Ereignis aber ist es für einen schwarzen Stamm, wenn einer der weißen Männer, einer von dem Volk, dessen „Speer" noch stärker war als der der Araber, das Land durchzieht. Der Häuptling wird mit seinen Räten schon darüber sprechen und Auskunft geben, soweit er es für zulässig und geraten hält. Aber darf deswegen jeder junge Bursche dasselbe tun? Nein, sondern der hat seine Finger von Dingen zu lassen, die er nicht versteht und für die andere die Verantwortung tragen. So denkt der Schwarze über den Fall. Ich meine, er hat Recht. Vielleicht denkst du auch: manche Sitten dieser „Wilden" sind doch gar nicht so übel.

Da sitzen zwei beim Essen. Der eine hat schon graue Haare, der andere ist noch in den besten Jahren. Bei dem Alten sind die Zähne schon etwas wackelig geworden, und da geht's nicht mehr so gut wie früher. Verwandt sind die beiden nicht. Denke dir, die Szene spielte in Deutschland im Gasthaus. Im nächsten Augenblick würde hier der Jüngere aufspringen, sich den Mund wischen — „Mahlzeit" — und hinaus wäre er, oder er vertiefte sich in irgend eine Zeitung. Sonderbar, dieser Schwarze ißt anstatt dessen langsamer und langsamer, immer kleiner werden die Bissen. Endlich hört der Alte auf. Da hört sein Genosse auch auf und setzt das Geschirr beiseite. Auf keinen Fall aber hätte er vor dem Alten aufhören dürfen, dann hätte es ja geschienen, als sei der Alte ein Vielfraß!

> Der Neger ist eine mitteilsame Natur; und wenn er auch ernste Pläne sorgfältig geheim zu halten weiß, über die vielen kleinen Nichtigkeiten, die das tägliche Leben ausmachen, muß er sich mit seinen Genossen aussprechen; und da er viel Zeit übrig hat, so dauert das recht lange und füllt den Tag angenehm aus. Was er essen will, wann er essen will, wie er essen will, womit er sich kleiden will, ob er den Rock so oder so tragen soll, das alles erfordert ein „Schauri" und ist ihm ein Schauri, ja das ganze Leben gilt ihm als Schauri. Was dies Wort bedeutet, das erzählt uns Hauptmann Leue[12b]).

In Deutsch-Ostafrika gibt es ein Wort, das eine vielfache Bedeutung hat. Es ist das Wort Schauri und heißt soviel wie Verhandlung, Beratung, Partei, Rat, Sache, Sitzung. Ohne Schauri kann der Ostafrikaner gar nicht leben. Nichts bereitet ihm solchen Genuß wie ein recht langes Schauri. Soll ein Huhn, eine Ziege, ein Elfenbeinzahn oder sonst ein Objekt verkauft oder erworben werden, so geht dem Handel ein endloses Schauri voraus. Will der Ostafrikaner eine Frau nehmen, so macht er mit sich selbst, mit seinen Verwandten und seinen zukünftigen Schwiegereltern Schauri. Hat ein Knabe ein Mägdlein lieb, so macht er in erster Linie mit ihm Schauri. Will es sich nicht betören lassen, so macht der abgewiesene Liebhaber schleunigst Schauri mit einem Medizinmanne behufs Lieferung von Liebestränken und anderen Zaubermitteln. Leidet jemand an

einer hartnäckigen Krankheit, so unternimmt er oft große Reisen, um mit einem berühmten Nganga, wir würden sagen Spezialisten, Schauri zu machen. Weigert sich ein Häuptling im Innern zum Schauri zu kommen, so ist er kaïdi, also ein Rebell. Machen auf einer schwierigen oder gefährlichen Expedition die Träger unter sich Schauri, so hat der Chef allen Grund, auf seiner Hut zu sein. Krieg und Frieden, Schuld und Sühne, alles hängt vom Schauri ab. Selbst der Straßenräuber setzt sich vor der Ausführung eines Verbrechens zu einem Schauri zusammen, in welchem Vor- und Nachteile der Tat sorgfältig erwogen werden. Bietet man dem Ostafrikaner unter der Hand für einen Gegenstand auch den denkbar höchsten Preis, so läßt er sich ohne Schauri doch ungern auf die Sache ein. Lieber gibt er ihn nach längerem Schauri billiger weg. Er will doch wenigstens sein Vergnügen davon haben. Behelligt man den Farbigen, sei er nun Araber, Suaheli oder Stammesangehöriger, mit einer ihm unangenehmen Affaire, so gebraucht er stets die Ausrede: „Si shauri yangu“ (das ist nicht meine Sache). Macht man ihn in politischer Hinsicht für einen Genossen verantwortlich, so erwidert er gewöhnlich: Der Mann gehört zu einem anderen Schauri.

Wegen jeder Bagatelle wird Schauri gemacht. Einst erbat sich auf einer Expedition während der Marschpause mein Diener Urlaub, um wegen des Mittagsmahles mit seinen Freunden Schauri zu machen. Nach etwa einer Stunde kehrte er zurück. „Nun,“ fragte ich scherzend, „was gedenkt Ihr denn zu speisen?“ — „Bananen,“ war die Antwort. — „Und um das herauszutüfteln, braucht Ihr eine Stunde Zeit?“ rief ich lachend. — „Ja,“ sagte er empfindlich, „wir konnten doch vorher nicht wissen, was wir essen wollten.“

Diese Leidenschaft der Farbigen für das Schauri-Abhalten wissen sich die indischen Kaufleute vorzüglich zunutze zu machen. So schlau die Eingeborenen auch sind, so werden sie doch meist übertrumpft. Wegen eines Elfenbeinzahnes machen die Händler oft acht Tage lang Schauri. Zahn um Zahn wird in dieser Weise verhandelt. Ein Europäer hielte dies gar nicht aus. Der Inder aber ist unermüdlich und erreicht für gewöhnlich auch seinen Zweck. Für ihn ist die Zeit ja kein Geld.

Zu seinem höchsten Glanze entwickelt sich das Schauri in seiner Eigenschaft als öffentliche Gerichtssitzung. Der Schauritag ist für die Farbigen ein Festtag. Was gibt es für ihn Feierlicheres, Großartigeres und Interessanteres als ein Schauri, dem der Bwana mkubwa (Bezirksamtmann bzw. Bezirkschef) persönlich vorsitzt. Die Großen der Stadt und Umgegend, die Araber, die indischen Händler, die Schirasi-Diwane, die Suaheli-Jumben, die benachbarten Stammeshäuptlinge, alle erscheinen in bunten, oft goldgestickten Gewändern, mit silbernen Dolchen und prächtigen Turbanen, um sich auf ihren Bänken pomphaft niederzulassen. Es gehört zum guten Ton, diesen Sitzungen beizuwohnen. Der Wali führt an diesem Tage sein langes, kostbares Schwert, welches einen Wert von 1000 Mk. haben soll, und das, wenn der eingravierten Jahreszahl zu glauben ist, schon zur Zeit der Kreuzzüge geschwungen wurde. Links und rechts vom Gerichtstische sitzen auf ihren Ehrenplätzen die Beisitzer, die Sachverständigen, die Akidas und die Gemeindevorsteher. Sachverständiger für das mohammedanische Recht ist der Wali, für Handelsrecht gewöhnlich ein indischer Großhändler. Kurz vor Beginn der Sitzung tritt, allseitig begrüßt, der Bezirksamtmann ein. Neben ihm nehmen Platz der Bezirksamtssekretär, sowie der deutsche und der arabische Schreiber. Vor dem Gerichtstische fungiert, unterstützt von seinen Soldaten, der Polizei-Effendi als Gerichtsvollstrecker. Der Sitzungssaal ist umlagert von vielen Hunderten von Zuschauern, Männern und Weibern. Verhandelt werden im Schauri Strafprozesse, Akte freiwilliger Gerichtsbarkeit, Bezirks- und Steuersachen, städtische Angelegenheiten,

kurz alles, was das Wohl und Wehe der Einwohnerschaft berührt.

Ein Bezirksamtmann oder Stationschef, der es versteht, das Schauri verständig und würdig zu leiten, wird stets das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung genießen. Für die Auswahl geeigneter Persönlichkeiten ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig. Durch ein rechtzeitiges vernünftiges Schauri kann in Ostafrika, vor allem im Innern, manchem Unheile vorgebeugt werden.

Das große Schauri zeigt den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas schon in seinen Beziehungen zur weißen Rasse, und zwar in deren Eigenschaft als herrschende Rasse. Ehe ich aber weiter auf diese Seite eingehe, möchte ich P. Wehrmeister[23]) erst noch an einem Bilde vom Marschleben (der „safari") zeigen lassen, wie sich der Eingeborene im täglichen Leben dem Weißen gegenüber verhält.

Daß heute schon einige Träger vor uns am Platze waren, kam wohl daher, daß sie fürchteten, wir könnten den Lagerplatz nicht kennen und vorübergehen. Gewöhnlich waren wir die ersten. Waren die Esel bei uns, so war unser nächstes, diese abzusatteln, und zwar ziemlich gleichzeitig, denn diese Langohren sind keineswegs die stumpfsinnigen unter den Vierfüßern und ahnen instinktiv, wenn sie im Lager angekommen sind. Ihr erstes ist, in irgend einem Aschenhaufen, der meistens an Lagerplätzen zu finden ist, ein Bad zu nehmen, d. h. sich darin zu wälzen, daß man meinen könnte, eine Windhose sei darein gefahren. Wehe dann dem Sattel, der noch nicht abgenommen ist. Dann wird der Platz für die Zelte ausgesucht, womöglich an schattigen Orten, doch ist guter Schatten selten. Allmählich treffen dann die Träger ein, säubern den Platz vom Grase und schlagen dann mit mehr oder weniger Ungeschicklichkeit die Zelte auf. Auch das Zusammenstellen der Kitanda (Feldbett) machte meinem Träger großes Kopfzerbrechen. Gewöhnlich erspähte Germani diesen Augenblick und waltete mit Sorgfalt und Sachkenntnis seines Amtes, wobei er dann und wann auch den Trägern eine Lektion erteilte. Einmal war Germani nicht zur Stelle, da kam der Kitandaträger, ein stämmiger Mann mit herunterhängenden, perlenverzierten Zöpfchen zu mir, zupfte mich und sagte: „Komm bwana hilf, ich kann's immer noch nicht." Daß das Bett etwas schräg im Zelte steht, darf man nicht so krumm nehmen.

Dann kommen wohl auch allmählich früher oder später die vier Blechkoffer, die meine Wäsche, Kleider und Photographika enthalten und werden teils in, teils vor dem Zelte aufgestapelt. Die Tischlasten werden aufgebunden an Tisch, Klappstuhl und Langstuhl aufgestellt und nun sieht es schon wohnlich aus. In den zu den Tischlasten gehörigen Eimern wird Wasser für die Küche geholt, zunächst zur Bereitung von Tee. Ungekochtes Wasser trinkt man nur aus fließenden Bächen. Auch Holz muß die Küchenmannschaft zusammensuchen, und das ist bisweilen nicht so einfach; auch die Trägerboys, oft auch die Träger selbst suchen ihren Bedarf zu decken, und da meist das herumliegende Holz von anderen Karawanen schon verbrannt ist, streifen sie weit umher, greifen mitunter zu Hacke und Beil. Meistens wird es Abend, bis die Feldküche die Hauptmahlzeit oder, wie man auf dem Dampfer sagen würde, das „Mittagessen" fertig hat. — Zwei Hühner haben ihr Leben gelassen und Kartoffel, Mehl ist immer vorhanden, seltener Eier, nämlich nur, wenn Dörfer in der Nähe sind. Einige Konserven tun auch ihre Dienste, und so wird es dem Kochkünstler Melchior nicht allzuschwer, unseren ungeteilten Beifall zu ernten, zumal er den besten Koch, den Hunger, als Bundesgenossen hat. Nur das Brotbacken gelang ihm nie, die Pombe war doch nur ein ungenügendes Ersatzmittel für Hefe, doch muß es auch an anderen Faktoren gefehlt haben; man würde in einem europäischen Museum solches Brot wahrscheinlich als Brot aus ägyptischen Gräbern bezeichnen. Dieser Mißerfolg stimmte den Koch sehr mißmutig, denn er war stolz auf seine Kunst und fühlte

sich hoch erhaben über das Niveau gewöhnlicher Schwarzer. Er war auch sehr empfindlich, was die Neger in ihrer Herbheit und Urwüchsigkeit meistens sind. Sehr fein ist bei diesen Naturkindern auch das Gedern immer noch, andere reden wohl auch im Schlafe; denn wenn sie schlafen, schlafen sie fest und sie merken es nicht, wenn sie am Feuer liegen und auf der einen Seite fast ihre Kleider verbrennen und auf der

Die ostafrikanische Hochsteppe (eine Euphorbie).

rechtigkeitsgefühl ausgeprägt und das kleinste erlittene Unrecht fühlen sie bitterer als die strengste gerechte Strafe und vergessen es nie mehr. — Völlige Ruhe habe ich während der Nacht selten bemerkt, einzelne plauanderen vor Kälte beinahe erstarren. Glückliches Volk, das die Nervosität noch nicht kennt!

Während der Nacht r rde es mehrmals recht empfindlich frisch, daß sogar unsere

Decken nicht mehr genügten, uns vor Kälte zu schützen, und wenn wir in die Kleider schlüpften, hatten wir dasselbe Gefühl des Frostes wie zu Hause im kältesten Winter. Mit der Regelmäßigkeit eines Weckers weckte ich einige Minuten vor 5 Uhr, wenn zelebriert wurde, noch früher; auch der Koch wurde dann alarmiert, daß er das Frühstück bereite.

Die Träger merken zum Teil, daß die Wazungu auf sind, warten aber, bis ihre Uhr, die Sonne, sie auftreibt. Ist Toilette gemacht und die Koffer verschlossen, so bringt der Koch Kakao und Zuspeise, wohl auch Reste vom Abend. Da rücken dann schon einzelne Träger heran und suchen ihre Last zu erhaschen und mit ihr zu verschwinden. Zum Abschlagen der Zelte ist immer eine größere Anzahl nötig und da sucht sich jeder möglichst fern zu halten. Ist es aber doch gelungen, die Mannschaft aufzubringen, wofür der Trägerführer zu sorgen hat, so ist die schlimmste Arbeit getan und der Reisemarschall Br. Mauritius blickt zuversichtlicher. Die Boys füttern die Esel und satteln sie. Inzwischen sind Boys und Träger schon vorausgegangen und ich nehme die Gelegenheit wahr und mache mich auf die Beine mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß alles übrige nachkommen wird. Da sehe ich noch, wie die Träger an ihren Lasten sitzen und sie mit Stricken wie mit einem Netze umschnüren und daran ein Graspolster befestigen, das zwischen Last und Kopf zu liegen kommt. Andere machen sich aus ihren Kleidern einen riesigen Turban, der denselben Dienst versieht. Das Verschnüren geschieht mit Gründlichkeit und Ausdauer; gerade dieses Binden ist eine Lieblingsbeschäftigung der Träger.

Bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in Deutsch-Ostafrika sind auch eine Anzahl Stimmen laut geworden, welche die Ursache für diese Empörung in der den Eingeborenen auferlegten Hüttensteuer suchten; P. Wehrmeister[23]) bringt eine Erörterung dieser Frage, der er zugleich einige recht beherzigenswerte Gedanken über die Art und Weise beifügt, in welcher den Negern ungewohnte Maßregeln der Regierung von diesen empfunden werden, wie sie in Ausführung zu bringen und den Eingeborenen verständlich zu machen wären.

Daß den Negern bei ihrer Vorliebe für Nichtstun die Einführung der Hüttensteuer unbequem war, ist selbstverständlich. Sie verstanden aber auch dieselbe in ihrem Zweck und ihrer Bedeutung nicht, der Neger meint, wenn er diese Steuer einmal bezahlt habe, dann sei er doch fertig. Warum denn das nächste Jahr nochmal die nämliche Schuld bezahlen oder gar vollends alle Jahre? Das will ihm noch nicht einleuchten; einige meinen, den Europäern müsse das Geld ausgegangen sein, weil sie es jetzt von den Schwarzen holen, früher seien sie, die Neger nur gewohnt gewesen, daß die Europäer Geld und viel Geld ins Land der Neger brachten.

— — —

Je länger die Leute bezahlten, destomehr empfanden sie das Lästige und empfanden es als ein Unrecht, das man ihnen antue.

Öfter kamen sie zur Mission und fragten, ob es denn Recht und Pflicht sei, Steuer zu verlangen, Steuer zu zahlen. Natürlich konnte die Mission nur antworten wie der Herr: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.“ Da bekam man aber zu hören: „Ihr seid doch alle gleich, ihr gehört auch zu denen, die uns bedrücken.“ (Ganz dasselbe wurde den Missionären in Uhehe gesagt.)

Man muß den Schwarzen die Vorteile der deutschen Herrschaft vor Augen führen, muß ihnen mit viel Geduld, Klugheit und Beharrlichkeit die Pille der Steuer und der Arbeitspflicht beibringen. Daß Arbeit für den Neger die erste Stufe ist, auf der er wie alle anderen Menschen zur Kultur gelangt, ist klar und daß die Steuer ein Mittel zur Arbeit ist, ebenso. Nur in der Art der Eintreibung und der Gewöhnung ist große Vorsicht und Klugheit nötig. Die Erhebung der Steuer durch Schwarze war, solange es an europäischem Personal fehlte, ein not-

wendiges Übel, es war ein Übel, weil dabei Ausschreitungen und Härten nicht zu vermeiden waren und diese die Neger bei ihrem zarten Gerechtigkeitsgefühl bitter empfanden und oft sich auch außer Lage sahen, ihr Recht zu erlangen.

Über das vielumstrittene Kapitel, welche Stellung von seiten des Gouvernements gegenüber dem Mohammedanismus einzunehmen sei, verbreitet sich P. Wehrmeister[23]) gleichfalls. Daß gerade er als Verkünder des Wortes Christi selber die Schwierigkeiten hervorhebt, die sich der Bevorzugung der christlichen Eingeborenen bei Verwendung im Gouvernementsdienste entgegenstellen, gibt seinen Ausführungen einen besonderen Wert. Bei so objektiver Beurteilung der Verhältnisse wird sich ein Weg finden lassen, um zu einer Lösung dieser recht schwierigen Frage zu gelangen.

Am 8. Juni folgten wir einer Einladung des Herrn Lehrers an der Regierungsschule zu einem Besuche. Die Lage des Gebäudes ist sehr hübsch, die Zimmer groß und geräumig. Der Lehrer empfing uns sehr liebenswürdig und führte uns in alle vier Abteilungen. Mit großem Interesse wohnten wir dem Unterrichte bei und konnten den Leistungen nur unsere volle Anerkennung zollen. Ein kleiner Suaheli in langem gelben Kanzu, der in der Oberklasse noch unter den Schülern saß, fungierte in einer anderen Klasse als Lehrer. Selbstbewußt und mit Sicherheit ließ er seine Schüler, die ihn an Körperlänge und an Alter zum größeren Teile überragten, ihre Rechenkünste zeigen. Er besaß ohne Zweifel Autorität.

Leider ist die Schule religionslos und von Gott darum niemals die Rede. So aufrichtig wir dem Lehrer zu seiner Berufsfreudigkeit und seinen Erfolgen gratulieren konnten, so möchte doch ein Missionar die Schüler auch in der christlichen Lehre unterrichtet sehen, da nur auf dem Boden des Christentums wahre Herzensbildung, Gesittung und Kultur erblühen kann. Da jedoch hier die meisten Schüler von Haus aus Mohammedaner sind, läßt sich gegen diese Religionslosigkeit wenig einwenden. Zum Christentum bekehrt die Anhänger des Islam in absehbarer Zeit weder die katholische noch die evangelische Mission. Bedauerlich ist nur, daß dann diese religionslos gebildeten mohammedanischen Schüler an mehr oder weniger einflußreiche Stellen gelangen und so dem Christentum oft hinderlich und manchmal sogar feindlich gegenüberstehen, denn jeder Mohammedaner ist ein Apostel seiner Religion. Soll man Missionsschüler für solche Stellen vorschlagen, sind christliche Schreiber, Akiden, Jumben erstrebenswert? Da der Neger die äußere Macht zunächst respektiert und jener am meisten Autorität und Glauben findet, der einsperren und strafen kann, so wäre es an sich gewiß wünschenswert, daß wir christliche Beamte bekommen; nur das eine Bedenken steht dem gegenüber, daß ein Neger kaum in einigen Jahren so charakterfest erzogen werden kann, daß er in heidnischer oder islamitischer Umgebung allem Hohn und allen Versuchungen zum Trotz sich musterhaft hält. Jeder vernünftige Mensch wird das begreiflich finden. Läßt sich aber dann ein solcher alleinstehender junger Christ etwas zuschulden kommen, so lastet auf ihm als einem Missionszögling und darum auf der Mission der Schimpf. Ist dagegen der Mission Gelegenheit geboten, auf ihn zu wirken und ihn zu überwachen, oder befindet sich einer in christlicher Umgebung, so wünscht die Mission allerdings sehr, daß Christen solche Stellen erhalten.

Es dürfte bekannt sein, daß in Deutsch-Ostafrika die Hausſklaverei noch nicht aufgehoben ist — aus rein praktischen Gründen. Es würde nämlich für die Sklavenbesitzer vollständigen Ruin bedeuten, wenn dies plötzlich geschähe und gleichzeitig die bisherigen Sklaven, für deren Lebensunterhalt zu sorgen, jetzt ihr Herr die Pflicht hat, zum Teil bitterer Not aussetzen. Da nun der Sklavenhandel verboten ist und streng unterdrückt wird, so liegt keine Gefahr vor, daß die Familien der Sklaven auseinandergerissen werden. Andererseits aber ist, wie die nachfolgende Schilderung Hauptmann Leues[12i]) beweist, das Los dieser Hausſklaven ein sehr erträgliches. Die Bedingungen für Freikauf und Freiwerden

sind zudem sehr günstig, so daß ganz allmählich auch die Hausſklaverei ohne Schaden für beide Teile verschwinden wird. Heutzutage wollen viele Sklaven selbst gar nicht frei werden. So mußte ich einem solchen, den ich freikaufen wollte, um ihn zu einer Expedition mitnehmen zu können, der er sich gern anschließen wollte, erst lange zureden, ehe er mit dem Freikauf einverstanden war.

Wenn ein mit kolonialen Dingen nicht vertrauter Europäer davon hört, daß in Ostafrika noch Sklaverei herrsche, so macht er sich wohl in den meisten Fällen eine falsche Vorstellung von den dort bestehenden Verhältnissen. Versteht er doch unter Sklaven menschliche Wesen, die, der persönlichen Freiheit und Rechtsfähigkeit beraubt, der Willkür ihrer Herrschaft unterliegen und je nach den Launen derselben mehr oder weniger schlecht behandelt werden. In erster Linie denkt der Europäer stets an diejenige Sklaverei, wie sie in der antiken Welt und neuerdings in Amerika gehandhabt wurde, wo der Sklave tatsächlich nichts anderes war als ein höheres Haustier, dessen Kräfte, Fähigkeiten und Eigenschaften rücksichtslos ausgebeutet wurden. Von dieser Art von Knechtschaft ist die in Deutschostafrika existierende Sklaverei einigermaßen verschieden. Das Schlimmste an ihr ist überhaupt der Name. Von jeher hat die Sklaverei im Orient einen milden Charakter gehabt. Ist doch der patriarchalisch beanlagte, träge und sanfte Orientale zur Strenge und Härte weniger geneigt als der energische, willenskräftige und herrschsüchtige Abendländer. „Leben und leben lassen" ist der Wahlspruch des ersteren. Außerdem ist eine wohlwollende Behandlung des Sklaven den Muslim im Koran geboten. „Du sollst den Ungläubigen zu deinem Knecht machen und ihn mit Milde erziehen zum wahren Glauben; hat er sich aber bekehrt, so mögest du ihn freigeben," so heißt es aus dem Munde des Propheten. Aus diesem Grunde setzen viele Mohammedaner testamentarisch oder auch schon bei Lebzeiten die bravsten ihrer Sklaven in Freiheit. Ja, es kommt vor, daß die Muslim Sklaven kaufen, nur zu dem frommen Zwecke, sie freizulassen. Sie glauben, damit ein Werk zu tun, das ihnen im Himmel einen guten Platz sichert.

Eng verbunden ist die Sklaverei mit der Haremswirtschaft der Mohammedaner. Bekanntlich bewohnt der arabische Grundbesitzer persönlich das Vorderhaus seines um einen Hof angelegten Wohngebäudes, während er in den Seitenflügeln und im Hinterhause den Harem, seine Familie, unterbringt. Im Vorderhause, das auch dem Fremden zugänglich ist, läßt sich der Hausherr gewöhnlich von heranwachsenden Knaben, den Boys, bedienen. Daß er mehr als zwei Frauen hat, kommt selten vor. Meist hat er nur eine rechtmäßige Gattin. Dafür wimmelt es aber im Harem von jungen Sklavinnen. Gehört es doch als Zeichen des Reichtums und des Prunks zum feinen Tone, möglichst viel hübsch gekleidete und gut genährte Sklavinnen im Hause zu haben. Verlassen die Frauen des Arabers nur selten ihre Gemächer, so flattern dementgegen die Sklavinnen den ganzen Tag auf der Straße und in der Nachbarschaft herum. Die Hauptarbeit der Menschen besteht darin, für Küche und Baderaum von den Zisternen und und Brunnen Wasser zu holen. Jedenfalls aber überarbeiten sie sich nicht. — Von seinen erwachsenen männlichen Sklaven duldet der Araber nur den zuverlässigsten als Askari (Türhüter) im Hause. Alle übrigen männlichen Sklaven sowie die Weiber, die er für seinen Hausstand nicht brauchen kann, schickt er auf sein Landgut, die Schamba, hinaus. Ist er aus geschäftlichen Gründen gezwungen, sich in der Stadtwohnung einige Knechte oder Hausdiener zu halten, so läßt er sie zum mindesten außerhalb des Hauses schlafen. Im allgemeinen legt der Araber auf erwachsene männliche Sklaven nicht viel Gewicht. Ist er ihrer doch niemals sicher, da sie, falls ihnen bei ihrer Herrschaft irgend etwas nicht paßt, einfach auf- und davongehen. Darum gestattet er ihnen gegen eine monatliche Abgabe auch gern, sich als Träger, Bootsmann, Diener oder Arbeiter zu verdingen. Hält der Sklave den Pakt

nicht ein, d. h. gibt er seinem Herrn von seinem Verdienste nichts ab, so läßt es dieser auch dabei bewenden; denn er weiß genau, daß der Sklave, wenn er des Herumtreibens müde geworden ist, von selbst zu ihm zurückkehren wird.

Auf der Schamba führen die Sklaven ein beschauliches Dasein. Sie wohnen dort, jede Familie für sich, unter Palmen und Mangobäumen in ihren luftigen Makuti-Hütten und feiern die Feste, wie sie fallen. Allabendlich dröhnt auf der Schamba die Tanzmusik. Vier Tage in der Woche sollen sie unter Leitung des Verwalters, des Ältesten der Sklaven, für ihren Herrn arbeiten, während sie in der übrigen Zeit Gelegenheit haben, ihr Deputatland (konde) zu bestellen. Auch ist es ihnen nicht verwehrt, sich auf eigene Rechnung Kleinvieh und Federvieh zu halten.

Trotzdem also die Sklaven auf der Schamba keine Not leiden, so findet man doch daselbst meist nur ältere Leute und Kinder. Das junge Volk, dem es auf der Schamba zu eintönig ist, entzieht sich meist seiner Pflicht und treibt sich ohne Urlaub in der Stadt umher, so daß dem Aufseher von Hunderten seiner Mitsklaven oft kaum dreißig bis vierzig Köpfe für die Arbeit zur Verfügung stehen. Auch im übrigen wird auf der Schamba die Disziplin höchst locker gehandhabt; und nicht selten kommt es vor, daß ein Landgutbesitzer von den Erträgnissen seiner Felder jahrelang nichts zu sehen bekommt. Meist ist er aber viel zu idolent, um sich darüber aufzuregen. Ist nur das, was er für seinen Haushalt braucht, rechtzeitig zur Stelle, so gibt er sich schon zufrieden.

Geht der Araber, beispielsweise als Händler, auf Reisen, so nimmt er gewöhnlich nur seine Lieblingssklaven mit. Die Männer und Knaben dienen ihm als Gewehrträger und Eseljungen, die Sklavinnen als Köchinnen und Aufwärterinnen. Die reichgeschmückte Favoritin, „suria" betitelt, reitet unterwegs, ebenso wie ihr Herr auf einem prächtig aufgezäumten weißen Maskatesel. — Die Ehegattin läßt der Araber stets zu Hause. — Auf dem Lagerplatze wird das Zelt des Handelsherrn meist noch von einer Laub- oder Zeugwand umgeben. Viele Leute, selbst in Ostafrika, glauben, die Lastträger einer Araberkarawane seien die unbesoldeten Sklaven des Händlers. Das ist aber ein Irrtum. Die eigentlichen Lastträger sind angeworbene Leute. Wollte der Araber seinen Sklaven zumuten, eine so schwere Arbeit umsonst zu leisten, so würden sie ihm bald ausreißen. Geben sich die Sklaven wirklich zum Lasttragen her, so wollen sie auch dafür bezahlt werden. Meist sind sie indes durch das gute Leben in der Stadt und auf der Schamba viel zu sehr verweichlicht, um sich derartigen Anstrengungen unterziehen zu können.

Noch vertraulicher hat sich bei den Suaheli das Verhältnis des Besitzers zum Sklaven gestaltet. Hier weiß man oft nicht, wer Herr und wer Diener ist. Der Hausherr nennt seine Sklaven „watoto" (Kinder) und ißt und trinkt mit ihnen aus einem Topfe. Selbst eine freundschaftliche Prügelei zwischen Herrn und Diener kommt nicht selten vor. Das nehmen sie sich gegenseitig nicht übel. Nur „mtuma" (Sklave) darf der Besitzer seinen Sklaven nicht nennen; sonst wird der letztere ungemütlich. Die „wasalia" (im Hause geborene Sklaven) nehmen völlig die Stellung der Kinder des Hauses ein und unterscheiden sich von diesen nicht einmal durch die Kleidung. Auch ereignet es sich häufig, daß ein stattlicher Sklave die Tochter seines Herrn heiratet oder doch mit ihr im intimen Verkehr steht. Früher durften die Sklavinnen die „ukeia" (einen blauen Schleier), das Zeichen des freien Weibes nicht tragen. Das ist aber jetzt auch abgekommen, und die Sklavinnen tragen die „ukeia" mit demselben Stolze, wie es früher die freien Fräulein taten.

Der Umfang der Sklaverei in Deutsch-Ostafrika wird meist überschätzt. Tatsächlich existiert Sklaverei nur an der Küste und an den großen Handelsplätzen des Innern. In Bagamoyo, einer Stadt von etwa 16 000 Einwohnern, dürfte es kaum 2000 Sklaven

geben. Dafür gibt es dort aber eine große Menge von Freigelassenen, Freigemachten oder sonstigen ehemaligen Sklaven, die sich „wanguana" (Freie, Gebildete) zu nennen belieben. Aus ihnen rekrutiert sich die große Zahl der Küstenträger. Die Inder in in Deutsch-Ostafrika, seien sie nun Mohammedaner oder Brahmanen, dürfen, soweit sie noch englische Untertanen sind, keine Sklaven halten. Früher herrschte bei ihnen die Sklaverei im hohen Maße. Vor einigen Dezennien jedoch mußten sie, auf das Eingreifen des englischen Kommissars Sir Bartle Frere hin, ihre sämtlichen Sklaven losgeben. Es sollen damals an einem Tage 23 000 Sklaven in Freiheit gesetzt worden sein. — Die Stämme des Innern kannten ursprünglich die Sklaverei gar nicht. Wo man dies Institut heute bei ihnen vorfindet, ist es seitens der Eingeborenen von den Arabern übernommen worden. Immerhin gibt es noch viele Stämme, die heute noch keine Sklaven halten. Wenn man in Unyanjembe einen dortigen Eingeborenen fragt: „Bist du ein Freier oder ein Sklave?" so antwortet er mit Genugtuung: „Ich bin ein Mnyamuesi", womit er besagen will, daß er als Angehöriger eines freien Stammes kein Sklave sein könne. Die Sklaven stammen fast alle aus Zentralafrika her; die meisten derselben sind Manjemaleute.

Sklavenjagden kommen in Deutsch-Ostafrika nicht mehr vor und sind, wenn man von den jetzt gleichfalls unterdrückten Kriegszügen der Mafiti, Wangoni und anderer Räubervölker absehen will, in den letzten fünfzig Jahren überhaupt wohl kaum vorgekommen. Die Araber jedenfalls waren viel zu klug, um sich durch Sklavenjagden in Ostafrika den Weg nach dem elfenbeinreichen „Manjema" zu versperren.

Daraus, daß nur die Hausklaverei noch gestattet, der Sklavenhandel aber verboten ist, geht allein schon hervor, daß kein Weißer Sklavenhalter sein kann in Deutsch-Ostafrika. Weiße müssen also alle ihre Arbeiten durch freie Arbeiter ausführen lassen, d. h. solche Eingeborenen, die zu ihnen, den Weißen, in freiem Vertragsverhältnis stehen. Denn Strafarbeiter werden nur von der Regierung verwendet, und nur zu Arbeiten, die dem öffentlichen Wohl dienen. Da der freie Eingeborene aber noch keineswegs in ausreichendem Maße „zur Arbeit erzogen" ist, so bildet die Klage über Arbeitermangel eine ständige Rubrik in allen Geschäftsberichten der in Deutsch-Ostafrika tätigen Unternehmungen und desgleichen bei allen selbständigen Ansiedlern. Daß trotzdem schon recht beachtenswerte Leistungen auf dem Gebiete des Plantagenbaus vorliegen, dafür füge ich den schon weiter vorn gegebenen Bildern von den Kaffeeplantagen in Usambara und der Plantage Buschirihof von Pangani zwei weitere Bilder von Agavenpflanzungen hinzu.

Ostafrika bildet noch heute ein Dorado für den Jagdfreund und ist im Gegensatz zu Südwestafrika auch noch reich an großen Raubtieren, den riesigen Dickhäutern und dem gefährlichsten afrikanischen Wild, dem Büffel. Der Löwe, dieser vielgepriesene „König der Tiere", kommt sogar noch ganz dicht an der Küste vor, ich selbst habe ihn 1902 dort noch gesehen. Da die erste Frage, die dem von Jagd berichtenden Afrikaner gestellt wird, die nach seinen Löwenjagden ist, gebe ich zuerst Erzählungen wieder, die sich auf Zusammentreffen mit Löwen beziehen.

Wenn man hier in einer Gesellschaft von der in Deutsch-Ostafrika bestehenden Raubtierplage spricht, und nebenbei über darauf Bezug nehmende Abenteuer berichtet, so stößt man nicht selten auf ein ungläubiges Lächeln. Und zehn gegen eins ist zu wetten, daß derartige Geschichten im Stillen für afrikanisches Jägerlatein gehalten werden. Sagt man aber, daß man persönlich Treibjagden auf Löwen veranstaltet habe, oder erwähnt man, daß die Löwen in Deutsch-Ostafrika hier und da rudelweise auftreten, so werden die Leute beinahe feindlich. Selbst die Eingeweihteren werfen zum mindesten schüchtern ein: Das mag ja im „wüsten haften Innern" wohl der Fall sein; an der Küste aber kommen doch keine Löwen vor. — Vorläufig kommen die gefährlichen Raubkatzen an der Küste aber tatsächlich im selben Maße vor, wie im Innern, und es

wird auch wohl noch eine geraume Zeit dauern, bis sie sich vor der europäischen Kultur zurückgezogen haben werden. Daß dies früher oder später geschehen wird, steht allerdings fest; die Frage ist nur, wann. Heute ist man in Deutsch-Ostafrika froh, daß man sich in den Küstenstädten nachts auf der Straße bewegen kann, ohne in Gefahr zu geraten, mit irgend einem unheimlichen Wildling in unliebsame Berührung zu kommen. Vor 12 bis 15 Jahren war dies durchaus nicht sicher; und ohne Büchse und Revolver konnte man sich

Eine Hanf-(Agave)-Plantage in Pangani in Deutsch-Ostafrika.

abends kaum vor die Tür getrauen. Wie vorsichtig man damals sein mußte, mag folgender Vorfall lehren:

Im Anfang der neunziger Jahre ging ich eines Nachmittags allein in der Nähe des bekannten Küstenplatzes Bagamoyo spazieren, und zwar auf dem hohen Meeresufer in der Richtung nach Kaule. In der Hand trug ich nichts, wie einen leichten Spazierstock. Wenngleich die Gegend nicht sehr belebt war, so war ich mir doch bewußt, daß in den anstoßenden Palmenschamben überall Menschen wohnten. Als die Sonne unterging, machte ich kehrt, um mich zur Stadt zurückzubegeben. Da von der See her eine köstliche Brise wehte, und es mir ein Genuß war, die würzige Luft des Meeresgestades in vollen Zügen zu atmen, so beeilte ich mich nicht übermäßig nach Hause zu kommen, sondern schlenderte behaglich durch die grüne Landschaft dahin, auf der eine friedliche Abendstimmung ruhte. Einige hundert Schritte hinter mir kam, wie ich gelegentlich wahrgenommen, ein etwa zehnjähriges Bantumädchen des Weges, während wieder eine Strecke weiter zwei farbige Weiber folgten. Inzwischen war die Dämmerung, die in den Tropen nur etwa 20 Minuten dauert, hereingebrochen. Als es anfing, dunkel zu werden, ging ich gerade den mit Gebüsch bewachsenen Hang hinab, an dessen Fuße das alte Fort liegt. — Plötzlich hörte ich hinter mir ein eigentümliches Geräusch, und zu gleicher Zeit einen kurzen, rauhen Laut. Als ich mich umsah, war das Kind verschwunden, während in einiger Entfernung die beiden Weiber hilferufend davonstrebten. — Im ersten Momente konnte ich mir die Sache nicht recht erklären; begriff aber, als von den Weibern der Ruf „simba“ ausgestoßen

wurde, sofort, daß das kleine Mädchen von einem Löwen weggenommen worden war. — Zum nahen Fort stürzend rief ich einige Soldaten der Wache herbei, ließ mir Gewehr und Patronen geben, und eilte mit den Mannschaften dem Löwen nach. Wenn sich aber auch schließlich eine Menge von Menschen an der Verfolgung der Bestie beteiligten, so war doch bei der obwaltenden Finsternis an eine Rettung des Kindes nicht zu denken. Man hat nie wieder etwas von ihm zu sehen bekommen. Übrigens war anzunehmen, daß es, da es bei dem Überfall keinen Ton von sich gegeben, in folge des Anpralls sogleich getötet worden war. — Wie sich nachträglich herausstellte, hatte der Löwe unweit des Pfades im Buschwerk gelegen. Nachdem er mich unbehelligt hatte passieren lassen, war er über das Kind hergefallen, wahrscheinlich in der Erwägung, daß ihm dies leichter zur Beute werden würde, als die ihm fremdartig erscheinende, weißgekleidete Gestalt des Europäers. Ein hübsches Beispiel übrigens von dem Wagemute und den sonstigen berühmten Eigenschaften des Königs der Tiere. — Noch eine ganze Zeitlang trieb sich dieser Unhold in der Umgegend von Bagamoyo umher. Verschiedentlich brach er auch in unsere Viehställe ein, bis ihn endlich sein Schicksal ereilte. Eines Tages wurde er unweit der Stadt in einer Schamba tot aufgefunden. Bei irgend einem Rekontre hatte er eine Kugel abbekommen, und war an den Folgen dieser Verletzung verendet. Gestrenge Herren regieren nicht lange. Sobald sich ein Löwe zum Menschenfresser ausbildet, hat gewöhnlich sein letztes Stündlein geschlagen. Wie oft ihm auch seine Anschläge gelingen mögen, einmal gerät er doch an den Unrechten und erhält alsdann einen Denkzettel, der ihm das Wiederkommen verleidet.

Von vornherein vergreift sich der Herr der Wildnis kaum an menschlichen Wesen; es sei denn, daß er angeschossen wäre oder sich aufs äußerste bedroht fühlte. Mehr als einmal habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie er bestrebt war, dem Zusammentreffen mit Menschen auszuweichen. Im allgemeinen nährt er sich recht und schlecht von der Jagd auf größere Zweihufer, in erster Linie auf Antilopen. Daß er Elefanten, Rhinozerossen oder Flußpferden zu Leibe ginge, habe ich ebensowenig gehört, wie, daß er Mäuse finge. Unter dem Winde schleicht er sich an das ruhende oder äsende Wild heran und sucht es im gegebenen Augenblicke mit einem Sprunge zu erhaschen und niederzureißen. Es kommt aber auch vor, daß er einem flüchtigen Stücke nachjagt. Auf einer Reise in der Rufidjiniederung, wo sich zahlreiche Fährten von Löwen zeigten, hatte ich eines Morgens Gelegenheit, auf Grund ganz frischer Spuren zu konstatieren, daß eine Antilope von einem Löwen verfolgt worden war. — Häufig legen sich die Löwen auch in der Nähe von Wasserplätzen in den Hinterhalt, um das zur Tränke kommende Wild zu belauern. Jagen sie zu zweien oder mehreren, so pflegen sie sich das durch ihr Gebrüll aufgeschreckte Getier gegenseitig zuzutreiben. Daß sie zuweilen in Trupps von vier bis sieben Stück auftreten, ist eine in Ostafrika männiglich bekannte Tatsache. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um ganze Familien, das heißt, um zwei Alte mit ihren mehr oder weniger erwachsenen Sprößlingen. Große Vorliebe hegt der Löwe für den Genuß von Schweinefleisch; und es ereignet sich nicht selten, daß er dem Schwarzwilde nachgeht bis in die Felder der Eingeborenen, wo es sich besonders gern aufhält. Gewöhnt sich der Löwe bei dieser Gelegenheit an den Anblick der Menschen, so betrachtet und behandelt er sie auch bald als gute Beute. Ihn braucht eines Tages nur rechtschaffen der Hunger zu quälen. Häufiger aber entwickeln sich zu Menschenfressern die alten Löwen, die zu schwerfällig geworden sind, sich der leichtfüßigen Antilope zu bemächtigen und sich nun darauf legen, von den Haustieren Tribut zu erheben. Den Viehherden folgend, gelangen sie in die Dörfer, lungern

Ostafrika: Die erste Anpflanzung der Sisal-Agave, Agave Sisalana Perr. in Kikogwe, Bezirk Pangani.
Originalaufnahme des Geheimen Regierungsrats Prof. O. Wohltmann.

Mehr Erfolg als mit dem Kaffeebau hat man in Ostafrika mit dem Anbau der Sisal-Agave, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 1896 zuerst nach Kikogwe einführte. Die Agave, welche in der Mitte des Schopfes ihre hohen Blütenstengel treibt, ist in trockenen Gegenden eine außerordentlich wertvolle und vielseitige Nutzpflanze, so daß sie von den alten Azteken als das „Sinnbild der Güte des Himmels" bezeichnet wurde. Sie liefert uns vornehmlich sehr wertvollen Hanf.

hier, wenn sie die Ställe nicht erbrechen können, auf den Straßen herum, und verfallen alsdann, vom Hunger getrieben, leicht darauf, sich an menschlichen Wesen schadlos zu halten. — Diese ebenso bösartigen als erfahrenen Bestien siedeln sich dann in der Nähe der Ortschaften an, und quälen die Einwohner so lange, bis diese mit vereinten Kräften und oft großen Opfern sich der fürchterlichen Bedränger entledigen. Mißlingt ein solches Unternehmen oder fehlt den Eingeborenen der Mut dazu, so werden die beunruhigten Wohnplätze häufig ganz und gar aufgegeben.

Welch eine Panik so ein Raubtier, das wie ein Gespenst erscheint und verschwindet, und zwar stets zu einer Zeit, wo man es am allerwenigsten erwartet, in einem Orte verursachen kann, habe ich zu verschiedenen Malen selbst mit erlebt. Im Jahre 1890 zum Beispiel — wenn ich nicht irre, zur Regenzeit, wo das Wild sich meist landeinwärts verzieht, und der Hunger die Raubtiere in die Dörfer treibt — ließ sich in und um Daressalam ein Löwe sehen. Unheimliche Geschichten kursierten schon seit längerer Zeit von dem Unheil, das er in den benachbarten Dörfern angerichtet haben sollte. Allmählich verdichteten sich die Hiobsposten. Aus der Stationsherde wurde Vieh geraubt. Und endlich wurde einer unserer Arbeiter ins Hospital gebracht, der nachts mitten in der Stadt von dem in den Straßen promenierenden Löwen angefallen worden war. Der Mann hatte mit einigen seiner Kameraden auf der Veranda eines Inderhauses genächtigt. Plötzlich war der Schlafende gepackt und emporgerissen worden. Jedoch hatte er, mehrfach in den Oberschenkel gebissen, ein solches Geschrei erhoben, daß der Löwe erschreckt ihn wieder hatte fahren lassen. Durch das Aufspringen und den Lärm der übrigen Leute war das Untier sodann verscheucht worden.

Jetzt wurden natürlich alle polizeilichen Maßnahmen getroffen und überhaupt alle Mittel aufgeboten, die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen. Aber alle Anstrengungen waren vergebens. Weder Posten noch Patrouillen bekamen den Löwen zu Gesicht, trotzdem er fast täglich irgend eine Untat verübte. Dabei ertönte alle Augenblicke blinder Lärm; und Stadt und Umgebung hallte wieder von den Schüssen der Schildwachen, die, der direkten Gefahr für Leib und Leben ausgesetzt, naturgemäß allmählich nervös geworden war. Der Löwe machte sich dessenungeachtet bald hier, bald dort, bei Nacht und im lichten Sonnenschein, heute bei Tagesgrauen, morgen bei Sonnenuntergang, bemerklich. Wann, wie und wo er aber erscheinen könnte, entzog sich jeder Berechnung. Endlich kamen einige Europäer auf den Gedanken, sich außerhalb der Stadt auf den Anstand zu setzen, und zwar in einer auf der Sultansschamba liegenden Hütte, deren Lehmwände zu diesem Zweck mit Schießscharten versehen worden waren. Unmittelbar hinter dem Gebäude war eine Ziege als Lockspeise angebunden. Dieses Mittel zog. Wirklich wurde die Ziege von dem verschlagenen Räuber weggeholt, aber so blitzschnell, daß keiner zum Schusse kam. — Nun wurde aus dicken Stämmen ein hoher fester Kral, von etwa einem Meter Durchmesser, hergerichtet, und nochmals eine Ziege hineingesetzt. Wer aber in der folgenden Nacht auf sich warten ließ, das war der Löwe. Schon waren die Herren des Wartens müde, und gedachten die Sache aufzugeben, als sie gegen 2 Uhr an der nur wenige Schritt von der Wand entfernten Einfriedigung ein leises Brechen hörten. Wenngleich infolge der Dunkelheit nichts genauer zu unterscheiden war, so gaben die Herren doch einige Schüsse ab, die auch das Resultat gehabt zu haben schienen, daß der Löwe im Davonspringen verwundet worden war. Jedenfalls wurden am folgenden Tage unweit der Anschußstelle Schweißspuren gefunden.

Kurze Zeit darauf wurde mir frühmorgens gemeldet, daß im Ganguini, einem

Daressalam.

am Upanga-Kriek belegenen Dornbusche, der Löwe beobachtet worden sei.' Alsbald ließ ich alarmieren und rückte mit einer Anzahl von Europäern, den abkömmlichen Soldaten und den waffenfähigen Einwohnern ab, um den Busch zu umstellen. Da mir bei meiner Ankunft gesagt wurde, daß das Raubtier sich noch in dem Dickicht befände, ließ ich sofort eine zweckentsprechende Schützenkette bilden um ein regelrechtes Treiben zu veranstalten. Als Treiber dienten unsere Arbeiter. Wir Schützen warteten aber vergebens. Der Löwe hatte sich in ein undurchdringliches Buschwerk zurückgezogen und war nicht zu bewegen, es zu verlassen. Nur durch Knurren und Fauchen gab er seine Anwesenheit kund. Dreimal gingen die Treiber unter ungeheurem Lärm durch den Busch; aber jedesmal umsonst. Der Löwe erschien nicht. Jetzt blieb nichts übrig, als ihm auf den Leib zu rücken und ihn gewaltsam aufzustöbern. Die ganze Schützenkette, Europäer und Soldaten, rückten auf den Zufluchtsort des Raubtiers los, und eröffneten, dicht davor angelangt, ein heftiges Feuer auf die Stelle, wo der Löwe vermutet wurde. Plötzlich erhob sich ein donnerndes Gebrüll in dem Dickicht und das Blattwerk rauschte auf unter unsichtbaren Stößen und Schlägen. Jetzt mußte der Löwe kommen. Wahrscheinlich war er von einer der zahlreich das Gebüsch durchschwirrenden Kugeln getroffen worden. Das Herz zitterte vor Spannung. Ein jeder von uns stand, mit dem Finger am Drücker, des Ansprungs gewärtig. Aber der Löwe kam nicht. Es war, als sei er vom Erdboden verschlungen. Ratlos fingen wir wieder an zu feuern; aber umsonst. Alles blieb still.

Inzwischen war es Mittag geworden und mit tropischer Gewalt schossen die Sonnenstrahlen herab. Vier Stunden hatte die Jagd schon gedauert, und eine allgemeine Abspannung machte sich bemerklich. Aus diesem Grunde zogen wir Europäer uns eine Strecke weit zurück, um im Schatten eines Mangobaumes auszuruhen und etwas zu frühstücken. Der Busch jedoch blieb nach wie vor von Soldaten und Treibern umstellt. Da die Leute sich hingelegt hatten, so trat bald allgemeine Ruhe ein. Nach einer Weile war es totenstill. Mit einem Male knallte in der Ferne ein Schuß; sodann noch einer; eine Salve plackerte hinterdrein. Einige der Europäer sprangen auf und eilten nach der Gegend des Gewehrfeuers hin, um sich nach der Ursache des Schießens zu erkundigen. Gleich darauf wurde mir aber schon gemeldet, daß auf der uns entgegengesetzten Seite der Löwe aus dem Busche getreten sei und sich dem Tale des Upanga-Krieks zugewandt habe. Dort sei er indes auf einen Trupp Bewaffneter gestoßen, die ihn mit Schnellfeuer empfangen hätten. Einer der ersten Schüsse habe ihm das Rückgrat zerschmettert, so daß er nicht mehr weiter gekonnt hätte. Halb aufgerichtet habe er noch einige Male mit den Pranken um sich geschlagen und sei dann zusammengebrochen. Schließlich wurde der erschlagene Recke herbeigeschleppt. Es war ein mächtiger alter Löwe mit kurzer, zerzauster Mähne, dessen Haut sich vielfach zerschunden und von Dornen zerkratzt zeigte. Auch machte er nicht gerade einen wohlgenährten Eindruck. So schön, glatt und vollmähnig, wie die Löwen in den zoologischen Gärten, sah der wilde nicht aus. Man konnte merken, daß ihm die häusliche Pflege fehlte.

Nachdem in aller Eile aus Stangen ein Traggestell hergerichtet und unsere Beute darauf befestigt war, zogen wir mit ihr unter dem Triumphgesang unserer farbigen Jagdgenossen zur Stadt zurück, wo die ganze Einwohnerschaft zusammenlief, um den erlegten Wüstenkönig zu sehen und ihr Mütchen an ihm zu kühlen. Unter Lachen und Jubeln sprangen die Mädchen um ihn herum und verkündeten durch lauten Gesang den Ruhm der mannhaften Jäger. Die Sudanesenfrauen aber schritten, die eine nach der anderen, über den toten Löwen hinweg, in dem Glauben, daß durch diese Maßnahme die kriegerischen Eigen-

schaften des gewaltigen Tieres auf ihre zukünftigen Söhne übertragen würden.

In späteren Jahren habe ich noch anderen Jagden auf Löwen beigewohnt und mehr als einmal bin ich diesen Raubtieren auch im Innern begegnet. Ich möchte jedoch, um mich nicht zu wiederholen, es bei obiger Schilderung bewenden lassen. Wenn sich aber auch die Jagdunternehmungen ziemlich gleichen, die Löwen selbst sind, in ihren Eigenschaften sowohl wie in ihrem Verhalten, außerordentlich verschieden. Auf sie paßt vor allem das in Deutsch-Ostafrika gebräuchliche Sprichwort: Es kommt immer anders, als man denkt.

Auch Hauptmann F. Langheld[11]) erzählt aus jüngster Zeit ein Jagdabenteuer, das er in der Nähe der Küste mit einem Löwen gehabt hat.

Fast das ganze Küstengebiet unseres deutsch-ostafrikanischen Besitzes ist noch recht zahlreich von kleinem und großem Raubzeug, wie Löwe, Leopard, Hyäne, Ginster- und Zibetkatzen, Ichneumon, Honigdachs u. a. m. belebt und die Vertilgung der ungebetenen Gäste, die sich bis in die nächste Nähe der Küstenstädte und Dörfer wagen, ist eine notwendige Aufgabe des weißen Mannes, da der Eingeborene in feiger Gleichgültigkeit nichts gegen die wilden Tiere unternimmt. Das Aufstellen von Fallen ist zeitraubend und nützt nicht sehr viel, da das Gelichter, das vielfach zusammengejagt, schnell die Stelle kennen lernt, an welcher eins seiner Art in seinem tatenreichen Dasein ein plötzliches Ende fand, und andere Weidegründe aufsucht, das macht ein öfteres Verlegen der Falle notwendig, wozu nicht immer die Bedingungen günstig sind. Von mehr Erfolg begleitet ist ein guter Ansitz im Buschwald, in den man eine Schneise geschlagen hat, und dessen Zugänge mehrere Tage mit Köder versehen worden sind. So hatte auch ich mir wieder einmal eine gutverdeckte Kanzel gebaut, um einem Viehräuber in Gestalt eines Löwen, der seit einigen Tagen in der Nähe der Ställe gespürt worden war, aufzulauern. Mit einem schwarzen Begleitmann begab ich mich gegen 8 Uhr abends an den gewählten Platz und wir machten es uns so gut es ging bequem.

Wunderbar schön ist solch eine tropische Mondnacht und in der kühlen Jahreszeit, in der der böseste Störenfried des Nachtaufenthaltes im Freien, der Moskito, beinahe gänzlich verschwunden ist, von unvergeßlichem Reiz. Ein glänzender silberner Schimmer liegt selbst schon beim ersten Viertel auf der ganzen Landschaft, viel heller und durchsichtiger bei der staubfreien Atmosphäre, als in der klarsten Winternacht in Deutschland. Der Glanz ist so hell, daß man bequem mittelgroße Druckschrift lesen kann. Dabei atmet die ganze weite Fläche, so weit das Auge von dem hohen Sitze aus blicken kann, eine wundervolle Ruhe. Kein Halm, kein Blättchen bewegt sich und doch ist überall heimliches Leben, ein Meer von Tönen, an die sich das Ohr erst langsam gewöhnt, und die man nicht bestimmen kann, noch erkennen, von woher sie kommen. Das einzige, was mich davon abhält, mich im Märchenlande zu träumen, ist mein Askari, der einen Ast unter mir auf einer Petroleumkiste hockt und sich öfter bewegt, als mir lieb ist. Während ich so in wunschlosem Dämmerleben, die Flinte im Arm, hinausspähe, regt sich um mich allerlei gespenstisches Leben. Bald hier, bald dort, bald in der Luft, bald auf dem Grase flattert es, springt über den Boden, gleitet plötzlich aus dem tiefen Dunkel ins Helle, um wieder zu verschwinden. Eulen, Ziegenmelker, Fliegende Hunde und andere Fledermäuse kommen lautlos angehuscht, kein Flügelschlag ist hörbar, nur der Luftzug, wenn sie mich umflattern, verrät sie und fächelt meine Wange, oder das Auge erkennt sie flüchtig im Glanze unseres Trabanten. Aus dem über 3 Meter hohen Grase, eben noch ohne jede sichtbare Bewegung, schiebt es sich leise, langsam spähend und sichernd hervor und plötzlich steht auf der Schneise in heller Beleuchtung ein prächtiger Wasserbock. Sein Fell leuchtet silber-

Deutsch-ostafrikanische Buschböcke.

grau zu mir herauf und atemlos harre ich, was er anfangen wird und ob er mich wittert. Meine Besorgnis ist unnötig, denn er hat Familienpflichten zu erfüllen. Schon tritt erst ein, dann ein zweites und dann mit zwei kleinen Wasserböckchen das dritte Weibchen dieses afrikanischen Paschas auf den Weg. Ich muß gestehen, daß ich versucht war, das Idyll zu zerstören, denn der alte Herr hatte ein prächtiges Gehörn aufzuweisen. Aber ich wartete ja auf den Räuber, der mir vor ein paar Tagen eine Kuh kurz vor dem Eintreiben in den Viehstall zerrissen und fortgeschleppt hatte. Er muß doch kommen, denn noch vor einer kurzen halben Stunde hat er in nicht allzu weiter Entfernung von mir sein kurzes, belferndes Anschlagen hören lassen.

Hu—u—i hub! Bald tief und grollend, bald schluchzend nach innen hineingezogen, schwer mit der Feder wiederzugeben und doch unvergeßlich jedem, der einmal im Buschwald Ostafrikas den Ton des hungrigen Königs der Tiere gehört hat, erschallt es plötzlich wieder in der Nähe. Der Wasserbock unter mir stampft mit den Läufen den Boden und äugt umher. Ich sitze mit dem Drilling im Anschlage, der Sudanese unter mir macht fertig. Der Sicherungsflügel an dem alten Mausergewehr geht etwas schwer und es gibt einen hörbaren Knack, was den Familienvater da unter mir veranlaßt, seine Aufmerksamkeit noch oben zu lenken. Inzwischen aber naht das Unheil. Auf einmal sehe ich, wie die Herde auseinanderstiebt, sehe einen dunklen Körper in der Luft schweben und niederstürzen. Zwei Blitze aus der Höhe, der rollende Donner des Echos von den Bäumen des Waldes, ein plötzliches Konzert von hundert Tierstimmen der Nachbarschaft, ein Krachen, Brechen durch die Büsche, dann wieder lautlose Stille. Nur ein paar Nachtaffen schreien noch wie kleine Kinder auf und können sich nicht beruhigen. Unter mir liegt eine regungslose dunkle Masse. Da ich mir im Verkehr mit wilden Tieren in Afrika mit der Zeit eine gewisse Vorsicht angewöhnt habe, schicke ich meinen Askari zwei Äste tiefer, um mit einem Speer den still daliegenden Körper auf ein Lebenszeichen zu untersuchen. Er bleibt jedoch gegen jede Berührung unempfindlich und so entschließe ich mich, vom Baume herunterzusteigen und meine Beute näher zu besichtigen. Es war ein schöner ausgewachsener Löwe (die Wage zeigte sein Gewicht am nächsten Tage mit 260 kg an), dem meine Kugel im Genick das Rückgrat zerschmettert hatte, und unter ihm lag ein junger Wasserbock im Verenden. Ich erlöste ihn durch einen Blattschuß von seinen Qualen und begab mich, den Soldaten als Schutz gegen die Hyänen, die sofort, wenn sie Blut wittern, zahlreich zur Stelle sind, zurücklassend, zur Station, um Leute zu alarmieren, die die beiden Tiere dorthin schaffen sollten. Im Triumph und unter beschimpfenden Gesängen wurde der Löwe in kurzer Zeit nach unserem Askarilager geschleppt und am nächsten Morgen von der gesamten Bewohnerschaft der anliegenden Dörfer besichtigt. Die Antilope zierte meinen Tisch am nächsten Sonntag als vorzüglicher Festbraten.

Ein verhältnismäßig wenig bekannter, aber deswegen nicht weniger beachtenswerter Räuber als der Löwe ist der gefleckte oder Hyänenhund, auch wilder Hund genannt, Lycaon (canis) pictus. Er jagt in Rudeln, die wie unsere gelernten Windhunde das Wild richtig hetzen. Sie schädigen namentlich den Viehzüchter, da sie mit Vorliebe junge Kühe anfallen und ihnen das Euter abreißen. Aber auch den Menschen stellen sie und reißen ihn, in derselben Weise wie es eine Wolfsmeute tut, zu Boden, mögen auch eine große Zahl von ihnen dabei getötet werden. Hauptmann Leue[12a]) erzählt, wie eine große Meute dieser Wildhunde an seinem Lager vorbeigestürmt sind.

Bruder Oskar, oder Frère Askar (Krieger), wie ihn die Bagamoyoleute nannten, war ein großer Nimrod. Löwen und Panther, Flußpferde und Wildschweine fielen ihm zur Beute. Er erlegte das Wild nicht allein auf der Jagd, sondern er fing es auch in Fallen und Gruben. Einmal gelang es ihm sogar, sich eines lebenden,

ausgewachsenen Leoparden zu bemächtigen. Außerdem befaßte er sich in seinen Mußestunden mit dem Sammeln von Gehörnen, Fellen, Schmetterlingen, Käfern, ethnographischen Gegenständen und sonstigen schönen Dingen. Sein Wohnzimmer, vollgestopft bis zur Decke, war eine Fundgrube für Sammler und Ethnographen. Im Ökonomiehofe der katholischen Mission zu Bagamoyo hielt sich Bruder Oskar eine Menagerie von allerlei wildem Getier. Das interessanteste Exemplar darunter war ein wilder Hund (canis pictus), der auf uns eine große Anziehung ausübte. Gewöhnlich lag der Hyänenhund, der übrigens mit einer Hyäne gar keine Ähnlichkeit hatte, an der Kette im Hintergrunde seiner aus einer alten Kiste bestehenden Hütte. Von dort aus knurrte er die Besucher an und wies ihnen die Zähne, war aber selten zu bewegen, sich zu zeigen. Wollten alle Mittel nicht helfen, den Hund aus seiner Ecke hervorzulocken, so wurde Bruder Oskar herbeigeholt, der im Rufe stand, jedes Raubtier zähmen zu können. Bruder Oskar behandelte den Wildling stets mit einer gewissen derben Vertraulichkeit. Er stocherte ihn mit einer Stange aus seiner Hütte heraus und zog ihn an der Kette so dicht an sich heran, daß er ihn streicheln konnte. Der Hund sprang hin und her und wehrte sich nach Kräften. Schließlich indes ließ er sich die Liebkosung, wenn auch unter Murren und Knurren, gefallen. Sobald

„Nachtaffe". Ohren-Maki oder Galago.
(Galago crassicaudatus Geoffr.)

er aber losgelassen wurde, fuhr er entsetzt in seine Kiste zurück. — Er war etwa so groß wie ein Schäferhund, hatte einen dicken Kopf mit runden Augen und abstehenden großen Ohren und besaß ein schwarz-weiß-gelb gezeichnetes, kurzhaariges Fell. Schön war er gerade nicht, aber seiner Kraft und Schlankheit wegen immerhin ansehnlich. Leider war der Wildhund nie bei guter Laune. Wir amüsierten uns prachtvoll über den unwirrschen Gesellen und belustigten uns damit, ihn weidlich zu necken. Wo er geblieben ist, weiß ich nicht. — Augenscheinlich ist der Hyänenhund sehr scheu. Dies wird auch wohl die Ursache sein, daß man ihn in der Steppe so selten zu sehen bekommt. Nur einmal, innerhalb 12 Jahren, bin ich ihm in Ostafrika begegnet.

Es war im November des Jahres 1893, als ich zur Untersuchung einer Straffache sowie zur Schlichtung einer Streitigkeit zwischen zwei eingeborenen Machthabern eine Expedition nach dem Ulugurugebirge in Ukami, das damals zum Bezirk Bagamoyo gehörte, machen mußte. Außer meiner Dienerschaft hatte ich noch 15 Träger und 10 Soldaten bei mir. Es waren damals unruhige Zeiten. Die Wanguru waren aufsässig, und die Waseguhabanden Bana Heris zogen im Hinterlande umher, machten die Karawanenstraßen unsicher und trieben allerlei Unfug. Ich hoffte, auf der Karawanenstraße mit den Räubern zusammentreffen und ihnen einen Denkzettel geben zu können.

Auf dieser Reise langte ich eines Nachmittags, von Msua kommend, nach anstrengendem Marsche am Geringeri an. Als ich im Begriffe stand, den stark angeschwollenen Strom zu überschreiten, kam der in der Nähe wohnende Häuptling Massudi zu mir und teilte mir mit, daß bewaffnete Waseguha am Tage vorher eine Karawane angefallen und ihr einige Lasten geraubt hätten. Außerdem warnte er vor den Angriffen der zahlreichen Löwen, die sich in letzter Zeit am Flusse gezeigt hätten, und wußte von einer Reihe von Unglücksfällen dieser Art zu berichten. Das große einsame Pori (Buschwald) zwischen dem Geringeri und dem Ulugurugebirge war von jeher der vielen Raubtiere wegen übel berüchtigt.

Da der Abend schon herabgesunken war, legte ich nach Überschreitung des Geringeri nur noch eine Strecke von wenigen Kilometern zurück und schlug auf einer Lichtung im Walde mein Lager auf. Unmittelbar am Flusse hatte sich kein tauglicher Lagerplatz gefunden. — Als die Träger gingen, um zum Abkochen Wasser zu holen, mußte ich ihnen, da sie sich vor den Löwen fürchteten, eine Eskorte von Soldaten mitgeben. Zur Vertreibung ihrer Angst und zur Verscheuchung der Waldungeheuer stimmten sie einen lauten Gesang an, wie Kinder, die im Finstern wandeln. Ohne Unfall kehrten sie zurück und beschäftigten sich mit der Zubereitung ihrer Speisen. Da infolge mehrtägigen Regens all unsere schwedischen Streichhölzer feucht geworden waren, so mußten wir uns nach Art der Wilden Feuer verschaffen. Ich war erstaunt zu sehen, welche Fertigkeit einige Leute darin besaßen, Feuer anzumachen. Sie nahmen ein kleines trockenes Brettchen, schnitten eine Vertiefung darin aus und stellten in diese mit einem Zeugläppchen versehene Höhlung einen runden Stab aus hartem Holz. Sodann drehten zwei Mann abwechselnd den Stab so schnell wie möglich zwischen den Händen. Sehr bald entwickelte sich Rauch, und plötzlich brannte das Läppchen lichterloh. Die ganze Prozedur dauerte kaum fünf Minuten.

Nachdem ich zu Abend gespeist, nach meinem dicht beim Zelt angebundenen Maultiere gesehen und die Nachtwache kommandiert hatte, ging ich, ermüdet von dem langen Tagesmarsche, zu Bett. Gegen 2 Uhr nachts wachte ich auf. Da es auf dem Feldbette unter dem dumpfen Moskitonetze sehr warm war, so stand ich auf und setzte mich vor das Zelt an das schon verglimmende Wachtfeuer. Eine Zigarette rauchend, starrte ich sinnend in die Nacht

hinaus. Kein Luftzug regte sich. Es war ziemlich hell. Die Sterne leuchteten mit südlicher Klarheit zwischen den Kronen der Bäume hindurch. Ich konnte den weißlich schimmernden Karawanenweg vor mir sowie die Umrisse des dichten Gebüschs am Rande der Lichtung erkennen. Die tiefe Stille wurde nur hier und da unterbrochen von dem Schrei eines Nachtvogels, dem Geheul einer Hyäne, dem Geplärr eines aufgeschreckten Äffchens oder dem monotonen Rufe des jagenden Schakals. Es war so ruhig, daß man das leise Atmen der Schläfer hörte. Lautlos ging der Posten mit bloßen Füßen vor mir auf und ab. — Plötzlich stand er still und horchte. Aus der Ferne wurde ein seltsames Geräusch vernehmbar. Bald tönte es wie Klingen und Läuten, bald wie Gemurmel und Geflüster. „Was ist das?" fragte ich halblaut. „Sijui (ich weiß nicht)!" erwiderte der Mann. Zögernd fügte er hinzu: „Labda Waschensi (vielleicht Wilde)!" Tatsächlich glaubte ich auch, das langgezogene Kriegsgeschrei der Eingeborenen „u—u—u—hi" zu hören. Da das Getöse sich verstärkte und sich schnell dem Lager näherte, sprang ich ins Zelt, um Gewehr und Revolver zu holen. Ein Signalpfiff — ein Kommandowort — und alles erhob sich und griff zu den Waffen. Ich ließ die Soldaten antreten und „fertig" machen. Sodann instruierte ich sie mit kurzen Worten: „Gebt Feuer, wenn ich feure, und haltet nicht zu hoch." Inzwischen kam der Lärm immer näher und zwar gerade auf das Zelt zu. Das Gewehr im Anschlage erwarteten wir das heranbrausende Ungewitter. Plötzlich brach aus dem vor uns liegenden Gebüsch eine dunkle Masse hervor und fegte wie die wilde Jagd mit rasender Geschwindigkeit in einer Entfernung von etwa 30 Schritt quer an uns vorüber. Als der nächtliche Spuk den Pfad vor mir erreichte, drückte ich ab, und fast im selben Moment krachte die Salve der Soldaten. Ehe sich der Dampf verzogen hatte, war alles vorbei. Man hörte noch ein Brechen und ein Knacken, und sodann verhallte das Getöse in der Ferne. Lauschend blieben wir noch eine Weile in derselben Stellung stehen. — Es war nicht zu verkennen, daß ein flüchtiges und verfolgtes Stück Wild hart an uns vorüber dem Strome zugestürmt war, wahrscheinlich, um das Wasser zu gewinnen. Ganz klar war mir die Erscheinung noch nicht. — Als sich die allgemeine Aufregung gelegt hatte hüllten sich die Leute in ihre Decken und begaben sich lachend und scherzend wieder zur Ruhe. Auch ich ging, da es kühler geworden, nochmals zu Bett. Und bald vernahm man keinen Laut mehr, als die Stimmen der Tropennacht.

Als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch am Zelttisch stehend meinen Kaffee trank, sagte mein Diener, indem er mir die Marschstiefel zuschnürte: „Herr, hast du den Löwen gehört, der eben das Lager umkreiste?" Auf meine Verneinung hin flüsterte er: „sikilisa (horch)!" — Und deutlich vernahm ich das sich in der Ferne verlierende heisere Gebrüll des Generalgewaltigen der ostafrikanischen Wälder.

Während meine Leute das Zelt niederlegten und die Lasten zurechtmachten, ging ich mit einigen Männern zu dem Schauplatz des nächtlichen Ereignisses. Es war aber wenig zu sehen. Man konnte nur die Spur einer großen Antilope und einige Spuren im Grase feststellen. Während wir noch den Boden untersuchten, rief ein Soldat, der die Spuren weiter verfolgt hatte und durch das Aufflattern einiger Vögel aufmerksam geworden war, plötzlich von weitem: „Herr, komm hierher, hier liegt ein Waldhund, ein mbua-ya-mitu." Ich eilte hinzu und fand die frischen Überreste eines von Geiern schon halb verzehrten Hyänenhundes. Augenscheinlich war er von einer unserer Kugeln getroffen und hatte sich bis zu jener Stelle geschleppt, wo er verendet war. Die Verfolger der Antilope waren also Hyänenhunde gewesen. Das war des Rätsels Lösung.

Ein waidgerechter Jünger des heiligen Hubertus ist der unter den Pseudonym

Georgius[6d]) schreibende alte Ostafrikaner. Seine frischen, den echten Duft des Waldes und der Steppe atmenden Schilderungen der ostafrikanischen Jagd möchte ich nicht unterlassen hier wiederzugeben. Folgen wir ihm zunächst auf der Büffeljagd.

Wohl jeder, der in den Steppen und Wäldern Afrikas geweidwerkt hat, hat den Wunsch gehabt, einen Büffel (Buffalus caffer) auf die Decke zu legen; bei wie wenigen aber ist er erfüllt worden.

Nach der großen Seuche, die 1890 begann und wohl jetzt noch nicht ganz vorüber ist, ist der Büffel das seltenste Wild geworden. Stolz kann der Jäger sein, der ein kapitales Büffelgehörn als Trophäe heimbringt.

Die Regenzeit war kaum vorüber, noch mußte ich mit meiner Karawane bis über den Bauch im Wasser durch die Wembaere Steppe waten und war froh, als ich endlich nach sechs Stunden Marsch auf einer mit Busch und Bäumen bestandenen, höher gelegenen Stelle mein Lager aufschlagen konnte. — Das Zelt war fertig, immer aber fehlte das Feldbett noch. Der dumme Kerl, der es trug, war mit zwei anderen Trägern hinter der Karawane zurückgeblieben. Ich ließ zwei Tuchballen ins Zelt bringen, um mich darauf lang zu machen, aber ganze Wolken von Moskitos fielen über mich her und störten meinen Schlaf. Na, denn nicht, dachte ich, und ging auf die Jagd. Zwei meiner Leute begleiteten mich.

Vor mehreren Tagen war ich am Nachmittag allein auf die Jagd gegangen und hatte mich im dichten Busch verlaufen. Erst der Feuerschein der Lagerfeuer zeigte mir die Stelle, wo ich das Lager zu suchen hatte.

Gestreifte Hyäne (Hyaene striata Zimm.).

Spät, 9 Uhr in der Nacht, kam ich todmüde in meinem Kampi an. Seit dieser Zeit gehe ich nie mehr ohne Begleitung von Eingeborenen auf Jagd.

Fährten sahen wir viele. In der Ferne hörten wir das Gebelle einer Herde Zebras, und schon wollte ich mich an diese anpirschen, als ich unter einer dichteren Baumgruppe, die am Rande eines Tümpels stand, Büffel sah. Zwei suhlten im Tümpel, drei bis vier saßen im Baumschatten, umgeben von unzähligen Madenhackern. Noch trennten mich wohl 200 Meter von den Büffeln. Der Wind war günstig. Vereinzelt stehende

Bäume machten das Anpirschen leicht. Auf 150 Meter erkannte ich deutlich am flachen Gehörn, daß es nur Kühe waren, die unter der Baumgruppe saßen. Die beiden Büffel in der Suhle konnte ich nicht mehr sehen, da eine Geländewelle sie verdeckte. Jetzt versuchte ich näher an den Tümpel zu kommen, da ich annahm, daß der Bulle in der Suhle war. Ich hatte mich nicht getäuscht. Auf 80 Meter sah ich deutlich das kapitale, wulstig aufgetriebene Gehörn. Ganz mit Schlamm bedeckt, auf dem Rücken einen Madenhacker, saß der Bulle in der Suhle. Ich strich an einen dünnen Baum an und funkte. Ein dumpfes, kurzes Gebrüll ausstoßend, sprang der Bulle auf, mit wenigen

Deutsch-ostafrikanische Wildkatze.
(Felis caligata Tem.)

Galoppsprüngen hatte er den etwas höheren Rand des Tümpels erreicht und war plötzlich meinen Augen entschwunden. Die anderen Büffel galoppierten nach der entgegengesetzten Richtung ab. Meine Kerle stießen ein Freudengeheul aus, und ich sah mich, jedenfalls ein dummes Gesicht machend, nach ihnen um; glaubte ich doch gefehlt zu haben, da der Büffel anscheinend gesund abging.

Meine beiden Begleiter stürzten von ihrem Stand aus direkt auf den Tümpel los, blieben einige Meter entfernt von ihm stehen und winkten mich zu sich heran. Bei ihnen angekommen, sah ich die Bescherung. Um den Tümpel herum hatten die Eingeborenen große Wildfanggruben gemacht, und in eine derselben war der Büffel gefallen. Den Fangschuß brauchte ich ihm nicht mehr zu geben, meine erste Kugel hatte genügt, er lag bereits verendet in der Grube.

Der eine meiner Begleiter vom Stamme der Manjema (ein Mohammedaner) versuchte den mächtigen Kopf zur Seite zu biegen, um dem Büffel die Drossel zu durchschneiden. Aber erst nach großer Anstrengung gelang ihm dies in der engen Fallgrube. Den anderen Kerl sandte ich sofort zum Lager zurück, um Leute zu holen, die das Wild nach dem Kampi bringen sollten. Allein wollte ich das Gehörn nicht lassen, war es doch meine beste Trophäe, die ich in Afrika erbeutet habe. Erst spät am Abend kam ich mit den Leuten, die den zerlegten Büffel an Stangen trugen, im Lager an.

Überaus zahlreich sind in den Bergwäldern und dem dichten Busch der Flußniederungen Deutsch-Ostafrikas die wilden Schweine. Auf den angrenzenden Feldern, namentlich den mit Mais bestandenen, richten sie allnächtlich schweren Schaden an. Es ist aber nicht leicht, ihnen beizukommen, da sie sehr vorsichtig sind und vorzüglich zu wittern wissen. Aber ein so vortrefflicher Waidmann, wie Georgius[6b]) überlistet sie doch.

Zehn Uhr war's, hell schien der Mond am wolkenlosen Himmel, als ich mein Häuschen, in welchem ich bis zu dieser Zeit im angenehmen Geplauder bei einem Glase Bier und einer Zigarre mit einigen Bekannten verbracht hatte, verließ, um nach meiner Farm zu gehen und mich dort auf Wildschweine (Potmochoerus africanus) die in den letzten Nächten arge Verwüstungen in meinem Maisschlag angerichtet hatten, anzusetzen. Den Jagdstuhl über den Arm, die Büchsflinte umgehängt, erreichte ich nach 13 Minuten meinen Posten. Durch einen Pfefferstrauch gedeckt, konnte ich durch den langen geraden Zwischenraum zweier Maisreihen gut 50 m weit alles klar erkennen.

Die Zeit verstrich langsam, ich sah nach meiner Uhr, 5 Minuten vor 11. Also fast schon eine Stunde hatte ich gesessen. Die Moskitos wurden immer lästiger, von Schweinen war aber noch nichts zu hören. — — — Doch da — war das nicht ein Geräusch im benachbarten Buschwald? — — — Kwitsch! macht es neben mir schon im Maisfeld, die Schweine sind da, brechen die Maisstangen herunter und äsen die noch nicht reifen Maiskolben ab. Sehen kann ich noch nichts. Mein Herz hämmert, leise ziehe ich den Hahn vom mit Sau-

Mondnacht am Fluß.

posten geladenen Schrotlauf auf. Die Büchsflinte ist schußbereit. Vor mir auf etwa 30 Schritt stehen 2 Frischlinge auf der Lichtung. Ich hätte sie beide mit einem Schuß in die ewigen Jagdgründe befördern können. Doch warum schon jetzt? Sicher wird doch die ganze Rotte noch über den lichten Streifen wechseln und

dann auf den stärksten gefunkt. Die beiden Frischlinge ziehen miteinander spielend weiter. Es folgen drei andere Frischlinge, und jetzt steht breit vor mir ein mächtiger Keiler, kaum 25 Schritt von meinem Ansitz entfernt. Rrrumms!! Der Keiler bricht zusammen, springt wieder auf, dreht sich um sich selbst, grunzt, quietscht, faucht und überschlägt sich nochmals. Ich eile hin und sehe, daß beide Vorderläufe unmittelbar oberhalb der Gelenke abgeschossen sind. Schnell den Fangschuß und dann Arbeiter gerufen, und um $11^3/_4$ Uhr schon liegt der Keiler auf meiner Veranda.

Der frißt keinen Mais mehr! sagte einer der Leute, und der Mann hatte recht.

Begleiten wir Georgius[6c]) noch auf die Giraffenjagd. Dieses stolze schöne Wild ist natürlich auch für den ostafrikanischen Waidmann keine alltägliche Beute.

Das beigegebene Bild zeigt nicht etwa eine Landschaft des Hochlandes von Turu, sondern einen Blick auf das vom Westende der Usambaraberge nach Norden bis an den Jipesee ziehende Paregebirge, in dem Georgius alljährlich zu jagen pflegt.

Schon früh vor vier Uhr, es war noch stockfinster, brachen wir vom Fuße des Hochlandes von Turu auf, um den so langanhaltenden Aufstieg, noch bevor uns die Sonne auf den Pelz brannte, zu vollenden. Das spärliche Gras, das hier und da auf dem kiesigen Boden sein Dasein fristete, und das elende Dorngestrüpp waren dicht mit Tau bedeckt. Schon beim Abbruch des Lagers heulten die Hyänen ganz in unserer unmittelbaren Nähe und begleiteten uns auch jetzt noch zu beiden Seiten der Karawane, hin und wieder ihr grausiges Huuuu—ui in die Nacht hinausbrüllend. An der Spitze der Karawane, etwa fünf Minuten den Trägern voraus, marschierte ich. Die Büchsflinte hatte ich, wie immer auf dem Marsche, umgehängt, hinter mir mein Jäger mit einem achtundachtziger Karabiner und der großen Flasche mit kaltem Kaffee. Letztere wurde immer schon am Abend vorher mit dieser braunen Flüssigkeit gefüllt und mußte stets auf dem Marsche, in meiner Nähe sein. — Es war $6^1/_2$ Uhr geworden, der Tag fing an zu grauen. Hin und wieder schwirrten Tangolinen vor mir auf, und fast jedesmal schreckte ich über das laute, geräuschvolle Auffliegen derselben zusammen. Da sehe ich, einem Schatten gleich, ein unbestimmtes etwas immer vor mir auf dem schmalen Fußpfade lang schnüren. Mit der Kugel konnte ich noch nicht schießen, da es noch kein Büchsenlicht war. Also drauf mit Nr. 3. — Ein heller Feuerstrahl erhellte die Dämmerung für einen Moment und vor mir überschlug sich eine Kreatur, die ich immer noch nicht erkennen konnte. Mein Jäger sprang schnell hinzu und kam mit einem Schabrackenschakal, der leider voller Räude war, angeschleppt.

Gegen 3 Uhr am Nachmittag erst erreichten wir nach mehrmaligem Rasten den von mir bestimmten Lagerplatz. Drei Tage hatte ich meinen Leuten versprochen hier zu rasten. Für Fleisch, wußten die Kerle, würde meine Büchse schon sorgen. Ich war vom Marsch ermüdet und ging erst gegen 5 Uhr nach einem etwa 2 Kilometer vom Lager entfernten Tümpel, mehr um mich zu orientieren, wie zu schießen.

Unzählige frische Fährten von allen nur erdenklichen Wildarten verrieten mir, daß sich hier ein Frühansitz lohnen würde. All die vielen weißen Reiher und Kraniche ließ ich ungeschoren, nur um das Wild nicht durch den Knall meiner Büchse zu vergrämen.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr schon saß ich an jenem Tümpel und hörte, wie sich die Wildschwäne in demselben suhlten. Sehen konnte ich noch gar nichts. Das Herz fing an zu hämmern, und die Zeit wurde mir entsetzlich lang. Endlich verkündete ein rötlicher Schein am Horizont das Nahen des Tages. Vor mir, kaum 30 m entfernt, hebt sich gegen den Himmel der Umriß einer kapitalen Giraffe ab. Korn kann ich nicht finden, es ist noch zu dunkel, und die Büchsflinte tanzt förmlich in meinen Händen, so aufgeregt bin ich. Da fängt die Giraffe an die Vorderfüße weit und immer weiter auseinanderzustellen, der lange Hals geht runter, und deutlich höre ich wie die Giraffe

säuft. — Also nicht „kniend schlürft sie langen Halses" lieber Dichter!

Jetzt oder nie denke ich, vorbeigehen kann's ja gar nicht. Ein Knall — rings herum bricht und fliegt es, als wenn die wilde Jagd losgelassen wäre, aber vor mir im Tümpel wälzt sich die Giraffe und schlägt mit den mächtigen Läufen um sich. Die Kugel hatte den Hals durchschlagen und saß in der Schulter.

Ein lauter Pfiff schallte durch den Morgen über die Steppe und aus vielen hungrigen Kehlen hallte die Antwort vom Lager zurück.

Eine Stunde später lag die Decke sauber abgezogen vor meinem Zelt und die Kerle verteilten das Wild unter sich.

Die Ströme Ostafrikas führen im Gegensatz zu denen Südwestafrikas das ganze Jahr Wasser und enthalten darum auch Fische. Freilich sind diese viel weniger zahlreich, als man erwarten sollte. Das liegt aber nicht daran, daß die Eingeborenen zu viele wegfingen, obwohl alle Stämme mit Ausnahme des Masaivolkes, große Fischliebhaber sind. Ihre Fangvorrichtungen sind dazu doch zu primitiv. Vielmehr haben die zahlreichen Krokodile in erster Linie Schuld daran, denn sie sind eifrige und geschickte Fischräuber. Georgius[6b]), den wir schon als waidgerechten Jäger kennen gelernt haben, schildert uns auch europäische Fischerei im Ruvu bei Korogwe. Ich habe selbst mit ihm zusammen dort gefischt und kann ihm seine Erfolge aus eigener Anschauung bestätigen.

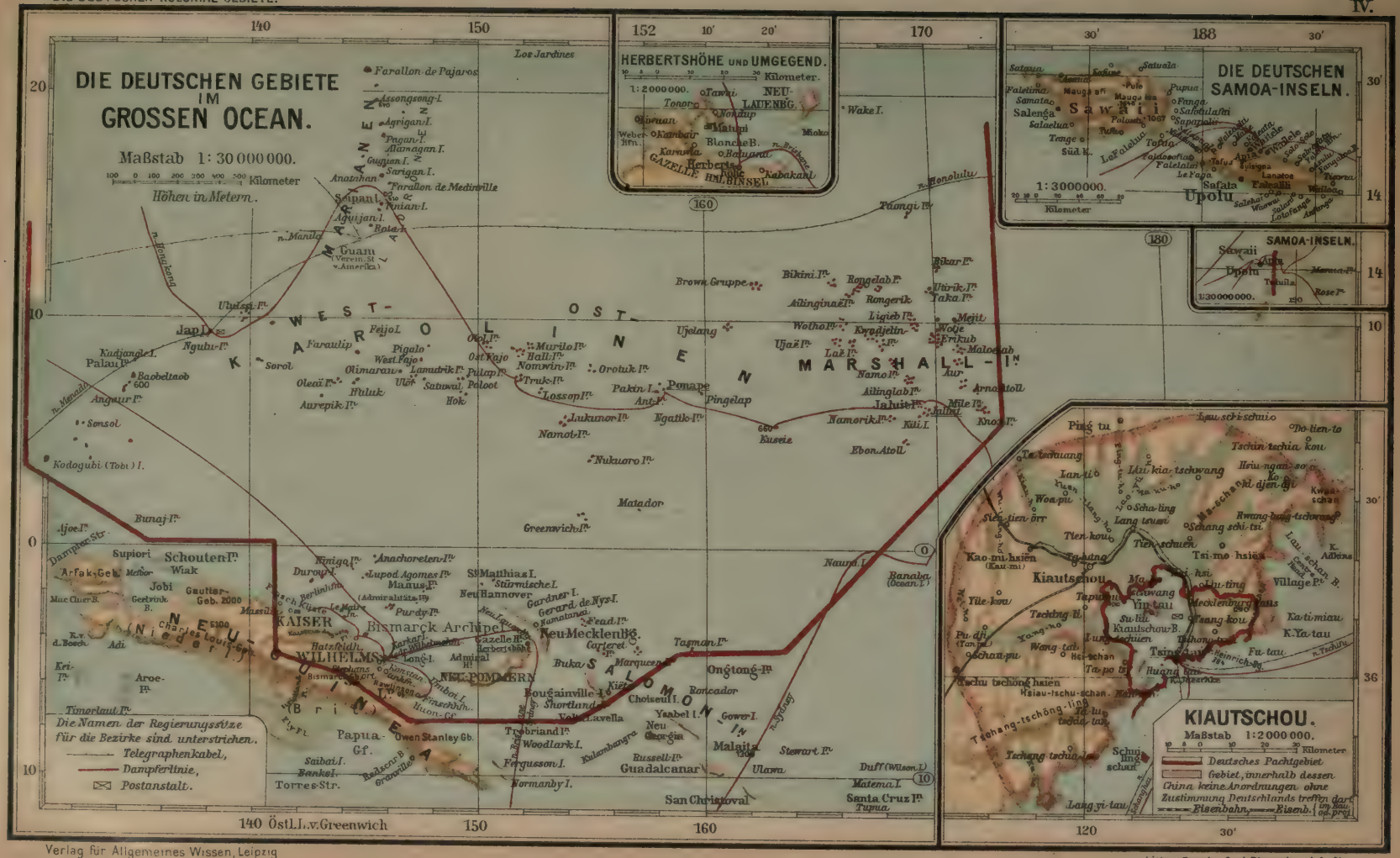
Turrrrr! trommelt der Regen auf mein Wellblechdach, draußen alles grau in grau. An der Wand hängt die treue Büchsflinte und trauert. Überall ist das Gras über mannshoch und der Busch undurchdringlich. Mit der Jagd ist es nichts. Aber alle Flüsse und Bäche sind zum Überlaufen voll, die Wiesen sind überschwemmt und eine Fettweide für die Fische. Da heißt es für den Jäger die Netze auspacken und fangrecht machen. Von einer Berliner Firma hatte ich gerade eine neue Aalreuse bekommen, und diese sollte beweisen, ob sie sich für unsere Verhältnisse eignete. An einer Stelle im Ruvu, unter Büschen ver-

Das Paregebirge.

steckt, fand ich einen herrlichen Fangplatz. Boote standen mir nicht zur Verfügung und so mußten wieder mal unsere Neger aushelfen. Als gewandte Schwimmer und Taucher hatten sie schnell die Reuse in dem immerhin harten Boden befestigt und zur Sicherheit noch mit einem dicken Lianen-Ende an einem Baum angebunden.

Am nächsten Tage, es war noch ziemlich finster, standen meine jungen Fischer schon vor meiner Tür und warteten auf mich; sie waren sicher ebenso neugierig auf das Resultat wie ich. Schnell hatte ich mich angezogen und ging mit ihnen zum Fangplatz. Die Reuse wurde aufgenommen und schon das muntere Geplätscher im Beutel verriet, daß wir sie nicht umsonst aufgestellt hatten. Zwei große Aale, der eine über 4 Pfund schwer, und wohl 20 Pfund andere Fische waren darin. Am Ufer standen die Waruvus, Eingeborene, die auf den Inseln des Ruvu wohnen und von diesem ihren Namen bekommen haben, und staunten über den reichen Fang. In ihren primitiven Fischereifanggeräten hatten sie nie so viel gefangen. Im großen Zuge wurde die Beute nach meiner Wohnung gebracht. Die Neger aber setzten sich unter der Veranda einer ihrer Hütten nieder und erzählten sich noch vieles über die kasi uleia (europäische Arbeit), mit der man solchen Fischfang machen konnte.

Ich will meinen Lesern auch die Resultate der 4 nächsten Tage verraten. Am 2. Tage waren 8 bis 10 kleine Bratfische im Netz, am 3. Tage 2 Aale, der eine zwischen 8 und 9 Pfund schwer, der andere etwa 4 Pfund und noch 6 Pfund andere Fische. Es ist dieser Aal der größte gewesen, den ich bisher gesehen habe. Am 4. Tage aber, erschrick nicht, lieber Leser, hatte sich ein $1^1/_2$ Meter langes Krokodil in der Reuse gefangen und war darin, weil es keine Luft bekommen konnte, ertrunken. Die Reuse war unversehrt geblieben.



Verlag für Allgemeines Wissen, Leipzig

Lith. u. Druck v. Carl Flemming, A.G., Glogau.

Deutsch-Neu-Guinea und Zubehör.

Deutsch-Neu-Guinea und Inselgebiet der Karolinen, Palau und Marianen.

„Deutsch-Neu-Guinea und Zubehör" umfaßt in der amtlichen Bezeichnung den deutschen Teil von Neu-Guinea, — Kaiser-Wilhelmsland, den Bismarckarchipel und die Salomonsinseln; ferner die Ostkarolinen, die Westkarolinen, die Palauinseln und die Marianen. Für die historische wie wirtschaftliche Betrachtung ist es aber übersichtlicher, wenn wir Kaiser-Wilhelmsland, die Bismarck- und Salomonsinseln einerseits, die beiden Karolinengruppen, die Palauinseln und die Marianen als zwei getrennte Gruppen behandeln.

Kaiser-Wilhelmsland, Bismarckinseln und die deutschen Salomonen sind nämlich zu gleicher Zeit und durch unmittelbare Besitzergreifung gewonnen, die Karolinen, Palau- und Marianeninseln gleichfalls gemeinsam, jedoch sehr viel später als die erste Gruppe, auf dem Wege des Kaufes erworben worden. Dr. S.

Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee.

In der Südsee weht die deutsche Flagge:

1. Auf einem Teil der großen Insel Neu-Guinea — Kaiser Wilhelmsland genannt.

2. Auf den Inseln, die zwischen dem Äquator und dem 8. südlichen Parallelkreis einerseits und dem 142. und 156. Meridian östlich von Greenwich liegen, — Bismarck-Archipel genannt.

3. Auf den ehemals spanischen Palauinseln, Karolinen und Mariannen.

4. Auf den Marshallinseln.

5. Auf dem größten Teil der Samoainseln. Hubert Henoch.

Deutsch-Neu-Guinea.

(Kaiser-Wilhemsland, Bismarck- und Salomonsinseln.)

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber die folgenden Werke:

A. Kaiser Wilhelmsland.

1. Nach Hagen, Unter den Papuas. Der Urwald auf Neu-Guinea	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin 1906.
2. Dr. A. Hahl, Vizegouverneur von Neu-Guinea. Zur Geographie des Schutzgebietes von Deutsch-Neu-Guinea	XX., XXI., XXII. u. XXIII. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie, Stuttgart 1905. Komm.-Verlag von W. Kohlhammer. S. 71—74.
3. Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neu-Guinea . .	Wilh. Süßerott, Berlin 1901. Süßerotts Kolonialbibliothek. Bd. 1.

B. Bismarck- und Salomons-Inseln.

4. Dr. A. Hahl, Vizegouverneur von Neu-Guinea Über eine Reise nach den Salomons-Inseln .	Deutsches Kolonialblatt 1904. S. 61.
5. P. Rascher. Erste Durchquerung Neu-Pommerns von der Mündung des Toriu aus nach Mandres am Weberhafen	Gott will es! Afrika-Missionszeitschrift. 16. Jahrg. 1904. S. 115, 145, 179. M. Gladbach. Komm.-Verlag A. Riffarth.
6. C. Ribbe. Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomo-Inseln	H. Beyer, Dresden-Blasewitz 1903.
7. Dr. med. Carl Schnee. Unsere bösesten Landsleute	Deutsche Kolonialzeitung 1903. S. 362—363.
8. Dr. Heinrich Schnee. Bilder aus der Südsee. Unter den kannibalischen Stämmen des Bismark-Archipels	Berlin 1904. Dietr. Reimer (Ernst Vohsen).
9. H. Seidel, Rektor. Von den Salomo-Inseln .	Deutsche Kolonialzeitung 1902. S. 13—15.
10. —m. Matupi, die Hauptfaktorei der Firma Hernsheim & Co. im Bismarck-Archipel, Deutsch-Neu-Guinea.	Deutsche Kolonialzeitung 1901. S. 173, 193, 194.

Deutsch-Neu-Guinea.

Die Bestrebungen, die schließlich doch zur Hissung der deutschen Flagge auf Deutsch-Neuguinea geführt haben, reichen zurück bis in das Jahr 1879. Das Hamburger Haus Godeffroy & Sohn hatte seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausgedehnte Handelsbeziehungen in der Südsee angeknüpft, die zwar in erster Linie in Samoa bedeutend waren, sich aber auch auf Neuguinea und die umliegenden großen Inseln erstreckten. 1878 wandelte es sich in eine Aktiengesellschaft, die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee" um, geriet aber schon 1879 in pekuniäre Schwierigkeiten, die zur Liquidation drängten. Da die Hauptgläubiger Engländer waren, lag die Gefahr nahe, daß der ganze Besitz dieser Gesellschaft mit allen sich daran knüpfenden Handelsbeziehungen in englische Hand fallen und damit die deutschen Interessen in der Südsee einen uneinbringlichen Schaden erleiden würden. Eine Finanzgruppe und ein anderes deutsches Handelshaus der Südsee waren bereit, für die zahlungsunfähige Gesellschaft einzuspringen, wenn das Reich die in Betracht kommenden Gegenden in seinen Schutz nähme. Es erfolgte darauf 1880 die Vorlegung der bekannten „Samoavorlage" an den Reichstag und deren Ablehnung durch diesen. Danach mußte die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee" in Liquidation treten. Samoa war damit vorerst verloren und die Bestrebungen der hilfsbereiten Gruppe, die sich den Namen der zusammengebrochenen Gesellschaft beilegte, richteten sich nun mit um so größerer Energie darauf, wenigstens Neuguinea, die Bismarck- und Salomoninseln den deutschen Interessen zu erhalten und der 1882 in Frankfurt a. M. gegründete „Allgemeine deutsche Kolonialverein" schloß sich dem an. Gleichzeitig gelang es auch, neues Interesse bei der Regierung für diese Pläne zu erwecken.

Inzwischen wurden auch die Australier auf diese deutschen Bestrebungen aufmerksam, erklärten 1883 Neuguinea und die gesamten umliegenden Inselgruppen als natürliche Annexe Australiens und forderten die englische Regierung auf, auch formell die An-

nexion kund zu geben. Da die australischen Kolonien bereit waren, alle entstehenden Unkosten zu tragen, ging die englische Regierung auch auf dahinzielende Unterhandlungen mit ihnen ein.

Dagegen aber ließ die deutsche Regierung am 1. April 1884 durch ihren Botschafter in London formellen Protest einlegen. Dessen Instruction lautete: „Für uns kann es nicht gleichgültig sein, wenn die unabhängigen Gebiete der Südsee, auf welchen sich bisher der deutsche Handel frei entwickeln konnte, und in welchem er ein Feld für deutsche Kolonialbestrebungen erblicken durfte, plötzlich für natürliche Domänen Australiens, und wenn, im Hinblick auf die beabsichtigte Beschlagnahme, schon im Voraus alle dort von andern gemachten Eroberungen für null und nichtig erklärt werden. Es ist daher notwendig, der Verwirklichung dieser maßlosen Ansprüche rechtzeitig vorzubeugen . . . Wir wünschen uns mit der englischen Regierung über eine Abgrenzung derjenigen Gebiete zu verständigen, welche wir beiderseits unter staatlichen Schutz zu stellen gedenken."

Kurz darauf, am 1. September 1884, segelte eine Expedition der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee" unter Führung von Dr. Finsch und Kapitän Dallmann auf der „Samoa" von Sydney aus, um in aller Stille die gewünschten Landerwerbungen vorzunehmen, nachdem der Gesellschaft vom Reichskanzler der Schutz des Reiches für diese zugesagt worden war.

Es gelang den noch freien Teil von Neuguinea sowie die Inseln von „Neubritannien" bis Ende Januar 1885 zu erwerben und S. M. S. Elisabeth setzte kurz darauf auch offiziell an den erworbenen Orten die Flagge des Deutschen Reiches. Nachdem durch vorläufige Verhandlungen mit England die beiderseitigen Gebietsansprüche geregelt waren, wurde der für diese Erwerbungen neugegründeten „Neuguinea-Kompagnie" unter dem 15. Mai 1885 der Schutzbrief erteilt. Der neubritannische Archipel erhielt dabei die Bezeichnung Bismarckinseln, der deutsche Teil von Neuguinea, die als Kaiser-Wilhelmsland.

Im folgenden Jahre fielen durch einen weiteren Vertrag mit England auch die Salomoninseln: Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel an das Deutsche Reich und auch für diese erhielt die Neuguinea-Kompagnie den Schutzbrief. Im Jahre 1899 im Samoavertrage wurden Choiseul und Ysabel aber wieder an England abgetreten.

Über diese neuen Schutzgebiete in der Südsee übte zunächst die Neuguinea-Kompagnie die Hoheitsrechte aus, bis am 7. Oktober 1898 das Deutsche Reich sie gegen eine Entschädigung an die Kompagnie übernahm. Der Sitz des Gouverneurs wurde nach Herbertshöhe auf Neu-Pommern gelegt.

Dr. S.

Kaiser Wilhelmsland und Bismarck-Archipel.

Größe und Grenzen: Kaiser-Wilhelmsland ist ungefähr 180000 qkm groß, d. i. halb so groß wie Preußen. Der Flächeninhalt der Inseln des Bismarck-Archipel gleicht mit 61000 qkm etwa zwei Drittel von Bayern. Der deutsche Teil Neu-Guineas grenzt im Westen an Niederländisch Neu-Guinea, im Süden an Britisch Neu-Guinea, im Osten an das Meer. Unter den Inseln des Bismarck-Archipels sind besonders zu nennen: Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg, ferner Bougainville, eine der Salomoninseln, und die Admiralitäts-Inseln.

Bewässerung: Kaiser Wilhelmsland hat mehrere größere Flüsse aufzuweisen, die zum Teil sogar für größere Schiffe befahrbar sind. Zu nennen ist zuerst der Kaiserin Augustafluß, dessen Mündung leicht zugängig und nicht durch Riffe versperrt ist. Weiterhin der Ramufluß, gleichfalls auf weite Strecken hin schiffbar. Ferner seien erwähnt der in die Astrolabebai mündende Golafluß und der in den Huongolf mündende Markhamfluß. Auch Neupommern weist eine Reihe von Küstenflüssen auf; wir nennen nur den Holmesfluß auf der Gazelle-Halbinsel.

Bodengestalt: So weit wir Neu-Guinea kennen, erhebt sich hinter dem rund 1000 Meter hohen Küstengebirge eine drei bis viermal so hohe Kette, die im Norden Kraetkekette, weiter nach Süden Bismarckgebirge heißt. Am Zusammenstoße mit dem englischen und holländischen Teil der Insel erhebt sich das Victor-Emanuelgebirge. Der Küste, die an 800 km lang ist, sind zahlreiche kleinere Inseln und Korallenriffe vorgelagert, auch ist sie sehr reich gegliedert. Die beiden Hauptbuchten sind schon erwähnt. Im Bismarck-Archipel sind gleichfalls sämtliche Inseln gebirgig und vulkanischen Ursprungs. Auf Neu-Pommern ist zu merken eine Gruppe von Vulkanen, die Vater, Nordsohn, Südsohn, Mutter,

Norddochter und Südtochter heißen. Die höchste Höhe ist, wie auch bei den Bergen Neu-Mecklenburgs, kaum über 1200 Meter. Auf Bougainville verdient das Kaisergebirge genannt zu werden, mit dem Balbiberg und dem Bagama, der noch heute Dampf ausstößt und im Jahre 1884 einen heftigen Ausbruch hatte.

Klima: Das Klima ist in Kaiser Wilhelmsland, wie auch auf den Bismarckinseln, ein ausgeprägtes Tropenklima. Die höchste Temperatur beträgt 35 °, die niedrigste 20 °, so daß sich eine mittlere Jahrestemperatur von 26 ° C. ergibt, sowohl auf Neu-Guinea, wie auf den kleineren Inseln. Vom April bis zum September weht ein regelmäßiger Südostpassat, in den anderen Monaten ein Monsum aus Nordwesten. Es fehlt an einer regelmäßigen, bestimmt umgrenzten Regenzeit. Man kann es erleben, daß zwei nahe beieinander gelegene Plätze eine ganz verschieden auftretende Regenzeit aufweisen, doch kann man beim Bismarck-Archipel sagen, da die geringste Regenmenge in die Monate Juni bis Oktober fällt.

Pflanzenwelt: Infolge des Wasserreichtums ist die Vegetation in Kaiser Wilhelmsland und Bismarck-Archipel eine üppigstrotzende. Der Wald besteht zum Teil aus kerzengeraden Bäumen bis zu 50 m Höhe, aber von nicht zu großem Umfang. Das Unterholz ist nicht überall gleich dicht, am dichtesten in der Nähe aller kleineren und größeren Wasserläufe. Von Baum zu Baum spinnen sich Lianen bis von der Dicke eines Handgelenks, und Schlingpalmen, Orchideen und allerlei Schmarotzergewächse bilden ein arabeskenartiges Gewirr im Walde. In großen Höhen wird der Urwald lichter und wechselt ab mit baumfreien Grasflächen. In höheren Strichen findet sich eine Flora wie in unseren Alpen. Die bedeutendste der Kulturpflanzen ist die Kokospalme. Kautschuk, Kakao und dergleichen spielen nur eine geringe Rolle. Die Versuche mit Baumwolle stehen noch in den Anfangsstadien.

Tierwelt: Die Tierwelt von Kaiser-Wilhelmsland und Bismarck-Archipel ist ganz australisch, d. h. Raubtiere und Affen fehlen ganz, dafür gibt es die eigenartigen Beuteltiere, allerdings nur in kleineren Arten. Neu-Guinea ist die säugetierärmste Insel der Welt. Überaus reichhaltig ist die Vogelwelt, als deren buntester Vertreter der Paradiesvogel zu nennen ist. Das Meer und die Flüsse nähren zahlreiche Fische, und im Fischfang sind uns die Eingeborenen bei weitem überlegen. Giftschlangen scheinen selten zu sein.

Mineralien: Auf Neu-Mecklenburg ist an verschiedenen Stellen Kohle gefunden, aber die Abbauwürdigkeit ist noch nicht untersucht worden.

Handel und Verkehr: Die Ausfuhrartikel des Kaiser Wilhelmlandes und des Bismarck-Archipels sind Kopra, Trepang, Perlmutter, Schildpatt, Kapok, Baumwolle, Nutzhölzer usw. Der Wert der Ausfuhr überwiegt nicht viel eine Million. In der Einfuhr, die doppelt so groß ist, spielen Lebens- und Genußmittel, Bekleidungsstücke, Kohlen, sowie Metallwaren die größte Rolle.

Post und Telegraphie: Der Leitung des von einem Postbeamten (Postassistenten) verwalteten Postamts in Herbertshöhe unterstehen die Postagenturen in Berlinhafen, Friedrich Wilhelmshafen, Matupi, Käwieng, Stephansort und Postagentur Finschhafen. Die Postagenturen werden von Beamten der Landesverwaltung, Missionaren und Kaufleuten verwaltet. Sämtliche Postanstalten nehmen am Brief-, Paket-, Zeitungs-, Postanweisungs- und Nachnahmeverkehr teil. Die Postverbindung des Schutzgebietes mit Europa ist dadurch erheblich verbessert worden, daß der Norddeutsche Lloyd an Stelle der sechswöchentlichen Fahrten zwischen Singapore, Neu-Guinea und Sidney, jetzt zwischen Hongkong und Sidney über Friedrich Wilhelmshafen und Herbertshöhe vierwöchentliche Fahrten ausführen läßt. Von Friedrich Wilhelmshafen aus wird vierteljährlich eine Anschlußverbindung nach den kleineren Küstenplätzen des Schutzgebietes hergestellt. Außerdem werden gelegentliche Schiffsverbindungen, sowie zwischen Herbertshöhe und Matupi ein regelmäßig täglich verkehrendes Motorboot zur Postbeförderung benutzt. Nach Fertigstellung der vom Norddeutschen Lloyd in Simpsonhafen in Angriff genommenen Hafenbauten wird eine Neuregelung der Verbindungen innerhalb des Schutzgebietes erfolgen.

Bevölkerung: Die Bevölkerung in Kaiser Wilhelmsland wird kaum 100000 Einwohner übersteigen. Es sind Melanesier oder Papuas, mit von einander abweichenden, aber doch miteinander verwandten Mundarten. Die Zahl der Europäer betrug im Jahre 1905 128, darunter waren 115 Deutsche und 12 erwachsene Frauen. Dem Beruf nach gab es 4 Beamte, 46 Geistliche und Missionare, 19 Farmer und Pflanzer, 6 Techniker und Ingeniere, 7 Kaufleute und

Händler usw. Die Bevölkerung des Bismarck-Archipels dürfte doppelt so groß sein, wie die von Kaiser Wilhelmsland. Sie ist ebenfalls melanesisch. Europäer gab es hier 338, darunter 233 Deutsche und 35 erwachsene Frauen. Dem Berufe nach wurden 21 Beamte, 76 Geistliche und Missionare, 33 Farmer und Pflanzer, 8 Techniker und Ingenieure, 64 Kaufleute und Händler usw. gezählt.

Verwaltung und Polizeitruppe: Der Sitz des Kaiserlichen Gouverneurs ist Herbertshöhe auf der Insel Neu-Pommern. Stationen im Bismarck-Archipel sind außerdem Nusa, Käwieng, Namatanai und Kieta. Im Kaiser Wilhelmland wohnt der Bezirksamtmann auf Friedrich-Wilhelmshafen. Andere Hauptplätze sind: Finschhafen, Berlinhafen, Potsdamhafen und Salamaua. Die Polizeitruppe für ganz Neu-Guinea beträgt 282 Mann.

Hubert Henoch.

Nachdem wir die afrikanischen Kolonien betrachtet haben, wenden wir uns ostwärts und kreuzen die ganze Breite des Indischen Ozeans, um zu unseren Schutzgebieten in der Südsee zu gelangen.

Das räumlich bedeutendste ist das von Deutsch-Neuguinea. Wie schon ausgeführt, umfaßt es eine ganze Reihe von klimatisch und geologisch recht verschiedenartigen Gebieten, alles Inseln, aber von höchst verschiedenen Größen: Kleinste Inseln von wenigen hundert Quadratmetern Flächeninhalt und solche von der Größe kleiner Festländer. Zu der letzteren Art gehört Neuguinea, von dem wir Deutsche allerdings nur einen kleinen Bruchteil unser eigen nennen.

Mit ihm wollen wir beginnen.

Im Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea sind zwei grundverschiedene Rassen als Eingeborene angesessen: die Melanesen = Papuas, und die Mikronesier. Die letzteren werden wir später noch genauer kennen lernen. Die ersteren sind wohl als die Urbevölkerung anzusehen. Der Gouverneur dieses Gebiets, Dr. A. Hahl[2]) hat sie zusammenfassend in einem Vortrage beschrieben.

Wie tiefgreifend die Unterschiede zwischen den einzelnen Völkerfamilien sind, mag eine Gegenüberstellung melanesischer und mikronesischer Art zeigen, wobei mit Sicherheit angenommen werden darf, daß die ursprünglich auch auf den mikronesischen Inseln vorhandene dunkle Bevölkerung ihre Anschauung und Lebensweise ihren Besiegern und Vernichtern in einzelnen Zügen vererbt hat.

Vor der Berührung mit dem Europäer kannten beide Gruppen das Eisen nicht. In der gewöhnlichen Handfertigkeit kamen sie sich gleich, wobei aber die Mikronesier vor den Melanesen die Weberei voraus haben. Im Hausbau dagegen zeigen erstere sich den letzteren weit überlegen. Steinbauten endlich wie sie auf den Inseln Kusaie, Ponape, Tinian und Pagan sich finden, kennt der Melanese nicht. Der Feldbau weist eine bemerkenswerte Verschiedenheit nicht auf. Die Familie baut sich beiderseits nach dem Mutterrecht auf. Haupt der Familie ist der Mutter Bruder. Die Blutrache ist Pflicht der Verwandten. In dem Begriff der Sippe aber erschöpft sich für den Melanesen die Welt. Wer nicht der Sippe angehört ist fremd, feind. Dem Fremden bezeuge deine Verachtung! lautet für den Mann das Gesetz. Innerhalb der Sippe gibt es keine Abstufungen, keine Würden. Die körperliche Stärke ist des Mannes Tugend und entscheidet über seine Stellung im Kreise der Genossen wie die Frau nach ihren Leistungen im Feldbau bewertet wird. Der Melanese lebt gerne in Einzelhöfen; Dörfer entstanden erst unter dem malaiischen Einfluß, im besonderen an der Küste von Neu-Guinea, oder unter dem Drucke immerwährender Fehde. Den einzelnen Mann schützt zunächst der eigene Speer, vertraut er seiner Kraft nicht, so mag er an die Sippe sich wenden oder die Hilfe eines Mächtigen erkaufen. Die Mikronesier leben in einer Clanverfassung und kennen, über diese hinausgreifend, den Begriff der Gebietshoheit. Deren Ausübung hat zur Ausbildung eines verwickelten Lehens- und Titularwesens geführt, wie es auch im feudalen Mittelalter im westlichen Europa nicht besser durchgebildet gewesen ist. Das Königsgeschlecht beherrscht souverän das Stammesgebiet und die Untertanen. Die Königswürde ist aber nicht erblich, sondern der

König wird gekürt. Innerhalb der Königsfamilie gibt es eine Reihe von Würden, deren jede mit einem Titel und mit einem Lehen verknüpft ist. Ihre Verleihung erfolgt entweder durch den König oder durch den Familienrat an die jungen Mitglieder. Die Titulare rücken der Reihe nach auf, sobald durch Tod oder eine andere Ursache eine Stelle erledigt ist. Reinheit des Blutes gibt aber Vorzüge hierbei. Die Titulare nun wählen den König, wenn es auch Sitte ist, daß der im Range nächste Würdenträger auf den Thron folgt. Die Befehle des Königsgeschlechts vermittelt der Adel dem gemeinen Volke. Dieser, ursprünglich wohl aus den Führern der erobernden Geschlechter gebildet, wird durch Landbelehnungen an den Dienst der Königsfamilie gefesselt. Das gemeine Volk hat kein Recht auf Land, es ist, für den Königs- und Herrendienst bestimmt, meist an die Hufe gefesselt, der es einmal zugeteilt ist. Die Herrschaftsgewalt geht so weit, daß sie in den Marschallinseln und in den westlichen Karolinen über weite Inselgebiete sich erstreckt, denen der Herrscher auch regelmäßig seine Besuche abstattet. Die einzelnen Gebiete weisen natürlich Verschiebungen und Verschiedenheiten in dem gezeichneten, der Insel Ponape entlehnten Bilde der Verfassung auf. Das Eindringen europäischer Kultur und Herrschaft hat überdies auch auf diesem Gebiete zersetzend gewirkt.

Der Melanese wird mit Hartnäckigkeit die von der Väter Zeiten her ererbten Blutfehden weiterführen, deren Ursachen keinem der Lebenden mehr bekannt sind, und gerne versuchen, jedes Glied der verhaßten Gegner vom Erdboden zu vertilgen. Aber selbst so gewaltige Kämpfe als die überall vorhandene, tiefgreifende Feindschaft zwischen Ufervolk und Bergvolk sie hervorbrachten, können keine Gebietskriege genannt werden. Man streitet sich nicht um Herrschaft, um Land, um sie zu erobern, um Reiche zu gründen, sondern um dem Gefühle gegen-

Friedrich-Wilhelmshafen.

seitiger Abneigung, um dem Rassen- und Stammeshasse Genugtuung zu geben. Der Mikronesier kennt die Rache bis zum letzten Gliede auch, aber sein und seiner Sippe Verhalten dem Stammesfremden gegenüber wird durch die Befehle der Königsgewalt geregelt. Diese strebt nach Erweiterung des Herrschaftsgebietes, Grenzkriege, Eroberungszüge zu Land und über See sind oder vielmehr waren häufig. In den alten Zeiten, die noch im Liede leben, muß das jetzt leider meist verkommene Volk ein mächtiges Geschlecht kühner Seefahrer gewesen sein, lüstern nach Beute, stolz auf Eroberung. Der Melanese kennt den Begriff der Gottheit nicht, noch weniger den des absolut Bösen. Er bringt seine Gesänge und Tänze dem Andenken der verstorbenen Ahnen dar, soweit eben das lebende Geschlecht solcher zu gedenken vermag. Die Seelen der Abgeschiedenen werden gefürchtet, bis man annimmt, daß sie die Wanderung nach ihrem eigenen Reiche angetreten haben, das man ferne über See auf einsamer Insel sich denkt. Die Natur, jeder merkwürdige Baum, jeder Quell und Fluß ist dem Melanesen mit einer Seele, wenn man will mit einem Kobold oder einer Gottheit belebt, die er wohl fürchtet, gegen die er vielleicht Beschwörung anwendet, der er aber keine Verehrung und keine Achtung zu zollen hat. Anders der Mikronesier. Der Glaube an Kobolde ist auch ihm nicht fremd. Aber schon von seiner asiatischen Heimat her hat er die Verehrung der gewaltigen Naturgottheiten mit sich gebracht, welche die Furcht und Freude erregenden Erscheinungen am Himmel hervorrufen. Die Eigenart der Örtlichkeiten hat die Entstehung neuer Gottheiten begünstigt, besonderer Beschützer des einzelnen Grundstückes, Hausplatzes, Flusses, des einzelnen Geschlechtes, denen allen in feierlichem Gottesdienst mit ausgeprägtem Formenwesen Verehrung dargebracht wird. Den Verkehr mit der Gottheit vermitteln die Priester, meist königlichen Geschlechts, und wenn nicht aus diesem hervorgehend, doch ihm im Range gleichstehend.

Dorf Siar im Prinz-Heinrich-Hafen (Kaiser Wilhelmsland).

Die vor etwa 80 Jahren noch im Süden

der Insel Ponape geführten Kämpfe zwischen dem König Nan Maraki von Ronkiti und dem Oberpriester Jaukya von Uana, der geheiligten Landschaft ursprünglicher Gottesverehrung, in welchen der letztere siegte, lassen vermuten, daß ursprünglich überall eine Priesterherrschaft bestanden hat und erst die dauernden Gebietskämpfe und Wanderzüge die Abtrennung der staatlichen Gewalt von der priesterlichen in jener Inselwelt herbeiführten.

Die scharfe Gegenüberstellung der Sonderart der Stämme im Zusammenhalt mit sprachlichen Überlieferungen und den Merkmalen des Körperbaues wird künftig ihre wahre Unterscheidung und Einreihung in die großen Völkerfamilien ermöglichen. Die nächste Zukunft kann diese Arbeit noch nicht leisten, es fehlt zu sehr an der Kenntnis der Eigenheiten der unzähligen Völkerschaften. —

Des eingehenderen schildert E. Tappenbeck[3]) die Papuas in ihrer Erscheinung und ihren Sitten. Diese Darstellung ist entschieden sehr viel günstiger für dies Volk, als die gewöhnliche Ansicht; vor allem die Papuakinder erscheinen als liebenswürdig und nett.

Ein alter Papuamann ist schon keinesfalls eine angenehm berührende Erscheinung und eine Papuamutter ist oft schon in den Jahren, die für unsere Damenwelt die Periode der üppigsten und blühendsten Reizentfaltung bedeuten, das krasseste Beispiel für die Vergänglichkeit alles Irdischen, — gegen eine wirklich alte Papuanerin ist eine alte Zigeunerin eine Schönheit.

Es ist hier eben der heißeste Süden, der alles schnell zur Blüte und Reife, aber auch ebenso schnell zum Verblühen und Absterben bringt, und es bedarf dort nicht erst noch der Zugaben des europäischen Kulturlebens, — der Not, der Entbehrungen, der vielerlei anderen Sorgen und Kümmernisse, um frühzeitig in das menschliche Antlitz die Furchen der Vergänglichkeit einzugraben.

Der junge Papuan in den ersten Lebensjahren ist eine allerliebste, frisch-fröhliche Kindererscheinung, die trotz der dunkeln, kaffeebraunen Hautfarbe ebenso gewinnend zu aller Herzen spricht, wie unsere in Röckchen und Hosen gekleideten Kleinen. Trotzdem liegt etwas Fremdes in der ganzen Art des Auftretens, — es ist der schon im Alter von 4 und 5 Jahren sich geltend machende Hang zur Selbständigkeit, der Trieb, auch in den Kinderspielen einen gewissen Zweck zu verfolgen, der in gewissem Maße dem ganzen Gemeinwesen nützlich ist, während sich in unseren Kinderspielen eine gewisse Zerstörungswut bemerkbar macht.

Will der europäische Sammler die Hilfe der Eingeborenen für seine Zwecke in Anspruch nehmen, so wendet er sich am besten an die Jugend unter 10 Jahren, — sie werden schon Mittel und Wege finden, die Aufträge auszuführen, aber als Lohn verlangen sie nicht Spielereien oder Leckerbissen, sondern gleich den Alten Messer, Tabak, Spiegel u. a., was einen Allgemeinwert hat.

Der Papuajunge beteiligt sich mit Ernst und Lebhaftigkeit an den Unterhaltungen der Alten und mischt sich mit überzeugender Stimme in die ernstesten Verhandlungen.

Hat er Gegenstände zum Verhandeln, so macht er auch allein das Geschäft und kümmert sich wenig um Zureden oder Schelten des Vaters.

Die kleinen Mädchen sind die angeborene Schüchternheit und Zurückhaltung selbst.

Man spricht vielfach von einem schon in der frühesten Jugend zum Durchbruch kommenden Hang zu aufdringlicher Bettelei, — das ist sehr falsch, denn diese Triebe treten erst im Laufe der Zeit nur an den Plätzen in die Erscheinung, an denen der Europäer durch falsches Auftreten sie selbst gezüchtet hat.

Die Jugend der männlichen Papuas ist ungleich rosiger als die der weiblichen, denn während diese schon frühzeitig sich auf ihren späteren Beruf als Frau, d. h. auf die fast alleinige Erledigung der Haus- und Plantagenarbeiten vorbereiten müssen, bummeln

die Jungen lustig umher, fischen und jagen, besuchen die Nachbardörfer und kümmern sich um Gott und die Welt nicht, bis mit der Verheiratung die schöne Zeit kommt, wo sie sich durch der eigenen Frauen Arbeit ernähren lassen können.

Auch die Sittlichkeit der Papuas steht nach Tappenbeck[3]) auf hoher Stufe und Ehebruch wird streng gestraft. Eine eigentümliche Erscheinung ist der geringe Überschuß der Zahl der Frauen über die der Männer. Denn gerade bei einem wilden, in so viele kleine feindliche Stämme ge-

Eingeborener aus dem Innern Neu-Guineas.

schiedenen kriegerischen Volke sollte man erwarten, daß der Abgang in der Zahl der Männer durch gewaltsamen Tod stark sein würde.

An den strengen Sitten der Papuas können wir uns ein Beispiel nehmen. Zwar sind die Keuschheitsbegriffe nicht überall die gleichen, aber selbst da, wo sie schon am lockersten erscheinen, sind sie noch immer ungleich festere als in den sittenstrengsten Gegenden Deutschlands. Nirgends trifft der bekannte Satz: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen" präziser zu, als in dieser Hinsicht.

Allerdings kommen hier einige Momente hinzu, die es dem Papua verhältnismäßig leicht machen, sich auf seiner stolzen Höhe zu halten.

Zunächst ist das schöne Geschlecht nicht in so erdrückender Überzahl wie bei uns, und ein Papuamädchen braucht nicht um einen Freier zu bangen; oft werden Mädchen und Jungen schon im Kindesalter für einander bestimmt und sobald sich die Zeichen der Pubertät bei dem Mädchen einstellen, wird es definitiv verheiratet. Ferner ist es ein Wunsch der Männer, sich mehrere Frauen halten zu können, — weniger wohl aus sexuellen Rücksichten als wegen der Möglichkeit, sich durch die Arbeit mehrerer Frauen leichter und sicherer zu Wohlstand und Reichtum entwickeln zu können. Sollte nun einmal in einem Dorfe das weibliche Geschlecht in der Mehrzahl sein, so sind doch für alle gleich Freier da, und keine braucht darauf erst Jahre hindurch zu warten.

Auch für Witwen ist bald ein neuer Liebhaber da.

In den meisten Gegenden ist es ein sehr gewagtes Spiel für Männer wie für Frauen, wenn eine der letzteren plötzlich ihr Herz für einen anderen wärmer schlagen fühlt als für ihren Gatten und diese Neigung erwidert; der Speer ist die Folge der Entdeckung. Nicht überall denkt man gleich streng, doch sind die meisten feindlichen Reibereien zwischen den Dörfern auf solche Vorkommnisse zurückzuführen.

Die Formen der Brautwerbung und Eheschließung bei den Papuas erfahren wir gleichfalls von Tappenbeck[3]).

Daß der Kauf der Frau bei den Papuas mehr ein Scheinkauf ist, geht schon daraus hervor, daß man auch einen mit beiderseitigem Einverständnisse ausgeführten Mädchenraub nicht tragisch nimmt, und sich schließlich mit dem begnügt, was der Ehemann zahlen kann, wenn er nach einigen Tagen mit seiner Frau aus eigenem Antriebe in das Dorf zurückkehrt.

Wie weit die Heirat ursprünglich ein wirklicher Raub war, läßt sich nicht entscheiden, an manchen Plätzen kommt ein

Scheinraub als einzige Hochzeitszeremonie — neben einem den Verwandten zu stiftenden Schweinebraten — vor. Auch wirkliche Raubzüge werden gegen schwächere Nachbarn unternommen, die dabei gefangenen Mädchen und Kinder werden in den meisten Fällen dann an Kindesstatt angenommen und in gleicher Weise verheiratet, als ob sie die eigenen Kinder seien.

Recht eigenartig sind die verwandtschaftlichen Verhältnisse. Wirbt ein junger Papua um eine Schöne, so wird diese in den meisten Fällen gar nicht gefragt, sondern in erster Linie die Onkel und Tanten mütterlicherseits, die den Kaufpreis vereinbaren und ihn unter sich teilen; der Vater hat an dem Geschäft keinen Anteil noch Vorteil, als daß er seine Zustimmung zur Heirat gibt, die er in den seltensten Fällen verweigern wird, denn auf eine andere Gestaltung der Dinge hat er keinen Einfluß.

Will ein Mädchen einem jungen Manne seine Zuneigung zu erkennen geben und ihn zu den nötigen Präliminarien ermuntern, so kann sie ihn natürlich nicht mit Kotillonorden behängen, aber sie reicht ihm mit verschämtem Augenniederschlag, d. h. indem sie ihm den Rücken zukehrt, einen selbst gerösteten Taro.

Die Behandlung der Frau ist nicht schlecht, ja sie behält, sonst eine Seltenheit bei Naturvölkern, ihr in die Ehe eingebrachtes Eigentum. Trotzdem ist die Ehescheidung leicht. Auch über die Trauersitten berichtet Tappenbeck[3]).

Obgleich es der Frau obliegt, die meisten Arbeiten allein zu verrichten, so ist sie doch keineswegs die Sklavin des Mannes und Mißhandlungen kommen kaum jemals vor. Auch ihr manchmal mitgebrachtes Heiratsgut, vielleicht eine Kokospalme oder ein Ferkel bleibt ihr Eigentum.

Eine Ehescheidung ist bei den Papuas noch leichter, als in Amerika heutzutage; es genügt, daß die Frau ihrem Herrn und Gebieter fortläuft und sich in die Obhut ihrer Verwandten begibt; kleine Kinder nimmt sie mit, größere beläßt sie dem Vater. Andererseits — falls die Frau dem Manne bezüglich der ehelichen Treue Bedenken einflößt, oder zu faul ist, genügt es, daß dieser ihr seine Abneigung zu verstehen gibt.

In jedem Falle erhält der Mann einen Teil seiner einst gemachten Aufwendungen zurück.

Wird eine Frau Witwe, so legt sie Trauerkleidung oder Trauerschmuck an, das Gesicht wird mit dunkeln Farben eingeschmiert

Mann aus Neu-Pommern (Neu-Britannien).

und der Oberkörper in einen über den Kopf gezogenen Umhang aus Netzgeflecht gehüllt.

In verschiedenen Teilen des Landes sind recht harte Trauerbedingungen gestellt, indem die Frau mehrere Wochen in der Hütte zu verbleiben hat, in der sie mit ihrem Manne gelebt und in der dieser begraben liegt, — eine umso scheußlichere Tortur, als der Tote nur ganz flach beerdigt wird, und die Frau zur Abwehr der Fliegen ein ständiges Feuer über dem Grabe zu unterhalten hat. Nach Beendigung der Trauerzeit kehrt sie meist zu ihren Verwandten zurück, doch erhalten bei einer neuen Verheiratung nicht diese, sondern die Verwandten des ersten Mannes die Kaufgelder.

Bei der Totenbestattung kommt der stark entwickelte Glaube an Geister zum Ausdruck. Die Geschichte, die Tappenbeck[3]) erzählt, ist bezeichnend dafür — aber auch bezeichnend für die Gleichgültigkeit vieler Weißer gegenüber Gefühlen der Eingeborenen, die doch in beider Interesse zu schonen wären.

Sind die Toten ordnungsmäßig bestattet, so zieht der Geist aus dem Dorfe fort in den Wald oder auch auf bestimmte Inseln oder Berge; konnte er dagegen nicht in üblicher Weise zur letzten Ruhe gebettet werden oder war er gar verstümmelt, so ist sein Geist ein unangenehmer Geselle, und die Furcht vor ihm geht auch bei alten, vernünftigen Leuten noch über die Furcht vor dem schwarzen Mann unserer falsch behandelten Kinder.

Junge Männer aus der Astrolabebai.

Der Verfasser entsinnt sich folgender Episode. Ein Eingeborener war im Kampf

durch die Kugel gefallen und von den Angehörigen, die derartige unsichtbare Geschosse nicht verstanden, auf dem Platze zurückgelassen worden. Diese günstige Gelegenheit glaubte sich ein eifriger Anthropologe nicht entgehen lassen zu können, brachte vielmehr den Körper zum Lager und präparierte kunstgerecht den Schädel heraus; der Tote wurde darauf beerdigt. Was war die Folge? — In dem ganzen Lager — der inzwischen durch Ameisen schön präparierte Schädel mitgenommen werden, aber niemand wollte ihn tragen, bis er schließlich in dem malaiischen Koch einen Abnehmer fand. Weit hinter der Kolonne marschierte er daher und kein besseres Mittel zum — sonst oft recht schwierigen — Vorwärtstreiben der Kolonnen konnte es geben, als die Annäherung des ominösen Blätterbündels.

Mann aus Bogadjim.

ca. 60 Köpfe — schlief kein Mann; sollte von dem nur 15 Meter entfernten Flusse Wasser geholt werden, so gingen die Leute zu dreien und vieren und wie von Furien gepeitscht, kamen sie zitternd zu den Zelten, als unter den Tritten ein dürres Ästchen geknackt hatte. Am nächsten Morgen waren 4 Mann desertiert, und die anderen, die sich sonst nur treiben ließen, drängten förmlich zum Aufbruch.

Bei einem späteren Vorbeimarsche sollte

Glaubt der Papua felsenfest, daß er durch Zauberei jemandem schaden, daß er Regen und Wind machen könne, so glaubt er auch Mittel gegen die Zauberei anderer zu besitzen; ist auch der eine in jedem Falle einflußreicher als ein anderer, so gibt es doch keine eigentlichen Zauberer.

Die eigenartigen Wohngelegenheiten der Baumhäuser schildert Tappenbeck[3]) wie nachfolgend:

So sei nur noch eine im südöstlichen Teile

des Schutzgebietes vorkommende Bauart erwähnt, die nicht eigentlich Wohn- als vielmehr Verteidigungszwecken dient.

Es sind dies die Baumhäuser am Huon-Golfe. In die Kronen hoher Bäume werden niedrige kleine Häuser hineingebaut, die auf Strickleitern aus Lianen zugänglich sind. Da man stets Bäume mit bedeutendem unterem Stammesumfange auswählt, sind diese Häuschen, die außerhalb des Machtbereiches der Pfeile und Speere liegen, auch durch Feuer nicht leicht zu zerstören, denn — abgesehen davon, daß die Verteidiger die dazu nötigen Arbeiten durch ihre Waffen sehr hindern könnten — würde das eine regelrechte mehrtägige Belagerung voraussetzen, was sich nicht gut mit dem Wesen der Geister resp. der Furcht der Papuas vor denselben vertragen würde. Sicher würden die Geister von Angehörigen der Belagerten den Bedrängten zu Hilfe eilen und das ist ein Risiko, das in keinem Verhältnis zu dem Streitobjekte steht!

Einige Abbildungen der in anderen Gegenden des Kaiser-Wilhelmslandes üblichen Häuser lasse ich folgen.

Baumhaus am Aroa-Fluß.

Der Papua lebte noch im Steinzeitalter, als die Europäer mit ihm in Berührung traten. Daß er aber von den Vorteilen des Eisens Gebrauch zu machen weiß, nun es ihm bekannt geworden ist, schildert Tappenbeck [3]). Leider ist auch hier die erste Folge dieses Kulturfortschritts die, daß die alten hochentwickelten Techniken der Bearbeitung der bisher gebräuchlichen Grundstoffe verfallen und in Vergessenheit geraten.

An Arbeitsgeräten braucht der Papua nicht viel; das wichtigste Instrument ist eine leichte Queraxt, die aus einem Astwinkel und — ursprünglich — einem keilförmig zugeschärften Stein oder einer Muschel gebildet wird. Daß sich auch der Papua nicht lange sträuben würde, seine Steinzeit hinter sich zu lassen und die Vorzüge des Eisens und Stahls anzuerkennen, ist fast selbstverständlich. An den intelligenteren Küstenplätzen wird fast ausschließlich Eisen im Tauschhandel begehrt und nur noch Tabak erfreut

Großes Haus vom unteren Ramu.

sich einer erwähnenswerten Beachtung. Bei keiner anderen Gelegenheit läßt sich auf die geistigen Eigenschaften ein so sicherer Schluß ziehen, wie beim Tauschhandel; je mehr Wert auf bunte Glasperlen, Kattune und bunte Erdfarben gelegt wird, desto träger in seinem ganzen Gedankengange wird der Stamm sein. Die europäischen Stahlwaren wie Äxte und Beile sind dem Papua im allgemeinen noch zu schwer und so behält er gern seine alte Form bei und ersetzt nur die unbeholfene Steinschneide durch Hobeleisen oder zugeschärfte Stücke einfachen Bandeisens. In der Handhabung dieser Instrumente ist er Meister.

Auf einigen Inseln des westlichen Kaiser Wilhelms-Landes findet man recht gute, kurzstielige Beile, die aus dem Knochenschild der Schildkröte in den Dimensionen unserer gleichartigen europäischen Instrumente gefertigt werden.

Nicht sehr großen Wert legen die Leute auf europäische Messer, die ihnen meist in der Form billiger Gemüsemesser zugeführt werden. Scharfe Muscheln waren die ursprünglichen Geräte dieser Art und sie genügen auch noch heute, denn überall, wo es darauf ankommt, Hölzer zu bearbeiten, wird man sich der leichten Beilchen bedienen und keiner Messer. Anders allerdings steht es mit den langen Haumessern, deren Wert die Leute als vorzügliche Geräte zum Buschschlagen wohl zu würdigen wissen.

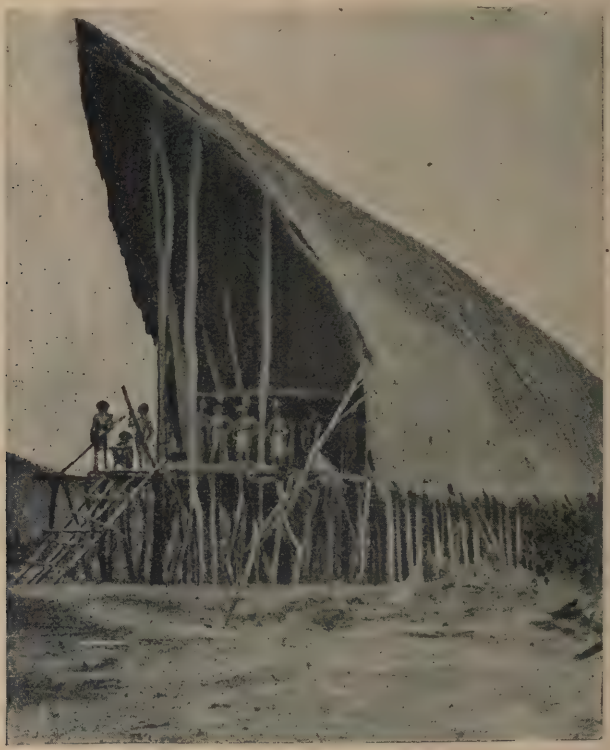
Ganz fremd ist und bleibt den Leuten die Säge; man mag sich noch so viel Mühe mit der Unterweisung darin geben, — nach wenigen Minuten ist das Latein zu Ende, eingeklemmt will die Säge weder vor noch

rückwärts, und hilflos sitzt der Führer derselben, um kurz entschlossen wieder zum Beil zu greifen.

Die Plantagengeräte sind die denkbar einfachsten; Baumstümpfe läßt man ruhig stehen oder vernichtet sie durch Feuer, das Wurzelwerk entfernt man nur soweit, als man es mit den Händen ausreißen kann — also braucht man keine Instrumente zum Roden. Auch Spaten oder ähnliche Werkzeuge kennt man nicht; meist wird man sich damit begnügen, den Boden mittels eines zugespitzten Pfahles aufzubrechen und mit den Händen zu reinigen, — derselbe Pfahl dient später als Pflanzstock. Auch Erdhacken kommen vor, — es sind das fast dieselben Geräte wie die Beile, nur läßt man daran die Schneide fort.

Mehr Mühe und Sorgfalt verwendet der Papua auf die Geräte zum Fischfang. Das hauptsächlichste Instrument dazu ist die Reuse aus Rottan-Ruten.

Die Tiefenverhältnisse des Meeres sind meist schon unter der Küste derart, daß das Auslegen solcher Körbe nicht angängig ist und so finden wir sie zur Seefischerei nur in wenigen Gegenden (z. B. Hatzfeldhafen), während sie fast allgemein in den langsam fließenden Bächen und Flüssen anzutreffen sind. Die weiteste Verwendung finden sie wohl am Mittellauf des Ramu, wo man gleichzeitig auch den Krabbenfang mit kleinen, viereckigen Körben betreibt.



Junggesellenheim am Golf von Papua.

Bei der Befahrung der Flüsse wird man die Mündungen der vielen kleinen Seitenarme meist durch ein dichtes Gitterwerk aus Stangen und Rottan verschlossen finden, — man versperrt den Fischen den Weg zur See und wird wahrscheinlich — Beobachtungen liegen darüber wohl noch nicht vor

— die Zeiten berücksichtigen, in denen die Fische zum Laichen aus der See sich in die stillen Buchten und Flüßchen hinaufziehen. Da die Fischereigerechtsame der einzelnen Dorfschaften und Familien genau abgegrenzt werden, sind diese Vorkehrungen direkt rentierende Arbeiten.

Da, wo man an der Seeküste nicht mit Reusen — stellenweise auch mit recht sauber gearbeiteten Netzen — den Fang betreiben — zum Teil mit Einkerbungen versehenen — Bambusspitzen werden zu gleichem Zwecke benutzt und ebenso versteht man, Angeln zu fertigen und auszulegen.

Selbst ziemlich weit abliegende Riffe, die bei Ebbe freikommen, haben ihre Besitzer; es bleibt darauf so manches zurück, was nicht nur für einen Papuagaumen wohlschmeckend und nahrhaft zugleich ist. Kleine Fische, Polypen, Krebse und allerlei See-

Szene aus Bogadjim.

kann, liebt es der Papua, die Fische zu schießen.

Langsam und lautlos fährt er in Begleitung seiner Söhne oder Brüder die Kanten stiller Buchten ab und schaut — den Pfeil schußbereit auf dem Bogen — nach solchen Fischen aus, die zwischen Steinen oder Wurzeln fast unbeweglich in der Sonne stehen; 90 % Fehlschüsse sind zwar das Gewöhnliche, können aber das Interesse nicht schmälern.

Auch Speere mit einem Kranz von scharfen

muscheln finden sich namentlich nach unruhigem Wetter als arme Verschlagene dort vor.

Ganz Neuguinea ist ursprünglich von dichtem Urwald bedeckt; nur wo eine menschliche Siedlung entstanden ist, hat er Platz machen müssen. Sobald aber der Mensch seine Stätte verläßt, ergreift der Urwald abermals Besitz von ihr und in wenigen Jahren sind alle Anzeichen von der Tätigkeit des Menschen wieder verschwunden. Hagen[1]) schildert in seinem trefflichen Buche: Unter den Papuas auch

den neuguineſiſchen Urwald. Dieſe Schilderung iſt der nachſtehenden Bearbeitung zugrunde gelegt.

Wir nähern uns nunmehr dem Urwald, deſſen dunkle, kühlſchattige Hallen uns armen, in der Gluthitze halb gebratenen Wanderern verlockend entgegenwinken. Wir fühlen ſofort, daß wir hier in eine ganz andere Pflanzenwelt eingetreten ſind. Das fröhlich-luſtige Gewimmel all der Legionen von Blättern und Halmen und Ranken und

Heckraddampfer „Herzogin Eliſabeth".

Stricken, mit dem uns der Küſtenwald umſchlang und feſtzuhalten ſuchte, iſt hier verſchwunden. Braun und kahl ſtreben die Stämme aus dem braunen Boden heraus empor, und nur gering iſt das Unterholz dazwiſchen; unſer Fuß ſchreitet faſt widerſtandslos auf dem braunen, weichen Teppich vermoderten Laubes dahin. Dicke, feuchte Moderluft herrſcht hier in dem dämmerigen Halbdunkel, denn ein dichtes ſchweres Laubdach breitet ſich hoch über uns aus, ſo hoch, daß unſer Auge kaum Einzelheiten erkennen kann, ob die Bäume da oben blühen oder Früchte tragen, man ſieht es nicht, ſondern merkt es höchſtens an den herabgefallenen Spuren auf dem Boden. Ein Sonnenſtrahl dringt nur ſelten hinein; nur wenn einer der Bäume altersſchwach oder von einem Schmarotzer erdroſſelt, niedergebrochen iſt und verweſend am Boden liegt, da huſchen durch die entſtandene Lücke ein Stückchen blauer Himmel und blendend grelle Sonnenſtrahlen herein, und die Schmarotzerpflanzen, welche der geſtürzte Baumrieſe in ſeiner Krone beherbergte, ſchmarotzen auf der Leiche am Boden ruhig und üppig weiter, bis auch ihr Stündchen ſchlägt und ſie, nachdem ſich die Lücke oben in der grünen Decke langſam wieder geſchloſſen hat, abgeſperrt von Licht und Luft elendiglich erſticken. Unter dieſen Schmarotzern bemerken wir, wenn wir Glück haben, eine Menge prächtig blühender Orchideen; denn Neu-Guinea iſt außerordentlich reich an dieſen wunderbarſten aller Blumen; im öſtlichen Teil dieſer Inſel

sind über 100 Arten bereits bekannt geworden, wovon etwa die Hälfte neu war, teilweise zu den prächtigst blühenden Familien gehören.

Im Weitermarschieren müssen wir öfters über die auf dem Boden sich bis zum nächsten größeren Stamm dahinwendenden, faust- bis schenkeldicken Stämme mächtiger Lianen hinübersteigen, die blattlos und kahl, in unheimlich verzerrten Krümmungen wie große Riesenschlangen hinaufklettern in das Laubdach, um ebenfalls ihr Teil da oben an Licht und Luft zu erhaschen.

Licht und Luft, das ist die Losung im Urwald. Alles strebt empor. Alle Stämme, alle Keimlinge müssen trachten, so bald als möglich in die Höhe zu schießen, um ihre Krone hindurchzudrängen zu dem goldenen Lebensstrom der Sonne. Was nicht kräftig oder rasch genug ist, das siecht im Halbdunkel bleichsüchtig dahin und geht im Moder bald zugrunde. Finger- bis daumdicke Stämm-

Vegetationsbild (Neuguinea).

chen sind schon 20—25 Fuß hoch, elend mager, kaum ein paar Blätter an der Krone zeigend: so ausschließlich wird alle Kraft auf das Längenwachstum verwandt. Sie stehen nur aufrecht, weil sie von ihren Nebenbrüdern gehalten werden. Hier lernt sich's begreifen, wie der Kampf ums Dasein aus einem ursprünglich stolzen, geradstämmigen, selbständigen Baum einen kriechenden, sich windenden Schmarotzer zuwege bringt.

Papua vom Huon-Golf. Neu-Mecklenburger.

„Bitte, bitte, hilf mir, halte mich, daß ich auch einen Sonnenstrahl erhaschen kann," fleht das magere, lange schwindsüchtige Ding zu seinem dicken, großen, umfangreichen Nachbar, der oben im Sonnenlicht bereits seit langem sich gelgt und zehnmal mehr Platz einnimmt, als er zum Dasein nötig hat. Doch der will nichts davon wissen: selber essen macht fett, und dann mag ja auch schließlich selbst ein Baum nicht gerne seinen eigenen Mörder großziehen. Er kennt das, er war ja selbst einmal ein so junger rücksichtsloser Streber. Und darum sucht er im Besitz der Kraft und Macht alles um sich her erbarmungslos zu ersticken und zu erdrücken. Hunderte fallen ihm zum Opfer; aber das elende, unscheinbare Ding zwischen seinen Füßen, gerade das unbedeutendste von allen, das er nie sonderlich beachtete, hat sich mit Zähigkeit und Ausdauer zu behaupten gewußt; zuerst, als es noch klein und schwach war, mit Kriechen und Ducken und Schmeicheln, dann aber, sobald es sich stark genug fühlte, mit stumpfer Rücksichtslosigkeit sich zwischen seinen Ästen hindurchzwängend. Ein erbitterter Kampf bricht nun aus, aber der junge Streber hat frische, im Emporringen gestählte Kräfte, die des anderen sind im Genuß verweichlicht. Es dauert nicht lange, so ist der arme, dicke Alte nieder-

gedrängt und vernichtet. Und mit ihm stürzt das ganze Heer der Epiphyten, der Schmarotzer, die in seiner Krone wucherten — jener merkwürdigen Geschöpfe, die vollkommen darauf verzichten, ein selbständiges, unabhängiges Einzelwesen zu sein, die nichts anderes sein wollen, als Schmarotzer. Einige

Junge Neu-Mecklenburgerin.

waren freilich so schlau, beizeiten auf den neuen, emporstrebenden Baum überzusiedeln.

Das ist der Kampf ums Dasein in den Urwäldern von Neu-Guinea.

Verlassen wir nun Neuguinea und lenken wir unsere Schritte nach der Inselflur, zunächst den **Bismarckinseln.**

Auch sie sind von Melanesiern bevölkert, und zwar von solchen, die fast noch durchweg der Menschenfresserei huldigen. Tappenbeck [10]) gibt eine zusammenfassende Darstellung von ihren Sitten, die eine allgemeine Orientierung über diese Papuas ermöglicht.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels erscheinen uns heute als auf einer etwas höheren Stufe der Kultur stehend wie die Papuas, doch läßt sich kaum sagen, wieviel von diesem Mehr der Entwickelung auf eine um einige Dezennien längere Berührung mit der europäischen Kultur zu setzen ist. Bei ihnen tritt der Kommunismus nicht mehr so ausgebildet hervor, als in Kaiser Wilhelms-Land, man findet verschiedene Verhältnisse der Abhängigkeit bis zur regulär ausgebildeten Sklaverei usw., was man als eine vorgeschrittenere Entwickelung bezeichnen muß.

Während sich in Kaiser Wilhelms-Land die Familien auf einzelne Dörfer beschränken und sich letztere zu größeren oder kleineren Dörfern vereinigen, tritt auf der Gazelle-Halbinsel die Gehöftsbildung in die Erscheinung, so daß sich die Dorfschaften dort mehr in der Weise präsentieren wie unsere deutschen Holländer-Niederlassungen. Alle sind eifrige Plantagenbauer, doch tritt bei den Küstenbewohnern mehr der Fischfang in den Vordergrund, mit dessen Ergebnissen ein reger Tauschhandel nach den mehr im Innern liegenden Dorfschaften, die den Plantagenbau in größerem Umfange betreiben, unterhalten wird. Der politische Zusammenhang der einzelnen Gehöfte ist die Sippe und diese wieder haben sich zu Landschaften vereinigt, deren Zusammenhang jedoch nur ein sehr lockerer ist und Fehden zwischen einzelnen Sippen oder Familienvereinigungen nicht ausschließt. Der Hauptzweck der landschaftlichen Verbände dürfte somit nur die Freiheit und Sicherheit des Verkehrs gewesen sein, denn schon vor dem Auftreten des Europäers gab es einen lebhaften Tauschhandel mit festen Marktplätzen und sicheren Verbindungswegen, deren Benutzung von dem Oberhaupt einer jeden Sippe erkauft werden mußte.

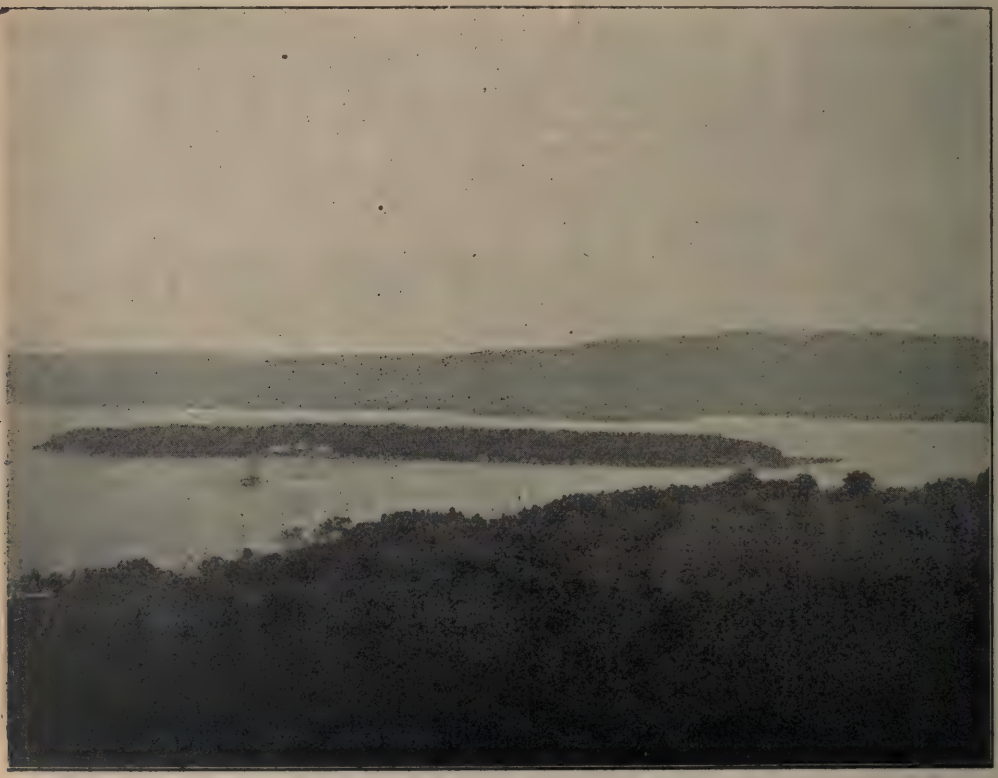
Hier finden wir eine scharf ausgesprochene Häuptlingsform, allerdings nur innerhalb der Sippe, aber doch mit allen Attributen der Macht bekleidet. Die Würde ist erblich und

zwar nach dem überall herrschenden Mutterrecht von dem Inhaber auf den ältesten Neffen, den Sohn der ältesten Schwester. Ist die Macht des „großen Herrn" — wie der Häuptling kurz heißt — eine bedeutende und reicht sie bis zur Verhängung der Todesstrafe, so verlangt man aber von ihm auch würdevolles Benehmen und kündigt ihm eventl. durch Familienbeschluß seinen Kontrakt, indem man den Nächstberechtigten als Häuptling proklamiert.

Der Häuptling ist berechtigt, die Dienste der ganzen Sippe zu allen möglichen Arbeiten zu verlangen ohne einen anderen Entgelt als die Gewährung des Lebensunterhaltes.

Er verkauft die Mädchen in die Ehe und kauft seinen jungen Männern die Frauen — die gehabten Aufwendungen müssen die neugebackenen Ehemänner (in der Hauptsache natürlich durch der Frauen Arbeit) durch Arbeitsleistungen ausgleichen.

Alle Fragen des Grund und Bodens werden von dem Häuptling vertreten, als ob es sein alleiniges und persönliches Eigentum wäre, und um ein sparsames Wirtschaften der einzelnen Familien zu veranlassen, wird von ihm in einem besonderen Hause das Geld — Muschelgeld — aufbewahrt. Er selbst hat über die Gelder der anderen keinerlei Verfügungsrecht, doch dürfen die Eingeborenen auch nichts davon ohne vorherige Erlaubnis entnehmen.



Die Insel Matupi in der Blanche-Bucht.

Der Hauptort Herbertshöhe von ganz Deutsch-Neuguinea liegt an der Blanchebai auf der Gazellehalbinsel der Insel Neu-Pommern. Da sich auf einer in der Blanchebai gelegenen Insel Matupi auch eine der ältesten Niederlassungen, der Firma Hernsheim & Co. gehörig, befindet, so zählt dieser Teil der Bismarck-

inseln zu den am besten bekannten. Es ist wohl nicht unbillig, wenn ich eine Schilderung der Handelsniederlassung Matupi[11]) an vorderer Stelle gebe. Die Firma Hernsheim & Co. hat ja wesentlich mit dazu beigetragen, daß in diesen Gebieten jetzt die deutsche Flagge weht.

Die erste Niederlassung der Firma Hernsheim & Co. im heutigen Bismarckarchipel fällt in das Jahr 1874.

besucht, und im Hunterhafen, wo kurze Zeit vorher der Wesleysche Missionar, Georg Brown, gelandet war, zum ersten Male eine Kopra-Sammelstation begründet und zwei Europäer dort eingesetzt.

Während der folgenden vier Jahre wurde nun von hier und der benachbarten Insel Makada aus versucht, mit den in größter Wildheit seither dahinlebenden Eingeborenen

Hernsheimsche Faktorei auf Matupi.

Im September dieses Jahres wurde von den Karolinen aus, wo die Firma schon früher Stationen angelegt hatte, eine Expedition nach den Hermit- und Admiralitätsinseln gemacht und in der ersteren Gruppe auf der, von den Eingeborenen erworbenen Insel Pemé eine Trepangfischerei angelegt.

Im folgenden Jahre wurde die Duke of Yorkinsel, das heutige Neu-Lauenburg,

Beziehungen anzuknüpfen und sie an neue Bedürfnisse und die zur Befriedigung derselben nötige Arbeit zu gewöhnen.

Im Jahre 1879 wurde die Hauptstation von Makada nach dem in der Blanchebucht gelegenen Inselchen Matupi verlegt. Diese kleine, stark bevölkerte und dicht mit Kokospalmen bestandene Insel hatte sich als gänzlich fieberfrei gezeigt und schien

Faktorei Hernsheim & Co.

Vom Wasser aus gesehen. Kohlen- und Kopraladegerüster.

wegen ihrer vortrefflichen Lage an dem geräumigen Greethafen besonders geeignet für die Anlage einer bei zunehmendem Schiffsverkehr nötig werdenden Hauptfaktorei.

Von hier aus wurden mit Hilfe mehrerer kleiner, in China gebauter Dampfer Untersuchungsfahrten nach den noch gänzlich unbekannten Inseln des Archipels unternommen und an allen geeigneten Plätzen Stationen errichtet und mit den Eingeborenen Tauschgeschäfte — Waren gegen Produkte — eingeleitet.

Als die Gruppe nun auch von den Schiffen der Kaiserlichen Marine öfters besucht wurde, stellte sich die Notwendigkeit heraus, hier ein größeres Lager von Kohlen und sonstigen Ausrüstungsgegenständen zu halten, und die Firma legte auf dem der Insel gegenüberliegenden Terrain eine Farm an und importierte von Australien lebendes Vieh, um die Mannschaften der Schiffe mit frischem Fleisch versorgen zu können.

Aus gleichem Grunde wurde am Nordostende der Insel ein Wirts- und Logierhaus errichtet und der Betrieb desselben einem dort lebenden Chinesen, der den Bootsbau sowie den Kleinhandel für die Firma leitet, übergeben.

Einfahrt in den Hafen von Matupi.

Das seichte Wasser an dieser Stelle ist auf Anordnung des Gouverneurs kürzlich überbrückt und Matupi auf diese Weise mit dem Festlande verbunden worden.

Obschon die Verwaltung, auch nach dem Übergange der Hoheitsrechte von der Neuguinea-Kompagnie auf das Reich, ihren Sitz an der Küste in dem etwa acht Seemeilen entfernten Herbertshöh aufgeschlagen hat, ist Matupi doch immer einer der besuchtesten Häfen des Schutzgebietes geblieben. Hier ver-

kehren die die Verbindung mit Europa aufrecht erhaltenden Reichspostdampfer, Kriegsschiffe aller Nationen und Handelsfahrzeuge der Firma sowohl als fremder Reedereien.

Von hier aus leitet die Firma das Geschäft auf den Stationen der Gazelle-Halbinsel sowohl als auch auf Neu-Mecklenburg, den Admiralitäts-, Hermits- und Exchiqierinseln.

Neuerdings ist auch mit der Anlage von Kokosplantagen in großem Maßstabe in Kuragakoul an der Nordküste der Gazelle-Halbinsel sowie in Nusa in Neu-Mecklenburg der Anfang gemacht worden.

Die Firma beschäftigt auf Matupi selbst vier Kaufleute, einen Maschinisten, einen Zimmermann und Seemann, alles Deutsche, und unterhält dort ein Personal von vier Chinesen und ungefähr hundert farbigen Arbeitern.

Welch ungeheure Schwierigkeiten das Bergland der Gazellehalbinsel — die Bainingberge — einem Versuche es kennen zu lernen, entgegenstellt, das erzählt P. Rascher[5]), der als Kenner der Baining-

Hafenbild, Matupi.

sprache den Gouverneur bei der ersten Durchquerung der Gazellehalbinsel begleitete. Wir lernen aus diesem Bericht auch eine ganze Anzahl verschiedener Stämme und deren Sitten kennen.

Um 12 Uhr 30 Minuten hatten wir eine Höhe von 700 Meter erreicht, die Temperatur war 23½ C., der Himmel bewölkt. Es ging unaufhaltsam in die Höhe. Der Weg blieb immer gut ausgetreten, doch

mußte man stets ein wachsames Auge haben, um auf dem engverketteten und nach allen Richtungen laufenden Wurzelwerk, das zur Hälfte vom Regen bloß gewaschen war, an einzelnen Stellen war er noch schmäler, hüben und drüben stürzten die Abhänge grauenhaft steil ab. Hin und wieder erweiterte sich der Grat zu einem Vorsprung

Bild einer Kokospalmen-Pflanzung im Bismarck-Archipel bei Herbertshöhe.
Alter der Palmen 6—7 Jahre.

nicht zu straucheln. Wir marschierten nun immer auf dem Rücken des Gebirgszuges, bald auf-, bald abwärts. Der Grat war sehr schmal, zuweilen kaum einen Meter, nach rechts und links, von wo der Blick auf ein wogendes Bergrevier schweifen konnte. Der Wald, durch den wir schritten, bestand oft aus riesigen Bäumen mit weiß-

grauer Rinde; er war licht, des Unterholzes fast bar und erinnerte an einen recht üppigen deutschen Buchenwald. Jeder Stamm, jeder Ast und jeder Zweig war mit grünem, weichem Moos umspannt, das in langen Bärten herabhing. Auch am Boden herrschten die Moose vor, Blattpflanzen waren weder häufig noch üppig. Außer den gewöhnlichen Waldlilien fiel mir eine kleine Kolokasiaart mit herzförmigen Blättern und eine Begonie mit schwarzglänzenden, gekräuselten und gezackten Blättern auf, die ich sonst nirgends im Tale beobachtet hatte. Bei einem freien Vorsprung des Höhenzuges bot sich uns ein herrlicher Blick nach Westen und Norden. Ein Gewimmel von mächtigen Rücken und überragenden Gipfeln, zerrissenen Gründen und Tälern lagen von der Tropensonne überstrahlt vor uns. Die Berghäupter im Flußgebiet des Patongo waren zum Teil von einem Nebelschleier verhüllt. Zu unseren Füßen jenseits des Torim öffnete sich ein breites Tal, dessen eine Wand bewohnt ist. Die neuen Rodungen, in denen zahlreiche Rauchsäulen aufsteigen, sind uns ohne Fernglas sichtbar. Dort wohnen die Kumkina. Sie gehören zum Nordweststamme der Bainінger und sind die einzigen, welche noch Krieg führen. Da wir immer hofften, der Pfad müßte jeden Augenblick abwärts an ein Wasser führen, so wanderten wir immer rüstig weiter. Rechts und links von uns in schauriger Tiefe rauschten die Quellflüsse des Torim. Um 3 Uhr machten wir vor einer Anzahl Hütten zu einem Imbiß Halt. Zwei Neuguinea-Leute konnten vor Müdigkeit nicht mehr weiter. Die Neuguinea-Jungen waren überhaupt unter allen Trägern die schlechtesten Fußgänger. Bei einigen mochte auch etwas Faulheit mitgespielt haben, andere waren tatsächlich schwächlicher Natur und den Strapazen nicht gewachsen. Gleich nach dem Raſtplatze ging es abwärts. Wir hofften, nun endgültig ins Tal hinabzusteigen, allein der Pfad klomm sofort wieder steil in die Höhe und benahm uns jede Hoffnung, heute noch auf Wasser zu stoßen. Wir mochten kaum eine halbe Stunde zurückgelegt haben, als Herr von Seckendorff einen Soldaten mit der Nachricht nach vorne schickte, die beiden Neuguinealeute könnten den Marsch nicht mehr fortsetzen. Herr von Seckendorff, der in seiner Großmut das Gepäck der beiden Jungen selbst tragen wollte, fühlte sich bald so müde, daß auch ihm der Weitermarsch fast unmöglich wurde. Der Herr Gouverneur ließ sofort die Karawane halten und befahl, das Lager aufzuschlagen. Es war überhaupt höchste Zeit, an unser Nachtquartier zu denken, denn der Tag war schon weit vorgerückt. Ich schickte sogleich zwei meiner Bainінger hinab ins Tal auf die Suche nach Wasser. Wir glaubten nämlich alle, Wasser rauschen zu hören. Und in der Tat, schon nach einer Viertelstunde rief mein Junge aus dem Tal herauf: „a eichia a“, es ist Wasser da. Sofort beauftragte der Herr Gouverneur alle Wasserflaschen und die in Öl getränkten Säcke hinabzubringen und anzufüllen. Die Beschwerden des Steigens, das ewige Auf und Ab, die Schwere der Lasten, der Mangel an Wasser, der endlose Pfad ohne sichtbares Ziel auf dem Kamm des Gebirges hatte die Leute einigermaßen entmutigt. Der Eingeborene freut sich nicht des zurückgelegten Weges, des Neuen und Schönen, das er zu sehen bekommt, der Hindernisse, die er überwindet; es ist ihm unbegreiflich, was den Weißen treiben kann, ins Unbekannte zu dringen und sich ohne Aussicht auf materielle Vorteile so großen Strapazen auszusetzen. Nun da Wasser gefunden war, heiterten sich auch die Gemüter wieder auf. Alle legten freudig Hand an, um die Zelte aufzuschlagen. Der Platz, wo wir lagerten, mag 4 Meter breit gewesen sein. Die Sonne ging feierlich zur Rüste. Es war heute der erste Tag, an dem kein Gewitter am Himmel stand. Die zurückgelegte Strecke betrug 20 Kilometer; die Richtung, die wir gegangen, war Ost-Süd-Ost. Abends im Zelte beim fahlen Lichte einer Laterne wurden die Ereignisse des verflossenen Tages besprochen und hin und her geraten, was

der folgende Marschtag bringen würde und ob der Gebirgszug nicht bald ein Ende nähme. Die Nacht war ungewöhnlich kalt. Das Thermometer zeigte am Morgen 15° R.

— — — — — — — — —

Unser Pfad von Sinewit herab führte auf dem schmalen Sattel, der meistens nicht einmal einen Meter breit war und auf beiden Seiten schroff abfiel, auf ein Hochplateau. An manchen Stellen kauerte man unwillkürlich auf den Fersen und kroch langsam, dabei sich am Wurzelwerk festhaltend, hinab. Hätte uns hier ein Regen überrascht oder hätte es überhaupt vorher geregnet, so wäre der Abstieg mit noch mehr Schwierigkeiten verbunden gewesen.

Aus dem Tale herauf vernahmen wir Stimmen von Eingeborenen, die in ihren Pflanzungen beschäftigt waren. Als wir uns denselben näherten, hießen wir die vier Bainінger vorangehen. Der Herr Gouverneur und ich folgten unmittelbar nachher. Die Sonne, von der wir seit unserem Abmarsch von der Missionsstation am Toriu noch nicht belästigt worden waren, da wir stets im Hochwald marschierten, war drückend heiß. Wir machten eine Biegung nach Nordosten und standen bald darauf in einem frisch gerodeten Tarofelde. Unsere Baininger riefen die dort arbeitenden Leute, die unser Herannahen nicht im geringsten bemerkt hatten, zuerst an. Das plötzliche Rufen von einer Seite, wo ihnen niemals Besucher zukommen, das unerwartete Erscheinen von Weißen und einer stattlichen Anzahl Schwarzer erschreckte die Leute nicht wenig. Sie brachen sofort in ein Geschrei aus und riefen ihre Landsleute in den angrenzenden Pflanzungen herbei. Ein langer, hagerer Mann bückte sich nach seiner Lanze und zog sich wehklagend gegen das etwa 10 Meter entfernte Dorf zurück. Der jüngste meiner Baininger begab sich trotz des Geschreies zum Schrecken der drei übrigen, die ihn beständig zurückriefen, mutig zu den aufgeregten Wilden und brachte sie bald zum Stehen. In demselben Augenblick verstummte das Geheul, der Schrecken war dahin, die Mienen erheiterten sich. Sie lachten vor Freude und riefen ein um das andere Mal: a ur a turuana, a ur a turuana, unsre Freude, unsre Freude! Sie mochten sich nun erst erinnern, daß wir die weißen Männer seien, deren baldige Ankunft ihnen vom Weberhafen aus gemeldet wurde. Furcht und Mißtrauen war verschwunden. Sie begleiteten uns dann ins nahe Dorf Kambulucha, wo unseren Trägern sofort gekochte Taros dargereicht wurden. Sie luden uns ein, in die Hütten zu kommen, draußen war es nämlich schrecklich heiß. Einige Männer eilten sofort in die nächsten Gehöfte und verbreiteten die Nachricht unseres Ankommens. Kurze Zeit nachher gab es Besucher in großer Anzahl. Der Mann, der in der Pflanzung bei unserem Erscheinen nach seiner Lanze griff, erzählte jedem neu eintreffenden Besucher, wie sehr er erschrocken wäre, als wir ihn plötzlich anriefen und wie er ganz unbewußt die Waffe aufhob. Alles lachte über die Feigheit des armen Helden, der vor ihren turuana geflohen wäre. Eine ihrer ersten Fragen war, wie viel Hunde wir wollten. Nach Hunden war kaum jemand von uns lüstern. Anstatt der Hunde baten wir um zwei Schweine. Hierauf begann im ganzen Gehöfte reges Leben zu herrschen. Die Männer schleppten Holz, Wasser und Paros herbei. Die Weiber kochten, unsere Träger schlachteten ein Schwein und begruben die mächtigen Stücke unter einem Haufen heiß gemachter Steine und bedeckten das Ganze mit Blättern. Abends beim Mondschein versammelten sich die Leute zum Tanz. Sechs Männer stießen mit Bambusstöcken mit aller Gewalt auf den Boden und sangen mit ihren eng zusammenhockenden Landsleuten aus voller Kehle. Die Melodien sind nicht unangenehm, zumal sie mit großer Lebhaftigkeit ausgeführt werden, allein auf die Dauer ermüden sie sehr. Sie erinnern übrigens ganz an die traurigen choralmäßigen Gesänge der Nordwest-Baininger. Um zehn Uhr brachen wir den Tanz ab und schickten die Leute in ihre Hütten

zum Schlafen. Das Dorf, wo wir lagerten, wurde von den Bewohnern Kambulucha genannt. Es liegt 600 Meter hoch in einem Kessel, am Fuß der jäh abstürzenden Wand des Sinewit. Die noch ziemlich junge Siedlung war von Taropflanzungen umgeben. Die Einwohner von Kambulucha besuchen zuweilen die Missionsstation am Torin und bringen sogar Tarofrachten dorthin. Auf ihrer letzten Rückkehr von dort, d. h. vor etwa acht Tagen, wurden sie von den Kumkina überfallen, wobei eine Frau getötet wurde.

2. September. Unsere Träger hatten die ganze Nacht durch gekocht und waren nicht vom Feuerplatz gewichen, um sich das Garwerden des Schweines nicht entgehen zu lassen. Sobald in der Frühe die Bainінger frisch gekochte Taros herbeischleppten, begann der Festschmaus. So tapfer unsere Schwarzen auch einhieben und so manches Stück sie sich auch für den Weg einwickelten, so blieben dennoch schöne Portionen für unsere Gastgeber übrig. Der Schmaus verzögerte einigermaßen unsern Aufbruch. Wir standen schon längst zum Marsche fertig, als Soldaten und Träger noch unentwegt um den Reiskessel saßen und behaglich ihre von Fett triefenden Finger ableckten. Die Leute von Kambulucha boten sich an, uns zu einem befreundeten Häuptling zu führen, von dessen Dorfe aus wir in den Weberhafen hinabschauen könnten. Die lästigste und auch schwerste Fracht, der große Feldkessel, sowie manche andere Lasten, die wir einigen unserer schwächeren Leuten abnahmen, wurden von den Bainingern übernommen.

— — — — — — — — — —

Der Südoststamm der Bainінger scheint mir volkreicher zu sein als der im Nordosten. Seine Niederlassungen hat er auch mit Vorliebe auf der Höhe, an Abhängen und Hochplateaus. Die einzelnen Siedlungen, von denen einige aus 10—12 Hütten bestehen, liegen wie bei uns in Nordwest-Baining oft stundenweit voneinander entfernt. Reinlichkeit ist auch hier keine Tugend. Nicht einmal der schmale Zwischenraum zwischen den einzelnen Hütten ist von Schmutz und Gras gereinigt. Die Häuser sind alle rund, der Eingang durchschnittlich etwas höher als an den Hütten des Nordweststammes. Die Wände sind aus Baumrinde hergestellt. Um das Haus zieht sich ein Kranz von übereinander geschichteten Holzklötzen, die von dem über die Wand vorschießenden Dach vor Regen geschützt werden. Assessor Wolff hielt diese Holzeinfriedigung für Palisaden. Die Holzklötze dienen jedoch nicht zur Verteidigung vor Feinden, sondern sollen die Schweine vom Hause abhalten und bilden außerdem das tägliche Brennmaterial zur Herstellung der Speisen. An älteren Hütten fehlt dieser Holzvorrat jedesmal. Das Innere der Hütten ist meistens so hoch, daß man aufrecht darin stehen kann. Hin und wieder gewahrt man ein aus Holzstäben zusammengesetztes Bett. Unmittelbar unter dem Dach liegen Brennholz, Waffen, Kalk, Tragnetze, kleine viereckige Netze zum Fischen, ferner 3—4 Meter lange, aus starken Schnüren angefertigte Netze zum Fange von Wildschweinen und Kasuaren. Sonst herrscht derselbe Schmutz und dieselbe Unordnung wie in den Wohnungen der Nordwest-Bainінger.

Der Bainінger des Südoststammes ist von seinem Landsmann im Nordwesten in seiner äußeren Erscheinung nicht verschieden. Er ist derselbe Typus mit denselben groben Formen: viereckigem Kopf, breitem Mund, breiten Schultern, dickem Bauch, starken Waden und platten Füßen.

Einen andern Marsch in die Bainінgberge beschreibt Dr. Heinrich Schnee[8]), den er als Richter des Schutzgebietes auszuführen hatte. Während P. Rascher mehr der Landschaft sein Augenmerk zugewendet hatte, verzeichnet Dr. H. Schnee in eingehenderer Weise, wie sich die Menschen verhalten, wie sie wohnen, was sie anpflanzen, wie sie sich benehmen.

Am Morgen des 8. November trat ich mit einem Dutzend Polizeijungen sowie in Begleitung des der Bainінgsprache kundigen

Paters Rascher und des Sekretärs Warneke den Marsch in die Bainingberge an. Die nötigen Führer und Träger wurden von den

Der Namala-Arbeiter „Tale" aus Pigedu am Hänischhafen mit Kriegsspeer.
Weg auf der Pflanzung Stephansort der Neu-Guinea-Kompagnie. Dreijährige Kokospalmen.

Bewohnern der Insel Massikunabuka und des an der Massavabucht belegenen Dorfes Naviu gestellt. Wir folgten bei unserem Marsch zunächst einem breiten, von der Neu-Guinea-Kompanie angelegten Weg durch prachtvollen Urwald, dann einem links abzweigenden Eingeborenenpfad, welcher im wesentlichen dem Lauf des Karroflusses folgte. Nach mehrstündigem Marsch verließen wir das mit herrlichem Wald, darunter vielen hochragenden Eukalyptus-

bäumen bestandene Flußtal und wanderten auf gut betretenem Kanakerpfade bergauf. Um 1 Uhr wurde die ersten Ansiedelung der Baining, etwa 250 m hoch in der Landschaft Loan belegen, erreicht. Die Ansiedelung bestand, wie alle von mir gesehenen Bainingniederlassungen, aus wenigen niedrigen Hütten inmitten ausgedehnter Taropflanzungen.

Die Hütten der Baining sind die armseligsten Behausungen, welche ich überhaupt im Archipel gesehen habe. Rohe Holzpfähle sind in den Boden geschlagen, zwischen Außen- und Innenpfählen sind als Wände Hölzer übereinander geschichtet. Darüber ist ein Grasdach. Die ganze Hütte ist meist, das Dach eingerechnet, nicht höher als dreiviertel Mannshöhe, so daß man mit Mühe hineinkriechen und sich darin nur in liegendem oder zusammengekauertem Zustande aufhalten kann. Das Inventar einer solchen Hütte besteht gewöhnlich nur aus einigen Waffen (Speeren und Steinkeulen), Bambushölzern zum Holen und Aufbewahren von Wasser, einigen aus Bast geflochtenen Körbchen und etwa noch einigen Stücken eines aus Baumrinde bereiteten weißen oder roh bemalten Stoffes, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit der samoanischen Tapa aufweist. Muschelgeld, das bei den Küstenbewohnern eine so große Rolle spielt, ist den Baining unbekannt. Als Bezahlung im Tauschhandel dienen lediglich Früchte und Schweine, von denen es bei den Baining eine große Menge gibt.

In den Pflanzungen wird besonders Taro in großen Mengen gebaut, daneben aber auch Bananen und andere Früchte. Kokosbäume trifft man in den Bainingpflanzungen nur ganz selten an. Dagegen wird Tabak gebaut, den die Baining mit einem Blatt umwickelt als Zigarette rauchen.

Bei den Hütten trafen wir einige Baining an, untersetzte kräftige Gestalten mit dicken Bäuchen, breitem Schädel und platter Nase, in Hautfarbe und kurzgeschorenem Wollhaar den Küstenbewohnern ähnelnd. Charakteristisch ist außer den erwähnten Merkmalen für die Baining eine dicke Schmutzkruste über den ganzen Körper, welche es als ziemlich zweifellos erscheinen läßt, daß der Baining sich nie wäscht. Die Mehrzahl der Bainingleute, welche ich im Laufe meines Aufenthalts auf der Gazellehalbinsel zu Gesicht bekommen habe, war daneben noch mit dem scheußlichen Ringwurm, einer ringförmigen Hautabschuppung, behaftet, welcher sich häufig über den ganzen Körper hinzog. Die Baining im Norden der Gazellehalbinsel gehen vollständig nackt. Irgendwelche Tätowierung habe ich nicht an ihnen bemerkt, als Schmuck lediglich aus Holzfasern geflochtene Armringe.

Die Waffen der Baining sind einfache, lange Holzspeere, welche zum Teil am oberen Ende mit einem Knochen versehen sind, Steinschleudern, welche sie sehr geschickt zu handhaben verstehen und Steinkeulen, aus einem runden, sorgfältig abgeschliffenen Stein bestehend, durch welchen der lange Holzstiel hindurchgesteckt ist. Als Werkzeug dient das Steinbeil in primitivster Form und Ausstattung.

Die von uns bei der ersten Ansiedlung angetroffenen Baining blieben bei unserer Annäherung ruhig stehen. Zwei derselben wurden von unseren Führern als Teilnehmer an den Einbruchsdiebstählen bezeichnet und räumten auf Befragen des Paters Rascher ihre Beteiligung auch ein. Sie wurden von den Polizeijungen gefesselt, was sie mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck und ohne einen Versuch zu flüchten oder sich zu widersetzen, über sich ergehen ließen. Eine Untersuchung der Hütten förderte verschiedene gestohlene Gegenstände zutage.

Nach weiterem Marsch, abwechselnd durch Taropflanzungen und Busch, kamen wir zu einer in der Landschaft Lassul gelegenen Niederlassung, wo ein Mann und zwei Weiber mit einigen Kindern, alle unsäglich schmutzig aussehend, uns erwarteten. Der Mann wurde, nachdem seine Teilnahme an den Diebstählen festgestellt war, festgenommen, wobei er einen vergeblichen Versuch machte, wegzulaufen. Die beiden Weiber

blieben bei diesem Vorgang ruhig zugegen und gaben, als der Baining abgeführt wurde, kein Zeichen von Aufregung oder Staunen kund.

Wir kletterten nun weiter bergauf und erreichten gegen Abend das Dorf Vanderam, welches etwa 500 m hoch gelegen ist. Hier wurde noch ein, bei den Hütten angetroffener Baining, welcher bei den Diebstählen beteiligt gewesen war, festgenommen. Ein anderer Baining befand sich in einiger Entfernung im Busch. Auf unser Rufen, an welchem sich auf unsere Aufforderung der verhaftete Baining beteiligte, kam sein Gefährte aus dem Busch hervor und konnte gleichfalls festgenommen werden, nachdem seine Teilnahme an den Einbruchdiebstählen ebenfalls konstatiert war. Unsere sämtlichen Polizeijungen, Neumecklenburger, Bukas und Neupommern (Küstenbewohner von der Gazellehalbinsel) konnten nicht genug des Spottes über diese dummen Menschen finden, welche sich so leicht hatten fangen lassen. Offenbar schauten sie alle mit tiefer Verachtung auf die Baining als auf weit unter ihnen stehende Geschöpfe herab. Sie unterhielten sich noch lange in verächtlichen Ausdrücken über diese Kanaker, die ebenso dumm und schmutzig wie die Schweine seien und gar nicht zu den Menschen gerechnet werden könnten.

In Vanderam, welches aus fünf elenden kleinen Hütten bestand, wurde übernachtet. Ein kleines Schweinchen, das zutraulich in unsere Hütte hineingekrochen kam, zeigte, daß die Behauptung, die Baining lebten mit ihren Schweinen in trautem Verein zusammen, nicht unbegründet war.

Am andern Morgen wurde der Weitermarsch durch Taropflanzungen und Busch angetreten. Besonders unbequem war das Marschieren an Stellen, an denen sich früher Pflanzungen von Baining befunden hatten und welche nun vielfach von einem schilfartigen Gras von anderthalb Mannshöhe bestanden waren. Die Baining sind, trotzdem sie ausschließlich Ackerbau betreiben, ein Nomadenvolk. Sie bauen an einer Stelle auf den Bergen ihre erbärmlichen Hütten auf, schlagen den Busch nieder und legen ihre Taro- und sonstigen Pflanzungen an. Wenn sie diese abgeerntet haben, ziehen sie nach einer weiteren Stelle weiter, um von neuem Pflanzungen anzulegen. An dieselbe Stelle kommen sie, wenn überhaupt, erst nach einer Reihe von Jahren wieder zurück. Ich habe bei meinen Wanderungen in den Bainingbergen wiederholt verlassene und zerfallene Hütten vorgefunden. Wie es scheint, nehmen sich die Baining beim Verlassen eines Platzes gar nicht die Mühe, ihre elenden Hütten abzubrechen.

Bei unserem weiteren Marsche stießen wir noch auf verschiedene Bainingansiedlungen. Die Bewohner blieben meist bei unserer Annäherung stumpfsinnig sitzen. Ein einziger der verhafteten Baining ergriff unterwegs die Flucht, indem er sich geschickt seiner Fesseln entledigte und in gebückter Haltung in das dichte Gestrüpp schlüpfte. Die Verfolgung des Entsprungenen mußte bald als aussichtslos aufgegeben werden. Nach anstrengendem Bergabklettern wurde am Nachmittag Vunamarita wieder erreicht.

Auch in den Bainingbergen gehen solche Expeditionen nicht immer ohne Blutvergießen ab. Auch Dr. H. Schnee[8]) mußte sich bei einer solchen Strafexpedition recht tüchtig seiner Haut wehren. — In den letzten Jahren aber haben sich diese Stämme doch mehr und mehr mit dem Übergewicht und der Herrschaft der Weißen abgefunden; bekannt ist, daß der jetzige Gouverneur, Dr. A. Hahl, den Versuch macht, in den Herbertshöhe benachbarten Bergen deutsche Bauern aus Queensland anzusiedeln; wie es scheint mit gutem Erfolge.

Am 16. Februar marschierten wir unter Führung einiger mit Steinkeulen bewaffneter Eingeborener in den Busch. Herr Strasser schloß sich, mit einer Büchse bewaffnet, gleichfalls unserem Zuge an. Ungefähr eine Stunde lang wurde am Strande entlang marschiert im tiefen Sande, rechts von uns das Meer, links den undurchdringlichen, von keinem Pfade durchbrochenen Urwald, welcher bisweilen seine Wurzeln und

Zweige weit ins Meer hinausstreckte, so daß wir entweder halsbrecherische Klettereien zu unternehmen hatten, oder bis über die Knie durch das Wasser waten mußten. Endlich biegen unsere Führer in einen schmalen, aber gut betretenen Kanakerpfad ein, der durch den Busch nach den Niederlassungen unserer Feinde führt. Etwa vier Stunden lang geht es im Gänsemarsch, unsere Eingeborenenführer voran, durch den schweigenden Busch. Auf beiden Seiten ragen die Urwaldriesen empor, von üppigstem niederen Buschholz und Pflanzenwuchs umgeben. Einzelne Kakadus streichen kreischend hoch über den Wipfeln dahin, sonst wird die majestätische Ruhe des Urwaldes durch kein Geräusch unterbrochen. Unsere Führer zeigen keine Spur von Ängstlichkeit, und in der Tat, ein Blick auf die Umgebung lehrt, daß eine Fortbewegung durch den Busch außerhalb des ausgetretenen Pfades selbst für unbekleidete Eingeborene nicht möglich, und daß die Gefahr eines Hinterhaltes im Urwald außerhalb des Pfades nahezu ausgeschlossen ist. Nach langer Wanderung auf ebenem Grunde beginnt ein mühsames Klettern. Bald geht es bergauf, dann wieder steil hinab in das Bett eines seichten Baches, dessen kühles Naß uns alle erfrischt. Etwa fünf Minuten lang folgen wir dem Lauf des Baches, bis an die Knie im Wasser watend, dann klettern wir wieder steil bergauf.

Plötzlich hat der Wald ein Ende, Grasland, in der Eingeborenensprache „kunei" genannt, beginnt. Unsere Führer bleiben stehen und flüstern, scheu und furchtsam aussehend, einige Worte, die mir dahin verdolmetscht werden, daß die Ansiedelungen der Napaparleute vor uns liegen. Ich bedeute die Führer, weiter voranzugehen, doch die bis dahin anscheinend mutigen Leute versagen den Dienst. Zitternd und mit rollenden Augen um sich blickend suchen sie einen Platz weiter rückwärts in der Linie zu erreichen, der ihnen im Falle eines feindlichen Angriffs die Flucht nach ihrem Dorfe ermöglichen würde. Im ersten Augenblick will ich die feigen Kerle zwingen, uns weiter als Führer zu dienen, doch ein Blick auf ihre angstentstellten Gesichter zeigt mir, daß das für sie nur das Signal sein würde, um möglichst schnell seitwärts im hohen Grase zu verschwinden. Inzwischen haben einige meiner alten kampfgewohnten Polizeijungen auch schon durch Befragen der Führer genauer die Lage der Ansiedelungen ermittelt und nehmen die Tête. Nachdem das Kommando zum weiteren Vorgehen gegeben ist, geht es vorwärts, wieder in der auf dem schmalen Kanakerpfad einzig möglichen Formation, einer hinter dem anderen. Die Hitze in dem über manneshohen Grase, welches das Durchkommen jeden Luftzuges verwehrt, ohne doch gegen die sengenden Strahlen der beinahe im Zenith stehenden Sonne Schatten zu gewähren, ist abscheulich. Doch bei den Polizeijungen, von welchen einzelnen schon vorher bei dem anstrengenden Klettern die Kräfte zu versagen drohten, ist keine Spur von Müdigkeit zu entdecken. Es sieht so aus, als ob sie die Nähe des Feindes wittern. Mit geblähten Nasenflügeln, die Augen beständig nach allen Seiten rollend, das Gewehr schußbereit in den Händen, eine oder zwei weitere Patronen im Munde, um möglichst schnelles Laden des Gewehres zu ermöglichen, gehen sie vorwärts mit Schritten, welche instinktiv immer schneller werden. Alles Denken und Fühlen scheint auf den einen Punkt, die Erreichung des Gegners, konzentriert zu sein.

In der Ferne von uns hören wir dumpfes Trommeln. Die Eingeborenen haben offenbar unser Kommen bemerkt und sammeln sich zum Kampf. Das Grasland wird jetzt von Bananenpflanzungen und Buschland unterbrochen. Es geht eine kleine Anhöhe hinauf. Die an der Spitze befindlichen Polizeijungen geben einige Schüsse ab. Ich eile im Geschwindschritt hinauf und sehe seitwärts in der Bananenpflanzung einen Eingeborenen sich im Todeskampf winden, der entweder sich zu weit vorgewagt oder die Feinde noch nicht so nahe geglaubt und sich deshalb nicht rechtzeitig zum Haupttrupp zurückgezogen hatte.

Die Kampfleidenschaft ist jetzt bei den Polizeijungen derart entfesselt, daß es äußerst schwer hält, sie beisammen zu halten. Mit Mühe gelingt es mir, die Spitze bei einigen Hütten zum Stehen zu bringen und das Herankommen der Herren Schuberth und Strasser mit dem Rest der Truppe abzuwarten. Die Napaparleute sind in unmittelbarer Nähe vor uns, wir hören ihre Stimmen, ohne aber einen einzigen Eingeborenen erblicken zu können. Nachdem alles beieinander ist, geht es in langsamerem Tempo vorwärts, durch eine Bananenpflanzung auf einen Hügel hinauf, gerade in der Richtung auf die Stimmen der Kanaker zu. Oben angekommen haben wir auf zwei Seiten undurchdringlichen Wald in der Entfernung von etwa 20 bis 30 Schritten vor uns, auf der dritten Seite das über manneshohe Gras. Nur auf der Seite, von welcher wir gekommen sind, ist das Terrain einigermaßen übersichtlich.

Ich lasse auf dem Hügel Halt machen und postiere meine kleine Truppe so, daß wir einem Angriff von jeder Seite begegnen können. Das Schreien und Reden der unsichtbaren Kanaker vor uns verstummt plötzlich, wir hören, ohne jedoch einen einzigen Eingeborenen zu Gesicht zu bekommen, wie wir von beiden Seiten umgangen werden, nach späterer Feststellung auf Pfaden, welche ziemlich parallel mit dem Pfade führten, auf dem wir gekommen waren. Wir erwarten jeden Augenblick, daß die Kanaker, ihre Überzahl ausnutzend, einen gleichzeitigen Angriff von allen Seiten auf uns ausführen werden, der uns bei unserer geringen Zahl in dem auf drei Seiten nur auf wenige Schritte übersichtlichen Gelände wohl hätte verderblich werden können.

Doch die Napaparleute hatten einen anderen Feldzugsplan. Sie beschränkten sich darauf, uns den Rückzug abzuschneiden und machten ihren Angriff nur von der einen Seite, gerade der einzigen, auf welcher wir ein verhältnismäßig gutes Schußfeld hatten. Der Angriff erfolgte in langer entwickelter Gefechtslinie.

Das Bild, das sich uns bot, war ein äußerst interessantes. Die Kanaker kamen in langer Reihe nebeneinander herangesprungen, bemalt und mit Federn geschmückt, den Speer in der Hand schwingend und ein wildes Kriegsgeschrei ausstoßend. Nach einem weiten Sprung kauerte sich jeder dieser Speerträger zusammen, sich ganz zusammendrückend, so daß die Faust mit dem Speer neben die Hüfte zu stehen kam, richtete sich dann wieder auf, streckte den Arm mit dem Speer aus und tat wieder einen Sprung vorwärts. Da die Linie sich außerhalb der wirksamen Schußweite unserer Karabiner in einem Tarofelde hinter der Bananenpflanzung entwickelte, über welche letztere wir von unserem erhöhten Standpunkt aus hinwegsahen, so konnten wir alles eine ganze Weile beobachten, bis die Wilden in eine für die Karabiner angemessene Nähe herangekommen waren. Die Wirkung des Anblicks auf meine Polizeijungen war sehr verschieden. Während sich die älteren, aus Neumecklenburg und den Salomoninseln stammenden Jungen auf den Feind werfen wollten und nur mit Mühe zurückzuhalten waren, begannen die auf der Gazellehalbinsel selbst angewiesenen Polizeisoldaten zurückzuweichen und konnten nur durch Drohungen zum Ausharren bewogen werden. Dem einen dieser tapferen Soldaten zitterten derartig die Hände, daß ihm beinahe sein Gewehr auf die Erde gefallen wäre. Als Gegenstück dazu war ein Polizeijunge Barossa, ein ganz besonders wilder Buka, derart von Kampfeswut erfüllt, daß er sich ganz allein auf den Feind werfen wollte. Als ich ihm aufs strengste befahl, hier zu bleiben, zitterte er vor Wut und der Schaum stand ihm vor dem Munde, so daß er auf mich den Eindruck eines wilden Tieres machte und ich bereit stand, ihn nötigenfalls niederzuschießen. Der Wutanfall des Jungen ging indessen in wenigen Sekunden vorüber, an seine Stelle trat ein mürrischer, unlustiger Gesichtsausdruck. Es war dies derselbe Junge, der später als Amokläufer sein Leben endete.

Die brüllende und springende Reihe der bemalten und geschmückten Krieger war inzwischen langsam näher gekommen. Das Feuer wurde von uns eröffnet und nun ließen sich die mutigeren unter den Polizeisoldaten nicht mehr abhalten, näher an die feindliche Linie heranzugehen. Von Banane zu Banane springend, bald kriechend, bald

Farm Rabaul. Aufseherhaus.

wieder einen Sprung machend, das Gewehr anlegend, dann wieder absetzend, und erst noch näher an den Feind herangehend, so ging es vorwärts, bis die sich mehrenden Schüsse zeigten, daß das sichere Ziel gewonnen war. Bald fiel hier einer der geschmückten Speerträger, bald dort. Dann bricht mit einem Male die lange Linie auseinander, es entsteht eine allgemeine Panik und in eiligster Flucht laufen die Kanaker auf den Wegen auf unseren beiden Seiten zurück, auf welchen sie vorher die Umgehung bewerkstelligt hatten. Ich benutzte dies zu einem Vorstoß nach der Seite, um die Flucht noch vollständiger zu machen. Der Polizeimeister Schuberth ging mit einigen Polizeijungen auf einem Pfade durch den Busch vor und stieß auch auf einen Teil der zurückfliehenden Eingeborenen, welche nun gänzlich zerstreut wurden.

Bei ihrer Flucht ließen die Kanaker sieben Tote zurück.

Wie groß die Zahl der Angreifer gewesen war, ließ sich bei dem unübersichtlichen Gelände auch nicht annähernd feststellen. Nach späteren uns von Eingeborenen gemachten Angaben ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Zahl un-

ferer Gegner sich auf mehrere Hundert belief. Allein diese große Überlegenheit erklärt wohl auch den offenen Angriff in Gefechtslinie, den einzigen, welchen ich im Archipel erlebt habe. Die den Kanakern weit geläufigere Kampfart ist der heimtückische Überfall und der hinterlistige Angriff, wobei der Angreifer sich möglichst wenig sehen läßt. An Waffen sah ich lediglich Holzspeere und vereinzelte Steinkeulen, außerdem mußten einige alte Gewehre im Besitz der Eingeborenen sein, da vereinzelte Schüsse von versteckten Schützen auf uns abgegeben wurden, allerdings ohne zu treffen.

Dr. H. Schnee[8]) führt uns auch nach den Admiralitätsinseln, und zwar der Insel Manus, die von den Befürwortern der Deportation als Aufenthaltsort der Sträflinge neuerdings ins Auge gefaßt wird. Die Schilderung Schnees wird diese Eilande nicht gerade als besonders für solche Zwecke geeignet erscheinen lassen. Die meisten Verbrecher würden es auch wohl vorziehen, in Deutschland im Zuchthaus zu sitzen, statt von den Mokleuten aufgefressen zu werden.

Am 31. Juli wurde die kleine, flache Koralleninsel Komuli, die Handelsstation der Firma Hernsheim & Co., in den Admiralitätsinseln südlich der Hauptinsel belegen, erreicht. Der auf der Station anwesende Händler Maetzke kam an Bord. Es wurde nun zunächst die Insel Mok Mandrian (Groß-Mok) angelaufen, eine kleine Insel vulkanischen Ursprungs, welche ebenso wie Mok Lin (Klein-Mok) der größeren Insel Baluai (St. Patrick) vorgelagert ist. Wir wurden schon von fern der weit ins Meer hinausragenden Pfahlbauten ansichtig, auf welchen sich die geräumigen Häuser der Mokleute erhoben. Die Eingeborenen beider Mokinseln gehören zu den „Manus", wie sich die auf Pfahlbauten wohnenden, trotz ihrer geringeren Zahl eine Art Herrschaft in der Inselgruppe ausübenden Kanaker im Gegensatz zu den Landbewohnern, den „Usiai", nennen. Von Mok Mandrian kamen einige Kanus mit Eingeborenen längsseit, welche, eifrig gestikulierend, Obsidianspeere zum Tausch gegen Messer und andere Gegenstände anboten.

Es wurden zwei Boote klar gemacht, in welchen wir mit der Polizeitruppe zum Pfahlbautendorf fuhren und dann an Land gingen. Die Eingeborenen waren im Anfang etwas scheu und zeigten Lust, den die Hauptmasse der Insel ausmachenden bewaldeten Berg, anscheinend einen erloschenen Vulkan, emporzuklettern. Doch bald legte sich ihre Scheu, als sie den ihnen wohlbekannten Händler Maetzke bemerkten, welcher ihnen in ihrer Sprache beruhigende Worte zurief. Bald umringte uns eine große Anzahl Eingeborener, darunter auch jüngere Burschen. Von Weibern war dagegen keine Spur zu sehen, dieselben waren anscheinend vor unserer Landung an einem verborgenen Platz in Sicherheit gebracht. Die Eingeborenen waren durchweg schöne, großgewachsene Leute von etwas hellerer Hautfarbe als die Neumecklenburger, von deren Wollkopf auch ihr lang herabfallendes, mit Kämmen geschmücktes Haar, welches mehr dem Haar polynesischer Völker zu vergleichen ist, vorteilhaft absticht. Viele der Eingeborenen wiesen Ziernarben auf. Als Kleidung wurden lediglich schmale Lendenschurze getragen, welche mit kleinen Muscheln, zum Teil auch mit den von der Handelsstation eingetauschten kleinen Glasperlen besetzt waren. Die meisten Eingeborenen kauten fast ununterbrochen Betel; fast jeder Erwachsene führte ein gelbes, aus einer gurkenähnlichen Frucht bestehendes und mit eingebrannten Schnörkeln versehenes Gefäß bei sich, aus welchem er ab und zu mit einem schwarzen, verzierten Holzstäbchen Kalk als Zukost zum Betel zum Munde führte. Die Mehrzahl der Kanaker war mit Obsidianspeeren bewaffnet.

Gouverneur von Bennigsen ging mit einem Teil der Polizeitruppe über Land nach dem zweiten Pfahlbautendorf auf Mok Madrian, während ich mit dem Rest per Boot dorthin fuhr. Von dort fuhren wir nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Mok Lin hinüber. Trotz dieser Nähe be-

Pfahlbauten der Manusinsulaner.

fanden sich damals die Bewohner von Mok Lin und Mok Mandrian in bitterer Fehde miteinander, überfielen sich gegenseitig, schlugen sich Leute tot und fraßen dieselben auf. Dabei gehörten die Bewohner beider Inseln zu den Manus, sprachen dieselbe Sprache und hatten dieselbe Art von Häusern auf Pfahlbauten, dieselbe Kleidung und Bewaffnung.

Die Insel Mok Lin scheint ebenso wie die vorher besuchte Insel lediglich ein erloschener Vulkan zu sein, dessen Wände sich fast unmittelbar vom Meere steil emporziehen. Die Eingeborenen waren hier zunächst noch ängstlicher als die auf Groß-Mok, da sie uns von der Insel ihrer Feinde kommen sahen, doch auf Zurufen des Händlers Maetzke näherten sie sich bald, allerdings wieder nur meist bewaffnete Männer. Da ein Regenschauer niederkam, suchten wir in einigen der auf dem Lande stehenden Häuser Schutz. Die Bauart der Häuser auf dem Lande ist genau dieselbe wie bei den auf Pfählen errichteten Häusern. Es sind große Häuser mit spitzem Giebel; in beinahe Manneshöhe über dem Boden ist ein Bambusboden errichtet, auf welchen man mit einer Leiter hinaufklettern kann. In diesem oberen Gelaß scheinen die Kanaker ihre meisten Habseligkeiten aufzubewahren, insbesondere Waffen, Schmuckgegenstände und Geräte. Nachdem die Eingeborenen hier ebenso wie es auf Mok Madrian geschehen war, zu friedlichem Verhalten gegen die Händler ermahnt waren, soweit dies bei den geringen Sprachkenntnissen unseres Führers möglich war, kehrten wir wieder an Bord S. M. S. „Möwe" zurück.

Am Abend wurde Komuli wieder erreicht, wo uns unser freundlicher Wirt die dort lagernden, auf einen ertragreichen Handel hindeutenden Vorräte an Kopra, Trepang und Perlmutterschalen zeigte. Keiner von uns ahnte, daß nach wenigen Wochen Herr Maetzke von den mordgierigen, verräterischen Kanakern von Mok Mandrian, welche bei unserer Anwesenheit Freundschaft zu ihm geheuchelt hatten, ermordet werden und daß die Station zerstört und ausgeplündert werden sollte. Von Komuli aus besuchten wir im Boot die größere Insel Waikadu, eine mit Wald, an einzelnen Stellen auch mit Kokosbäumen bestandene Koralleninsel welche völlig unbewohnt war. Wie wir hörten, war die Insel früher von Usiai bewohnt gewesen, welche nach einer entfernteren Gegend gezogen waren, um den beständigen Raub- und Mordzügen der kriegerischen Manus zu entgehen.

Am 1. August 1899 trat S. M. S. „Möwe" die Weiterfahrt nach „Manus" an, wie die große Admiralitätsinsel, ebenso wie die ganze Inselgruppe überhaupt, bei den Farbigen heißt, welche die Inseln als Matrosen, Arbeiter oder Polizeijungen besucht haben. In den Admiralitätsinseln habe ich wiederholt Manusleute, vereinzelt auch Usiai nach dem Namen der Hauptinsel gefragt. So lange wir uns südlich der Hauptinsel befanden, antworteten die Eingeborenen, auf die letztere zeigend: „Manus". Bei Gelegenheit einer späteren Fahrt innerhalb des Inselkranzes nördlich der großen Admiralitätsinsel wurde mir dagegen auf die gleiche Frage die Antwort: „Usiai" zuteil. Diese verschiedenen Antworten erklären sich daraus, daß die Manus ihre Hauptniederlassungen an der Südküste der Hauptinsel haben, während im Norden derselben, von dem einen Pfahlbautendorf Papitalai der Manus abgesehen, nur Usiai wohnen. In der Manussprache wird nach den mir allerdings nur in mangelhaftem Pidginenglisch gemachten Angaben von Manuseingeborenen die Hauptinsel „Tchebamu" genannt, was so viel wie „Busch" bedeuten soll, während die Usiai nördlich der großen Insel sie „Korr" nennen, was so viel wie „Platz, Land" bedeutet. Der Name „Taui", welcher sich auf manchen Karten findet, war weder den Manus noch den Usiai bekannt, welche ich danach zu fragen Gelegenheit hatte.

Am Nachmittag wurde unweit der Hauptinsel vor deren Nordküste geankert. Ein Kanu mit Eingeborenen kam längsseit. Die

letzteren schienen, obwohl sie offenbar derselben Rasse angehörten wie die Mokleute, doch auf einer viel tieferen Kulturstufe zu stehen als diese. An Stelle der sorgfältig gearbeiteten und verzierten Lendenschürze der letzteren hatten sie lediglich solche aus unbearbeitem Bast, an Waffen führten sie überwiegend roh gearbeitete Holzspeere, während Obsidianspeere nur vereinzelt bei ihnen zu sehen waren. Einige Eingeborene wurden an Bord gelassen und bezeigten alsbald durch lebhafte Gesten und Laute der Verwunderung ihr höchstes Erstaunen über alle die fremdartigen Dinge, die sie um sich sahen. Es war komisch, zu sehen, wie diese Naturkinder, wenn ihnen etwas Neues auffiel, bald ihre Finger in den Mund steckten und dabei einen etwa wie „Ah" klingenden Laut des Erstaunens von sich gaben, bald sich vor Verwunderung oder Entzücken auf ihre nackten Oberschenkel klopften, daß es nur so klatschte.

Wir landeten alsbald auf der Hauptinsel und wanderten ein Ende am Strande entlang, versuchten an einigen Stellen ins Innere zu dringen. Doch da überall nur dichter Busch und nirgends eine Spur von Menschen, selbst nicht ein Pfad zu erblicken war, so gaben wir dieses Vorhaben auf und fuhren nach einigen der kleineren, der Hauptinsel nördlich vorgelagerten Inseln. Dieselben waren gleichfalls unbewohnt und von dichtem Urwald bestanden.

Noch klarer als aus der vorstehenden Schilderung des Dr. H. Schnee wird die nachfolgende seines Bruders, des Dr. med. Carl Schnee[7]) erkennen lassen, welch tückischer und gefährlicher Menschenschlag die Bewohner der Admiralitätsinseln, die Leute von Manus sind. Es ist eigentlich kaum zu verstehen, wie nach solchen Berichten gerade diese Inseln noch als geeigneter Ort für eine Strafkolonie empfohlen werden können.

Wiederum wird von den Manus-, wie der einheimische Name lautet, oder Admiralitäts-Inseln der Seekarten, die heimtückische Niedermetzelung eines Europäers, dieses Mal eines englischen Kapitäns Howald, berichtet. Der Ermordete war der Befehlshaber eines der zwölf Lugger, kleiner, schnell segelnder Schiffe, welche eine deutsch-englische Kompagnie zum Zwecke der Perlenfischerei in jener Gegend unterhält. Es scheint allerdings nicht gerade, als ob der von unseren Damen so geschätzte Schmuck sehr häufig wäre, indessen repräsentieren schon die großen Schalen der Muscheln einen ziemlichen Wert, da sie zu Fournieren, eingelegten Arbeiten, sowie zu Messergriffen, Knöpfen und anderem gesucht sind, und deshalb auf dem Markte gute Preise erzielen.

Durch den Überfall ist die Aufmerksamkeit der kolonialen und ihnen nahestehenden Kreise augenblicklich wieder einmal auf diese, durch die Wildheit ihrer Bewohner berüchtigten Inseln gelenkt. Es dürfte daher nicht unwillkommen sein, von einem mit den dortigen Verhältnissen Vertrauten etwas Näheres zu hören.

Die Manusinseln befinden sich beim Bismarck-Archipel und sind somit ein Teil unserer fernsten Kolonie Neu-Guinea. Sie liegen auf dem 2. Grade südlicher Breite, zwischen dem 146. bis 148. Grade östlicher Länge und erscheinen als eine Art Fortsetzung der langgestreckten Landmasse von Neu-Mecklenburg, für welche der älteren Generation der Name Neu-Irland geläufiger sein wird. Die Gruppe besteht aus einer Hauptinsel, welcher der Name Manus speziell zukommt, sowie aus einer Anzahl kleiner und kleinster Eilande, die jene umlagern. Alle sind, soweit man bisher beobachten konnte, vulkanischen Ursprungs, daher stark gebirgig, zugleich mit dichtem Busche bewachsen und an ihrem Saume von Korallenriffen umgeben. Diese Beschaffenheit des Landes macht einerseits eine Landung schwierig, an den meisten Stellen überhaupt unmöglich, anderseits gestattet sie den Eingeborenen, nach Verübung irgend welcher Schandtaten spurlos ins Innere der Inseln zu verschwinden, wo sie selbst vor der ausgeschifften Mannschaft eines Kriegsschiffes völlig gesichert sind.

Die Bewohner der Gruppe sind ein kräf-

tiger, großer Menschenschlag von dunkelbrauner Hautfarbe, heller als die fast schwarzen Neu-Pommern. Statt des Krauskopfes dieser zeigen sie lang herabhängendes, glattes Haar. Ihre Bewaffnung besteht aus Speeren; Bogen und Pfeile sind unbekannt. — Jeder Insulaner führt ein Gefäß, bestehend aus einem getrockneten Kürbis, bei sich. Vermittelst eines schwarzen Holzspatels führt er von Zeit zu Zeit etwas von dem darin enthaltenen gebrannten Kalk zum Munde, wo er mit Betel, bekanntlich der Frucht einer Arecapalme, zerkaut wird. Der Genuß wirkt stimulierend und findet sich von Vorderindien an bis tief in die Südsee hinein verbreitet. Da Betel die Speichelproduktion vermehrt, außerdem die Zähne mit der Zeit braun färbt und brüchig macht, so bietet ein solcher, mit ebensoviel Nachdruck wie liebevoller Ausdauer um sich spuckender Kriegsheld einen Anblick, den man nicht ohne weiteres als ästhetisch bezeichnen wird.

Zwei Stämme bewohnen die Admiralitäts-Inseln, von denen die Manus das herrschende, obwohl an Zahl geringere Volk sind. Es sind kühne Fischer und Seeräuber, die in Pfahlbauten-Dörfern leben und mit Hilfe ihrer großen Kanus die Küsten der benachbarten Inseln besuchen und brandschatzen. Sie sind ähnlich gefürchtet wie die eine gleiche Raubsucht an den Tag legenden Normannen früherer Jahrhunderte in Europa. Als Waffen führen sie Obsidianspeere, auch Messer aus gleichem Material. Ein hübsch gearbeiteter Lendenschurz, den kleine Muscheln, auch wohl eingetauschte Glasperlen zieren, umgibt den Leib. Die Usiai, der zweite Stamm, sind Landbewohner und im Gegensatz zu jenen Ackerbauer, wenn man so sagen will. Sie stehen auf tieferer Stufe. Rohe Baststreifen bilden ihre Kleidung, Speere mit hartem Holz bewehrt ihre Bewaffnung. Solche mit Obsidianspitze bemerkt man nur selten bei ihnen. In einzelnen Gegenden scheinen die Usiai im direkten Abhängigkeitsverhältnis zu stehen und ihnen eine Art Tribut in Feldfrüchten zu zahlen, während sie in anderen von den übermütigen Räubern fortwährend angefallen und belästigt werden. Im übrigen herrscht aber ein beständiger Kriegszustand, nicht nur zwischen beiden Völkern, sondern auch zwischen den einzelnen Dörfern jedes Stammes, welcher ebenso grausam wie hinterlistig geführt wird. Weder Frauen noch Kinder werden verschont, die Leichen der Erbeuteten aufgefressen, die Gefangenen als Sklaven fortgeführt, um nach kurzer Zeit gleichfalls in den Schmortopf zu wandern. Gekochtes Menschenfleisch ist nicht nur ein beliebter Handelsartikel, sondern wird auch befreundeten Gemeinden nach glücklich verlaufenen Überfällen zugeschickt und mit größtem Danke angenommen, um sich dafür gegebenenfalls in gleicher Weise zu revanchieren.

Bei diesen Kämpfen gelten alle Mittel; heimtückische Überfälle einzelner Leute oder der Dorfschaften sind an der Tagesordnung. Niemand kann dem anderen trauen, denn es kommt nicht selten vor, daß, wenn die beiden kriegführenden Parteien sich eben versöhnt haben, der Augenblick von der einen benutzt wird, um über die andere herzufallen. Der alte Urzustand der Natur, wo Mensch dem Menschen gegenübersteht, wie Schiller sagt, braucht hier nicht erst wiederzukommen, sondern besteht seit undenklichen Zeiten, vermutlich auch noch für lange!

Diese landesübliche Tücke und Hinterlist wird natürlich auch gegen Schiffe in Anwendung gebracht, welche freiwillig, oder dorthin verschlagen, die Manus besuchen. Wiederholt überrumpelten die scheinbar kauflustig herbeieilenden Insulaner ganz plötzlich solche Fahrzeuge, ermordeten die ganze Besatzung, plünderten und raubten alles, was nicht niet- und nagelfest an Bord war. Diese Überfälle haben die Bewohner der Admiralitäts-Inseln in den denkbar schlechtesten Ruf gebracht und machen im Verkehr mit ihnen die äußerste Vorsicht zur Pflicht.

Man sollte denken, daß Zustände, wie die geschilderten, nicht gerade zur Ansiedelung verlocken könnten; aber doch

fanden sich einzelne furchtlose Männer, welche sich unter diesen heimtückischen Kannibalen niederließen, um die Produkte der reichen Inseln — außer Perlmutter sind es besonders Kopra (Kokosnuß), Muschelgeld, sowie Trepang (ein getrocknetes, von den Chinesen sehr geschätztes, auf Korallengründen lebendes Seetier) — gegen europäische Waren einzutauschen. Indessen wurden, soviel mir bekannt ist, alle diese Pioniere nach längerer oder kürzerer Zeit hinterrücks erschlagen, die von ihnen gegründeten Stationen geplündert und verbrannt, ihre farbigen Diener getötet und nach Landessitte aufgefressen.

Nachdem in der Mitte der neunziger Jahre alle drei damals auf den Manus-Inseln lebenden Trader, wie man diese Leute für gewöhnlich bezeichnet, ums Leben gekommen waren, dauerte es mehrere Jahre, ehe sich jemand wieder dort anzusiedeln getraute. Erst 1898 versuchten zwei Deutsche, namens Maetzke und Molde, aufs neue ihr Glück. Mit einigen Neu-Mecklenburgern und anderen Arbeitern besetzten sie die kleine Insel Komuli. Anfänglich ging auch alles gut. Eingeborene, welche etwas zu verkaufen hatten, durften immer nur einzeln und ohne Waffen das Eiland betreten. Als Molde indessen auf einer Reise abwesend war, setzten die Eingeborenen ihren, offenbar seit langem vorbereiteten Anschlag ins Werk. Der Häuptling des benachbarten Mok Mandrian, einer kleinen Insel, erschien eines Tages, angeblich um Muschelgeld zu verkaufen, in Begleitung seiner beiden Söhne. Maetzke, ein mutiger und starker Mann, der beständig einen Revolver im Gürtel trug, erlaubte ihnen auch sein Besitztum zu betreten und führte sie nach seinem Hause, um ihnen dort das gewünschte Beil zu übergeben. Unvorsichtigerweise gestattete er zweien zu ihm auf die Veranda zu kommen, während der dritte mit dem Beile am Fuß derselben stehen bleiben mußte. Im Begriff, die Länge der auf Schnüre gezogenen Muscheln abzumessen — das Geld wird hier nach Maß verkauft —, wurde er plötzlich von den neben ihm Stehenden an den Armen ergriffen und von der Veranda herabgeworfen. Ehe er sich aufraffen oder den Revolver ziehen konnte, hatte ihm der untenstehende Kanaker den Kopf abgeschlagen.

Dem ersten der jetzt heranstürmenden, unweit des Hauses arbeitenden Boys Maetzkes, welche sich der im Hause aufbewahrten Flinten zu bemächtigen suchten, spaltete der Besitzer des Beiles den Schädel und verwundete einen zweiten, der bereits eine, leider gerade ungeladene, Büchse ergriffen hatte, sehr schwer. Die übrigen suchten sich dem Geschicke, erschlagen zu werden, dadurch zu entziehen, daß sie sich ins Meer stürzten, da ihnen die kleine Insel kein Versteck bot. Wahrscheinlich wären sie sämtlich eine Beute der Mokleute geworden, welche zuerst in ziemlicher Entfernung vom Schauplatze des Dramas, scheinbar fischend, sich aufgehalten hatten, jetzt aber herankamen und mit Kanoes die Verfolgung der Flüchtlinge aufnahmen, wenn nicht in diesem kritischen Moment ein von der Taubenjagd zurückkehrendes Boot Maetzkes angelangt wäre und die Flüchtigen aufgenommen hätte. Leider war dessen Besatzung nur im Besitze einer Vogelflinte und einer einzigen, der letzten Patrone. An ernstlichen Widerstand war somit nicht zu denken; indessen gelang es dem Besitzer der Büchse doch, den Mokleuten durch Anlegen derselben zu imponieren, daß sich niemand herantraute und die so plötzlich heimatlos Gewordenen sich unbehelligt zurückziehen konnten.

Nachdem die Station ausgeplündert war, kehrten die heimtückischen Mokleute nach ihrer Insel zurück, die Leichen der Erschlagenen mit sich schleppend, die sie später verzehrten. Maetzkes Leichnam war dagegen nicht verspeist, wie überhaupt Europäerfleisch von den Eingeborenen nie gegessen wird. Mir wurde in Neu-Guinea erzählt, es schmecke „zu salzig", andere wollten sogar gehört haben, „nach Tabak und Whisky"; wie dem aber auch sei, jedenfalls steht fest, daß die erschlagenen Weißen stets ins Meer geworfen werden und nicht wie

ihre farbigen Diener zu kulinarischen Zwecken Verwendung finden.

Wohl wissend, daß die Vergeltung nicht ausbleiben würde, verließen die Mörder bald darauf das ziemlich kleine Mok Mandrian und verlegten ihren Wohnsitz nach der größeren Insel Balual (St. Patrick), da sie hofften, wenn ein Kriegsschiff käme, sich auf derselben leichter unsichtbar machen zu können. Der Man of war, im Vereine mit der Polizeitruppe von Herbertshöhe, spielt nämlich in diesen Gegenden die Rolle der rächenden und strafenden Gerechtigkeit.

Der Besitz der geraubten etwa zwanzig Gewehre gab den Mokleuten ein solches Übergewicht, daß sie von ihrem neuen Dorfe aus blutige Raubzüge unternehmen konnten, bei denen eine Menge Menschen getötet, insbesondere die an der Nordküste der Hauptinsel wohnenden Stämme, meist Usiai, schwer heimgesucht wurden. Diese hatten, um sich gegen die Untaten der Mokleute schützen zu können, beschlossen, sich gleichfalls Gewehre zu verschaffen und zu diesem Zwecke das nächste Schiff zu überfallen.

Nicht lange danach erschien die „Nuku manu", Kapitän Dathe, ein kleines, einer englischen Firma in Herbertshöhe gehöriges Fahrzeug in jenen Gewässern. Eine Menge Eingeborener, Usiai, kamen, als es zu Anker ging, an Bord und boten Trepang an; wahrscheinlich würde schon damals das Schiff überfallen sein, wenn nicht der Kapitän von einem Manus gewarnt wäre. Den Revolver ziehend gebot Dathe den Eingeborenen sofort das Schiff zu verlassen, welchem Befehl sie zögernd nachkamen. Von hier segelte er nach Papitalai, einem großen Manusdorfe auf der Nordseite der Hauptinsel. Hier stellten sich gleichfalls viele Eingeborene ein. Während der Kapitän ahnungslos auf der Reling des Schiffes saß und den von den Kanakern an Bord gebrachten Trepang abwiegen ließ, stieß ihm plötzlich ein Manus sein Obsidianmesser mit solcher Wucht in die Brust, daß der Überraschte sofort entseelt zu Boden stürzte. Der zweite an Bord befindliche Weiße wurde gleichfalls getötet, die aus Farbigen bestehende Besatzung teils sogleich niedergehauen, teils als Sklaven fortgeführt, um später aufgefressen zu werden. Die gemachte Beute wurde zwischen den Manus und den mittlerweile herbeigeeilten Usiai, welche auch am Morde noch tätlichen Anteil genommen hatten, geteilt, wobei die Manus aber die Gewehre für sich behielten.

Es würde zu weit führen, diese an die Romantik des Lederstrumpfes erinnernden Vorgänge, ausführlicher zu verfolgen. Ich begnüge mich deshalb damit, zu erwähnen, daß die blutige Tat ihre Sühne fand, indem die Hand der strafenden Gerechtigkeit die Schuldigen zum größten Teil erreichte.

Erbeutete Gewehre bilden eine große Gefahr für die Manus-Inseln. Noch 1902 dauerten die Mordzüge der Eingeborenen gegeneinander fort, wobei diese und andere, auf ähnliche Weise erlangte Schußwaffen eine verhängnisvolle Rolle spielten, indem sie der betreffenden Partei ein viel ausgiebigeres Morden und Rauben gestatteten, als es sonst möglich gewesen wäre. Darunter haben natürlich jene, nur in Besitz ihrer ursprünglichen Waffen befindlichen Stämme am meisten oder vielmehr fast allein, zu leiden; denn der Kanaker hütet sich wohl, einen gleich gut Bewaffneten anzugreifen, und erprobt seinen Heldenmut lieber an relativ Wehrlosen.

* * *

Abgesehen von der Scheußlichkeit der letzten Bluttat, deren Einzelheiten ja bereits von der Presse veröffentlicht sind, liegt bei dem neuen Fall Howald das Bedenkliche darin, daß offenbar wiederum Gewehre in die Hand der Eingeborenen gefallen sind. Es kann sich niemand ohne Waffen in eine derart gefährliche Gegend wagen, daraus geht ohne weiteres hervor, daß solche sich an Bord des genommenen Fahrzeuges befanden, wahrscheinlich gar nicht wenige, denn der Kapitän ist ja in Notfällen darauf angewiesen, seine Mannschaft zu bewaffnen. Diejenige Dorfschaft, welche die Gewehre erbeutet hat, vermag somit ihre Nachbarn

nach Herzenslust zu dezimieren. Diese werden, um den gänzlichen Untergang ihres Volkes von sich abzuwenden, ihrerseits durch einen Überfall sich Waffen zu verschaffen suchen.

Wenn ein Europäer getötet, eine Station genommen, also Schußwaffen in die Hände der Eingeborenen gefallen sind, so muß eine möglichst sofortige Bestrafung eintreten. Es geschieht sonst bald darauf ein zweiter Überfall, wie die älteren, länger im Lande befindlichen Europäer aus Erfahrung wissen. Leider hat es selbst in solchem Falle seine großen Schwierigkeiten, die geraubten Gewehre wiederzuerlangen, die in den Händen der Eingeborenen fort und fort neues Unheil anrichten und so lange verderblich wirken, bis sie entweder verdorben sind oder die Munition verbraucht ist.

Hoffentlich findet dieser letztere Fall eine baldige Sühne, hoffentlich gelingt auch die Wiederherbeischaffung der gestohlenen Waffen! Vielleicht ist, wenn diese Zeilen in die Presse gehen, bereits die in Neu-Guinea stationierte „Möwe" oder ein anderes unserer Kriegsschiffe auf dem Wege, die frechen Mörder zu züchtigen und der Bevölkerung aufs neue den Beweis zu liefern, daß solche Greueltaten eine ebenso rasche, wie blutige Ahndung finden.

Über eine Reihe von Sitten und Bräuchen, Rechtsanschauungen und Rechtsgewohnheiten berichtet gleichfalls Dr. H. Schnee [8]). Als erste Schilderung möge die des Muschelgeldes folgen, dessen Name bezeichnenderweise gleichlautend mit „geheiligt" oder „verboten" ist.

Tabu, bei manchen Stämmen Tambu gesprochen (dasselbe Wort heißt auch „verboten"), ist das Muschelgeld, welches aus kleinen auf Schnüren aneinander gereihten weißen Muscheln etwa von der halben Größe eines Einpfennigstücks besteht. Dieselbe Art Muschelgeld wird auch auf der Neulauenburggruppe gebraucht und führt dort den Namen Diwara. Das Muschelgeld ist dasjenige, was der Kanaker am meisten liebt, auf dessen Erwerb von klein auf sein Sinnen und Trachten gerichtet ist. Mit Tabu kann der Eingeborene alles erlangen, was sein Herz begehrt, Nahrungsmittel, Waffen, Geräte, Weiber. Er kann Hilfe im Kampf und selbst Meuchelmörder, um sich seiner Feinde zu entledigen, damit erkaufen. Wer viel Tabu hat, ist nicht nur bei Lebzeiten ein großer, angesehener und gefürchteter Mann. Sogar für das Leben nach dem Tode ist es wesentlich, viel Muschelgeld besessen zu haben. Nur die Seele desjenigen hat ein angenehmes Dasein nach dem Tode zu erwarten, der eine angemessene Menge Tabu hinterlassen hat. Die Seele eines Armen kann nie nach den Vergnügungsplätzen der Geister der Verstorbenen gelangen, während die Seele eines „uviana", eines reichen Mannes, nach seinem Tode in Gestalt einer Sternschnuppe dorthin fliegt. So ist der Arme nicht nur im Leben eine Null unter seinen Stammesgenossen, sondern ihn erwartet auch nach dem Tode ein freudeleeres Dasein.

Bei solchen Anschauungen erscheint es nicht wunderbar, daß die Kanaker habsüchtiger und geldgieriger sind, als der ärgste jüdische Wucherer. Jeder sucht so viel Tabu zusammenzuscharren, wie er nur irgend bekommen kann.

Das Tabu wird sowohl in ganzen Fäden, deren Länge durch seitliches Ausstrecken beider Arme gemessen wird, wie auch in kleinen eine größere oder geringere Zahl von Muscheln enthaltenden, von dem Faden abgetrennten Stücken in Zahlung gegeben. Wenn der Kanaker eine größere Anzahl von Fäden beisammen hat, so legt er sie in Form eines Ringes nebeneinander und umwickelt sie mit Bast und Schnüren. Das Ganze, das dann etwa wie ein dickes Wagenrad, oder wie ein Rettungsgürtel aussieht, nennt man „Loloi". Es gibt solche, welche 500, 1000 und mehr Fäden enthalten. Im allgemeinen verbergen die Eingeborenen sorgfältig ihre Schätze. Doch zeigte mir gelegentlich ein alter Häuptling, welcher landeinwärts hinter der Kalumpflanzung lebte, drei Lolois, welche zusammen 3000 Fäden Tabu ent-

hielten. Der Gesamtbesitz des reichen, alten Mannes wurde auf 20—30 000 Fäden Muschelgeld geschätzt. Wenn man bedenkt, daß man zur Zeit meines Aufenthalts auf der Gazellehalbinsel dort für einen Faden Tabu ein kleines Schweinchen, für zwei bis zehn Fäden ein größeres Schwein, für 20 bis 100 Fäden Tabu ein Weib kaufen konnte und daß früher in mehreren Fällen 40 Fäden Tabu als ausreichendes Wehrgeld für einen ermordeten Menschen betrachtet und angenommen wurden, so leuchtet ein, welchen Reichtum und welche Macht ein Besitz der vorerwähnten Mengen Muschelgeld für einen Kanaker bedeuten muß.

Das Muschelgeld wird nicht innerhalb des von den Küsteneingeborenen bewohnten Gebietes gewonnen. Es wird vielmehr weither von Nakanai auf der Nordküste des Hauptteils von Neupommern geholt. Alljährlich zur Zeit des Südostpassats fahren die Bewohner der Nordküste der Gazellehalbinsel in zahlreichen Kanus, neuerdings auch in europäischen Segelbooten nach Westen und dann nach Umschiffung des Kap Lambert nach Süden bis sie nach Nakanai gelangen. Nach Angaben des Kaiserl. Richters Dr. Hahl, welcher im Jahre 1896 die fragliche Gegend besuchte, wird das Land südlich des etwa in der Mitte der offenen Bucht mündenden Flusses Nessai bis zum Vulkan Nordsohn einschließlich der Insel Duportail (bei den Eingeborenen Unamisoko) Nakanai genannt. Die Nakanaileute weisen Verwandtschaft mit den Papuas auf. Von diesen Eingeborenen handeln die Kanaker von der Gazellehalbinsel die kostbaren Muscheln ein. Die Hauptstelle, an welcher letztere gefunden werden, ist nach Hahls Angaben die Chardinsel, welche in Wirklichkeit eine Halbinsel ist. Die kleinen Muscheln werden dort aus dem Schlamm gegraben. Als Haupttauschmittel der Leute von der Gazellehalbinsel dient das in Südneumecklenburg übliche, aus ganz kleinen Muscheln bestehende Muschelgeld „Pele", welches auf dem Hauptteil von Neupommern für Schmuckgegenstände mit Vorliebe verwandt wird. Neuerdings werden auch Äxte und sonstige europäische Tauschartikel von den Käufern für die Tabumuscheln in Tausch gegeben.

Mit dem Rechtsgefühl kann es bei den Bismarckinsulanern auch nicht weit her und ein Gewohnheitsrecht noch wenig entwickelt sein. Jedenfalls bezeichnet Dr. H. Schnee den Zustand als „eine vollständige Anarchie".

Der öffentlich rechtliche Zustand — wenn man bei einem lediglich auf Gewalt aufgebautem System überhaupt von Recht reden kann — läßt sich am besten als vollständige Anarchie bezeichnen. Jeder erwachsene Eingeborene steht völlig auf sich selbst. Fügt ihm jemand etwas zu, was er als Schaden oder Beleidigung empfindet, so verschafft er sich selbst Genugtuung. Er rächt sich entweder an dem Beleidiger oder dessen Familie oder an irgend einem Unbeteiligten. Hat beispielsweise ein anderer Eingeborener einen Verwandten von ihm getötet oder — ein sehr häufig vorkommender Fall — seine Frau entführt oder „gestohlen", wie die Kanaker sagen, so ergreift er seinen Speer, um den Täter oder einen Verwandten desselben zu töten. Ebensowohl ist er aber nach Eingeborenenbegriffen befugt, irgend einen ihm Begegnenden, der weder mit der Sache etwas zu tun hat, noch mit den in Betracht kommenden Personen verwandt ist, zur Vergeltung für die ihm geschehene Unbill niederzustoßen. Die Familie des auf diese Weise unschuldig Ermordeten gibt die Tat entweder zurück an die Mörder oder deren Verwandte, oder weiter an Unbeteiligte. Die alsdann Betroffenen nehmen ihrerseits Rache, so daß aus der einen ursprünglichen Tat eine ganze Kette von Blut- und Gewalttaten entsteht. Man nennt dies den Brauch der „Kamara". Die Kette der Schadenszufügungen kann dadurch ein Ende erreichen, daß die noch ungesühnten Mordtaten durch Zahlung von Tabu (Muschelgeld) abgelöst werden. Andernfalls geht der Mord und Totschlag beständig weiter. Nach der der Kamara anscheinend zugrunde liegenden Idee soll schließlich derjenige, welcher den ersten An-

laß zu den Schadenszufügungen gegeben hat, bzw. seine Verwandten für ihn, für den Endschaden aufkommen, sei es, daß die Untaten von den anderen Beteiligten ihm durch Mord zurückgezahlt werden, oder daß er die Kosten des Abkaufs der Vergeltung trägt. Man spricht von der „Winirua" des Soundso. „Wirua" ist der Erschlagene (auch Menschenfleisch), Winirua bedeutet: Erschlagen werden mit Bezug auf jemanden. Inwieweit früher im einzelnen Fall derjenige, um dessen Winirua es sich handelte, tatsächlich die die Kämpfe beendigenden Tabuzahlungen geleistet hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Im Bereich der Verwaltung wurde bei Mordtaten, Frauenentführungen u. dergl. gegen die Täter strafend vorgegangen und damit der Kamara der Boden entzogen. Immerhin kam es noch vor, daß von einer früheren Kamara her Eingeborene beantragten, einen Mann zum Ersatz des von ihnen für einen Ermordeten gezahlten Wehrgeldes zu verurteilen, mit der Begründung, daß es die Winirua des Beklagten gewesen sei.

Eine Gewalt, welche Verbrechen bestraft hätte, gab es vor Ankunft der Weißen nicht auf der Gazellehalbinsel. Es fehlte übrigens auch bezüglich der meisten dem Europäer als Verbrechen erscheinenden Handlungen die Überzeugung, daß dieselben unerlaubt seien. Meuchelmord, wenn er ohne Gefahr für den Täter begangen werden konnte, wurde nicht als etwas Böses betrachtet, ebensowenig das Dingen von Mördern, ein früher anscheinend ziemlich häufiger Fall. Die einzige Handlung, welche bei Todesstrafe als verboten galt, war „a pulu", der geschlechtliche Verkehr zwischen Mann und Frau, welche von der Mutterseite auch noch so entfernt miteinander verwandt sind. Die so miteinander Verwandten (zu derselben Sippe gehörigen) Personen werden „tavevet" (zu uns gehörig) genannt, die nicht verwandten „tadiat" (zu ihnen gehörig). Eine Bezeichnung der Sippen nach Vögeln, wie auf Neuhannover und Neumecklenburg gibt es auf der Gazellehalbinsel nicht.

Stehlen und Lügen gelten nicht nur als verboten, sondern es wird geradezu als ein Vorzug betrachtet, wenn jemand gut stehlen und lügen kann. Derjenige, welchem ein Diebstahl gelungen ist, braucht die gestohlene Sache nach Kanakerbegriffen nur dann wieder herauszugeben, wenn der Bestohlene durch Zahlung eines Kaufpreises die Sache auslöst. Der Weg der gewaltsamen Selbsthilfe steht selbstverständlich immer dem Geschädigten offen, wenn er es darauf ankommen lassen will. Derjenige, der gut lügen kann, wird „a tena vavàogo", (der Meister im Lügen) genannt, der geschickteste Dieb „a tena nilog", (der Meister im Stehlen).

Ähnlich scheinen, wie ich hier einschalten will, die Anschauungen der Eingeborenen in anderen Gebieten des Bismarck-Archipels zu sein.

— — — — — — — — — —

Bei den privaten Streitigkeiten der Kanaker handelt es sich fast ausschließlich um Tabu (Muschelgeld) und Weiber. Die Eingeborenen sind unglaublich habgierig. Das Muschelgeld spielt hier eine viel größere Rolle, als das Geld in zivilisierten Staaten haben kann. Bei den Kanakern fehlen einerseits die Tugenden, welche bei kultivierten Völkern zur Entwicklung gelangt sind. Es gibt keine Unbestechlichkeit und Ehrenhaftigkeit, von welcher die Verlockungen des Muschelgeldes abprallen könnten. Andererseits fehlt eine Macht, welche Verbrechen bestrafen könnte, und auch die Überzeugung, daß gewisse Handlungen verwerflich sind. Die Folge dieser Verhältnisse ist, daß unter den Kanakern mit Muschelgeld alles gekauft werden kann: Eigentum jeder Art, Weiber, Hilfe im Krieg. Die Rache der Verwandten eines erschlagenen Gegners wird mit Tabu abgekauft. Mit Muschelgeld kann der Kanaker Leute dingen, welche seinen Feind hinterlistig ermorden.

Daß die Eingeborenen dies als durchaus erlaubt ansahen, ergibt sich am besten daraus, daß in einzelnen Fällen Kanaker aus solchen Abmachungen herrührende Ansprüche auf Muschelgeld allen Ernstes vor

Gericht einklagen wollten. So bat mich ein Eingeborener von Paparatawa am Varzin, zwei Kanaker von der benachbarten Landschaft Tamanairiki zur Herausgabe von 20 Fäden Muschelgeld zu veranlassen. Gegen Zahlung dieser Summe hatten sich die beiden letzteren vor Jahren verpflichtet, einen Häuptling von der Landschaft Wairiki zu ermorden, hatten aber ihr Versprechen nicht gehalten. Der Paparatawamann verlangte nun sein Tabu zurück. So wenig der Tatbestand sonst den römischen Rechtsanschauungen konform ist, so ist doch eine gewisse Ähnlichkeit der Klage mit der condictio causa data causa non secuta nicht zu verkennen.

— — — — — — — — — —

Bei den Eingeborenen gilt Mutterrecht, d. h. das Verhältnis zwischen den Verwandten mütterlicherseits (Niuruna) ist für Familien- und Erbrecht entscheidend, wogegen das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wenn ein Eingeborener stirbt, so beerbt ihn im allgemeinen der Sohn seiner Schwester, eventuell sein Bruder von derselben Mutter, doch nicht sein Sohn. Gewalthaber über die Frau ist ihr „Matuana"; ihr Onkel mütterlicherseits, eventuell ihr Bruder, nicht aber ihr Vater.

Zum Schluß noch die Beschreibung eines Geheimbundes durch Dr. H. Schnees[8]) Feder. Auch dieser Geheimbund hat ähnlich wie die Fetischorden in Togo und Kamerun den Hauptzweck, seinen Mitgliedern Macht über Leben und Besitz der Nichtmitglieder zu verschaffen. So wiederholen sich ähnliche Erscheinungen bei den verschiedenartigsten Völkern, die nie, weder direkt noch indirekt, miteinander in Beziehung getreten sind.

Auf dem Aberglauben basiert auch der „Dukduk", bei welchem in Blätter gekleidete und mit hohen Masken versehene Eingeborene die Hauptrolle spielen. Der Dukduk ist eine Einrichtung, welcher sich angesehene und wohlhabende (beides gehört auf der Gazellehalbinsel untrennbar zusammen) Kanaker bedienen, um unter Ausnutzung des Aberglaubens ihrer Stammesgenossen Tabu (Muschelgeld) zu erhalten. Beim Dukduk treten ein oder mehrere Eingeborene in der oben bezeichneten Vermummung auf und besuchen die nächsten Plätze in der Umgebung, überall Tabu fordernd und erhaltend. Das Blätterkleid stellt die Nachahmung eines Vogels (a beo) dar; mit dem gleichen Namen (a beo) wird bisweilen auch der Dukduk selbst bezeichnet. Die Veranstaltung des Dukduk findet zunächst auf einem im Busch verborgenen Platz, „a tareu" genannt, statt. Eintritt ist nur für diejenigen Männer erlaubt, welche sich durch Zahlung von Muschelgeld in die geheime Gemeinschaft des Dukduk eingekauft haben. Dagegen ist für andere Eingeborene und ganz besonders für Weiber streng verboten (tabu), sich dem Platz zu nähern. Die vermummten Personen zerfallen in Dukduk und Tubuan (a tubuan auch „die alte Frau"). Ersterer trägt eine ganz lange, letzterer eine etwas kürzere Kopfbedeckung. Es heißt vom Dukduk und Tubuan, daß sie einen Teil des Jahres über tot sind, dann erwachen sie wieder zum Leben, um schließlich nach Erledigung der Tänze und des Einsammelns von Muschelgeld wieder zu sterben.

Nach Behauptung alter Häuptlinge an der Blanchebucht bestand der Dukduk in dieser Gegend noch nicht, als sie kleine Knaben waren. Der Brauch soll zuerst im Osten der Gazellehalbinsel aufgetaucht sein. Es wird erzählt, daß zwei besonders wilde Menschenfresser sich im Busch verborgen hätten und dann in der Dukdukvermummung in den Dörfern der Eingeborenen aufgetaucht wären, um kleine Knaben und Mädchen für ihre kannibalischen Mahlzeiten zu rauben. Infolge des Aberglaubens der Kanaker, welche in ihnen Geister sahen, hätten sie lange Zeit unbehelligt ihre mörderische Tätigkeit ausüben können. Dann hätten später einzelne Häuptlinge den Dukduk sich angeeignet und den Schrecken, den die vermummten Gestalten verbreiteten, benutzt, um durch dieselben Genugtuung für Übeltaten, sowie die Zahlung rückständiger Schulden

zu erzwingen. Zur Sühnung von Blutschuld durch Tötung von Eingeborenen ist der Dukduk nach Angabe meiner Gewährsmänner nie benutzt worden.

Tatsächlich scheint der Dukduk früher in gewissem Umfange einen Ersatz für die fehlende Vollstreckungsgewalt geboten zu haben. Der Aberglaube und wohl auch die Furcht vor dem Eigentümer des Dukduk, welcher stets ein besonders einflußreicher Mann ist, sicherte die Erfüllung seiner Forderungen. Daß das Institut von den geldgierigen Eingeborenen aber in erster Linie zum leichten Erwerb von Tabu, bisweilen selbst im Wege der Erpressung, besonders von den abergläubischen und ängstlichen Weibern, benutzt ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Eigenschaft als Institut zur Vollstreckung von Strafen und Eintreibung von Schulden hat der Dukduk nach Einrichtung der deutschen Gerichtsbarkeit in steigendem Maße verloren. Bei Benutzung des Dukduk zu Erpressungsversuchen ist selbstverständlich seitens des Gerichts eingeschritten worden. So gewinnt die Einrichtung immer mehr den Charakter einer Volksbelustigung, bei welcher der Eigentümer des Dukduk einen großen Teil des gesammelten Tabus wieder für Essen für die Festteilnehmer ausgibt. Die Hauptschattenseite dürfte jetzt in der langen Dauer des Dukduk zu erblicken sein. Es dauert wochen-, bisweilen selbst monatelang, bis der Dukduk zu Ende ist. Während dieser Zeit arbeitet in den beteiligten Ortschaften niemand, so daß das Koprageschäft der Händler dadurch ungünstig beeinflußt wird. Mit Rücksicht hierauf sind bereits verschiedentlich die Dukdukfestlichkeiten auf Anordnung der Verwaltung in Herberthöhe abgekürzt worden.

Die Salomon-Inseln.

Haben wir auf den Bismarckinseln schon eine wilde und rohe Bevölkerung kennen gelernt, die der Salomonen übertrifft sie noch an Wildheit und Grausamkeit. Trotzdem sind diese Leute als Arbeiter sehr gesucht, weil sie kräftig, gewandt und verhältnismäßig arbeitslustig sind und fern von ihrer Heimat ihre üblen Eigenschaften weniger hervortreten lassen. Rektor H. Seidel[9]) gibt eine zusammenfassende Schilderung von Land und Leuten.

Zum deutschen Kolonialbesitz in der Südsee gehören, gewissermaßen als Appendix des Bismarck-Archipels, die beiden nördlichsten Salomoninseln Buka und Bougainville. Ursprünglich war unser Anteil an dieser Gruppe um das Doppelte größer; denn er umfaßte noch die in derselben nordöstlichen Kette liegenden Inseln Choiseul und Isabel, die wir aber nach Artikel II des Samoa-Abkommens vom 14. November 1899 an England abtreten mußten. Nach dem Wortlaut jener Akte sollten alle „östlich oder südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln" den Briten zufallen. Unglücklicherweise ließ es unsere Regierung zu, daß diese Bestimmung auch auf die Shortlandinseln, dicht unter der Küste von Bougainville, ausgedehnt wurde. Dies geschah einmal „ganz im Widerspruch mit den natürlichen Verhältnissen" und zum zweiten auch „sehr gegen den Willen der deutschen Firmen in Herbertshöhe", die an dem Koprahandel der Inseln stark engagiert sind und deshalb den Verlust auf das lebhafteste beklagen. Shortland ist ferner der natürliche Ausgangspunkt für alle Unternehmungen auf dem noch wenig erschlossenen Bougainville, dessen Südwestabschnitt man nur durch Vermittlung der Shortland-Insulaner sicher betreten kann, um dort Handel zu treiben.

Kanus im Karolahafen auf Buka.

Statt uns hier noch weiter mit politischen Fragen zu beschäftigen, wollen wir lieber einige Blicke auf die uns verbliebenen Inseln werfen und mehrere Ansichten von Land und Leuten vorführen. Buka und Bougainville sind durch einen schmalen Meeresarm, den König Albert-Sund, geschieden, so daß die kleinere Nordinsel nur als ein Nebenglied des größeren Hauptkörpers erscheint. Wie dieser besitzt es einen schlanken, gestreckten Bau und ist vom Nordkap bis zur Straße 52 km lang und 8—15 km breit. Die starre, ungastliche Nord- und Ostküste fällt etwa 30—50 Meter jäh zum Meere ab und wird von einem Riff umgürtet, das sich lückenlos ans Gestade legt und ein Landen schier unmöglich macht. Reicher entwickelt ist die Westseite. Hier öffnet sich der tiefe und geräumige Karolahafen, einer der schönsten im ganzen Pacific. Sein weites, stilles Becken wird im Norden durch eine ausspringende Halbinsel, im Westen durch eine Kette von Riffen und Riffinseln vollständig vor Wind und Wogen geschützt. Im Osten erhebt sich das grüne Bergland der Insel und grüßt lockend zu dem Fremden hinüber. Kaum geht der Dampfer hinter der Insel Hetau vor Anker, so eilen schon von allen Seiten die Eingeborenen auf Flößen und Kanus, ja sogar auf einfachen Baumstämmen durch das Wasser heran, um die weißen Gäste zu bewillkommnen und ein lebhaftes Tauschgeschäft in Szene zu setzen. So gewinnen wir Zeit, uns die „Wilden" näher anzusehen. Sie sind in jeder Hinsicht vollwertige Vertreter der als „Melanesier" bezeichneten Völkergruppe der westlichen Südsee. Ihre Hautfarbe ist ein russiges, tiefdunkles Grauschwarz oder Braunschwarz. Dem Äußeren nach sind sie meist kräftig und vollfleischig, dabei von hohem Wuchs und großer Stärke. Aus den durch Ziernarben und Tätowierung verunstalteten Gesichtern schauen uns düsterblickende Augen wenig vertrauenerweckend an.

Ebensosehr wie die Menschen interessieren uns ihre Fahrzeuge. Die einfachsten darunter sind die Flöße, die aus vier oder fünf aneinander befestigten Baumstämmen bestehen, vier bis acht Meter lang sind und in der Mitte nicht selten einen kleinen Aufsatz aus Korbgeflecht tragen, worin die gefangenen Fische aufbewahrt werden. Auf unserem Bilde zeigen sich ferner zahlreiche „kleine" Kanus von höchstens drei Meter Länge, die zum Schutze gegen das Umschlagen sogenannte „Ausleger" haben. Berühmt sind von jeher die mit vieler Sorgfalt konstruierten Kriegsboote, die bis zwanzig Meter Länge erreichen und über dreißig Personen aufnehmen können. Man erbaut diese „großen" Kanus lediglich aus dünnen, über dem Feuer schwach angekohlten Planken, die mit Palmbast genau aufeinander genäht werden. Vorder- und Hintersteven ragen steil in die Höhe und haben mancherlei Verzierungen, z. B. Fransen, Früchte, Muscheln, Zickzackornamente oder eingelegte Perlmutterstückchen. In der Wasserlinie grinst häufig ein abenteuerlich geschnitztes Menschenantlitz mit vorgestreckten Armen drohend dem Feinde entgegen.

Im Vertrauen auf unsere schwarzen Freunde, die früher als Plantagenarbeiter im Bismarck-Archipel gewesen sind und die deutschen Gäste kennen, wagen wir einen Ausflug in die benachbarten Uferstrecken. Wir begeben uns in die Landschaft Baniß, wie das flache Nordende Bukas von den Einwohnern genannt wird. Mit zahlreichem Gefolge wandern wir durch Busch und Wald zum nächsten Dorfe, dessen Anlage und Bauart wir in Augenschein nehmen. Die Insassen kommen uns in paradiesischer Nacktheit entgegen. Höchstens schwingen sich die Frauen zu einem winzigen Schurze auf, um ihre Blöße zu verdecken. Gegen den Sonnenbrand tragen sie weite Schutzkappen aus zusammengesteckten Pandanusblättern. Die Männer behängen sich außerdem mit allerlei Schmuck, z. B. Stirnbändern und Ohrzierat aus Cypria- oder Nassamuscheln, gravierten Halsplatten, Arm- und Beinringen. Durch die Nasenscheidewand stecken

sie gern einen Stift aus geschliffener Tridacnaschale. Die Wohnungen der Banißleute haben ebenfalls manches Eigentümliche. Hier wie im Norden Bougainvilles stehen die Häuser größtenteils zu fünf oder zehn hart nebeneinander, mit dem Eingang nach der Straße gekehrt. Die Länge schwankt von sechs bis zwölf Meter, die Breite von drei bis fünf Meter und die Höhe von drei bis vier Meter. Die Seitenwände sind etwa fünfzig Zentimeter hoch und aus senkrechten, dicht zusammengelegten Streifen eines harten Palmholzes gefertigt. Das etwas gewölbte Dachgerüst ist mit Pandanusblättern gedeckt, die über dünne Stäbchen gebogen sind und von Kokosblattrippen, die als Heftnadeln dienen, festgehalten werden. Den Firstbalken stützen kräftige Mittelpfeiler, und die Giebelenden verkleidet man mit sorgsam behauenen Brettern. Fenster und Schornstein fehlen. Das Licht dringt lediglich durch das kleine Einsteigeloch herein, das etwa $1/2$ Meter über dem Erdboden angebracht ist. Das Innere pflegt man durch Querwände in verschiedene Räume zu teilen, die zum Wohnen, Schlafen und Kochen bestimmt sind.

Im südlichen Bougainville und auf den Inseln der Bougainvillestraße stellt man die Häuser öfter auf einen drei bis vier Meter hohen Pfahlrost und gibt ihnen statt der gewölbten Dächer solche mit zwei flachen Schrägseiten. Diese Distrikte besitzen auch die den Frauen und Kindern streng verbotenen Tambu- (oder Tabu-) Häuser, die nicht nur als Versammlungs- und Beratungsort der Männer, sondern auch als — wenn man so sagen darf — Kultusstätten oder Tempel benutzt werden. Leider wissen wir über die religiösen Anschauungen

Dorfszene aus der Landschaft Baniß auf Buka.

der Salomo-Insulaner so gut wie nichts. Sie scheinen eine Art Geister- oder Ahnenverehrung zu pflegen und besonders eine ausgebildete Furcht vor Gespenstern oder ähnlichen Schattenwesen zu besitzen.

konzert begleiten. Die Pfeifen werden nach Art der bekannten Panflöten aus Bambus hergestellt und nach einem feststehenden System abgestimmt. Durch die wechselnde Länge und Weite der Röhren ergeben sich

Musikanten von der Insel Buka.

Daß sie daneben aber auch der Fröhlichkeit nicht abhold sind, beweist ihre Vorliebe für Tänze und Reigen, die sie mit einem monotonen, für unsere Ohren unschönen Gesang und mit einem Trommel- und Pfeifen-

die verschiedenen Töne, vom tiefsten Basse bis zum schrillen Diskant. Je nachdem, ob ein Quartett oder ein Sextett ausgeführt wird, ist auch die Melodie eine andere, so daß Parkinson, der vorzügliche Kenner

Melanesiens, sich äußert, es sei ihm aus diesem Gebiete kein weiteres Volk bekannt, das auf ähnliche Weise eine wirkliche „Musik" hervorzubringen wisse.

Bougainville ist die größte aller Salomonen; denn sie mißt auf der Längsachse 200 Kilometer und in der Breite 40—80 Kilometer. Das innere Gebirge wird fast allseitig von breiten Niederungen umgeben, durch welche zahlreiche Bäche und Flüsse rinnen. Die Küste ist ziemlich stark gegliedert. Schon vom Sunde bis zum Kap Laverdie öffnen sich mehrere, recht brauchbare Ankerstellen, die sich leicht in gute Häfen verwandeln ließen. Kap Laverdie selber liegt auf dem flachen Eiland Jruë, das von der Hauptinsel durch einen schmalen Kanal getrennt ist, der sich im Süden zu dem schönen Herzog Ernst Günther-Hafen erweitert. Im Hintergrunde steigen schroffe Berge empor; es sind Ausläufer des Kaisergebirges, das die nördliche Hälfte Bougainvilles etwa bis zum Parallel von Kap Moltke erfüllt. Die sanfteren Gehänge tragen Gras oder Wald; wo aber jüngere Abbrüche oder Rutschungen stattgefunden haben, starren uns scharfe Grate und kahle Wände in seltsamen Farbenkontrasten entgegen. In blauer Ferne türmen sich andere, höhere Gipfel auf; sie gehören dem zentralen Teile an, der unter 5° 50′ südlicher Breite zu dem von drei hervorstehenden Spitzen gekrönten Balbi der Karten emporschwillt. Er soll 3100 Meter hoch sein und wie seine Nachbarn rund umher vulkanische Kraft besitzen. So lange Europäer die Insel kennen, und das ist seit 1768 der Fall, hat er indes keinen Ausbruch zu verzeichnen gehabt.

Wirkliche, noch jetzt tätige Vulkane entdecken wir erst in dem südlichen Kronprinzengebirge. Da haben wir gleich am Beginn einen mächtigen Feuerspeier, den Bagana der Shortland-Insulaner, der 1884 durch eine verheerende Eruption die Umgegend verwüstete, wobei viele Eingeborene ums Leben kamen. Seitdem stößt er beständig Dampf- und Rauchwolken aus und ist mit eine Ursache der zahlreichen Erdbeben, welche Bougainville und die nahen Straßeninseln erschüttern.

Die Bewohner gleichen im allgemeinen denen von Buka, huldigen wie diese der Menschenfresserei, bringen bei Neubauten von Tambuhäusern oder Häuptlingsresidenzen blutige Menschenopfer, und lassen selbst bei jeder neuen Erstlingsfahrt eines neuen Kriegskanus einen Menschen sterben. Auch die Geheimbünde spielen bei ihnen eine große Rolle. Die Männer aus solchem Bunde tragen zum Zeichen ihrer Mitgliedschaft eigentümliche, aus Palmbast geflochtene Ballonmützen. Von Zeit zu Zeit wählen die Dörfer diese Jünglinge aus, isolieren sie im Walde unter bestimmter Aufsicht, legen ihnen gewisse Beschränkungen und Bräuche auf, von denen sie nicht eher entbunden werden, bis die Haare so lang gewachsen sind, daß sie den ganzen Ballon ausfüllen. Dann erfolgt unter Festlichkeiten die Abnahme der Ballons und eine feierliche Schur, worauf die Eingeweihten als mannbar erklärt werden und heiraten dürfen. —

Wir können diese Zeilen nicht schließen, ohne ein Wort über den kolonialen Nutzwert unserer leider viel zu wenig bekannten Salomonen zu sagen. Sie besitzen fruchtbares, wohlbewässertes Erdreich in Fülle, haben ein gleichmäßiges, nicht zu warmes, durch Seewinde gemildertes Klima und auskömmliche Niederschläge, so daß zur Anlage der edelsten Tropenkulturen alle Vorbedingungen gegeben sind. Die Bewohner gelten schon lange als die besten Plantagenarbeiter; sie würden auch, richtig geleitet, in ihrer Heimat trefflich zu brauchen sein. Nur müßte zunächst ihrer blutigen Wildheit und der schrecklichen Menschenfresserei nachdrücklich gesteuert werden. Dazu ist aber die Anlage einer Station, die häufigere Anwesenheit deutscher Kriegs- und Handelsschiffe und vor allen Dingen eine systematische Erforschung, an der es noch so sehr mangelt, dringend von nöten. Vorderhand haben die katholischen Maristen-Missionare das schwierige Werk unternommen, diese Wilden an „sanftere Sitten" zu gewöhnen

und ihr Herz für die Religion der Menschenliebe zu öffnen.

Die Zustände und Verhältnisse auf Bougainville schildert aus eigener Anschauung C. Ribbe[6]), der zwei Jahre unter diesen Kannibalen gelebt hat. Danach ist die Eigenkultur dieser Wilden, obwohl sie noch mitten in der Steinzeit sind, doch nicht ganz unbedeutend. Nach den Proben ihrer Erzeugnisse in unseren Museen müssen sie sogar einen recht guten Geschmack besitzen.

Wohl die ganze Insel Bougainville ist mit Ausnahme der höheren Gebirge und des südlicheren Teiles, wenn man den Maßstab der dortigen Verhältnisse anlegt, stark bevölkert. Diese Bevölkerung zerfällt in unzählige kleine Stämme, die meistens nur ein Dorf bilden. Jeder Stamm, jedes Dorf steht unter einem Häuptlinge, der seine Macht auf seine persönliche Kraft und seinen Reichtum gründet, der sich aber in der Lebensweise und dem Aussehen ganz und gar nicht von seinen Landsleuten unterscheidet. Die Dörfer sind ähnlich wie auf Neu-Pommern und Neu-Lauenburg angelegt, d. h. man baut die Häuser nicht dicht nebeneinander, sondern jede Familie hat ihren eigenen Ort, einen kleinen Hügel, eine Schlucht, einen Felsen, wo sie ihr Heim aufgebaut hat. Natürlich sind diese Familiensitze auch nicht zu weit voneinander entfernt, immerhin dehnt sich aber z. B. ein Dorf von 100 Einwohnern über ein Gelände, das eine Stunde im Umkreis hat, aus. Jede Siedlung ist mit einer leichten, jedoch widerstandsfähigen Einfriedigung umgeben.

Die Leute befinden sich noch teilweise in der Steinzeit oder haben dieselbe erst ganz kurze Zeit hinter sich, denn vielfach sieht man noch Beile oder Äxte aus Stein und Muscheln; die Stelle von Messern vertreten geschärfte Perlmuttermuscheln; Angelhaken werden aus Perlmutter, Schildpatt und Knochen gefertigt. Sehr viele Sorgfalt wird auf die Lanzen und Pfeile verwendet, denn sie sind beinahe alle Kunstwerke, die sorgfältig in Blätter gewickelt werden, damit sie nicht durch Liegen und Anstoßen leiden. Lanzen sowohl wie Pfeile sind mit Widerhaken aus Fledermausknochen versehen; eine Wunde von einem solchen Pfeile oder einer solchen Lanze ist wohl die gräßlichste, die jemand erhalten kann; man weiß in einem derartigen Falle gar nicht, wie die eingedrungene Waffe aus dem Fleische zu entfernen ist, denn die elastischen Widerhaken spreizen sich bei jedem Herausziehen aus und verursachen, daß sich die Waffe um so fester bohrt. Der einzige Weg, dieselbe zu entfernen, ist der umgekehrte; man muß die Spitze zu ergreifen suchen und dann auf diese Art, nachdem man den Weg vorgeschnitten hat, den eingedrungenen Körper entfernen. Eine Brust- oder Leibwunde ist aus diesem Grunde beinahe immer mit tödlichem Ausgange verbunden, da ein Entfernen des eingedrungenen Geschosses kaum möglich ist. Welche Gewalt ein Pfeil hat, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß einem Manne auf 50 Meter Abstand beide Waden durchschossen wurden, der Pfeil dann in einen neben dem Getroffenen stehenden Baum ging und dabei den Mann an den Baum nagelte und zwar so fest, daß der Verwundete nur mit Hilfe seiner Gefährten aus seiner mißlichen Lage befreit werden konnte.

Ferner verstehen die Bougainville-Eingeborenen sehr hübsche Armringe (Pago in Alu, Salo in Bougainville genannt) aus dreifarbigem Baste zu flechten; rote, gelbe und schwarze Streifen werden zu 2—3 cm breiten Bändern zusammengeflochten. Als Hilfsmittel gebraucht man Nadeln, die aus Fledermausknochen gefertigt sind. Auch ganz nett gearbeitete Körbchen und Taschen zum Aufbewahren von Betelnuß und Tabak werden ähnlich wie auf den Shortlands-Inseln hergestellt.

Natürlich ist bei einem so wilden Volke die vollständige Nacktheit gebräuchlich, nur die Weiber tragen einen schmalen, rot gefärbten Schambüschel aus Gras. Da, wo europäische Händler verkehren, hat sich in den Küstendörfern das Laba-Laba, ein

schmales Lendentuch, sehr rasch eingebürgert und wird von beiden Geschlechtern getragen. Der Bougainviller liebt es, seinen Körper zu schmücken. Die größte Sorgfalt verwendet er auf sein Haar; er packt dasselbe, damit es sich nach aufwärts gewöhnt, in Tuten. Ich lernte diese merkwürdige Sitte, die in Buka und in ganz Bougainville gebräuchlich ist, zuerst an der Küste von Suriei und Takerei kennen.

Es kamen nämlich Leute an Bord, welche aus Bananenblättern gefertigte, spitze Hüte trugen. Dieselben sind je nach den verschiedenen Gegenden von anderer Form und dienen dazu, die Haare des Trägers zusammenzuhalten. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Kopfhaar in solchem Hute aufbewahrt wird. Der ganze Haarschopf wird kurz am Kopfe abgebunden, und dann der Hut über das aufwärtsstehende Haar gestülpt. Befestigt wird derselbe mit einer aus Knochen gefertigten Nadel, die von der einen nach der anderen Seite des Hutes durch die Haare hindurch gesteckt wird. Es sieht oft recht wunderlich aus, wenn die Huttragenden von einem Windstoße getroffen werden; Hut und Mann schwanken dann recht stark hin und her. Den wirklichen Grund dieser Haartracht konnte ich trotz vieler Mühe nicht mit Sicherheit feststellen. Gewiß ist, daß man mit diesem Tragen das Zusammenhalten der Haare bezweckt und daß man diesen großen Haarwuchs bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen usw. zur Entfaltung bringt. Daß nun die Huttragenden Sklaven sind, die bei solchen Festlichkeiten tanzen müssen und dann zum allgemeinen Schmause abgeschlachtet werden, wie von manchen behauptet wird, glaube ich aber nicht, auch bezweifle ich sehr, daß nur solche Leute sich die Haare lang wachsen lassen und demnach Hüte tragen, die heiraten wollen. Auf den Shortslands, wo man das Huttragen nicht findet, verneinten die Eingeborenen, die mit Bougainville in regem Verkehr stehen, den letzteren Zweck und behaupteten, daß der Hut lediglich zum Zusammenhalten der Haare diene. Daß jedoch bestimmte religiöse Zwecke mit dieser Sitte zusammenhängen, mußte ich aus dem Umstande schließen, daß immer nur wenige Leute in einem Dorfe die Hüte tragen, und daß es sehr schwer hielt, dieselben von den Eingeborenen einzutauschen.

Über die Vorrechte des Häuptlings und seiner Familie erzählt Ribbe[6]) folgendes:

Der Häuptling, dessen Sohn oder Tochter haben bei allen möglichen Gelegenheiten den besten Sitz inne; es ist bei Festlichkeiten in der Familie oder im Dorfe nicht erlaubt, eher mit dem Essen zu beginnen, als bis der anwesende höchste Häuptling seine Genehmigung dazu gibt. Eine Sklavin hat, wenn sie an einem Häuptlinge oder einem Mitgliede seiner Familie vorbeigeht, den Vorderkörper herabzubeugen. Auch darf ein Sklave den Namen einer Häuptlingsfrau nicht laut aussprechen, dieselbe für gewöhnlich auch nicht unverhüllt sehen.

Die erstgeborene Tochter eines Häuptlings und einer ebenbürtigen Gattin ist die angesehenste und im Rang höchststehende Frau. Man kann dies leicht daraus erkennen, daß die älteste Tochter Goreis, die mit dem Amerikaner John Macdonald verheiratet war, den Namen Tonatana (Erschaffer der Welt) führte. Der männliche Nachkomme einer solchen Tochter steht höher als seine Onkel und Vettern.

Die Ehe bringt auch auf den Salomoninseln der Frau fast nur Pflichten, während der Mann sich so ziemlich alle Rechte vorbehält (C. Ribbe[6]).

Die Ehe ist ein recht lockeres Band, welches Mann und Weib miteinander verbindet. Alle Rechte sind auf seiten des ersteren. Das Weib ist mehr Sklavin und Lasttier des Mannes als Genossin und Gefährtin. Die Frau wird gekauft und zwar schon recht zeitig; der Kaufpreis richtet sich nach dem Ansehen der Familie, aus welcher das Mädchen stammt. Vielweiberei ist gestattet und kommt häufig vor, doch haben nur die aus gleichgestellten Familien stammenden Frauen Gattinnenrechte, die übrigen sind nur Kebsweiber.

Wenn eine Frau des Ehebruches, der übrigens im Geheimen recht häufig vorkommt, überführt wird, so hat der Mann das Recht, die Übeltäterin zu erschlagen. Will er dieses nicht tun, so wird sie an einen Stamm gebunden, und jeder männliche Bewohner hat das Recht, einen Pfeil nach ihr zu schießen. Übersteht sie diese Probe, dann ist sie wieder ehrlich, ihr Mann kann sie, ohne Schaden an seinem Rufe zu leiden, ja muß sie sogar wieder zu sich nehmen. Wird weder das eine noch das andere mit der ungetreuen Gattin getan, dann ist und bleibt sie unehrlich. Natürlich kommt es bei der erwähnten Strafe ganz darauf an, ob die Frau beliebt ist oder nicht; im ersteren Falle kommt sie mit einigen leichten Wunden davon, wogegen sie im anderen Falle wohl immer getötet wird, denn 20 oder 30 Pfeilwunden genügen hinreichend, einen Menschen in das Jenseits zu befördern. In Fauro sah ich eine Frau, welche 10 Pfeilwunden an den Schenkeln und Hüften hatte; sie waren gut geheilt, und die Ungetreue lebte mit ihrem Manne wieder zusammen.

Auffallend ist die Erbfolge. Heiratet nämlich ein hochstehender Mann ein Mädchen niederer Abstammung, so werden seine Frau und Kinder in seinen Stand erhoben, heiratet eine hochstehende Frau, dann werden durch sie ihr Mann und die Kinder erhoben. Sonst ist die Erbfolge immer bei der Frau.

Trotzdem die Frau so wenig Rechte in der Ehe genießt, wird doch die Verheiratung der vornehmen Mädchen mit großem Pomp gefeiert, wie C. Ribbe [6]) es schildert.

Auffallende Sitten herrschen bei der Verheiratung einer hochgestellten Frau. Sie wird natürlich, wie allgemein üblich, gekauft, und zwar für einen höheren Preis wie eine niedrig gestellte Frau. Die gesamten Bewohner des Dorfes, in welches die Frau hineinheiratet, machen ein großes Festessen fertig. Tage-, ja wochenlang dauern oft die Vorbereitungen; ist alles fertig, besteigen die Männer und eine Anzahl Frauen die Kanus. Die ganze Speise wird mit in die Kanus geladen und dann so schnell als möglich nach dem Dorf der Braut gerudert, denn

Tanzpfahl.

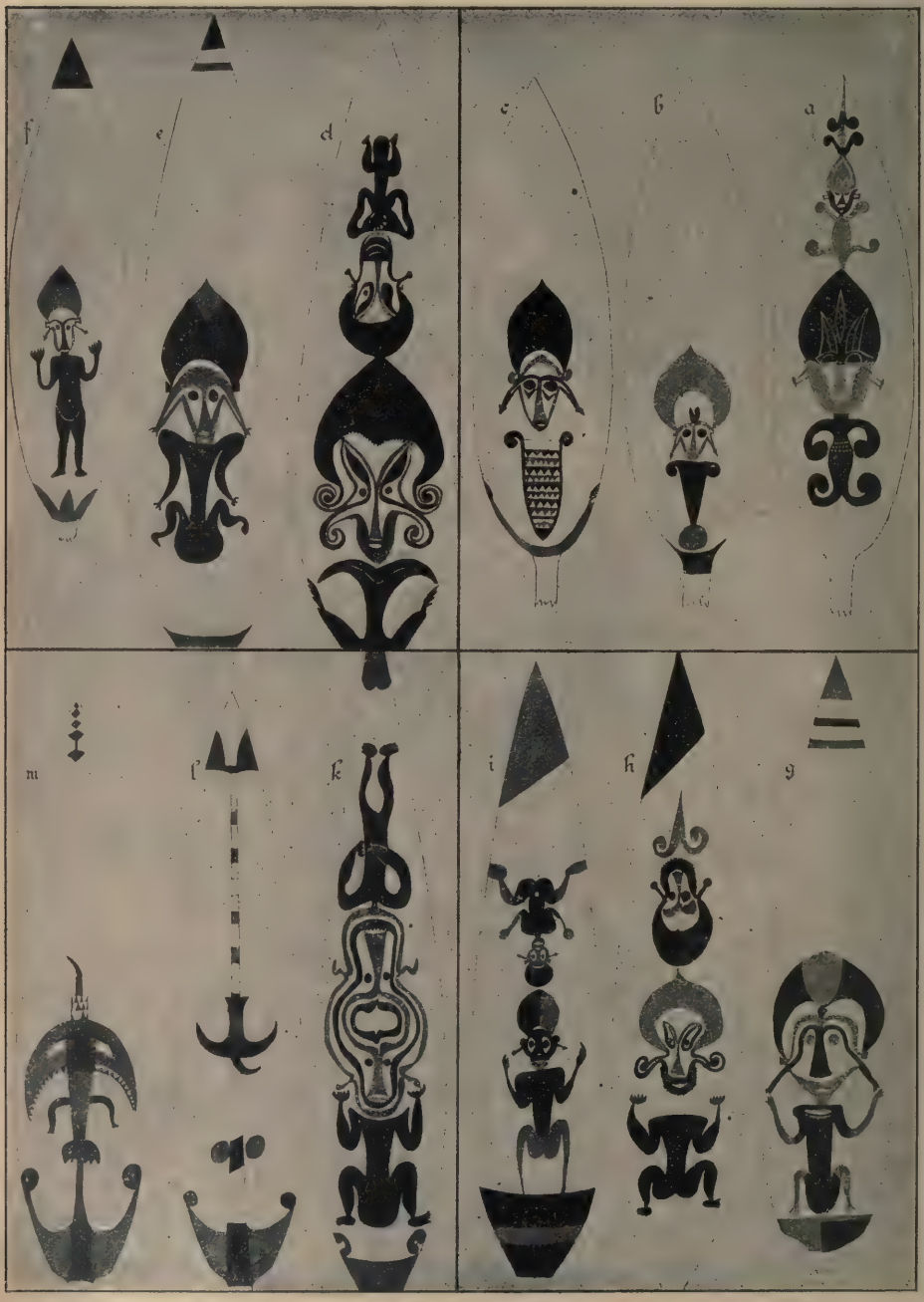
die Speisen müssen noch warm sein, wenn sie den Verwandten und Bekannten der

Braut überreicht werden. Dann findet ein gemeinsames Essen statt, hierauf folgt ein Tanz. Zuerst wird von den Männern, dann von den Frauen getanzt. Es ist nicht erlaubt, daß die Männer bei dem Weibertanze zugegen sind, selbst der Bräutigam nicht. Dem letzteren ist es jedoch gestattet, auf einen abseits stehenden Baum zu klimmen und von dort durch die Zweige und Blätter die tanzenden Weiber zu beobachten. Hierauf müssen, nachdem der Bräutigam mit seinen Leuten nach seinem Dorfe zurückgekehrt ist, die Bewohner der Nachbardörfer demselben Essen bringen und tanzen. Nachdem diese Festlichkeiten wochenlang gedauert haben, d. h. nachdem man so ziemlich alle Vorräte aufgegessen hat, nachdem das letzte Schwein geschlachtet worden ist, wird endlich die Braut von dem Vater, Bruder oder Onkel, wer gerade der Höchste in der Familie ist, nach dem Orte des Bräutigams gebracht.

Alle Männer und beinahe sämtliche Weiber geben ihr das Geleit. Die Braut sitzt in dem größten Kanu und ist mit Matten bedeckt. Nähern sich die Kanus der Heimat des Bräutigams, so haben alle Männer davonzulaufen, bis die Braut und die anderen hohen Frauen an das Land gegangen sind, bis der Weibertanz, der von beiden Parteien, d. h. von den weiblichen Verwandten der Braut und auch von denen des Bräutigams aufgeführt wird, zu Ende ist. Dieser Weibertanz ist nun recht wenig graziös oder schön, er besteht in Körper- und hauptsächlich in Gesäßverdrehungen, ist wohl auch häufig mit obszönen Bewegungen verbunden. Die Männertänze finden statt, wenn alles Volk wieder am Strande versammelt ist. Wenn diese Tänze — der Männertanz unterscheidet sich nicht von dem bei anderen Festlichkeiten üblichen — vorüber sind, wird die Braut dem Bräutigam übergeben, und eine oft mehrere Tage dauernde Freßfestlichkeit, die nur aus Mangel an Stoff beendigt wird, beschließt die Hochzeit.

Die Salomoninsulaner verstehen sich vorzüglich aufs Schnitzen. Das beweist schon die Abbildung des Tanzpfahls noch mehr aber ist diese Kunstfertigkeit an den Booten und Rudern zu bewundern. Ich verweise auf die Tafel mit den Abbildungen der Ruder, die ich, wie die des Tanzpfahls, mit gütiger Erlaubnis des Herrn Diplom-Ing. C. Kalbfus, dem Ribbeschen Werke entlehnt habe. Ribbe[6]) beschreibt außerdem noch große Holztrommeln, die aus einem Baumstamm mühevoll ausgehöhlt werden.

Vorher hatten wir noch im Beratungshause die großen Holztrommeln bewundert. Die größte war gegen 2 m lang, ½ m breit und ½ m hoch. Bedenkt man, daß diese Ungetüme aus hartem Holze gearbeitet sind, so kann man es kaum begreifen, wie die Eingeborenen mit ihren primitiven Instrumenten die Stämme in der Weise aushöhlen, daß oben nur eine wenige Zentimeter breite Spalte bleibt, während das Innere ziemlich breit ausgehöhlt wird. Ich zählte sechs solcher Trommeln, von denen jede je nach ihrer Größe einen andern Ton gab. Diese Trommeln, hier Lallies genannt, fand ich auch in Neu-Pommern. Sie kommen bei den verschiedensten Gelegenheiten zur Verwendung, hauptsächlich dienen sie als Signalinstrument. Die Eingeborenen können sich hiermit auf weite Entfernungen verständigen, sie können mit denselben geradezu sprechen. Oftmals, sowohl in Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg als auch auf den Salomonen, wenn wir den weithin schallenden Ton dieses Instrumentes hörten, konnten die Leute genau angeben, warum getrommelt wurde, ob ein Schiff in Sicht war, ob jemand gestorben war, ob zu irgend einem Zwecke einer hingeschlachtet worden war, ob man im Begriff stand, einen Kriegszug zu unternehmen, ob jemand geboren war, ob eine Hochzeit oder Tanzfestlichkeit stattfand und so weiter. Vor Ankunft eines Schiffes war es oftmals ganz überraschend, wie lange vorher die in unserer nächsten Nähe wohnenden Eingeborenen von dem Herannahen desselben durch das Trommeln Kenntnis erlangt hatten. Auf weitere Entfernungen signalisiert man dagegen durch Feuer und Rauch.



Ruder; a—k von Giea auf Bougainville, l, m von Buka.

Selbstverständlich hat ein Volk wie die Salomoninsulaner auch seinen Teufelsglauben und seine Teufelsbeschwörer. Einige der plumpen Mittel, mit denen es diesen letzteren gelingt, sich einen Namen und Ruf beim Volke zu schaffen, schildert C. Ribbe[6]).

Teufelsbeschwörer hat man natürlich auch auf den Shortlands-Inseln. Nachstehende Vorfälle mögen hierüber Aufklärung bieten.

Als die Frau von John Macdonald krank war, erschien der Teufelsbeschwörer von Sanai, um sie wieder gesund zu machen. Er fand, daß die Frau mit drei Teufeln behaftet war, zwei schwarzen und einem weißen; nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang es dem Beschwörer, diese drei Teufel einzufangen. Er hatte sich Holzpuppen gemacht, dieselben angekleidet und verfuhr mit diesen nun, als wenn sie lebende Personen wären, er nährte sie, legte sie schlafen und trug sie in dem Orte umher, bis ihre Zeit zum Sterben gekommen war. Die beiden schwarzen Teufel wurden verbrannt, der weiße in der See ersäuft. Nun war, wie der Zauberer sagte, für die Kranke jede Gefahr vorbei, und der Zauberer konnte wieder nach seinem Heimatsorte Sanai zurückkehren.

Als das Befinden der Frau nun immer schlechter und schlechter wurde, und sie dann starb, konnte sie natürlich nach Ansicht des Zauberers an keiner Krankheit gestorben sein, sondern war vergiftet worden. Der schlaue Fuchs wußte sich, um nicht an Ansehen, mit welchem es übrigens nicht weit her war, zu verlieren, nicht anders zu helfen.

Matiker war der Name des Teufelsbeschwörers. Manches Mal hatte ich meinen Spaß mit dem alten Herrn und erzählte ihm allerhand Teufels- und Spukgeschichten, die er scheinbar dann für sich weiter verwendete. Am Tage hatte er niemals den Teufel beobachten können und war sehr erstaunt, daß ich mit Beelzebub auch bei hellem Sonnenschein Brüderschaft getrunken haben wollte. Ihm erschienen die Geister nur im Traume, dann erzählten sie ihm, was er tun müßte, sagten ihm die Zukunft voraus, gaben ihm die Mittel gegen Krankheiten und zeigten ihm die Wege, wie die bösen Teufel zu bekämpfen seien.

Der größte und angesehenste Zauberer war ein Mann namens Saraba. Er hatte sich mit einigen Sklaven ganz von seinem Stamme getrennt und lebte auf den kleinen Inseln, die im Westen von Alu liegen.

Sein erster Zauberversuch, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte, war folgender. Eines Tages, als der alte Gorei noch lebte, nahm Saraba ein Stück Zeug und bewedelte sich und seine Genossen, indem er einen Rundgang durch das Dorf Sanai machte; während desselben sprach er eine allen unbekannte Sprache, d. h. er kauderwelschte irgend etwas zusammen.

Man fragte ihn nun, was sich zugetragen hätte, und er erzählte: Die Teufel sind mir erschienen, und zwar die von den hohen Bergen (Balbi, Bagama) und haben mir erzählt, daß in Kürze ein großes Erdbeben kommen wird, welches durch verschiedene kleine eingeleitet werden wird. Gerade als er beim Erzählen war, erfolgte ein leichter Stoß. Hatte man erst über den Mann gelacht, so wurden die Leute dadurch stutzig. Morgen wird ein stärkeres kommen, sagte nun Saraba, und der Zufall wollte es, daß dies auch wirklich geschah. Das war nun genug Grund für die einfältigen Schwarzen, um dem schwatzhaften Zauberer zu glauben und ihn zu bitten, doch zu sagen, was sie zur Abwehr des Übels tun sollten. Saraba, der bei jedem Stoße getanzt und geschrien hatte, erklärte, daß die Stöße von Tag zu Tag heftiger werden würden, bis zuletzt kein Mensch mehr leben könnte. Es gebe nur ein Mittel, das Unheil zu verzögern oder abzuhalten, und das wäre, jeden Tag ein Schwein zu schlachten. Mit schwerem Herzen entschloß sich Gorei hierzu. Mehr als 50 Schweine wurden getötet; der Zauberer beanspruchte natürlich immer den größten Teil des geschlachteten Tieres. Die Erdbeben kehrten jedoch mehrere Male wieder, und die Getäuschten wurden zuletzt

argwöhnisch. König Gorei ließ den Herrn Saraba festnehmen und in Eisen legen; man beschloß, ihn zu töten, zuvor jedoch die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln, was denn auch in ausgiebigster Weise geschah. Unter den Schmerzen gab der Herr Saraba denn zuletzt auch zu, daß er einen großen Schwindel begangen hätte. Getötet wurde er jedoch nicht, denn er wurde von einem Häuptlingssohne, dem jetzigen Häuptlinge von Sanai, Ferguson, losgebeten, wurde aber damit Sklave desselben. Er konnte sich jedoch nach kurzem loskaufen. Für den Schwindel mußte er natürlich auch tüchtig bezahlen, und zwar Schildpatt und Schweine.

Ein weiterer, recht naiv angelegter Schwindel des Saraba, den jedoch niemand von den Shortlands-Insulanern herausfand, war folgender. Sein Bruder war mit seinem Kanu nach einer kleinen Insel zum Schildkrötenfang gefahren. Auf der Rückkehr wurde er von schlechtem Wetter überrascht und verlor sein Kanu; durch Schwimmen erreichte er seinen Abgangsort, die kleine Insel; nachdem er unter Hunger und Durst stark gelitten hatte, baute er ein Floß, um nach der Insel, auf welcher Saraba lebte, zurückzurudern. Saraba ging an demselben Tage in den Busch, um Cuscus zu fangen, kam nach kurzer Zeit unverrichteter Sache zurück und legte sich schlafen. Plötzlich sprang er auf, begann zu heulen und erzählte den Anwesenden, daß sein Bruder in Gefahr sei, daß er sein Kanu verloren, daß er ein Floß gebaut hätte und auf dem Wege zu ihm wäre. Als die Leute an den Strand liefen, und mehrere auf Kokospalmen kletterten, konnten sie wirklich das Floß sehen. Dieser Vorfall begründete den Ruf des Zauberers aufs neue, man verzieh ihm die Erdbebengeschichte und kam auch nicht darauf, daß die ganze Angelegenheit zwischen den beiden Brüdern verabredet war.

Auf mein Befragen, wie er denn die Geister sehen könnte, meinte Saraba: es ist mit diesen Augen, als wenn ein dichtes Spinngewebe, wie du es oft im Busch findest, vor denselben liegt, du kannst nicht durchsehen und die Geister erblicken, ich kann jedoch hindurchschauen, sehe die Geister und kann mit ihnen sprechen.

Merkwürdig ist, daß die Zauberer sich der Masken bedienen sollen. Ich konnte während meines langen Aufenthaltes auf den Shortlands-Inseln nur zweimal solche Masken erwerben. Die eine war ganz aus Holz, schwarz gefärbt und stellte nur ein menschliches Gesicht dar; für Augen und Mund waren Löcher gebohrt. Die zweite war ein ganzer Kopf. Als Untergestell hatte man spanisches Rohr und Bambus gebraucht und über das Ganze einen Überzug aus blauem europäischen Zeug gefertigt. Das Gesicht war teils aus Holz, teils aus Zeug gebildet; auch hier waren für Augen und Mund die entsprechenden Löcher gebohrt resp. offen gelassen worden. Welchem Zwecke diese Masken dienten, konnte ich trotz vieler Bemühungen nicht genau feststellen. Der Zauberer soll sie anlegen, wenn er mit den Geistern der Abgeschiedenen spricht.

Daß es nicht leicht und gefahrlos ist, mit derartig wildem und verräterischem Volke Handel zu treiben, liegt ja auf der Hand. Trotzdem wird die ganze Gefahr erst klar, wenn man die nachstehenden beiden Berichte C. Ribbes[6]) liest, von denen der erste schildert, wie sich der Handel auf dem Sch.ff abspielt und was schon hierbei an Vorsichtsmaßregeln notwendig ist, während der zweite die unablässige Gefahr darstellt, in der sich gar der an Land angesessene Händler stündlich und täglich befindet.

Kurz nachdem wir gegessen hatten, wurden wir vom Strande aus angerufen; wir sahen mehrere Eingeborene, welche verschiedene Haufen Kopra aufgeschichtet hatten. Das Boot ging an Land, brachte Ware und Leute zu uns, und nun begann das Geschäft. Bevor ich dasselbe schildere, will ich erwähnen, daß wir stets unsere Schußwaffen bereit liegen hatten.

Man läßt die handelnden Insulaner nur von der einen Seite an Bord kommen. Während der eine Europäer mit den Schwarzen beschäftigt ist, schaut der andere aus, daß nichts gestohlen wird, daß keiner

der an Bord Gekommenen versucht, den ahnungslos dasitzenden und handelnden Weißen hinterrücks anzugreifen. Der Handel ist gerade keine Annehmlichkeit, denn er ist langwierig und langweilig; trotzdem darf man die Lust und Geduld nicht verlieren, denn sonst würden die schwarzen Leute bei einer Wiederkehr nicht an den Strand kommen.

Der Besitzer von mehreren hundert getrockneten und auf Schnüren gezogenen Kokosnüssen wird selten die Ware selbst zum Tausche anbieten, sondern wird immer ein bis zwei Unterhändler wählen, die stets mehr als den üblichen Preis verlangen. Bevor der Tausch abgeschlossen wird, wird erst jeder Mitgekommene gefragt, ob man auch mit dem Gebotenen zufrieden sein kann. Von den Preisen der verschiedenen Gegenstände haben die Leute keinen Begriff; sie machen manchmal so hohe Forderungen, daß man lachen muß, und sind dann zum Schluß mit ganz geringwertigen Sachen zufrieden. So bekommt man z. B. für 1 Faden Stoff im Werte von 65 Pfg. 100 Kokosnüsse, für eine Tonpfeife von 2½ Pfg. Wert ebenso wie für 2 Stück Tabak von 5 Pfg. Wert hingegen nur 10 Kokosnüsse. Ein halblanges Messer, welches 40 Pfg. kostet, erzielt 50 Nüsse, ein großes Messer, dessen Selbstkostenpreis 1 Mark beträgt, dagegen 100 Kokosnüsse. Eine Schachtel Wachshölzer im Werte von 4 Pfg. wird gegen 10, eine Maultrommel von 15 Pfg. Wert gegen 30 Kokosnüsse eingetauscht. Ein Beil, 1 Mk. wert, wird mit 100 Nüssen vergütet. Man kann aus dieser kleinen Tabelle ersehen, wie verschieden die Kokosnüsse mit den betreffenden Waren bezahlt werden, und daß die Eingeborenen von dem wirklichen Werte eines Gegenstandes keine Vorstellung besitzen. Die Hauptschuld an diesem Umstande, der oftmals sehr zum Nachteil des Händlers ausschlägt, wenn die Schwarzen hochwertige Sachen verlangen, ist auf die Weißen selbst zu schieben.

Besonders wenn die Eingeborenen Stoffe gegen ihre Ware einzutauschen wünschen, muß der Händler in seinem Interesse erhöhte Vorsicht walten lassen, denn die gebräuchlichen Maße begünstigen ein Übervorteilen sehr. Man benutzt nämlich als Maßeinheit den sogenannten Faden, eine Länge, die bei seitwärts ausgestreckten Armen von Fingerspitze zu Fingerspitze reicht. Je nach der Handhaltung und je nachdem man den Stoff faßt, kann man dieses Maß natürlich größer oder kleiner nehmen. Daß die Eingeborenen durch ihr Verlangen, daß man immer die Besitzer der längsten Arme als die das Maß normierenden nehmen soll, ihre Chancen zum Nachteile der Händler zu verbessern suchen, läßt sich wohl begreifen. Welchen Takt aber der Weiße nun oft beweisen muß, um ihm genehmere Maßstäbe zu erhalten, läßt sich nur schwer veranschaulichen. Außer in der erwähnten Weise mißt man noch dadurch, daß man den Abstand der Brustwarzen als Maßeinheit wählt. Auch das Maß einer Spanne, des Abstandes zwischen den Spitzen von Daumen und Zeigefinger bei gestreckter Hand, ist gebräuchlich. Die beiden letzten Maße finden hauptsächlich dann Anwendung, wenn der Eingeborene Ware gegen Muschelgeld (Mauwai und Perasali) eingetauscht haben will.

Wie man sieht, ist der ganze Handel ein Tauschgeschäft; derselbe bringt dem Trader in diesem Teile der Salomonen noch hohen Gewinn, so daß er an jeder Tonne Kopra (= 5000 Nüsse), für welche er 3 £ bezahlt, 4—5 £ verdient, denn er erhält 7—8 £ für dieses Quantum von den hier herumfahrenden, Kopra sammelnden Schiffskapitänen.

Die auf Bougainville beliebtesten Waren sind Beile, Äxte mit ½ m und 1 m langen Stielen und Taschenmesser, ferner große, blaue und rote Perlen für Halsschnüre, kleine, rote, blaue und weiße Stickperlen zum Anfertigen von Schmucksachen, Armringe aus Porzellan, Tabak, Pfeifen, dünne, bedruckte Kattune, rotes und weißes Zeug, Streichhölzer, Hobeleisen zur Holzbearbeitung, Spiegel und Maultrommeln.

Die Eingeborenen stehen wieder unter sich in lebhaftem Handelsverkehr; bis weit in die Berge gehen die von den Händlern eingetauschten Waren, von Stamm zu Stamm natürlich höher bewertet, so daß man im Innern von den Buschleuten wohl 300 bis 400 Kokosnüsse für ein Beil erhält, welches am Strande mit 100 bewertet wird.

Mann von den Salomons-Inseln.

Der Handel auf den Salomonen und auch auf den Inseln des Bismarck-Archipels gehört zu dem gefährlichsten in der ganzen Welt. Das Leben der Händler ist demzufolge auch mit vielen Gefahren und Entbehrungen verknüpft, denn täglich sind sie im Verkehre mit den Eingeborenen Angriffen ausgesetzt. Der Revolver muß immer schußbereit im Gürtel stecken. Des Nachts kann jeder Augenblick einen Überfall bringen. Die Eingeborenen, die in den meisten Gegenden gut mit Gewehren bewaffnet sind, schleichen sich an das Haus heran und erschießen den schlafenden Händler; dazu wird natürlich am Tage ausspioniert, wo der Weiße seine Lagerstätte aufgeschlagen hat, und womöglich außen an der Wand ein Zeichen gemacht. Auf verschiedenen, besonders gefährlichen Stationen wissen sich die Händler jedoch dadurch zu helfen, daß sie jede Nacht den Ort, wo sie ihre Schlafstätten haben, ändern, oder auch ihr Bett mit kugelfesten Tabakkisten umstellen. Hört man nachts außen an der Türe oder am Fenster ein Geräusch, so ist es gefährlich, den Kopf hinauszustecken, denn es ist ein beliebter Trick der Schwarzen, die das Geräusch machten, mit Beilen bewaffnet auf das Erscheinen des Kopfes zu

warten, um diesen einzuschlagen. Viele Händler, vor allem in den Salomonen, schossen früher bei diesen Gelegenheiten, nachdem sie die Türe geöffnet hatten, nach rechts und links um die Türpfosten, um sicher zu sein, daß kein Verrat auf sie lauere.

Man kann, was das Leben der Händler und Ansiedler in den Salomonen anlangt, ganz gut einen Vergleich mit dem der Squatter und Backwoodmen in Nordamerika ziehen. Auch hier gibt es Squatter, die einfach, ohne jemanden zu fragen, von dem Lande Besitz ergreifen, sich niederlassen, Plantagen anlegen und mit allen erlaubten und unerlaubten Artikeln, unter letzteren in erster Linie mit Patronen und Schußwaffen, Handel treiben. Auch hier ist man in stetem Kampfe mit den Eingeborenen, mancher weiße Mann mußte ins Gras beißen, doch auch mancher Eingeborene wurde über den Haufen geknallt. Diese Salomohändler sind feste, starre, oft erbarmungslos handelnde Charaktere, wetterfest und meistens seegeübt, die den Teufel mit der gesamten Hölle nicht fürchten. Dies ist aber auch nötig, denn mit ihren meist kleinen Schiffen müssen sie der tollsten See Trotz bieten, müssen, oft ganz auf sich selbst angewiesen, den feindlichen Angriffen der Schwarzen standhalten.

Die meisten der Leute, die draußen mitten unter den Wilden ihr Leben verbringen, sind, was ihre Sitten und Gewohnheiten anbetrifft, zu halben Eingeborenen geworden; ebenso wie bei diesen sind die Bedürfnisse möglichst einfach. Von Nahrungsmitteln brauchen sie oft monatelang dieselben wie die Eingeborenen und befinden sich, was die Hauptsache dabei ist, gesund und munter, ja verlangen vielfach gar nichts anderes, da ihnen der Begriff für etwas Besseres, wie es die Zivilisation bietet, verloren gegangen ist. In ihrer Sprache benützen sie viele inländische Ausdrücke, selbst solchen gegenüber, die nichts davon verstehen. White man's potatoes für europäische Kartoffeln und white man's grog für Gin sind Ausdrücke, die überall bei den Händlern gebräuchlich sind. Einen Fall kenne ich, wo ein Europäer, 24 Jahre alt, der mit einer Eingeborenen verheiratet ist und auch die Landessprache sehr gut versteht, es vorzog, sich halbe Nächte lang mit seinen schwarzen Arbeitern zu unterhalten, statt mit seiner Schwester oder mit anderen sich zufällig am Orte aufhaltenden Europäern zu sprechen; ja, die wichtigsten Geschäftssachen besprach er nicht mit seinen Angehörigen, sondern mit den dafür wahrlich kein Verständnis verratenden Eingeborenen. Während längerer Zeit hatte er es sogar fertig gebracht, gleich einem Wilden zu wohnen und sich zu nähren. Wie er selbst zugestand, hatte er sich dabei besser befunden als in einem zivilisierten Haushalte.

Auch die Frauen der Salomo-Händler haben sicherlich kein leichtes Leben; auch sie hat die Gefahr gestählt und zu festeren Charakteren erzogen, als es unsere europäischen zimperlichen Balldamen sind. Hier versteht jede Frau, jedes Mädchen die Büchse zu gebrauchen, den Revolver zu führen, hier verteidigt eine jede ihr Leben selbständig. Trotzdem sind es keine Mannweiber, sondern ebenso zarte und weibliche Frauen wie die in den besten Salons großgezogenen englischen Ladies. Die Frau eines Südsee-Pflanzers und -Händlers steht ihrem Manne als Genossin und wirkliche Gehilfin und nicht als furchtsame, in Gefahr hilflose Gattin zur Seite. Vielfach waren es gerade die Frauen, die mit ihrem schnelleren Blick, durch rasches, energisches Handeln ihre Männer aus den Händen der Eingeborenen retteten, resp. sie vor einem plötzlichen Überfall bewahrten. Der Salomo-Händler kann aber auch nur eine solche Frau gebrauchen, eine anders geartete würde nur fortwährend ein Hemmschuh für ihn sein. Welcher Mut manchmal bei gefährlichen Gelegenheiten von Frauen und Mädchen bewiesen worden ist, mögen nachstehende kurze Schilderungen klarlegen.

Die beiden weißen Händler Macdonald von Munia waren auf einer Handelstour nach Bougainville und hatten in ihrem aus Palmenblättern gebauten Hause, das weder

Türen noch Fenster hatte, ihre Frauen und Töchter zurückgelassen. Eines Nachts wird die eine zwölfjährige Tochter durch ein Geräusch im Hause wach; sie greift nach ihrem neben ihr liegenden Revolver, weckt ihre 10jährige Schwester und beide schleichen sich in der Dunkelheit bis zu der durch ein Stück Zeug verhangenen Türe des Schlafgemaches; außerhalb des Hauses sahen sie mehrere schwarze Gestalten und gegen den hellen Schein der Türe im Wohnraum einen anderen Wilden stehen. Ohne Besinnen erhob die 12jährige ihre Waffe, feuerte, verwundete einen Schwarzen und verscheuchte dadurch die anderen.

Ein anderer Fall ist folgender. Drei erwachsene Frauen sind allein an einem Orte, da ihre Männer zum Handeln fortgezogen sind. Die Eingebarenen kommen zum Tauschen, werden in ihren Forderungen unverschämt und drohten die Frauen totzuschlagen, wenn sie nicht die geforderten Preise zugestanden erhielten; ein sicheres Zeichen, daß ihre Drohung ernst gemeint war, bestand darin, daß ein alter Mann ein mitgebrachtes Kind schnell hinwegtrug und in ein Kanu setzte. Damit die Frauen nicht entfliehen konnten, hatte man das Haus rings herum verrammelt und dicht gemacht. Die Frauen waren jedoch ohne Furcht; zwei waren im Hause mit Äxten bewaffnet, während die dritte mit den Eingeborenen handelte; nicht einen Augenblick verließen sie ihr Mut und ihre Fassung, sie hätten, wenn es zum Schlimmsten gekommen wäre, ihr Leben teuer genug verkauft. Es kam aber nicht zum Kampfe, denn die Diener der Frauen, Leute von Buka, die gut bewaffnet waren, kamen gerade im gefährlichsten Moment nach Hause; nun wurden die feigen Eingeborenen, die in bedeutender Überzahl im Orte waren, nachgiebiger und waren zufrieden mit dem, was sie für ihre Waren erhielten; sie mußten sogar noch die aufgebauten Verhaue niederreißen und verließen ganz bedrückt den Ort, von welchem sie sich so viel versprochen, wo sie gehofft hatten, viele Waren stehlen und einen guten Happen Menschenfleisch erbeuten zu können.

Ich könnte noch verschiedene Fälle anführen, doch, glaube ich, genügen diese beiden, um einen Begriff von dem Mute und der Tapferkeit der weißen Händlerfrauen zu geben. Man bekommt ordentlich Hochachtung vor solchen Frauen, die besser und braver als mancher Mann sind, die keine Furcht kennen und ohne Besinnen zur Waffe greifen, um ihr Leben oder das ihrer Angehörigen zu verteidigen.

Um nun auch etwas erfreulicheres von diesem Volke zu bieten, lasse ich eine von C. Ribbe [6]) wiedergegebene Tierfabel, das Seitenstück zu den Schelmenstreichen unseres Reineke Voß, folgen.

Hund und Cuscus (Opossum) waren Freunde. Eines Tages fragte der Cuscus den Hund, ob er ihn kämmen wollte, da seine Haare zusammenklebten. Der gefällige Hund kämmte und wusch den Cuscus und sagte nach vollbrachter Arbeit zu dem Cuscus: geh jetzt nach dem Wasser und sieh hinein, wie schön ich dich gemacht habe; als der Cuscus nun sah, welches schöne Bild das Wasser widerspiegelte, sagte er dem Hunde Dank und versprach Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der Cuscus bestieg einen Baum, und der Hund setzte sich darunter. Anstatt letzteren nun zu kämmen und schön zu machen, streckte und reckte der Cuscus die Ohren des Hundes zu einer enormen Länge, zerzauste die Haare in Büschel und Klumpen, ferner reckte er den Schwanz des Hundes so lang wie möglich aus und machte drei Knoten hinein. Alsdann sagte er zu dem Hunde: geh nach dem Wasser und sieh, wie schön ich dich gemacht habe. Der Hund tat, wie ihm geheißen war; als er nun seine Verunstaltung sah und merkte, was für ein schlechter Kerl der Cuscus war, rannte er zurück, um ihn zu töten. Der Cuscus war jedoch auf den Baum gekrochen und verlachte den Hund, dem er so bös mitgespielt hatte. Seit dieser Zeit nun sind Hund und Cuscus die größten Feinde, und verfolgt der Hund jeden Cuscus, welcher ihm zu

Gesicht kommt. Der Cuscus ist seitdem dadurch gezwungen, immer auf Bäumen zu leben.

Auch von Kinderspielen erzählt C. Ribbe[6]), allerdings von solchen, die er auf den Shortlandsinseln kennen gelernt hat; aber auch auf den uns gebliebenen Inseln dürften sie in gleicher Weise vorkommen.

Kinderspiele lernte ich bei den Shortlands-Insulanern drei kennen. Das eine, Karu oder Käru genannt, besteht darin, daß man eine Reihe von Sandhaufen macht. In einen derselben wird heimlich eine Muschel hineingelegt, dann muß geraten werden, in welchem Sandhaufen sich die Muschel befindet. Das zweite wird gespielt, wenn die Zeit der Kanariennüsse ist. Ein Spieler legt eine Kanariennuß 9 m von dem Standorte der Spielenden auf den Boden, und es kommt nun darauf, an, mit einer anderen Kanariennuß die erstere zu treffen. Wird die Nuß von dem zweiten Spieler nicht getroffen, so hat derselbe seine Nuß hinzulegen und muß nun abwaten, ob der erste Spieler seine Nuß trifft. Das dritte Jugendspiel, welches häufig von jung und alt mit großem Vergnügen betrieben wird, ist das Tauziehen, Nascio genannt. Es wird dieses genau so wie bei uns ausgeführt.

Als Kinderspielzeuge können kleine Bogen und kleine, sehr primitive Kanumodelle gelten. Ferner fand ich als Spielzeug in den Händen der Knaben ein merkwürdiges Knallinstrument. Dasselbe wird aus einem Stück Bambus, 60—100 cm lang, gefertigt. Die eine Öffnung des Bambusrohres wird mit Ton- oder Lehmkugeln luftdicht abgeschlossen, in die andere Öffnung wird eine zweite Kugel gesteckt und mit einem stempelartigen Stock langsam nach der anderen, verschlossenen Öffnung geschoben. Ist die zwischen den beiden Kugeln befindliche Luft genügend zusammengepreßt, so kann die am vorderen Ende befindliche dem Luftdruck nicht mehr widerstehen und fliegt mit schußähnlichem Knalle 100—200 m davon. Werden genügend große Röhren genommen, so ist die Wirkung der aufschlagenden Kugel für den Getroffenen recht fühlbar. Ähnlich mögen diejenigen Instrumente beschaffen gewesen sein, mit denen Seefahrer Mitte oder Ende des 18. Jahruhnderts von den Eingeborenen an der Küste von Neu-Guinea beschossen worden sein wollen.

Ein weiteres Spielzeug, welches ich oft auch bei den Männern fand, ist ein Instrument, um Geräusch zu machen. Es ist ähnlich dem vor Jahren bei uns in Europa gebräuchlichen Kri-Kri. Eine längliche Canariemuß wird von der einen Spitze aus mit einem durch beide Seiten gehenden Schlitze versehen. Durch denselben wird der Kern der Nuß herausgenommen. Dann wird das oberhalb des Schlitzes freistehende Stück Nußschale schmäler geschnitten und etwas dünner geschabt, so daß es zungenartig wird. Knipst man nun mit dem Daumennagel an diese Zunge, so erhält man ein knatterndes Geräusch.

Unter dem allmählichen Vordringen der deutschen Herrschaft scheinen sich die rauhen Sitten dieses Volkes doch etwas zu mildern. Wenigstens deutet darauf ein Bericht des Gouverneurs Dr. A. Hahl[4]) aus dem Jahre 1904.

Die Lage unter den Eingeborenen hat sich gegen früher in den berührten Gebieten außerordentlich geändert. Es erscheint als ein Fortschritt ohnegleichen, bedingt zum Teil durch die Tätigkeit der Mission, zum Teil durch den Einfluß heimgekehrter Arbeiter, daß in Bougainville der Fuß an Land gesetzt, ja in das Innere vorgedrungen werden darf. Noch günstiger steht es auf Buka. 1897 zog ich von Carolahafen nach Hanahan, die Insel durchquerend, von da nach Jeltupan (am Nordkap). Der Marsch und das Lager waren eine stete Gefechtsbereitschaft, in Jeltupan bin ich auch überfallen worden. Nunmehr war es möglich, ohne Waffen friedlich an Land zu gehen und selbst bis zu den sonst als besonders wild gefürchteten Tsolos vorzudringen. Die früher in steter Blutfehde sich bekämpfenden Stämme haben weithin Friede untereinander geschlossen. Es

soll nur ein einziges Gebirgsvolk noch in steter Fehde nach altem Brauche liegen. Der Kampf mag freilich wieder einmal aufleben; aber die Möglichkeit dauernden Einflusses ist vorhanden. Die Errichtung zweier Regierungsniederlassungen wäre ein dringendes Bedürfnis, um den friedliebenden Elementen unter der Bevölkerung einen Rückhalt zu gewähren und mit steter Ausbreitung des Friedens den Verkehr vom Inland zur See in die Wege zu leiten. Von den Stationen aus anzulegende Straßen würden den Schritt für Schritt zu gewinnenden Erfolg als bleibend verbürgen. Wachstum der Bevölkerung, Erleichterung der Anwerbung, Schaffen eines Handelsverkehrs wären die Folgen des Vorgehens.

Die Karolinen, Palau und Marianen.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. V. Berg, Vizegouverneur. Bericht des — über einen Besuch der Trukinseln (Ostkarolinen) .	Deutsches Kolonialblatt 1903. S. 364—366.
2. H. L. W. Costenoble. Die Marianen . . .	Globus 1905. Bd. 88. S. 4, 72, 92.
3. F. Grabowsky, Direktor des Zool. Gartens in Breslau. a. Bilder aus Yap	Deutsche Kolonialzeitung 1900. S 97—98.
b. Bilder aus Ponape . . .	„ „ 1900. S. 460—462.
4. Professor Dr. Lenz. Die deutsche Schule in Saipan (Marianen)	„ „ 1905. S. 427—428.
5. E. Prager. a. Die Karolinen. (Eine Skizze von F. W. Christian)	„ „ 1900. S. 189—194.
b. Ein Augenblicksbild des Lebens auf Ponape. (F. W. Christian.)	„ „ 1900. S. 418—420.
6. M. Prager, Kapitän. Volk und Inseln der östlichen Karolinengruppe	Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft II. 1900—1091. S. 47—59. Berlin, Wilhelm Süßerott.
7. H. Seidel, Rektor.	
a. Palau und die Karolinen auf den deutschen Admiralitätskarten von 1903	Globus 1904. Bd. 85. S. 12.
b. Saipan, die Hauptinseln der deutschen Marianen	„ 1904. Bd. 86. S. 279, 280—282.
8. Professor Dr. K. Semper. Pflanzen und Tierleben an der Küste von Palau	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft. Berlin 1906.
9. Arno Senfft.	
a. Reise des Kaiserlichen Bezirksamtmanns — in Jap nach den Westkarolinen . .	Deutsches Kolonialblatt 1904. S. 13, 14.
b. Sage über die Entstehung der Inseln Map und Rumung und der Landschaft Nimigil (Japinseln)	Globus 1905. Bd. 88. S. 139—140.

Karolinen.

Die Inselgruppen der Karolinen mit den Palau und Marianen sind bereits seit dem Jahre 1869 durch die Häuser Godeffroy und Hernsheim & Co. von dem deutschen Handel aufgesucht worden und vornehmlich Deutsche sind es gewesen, die an der Erforschung und Erschließung dieser Länder beteiligt gewesen sind. Ich nenne nur die Namen Dr. Semper, Franz Hernsheim, Dr. Finsch, Dr. Grabowsky und Kubary. So kam es, daß 1885, als Kaiser-Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel deutsch wurden, auch auf Yap S. M. S. Iltis unsere Flagge hißte. Dagegen aber erhob Spanien, das sich bis dahin gar nicht um diesen, seinen angeblichen Besitz, gekümmert hatte, Einspruch. Der zum Schiedsrichter berufene Papst sprach die Inseln Spanien zu. Als aber Spaniens Macht im spanisch-amerikanischen Kriege zusammenbrach und seine zerrütteten Finanzen dringend einer Aufbesserung bedurften, trat es gegen eine Zahlung von 16 Millionen am 30. Juni 1899 die gesamten Karolinen mit den Palau und alle Marianen mit Ausnahme von Guam an Deutschland ab. (Guam war von den Amerikanern annektiert worden.)

Seitdem weht dort die deutsche Flagge.

Dr. S.

Karolinen, Palau-Inseln und Marianen.

Größe und Grenzen: Die Größe dieser Inselgruppen mag insgesamt 3000 qkm betragen. Das entspricht ungefähr dem Flächeninhalt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz. Die südlichste dieser kleinen Inseln liegt 7 Grad nördlich vom Aquator, während die nördlichste der Marianen etwa unter dem 22. nördlichen Paralellkreise liegt. Von Westen nach Osten erstrecken sie sich über den 130. bis 165. Grad östlicher Länge von Greenwich. Die Zahl dieser Inseln mag 800 erreichen. Man bezeichnet die nördlichsten Gruppen als Marianen oder Ladronen. Der letztgenannte Name bedeutet Diebsinseln, weil die Einwohner als Seeräuber berüchtigt waren. Übrigens gehört eine von ihnen und zwar die bedeutendste, Guam, den Vereinigten Staaten. Wie eine breite Linie ziehen sich südlich davon hin die Palau- oder Pelew-Inseln, die West-Karolinen und die Ost-Karolinen.

Bewässerung und Bodengestalt: Von einer Bewässerung kann wohl kaum die Rede sein; ein Flußsystem fehlt in-

folge der geringen Ausdehnung dieser Inseln. Sie sind zumeist durch vulkanische Vorgänge entstanden, soweit sie nicht einfache Atolle darstellen. Als höchste Höhe ist der Tolokome zu nennen mit 870 m.

Klima: Die mittlere Jahrestemperatur mag 27° sein. Die Regenmenge ist auf den weitzerstreuten Inseln natürlich sehr ungleichmäßig, sie mag auf Jap etwa 3000 mm betragen. Auf den östlichen Inseln fällt die Regenzeit in die Monate Juni bis September, auf den westlichen weisen Juni und August starke Regenfälle auf.

Pflanzenwelt: Die Pflanzenwelt ist auf den westlichen Inseln reicher an Arten als auf den östlichen. Gewöhnlich charakterisieren sich die Küsten durch Mangrovenbäume, dahinter schließt sich das Kulturland der Eingeborenen an. Bei den hohen Inseln zeigt sich eine starke Bewaldung. Die hauptsächlichste und vielleicht die einzige der Kulturpflanzen ist die Kokospalme.

Tierwelt: An Säugetieren sind ursprünglich nur Fledermäuse vorhanden gewesen, dann ist die Ratte eingeschleppt worden und auf den Karolinen der sogenannte Marianen-Hirsch eingeführt worden. Reicher an Arten ist die Vogelwelt, bunt und mannigfaltig ist auch die Meeresfauna, dagegen ist die Insektenwelt sehr arm an Vertretern.

Mineralien: Auf den Palau-Inseln sind Kohlenlager festgestellt, die nach der Aussage der Geologischen Landesanstalt dem Durchschnittswert deutscher Braunkohlen gleichkommen.

Handel und Verkehr: Unten den Ausfuhrerzeugnissen steht Kopra als Produkt der Kokospalme und als Ausbeute des Meeres Trepang, Schildpatt und Perlmutter in der Liste. Der Wert der Ausfuhr betrug im Jahre 1903 etwa dreiviertel Millionen Mark, im Jahre 1904 nur eine halbe Million Mark. Eingeführt werden Gewebe, sowie Lebens- und Genußmittel. Die drei Inselgruppen insgesamt beziehen jährlich für ½ bis ¾ Millionen Mark Waren aus dem Auslande.

Post und Telegraphie: Auf Ponape und Jap (Karolinen) sowie auf Saipan (Marianen) befinden sich Postagenturen, deren Verwaltung von Landesbeamten nebenamtlich besorgt wird und die sich mit dem Brief-, Paket- und Zeitungsdienst befassen; in Ponape und Jap besteht auch der Postanweisungsdienst. Die Einrichtung einer Postanstalt auf Truk (Karolinen) ist in Aussicht genommen. Die Postverbindungen mit den Karolinen und Marianen werden durch einen Dampfer der Jaluit-Gesellschaft hergestellt, der dreimal jährlich von Sydney über Jaluit—Kusaie—Ponape—Truk—Saipan—Jap nach Honkong und über dieselben Orte zurückfährt. Hierdurch erhalten die Inseln sechsmal jährlich Verbindung mit der Heimat.

Bevölkerung: Die Bevölkerung der Marianen betrug im Jahre 1905 2508 Einwohner, worunter 32 Europäer waren, davon 16 Deutsche. Auf den Japan benachbarten Inseln sind viele betriebsame Japaner tätig. Im letzten Jahre wurden ihrer 31 gezählt. Auf den Ost-Karolinen ergab die Zählung von 1905 25000 Eingeborene und 89 Weiße, darunter 37 Deutsche. Die am nächsten folgende Nation sind die Amerikaner mit 33 Vertretern. Die West-Karolinen einschließlich der Palau-Inseln wiesen im Vorjahre 13436 Einwohner auf, worunter 47 Europäer, aber nur 16 Deutsche und 3 Frauen waren.

Verwaltung: Die Sitze der Bezirksregierungen sind auf den Marianen Saipan, auf den West-Karolinen Jap und auf den Ost-Karolinen Ponape. Als weitere wichtige Inseln der Marianen sind zu nennen: Rota, Tinian und Sarigan, von den West-Karolinen Baobeltaob, die Hauptinsel der Palaugruppe. Auf den Ost-Karolinen neben Ponape noch die Trukinseln, Mokil, Pingelap und Kusaie.

Hubert Henoch.

Einige allgemeine Bemerkungen über diese Inselflur aus der Feder F. W. Christians in der Übersetzung E. Pragers[5a]) mögen der Schilderung der einzelnen Verwaltungsgebiete noch voraufgehen.

Zwischen dem 6. und 9. Grad nördlicher Breite erstreckt sich quer über den Stillen Ozean und parallel mit der Küste der großen Insel Neuguinea, welche ungefähr 1000 englische Meilen (1523,986 km) weiter südlich liegt, eine lang ausgedehnte Kette von Eilanden teils korallischer, teils basaltischer Bildung. Sie dehnen sich rund 1400 englische Meilen (2133,5704 km) von Osten nach Westen aus, wenn man Kusai und Yap als die bezüglichen äußersten östlichen und westlichen Punkte ansieht. Betrachtet man aber, wozu einige Geographen neigen, die Palau- als westliche und die Marschallinseln als östliche Grenze, so erblickt man ein über

2000 englische Meilen (3 047,972 km) langes Stück des Ozeans dicht mit Inseln verschiedener Gestalt besät, und dieses stellt Deutschlands jüngst erworbenen Besitz Mikronesien dar, ein Name, den man mit „Kleininselmeer" übersetzen kann. Die zerstreute Bevölkerung dieses Gebiets beläuft sich auf etwa 50 000 Seelen. Darunter findet man den malaiischen oder indonesischen, den melanesischen, den polynesischen und den japanischen oder indochinesischen Typus in seltsamen und stets wechselnden Zusammenstellungen miteinander vermischt. Diese Erscheinung stellt zweifellos das Ergebnis dar von Schiffbrüchen, Einwanderung und auch von wohlerwogener Besiedelung seitens friedlicher Kaufleute aus Java, Sumatra und den südlichen Philippinen im Laufe ungezählter Jahrhunderte. Aber der Nationalcharakter ermangelt auch nicht anderer, wilderer Elemente. Auf Ponape, Ruk und einigen der Mittelkarolinen findet man deutliche Spuren der Niederlassung räuberischer Horden der Orang Laut oder „der Männer von der See", der weitberühmten Meerzigeuner, von denen die Seeräuber des Suluarchipels und die kopfabschneidenden Dajak Borneos den Schriftstellern des Westens am vertrautesten sind.

Alle diese Stämme zusammen scheinen ihre Kräfte dargeliehen zu haben zur Bildung jenes seltsamen und wunderlichen Typus, welchen die Gelehrten den mikronesischen nennen. Aber es ist hier nicht der Ort, dieses schwierige Problem, welches so viel Reiz auf jeden eifrigen Philologen und Ethnologen ausübt, eingehender zu behandeln.

Die meisten dieser Inseln sind, obwohl reich an manchen Meeres- und pflanzlichen Produkten, der Außenwelt gleichwohl wenig bekannt. Fremde Fahrzeuge haben bisher, wie aus Grundsatz, diese Eilande gemieden, wohl aus Furcht vor den Gefahren des Schiffbruchs in diesen noch so wenig erforschten Gewässern und vor dem Rufe der Treulosigkeit, in welchem viele der entlegener wohnenden eingeborenen Stämme stehen.

Nichtsdestoweniger ist der Drang nach Erwerb heute unter uns so mächtig, daß selbst auf diesen fernen Eilanden der allgegenwärtige weiße Mann gefunden wird, sein Geschick erfüllend, in dem er sich abmüht auf der fieberhaften Jagd nach dem seinen Händen wieder entschwindenden Taler. Indessen erntete Spanien, von dem Deutschland in jüngster Zeit diese Inseln käuflich erwarb, keinen dauerhaften, in klingende Münze umzusetzenden Vorteil aus der 13 jährigen Besetzung der Karolinen, die es dank dem päpstlichen Schiedsspruche von 1886 bis 1899 inne hatte.

Über das geschäftliche Leben auf den westlichen und östlichen Karolinen unterrichtet uns F. W. Christian (E. Prager[5a]) wie folgt.

Augenblicklich sind als Handelsmittelpunkte zwei Inseln von hauptsächlichster Bedeutung: Ponape im Osten und Yap im Westen. Die entfernter gelegenen Eilande wie Ruk, die Mortlock, Kusaie und Pulawat werden zu Handelszwecken in unregelmäßigen Zwischenräumen von Segelschiffen besucht. An dieser Stelle ist es vielleicht wichtig, einige kurze Notizen über die Hauptstationen auf Yap und Ponape zu geben. Die Kolonie oder der Militärposten, der an der Spitze des Tomilhafens liegt, ist der Haupthafenplatz und die bedeutendste Niederlassung auf Yap. Hier bemerken wir den Amtssitz des Gouverneurs der Westkarolinen sowie die Kirche und das Missionshaus der katholischen Gemeinde. Die deutsche Jaluitgesellschaft besitzt hier zwei bedeutende Stationen auf der Ngingitschinsel im Hafen und zu Rul auf der Hauptinsel. Zwei Nebenstationen liegen im Süden zu Lai in der Nähe der Goror-Landspitze und im Norden auf der Rumunginsel. Ein wenig weiter meerwärts liegen in der Bucht von Tomil zwei Inseln, Obi und Tarang, das Eigentum des Kapitäns D. D. O'Keefe, der in freundlichem Wettbewerb mit den Verwaltern der oben erwähnten deutschen Geschäftsniederlassungen nahezu den ge-

samten legitimen Handel in diesen Gewässern beherrscht.

Die geschäftliche Lauterkeit und die genaue und tüchtige Wirtschaft, derentwegen die Jaluitgesellschaft berühmt ist, die Trefflichkeit der im Dienste ihrer Geschäftsniederlassungen stehenden Inselhändler und die Gastfreundschaft, welche sie Besuchern und durchreisenden Fremden gewähren, sind seit langem bekannt. Kapitän O'Keefe, der in Ilong-Kong und an verschiedenen anderen Punkten sich wegen seiner geschäftlichen Tatkraft eines guten Rufes erfreut, hat in schwerer Arbeit ein umfassendes Geschäft begründet, das ganz West-Mikronesien in seinen Bereich zieht und fast den Ruhm der Maison Brander erreicht, die auf Tahiti und den Inseln des Low-Archipels in Ost-Polynesien so viel Achtung genießt. O'Keefe ist Eigentümer der Gruppe kleiner Inseln, welche parallel zur Gilolo-Meerenge ungefähr 350 englische Meilen (533,3951 km) südlich von den Palau liegt und unter dem Namen Sonsorol bekannt ist, sowie die Insel St. Davids, auf welcher jüngst die niederländische Flagge gehißt worden ist, und die noch weiter südöstlich ungefähr 140 englische Meilen (213,35704 km) von der Küste Neuguineas entfernt liegt. St. Davids gibt eine jährliche Ausbeute von 250 t Kopra und eine Quantität Trepang und kleiner Perlmuscheln. In Yap besitzt O'Keefe die Inseln Tarang und Obi im Tomilhafen und außerdem das Inselchen Pilau an der Nordküste. Er hat mehrere halbbürtige und eingeborene Händler in seinen Diensten, welche die Küste entlang reisen und die schlafmützigen Eingeborenen zu behandeln verstehen. Zwei Handelsstationen zu Angur und Baobeltaob auf den Palauinseln sowie weitere auf den Inseln Ubai, Ifalik, Satawal, Elato und Ruk in den Mittelkarolinen gehören ihm ebenfalls.

Ungefähr 100 englische Meilen (152,3986 Kilometer) nördlich von Ruk liegt die noch unerforschte Namenuito- oder Hallgruppe, deren Eingeborene großen Widerwillen gegen Fremde hegen, besonders seit ein Kauffahrteischiff dort eine ganze Schiffsladung ihrer tödlichsten Feinde, der Pulawat-Insulaner, gelandet hat, bewaffnet mit Flinten, Messern und langspitzigen Speeren. Mit Hilfe dieser mächtigen Waffen trieben sie die überraschten Insulaner zu Paaren, welche ihrerseits ein bis zwei Jahre früher die Besatzung eines großen, dorthin verschlagenen Kanus, welches mit einer Anzahl ihrer Landsleute bemannt war, getötet und verzehrt hatten. Nach echter Wikingerart mordeten und raubten die Marodöre und stellten alles auf den Kopf. Nach einer Weile aber wurden sie dieses Sportes müde, es ergriff sie Heimweh, sie zimmerten sich ein starkes Kanu und segelten wieder in ihre Heimat, während der verräterische Handelsschiffer mit einer reichen Ladung Kopra fröhlich den Rückweg nach dem fernen Europa einschlug.

Hinsichtlich der Mortlock und der anderen Inselgruppen im östlichen Teile des Archipels liegt der Handel völlig in den Händen der Jaluitgesellschaft. Nur dann und wann besuchen das amerikanische Missionsfahrzeug Morning Star, Kapitän Melanders Schoner Tulengkun aus Kusaie oder ein bis zwei japanische Handelsschiffe aus Nagasaki diese Fleckchen abseits der Weltverkehrsstraße. Zwischen der Handelsbrüderschaft besteht ein scharfer Wettbewerb und, wenn auch die genaue Überlieferung weit davon abweicht, scheuen die geringeren Darsteller auf dieser Bühne nicht davor zurück, sich einen ungerechtfertigten Vorsprung über einen ihrer Kollegen zu verschaffen, indem sie die eingeborenen Agenten ihres Rivalen verleiten, ihnen die Kopra oder anderen Produkte zu verkaufen, welche für das Eintreffen des Schiffes ihres Auftraggebers aufgestapelt bereit liegen. Einige der bei diesem Geschäft verwandten Eingeborenen und Halbbürtigen würden ihre nächsten Angehörigen, ja ihre eigenen Seelen für den allmächtigen Taler verkaufen. Inbetreff der Bestechung und Korruption hat eine mit den Verhältnissen im westlichen Stillen Ozean wohl vertraute Persönlichkeit sich dahin geäußert:

„Du kannst einen Eingeborenen bestechen, aber du mußt diese Bestechung ununterbrochen fortsetzen; denn zehn zu eins wird derselbe Mann unaufhörlich von anderer Seite bestochen, wieder bestochen und nochmals bestochen." Bei solcher Gelegenheit werden die schamlosesten Lockvögel ausgesetzt, um die würdigen dunkelhäutigen Biedermänner auf den Leim zu locken, deren kaufmännische Moral oft von der lockersten Art ist.

Der Betrag der von der Karolinengruppe ausgeführten Kopra (oder getrockneten Kokosnußkerne) beläuft sich auf durchschnittlich 4 Millionen engl. Pfund (= 1494960 kg) jährlich. Die Insel Yap selbst liefert unter gewöhnlichen Verhältnissen im Jahre ungefähr 1 800 000 engl. Pfund (= 671832 kg). Ziffern sind oft beredter als Worte.

Die Hauptausfuhrgegenstände sind: Kopra, Trepang (oder getrocknete Seewalzen [Holothurien]), Schildkrötenschale und kleine Perlmuscheln. Indessen ist seit dem Taifun des 20. Januar 1894, der der Tarrangstation für 50 000 Dollar und den übrigen Stationen in verhältnismäßiger Höhe Schaden zufügte, die Kopraausfuhr bedeutend zurückgegangen, sowohl was die Quantität wie die Qualität anlangt. Infolgedessen stecken die Eingeborenen überall bei den Ladeninhabern tief in Schulden. Das ängstigt und betrübt sie aber nicht weiter. Auf der ganzen Insel erlitten die Palmbäume schweren Schaden, von dem sie sich eben erst zu erholen im Begriff sind. Jetzt werden dort die Nüsse zu jedem Preise verschleudert, selbst wenn die Kerne noch nicht ganz fest sind, eine Erscheinung, an der gewisse kleine Händler aus Manila die Schuld tragen. Diese Sorte Kopra nennt man im Scherz „Eierschalenkopra", und sie hat so gut wie gar keinen Wert. Die oben erwähnten Händler aus Manila sind frühere Deportierte oder politische Gefangene, welche unter der spanischen Herrschaft die Erlaubnis erhielten, aus eigenen Mitteln kleine Handelsniederlassungen an der Küste zu errichten. Nach allen Berichten üben sie schnell eine entsittlichende Wirkung auf die Eingeborenen aus, indem sie ihnen Geschmack an starkem Trinken beibringen, das ihre ganze Arbeitskraft zu zerstören scheint und sie zu beständiger Arbeit unfähig macht, zum schweren Verdrusse derer, welche redlichen Handel zu treiben wünschen und zur Erzielung des für sie erforderlichen Gewinnes die gehörige und pünktliche Erfüllung billiger Verträge sicherstellen wollen. Das spanische Gesetz verbot streng unter Androhung schwerer Geldstrafen die Lieferung spirituöser Getränke an die Eingeborenen. Jene kleinen Händler indessen schützten sich vor dem Buchstaben des Gesetzes, indem sie feurige Spirituosen in die Flaschen mit Vino Tinto mischten, gegen dessen Genuß seitens der Eingeborenen gesetzliche Schranken nicht errichtet waren. Nunmehr werden wir zweifellos von der deutschen Regierung bald feste und weise Bestimmungen getroffen sehen, an Stelle des Chaos und des Tohuwabohu, welches die Spanier hier den Deutschen vermacht haben.

Jetzt bemühen sich die legitimen Händler um die Aufhebung der Erlaubnis, an die Eingeborenen Rotweine zu verkaufen oder sie ihnen auch nur darzureichen, und werden hierbei eifrig von den Kapuzinern unterstützt, welche an der Erreichung desselben Zieles arbeiten. Bevor wir uns von dem Handel der Insel Yap einem anderen Gegenstande zuwenden, sei noch bemerkt, daß auf der Insel viel Callophyllum (Bioutsch) und einheimische Kastanien (Rung) wachsen, sowie eine Spezies Ipil, lauter Bäume mit hartem Holz. Kapitän Brügmann, dem Leiter der nördlichen Station auf der Insel Rumung, zufolge eignet sich das Callophyllum-Holz vortrefflich zum Bootsbau; er baute zur Zeit meiner Anwesenheit gerade aus diesem Bauholz einen kleinen Schoner für den Handel von Insel zu Insel. Ein hoher Waldbaum, der eine rötlichbraune Nuß mit rauher Schale von der Gestalt etwa einer Kricketkugel als Frucht trägt, die wegen des aus ihren Kernen gewonnenen Firnisses geschätzt wird, findet sich auf Ponape, Yap

und der Mortlockgruppe, wo er bezw. als Ais, Adhidh und Aſet bekannt iſt. Es iſt der Atita der Salomoninſeln oder Jfiifi auf Samoa, der botaniſch Parinarium laurinum heißt.

Palau-Inſeln.

Bei der Beſprechung der einzelnen Inſelgruppen wollen wir mit den weſtlichſten, den Palau, beginnen, die in ihrem geologiſchen Aufbau, ihrer Vegetation und ihrer Bevölkerung ſich nahe an die größeren Inſeln der Weſtkarolinen anſchließen. Prof. Semper[8]) ſchildert uns das Leben am Strande dieſer Eilande.

Wir fuhren bei Hochwaſſer über die nun gänzlich bedeckten inneren Riffe ziemlich nahe an der Küſte entlang; überall iſt ſie von einem Saume von Mangroven umgeben. Mitten aus dem plätſchernden Waſſer ſteigen zahlloſe gerade, dünne Stämme bis zu Mannshöhe empor und breiten ſich dann plötzlich aus in eine Krone unregelmäßiger Äſte mit ſaftigen und glänzend grünen Blättern. Jhre Wurzeln ragen teilweiſe über das Meer empor als dünne, wirre Gebilde, die von der Ferne betrachtet wie Kegel von regellos angehäuften Ruinen ausſehen. Zwiſchen ihnen erheben ſich abgeſtorbene Stämme oder ſpitz und ſteif emporragende junge Bäume, von deren Zweigen ſenkrecht dem fruchtbaren Naß zuſtrebende Luftwurzeln herabhängen. Dieſes Dickicht ſcheint dem Auge nur ſchmal zu ſein; aber folgt man einem der vielen labyrintiſch ſich darin verteilenden Kanäle, ſo erſtaunt man über ſeine Ausdehnung. Überall ziehen ſie ſich weit in das Land zwiſchen die Hügel hinein, und dieſe entſpringen faſt immer mit ihrem ſteil anſteigenden Fuße aus den Sümpfen, in denen die Mangroven wachſen. So fehlt dort eigentlich alles ebene Land zwiſchen den Bergen und der Küſte.

Bei hoher Flut ſcheinen die meiſten Mangroven als einfache Stämme aus dem Waſſer aufzuſteigen, welches das von den Wurzeln gebildete Geflecht gänzlich verdeckt. Dann herrſcht in dieſem Walde tiefe Stille, die nur ſelten unterbrochen wird durch das krächzende Geſchrei eines glänzend blauen Eisvogels, der vom Ruderſchlage erſchreckt vor uns auffliegt oder vielleicht auf einen Fiſchſchwarm niederſtößt, den die reißende Strömung der ſteigenden Flut unter ſeinem Sitze vorbeigeführt hat. Eine mit breitem Ruderſchwanze verſehene Waſſerſchlange

Junger Eingeborener von den Palau-Inſeln.

läßt ſich ſchlafend mitten im Strome einhertreiben. Wenn aber allmählich die Ebbe den ſumpfigen Boden des Waldes trocken zu legen beginnt, dann erhebt ſich ein ganz anderes Leben zwiſchen den Wurzeln der Bäume, wie in ihren Zweigen, in den Strömen, wie auf den kleinen freien Plätzen in den Teilungswinkeln der Kanäle.

Mitunter finden sich auch künstlich gelichtete Flächen im Walde. Auf solchen, jetzt halb trockenen Stellen lassen sich nun, von allen Seiten herbeieilend, große Reiher nieder, die mit ihren langstelzigen Beinen zwischen den Wurzeln einherstolzieren und nach allerlei Würmern suchen, die zu Tausenden aus ihren Löchern hervorkommen. Laut knackende Töne bringt hier ein kleiner Krebs hervor, indem er die Glieder seiner dicken Scheren kräftig gegeneinander schlägt. Die in den schönsten Farben prangenden Telegraphenkrebse sitzen vor dem Eingang ihrer Wohnungen und bewegen ihre riesigen Zangen beständig auf und nieder, als wollten sie ihre Freunde zum Besuch herbeirufen. Zierliche Schnepfen und Bachstelzen laufen eilig und emsig suchend von Ort zu Ort, und eine Unmasse von Schnecken verlassen ihre Löcher und Spalten, um sich ebenfalls eine Zeitlang am hellen Sonnenlicht und in reiner Atmosphäre zu erfreuen. Große, räuberische, auf dem Lande lebende Krabben begeben sich nun in dieses Labyrinth, um nach den Schnecken zu suchen oder die im Schlamm versteckten Muscheln mit ihren mächtigen Scheren zu durchbrechen. Auch der Mensch wetteifert mit ihnen im Suchen nach den wohlschmeckenden Schaltieren, bis die zurückkehrende Flut allem Leben vorübergehend wieder ein Ende bereitet.

West-Karolinen.

Wenden wir uns nun zu den zunächst gelegenen Karolinen, der westlichen Gruppe. Ihre größte und westlichste Insel ist Yap (offizielle Schreibweise Jap), dem Sitz des Bezirksamtmannes. Direktor Grabowsky[3a]) wird uns dabei landeskundiger Führer sein.

Unsere Bilder versetzen uns nach der westlichsten Insel der Karolinen, der 207 qkm großen Insel Yap, auf der im Tomilhafen ein Sitz der deutschen Regierung eingerichtet worden ist. Die Nordhälfte der Insel ist nur an der Küste von einem breiten, dichten Gürtel von Kokospalmen umgeben, steigt dann auf drei Seiten schnell zu Bergen von 200 bis 419 m Höhe an, deren Ton- oder Tuffboden nur das Wachstum von kleinen Sträuchern, Farnkräutern oder Gräsern begünstigt, hingegen keinen Hochwald aufkommen läßt. Die südliche Hälfte von Yap, die sogenannte Rulinsel, die durch eine schmale Landzunge mit dem nördlichen hohen Teil verbunden ist, wird von einer sehr fruchtbaren, allmählich ansteigenden Niederung eingenommen und zeigt eine reiche Vegetation, wie es unser erstes Bild, das einen Blick vom Lande auf das Meer darstellt, vorführt. Yap, mit den dazu gehörigen kleinen Inseln Ramung und Map, wird von einem gemeinsamen Riffgürtel umgeben, der durch mehrere Passagen unterbrochen wird; die günstigste führt im Südosten zur Tomilbucht, einem vorzüglichen Hafen mit günstigem Ankerplatz, der Ortschaft Rul gegenüber, deren auf weit in die Lagune hinaustretende Dämme gebaute Versammlungshäuser aus dem üppigen Grün der Umgebung hervortreten. Von den Versammlungshäusern aus führen mit Steinen sauber gepflasterte Wege nach den unter Kokospalmen zerstreut liegenden Hütten der Eingeborenen auf unserem zweiten Bilde, die, von hellerer Hautfarbe als die dunkelbraunen Palauinsulaner, diese auch in bezug auf Wohlgestalt des Körpers übertreffen. Ihre Gesichtszüge tragen unverkennbar den Typus der malaiischen Rasse. Ihre langen schwarzen Haare sind meistens glatt und werden von beiden Geschlechtern gewöhnlich seitwärts zu einem Knoten aufgebunden. Die Frauen sind in der Jugend von nicht unangenehmem Äußern, altern aber früh und werden dann häßlich. Yap zählt gegenwärtig zirka 3000 Einwohner, ein intelligentes, aber auch schlaues und hinterlistiges

Völkchen, das in 58 Distrikte getrennt lebt, von denen jeder seinen obersten Häuptling hat. Die Bevölkerung besteht aus Freien und Sklaven. Letztere leben in besonderen Ortschaften und sind verpflichtet, täglich den Freien Produkte des Feldbaues zu liefern und auch sonstige Arbeiten zu leisten.

Der Frauenanzug besteht aus einer rings um die Hüften reichenden, bis unter das Knie herabhängenden Blätterschürze, wie wir sie auf unserem dritten Bilde sehen. Die Frauen schmücken ihr Haar gern mit Blumen und tragen Arm- und Halsringe aus Muscheln oder Kokosschale gefertigt. Die Hütten sind auf einem Fundament aus Steinen errichtet. Die Giebel springen in der Mittellinie stark hervor. Das Gerippe der Hütten ist aus starken, zugehauenen Pfosten hergestellt, die Zwischenräume werden mit einem Flechtwerk aus dünnem Rohr ausgefüllt, bis auf eine Anzahl von Öffnungen, die als Fenster und Türen dienen. Der hohe und steile Dachstuhl wird mit grob zusammengeflochtenen Kokospalmblätter gedeckt. Das Innere dieser Häuser ist reinlich gehalten, der aus festgestampftem Ton bestehende Fußboden mit Matten bedeckt. An den Wänden hängen die verschiedenen Gerätschaften und Waffen, am Boden stehen ihre Tongefäße, Kopfschemel, europäische Kisten mit sonstigem Hausrat und anderes mehr.

Jedes Dorf besitzt mehrere größere Gebäude, die sogenannten Febays oder Versammlungshäuser der waffenfähigen jungen Leute, welche daselbst auch schlafen. Da sie sich meistenteils am Ufer auf etwas vom Strande hervortretenden Steindämmen erheben, tragen sie im hohen Grade zur Belebung der Uferlandschaft bei. Das Febay hat eine sechseckige Grundform, zwei parallele lange und vier schräge kurze Seiten. Unser viertes Bild zeigt zwei dieser dem Lande zugekehrten Kurzseiten. Ein Febay steht immer auf einem 80 bis 90 cm hohen massiven Unterbau (Tobok) von Steinblöcken,

Yap. Blick vom Lande auf das Meer.

auch dann, wenn der Bau auf einer der in die Lagune hinaustretenden Steinmole (Dáif) sich erhebt. Die Verbindung der Rundhölzer, die in der yapschen Bauart vorherrschen, geschieht durch Kokosfaserschnüre. Ein gewöhnliches Febay ist 23 m lang, 7 m breit und bis zur Firste 8 m hoch. Die Bedeckung des sehr steilen Daches besteht aus schräg miteinander verflochtenen Kokospalmwedeln oder aus Pandamsblättern. Der aus festgestampfter Erde bestehende Fußboden wird durch Kokosstämme in verschiedene Abteilungen geschieden. An der rechten Seite befinden sich drei bis fünf Feuerstellen; hier schlafen die Männer, den inneren Kokosstamm als Kopfkissen benutzend. Die linke Seite ist den alten Leuten und den Häuptlingen vorbehalten; im mittleren Raum ist ein Gerüst für die Speere der Klubmitglieder errichtet.

Wie auf den Palauinseln war auch auf Yap seit altersher behufs Feststellung und Umsatz des Eigentums „Geld" in Anwendung. Dasselbe ist freilich, den einfachen Zuständen und der isolierten Lage des Landes entsprechend, von einem höchst eigentümlichen, schwerfälligen Materiale gebildet. Es sind runde Steine von der Gestalt und Größe eines Schweizerkäses bis zu der eines Mühlsteins, Pálang genannt, wie man solche in zwei Reihen am Wege, der zum Versammlungshause führt, aufgestellt sieht.

Noch besser sieht man dieselben auf dem fünften Bilde, wo auch die runden Öffnungen

Yap. Hütten der Eingeborenen.

sichtbar sind, durch welche ein Stock zum Tragen des Stückes durchgesteckt werden kann. Die Felsart, Arragonit, ein kristallinischer Kalkspat, kommt auf Yap selbst nicht vor, sondern nur auf den 220 Seemeilen entfernten Palauinseln, wo er von den Yapleuten mühsam bearbeitet und mit ihren gebrechlichen Kähnen, neuerdings auch mit europäischen Segel- und Dampfschiffen, nach der Heimat geschafft wird. Der Wert wird nach der Weite des Durchmessers bemessen; ein 2 m hohes Stück gilt z. B. als Be-

zahlung für ein großes Kanu. Als Scheidemünze dienen kleinere, talergroße Stücke desselben Gesteins sowie Perlmutterschalen, die durchbohrt und an Schnüren aufgereiht werden. —

Die beiden Männer neben den Geldsteinen sind Häuptlinge. Sie tragen als Kleidung eine gürtelartig um die Hüften geschlungene, zusammengewickelte feine Matte aus Pandamusblättern und den „lit", einen kleinen Schurz aus rotgefärbten Bastfasern. Beide auch Naturkinder selbst Schmerzen dafür ertragen. Beide Geschlechter auf Yap durchbohren die Ohrläppchen, erweitern die Öffnung allmählich und tragen darin allerlei kleine Gegenstände, auch Blumen, als Schmuck. Der Körper der freien Männer wird außerdem durch Tätowierung verziert; die Frauen der höheren Stände sind nur an Armen und Händen tätowiert.

Den Aufbau der Insel selbst beschreibt H. Seidel[7a]).

Yap. Frauenanzug.

Gegenstände werden von den Bewohnern der Mackenziegruppe angefertigt und als Tribut in großer Zahl jährlich nach Yap abgeliefert. Wie die Frauen tragen auch die Männer auf Yap Arm- und Halsbänder. Das manschettenartige Armband „iatau", wie es der stehende Häuptling am linken Handgelenk trägt, ist aus einer großen Kegelschnecke (Conus millepunctatus) gearbeitet. Solche Armbänder werden nie abgelegt, obgleich sie sehr unbequem sind und oft die Hand wund scheuern; die liebe Eitelkeit läßt

Wir sehen ein im Süden flach gehügeltes, in der Mitte stärker ansteigendes Land, das gerade nördlich von Belatsch von einer kurzen Bergkette, dem Burräzuge, überquert wird. Deutlich treten die drei höchsten Gipfel, der Köbull, Otschä und Madade, jeder etwa 300 m zählend, aus der niederen Umgebung hervor.

Der Köbull gewährt einen reizenden Rundblick über die ganze Insel, den Riffkranz und das weite, tiefblaue Meer. Selbst die verschiedenen Formationen des Pflan-

zenkleides lassen sich leicht nach ihrer zonalen Anordnung unterscheiden. Den Strand besiedelt, aufgelöst in größere und kleinere Bestände, zwischen denen sich allenthalben seichte Kanäle hindurchwinden, der üppiggrüne Mangrovenwald. Ihm folgt, wo der Boden härter und trockener wird, vielleicht auch sandig, entweder die durch Schimper so benannte Pescaprae-Formation oder ein wirrer, dorniger, fast undurchdringlicher Küstenbusch. Nun erst beginnt die „Kulturzone", die im Süden fast reiner Kokoshain ist, sonst aber bis zu einer Seehöhe von 60 bis 80 m hinauf aus einem Mischwalde besteht, der von mannigfachen Nutzhölzern und Resten der ursprünglichen Wildvegetation gebildet wird. Den Rücken der Berge und Hügel deckt endlich auf drei Viertel des Gesamtareals ein kniehohes, leichtes Gras, hier und da unterbrochen von Stauden und Sträuchern oder dem gesellig lebenden Pandanus.

Im Nordosten, wo der Tormillhafen am tiefsten in den Inselkern vorgreift, trennt ihn ein etwa 800 m breiter Isthmus vom jenseitigen Meere. Diese Enge ist seit 1901 Yapern selber, unter Anleitung und Aufsicht durchstochen worden, durchstochen von den des deutschen Bezirksamtmanns Senfft, der mit diesem Werke, dem Tagerenkanal, für seine Schutzbefohlenen eine Kulturtat ersten Ranges vollbracht hat. Die Kanus von den Inseln Map und Rumang, sowie von allen Plätzen der West- und Nordwestseite

Yap. Febays (Versammlungshäuser).

brauchen jetzt nicht mehr den gefährlichen Weg um die Außenseite von Yap zu nehmen, sondern fahren im geschützten Binnenwasser durch den Kanal auf kürzester Straße zum Bezirksamt oder zu den deutschen Handelsstationen.

Das Gegenstück des Kanals ist drüben im Osten der 916 m lange Blockdamm zwischen den Gauen Tomill und Gagil, gleichfalls zur Abkürzung des Weges und zur Hebung des Handels bestimmt. Ähnliche, wenn auch kleinere Arbeiten finden

sich noch mehrfach auf Yap. Das Kulturland überzieht außerdem ein Wegenetz von 80 km, dessen Anfänge bereits in vordeutscher Zeit gemacht wurden.

Unter den Eingeborenen Yaps ist eine Sage bekannt, nach der ein Teil von Yap in nicht allzu langer Vorzeit eine gewaltsame Veränderung erfahren hat. Regierungsrat A. Senfft[9b]) schätzt die seit diesem Vorgange abgelaufene Zeit auf 50 bis 60 Jahre und hält ein submarines mit einer Flutwelle verbundenes Beben für diese Ursache.

Yap-Geldsteine.

In dem Teile der Gemeinde Debotsch, der noch heute ausgesprochenen Wüstencharakter trägt, bemerkte vor vielen Jahren ein Bewohner ein schönes Mädchen, das bei seinem Erscheinen floh. Er verfolgte es und sah, daß es in der Höhle eines Felsens verschwand, in der er es trotz eifrigen Suchens nicht finden konnte. Er ging dann zu seinem in Tomil wohnenden Oberhäuptling und berichtete ihm den Vorfall. Der Oberhäuptling war begierig, das so einsam in der Wüste lebende Mädchen zu sehen, und beschloß, es mit dem Debotschmann zu fangen.

Zu diesem Zwecke ließ er einen Drachen steigen in der Hoffnung, daß das Mädchen seinen Schlupfwinkel verlassen würde, um die Bahn des Drachens zu verfolgen, während der Debodschmann sich an die Höhle schleichen und in deren hintersten Teil ein Netz spannen mußte, in das es sich verstricken sollte. Der Plan gelang und sie brachten das gefangene Mädchen nach Tomil, wo es in dem Hause des Häuptlings gut aufgehoben wurde. Nach einiger Zeit äußerte es den Wunsch, seine an der Nordküste von Jap wohnende Mutter zu besuchen. Der Häuptling willfahrte dem Wunsche und begleitete es. Als sie auf dem Wege in dem Dorfe Maki angelangt waren und ausruhten, verlangte er von dem Mädchen die Preisgabe der Keuschheit. Es weigerte sich unter der Begründung, daß ihm von seiner Mutter Keuschheit zur Pflicht gemacht worden wäre; schließlich gelang es ihm aber doch, ihre Bedenken zu beschwichtigen. Sie wanderten dann weiter und sahen bei ihrer

Ankunft an der Nordküste in weiter Ferne die Mutter in riesiger Gestalt, sonst aber ganz von dem Aussehen der Japfrauen, auf dem Meere gehen in der Richtung nach dem Ufer. Das Paar wurde von Angst gepackt und floh. Die Mutter ahnte sofort, was sich zugetragen. Sie streckte die Arme um einen Teil des Landes aus und trennte den nördlichsten Streifen von Jap ab — die jetzige Insel Rumung. Die Flüchtlinge befanden sich nicht darauf, sie löste deshalb in derselben Weise die jetzige Insel Map los und, als sie auch jetzt nicht die Gesuchten fand, mit einer dritten Umarmung den Teil bis zur engsten Stelle Japs, wo sich heute der Tagerenkanal befindet. Auf diesem Stücke fand sie die beiden. Sie machte ihnen über ihr unkeusches Verhalten die bittersten Vorwürfe und drohte, die ganze Insel Jap dafür zu strafen.

Der Häuptling kehrte mit dem Mädchen zurück und machte es zu seiner Frau. Einmal nur war die Mutter zum Besuch nach Tomil gekommen und mit allen Ehren empfangen und der besten Nahrung bewirtet worden. Bei ihrer Riesengestalt konnte nur der Kopf in dem Gemeindehause Unterkunft finden, der Körper mußte im Freien bleiben.

Als dem Paar nach einiger Zeit ein Knabe geboren war, ließ die Mutter einst das Kind für einige Zeit allein, um nach ihrem Manne zu suchen, der sich am frühen Morgen entfernt hatte. Während ihrer Abwesenheit kehrte er zurück und bemerkte bei dem Kinde eine große Ratte, die mit ihm spielte und es durch ihre absonderlichen Sprünge zum Lachen reizte. Der Vater tötete die Ratte mit einem Stein und erzählte das Geschehene seiner Frau bei deren Rückkehr. Da wurde sie sehr traurig, sie weinte und sagte, er habe ihre Mutter getötet, die das Kind einer Warneidechse und einer Ratte sei, nun würde großes Unglück über die Insel hereinbrechen. Sie bewahrte die tote Ratte einige Tage auf und trieb mit ihr dann Zauberei mit Hilfe von Kokos- und Gelbwurzblättern und einem Zahn, den sie sich herausgebrochen hatte. Aus dieser Zauberei deutete sie, daß nach sieben Tagen ein Sturm kommen und das Meer über die ganze Insel peitschen würde. Daraufhin nahm das Paar ihr Kind und viele Nahrung und ließ sich auf dem höchsten Berge Tomils nieder. Die Prophezeiung traf pünktlich ein, und Jap wurde durch gewaltige Meereswogen fast ganz vernichtet. Außer der Häuptlingsfamilie war nur noch ein Mann aus dem Dorfe Onean mit seiner Frau am Leben geblieben. Er hatte die Fluten kommen sehen und sich mit seiner Frau an ein 100 Faden langes Tau und dieses an einen Brotfruchtbaum gebunden. Die Wellen hatten beide emporgehoben, aber sie nicht ins Meer zu schleudern vermocht. Mit Ausnahme weniger Bäume auf den Bergen waren alle Kulturen zerstört.

Der Dörfler aus Onean machte sich nun auf den Weg, um zu sehen, wer von den Bewohnern Japs am Leben geblieben sei. Auf seiner Wanderung kam er nach dem Dorfe Lamär, das damals an der Südspitze von Jap lag. Dort bemerkte er ein mächtiges Stück flaches Neuland ohne jede Vegetation, nur aus Seesand bestehend und mit einem Korallenriff umgeben; es ist das die Landschaft Nimigil mit dem Dorfe Ngof auf der Ost-, und Nif auf der Westküste. Zum Zeichen, daß er das Neuland entdeckt habe und für sich beanspruche, stieß er einen Stab in den Sand. Auch der Häuptling von Tomil trat einen Gang durch die Insel an und bemerkte das Neuland. Er beachtete den Stab nicht, sondern steckte sein Steinbeil zum Zeichen der Besitzergreifung in den Boden. Auf seiner weiteren Wanderung entdeckte er in Onean die beiden am Leben gebliebenen Leute. Der Onean-Dörfler machte ihm von seiner Entdeckung des Neulandes Mitteilung, der Tomilhäuptling behauptete, den Stab nicht gesehen zu haben, und beanspruchte das Land für sich. Sie einigten sich schließlich dahin, daß jedem die Hälfte gebühren sollte.

Dem Paar aus Onean wurde später ein Kind geboren, während die Familie in Tomil sich noch um weitere sechs Kinder vermehrte,

die ihren Wohnsitz wie folgt nahmen: As in Onos (auf dem Neulande), Jengelap in Gatschbar, Ngul (ein Mädchen) in Maki, Usere in Okau. (Den Namen der anderen beiden Kinder und ihre Wohnorte kann die Tradition nicht mehr angeben.) Das erstgeborene Kind Magoregoi blieb in Tomil.

Die in Gestalt einer Ratte getötete Mutter tauchte auch wieder auf, sie hatte aber nur noch einen Zahn. Später kamen wieder Warn- und andere Eidechsen über das Meer und vermehrten sich. In den ersten Generationen sollen sie den Menschen fast gar nicht ähnlich gewesen sein, in den späteren Generationen sollen sie aber mehr und mehr menschliches Äußere erhalten und sich dann mit den Kindern der beiden Paare gemischt haben, so daß Jap von neuem bevölkert worden ist.

* * *

Wie bei so vielen Sagen kann auch hier Wahrheit mit Dichtung zusammenwirken. Die Hebung der Riffs, der Landschaft Nimigil, durch einen submarinen, mit Flutwelle verknüpften Vorgang ist ganz wahrscheinlich, wie andererseits die im Nordosten von Jap gelegene Insel Sepin vor 50 bis 60 Jahren verschwunden ist. Es sind in Jap noch genug Leute vorhanden, die auf Sepin gewesen sind. Liegt das mit Seesand bedeckte Riff erst über Wasser, so ist es nur eine Frage kurzer Zeit, daß sich Vegetation bildet. Der Seesand ist bekanntlich der beste Nährboden für Kokospalmen. Sie gedeihen darauf so schnell, daß schon nach sechs bis sieben Jahren Nüsse erzeugt werden. Durch das Vermodern von Baumstämmen, den Blätterfall, das Anschwemmen von Pflanzen mit ähnlichen Lebensbedingungen wie die Kokospalme bildet sich eine Humusschicht, die mit Hilfe reichlichen Regens im Laufe der Zeit auch anderen Pflanzen das Gedeihen ermöglicht. In der Tat ist die Landschaft Nimigil flach. Die wenigen unbedeutenden Erhebungen sind felsig.

Haben wir in Jap eine der Hochinseln, der bergigen Inseln der Westkarolinen kennen gelernt, so führt uns Reg.-Rat A. Senfft[9a]) in Lamutrik den Typus der zweiten Art Inseln vor, aus denen die Gruppe besteht, nämlich die flachen, nur wenige Meter über die Hochwassergrenze emporragenden Koralleninseln. Sie bilden in ihrer vollständigen Form einen mehr oder weniger geschlossenen Ring, der die sogenannte Lagune umschließt. Diese ist ein verhältnismäßig flaches Seebecken mit Korallengrund, dessen Wasser, eben durch den Inselkranz, vor der Bewegung der freien See geschützt ist und daher einen guten Ankerplatz bietet. Nur ist die Einfahrt durch die oder den engen Kanal oft recht schwierig und gefährlich.

Lamutrik ist ein typischer Atoll in der Form eines gleichschenkligen Dreiecks, an dessen Spitzen die Inseln Falaite, Puch und Lamutrik liegen, nur die letzte ist bewohnt. Sie bietet mit ihrem weißen Sandstrand und einer kleinen Bucht, in deren Hintergrunde die deutsche Flagge wehte, einen hübschen Anblick. Sie ist dicht bestanden mit Kokos, Brotfrucht, Pandanus, Hibiscus, etwas Gelbwurz und Arrowroot, einigen Calophyllum-, Crataeva speciosa- und Averrhoa carambola-Bäumen und in einem Moor mit Taro, Zuckerrohr- und Cyrstosperma edule; Jam und Bambus fehlen gänzlich. Hühner und Schweine sind nicht sehr zahlreich, und der Fischreichtum in der Lagune soll sehr nachgelassen haben, dagegen sind die Bäume von vielen Land- und Seevögeln bewohnt. Die Kultur auf den anderen beiden zu dem Atoll gehörenden Inseln soll dieselbe sein. Danach ist eine weitere Bestockung der Gruppe mit Kokospalmen nicht oder nur in sehr geringem Maße möglich.

Die jährliche Produktion einschließlich der von Flato und Satuval beträgt etwa 45 Tonnen. Trotz der Versicherung des daselbst stationierten Händlers der Firma D. D. O'Keefe, daß die Schildlauskrankheit in Lamutrik nicht herrscht, bemerkte ich einige von ihr befallene junge Palmen. Ein weiterer Feind der Palme ist in den zahlreichen Ratten zu finden, die die Nüsse auf den Bäumen ausfressen. Als Schutzmittel sollen sich die um die Palmen geschlungenen,

mit scharfen Stacheln besetzten Blätter des Pandanus bewähren. Auch unter den Bananen war eine Krankheit wahrzunehmen, die augenscheinlich auf einen etwa 1,5 bis 2 cm langen farblosen Wurm zurückzuführen ist, der sich in den Wurzeln und in der Krone vorfindet. Ich ließ deshalb einen meiner besten Polizeisoldaten zurück, der, mit bestimmten Machtbefugnissen ausgerüstet, sofort die nötigen Maßnahmen zum Schutze der Pflanzen zu treffen hat.

Die Bevölkerung ist friedfertig und gutherzig, aber indolent. Die veranstaltete Volkszählung ergab als Bestand 68 Männer, 64 Frauen und 68 Kinder, zusammen also 200 Köpfe; Todesfälle sind in etwa Jahresfrist sechs vorgekommen, davon, soweit sich das aus der Beschreibung feststellen läßt, drei an Schwindsucht und zwei an Dysenterie. An Krankheiten bemerkte ich zwei an Elefantiasis Leidende, einen Blinden, zwei weitere Augenkranke (einer von diesen kann nur nachts sehen), eine Frau mit einer Sattelnase und zwei Kinder mit unnatürlich aufgeschwollenen Leibern; Lues und Gonorrhöe sollen nicht vorkommen. Die Gruppe ist früher dichter bevölkert gewesen; vor etwa 60 Jahren ist sie von einem mit einer starken Flutwelle verbundenen Taifun heimgesucht worden, der fast alles vernichtete. Mit sechs übrig gebliebenen Kanus sind einige Männer nach der 150 Seemeilen entfernten Oleaigruppe gefahren, haben von dort eine größere Anzahl von Fahrzeugen geholt, auf denen die sämtlichen Bewohner nach den Marianen, Truk, Jag und anderen Inseln ausgewandert sind. Erst nach Verlauf vieler Jahre ist ein Teil zurückgekehrt. Die Bevölkerung steht unter einem mit geringer Autorität ausgestatteten Häuptling, der gleichzeitig über die benachbarten Atolle Flato und Satuval herrscht und das Eigentum über die unbewohnten Inseln Olimaran, Pikola, Pikolot, Toas und Westfuja beansprucht. Sein Nachfolger wird ein Neffe, der als Polizeisoldat zwei Jahre im Dienste des Bezirksamts gestanden hat. Der Oberhäuptling über alle genannten Inseln ist der Häuptling Follebu in Jap, der mich auf meiner Reise begleitete.

Seit jenem schweren Taifun ist die Insel nur noch von mehr oder weniger heftigen Winden betroffen worden. Über die seit 1901 gefallenen Regenmengen sind Aufzeichnungen gemacht und bereits dem Auswärtigen Amt übersandt.

Nach Übernahme der Kopra und Erledigung der Amtsgeschäfte wurden am 27. September Segel gesetzt, aber widrigen Windes wegen konnte erst am folgenden Tage die Lagune verlassen werden. Nach weiteren vier Tagen wurde in Oleai Anker geworfen.

Oleai ist gleichfalls ein Atoll; er besteht aus 23 Inseln, von denen bewohnt sind Raur, Palián, Oleai, Máriom, Tagánlop, Séliap, Olemari (Ot' thogan) und Folátis.

Die Kulturen sind dieselben wie auf Lamutrik, teilweise üppiger, aber auch hier fehlen Jams und Bambus. Hühner, Schweine und Fische sind zahlreich. Die Inseln sind bis an die Grenze der Bestockungsfähigkeit bepflanzt mit Kokospalmen, die alle in saftigem Grün prangten. Die Schildlauskrankheit bemerkte ich nur an je einer jungen Palme auf den Inseln Máriom und Tagánlap, wohl aber tun auch hier die Ratten den Palmen großen Schaden.

Eine Volkszählung ergab für die einzelnen Inseln des Atolls folgendes Resultat:

Insel	Männer	Frauen	Kinder	Summe
Olemari .	41	40	50	131
Raur . .	12	10	7	29
Palian .	15	20	13	48
Oleai . .	45	88	50	183
Mariom .	5	15	12	32
Taganlap	17	21	14	52
Seliap .	26	38	46	110
Falabis .	25	40	11	76
zusammen	186	272	203	661

Die Bewohner sind friedfertig, stehen aber an Intelligenz, Fleiß und Charakter hinter denen von Jag weit zurück, sie sind nur tüchtig als Kambauer, Seefahrer und

Fischer. Leider haben, wie an Ort und Stelle ermittelt werden konnte, in der letzten Zeit Krankheiten unter ihnen stark aufgeräumt. Nach Aussage der Häuptlinge ist in wenigen Jahren ein Drittel der Bewohner gestorben. In erster Linie wird die große Sterblichkeit auf Dysenterie zurückgeführt, die allem Anschein nach durch den übermäßigen Genuß von Sauertoddy (dem in Gärung übergegangenen Saft aus dem Blütenstand der Kokospalme) hervorgerufen wird, dem die Insulaner leidenschaftlich fröhnen und, um ihn möglichst scharf zu machen, mit Salzwasser gemischt in der heißen Sonne am Meeresstrand kochen lassen. Dann sind plötzliche Todesfälle nicht selten; der Sterbende soll fühlen, wie ein brennender Schmerz, von den Füßen ausgehend, sich über den ganzen Körper erstreckt, bis er das Herz erreicht. Ein anderes Übel, das gleichfalls den Tod zur Folge haben soll, äußert sich in Geschwülsten an Hals und Brust. Augenübel, Elefantiasis kommen ebenfalls vor, und auch einen Fall schwerer Paralyse sah ich bei einem Mann. So schrecklich der Anblick war, unter einem harmlosen, frohlaunigen Völkchen, umgeben von Gräbern, eine Pandorabüchse von Gebrechen ausgestreut zu sehen, noch schrecklicher berührte mich der Umstand, daß der Tod ganz seinen Stachel verloren zu haben schien. Unter Lachen wurde von den vielen Todesfällen gesprochen, unter Lachen mir die Todeskandidaten gewiesen und mit Lachen die Anstrengungen des Paralytikers begleitet, der sich mit Hilfe von zwei Stöcken mühsam aufrichtete, um das heftige Zittern seines kräftigen Körpers zu zeigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Abgestumpftsein gegen das Unglück auf dessen Häufung zurückzuführen ist. Notwendiger als alles andere ist für die Insel ärztliche Hilfe, und ich werde deshalb alsbald das Weitere veranlassen.

Bei Betrachtung der Bevölkerungsziffer fällt das unverhältnismäßige Überwiegen des weiblichen Elements auf, dagegen ist das numerische Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern nicht ungünstig, wenn man berücksichtigt, daß zu den letzteren nur solche im Alter bis zu etwa acht Jahren gerechnet werden. Wohl aber war ein Mangel an blühenden jungen Mädchen bemerkbar; Mädchen, die ihrem Körper und Gesichtsausdruck nach kaum 16 Jahre sein konnten, zeigten schon Spuren des Welkens.

Zunächst habe ich zwei tüchtige Polizeisoldaten stationiert, die drei dort wohnende frühere Soldaten zu ihrem Beistand heranziehen können, mit dem Auftrag, vor allem das Trinken von Sauertoddy zu verhindern, und ihnen zu diesem Zwecke bestimmte Strafgewalt eingeräumt, denn auf die Häuptlinge ist kein Verlaß. Ihre durch viele Rücksichten eingeschränkte Macht ist nicht größer als die unserer Dorfschulzen. Ein Oberhaupt über die ganze Gruppe gibt es dort nicht, der schon früher genannte Follebu in Jap ist auch Herrscher über Oleai.

Wirtschaftlich bearbeitet wird die Insel durch die Firmen D. D. O'Keefe und S. Murayama in Yokohama, die je eine Handelsfaktorei unterhalten. Die jährliche Kopraproduktion Oleais zusammen mit der der benachbarten Insel Ifaluk beträgt etwa 90 bis 100 Tonnen. Zur Verhinderung ungesunden Wettbewerbs haben beide Händler auf meine Anregung für die gangbarsten Tauschartikel — Tabak und Kattun — die gleichen Preise zunächst auf die Dauer von drei Jahren vereinbart.

Häuser am Strande der Binnenlagune.

Ostkarolinen.

Als Deutschland 1886 gemäß dem Schiedsspruch des Papstes die auf Jap gehißte Flagge wieder niederholte, setzte Spanien die seinige auf der Hauptinsel der östlichen Karolinen, auf Ponapé. Es hat aber nicht viel Freude an dieser Erwerbung gehabt, wie F. W. Christian (E. Prager[5a]) berichtet. Die Eingeborenen scheinen mit der spanischen Herrschaft auch nicht allzufrieden gewesen zu sein.

Es gehört heute der geschichtlichen Vergangenheit an, wie aus Veranlassung der Hissung der deutschen Flagge auf Jap im Jahre 1885 durch den Kapitän des unglücklichen Kreuzers „Iltis" die deutsche Botschaft in Madrid angegriffen und ihr Wappenschild von einem fanatischen Pöbel zerkratzt wurde, von dem wenige auch nur die kleinste oder dunkelste Vorstellung davon hatten, zu welchem Teile der Welt die Karolinen eigentlich gehören. Wie jedermann weiß, wurden die Streitigkeiten zwischen Deutschland und Spanien, welche anfänglich ein ernstes Gesicht anzunehmen drohten, in nachgiebiger Weise dem Schiedsspruch des Vatikans unterbreitet; doch wird eine kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten Vorgänge während der Besetzung durch die Spanier das Verdienst einiger Neuheit besitzen.

Die Hissung der spanischen Flagge erfolgte am 27. Juli 1886 an der Ascensionbai an der Nordküste Ponapes. Am 19. April des folgenden Jahres wurde mit Zustimmung der Könige von Kitti und Tschokatsch in demselben Bezirke die Kolonie Santiago gegründet und die spanische Herrschaft förmlich verkündet. — Kurz darauf erfolgte die Gründung einer katholischen Mission in Kitti, welche unglücklicherweise zu einem erbitterten Streite zwischen den amerikanischen Methodisten der Bostoner Mission und den Kapuzinerpriestern aus Manila Anlaß gab. Zwei Monate später wurde W. Doane, der Leiter der Bostoner Mission, unter der Beschuldigung der Verleitung der Eingeborenen zum Aufruhr schimpflich als Gefangener nach Manila gebracht.

Dieser Vorgang hatte eine Erhebung der Eingeborenen zur Folge. Am 1. Juli 1887 wurde ein Truppenteil der Garnison von Santiago auf der Insel Tschokatsch aus dem Hinterhalt angegriffen und in Stücke gehauen. Sodann griff eine starke Streitmacht, welche aus Eingeborenen der Inseln Nut und Tschokatsch bestand, die Festung an, nahm sie im Sturm und metzelte den spanischen Gouverneur und nahezu alle Verteidiger nieder. Vier Monate später langte eine Straferpedition von Manila an, und kurz darauf wurde eine allgemeine Amnestie verkündigt. Nun blieb alles bis zum 25. Juni 1890 ruhig, wo sich die Eingeborenen von Metalanim völlig unerwartet empörten und eine Abteilung von 54 spanischen Soldaten niedermachten, die in der Nähe von Oa an der an der Ostküste entlang führenden Straße arbeiteten. Im September wurde eine zweite Expedition nach Manila entsandt, die Küste von Metalanim bombardiert und einige Eingeborenendörfer niedergebrannt. Oberst Soto, der spanische Befehlshaber, geriet in der Nähe des Hafens von Metalanim in einen Hinterhalt und büßte sein Leben ein; aber wenige Tage darauf wurde Oa, die Festung der Aufständischen, erstürmt, wobei einer ihrer Hauptführer, Tschanlik, nach verzweifeltem Widerstande fiel. Der Krieg erreichte mit der Einnahme der starken Palisadenverschanzung von Ketom durch die spanischen Truppen, welche am 22. und 23. November 1890 unter schweren Verlusten erfolgte, sein Ende. Bis 1896, dem Zeitpunkte meines Besuches der Karolinen, blieb dann mit Ausnahme einiger Morde, die gegen spanische Soldaten verübt wurden, alles völlig ruhig. Unmittelbar vor dem Ausbruche des spanisch-amerikanischen Krieges indessen brach ein neuer Aufstand aus, der durch einen Versuch der spanischen Geistlichkeit verschuldet wurde,

Ascension-Bai (Nord-Ponape).

die protestantische Bevölkerung von Kitti und Mant mit Schwert und Büchse zur Annahme der katholischen Religion zu zwingen. Er führte zu einer heftigen Niederlage der Spanier und der Belagerung von Santiago durch eine starke Streitmacht der Eingeborenen von Metalanim. Dann erfolgte die Abtretung der Karolinen an Deutschland, und seitdem ist alles wieder ruhig.

Einen Sonntag aus dieser spanischen Zeit beschreibt gleichfalls F. W. Christian (E. Prager[5b]). Dies Stimmungsbild ist so hübsch, daß ich es durch keinen Zusatz beeinträchtigen möchte.

Es war an einem Sonntag in der Kolonie Santiago. Die Palmen auf den Hügeln rings um die kleine weiße spanische Ansiedelung tropften, blinkten und dampften, gebadet in das glühende Sonnenlicht, welches auf den Schauplatz eines heftigen reinigenden Regenschauers herniederströmte. Auf den fernen Höhen zeigten sich in der Luft flockige Wolkengebilde. Durch die blau und grau gescheckten Fluten der Ascensions-Bai verfolgte mitten hindurch die Bark „Mille", welche seit drei Tagen von Jaluit in den Marschallinseln überfällig war, ihren Weg auf die Langar-Reede unter einer Wolke bewegten Segeltuches, welche den Eindruck eines großen weißen Seevogels hervorrief, der von den sonnenbestrahlten Atollen des Nordostens seinen Weg hierher genommen, voller Freude, die hängenden Wälder und sanft rauschenden Wasserfälle unseres schönen Eilandes Ponape zu erreichen.

Die Morgenmesse war vorüber und eine Anzahl philippinischer Infanteristen und spanischer Nichtstuer hatte sich in den Hauptstore ergossen und saß oder stand dort, gruppenweise plaudernd, auf der Veranda, Zigaretten rauchend und Anisette trinkend, einen Likör, der dem Kastilianer so lieb ist wie der Absynth dem Gallier. Der plumpe und aufgedunsene Wirt lief geschäftig hin und her, indem er sich in gebrochenem Ponapeisch und fließendem Spanisch mürrisch an seine zusammengewürfelte Klientel wandte und häufig pausierte, um eine Flasche mit ungemischtem Branntwein an seine Lippen zu führen und zur Erleichterung seiner trockenen Arbeiten einen Zug zu nehmen.

Im Hause drängte es sich und summte wie in einem Bienenkorb. An der Küste bei dem kunstlosen Steindamm wurde eine zahlreiche Menge von Kanus heftig hin- und hergeschleudert; sie waren teils an Mangrovenpfählen festgemacht, teils an Ankern, die durch massive Steine „Paipung" gebildet wurden, um die man ein Tauende geschlungen hatte.

Schließlich wimmelte es in der Niederlassung von Eingeborenen in Feiertagskleidung, welche sich in den verschiedenen Graden von Trunkenheit zur Schau stellten.

Denn ein Sonntag in der Ascensions-Bai bedeutet ein regelrechtes Saturnalienfest, eine Art Rixdorf, Halensee und Moulin Rouge auf dem Montmartre zu einer ungeheueren Orgie vereinigt.

Der Gouverneur hält in seiner Residenz oben auf der Hochfläche offenes Haus in echt kastilianischem Geiste wie ein Earl Warwick des 19. Jahrhunderts, der seine Anhänger mit Rindfleisch und Bier bewirtet, und man sieht nur, wie die eifersüchtigen Angehörigen der verschiedenen Stämme Ponapes unter dem Schatten des rot-gelben Banners fraternisieren. Ein lustiger Bewohner von Kitti teilt Rotwein und schwarzen Tabak mit einem hageren „Tschulang" oder „Heiligen" aus dem pharisäischen Metalanim, wo all solche eitlen Dinge ausdrücklich verboten sind auf Befehl jenes Kirchenpfeilers, des Königs Paul, eines Methodisten von echtester Färbung. Ein altes Weib aus Tschokatsch tauscht sitzend ihre Ansicht über den neuesten Skandal aus mit einer Genossin aus demselben strengen Kirchspiel, beide wie ein paar Rotgänse oder Papageien schwatzend und anscheinend die Stammesstreitigkeiten vergessend, welche sie wohl den nächsten Tag wieder in Anspruch nehmen werden. Hier predigt ein dickleibiger Pingelap-Insulaner, der einen echt böotischen Eindruck macht, halb betrunken

in seinem veralteten holprigen Dialekt einer Schar lustiger Jungen aus Kitti, die ihn beständig durch Erklärungen unterbrechen, welche nicht zur Sache gehören und meist oder zum größten Teil ziemlich unzarter Natur sind. Aber der Strom seiner Beredsamkeit rauscht und braust fort.

Mein Photograph von den Philippinen bewegt sich dort drüben geschäftig unter einem Schwarm freundlicher nußbrauner Aspasis, welche eben diesen Morgen auf Kanus von ihren Verwandten aus Paliker und Tomara hergebracht sind als eine aussichtsvolle Spekulation auf dem Markt einer Südseebörse, wo Stockwucherer unbekannt sind, aber „Winkel" und Steigen und Fallen der Preise häufig vorkommen. Wie dieses Männchen sich unter den Mädchen im Kreise dreht, macht es einen so zufriedenen Eindruck, wie eine zahme Gesellschaftskatze in einem Londoner Salon, und versucht zutreffend und gewandt, die wenigen ponasseischen Worte zu verwenden, welche es gelernt hat. Beständig klingt es „I kin pokopoko" — „ich bin verliebt"; „Me kalaimum, kalaimum" — „sehr, gar sehr". Soweit reicht der Umfang seines Wortschatzes der Eingeborenensprache, und so lautet ohne Veränderung der wesentliche Inhalt seines Werbens, über welches sich die Fräulein Thais, Lais und Rodopis mächtig zu vergnügen scheinen.

Eingeborener aus Ponatik, Südostküste Ponapes.

Und siehe da, jetzt naht der Itschipau oder Titularkönig des nördlichen Stammes von U; er kommt talwärts von dem Hause des Gouverneurs, wo er gut und, nach seinem augenblicklichen Gange zu schließen, nicht geradezu als weislich gefrühstückt hat. Einen alten schwarzen, hohen Hut à la Krüger auf dem Haupte, ein türkisch-rotes Hemd auf dem Rücken und mit einem glänzend orange-

farbenen Eingeborenenkittel aus geschlissenen Palmenblättern bekleidet, ohne Schuhe und Strümpfe, schreitet seine Majestät den Abhang des Hügels herab, unter dem Arm eine große, bauchige Flasche Rotwein, deren Inhalt er in kleinen Schlucks an alle Europäer austeilt, welche seinen königlichen Augen begegnen. Hinter ihm drein schreitet ernsthaft sein Hofnarr und Faktotum, der ein Netz voll Eier von zweifelhafter Frische trägt, welche seiner Behauptung nach diesen Morgen einer sitzenden Henne fortgenommen sind. Er macht von Zeit zu Zeit unterwegs halt, um sie einzeln an die Rekruten aus Manila zu verhandeln, welche eine Vorliebe für schmackhafte und wohlriechende Speisen haben.

Seine Majestät von U betritt den Store und bestellt sein Seidel Anisette (die zierlichen Likörgläser, wie sie in der Kulturwelt üblich sind, sind auf Ponape nicht Mode). Einen harten Blick wirft er auf meinen armen Photographen wie eine mächtige Bulldogge auf einen kleinen Pony oder ein spielendes Kätzchen, und plötzlich richtet sich sein Auge durchdringend auf den Schreiber dieser Zeilen, der in einer Ecke gerade damit beschäftigt ist, Aufzeichnungen zu machen.

Seine Neugier ist erregt. Quer durch den Laden auf mich zuschreitend, sagt er: „Ei! maing Innglis, ranmau" — — „guten Tag, Freund Engländer". Dann fährt er in seinem Pidigin-Englisch fort „What you do? You blong Queen Pictoria, makee book, eh? You no michinari?" — — „Was tust du da? Du gehörst der Königin Viktoria an. Du machst Buch, nicht wahr? Bist du nicht Missionar?"

Ich weise bescheidentlich eine so große Ehre zurück.

„What for then you makee book?" — — „Wozu machst du denn Buch?"

Ich versuche meinem Fragesteller klar zu machen, daß alles „Buchmachen" nicht gerade notwendig das eigentliche Fach der Missionare und Kleriker ist.

Dies macht Seine Majestät eher irre.

Indessen nach einem zweiten steifen Seidel Anisette hob er an: „You my friend. You come canoe, sun he go down, my place, Nan-U, fine place, plenty fowl, plenty blegfluke. You stop my house, catch shadow man, catch shadow tree, catch shadow house, pickanini, woman, all same. You makee book, go Pritani, Queen Pictoria, he talk." — „Du bist mein Freund, du kommst auf dem Kanu, wenn die Sonne untergeht, nach meinem Platz Nan-U, einem schönen Platz, viel Bevölkerung, viel Brotfrucht. Du machst bei meinem Hause Halt, photographierst Mann, photographierst Baum, photographierst Haus, Kinder, Weib, alles miteinander. Du machst Buch, geh', Brite, Königin Viktoria, er erzählt."

Und so verabredeten wir sogleich und auf dem Fleck noch am selben Abend zu fahren, obwohl mein armer Gefährte mit tiefstem Schauder die Horde wildblickender Männer anstarrte, welche unsere Gastfreunde werden sollten. So schifften wir uns, als die Sonne sich stark westwärts neigte, unter Führung des Königs in zwölf Kanus ein und sahen in der Abendbrise ausgebreitet die wunderlichste Zusammenstellung zerlumpter Segel, deren ursprüngliches Segeltuch an zwanzig verschiedenen Stellen plump ausgebessert und geflickt war mit Fetzen von roten, braunen und blauen Stoffen, Teilen von Frauenunterröcken, Jacken und Hosenböden, welche überall wo anders längst dem Lumpenhändler oder dem nächsten Müllkasten überantwortet wären. In Achtung gebietender Ordnung flogen wir dahin mit Jauchzen und Chorgesang, indes rasch sich leerende Flaschen Rotwein von Hand zu Hand der immer noch durstigen Mannschaften flogen.

Und jetzt befanden wir uns dicht unter dem waldbedeckten Vorgebirge Not an den Untiefen, wo zur Ebbezeit die schwarz und weißen Seeschlangen „Nallupu-loiloi" in umfangreichen Betten miteinander verflochtenen Seegrases wimmeln und kriechen.

Und jetzt erhebt sich der Schrei „Weir, weir," (Wettrennen, Wettrennen). In einem Nu sind Masten und Segel niedergeholt und beschlagen. Ein Teil der Leute greift zu den Rudern und taucht sie im Gleichtakt

ins Wasser, während andere aufrechtstehend lange, zugespitzte Stöcke von Mangrovenholz wie Schiffsstangen schwingen, indem sie ihre geschmeidigen Körper in regelmäßigen Schwingungen im Gleichtakte wiegen; jedes Kanu schießt vorwärts wie ein in See gehender Dampfer mit einer Menge aufstrudelnder Blasen, welche in seinem Kielwasser aufschäumen. Wie die Mannschaft unseres Bootes sich im Gleichgewicht erhält, ist ein Wunder, und ausgezeichnet halten sie Kurs, während wir über die Klippen und Untiefen unseres Zieles Nan-U. Seewärts erblicken wir die kleinen Mantinseln und die Nalamen-Pokolotsch-Tiefen, und weiter in unserer Fahrtrichtung erhebt sich aus den ruhigen Wassern der forstgekrönte Wipfel der Arruinsel. Noch rasen wir unermüdet vorwärts, als unter lautem Halloh von hinten ein wohlbemanntes Boot Bug an Bug mit uns aufkommt. Der Führer steht am Bug, auf Leben und Tod seine Schiffsstange handhabend, und die ganzen neun Mann hinter ihm schreien, kreischen und quieken in nieder-

Häuptling von Paliker, Ponape Nordwestküste.

dahinfliegen. Der König kraucht, seine geliebte Weinflasche schwingend, auf den Luvbord und stößt den Ruf aus: „Matang, matang" (Schneller, schneller) während mein Gefährte aus Manila seinerseits seine Kamera fest umklammert und Gebete zu den Heiligen stammelt.

Schon haben wir die große Masse der Flotille weit hinter uns gelassen und fliegen an Awak und seiner kleinen katholischen Kapelle vorbei, welche friedlich im Waldesgrün daliegt, und bald erscheinen vor unsern Blicken die Brotfrucht- und Kokosnußhaine trächtigem Chorus in der stillen Abendluft. Schon sind wir im Begriff, festen Grund zu erreichen, da bricht ungefähr hundert Ellen vom Heimatsstrande, gerade als ihr Bug unsern Außenbord überholte, das Unheil herein. Der vorgenannte Führer des Bootes, ein Kerl von komischer Häßlichkeit mit einem ungeheueren warzenartigen Auswuchs in Form einer Orange an der Stirn geziert, stößt mit mächtigem Wurf seine schlanke Schiffsstange in den nachgiebigen Schlamm. So oder so, sie bricht plötzlich ab und plumps — über Bord geht Kaliban,

hinein in vier Fuß tiefen Morast und Wasser. — Doch überwiegt der Morast; aus ihm taucht er augenblicklich wieder hervor kläglichen Antlitzes, bedeckt mit einer Schlammschicht und triefend wie eine Sumpflerche — ein jämmerliches Schauspiel für Götter und Menschen.

An dem Landungsplatz strömten wildausschauende Gestalten in der Dämmerung zu unserer Begrüßung zusammen und der König führte, noch immer die Weinflasche unter dem Arme, wankenden Schrittes unter dem Geheul kläffender Hunde und keifender Weiber und Kinder eine buntscheckige Prozession über die Waldhänge aufwärts nach der Residenz auf der Spitze des Hügels, wo wir bei Gesang und Schmaus gute Bewirtung fanden.

So erfolgte unsere erste Bekanntschaft mit dem freien und ungezwungenen häuslichen Leben der Eingeborenen an eben unserm ersten Sonntage, den wir auf dem lieblichen Ponape, dem wasser- und waldreichen Eilande, verbrachten.

Von dem geologischen Aufbau, der Hydrographie, von Pflanzen- und Tierwelt gibt Kapitän M. Prager[6]) ein anschauliches Gesamtbild.

Die bekannteste und, man kann wohl sagen, die interessanteste Insel der östlichen Karolinengruppe ist Ponapé, zwischen 6° 43′ und 7° 6′ n. Br. und 157° 54′ und 158° 30′ ö. L. v. Gr. gelegen.

Zweifelhaften Angaben nach wurde Ponapé zuerst von dem Spanier Quirosa 1595 gesehen; und wenn auch die Entdeckung dem Kommandanten Lütke, 2. Januar 1828, von dem russischen Kriegsschiff „Seniavina" zugeschrieben wird, so ist es doch unzweifelhaft, daß bereits im 17. und 18. Jahrhundert namentlich spanische Seefahrer diese Insel gesehen und besucht haben. Laut Überlieferung soll nämlich an der Südseite der Insel vor langer Zeit eine Schiffsbesatzung gelandet sein, die in eine so feste Haut gekleidet gewesen ist, daß die Eingeborenen die im Kampfe Unterlegenen nur durch Ausstechen der Augen töten konnten, woraus zu schließen ist, daß die schiffbrüchige oder auf Entdeckung befindliche Mannschaft in Panzer gekleidete Spanier gewesen sind. Weiteren Angaben zufolge soll zu jener Zeit auch an der Ostseite der Insel im Metalanim-Hafen ein Schiff gestrandet sein, das zuerst Hühner nach Ponapé gebracht habe. Auch aufgefundene Überreste, als eine bronzene Kanone, ein kupferner Kessel, ein silbernes Kruzifix und spanisches Silbergeld, deuten auf frühere Besucher hin.

Ponapé kann wohl mit Recht als die höchste und umfangreichste Insel der Karolinengruppe angesehen werden, nicht nur, daß die zusammenhängende Landmasse die größte ist, sondern, weil auch nahe dieser gelagerte kleinere Inseln den bewohnbaren Landkomplex bedeutend vergrößern. Ungefähr 12 solcher Inseln liegen an der Nord- und Ostseite verteilt; gänzlich von der Hauptinsel abgesondert und von einander meistens noch durch tiefe Riffpassagen getrennt, bieten sie den vorüberziehenden oder zwischen durch segelnden Schiffen einen erhebenden Anblick dar. Dazu das gewaltige Riff, das gleich einem Schutzwall meerwärts diese Inseln sowie auch die ganze Hauptinsel gleich einem Kranz umschließt, auf dem wiederum wohl an 20 kleine Inseln verteilt liegen, deren langgestreckte, verhältnismäßig schmale Formation von dichtem Busch besetzt und hohen, zahlreichen Bäumen gekrönt wird, so daß von der See aus gesehen die Ufer der Hauptinsel vielfach verdeckt bleiben.

Die Höhe dieser Koralleninseln, die namentlich von der Ostseite nach Süden herum verteilt sind, ist nicht sehr verschieden, was besonders bemerkbar wird bei der höchsten Flut; denn dann erheben sie sich nur einige Fuß über die Wasserfläche, und die am Korallenriff brechenden Wogen des Ozeans bespülen die äußersten Sträucher und Stämme der schlanken Kokuspalmen. Gebildet sind diese Koralleninseln hier wie überall im weiten Ozean durch den Anprall der Meereswogen, die größere und kleinere Bruchstücke auf das schon über Hochwasser

ragende Hauptriff ablagern und schließlich mit Korallensand verbinden; Baum und Strauch tun dann das übrige, so daß im Laufe der Zeiten immer ausgedehntere Sandmassen der Vegetation fruchtbaren Boden darbieten.

Gleich allen niedrigen Koralleninseln ragt auch das Ponapé umgebende Riff steil aus großer Tiefe auf; 4—500 Meter von diesem entfernt findet das Lot selten noch Grund; höchstens strecken sich einzelne Spitzen etwas weiter hinaus, doch so steil, daß nirgendwo Raum für ein darauf Ankergrund suchendes Schiff gefunden werden könnte. Innerhalb dieses Riffkranzes aber, der im Durchschnitt eine halbe deutsche Meile von der Insel entfernt sich erhebt und sozusagen überall, wo eine Durchfahrt im Riff gefunden wird, zu Ankergrund und gesicherten Häfen führt, erheben sich von tiefem Grund herauf, oft 80—100 Meter, ungezählte große und kleine Korallenpatschen, zwischen denen hindurchgewundene tiefe Fahrstraßen führen. Sicher, während draußen am Riff die brandenden Wogen ihre weißen Häupter in endloser Folge heranrollen, zieht innerhalb des Riffes in immer ruhigem Wasser das Kanu der Eingeborenen oder ein Schiff seines Weges; fast um die ganze große Insel kann man wie in einem geschützten Meeresarm segeln. Aber nicht bloß ein Gefühl der Sicherheit empfindet der Seefahrer, der sich in diesem Riffkranz vor aller Fährlichkeit geborgen weiß, vielmehr noch schaut das entzückte Auge hinauf zu den mächtigen Steinpyramiden, die überall gleich gewaltig anstreben, besetzt bis zu den höchsten Spitzen mit einer urwaldartigen Vegetation. Vom Steinfelsen an, der aus dem Meere aufragt, so steil und massig, erblickt das Auge nur Gesträuch und hochragende Bäume, deren dichtes Grün selbst die Hütte und das Dorf des Eingeborenen verdecken; ringelte sich nicht bläulicher Rauch über die Kronen der hohen Palmen- und Brotfruchtbäume auf, man könnte meinen, diese im Sonnenglanz schimmernde grüne Insel sei ein unbewohntes Erdenparadies.

Die große Klippe von Tschokatsch, Nord-Ponape.

Wie schon angedeutet, ist die ganze Insel ein gewaltiger, zerklüfteter Steinbau, Basalt

gebilde; die einzelnen Höhenzüge fallen sehr steil, oft senkrecht ab, was auch die Ursache ist, daß heute noch das Innere von keinem Europäer, und auch noch von keinem Eingeborenen durchforscht worden ist, obgleich, wie ich mich persönlich überzeugt habe, ein Aufstieg bis an die höchsten Bergkegel nicht allzu schwierig ist. Für den gewandten Eingeborenen wäre es sogar verhältnismäßig leicht, die steilen Höhen zu erklettern, wenn ihn nicht der Aberglaube, daß dort oben böse Geister herrschen, davon zurückschreckte.

— — — — — — — — — —

Was Ponapé an nennenswerten Flüssen oder größeren Bächen aufzuweisen hat, findet den Ausweg zum Meere nach der Ostseite hin. In allen anderen Richtungen, wo, wegen der Steilheit der Bergmassen, keine Flußbildungen möglich sind, zeigen sich nur fast nie versiegende Gebirgsbäche.

Eine ganz eigene Eigenschaft besitzen jedoch diese kurzen und, wie gesagt, zu Zeiten reißende Flüsse und Bäche, nämlich die, daß die ungezählten Quellen, gespeist durch häufige Regenfälle, eine große Masse des auf den Bergen lagernden Humus fortreißen und dem in der Tiefe zum Strome anwachsenden Flusse zuführen, der infolgedessen schwarze Humuserde und roten Laterit an seiner Mündung in großer Menge ablagert. Diese Ablagerungen von oft großer Ausdehnung, durch welche ein Fluß sich eine nur schmale und meistens flache Rinne offen gehalten hat, erscheinen, da sie mit dichtem Mangrovengebüsch und Wald, auch oft mit hohen Bäumen bestanden sind, wie ein flaches ausgedehntes Vorland und es bedarf meistens kleiner Kanus, um zu der eigentlichen Mündung des Flusses und zu den Bergen gelangen zu können. Wer aber je Gelegenheit gehabt hat, durch solches, von der Meeresflut überschwemmtes Vorland auf schmaler Wasserstraße vorzudringen, dem hat sich auch die Urnatur in ihrer ganzen Größe offenbart. Kaum ein Sonnenstrahl dringt durch das Blätterdach der gleich Säulen in ungezählter Zahl aufstrebenden Mangrovenbäume, von deren Zweigen herab sich bunte Lianen und Schlinggewächse zum Boden neigen. Und hat irgendein anderer, mächtigerer Baum seine Wurzeln in dem weichen und sumpfigen Erdreich geschlagen, sich mit mächtigen Ästen Platz und Raum geschaffen, dann zeigt sich ein Naturspiel eigener Art, indem von den oft wagerechten, oft schon durch die Last zu Boden geneigten Zweigen, sich zahllose Luftwurzeln herabsenken, die, wiederum in dem Erdreich haftend, neue Triebe ansetzen an denen sich die Lianen und Schmarotzerpflanzen zur Höhe winden.

Eine Urwaldstille herrscht in dieser von keiner Menschenstimme gestörten Einsamkeit; nur in den schattigen Wipfeln der Bäume gurrt leise und lauter die Taube, deren Locken aus der Ferne ein Echo und eine Antwort findet. Schallt nebenbei auch nur noch das Zwitschern eines buntbefiederten Sängers, der mit klugem, neugierigem Auge die Eindringlinge beobachtet, so zeigt sich doch dem aufmerksamen Beobachter ein reiches Tierleben kleinster und größerer Art; denn auf den Stämmen gestürzter und modernder Baumriesen sucht die zahlreiche Insektenwelt im flüchtigen Sonnenstrahl oder tiefen Schatten die ihr zugewiesene Daseinsbestimmung zu erfüllen und den zur Notwendigkeit gewordenen Kampf für die Erhaltung des Lebens auszufechten. Aber auch in der klaren Flut, auf flachem Sandgrunde, zwischen Baumwurzeln und Wassergewächsen, lebt und webt es; Schneckengetier und flinke Fischlein, selbst der schlanke Aal findet sich vor. Gleitet das Kanu fast lautlos auf dem Wasser hin, sieht man wenig von dem darin verborgenen Leben, das sich erst zeigt, wenn das Wasser erregt wird oder, wenn das leichte Fahrzeug über ein Hindernis hinweggeschafft werden muß. Es ist ein langer Weg bis zu den ersten Steinpyramiden, die den massigen Bergen vorgelagert sind; derselbe wird aber verkürzt durch die Erwartung, nie Geschautes sehen zu dürfen, und auch durch das lebende Bild, welches hier die Urnatur in unbe-

rührter Reinheit dem empfindenden Menschen vor Augen führt.

— — — — — — — — — —

Auf die überreiche Vegetation, die Ponapé von den höchsten Bergspitzen herab bis zum ruhelosen Ozean bedeckt, habe ich schon hingewiesen. Und in der Tat, der dichte Urwald auf den Höhen, der reiche Baumbestand am Strande, die ausgedehnten

Elfenbein-Palmen und Bananen.

Mangrovenbüsche, abwechselnd vom intensiven bis zum tiefdunkeln, fast schwarzen Grün gestatten keinen Durchblick; mit Ausnahme nur weniger Stellen an der Südwestseite, an den steilen Abhängen gelegen, wo kurzes hartes Gras von gelblicher Farbe durchschimmert, gibt es keinen Punkt, wo nicht urwalddichtes Gebüsch die Felsen bedeckt. Überhaupt gibt die Üppigkeit der Vegetation der ganzen Szenerie eine eigentümliche Weichheit; auch die Übereinstimmung der satten grünen Schattierungen beeinträchtigt nicht für den Europäer das malerische Bild, das in den Augen eines Eingeborenen als das einzige, aber auch beste gilt, welches er kennt. Wie ein alles verhüllender Baldachin, der keine Öffnung zeigt, wogt in Wellenform das ungeheure Blättermeer, das nur durch 2—3 Palmenarten, die in erhabener Einsamkeit fernab auf dem von brandender Woge bespülten Korallenriff eine Unterbrechung erleidet.

Erklärlich wird es wohl erscheinen, daß auf einem so gesegneten Fleckchen Erde auch ein Überfluß an für den Menschen nützlichen und nahrhaften Pflanzen vorhanden ist. Unter vielen Knollengewächsen, die zum Teil noch wild und unbekannt an Gebüsch und Baum emporwuchern, sind namentlich verschiedene Arten der Taropflanze, neben der die hier vorzüglich gedeihende (Dios-

corea) Yamswurzel besondere Erwähnung verdient. Als für den Eingeborenen kaum zu entbehrende Nahrungsmittel sind diese beiden Arten auch für den Europäer eine angenehme Zugabe, und ich habe stets mit Vorliebe die Yamswurzel, die ein Gewicht bis zu 70 Pfund erreichen kann, hier angekauft, die mir auf weiten Seereisen die lang entbehrte Kartoffel ersetzen mußte und auch reichlich ersetzte.

Auch finden sich neben dem gut gedeihenden Zuckerrohr noch ungefähr sechs Arten anderer zuckerhaltiger Pflanzen vor, die alle zu dem bekannten Saccharum gerechnet werden. Roter und schwarzer Pfeffer wächst an niedrigen Stauden wild; er findet jedoch auch Verwendung und wird von den Eingeborenen zur Appetitreizung gegessen. Man muß übrigens an solch scharfes Zeug gewöhnt sein; als es mir von Europäern sogar empfohlen wurde, habe ich nur einmal den Versuch gewagt, dann aber nie wieder eine Schote angerührt; denn die Folge war, als würde mir die Mundhöhle mit glühendem Eisen ausgebrannt. Ebenso findet auch der Ingwer hier einen fruchtbaren Boden, und seine Kultivierung würde gewissen Nutzen bringen; desgleichen die mehlhaltige Taccapflanze, die auf der ganzen Insel zerstreut sich vorfindet. Dienen dem Eingeborenen nun schon eine stattliche Anzahl Knollengewächse und andere Straucharten zum Lebensunterhalt, so geben in noch viel größerem Maße fruchttragende Bäume ihm das zum Leben Notwendige. Unter verschiedenen Arten steht allen voran die Kokosplame mit ihren Abstufungen. Dieser für die Völker der ganzen Tropenwelt wichtigste Baum erreicht hier eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß und gedeiht, wo immer er gepflanzt wird, obschon er das beste Fortkommen auf dem Korallengrund oder am Seestrand findet. Die vielen Eigenschaften dieses nützlichsten aller Bäume der heißen Zone aufzuführen, erscheint mir unnötig, zumal seinen Wert nicht bloß der Sohn der Tropen, sondern auch der Europäer wohl zu schätzen weiß. Das sei aber dennoch gesagt, daß der, dem die Vergünstigung zuteil geworden ist, in einem Palmenwald zu wandeln, die Größe und die Erhabenheit der schaffenden Natur bewundern und sich von ihrer Schöpfungskraft beugen muß.

Hatte von jeher die Frucht der Kokospalme für den Eingeborenen schon einen hohen Wert, heute mehr noch als früher, ehe der Europäer diese blühenden Gestade betrat, so weiß er diesen jetzt doppelt zu schätzen, indem ihm die Nuß weniger zur Nahrung als zum Tauschhandel dient, vermittels dessen er die ihm von der Kultur zugeführten Genußmittel u. a. m. erlangen kann; dennoch schätzt er den Brotfruchtbaum in gewisser Hinsicht höher ein als die Kokospalme, ohne dessen wertvolle Frucht er ein arbeitsameres Leben führen müßte. In seinem Besitze aber dünkt er sich ein unabhängiger Herr auf seiner meerumrauschten Insel. So wertvoll und notwendig zum Lebensunterhalt ist diese kopfgroße wohlschmeckende Frucht für den Eingeborenen, daß er bemüht ist, den in der Erscheinung unserer Eiche gleichenden Baum überall anzupflanzen, in Gruppen sowohl als auch in waldähnlichen Beständen. Im letzteren Falle, da dieser Baum zur Entwicklung keiner vorsorgenden Hand bedarf, sondern sogar wild wächst, ist das Zusammenstehen vieler Brotfruchtbäume mehr ein Wirken der gütigen Natur, als ein von Menschen beabsichtigtes. Man muß selbst diese herrliche Frucht, die gewöhnlich zwischen heißen Steinen oder in glühender Asche nach verschiedenen Methoden gebacken wird, als das gegessen und angesehen haben, als was sie dem Eingeborenen wert ist, um ganz zu verstehen, daß der Sohn dieser Insel mit ihr der sorglos glücklichste Mensch ist, ohne sie ein für das Leben sich sorgendes Wesen sein müßte.

Zur Reife gelangt die Brotfrucht in den Monaten Juni, Juli, in welchen die Haupternte zu erwarten ist; eine zweite minderreiche bringen die Monate Dezember, Januar, obgleich vereinzelt auf sehr

günstigem Boden stehende Bäume auch das ganze Jahr hindurch fruchtbar sind. Die Zahl der Früchte ist aber von der Witterung abhängig, so daß übermäßige Feuchtigkeit und wiederum anhaltende Dürre von bemerkenswertem Einfluß sind.

Als Nahrungsmittel ist dann noch die Bananenstaude besonders anzuführen, von der viele Abarten nachgewiesen werden können, und die neben der saftigen Orange dem Eingeborenen zu jeder Zeit willkommen ist. In gleicher Weise dient auch die Frucht des Pandanus-Baumes, dessen schwere Kolben aus vielen prismatisch geformten Kernen zusammengesetzt sind und, weil sehr zuckerhaltig, einen hohen Nährwert besitzen, den die Marschall-Insulaner besonders zu schätzen wissen.

Daneben wäre dann noch der Mangobaum zu erwähnen, dessen wohlschmeckende, saftige Frucht aber viel faserhaltiger ist, als die in Ostindien vorzüglich gedeihende Frucht derselben Baumart.

Die für den Handel in Betracht kommenden Verhältnisse auf den Ostkarolinen und namentlich auf Ponape schildert wieder F. W. Christian (E. Prager[5a]).

Die Insel Ponape mit den davorliegenden Gruppen der Ant (Andema), Pakin und Ngatik war den Russen als Seniavina bekannt. In den Mittel- und West-Karolinen führt Ponape die Ortsbezeichnung Fanupei, Fonapei oder Falupei, d. h. das Land der Pei oder der heiligen Stätten. Die Kolonie Santiago, welche die europäische Niederlassung bildet, enthält den Amtssitz des Gouverneurs der Ost-Karolinen, die Missionsschule, die Kasernen und ein paar europäische Läden. Sie liegt am Abhange eines niedrigen Hügels, der die Ascensions-Bai überragt, nahe der Mündung des Pillapentschakala-Creek im Gebiete des Stammes Nut an der Nordwestküste der Insel. Mitten in der Bucht und in der Nähe der Hafenmündung liegt die Insel Langur, welche der Jaluitgesellschaft gehört. Ihre hier liegenden ausgedehnten Gehöfte stehen unter der Verwaltung des aus Mannheim stammenden Kapitäns Wellbacher, eines sehr höflichen, gastfreien Herrn. Von den in der Kolonie befindlichen beiden Läden gehört der größere dem Kapitän Narhun, einem deutschen Reichsangehörigen. Der erstgenannte hat den Spaniern während des Eingeborenen-Aufstandes und des Krieges von 1892 wesentliche Dienste bei den Operationen erwiesen, welche in dem Bombardement und der Erstürmung der feindlichen Verteidigungsstellungen bei Oa an der Küste von Metalamin gipfelten. Aus diesem Anlaß haben ihm einige der Rebellenhäuptlinge, welche damals unterjocht wurden, tödliche Rache geschworen und warten nunmehr in genauer Übereinstimmung mit heimischem Brauche ihre Zeit zum Vollzuge ab. An der anderen Seite des Wassers befindet sich auf dem langgestreckten, gewundenen, bewaldeten Vorgebirge Nut ein kleines Gehöft namens Villa Madrid und davor eine alte abgetakelte Hulk, die Zufluchtsstätte der spanischen Padres nach dem Gemetzel von 1890. Villa Madrid enthält zwei Stores, von denen der eine von einem japanischen Händler aus Nagasaki gehalten wird, während der andere eine Zweigstelle der größeren Handelsniederlassung in Langar ist. Unter den wichtigsten Handelsstätten an der Küste sei zunächst diejenige Joe kings oder Joachims zu Anak an der Uu-Küste gegenüber den beiden Mantinseln „Manta-peitir" und „Manta-peitak", der Schauplatz eines Kampfes zwischen katholischen und protestantischen Eingeborenen im vergangenen Jahre (1899) erwähnt. Dann folgt diejenige Joe Kehoes, eines amerikanischen Staatsangehörigen, zu Nantamarol am Strande von Metalanim. Die dritte und bedeutendste von allen, die Handelsniederlassung Henry Nanapeis, des Häuptlings von Roankiti, an dem Tschakar-in-Nap-Landungsplatze liegt an dem Ufer eines kleinen Creek, der in den Kittihafen fließt. Zweimal jährlich kommt ein japanischer Handelsschoner aus Nagasaki nach Roankiti-Hafen, um Nanapeis Kopra abzuholen. Diese sammelt er nicht nur von der ganzen

Küste ein, sondern auch von dem Ant- oder Andema-Atoll, welches ungefähr zehn englische Meilen weiter südlich liegt, dessen Teilbesitzer und Haupthandelsagent er ist. Er ordnet alles geschäftlich Notwendige für eine Anzahl von Häuptlingen und kleinen Grundbesitzern an der ganzen Küste, die Erzeugnisse abzusetzen haben und mit Recht ihr ganzes Vertrauen auf die Lauterkeit seines Charakters und seine Geschäftstüchtigkeit setzen. Bisweilen wenden die obenerwähnten japanischen Händler bezw. ihre Machthaber in Nagasaki gewisse betrügerische Kniffe an, indem sie Stroh und trockenes Gras unten in ihre zinnernen Biskuitbüchsen hineinstopfen, so daß sie manchmal mehr als ein Drittel des Raumes ausfüllen. Auf diese Weise haben sie ihren Geschäftsfreund Nanapei mehr als einmal betrogen. Es gibt außerdem noch andere kleine betrügerische Kniffe, deren Anwendung im Handel auch Weiße, wie verlautet, nicht ganz verschmähen sollen. Beispielsweise füllt man einige Tassenköpfe voll Melasse zur Erschwerung des Gewichts in die Säcke mit gewöhnlichem braunen Zucker und setzt — wohl aus Gründen der Temperenz — den Korbflaschen mit Vino Tinto oder Rotwein aus Manila einige Nössel oder Viertel einer Mischung von Wasser und Melasse zu. Außer den oben erwähnten Handelsplätzen besitzt ein Mestize oder Halbbürtiger aus Tahiti namens Ruiz einen kleinen Laden in Aleniang, der katholischen Ansiedlung am Pillovanastrom und Residenz Rocha-Nanamarekis, des Königs von Kitti. Die Insel Mutakolotsch an der Küste von Metalanim war ebenfalls eine deutsche Handelsstation, aber sie wurde in dem Kriege des Jahres 1892 auf Befehl des den Weißen feindlichen

Händler aus dem Kitti-Bezirk (Ponape) mit Pisangbüscheln.

heuchlerischen Königs Paul Ikipau von Metalanim geplündert und niedergebrannt. Leider unterließ man es, ihn zur Zahlung einer schweren Geldstrafe und zur Leistung von Schadenersatz für seine Gewalttätigkeiten gegen eine deutsche Handelsniederlassung zu zwingen. Indessen erfahre ich aus einem mir im vorigen Monat zugegangenen Briefe Nanapeis, daß jener hartnäckige und unbeugsame Widersacher der Europäer seinen Tod gefunden hat, wahrscheinlich durch Meuchelmord; denn auf den Karolinen sterben schlechte Menschen oft plötzlich, oder sie verschwinden.

Die Hauptprodukte Ponapes sind Kopra und Trepang oder in der Muttersprache der Eingeborenen „Aring" und „Menika". In der Nähe eines Dorfes an der Palikerküste in der Provinz Tschokatsch gewinnt man auch Schwämme („Lim") von guter Qualität. Die Eingeborenen dieses kleinen Dorfes, welche zu den gutartigsten auf der Insel gehören, verfertigen sehr schöne Hängematten („Lasch"), welche von ihren Nachbarn hochgeschätzt werden. Hier und in einigen Dörfern Kittis findet der Sammler zierliche geschnitzte Ruder und dergleichen. Auf den Sumpfböden oder „Naniak" und auf einigen Hügelböschungen wächst eine sehr hübsche Palme namens „Osch", die bei den Spaniern und Engländern Elfenbeinpalme (Palma de Marfil beziehungsweise vegetable ivory palm), mit ihrem botanischen Namen Metroxylon amicarum oder Sagus amicarum heißt. Sie trägt große, runde, schwarze, schuppige Früchte, die einen sehr harten Kern einschließen, welcher eine schöne Politur annimmt und auf dem Festlande in ausgedehntem Maße zur Anfertigung von Knöpfen und zu allerlei Zierrat verwandt wird. Auf den Hängen der Inseln, an den Ufern der Ströme und an dem Gestade der das ganze Eiland umgürtenden Meerwasserbrandung findet man viele verschiedene Arten von Nutzholz, das sich teils zum Bootsbau, teils für feine Tischlerarbeit eignet. Zu der ersteren Klasse gehört der „Tschatak" (Eloeocarpus), der „Marap" und der „Lua", von denen man die beiden letzteren zu der Gattung Callophyllum rechnet. Zu der zweiten Klasse zählt der „Ikrik" mit purpurroter Tönung, der „Rosenholzbaum" mit rosenroter, der „Kara" mit braunroter, der „Uaingal" mit dunkelroter, der „Tong" mit brauner, der „Tschoio" mit festem, weißen Holze und der „Karara" (Myristica) mit hellbraungetöntem. Am meisten Kopra bringen die Bezirke von Kitti und Ttschokatsch hervor, am wenigsten derjenige von Metalanim. Der legitime Handel wird empfindlich durch das im Schwunge befindliche Borgsystem geschädigt, das jedes ehrliche und redliche Geschäft zugrunde richtet. Viele Eingeborene, besonders der gemeine Mann in Metalanim, legen es planmäßig darauf an, ohne die entfernteste Absicht der Wiedererstattung recht tief bei den weißen Händlern in Schulden zu geraten.

Über den Namen Ponape, über Orologie der Insel und die Erzeugnisse und Wohnungen der Inselbewohner verbreitet sich Direktor Grabowsky[3b]). Er streift auch die Frage nach den Erbauern der uralten zyklopischen Bauten, die sich auf Ponape finden. Zum Schluß berührt er auch die Mission und ihre Erfolge bis zur deutschen Besitzergreifung.

Bonebe, Puinipet, von den Amerikanern Ascension genannt, ist die bedeutendste und wichtigste unter den hohen basaltischen Inseln der Karolinen. Die 347 Quadratkilometer große Inselgruppe, zu der Ponape gehört, wurde im Jahre 1828 durch den russischen Admiral Lüttke aufgefunden und nach dessen Schiff „Senjäwingruppe" genannt. Der englische Sprachforscher F. W. Christian, der vor der deutschen Besitzergreifung die Karolinen bereiste und besonders auch auf Ponape länger verweilte, erklärt den Namen Ponape aus Fanu-Pei — das Land der Pei oder heiligen Plätze. — — Als nach dem Streit zwischen Deutschland und Spanien durch päpstlichen Schiedsspruch die Karolinen den Spaniern zugefallen waren, hatten dieselben sich denn auch am 27. Juli 1886 veranlaßt gesehen, ihre Flagge in der Ascensionbai zu hissen.

Die Ascensionbai liegt im Norden der Insel Ponape an der Mündung des Pillapentschakolaflusses, an dessen südlichem Ufer die Spanier zur formellen Proklamierung der spanischen Herrschaft am 19. April 1887 die Kolonie Santiago begründet hatten. Heute ist Santiago Sitz der deutschen Bezirksverwaltung der östlichen Karolinen. Ein Streifen von Mangrowebäumen und Salzwassergebüschen verschiedener Art umgürtet die Bai wie auch die ganze Insel. Im Hinterlande der Bai erheben sich die Piks Kupuritscha und Telemir bis über 600 Meter Höhe. Das im Süden gelegene steile Vorgebirge von Tschokatsch „Paip-Alap" ist 285 Meter hoch und als Landmarke für die Ansegelung wichtig. An seiner Nordseite steht prächtiger Säulenbasalt an, den der Sage nach die alten Erbauer von Nanmatal hier wegholten. In der Lagune (nallam), die von dem Barrierriff (paina) gebildet wird, das die Insel Ponape umschlingt, liegen 33 Inselchen, meistens niedrig und von korallischer Bildung, von den Eingeborenen Takāi-mai oder hellblauer Stein genannt. Einige dieser Inselchen sind aber auch vulkanischen Ursprungs, bestehen aus olivin- und augitreichen Basaltlaven in verschiedenen Strukturabänderungen und werden Takai-tol oder schwarzer Stein genannt. Die hauptsächlichsten von ihnen sind Langar, mit der Hauptstation der deutschen Südsee-Handelsgesellschaft, Parram und die Mantsinseln an der Nordküste, Tapak und Aru an der Nordost- und Mutok an der Südküste.

Von der Insel Nalap aus, am westlichen Eingang zum Roankittihafen gelegen, machte

Mants-Inseln. (Nord-Ponape.)

Christian größere Ausflüge. Unter anderem besuchte er auch die Bewohner von Paliker, einem an den Abhängen des gleichnamigen Berges an der Nordwestküste von Ponape gelegenen Orte, mit dessen Häuptling er schon in Santiago bekannt geworden war. Der Forscher wurde sehr festlich empfangen, es wurden Reden und Toaste gehalten, Kava getrunken, getanzt und gesungen. Unsere Abbildung stellt drei junge Mädchen aus dem Orte Paliker dar. Ob sie etwa zur Klasse der „Karan" oder öffentlichen Mädchen gehören, die es in jedem Distrikt gibt, müssen wir dahingestellt

sein lassen. Die Ehe wird auf Ponape nicht besonders hoch gehalten. So einfach, wie sie geschlossen wird, kann sie auch gelöst werden. Meistens begnügen sich die Ponapesen mit einer Frau, Polygamie ist das Privilegium der großen Häuptlinge. Gelegentlich hört man auch von einem Tausch der Frauen (peitschipal) zwischen Freunden und Verwandten. Mitglieder desselben „tipu" oder Clan dürfen einander nicht

Drei Mädchen von Paliker (Nordwestküste von Ponape).

heiraten. Die Kleidung der Frauen auf Ponape besteht aus einem bis zu den Knien reichenden Lendentuch, Likau oder Li-kau-tei genannt, welches aus der Rinderfaser einer Ficusart (Nin) gewebt wird. Halsbänder aus Perlen (früher aus Muscheln) dienen als Schmuck. Die Ohrläppchen werden nicht so erweitert und mit Schmuck behängt wie auf den Zentral-Karolinen. Blumen sind als Schmuck sehr beliebt, besonders die wohlriechende Gardenia und Cananga odorata. Der Palikerdistrikt ist bekannt wegen der schönen Matten, „Loch" genannt, die dort hergestellt werden. Sie sind zirka 7 Fuß lang und 5 Fuß breit, werden aus den Blättern einer Pandanusart (Kipar) gearbeitet und in Santiago mit 6 bis 8 spanischen Dollars bezahlt. Man sieht eine dieser Matten aufgerollt neben den jungen Mädchen liegend. Auf einer solchen, besonders wertvollen Matte, die deshalb in der Zeremonialsprache „Parror" genannt wird, sitzt auch Nanaua, der Neffe des King Rocha von Kiti, der an der Südküste von Ponape gelegenen Landschaft. Er trägt den Mol (bei gewöhnlichen Eingeborenen Kol) genannten Festschurz aus jungen Kokosnußblättern, die zuerst im Steinofen gedämpft, dann einen Tag in Wasser geweicht und endlich durch Abkratzen der grünen vegetabilischen Masse weich gemacht worden sind. Die Fasern werden dann

vermittelst Gelbwurz oder anderer Stoffe hellgelb gefärbt. Dieser Schurz wird durch einen Tor oder Tur genannten, schön verzierten Gürtel um die Hüften befestigt. — Die Häuser der Ponapesen sind im allgemeinen solide gebaut. Unser Bild führt uns ein Haus aus dem Distrikt U an der Nordküste von Ponape vor. Die Häuser stehen auf einem 5 bis 6 Fuß hohen Unterbau, der aus Basalt- und Korallenkalkstücken errichtet ist. Die Wände (Tet oder Tat) bestehen aus sehr sauber ausgeführtem, etwa 1 Zoll dickem Flechtwerk von Riedgras oder Rohr, das Dach aus dicken, übereinandergeschichteten Lagen der Sagopalme (Och); die Türen (uanim) sind oft so eng, daß man sich förmlich durchzwängen muß, um in das Innere zu gelangen. Der Fußboden besteht aus Brettern oder Rohrmatten. Die Pfeiler, die das Dach tragen, bestehen aus Katar (Baumfarn), Brotfruchtbäumen oder anderen Hölzern, an denen die dicht bewaldete Insel sehr reich ist. Die Dachsparren werden mit Vorliebe aus dem festen Mangroveholz (Ak) gefertigt. Die Häuser mittlerer Größe sind 5—8 m hoch und stehen, zu kleinen Ortschaften (kanim) vereinigt, in einem Walde von Fruchtbäumen in der Nähe oder unmittelbar an der Küste. Das Innere der Insel ist vollständig unbewohnt. — Die Religion der Ponapesen besteht in der Anbetung der Ani oder Vorfahren. Jedes Dorf, jedes Tal, jeder Strom hat seinen genius loci, jede Familie ihren Schutzgeist, jeder Stamm seinen Schutzgott. Donner, Blitz, Ernte, Hunger, Geburt, Krankheit, Tod, kurz alle Ereignisse werden auf ein übernatürliches Wesen zurückgeführt. Alle

Nanana, Neffe des Königs Rocha von Kiti an der Südküste von Ponape.

diese Ani werden unter der Gestalt eines besonderen Vogels, Fisches, Baumes usw. geehrt, in dem sie sich befinden sollen und mit dem sie identifiziert werden. So ist ein Nußbaum das Medium des Donnergottes, ein Fisch das des Regengottes, der Haifisch das des Kriegsgottes.

Seit dem Jahre 1852 sind amerikanische Missionare der Methodisten (von Boston) auf Ponape tätig und hatten bereits bedeutende Erfolge unter den Eingeborenen zu verzeichnen, als nach der Besitzergreifung 2. November 1890 den Missionar Rand und dessen Kollegen nach der Insel Kusaie. Erst nach der Besitzergreifung durch Deutschland haben die Methodisten wieder ihre Arbeit auf Ponape aufgenommen. Die Arbeit der Kapuziner ist nicht von großem Erfolg gewesen. Sie haben mehrere kleine Stationen begründet. Die Kapelle der katholischen Missionsstation in Tschokatsch an der Nordküste von Ponape zeigt uns unser letztes Bild. Sie steht wie die Häuser der Ponapesen auf hohem Steinfundament unmittel-

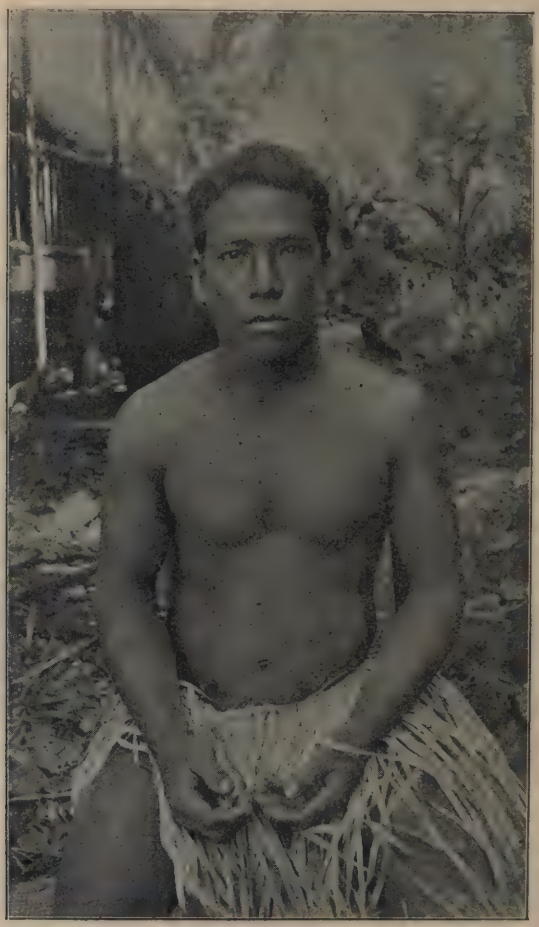
Eingeborenenhaus im Distrikt U an der Nordküste von Ponape.

durch die Spanier natürlich auch katholische Priester, und zwar Kapuziner, nach Ponape kamen und am 24. April 1887 die Missionsstation in Kiti begründeten. Sehr bald folgten Streitigkeiten zwischen den Methodisten und Kapuzinern, die schließlich so heftig wurden, daß der spanische Gouverneur am 16. Juni 1887 den Vorsteher der Methodistenmission Doane nach Manila deportieren ließ, wo er aber sehr bald vom Generalgouverneur der Philippinen freigelassen wurde. Trotzdem erschien am 15. Oktober 1890 die amerikanische Korvette „Alliance", forderte und erhielt für die Vertreibung der Missionare 17 000 Dollars Gold und brachte am bar am Ufer dieses am stärksten bevölkerten Gebietes von Ponape.

Die körperliche Erscheinung der Ponapesen muß nach der Beschreibung Kapitän M. Pragers[6]) recht angenehm sein und auch ihre Charaktereigenschaften müssen sich vorteilhaft von denen der meisten Eingeborenen dieser Gegend unterscheiden.

Von kräftigem Körperbau, der wenig dem Durchschnittsmaß des Europäers nachsteht, gelenkig und sehnig, ist der Mann eine anmutende Erscheinung. Das schwarze, gerade herabhängende, öfter jedoch gekräuselte Haar bedeckt einen wohlgeformten Kopf, in dem die schwarzen Augen wie flackernde

Kugeln leuchten; in dem nur wenig platt-gedrückten Gesicht sitzt eine etwas niedrige, plumpe Nase, deren Form jedoch nicht abstoßend wirkt; auch die ziemlich kleinen, anliegenden und wohlgeformten Ohren geben dem Gesichtsausdruck etwas Gefälliges, der freilich auch abstoßend sein kann, namentlich bei älteren Personen, wenn die Ohrlappen in unnatürlicher Weise erweitert worden sind. Zu beneiden ist der Eingeborene um seine blendendweißen, wohlgeformten Zähne, die dem sonst schon ansprechenden Gesicht einen noch freundlicheren Ausdruck verleihen, der sich aber auch wiederum in das Gegenteil umwandelt, wenn die Mundhöhle und die Zähne durch beständiges Betelkauen schmutzig erscheinen. Der Hautfarbe nach zu urteilen stehen die Bewohner Ponapés den Polynesiern näher als den Malayen, obschon die Kupferfarbe um eine Schattierung dunkler ist. Auffällig erscheint freilich, daß so viele Abstufungen in der Hautfarbe vorhanden sind, ganz dunkel, beinahe schwarz, kupferbraun und fast gelblich, jedoch liegt wohl ein Spiel der Natur vor, wie solches bei fast allen Völkern der Tropenzone beobachtet werden kann, ohne daß eine Vermischung nachzuweisen wäre. Ich möchte diese Erscheinung darauf zurückführen, daß ein stets mit Klei-



Metalanim-Krieger.

dung bedeckter Körper in der Folge heller wird, ein unbedeckter und den Sonnenstrahlen sehr ausgesetzter Körper dagegen eine dunklere Färbung annimmt. Soviel wenigstens ist sicher, die Zivilisation hat den Eingeborenen in geistiger und körperlicher Beziehung umgewandelt, und nicht gerade zu seinem Vorteil.

Katholische Kapelle in Tschokatsch an der Nordküste von Ponape.

Wollte man von der heutigen Generation zurück auf frühere Generationen schließen, die noch nicht mit dem Europäer in ständige Berührung getreten waren, so muß man, nach den Fähigkeiten und der Intelligenz zu urteilen, die die jetzige noch auszeichnen, auf ein in geistiger Beziehung ziemlich hoch entwickeltes Volk schließen; denn so lebhaft und beweglich wie der Körper des Eingeborenen ist auch sein Geist. Ein feuriges Temperament zeichnet ihn besonders aus. An Gegenständen, die sein Interesse erwecken, nimmt er großen Anteil und ist erst befriedigt, wenn er den Zweck erkannt hat. Für seine Auffassungsgabe zeugt auch das Bestreben, sich den Fremden verständlich zu machen, wozu er die nach seiner Weise ausgelegte englische Sprache erlernt; überhaupt zeichnet sich derjenige, welcher Gelegenheit gehabt hat, sich die Hantierun-

gen des Europäers anzueignen, vor allem aus und wird von seinesgleichen ganz besonders bevorzugt.

In moralischer Hinsicht zeigt der Bewohner Ponapés manche angenehme Charaktereigenschaft, obschon er mit andern Völkern das gemeinsam hat, daß er nicht von Fehlern frei ist und sogar zu Schlechtigkeiten hinneigt; er verleugnet eben das malayische Blut nicht, das durch seine Adern fließt. Großmut zu üben ist ihm unbekannt, und zeigt er sich vertrauensvoll, ehren- und tugendhaft, so verbindet er damit seine eigenen Interessen. Ein gutes Zeichen ist es jedoch für seinen Charakter, daß er im Verkehr mit seinesgleichen und im Familienleben gütig und liebevoll ist, ganz anders als im Verkehr mit dem Fremden, dem gegenüber er sich nicht selten unfreundlich und abstoßend zeigt; nur zu gut hat er dessen Selbstsucht begriffen. Eine Eigenschaft, die ferner noch zu seinen Gunsten spricht, ist die Bereitwilligkeit, mit der er einem Gaste Speise und Trank anbietet, was freilich als ein Opfer nicht angesehen werden kann; denn die Natur gibt ihm in überreicher Fülle alles, dessen er bedarf. Aber solche geübte Gastfreundschaft ist nicht selbstlos; der Gastgeber erwartet stets eine Gegengabe, die der aufgewendeten Mühe entsprechend, groß genug ausfallen muß. Kurz zusammengefaßt ergibt das Charakterbild manche gute, aber auch manche schlechte Eigenschaft; das eine jedoch ist sicher, der Eingeborene wird durch Güte und Gerechtigkeit leicht zu leiten sein, gegen Schroffheit oder Gewalt aber seine zu Verschlagenheit neigende Natur in die Wagschale werfen, und dann ist er ein sehr gefährlicher Gegner.

Nicht ganz so günstig urteilt über die Charaktereigenschaften der Eingeborenen von Ponape F. W. Christian (E. Prager[5a]); doch führt auch er die üblen Seiten im wesentlichen auf die Berührung mit minderwertigen Europäern zurück.

Charakter der Eingeborenen.

Einige allgemeine Bemerkungen und Blicke auf den Charakter der Eingeborenen werden zu einer deutlicheren Kenntnis der Schwierigkeiten des Verkehrs mit einer so gearteten Bevölkerung beitragen. In den letzten Jahren hat sich eine geradezu unglaubliche Zunahme der Habgier unter den Eingeborenen Ponapes, namentlich denjenigen der Ostküste feststellen lassen, und in gleichem Verhältnis eine große und in beständigem Zunehmen begriffene Sucht nach dem Genuß geistiger Getränke und dem Besitz von Feuerwaffen. Die heimliche Einführung der letzteren durch Fremde war allerdings von dem spanischen Gouverneur zu wiederholten Malen streng verboten unter Androhung schwerer Strafen, die indessen niemals in Anwendung gebracht worden sind. Schwerer Argwohn haftet an den amerikanischen Walfischfängern, welche von Zeit zu Zeit die verschiedenen Häfen an der Kitti- und Metalanimküste unter dem Vorwande, Holz und Wasser einnehmen zu wollen, anlaufen; aber wenn der Verdacht, den man gegen sie hegt, begründet ist, hat ihr Besuch häufig die geheime Einfuhr von Gewehren und Schießbedarf zum Zwecke. Die spanischen Behörden waren, wie unter diesen Umständen erklärlich ist, nicht gerade sehr von diesen Besuchen erbaut, welche sicherlich im großen und ganzen auf die Bevölkerung keinen günstigen Einfluß ausübten. Wahrscheinlich werden diese Fahrzeuge zur großen Genugtuung derjenigen, welchen das Wohl der Insulaner am Herzen liegt, oder die Ponape sich zu einem friedlichen Handelsmittelpunkt entwickeln zu sehen wünschen, in Zukunft ihr Holz und Wasser anderswo einnehmen müssen.

Ist es nicht eine ungeheuerliche Versündigung gegen die Zivilisation, wenn Kapitäne von Walfischfahrzeugen und amerikanische Kaufleute, die man nicht zur Verantwortung ziehen kann, aus bloßer Geldgier einer Sekte mörderischer Fanatiker, wie dem Metalanimstamme Waffen von todbringender Sicherheit liefern zum Gebrauche gegen den Weißen, sobald sie sich stark genug fühlen, eine frische Empörung zu wagen und die Metzeleien von 1890 und 1892 zu wieder-

holen? Für diesen Handel gibt es durchaus keine Entschuldigung, und jeder rechtlich Denkende würde es mit Freuden begrüßen, wenn ihm ernstlich ein für allemal Einhalt geboten würde. Ein weiterer liebenswürdiger Fehler dieser Metalanimleute ist die starke Begierde, welche sie zeigen, von den Kaufleuten für geplante Kirchenbauten große Massen Gerätschaften auf Borg zu entnehmen, während sie sich stillschweigend das Recht vorbehalten, die Bezahlung später nach Belieben zu verweigern. Noch, ein bedeutender Häuptling des Matupbezirkes, erzählte mir jüngst: „In unserem Stamme sind wir reicher an Kirchen als an Pflanzungen. Hin und wieder sind wir daher sehr knapp an Lebensmitteln, und das ist sehr töricht; das erklärt alles." „Pelentschonlang- ko me toto mia, me tikitik pil mot- akai retail; Ni Ran eu o ni ran eu tscholar kitschin-monga — Me pueipuei met, o ari!"

In der letzten Zeit der spanischen Herrschaft beehrte einer der kleinen Häuptlinge des Metalanimstammes namens David Lumpoi die Kolonie regelmäßig mit seinem Besuche, und machte sich ohne einen Dollar in der Tasche in den Stores breit. Der letztere Umstand hinderte ihn aber nicht, schwere Getränke zu sich zu nehmen und lange Rechnungen auflaufen zu lassen, in der vorgefaßten Absicht, sich seiner sämtlichen Verpflichtungen ohne Bezahlung zu entledigen. Er sammelte die Brosamen von dem Tische des Gouverneurs und spielte gleichzeitig den Ausspäher aller Vorgänge und Ereignisse in der Kolonie. Dann kehrte er mit einem ausführlichen Bericht über alle Absichten der Spanier und alles, was in der Kolonie geschah, zu seinen Stammesgenossen zurück und rühmte sich laut, wie fein er diese verblendeten weißen Männer, diese Schweinhunde, hinters Licht geführt hätte. So war es diesem elenden Spion König Pauls gelungen, sich die Gunst und Zuneigung eines ehrenhaften spanischen Edelmannes zu erwerben. Mit solchen niedrigen und feigen Verrätern müssen sich oft die Kaufleute abgeben. Solche Kerle wie dieser David würden, selbst wenn ihnen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit gut bezahlt würden, es vorziehen, Schleichwege im Handel und Wandel einzuschlagen und zu ihrem eigenen Schaden und tödlichem Verluste unehrlich zu handeln. So wenig sind Kirchen und Missionsschulen imstande gewesen, die angeborene und eingewurzelte Verräterei und Schurkerei König Pauls und seiner Edelgarde von Neubekehrten auszurotten. Indessen kann man mit Recht die amerikanischen Missionare, unter denen sich wahrhaft gute und selbstlose Männer befinden, nicht dafür haftbar machen, daß einige der von ihnen Bekehrten in die alte Verderbtheit zurückfallen.

Ausblick in die Zukunft.

Die Missionare haben ein schier unausführbares Werk begonnen, und dies ist ihnen ohne ihr eigenes Verschulden fehlgeschlagen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß geniale Kaufleute und Reisende das erreichen, was jenen mißglückt ist; jedenfalls sind einstweilen scharfsichtige Kaufleute imstande, dem Stamme von Metalanim in weitem Umfange ein wenig mehr Rechtschaffenheit im Handelsverkehr anzuerziehen, immer eingedenk der drei Hauptpunkte, auf welchen das Geheimnis des Erfolges im Handel auf diesen Eilanden beruht, nämlich: „mäßiger Nutzen", „kurzer Aufenthalt" und „Geld oder Tauschware im Sack". Das werden die Eingeborenen der Südwest- und Nordwestküste sehr rasch begreifen und bald zweifellos die Nachbarn der Metalanimleute diesem guten Beispiel folgen. — Indem ich meine auf Ponape an Ort und Stelle mit den Eingeborenen gemachten Erfahrungen darlege, fühle ich mich als genauer Kenner des Landes und aufrichtiger Gastfreund der Mehrzahl seiner weisesten und besten Häuptlinge verpflichtet, Ponape eine glänzende Zukunft zu prophezeien. Dafür bürgt die ans Wunderbare grenzende und anscheinend unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieser Insel, die reichen

Wasservorräte, welche sich in ihren Küstengegenden vorfinden, und das gesunde Klima, welches acht Monate des Jahres hindurch durch einen Passat gemäßigt wird, der mit vollen Backen blasend, der Nordostküste Kühle und Erfrischung bringt, alle Malariakeime verjagt und die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und Wälder wegfegt.

Und daß Verkehr und Handel wahrhaft auf den Karolinen erblühen mögen, das ist die Überzeugung und der begründete Schluß eines Gastfreundes der eingeborenen Mikronesier, der ihnen ungestörten Frieden, Wohlfahrt und regen Handel unter dem deutschen Banner wünscht! —

Wie F. W. Christian im Schlußwort des vorstehenden Aufsatzes hält auch Kapitän M. Prager viel von der Zukunft der Ostkarolinen, vor allem Ponapes. Seine Befürchtung, daß die deutsche Regierung ihre Aufgabe zu militärisch und zu wenig wirtschaftlich auffassen könnte, hat sich bisher als unberechtigt erwiesen.

Hochinteressant sind seine eingehenden Ausführungen über die alten Bauten gänzlich unbekannter Herkunft. Das eine beweisen aber auch sie: wenn ein Volk in grauer Vorzeit sich auf diesen Inseln zu so verhältnismäßig hoher Kultur emporschwingen konnte, so müssen Klima und Boden geeignet sein, die Spannkraft einer tüchtigen Rasse zu erhalten. Und das bietet eine Gewähr, daß auch unser deutsches Volk dort sein Gedeihen finden und erhalten kann.

Freudig begrüßt und mit wieder erwachtem Zutrauen zunächst beglückt, wird die deutsche Verwaltung besonders bei der Bevölkerung auf allen Hauptinseln ein williges Entgegenkommen finden, das zu erhalten aber auch die Grundbedingung mit sein muß, um einen dauernden Frieden zu sichern. Mit Recht und für die politischen Verhältnisse als maßgebend kann man wohl die Gesinnung der Bevölkerung der Insel Ponapé, der größten der Karolinengruppe, sich zum Maßstab nehmen, zumal bei dieser durch vorgeschrittene Bildung eine höhere Summe von Intelligenz verborgen ist. Es wird daher für die deutsche Verwaltung leicht oder auch schwer sein, je nach dem Anpassungsvermögen, sich die Bevölkerung

Eingeborenenhaus im Ronkiti-Tal, Südwestponape.

zum Freunde zu machen. Zu diesem Zwecke würde es nicht ratsam erscheinen, sofort durch eine militärische Macht, wie die Spanier es leider getan, das Prestige in den Vordergrund zu stellen. Gleichfalls, und das ist wohl beachtenswert, sollte der intelligenten Bevölkerung nicht durch melanesische Soldaten imponiert werden; denn der Rassenunterschied ist zu groß, und nach gemachten Erfahrungen sind die Polynesier den Melanesiern durchaus nicht freundlich gesinnt. Wohl berechtigt ist der allgemeine

Taubenschlag in Natape, Südponape.

Grundsatz, Eingeborene durch Fremde in Schach zu halten; ob es aber hier zum Ziele führen würde, darüber möchte ich doch Bedenken hegen, darum schon, weil die Antipathie gegen die Melanesier den Grund zu ernsten Zwistigkeiten legen würde. Eher würde es sich empfehlen, die notwendige Polizeigewalt den dort mit hohem Ansehen bekleideten Häuptlingen zu übertragen, die dann durch solche Ehrung ihrer Persönlichkeit und das ihnen geschenkte Vertrauen sich leichter dem Vertreter der Kaiserlichen Regierung anschließen werden; als ausführende und den Häuptlingen zur Unterstützung beizugebende Organe würden sich Eingeborene der westlichen Karolinen, am besten von Guam, oder Japanesen empfehlen. Nach Möglichkeit aber müßte auch vermieden werden, die zum Schutze dienende Militärmacht mit der Bevölkerung in regen Verkehr zu bringen; denn nur zu schnell erwägt und erfaßt der intelligente Eingeborene den moralischen Wert derselben, und schwindet die Achtung, ist es mit dem Ansehen zu Ende! Als sicher kann ferner vorausgesetzt werden, daß mit der Übernahme der Inselgruppe durch das Deutsche Reich die gewerbliche Tätigkeit sich überraschend entfalten wird, und benutzt die Verwaltung diesen Umstand — werden vorhandene oder noch neu zu errichtende Handelsstationen nach Möglichkeit nur von Deutschen besetzt —, schafft sie sich auf einen noch recht unzugänglichen Terrain einflußreiche, auch die Häuptlinge bestimmende Faktoren.

Diese Charakterschilderung und meine hier zusammengefaßte Anschauung geben viel-

leicht einen Einblick, wie diese Insulaner zu behandeln sind, und was von ihnen erwartet werden darf. Was an Eigentümlichkeiten noch bemerkenswert wäre, ist die Vorliebe für Tätowierung; man kann sagen, kein Eingeborener ist vollwertig, solange er nicht seinem Range entsprechend mit bestimmten Zeichen tätowiert worden ist; selbst die jungen Mädchen und Frauen sind, nachdem sie zur Reife gelangt, einer solchen schmerzhaften Prozedur unterworfen, und ich möchte fast behaupten, daß die Frauen hier auf Ponapé weit mehr sich tätowieren lassen, als es bei anderen polynesischen Stämmen Sitte ist.

Ganz auffällig aber ist, wie wenig Überlieferung bei diesem Volke vorgefunden wird. Nichts vernimmt man von großen Taten, nichts von hervorragenden Häuptlingen; das Leben und Wirken früherer Geschlechter ist einfach ausgewischt, selbst im Gedächtnis der Alten. Ob so geringe Teilnahme vorhanden, ob wirklich nichts wichtiges in Sagen und Gesängen zu überliefern war, steht dahin; jedenfalls ist das, was an Überlieferungen vorhanden, so gering und unbestimmt, daß kein Schluß daraus auf das Vorleben dieses Volkes zu machen ist. Nur die Steine reden, wo des Menschen Mund schweigt — gewaltige Bauten, heute noch ausgedehnte Ruinen stehen als Wahrzeichen einer längst entschwundenen Zeit und bezeugen die Tatkraft und Intelligenz, welche den vergangenen Geschlechtern innegewohnt hat. Woher diese Bauten stammen, darüber fehlt jede Spur; so staunend der Europäer die gewaltigen von Menschenhand errichteten Werke betrachtet, ebenso kopfschüttelnd und zweifelnd steht der heutige Bewohner Ponapés und Kusaies vor den Werken seiner Vorfahren.

Die Antwort, die ich auf meine Frage erhielt, wer diese gewaltigen Mauern und Bauten aufgeführt habe, wie es möglich gewesen sei, Felsblöcke so übereinander zu türmen und genau in passende Lage zu bringen, war: das habe niemand getan; vor langer, langer Zeit habe ein Gott in den Bergen gewohnt, der habe zu den Steinen gesagt, sie sollten sich aufeinanderlegen, und so waren diese Mauern entstanden. Damit erhielt ich den Beweis, daß diese von den Vorfahren aufgeführten Werke heute von den Nachkommen als etwas Unnatürliches angesehen werden.

Diese am Metalanimhafen auf Ponapé und im Lelahafen auf Kusaie liegenden Ruinen erzählen eine Geschichte, mit Felsentrümmern aufgeführt, mit Steinen geschrieben und sind eine Überlieferung aus einer großen, längst entschwundenen Zeit eines intelligenten Volkes. Die Eingeborenen, von einem einheitlichen Willen einst beherrscht und geleitet, haben wahrscheinlich diese sowohl zur Verteidigung wie zum Wohnsitz geeigneten Bauten aufgeführt. Weniger auffällig wäre es, wenn aus kleinerem Gestein solche mächtige Mauern, die große Quadrate umschließen, aufgeführt worden wären. Das ist aber nicht der Fall. Felsstücke von ungeheurem Gewichte sind aufeinandergetürmt, Zwischenräume mit kleinerem Gestein ausgefüllt; 20 Fuß hoch und 12 Fuß im Durchschnitt breit liegen Gesteinmassen in dieser Höhe, die mit ungewöhnlichem Aufwand von Kraft und Geschick hinaufgeschafft sein müssen.

Selbst wenn man annimmt, die mächtigen Blöcke seien auf schrägliegender Unterlage aufgerollt worden, so fehlt doch die Erklärung dafür, auf welche Art und Weise diese an Ort und Stelle geschafft wurden, zumal, da auf der Insel Lela die Steine erst, wie mir gesagt worden ist, über eine weite Wasserfläche haben geschafft werden müssen. Möglich ist auch, daß die Eingeborenen die so großen und schweren Felsblöcke auf Flöße gerollt und weitergeschafft haben; aber dann müssen solche auch eine ganz bedeutende Tragfähigkeit besessen haben. Jedenfalls aber muß der Gedanke, daß dies alles ohne unsere heutigen Hilfsmittel aufgeführt ist, jeden, der diese Bauten gesehen, in höchsten Staunen versetzen. Jedes Quadrat in den Ruinen ist durch Gänge miteinander verbunden, es führen lange Kanäle

zum Wasser, und z. B. an der Westseite von Lele münden diese in eine Art von künstlichen Hafen, dessen Umrisse zwar noch erkennbar, doch zum größten Teil durch Anschwemmungen verwischt und mit Mangrovengebüsch bedeckt sind. Übrigens, als der Aufbau dieser Steinmassen vor nicht festzustellenden Jahrhunderten begonnen, ist aufgeführt wurden, ist, daß das Innere der Ruinen sowohl, wie selbst die Steinwälle vollständig überwuchert sind. Hohe Bäume stehen auf den Mauern, tief sind deren Wurzeln ins Gestein eingedrungen und haben selbst die mächtigen Blöcke durch ihr Wachstum auseinandergesprengt. Wie lange diese Ruinen als einstige Residenz der Könige ge-

Südostecke der äußeren Mauer zu Nan-Tamatsch, Landschaft Metalanim, Ponape.

die heute verschwemmte weite Bucht des Lelahafens bis zum Fuße der Bergmassen auf der Insel Kusaie frei gewesen; heute erstrecken sich dagegen in der Runde große, ausgedehnte Mangrovensümpfe, durch die nur einige wenige Wasserstraßen führen, die höchstens mit einem Kanu bis zum festen Lande befahrbar sind.

Ein Beweis dafür, welch ein gewaltiger Zeitraum hingegangen ist, seit diese Werke dient haben, sei dahingestellt; sie wurden schließlich ein Mausoleum der Vornehmen und sind noch heute die Grabstätte der „Tokesau", der Häuptlinge. Jede Auslegung, jede Vermutung über die Entstehungsursache dieser Bauten ist bis heute hinfällig; man hat bisher keinen Anhalt gefunden, welchem Zweck diese gedient haben und zu welcher Zeit sie entstanden sein können. Nur soviel steht fest, Monumente sind es nicht, die

ein längst dahingegangenes Volk für die Nachwelt sich errichtet hat; eher haben diese Bauten einem fremden Volksstamme als Verteidigung gedient, der, viel vorgeschrittener als die Bewohner dieser Insel, die in früherer Zeit sehr viel zahlreicher als heute gewesen sind, sich vor Überfällen zu schützen gesucht hat. Aber vergeblich suchen wir in weiter Runde nach einem Volke, das diese einsamen Inseln für lange Zeit als ein Domizil sich erwählt haben kann, das nur ein seefahrendes und handeltreibendes gewesen sein muß. Die Geschichte der asiatischen Meerbewohner, die einzig in Frage kommen könnten, gibt uns keinen Anhalt und willig oder nicht, man muß unwillkürlich sich der Anschauung Darwins zuneigen und, was heute von der Wissenschaft kaum noch angezweifelt wird, annehmen, daß weite, große Landstrecken unter die Oberfläche des Stillen Ozeans versunken sind und mit diesen auf höherer Kulturstufe stehende Völker. Die gleiche Beschreibung, die ich versucht habe, von der Insel Ponapé zu geben, ist vollinhaltlich auch auf Kusaie anzuwenden; gleichen Ursprungs und von gleicher Beschaffenheit harrt hier wie dort die so überreich entfaltete Natur der fleißigen Hand, die noch verborgene Schätze heben soll, Schätze, die dem Volke zufallen werden, das mit klarem Verständnis diesen fruchtbaren Boden auszunutzen weiß. Das deutsche Volk kann sich in jeder Hinsicht nur freuen, diese Inselwelt sein eigen zu nennen, und wird wie kein anderes dort für seine Geistes- und Kulturarbeit ein reiches, gesegnetes Feld finden.

Aus dem Bericht über eine Rundfahrt durch die Truk-inseln, die Vizegouverneur Berg[1]) 1905 gemacht hat, lernen wir auch diese zweite Hauptgruppe der Ostkarolinen kennen. Es läßt sich daraus ersehen, daß unter der deutschen Herrschaft doch schon recht schöne Erfolge in der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit erzielt worden sind.

In Truk, dessen zweiter Seekartenname „Hogolu" den Eingeborenen unbekannt ist, veranlaßte mich das bei meinem Eintreffen laut gewordene Gerücht, in Tol sei ein Eingeborener getötet und nachher sein Körper noch verstümmelt worden, vor allem zur Untersuchung dieser Sache; das Gerücht stellte sich aber, wie vor 1¼ Jahren, die Meldung von dem Totschlage und der Verwundung mehrerer Eingeborener als völlig unbegründet heraus.

In Tol begann ich dann mit der Erledigung der im Vordergrund stehenden Verwaltungs- und wirtschaftlichen Aufgaben. Insbesondere bezogen sich dieselben auf allgemeine Belehrung der Eingeborenen in den Häuptlingsversammlungen, denen stets die meisten Männer der betreffenden Inseln, in Tol wohl 700 bis 800 Köpfe, beiwohnten; auf die Einteilung der ausgedehnten Inselgruppe auf Grund der Stammeszugehörigkeit in sechs Distrikte mit ebenso vielen Oberhäuptlingen, die ich in jedem einzelnen Falle durch Bestätigung der einstimmigen Wahl der in Frage kommenden unabhängigen Häuptlinge bestellen konnte und unter Verleihung einer Flagge über die ihnen übertragenen Befugnisse aufklärte; auf die Veranlassung einer Volkszählung, die für die Trukgruppe insgesamt 13 115 Köpfe ergab; auf die Sammlung geographischen Materials; endlich auf die Feststellung von Brachland und den Abschluß von Pflanzungsverträgen zwischen den eingeborenen Landeigentümern und der Jaluitgesellschaft. Die letzte Aufgabe nahm bei dem Umfange der Lagune, deren nördlichste bewohnte Insel Pis von der südlichsten des im Süden sich anschließenden Läot- (Royalist-) Atolls, Ipis, rund 45 Seemeilen entfernt ist, sowie in Anbetracht der großen Zahl von 124 (einschl. Läot) auf dem Außenriff und in der Lagune gelegenen Inseln und Inselchen und bei dem steifen Nordostpassat im Verein mit verhältnismäßig hohem Seegang weitaus die meiste Zeit in Anspruch; gleichwohl reichte die Zeit nur zu einer teilweisen Erledigung des Zweckes aus. In der Zeit vom 27. Februar bis zum 4. April wurden 23 Verträge abgeschlossen, auf deren Grundlage Brachland in Größe von 409 ha demnächst

zur Bepflanzung gelangt, zum Teil auch schon seit Wochen in Bearbeitung genommen ist. Hiervon entfallen gegen 140 ha auf Koralleninseln. Diese wurden, als in erster Linie für die Kokoskultur geeignet, zunächst berücksichtigt; bei ausschließlicher Vornahme der weit weniger zeitraubenden Feststellungen auf den hohen Inseln, welche noch viel unbepflanztes Land in geringen Höhenlagen besitzen, hätte bereits ein Mehr von Hunderten von Hektaren in die Verträge einbezogen werden können. Das größte zusammenhängende Stück umfaßt 20 ha. Ich habe die Eingeborenen überall darauf hingewiesen, mit dem Vertreter der Jaluitgesellschaft in Truk formlose Verträge abzuschließen, die nach meinem Wiederkommen ordnungsmäßig zu bekunden wären.

Die Eingeborenen haben mir überall einen guten und zwar gerade auf den Inseln, wo sie am meisten gefürchtet waren, wie im Faitrukdistrikt, den besten Eindruck gemacht. Es sind willige und kräftige Leute, die ihre endlosen Fehden aufgegeben haben und an deren Stelle die friedliche Tätigkeit der Bebauung ihrer Ländereien haben treten lassen. Ein Tolhäuptling, dessen Land ohne bewaffnete Begleitung zu betreten mir ein Händler vor 1¼ Jahren noch ernstlich widerriet, hatte, als ich 2½ Wochen nach Vertragsabschluß sein am Strande gelegenes, etwa 6 ha großes Landstück von neuem besuchte, bereits etwa 4 ha geklärt, wobei Bäume bis zu 1,40 m Durchmesser umgehauen worden waren, und schon 300 bis 400 Kokospflänzlinge in den Boden gebracht. Ähnlich war es bei den anderen vier bisher berücksichtigten Faitrukhäuptlingen. Diese Häuptlinge haben sich von mir auch zu einem ersten Besuche der Station der Jaluitgesellschaft in Eten bewegen lassen.

Die Zahl der im Besitze der Faitrukleute befindlichen Gewehre wurde mir von den Häuptlingen auf 79 angegeben, und ich glaube diese Angabe als richtig annehmen zu dürfen. Früher sollen es erheblich mehr gewesen sein, sie werden aber ihres guten Metalls wegen in letzter Zeit vielfach zu Erdpicken, Angelhaken usw. verarbeitet. Zu einem Auslieferungsbefehl, dem meines Erachtens Folge geleistet worden wäre, der aber immerhin Mißtrauen erregt hätte, lag eine Veranlassung um so weniger vor, als nach Ansicht der Europäer in Truk bei der gegenwärtigen Lage keinerlei Unruhen zu befürchten sind.

Die Aufforderung zum Pflanzen vom Dezember 1901, wobei ich auf die Möglichkeit der Inanspruchnahme unbepflanzten Landes für die Bewohner unbevölkerter Inseln hingewiesen hatte, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Nach Angabe des deutschen Händlers in Wola sind allein in zwei der elf Landschaften dieser Insel ausgesprochenermaßen aus diesem Grunde 6000 bis 7000 Kokosnüsse im Strandgebiete gepflanzt worden.

Überall, auf Riffinseln wie hohen Inseln, sind junge Pflanzen in sehr beträchtlicher Zahl anzutreffen. Jedoch wurden während der abgelaufenen Trockenzeit in jedem der sechs Distrikte wohl Hunderte von jungen Pflanzen durch Brennen zerstört, meist infolge von Unachtsamkeit, die nunmehr unter Strafe gestellt ist. Auf den kleinen unbewohnten Inseln ist auch das Zerstören von Kokospflänzlingen zum Essen an der Tagesordnung. Dieser Mißbrauch ist ebenfalls überall unter Strafandrohung besprochen und in einem Falle mit einer kurzen, in Ponape zu verbüßenden Gefängnisstrafe geahndet worden. Diese Bestrafung — die einzige, welche ich überhaupt verhängt habe — wird in kürzester Zeit in der ganzen Lagune bekannt sein, und wie ich die Trukleute kenne, durchaus die gewünschte allgemeine Wirkung haben.

Unabhängige Häuptlinge gibt es in Truk 59, und zwar: im Distrikt Faitruk 14, angehörig den Stämmen Ataw, Wita, Fesilim, Sobu, Tötia, Lugal, Sawfer, Poreka; im Distrikt Udot 6, angehörig den Stämmen Sepero, Sawefañ; im Distrikt Fefen 10, angehörig den Stämmen Manipwe, Wira, Soporeroñ, Sawfa; im Distrikt Uman 6, angehörig den Stämmen Imo, Masala, Sor,

Nefaw, Fesilim, Sobu; im Distrikt Wola 13, angehörig den Stämmen Sor, Sanzat, Wita, Räk, Masala, Jnanifot, Ualigar, Ataw, Sobunepi, Jpigis, Mot. Viele dieser Stämme findet man auf den kleinen Jnseln der Ostkarolinen wieder.

Einer der Häuptlinge, welcher Ponape besucht hatte und vor zehn Monaten heimgesandt wurde, hat in Uman, der Jnsel mit der am meisten kultivierten Bevölkerung, den Bau eines Weges nach dem Muster des in der Regierungsniederlassung zu Ponape angelegten zu veranlassen vermocht, welcher sich von Norden nach Süden am Außenstrande über die ganze Jnsel erstreckt, das ist etwa eine geographische Meile weit. Der Weg ist 3 bis 4 m breit, an den Seiten vielfach mit Steinen gefestigt und durch Gräben geschützt, mit steingefaßten Wasserdurchlässen versehen und streckenweise ganz aus Steinen angelegt. Der ganzen Länge nach führt er durch Pflanzungen von Kokos- und Brotfruchtbäumen; in unmittelbarer Nähe stehen viele ältere Häuser, und es entstehen auch bessere Neubauten. Dieser Weg ist den anderen Jnseln zur Nachahmung empfohlen worden. Ebenso ist der Bau von Dämmen dort, wo das Seewasser nur durch eine schmale Eingangsstelle sich zeitweise ein bedeutenderes Stück Land erobert, angeregt worden. Auf mehreren Jnseln ist ferner der Bau von steinernen Landungssteigen ausgeführt worden.

Die Berge von Truk sind in einzelnen Fällen bis zur Höhe von etwa 1000 Fuß mit tragenden Kokospalmen bestanden. Diese Pflanzungen verdanken oft ihr Entstehen den früheren Kriegen; die Bergspitzen werden sämtlich durch Steinwälle gekrönt, in deren Mitte Häuser stehen. Die größte und wohl älteste Steinfenz, ein Bau von bemerkenswerten Dimensionen, befindet sich auf dem höchsten Berge der Gruppe, Ulipot, auch Tumuitol genannt, auf der Jnsel Tol in einer Höhe, welche das Aneroidbarometer mit 420 m anzeigte.

Auf einer Landspitze der Jnsel Pata befindet sich ein gerader und geräumiger tunnelartiger Durchbruch durch den Fels von etwa 60 m Länge.

Erwartungsvoll sehen die Trukleute dem ihnen in Aussicht gestellten Eintreffen des hiesigen Regierungsarztes entgegen.

Mit den Eingeborenen von Truk kann zurzeit alles für ungeschulte Kräfte überhaupt Erreichbare durchgeführt werden. Diese für die wirtschaftliche Entwickelung der Gruppe sehr glückliche Lage muß bei häufigem Besuch ausgenutzt werden.

Eten war während der letzten Tage, als ich dort auf die Ankunft des Dampfers wartete, dauernd von zahlreichen Eingeborenen, darunter früher dort nie gesehene Häuptlinge, besucht. Amtliche Anliegen, das Warenlager der Jaluitgesellschaft und Arbeitermeldungen für Ponape, die schon am ersten Tage meines Daseins ihren Anfang nahmen, waren die Gründe, welche den regen Verkehr veranlaßten.

Für alle Darlegungen und Anordnungen der Regierung offenbaren die Eingeborenen viel Verständnis und volles Vertrauen. Die deutsche Flagge weht nicht nur bei den Oberhäuptlingen, sondern wird gelegentlich auch von anderen Eingeborenen an Land und in Kanus als Ergebenheitszeichen geführt.

Truk hat bereits jetzt politisch und wirtschaftlich gute Anfänge aufzuweisen, welche es seiner aussichtsreichen Zukunft um einen bedeutenden Schritt näher gebracht haben.

Marianen.

Diese Inseln sind durchweg gebirgigen Charakters. Koralleninseln und Atolle, wie unter den Karolinen finden sich hier nicht, auch nicht als Randinseln um den gebirgigen Kern. Dieser steigt vielmehr meist steil und ungebrochen aus der offenen See auf, so daß gute Häfen fehlen, wo nicht Korallenriffe solche schaffen. Costenoble[2]) beschreibt die geologischen Verhältnisse der einzelnen Inseln.

Die nördliche Gruppe besteht auch lediglich aus vulkanischem Gestein, und ihre Inseln, die mit Anatachan etwa beim 16. Breitengrade schließen, steigen entweder ganz in der Form der bekannten Vulkankegel empor oder werden doch von solchen überragt, während Schlacken, Aschen und Lava sie bedecken. Sämtliche noch in Tätigkeit befindliche Vulkane liegen auf den Inseln dieser nördlichen Gruppe.

Dagegen sind allem Anscheine nach die Südinseln, nämlich Guam, Rota, Agujan, Tinian, Saipan und Medinilla, nicht nur wesentlich langsamer emporgestiegen, sondern es haben zu jener Zeit der Neubildung offenbar auch größere Pausen zwischen den einzelnen unterseeischen Ausbrüchen geherrscht. Denn die ganze Südgruppe ist bis auf die höchsten Erhebungen mit Madreporenkalk überkleidet, der oft Bänke von mächtiger Höhe bildet, die der Landschaft dieser Inseln gerade ihren eigenartigen, oft wildromantischen Reiz verleihen. Gewaltige Wände ragen da lichtgrau aus dem dunkelgrünen Walde, Trümmer und Ruinen mächtiger Burgen scheinen von steiler Höhe weit über die Täler zu blicken. Nur an wenigen Stellen ist der Kalküberzug durch vulkanische Ausbruchsmassen unterbrochen.

Häufige Erdstöße, die aber durchschnittlich eine viel geringere Stärke aufweisen wie beispielsweise die gleichen Erscheinungen in Japan, erinnern eindringlich an die vulkanische Entstehung der Marianen. Sie mahnen aber auch den Siedler daran, daß er hier nicht aus Gewohnheit oder Eitelkeit den Bau von steinernen Gebäuden unternehmen sollte, die zuerst und fast stets allein den Erdbeben erliegen, sondern daß er nach dem Beispiel der hierin erfahrenen Japaner dem Holzbau den Vorzug geben muß. Erlitt doch die zum Teil auf Steinhäusern bestehende Stadt Angana auf Guam bei dem Erdbeben im September 1902 solchen Schaden, daß heute noch die halbzerstörte Kirche und zahlreiche Hausruinen an jenes Ereignis gemahnen.

Am malerischsten ist Rota. Zahlreiche Klippen begleiten die sich von Westen nach Osten erstreckende Insel auf der ganzen Nord- und einem Teile der Südwestseite. In hohen Terrassen erhebt sich das Land bis zu seiner höchsten Erhebung, dem „Summit". Vier dauernd Wasser führende Bäche durchbrechen die Felswände oder stürzen sich über sie hinab. Die einzelnen Terrassen aber haben guten fruchtbaren Boden, der sich für den Anbau von tropischen Gewächsen eignet.

Tinian ist dagegen ziemlich flach, nur bis 200 m hoch und deswegen ganz besonders gut zum tropischen Ackerbau geeignet. Offenes Wasser hat es freilich lediglich in einer Lagune; aber an den meisten Stellen der Insel lassen sich leicht Brunnen schlagen, die ein gutes süßes Wasser geben. Nach dem Bericht des Lord Anson haben dies die früheren Einwohner Tinians auch zahlreich getan, so daß das Eiland ein prächtiges Bild blühender Kulturen bot. Heute sind jene Brunnenschächte bis auf wenige eingestürzt und verschwunden.

Saipan, die deutsche Hauptinsel, wird von Norden nach Süden von einer in dem Berge Tapachoa bis 550 m ansteigenden Gebirgskette durchzogen, die nach Süden zu allmählich in niederes Land mit sanften Erhebungen übergeht. Der Tapachao liegt ungefähr in der Mitte. Westwärts fällt das Gebirge schnell in eine breite Ebene ab, die von einer weiten Korallenbank umsäumt wird; ostwärts neigt es sich lang-

Hafen von Pagan.

samer, eine Flachlandebene hat sich hier nicht gebildet, vielmehr begrenzt eine hohe Steilküste von terrassigem Aufbau fast die ganze Ostseite gegen das Meer. Nach Norden zu wird die Kalkformation des Gebirges durch vulkanischen Boden einige Kilometer weit unterbrochen; rote Erde, Laven und Aschen, Bimsstein und Schlackenreste kennzeichnen das vulkanische Gebiet, das sich jedoch nicht so hoch erhebt wie die südlich und nördlich von ihm gelegenen Kalkberge. Die Westseite, also die Ebene, ist nicht wasserreich. Sie hat zwei wirkliche Bäche mit Süßwasser im nördlichen Teile, einen Brakwasserlauf etwa in der Mitte, wo auch noch einige unbedeutende Quellen mit süßem Wasser entspringen, um sich sofort wieder in den Boden zu verlieren, und endlich zwei Brakwasserlagunen im Süden. Wasserreicher ist dagegen der — landwirtschaftlich leider viel geringwertigere — Osten von Saipan, und zwar vom Süd- bis nahe an das Nordende der Insel. Sieben Bäche und eine ganze Anzahl starker Quellen fließen hier auch während der längsten Trockenzeiten.

Korallenriffe umgeben einen Teil der Küsten aller dieser Südinseln, und ihre Häfen werden durch Einschnitte in diese Riffe gebildet. Saipan hat zwei solche, freilich minderwertige Häfen, nämlich den im Westen gelegenen und durch die kleine, einige Quadratmeter messende Riffinsel Managana wenig geschützten Tanapaghafen (in den aber größere Schiffe der zu flachen Einfahrt wegen nicht einlaufen können) und den auch nicht besseren bisher unbenutzten Hafen von Laula (die Magiciennebai der Seekarte) im Süden.

Den geologischen Aufbau und die Bodenbeschaffenheit der deutschen Hauptinsel Saipan schildert H. Seidel[7b]) eingehender.

Der Boden Saipans steigt bereits am Nordgestade ziemlich rasch zu einzelnen Bergen auf. An diese schließen sich weitere Erhebungen an, die zu der schon erwähnten Querkette leiten, jenseits welcher eine allmähliche Abflachung zur Küstenebene und dem sandigen Strandgürtel eintritt. Das Ackerland wird als im ganzen fruchtbar gerühmt, obschon es nur wenig tiefgründig ist. Der Ufersaum eignet sich namentlich für Kokosplantagen, für deren Gedeihen die Seeluft und auskömmliche Niederschläge sichere Gewähr bieten. Weiter binnenwärts tritt rötlicher Lehm auf, der im Gebirge in ein dunkles, nur teilweise steiniges, sehr humoses Erdreich übergeht. Da sich die Erhebungen aus korallinem Kalk zusammensetzen, so darf uns das Vorkommen von Höhlen oder Grotten nicht wundernehmen. Solche besitzen auch Tinian und Rota, wo sie schon den alten Chamorro als schützendes Asyl bei Unwetter oder Verfolgung dienten. Auf Saipan dagegen scheinen sie hauptsächlich Begräbnisstätten gewesen zu sein. Der französische Reisende Alfred Marche stieß 1887 bei seinen Untersuchungen vielfach auf menschliche Überreste: Knochen, Schädel, selbst vollständige Skelette, deren eines noch sehr gut erhalten war. Dazwischen fand er etliche eiförmige, an den Enden zugespitzte Steine, jedenfalls Geschosse für die ehedem beliebten Schleudern, und außerdem ein paar Lanzenspitzen, die nach autochthonem Brauch aus menschlichen Oberschenkelknochen hergestellt und auf ihrer ganzen Länge gezähnt waren. Des weiteren sammelte er steinerne Hacken und irdene, rötliche Gefäßscherben, die augenscheinlich einen Brennprozeß durchgemacht hatten.

Die Tierwelt, ursprünglich einheimische, wie eingeführte bzw. eingeschleppte, schil- H. L. W. Costenoble[2]). Bemerkenswert ist der Schaden, den auch hier die von Europa her durch die Schiffe eingeschleppten Ratten verursachen. Sie bilden gerade auf bergigen Inseln, nicht bloß im Stillen, sondern auch im Indischen Weltmeere, z. B. den Seychellen, eine wahre Landplage, die die Kultur mancher Gewächse geradezu unmöglich machen kann.

Die Säugetiere sind nur durch wenige Spezies vertreten. Eine Hirschart, die in den Nachrichten über die Inseln stets fälsch-

lich als Axishirsch (Cervus marianus) bezeichnet wird, bevölkert die Wälder der Inseln Rota und Guam. Er ist nicht viel größer als unser deutsches Reh und genau so gefärbt wie dieses im Winterkleid. Er verfärbt sich nicht. In Saipan sind vor etwa vier Jahren Hirsche ausgesetzt worden, und zwar auf der Westseite der Insel. Angeblich haben sie sich gut vermehrt, ich selbst aber habe dort weder einen Hirsch gesehen noch gespürt und zweifle einigermaßen an seiner starken Vermehrung. Die Jagd auf ihn ist zwar verboten, aber nicht die auf das Schwein. Die meisten Marianen, und so auch Saipan, haben nämlich einen recht guten Bestand an verwilderten Hausschweinen, die hier die Stelle des Wildschweins vertreten. Die Eingeborenen kennen zwei Jagdarten auf „Schwarzwild": das Schlingenstellen auf dem Wechsel und die Jagd mit Hunden. Es hat sich hier eine ausgesprochene Hunderasse gebildet; etwa von der Größe und Figur eines Dalmatiners, sehr häufig mit korrekten Stehohren, sieht der Marianenhund aus wie die Miniaturausgabe einer dänischen Dogge. Er hat auch denselben Schneid wie diese und ähnelt ihr ebenfalls in den häufig vorkommenden Farben: blaugrau und gelb gestromt. Die Nase des Hundes ist gut.

Mit einer Meute von 6 bis 15 Stück solcher Hunde ziehen nun die Chamorros, besonders die Bewohner des Ortes Tanapag, häufig aus, um Schweine zu jagen. Flinten kommen bei dieser Jagdart nicht in Anwendung. Sobald die geschnallte Meute im Busch irgend ein Tier, Hirsch oder Huhn, Rind oder Katze, Schwein oder Leguan, aufgejagt hat, geht es unter Lautgeben hinterdrein, bis das gejagte Tier aufbäumt, wenn es kann, oder gerissen ist.

Daß die Jäger — wenn man Leute so nennen will, die bei der Sache nichts zu tun haben, als hinter den Hunden herzulaufen und so schnell wie möglich bei der Hand zu sein, sobald das Wild gestellt ist, damit es nicht aufgefressen wird, ehe sie es erreichen — daß diese „Jäger" also kein anderes Wild als Schweine erlegen wollen, ist ganz sicher. Ebenso sicher aber ist es, daß den Hunden die Absichten ihrer Herren höchst egal sind, daß sie vielmehr alles reißen, was ihnen in den Weg kommt. Ich selbst habe eine solche „Jagd" mehrfach miterlebt und glaube deshalb, daß das Hochkommen eines Hirschbestandes auf Saipan wesentlich davon abhängt, ob die Eingeborenen lernen, allein zu jagen, oder ob die Jagd mit der Meute beibehalten wird.

Als drittes „Hochwild" kommt das Rind in Betracht. Tinian hat einen Bestand von mindestens 1000 Stück weißer oder schwarzweißer, Saipan einen solchen von etwa 200 schwarzer oder gefleckter Rinder. Sehr zum Schaden des Landes! Bisher fanden sich auf der Ostseite der Insel eine gute Anzahl von Kokosnüssen; die Rinder aber nehmen als Lieblingsfutter die jungen Kokospalmen an, und so wird in absehbarer Zeit die Kokospalme auf der mit wilden Rindern besetzten Seite gänzlich verschwinden.

Leider sind alle Versuche, die Rinder von Tinian lebend nach Saipan zu bringen und zu zähmen, fehlgeschlagen. Die Tiere halten sich meist nur wenige Wochen und gehen dann ein. Es scheint daher das Vorhandensein irgend eines Schädlings festzustehen, gegen den die in Saipan geborenen Rinder immun sind, dem aber die eingeführten erliegen.

Das in Saipan (und den übrigen Marianen) einheimische zahme Hausrind (auch die wilden Rinder gehören dazu, sie sind nur verwildert) ist ein schöner Schlag, der an Größe und Figur sehr dem süddeutschen Gebirgsrind ähnelt, und zwar am meisten dem Braunvieh (Schwyzer, Allgäuer). Die Brauchbarkeit der Stiere für den Zug ist gut, die Milchergiebigkeit der Kühe aber gering (ein bis zwei Liter). Dies ist mit darauf zurückzuführen, daß Milch bei den Eingeborenen als Nahrungsmittel nicht beliebt ist, das Melken der Kühe also meist unterbleibt. Unter europäischer Hand wird sich das Rindvieh allem Anscheine nach zu

einer hervorragenden Nutzrasse entwickeln können.

Das Hausschwein wächst langsam; es gibt aber auch rascher wachsende Individuen, so daß bei richtiger Zuchtwahl die Ausbildung einer schnell wachsenden Rasse herbeigeführt werden kann. Die Farbe der Schweine ist meist schwarz oder grau, zuweilen weißgefleckt. Dies wie die verschiedene Kopf- bezw. Rüssellänge und die Stellung auf kürzere und höhere Beine zeigt, daß in dem Inselschwein mehrere Rassen zusammengeflossen sind, die sich noch nicht verschmolzen haben.

Der fliegende Hund ist ja bekannt. Viele Tausende seiner Art beleben die Inseln und bilden ein beliebtes Wild für die Eingeborenen, die sie mit Haut und Haaren essen — im wahrsten Sinne des Wortes. Sie verzehren nämlich nicht allein das gut schmeckende Fleisch, sondern auch die Flughaut und das Fell des „Fanni".

Katzen und Hunde gibt es sowohl in den Ortschaften als auch verwildert im Walde. Besonders ist wieder Tinian mit einer großen Anzahl solcher Hunde gesegnet, die sowohl Schweine als Kälber reißen. Eine kleine, von der Regierung ausgeworfene Prämie für den Abschuß hat keinen wesentlichen Einfluß gehabt; allerdings können 50 Pfennig für das Fell nur wenige Jäger reizen, sich der sehr schwierigen Hundejagd zu widmen.

Ziegen gibt es ebenfalls sowohl in Tinian wie in Guam in verwildertem Zustande. Einige wenige werden auch als Haustiere gehalten.

Das Pferd sowie Maultiere finden sich nur in Guam, während die ganzen deutschen Inseln zusammen nur ein Exemplar des malayischen Pony aufweisen.

Eine kleine Fledermaus kommt in Rota und in Guam vor; sie lebt am Tage in Felshöhlen.

Das letzte der Säugetiere, die Plage der Inseln, ist die Ratte. Es gibt zwei Arten; eine in der Größe unserer deutschen Hausratte, aber mit mehr bräunlichem Felle, und eine kleinere, die etwa ein Drittel größer als unsere Hausmaus wird. Zu Hunderten beleben diese Ratten die Wälder, und wenn der unerfahrene Europäer eine Pflanzung anlegt, so stört er gewiß wenigstens eine in ihrem beschaulichen Dasein. Die geht dann bei den Nachbarn herum ihr Leid klagen, und nun kommt das Korps der Rache auf die Pflanzung und frißt alles — alles auf. So hatte ich nacheinander mehrere Maisstücke angelegt, um fortlaufend Kolben für die Schweine ernten zu können. Die Aussaaten lagen etwa immer vier Wochen auseinander. Im ersten Felde war der Rattenschaden ganz gering; im zweiten war er schon stark zu merken; vom dritten habe ich keinen einzigen reifen Kolben bekommen und vom vierten nur die Hälfte der halbreifen noch holen können. Nun baute ich keinen Mais mehr; dafür fraßen die Ratten jetzt meine Bohnen, Melonen, Gurken, Kürbisse — alles vor der Reife. Ich habe natürlich gefangen, soviel irgend zu fangen waren; allein ich konnte den unzähligen Scharen keinen bemerkenswerten Abbruch tun, da offenbar immer neuer Zuzug aus dem Busch erfolgte. Die gewöhnlichen Mittel sind ganz erfolglos gegen eine solche Plage, deren Ausdehnung man vorher nicht einmal ahnen kann. Ihr wirksam gegenüber zu treten vermag daher nur die Gesamtheit bzw. die Regierung durch geeignete Anordnungen.

Welcher Art die Bevölkerung zur Zeit der Entdeckung der Inseln durch die Spanier gewesen ist erfahren wir gleichfalls von Costenoble[2]). Die eigenartigen Steinbauten, die er von diesen beschreibt, finden sich in der Kopfleiste des Anfanges von diesem Kapitel abgebildet.

Die Bevölkerung der Marianen drängt sich heute in wenigen Ortschaften zusammen.

Als die Spanier sie im Jahre 1668 besetzten, fanden sie die Inseln vollständig von einer einheitlichen Bevölkerung besiedelt (die sich selbst Chamorros nannte) und mit einer Menge nahe beieinander liegender kleiner Ortschaften bedeckt, von denen heute

noch die steinernen Grundmauern Zeugnis geben. Man findet solche Überreste sowohl auf den Höhen als in den Tälern. Es sind einzelne, zu zwei genauen Parallelreihen geordnete Steine, meist vier bis acht, und zwar liegt unter jedem dieser Blöcke von ½ bis 1 Meter Höhe stets noch ein kleinerer, etwa halb so großer Stein, dessen unregelmäßige Lage darauf hindeutet, daß er von dem Grundstein heruntergefallen ist. Wie heute das Chamorrohaus auf Pfählen, so ruhte es vor 300 Jahren offenbar auf Steinsäulen, die bei dem gewöhnlichen Volke kunstlos durch zwei übereinanderliegende Blöcke hergestellt waren, während die Reichen und Großen ihre Häuser auf richtig gemauerte Säulen von 1 bis 4 Meter Höhe stellten. Auch solche Säulen finden sich noch vor, und zwar auf den Inseln Guam, Rota, Tinian und Saipan. Eine der Säulen, die zu einer der besterhaltenen Ruinen auf Tinian gehörte (sie ist leider bei dem starken Erdbeben des Jahres 1902 zusammengestürzt), enthielt merkwürdigerweise in ihrem Kapitäl eine Grabkammer; in einer sargähnlichen Aushöhlung, die sich nach oben öffnete, lag ein angeblich weibliches Skelett (ich habe es nicht selbst gesehen, sondern gebe die Mitteilungen von Augenzeugen wieder).

Mädchen von den Marianen.

Eine andere bemerkenswerte Erinnerung an das verschwundene Urvolk sind die „Schädelhöhlen", die sich auf Saipan und auf Guam finden. In schwer zugänglichen Höhlen (z. B. solchen, die sich an einer Felswand einige Meter über dem Erdboden befinden)

liegen hier eine Reihe von Schädeln, ohne sonstige Knochenteile. Am Boden dieser Höhlen aber findet man dicke Aschenschichten, die Reste vieler hier einst entzündeter Feuer, in denen vielleicht die zu den Schädeln gehörigen Leiber verbrannt worden sind. Möglicherweise waren diese Schädelhöhlen aber auch heilige Orte, an denen ein „ewiges Feuer" brannte und zu denen man nur die Schädel der Toten brachte, während ihre Leiber anderswo eine Bestattung erfuhren. Menschliche Knochen, aber ohne Schädel, habe ich wenigstens auf vielen Plätzen gefunden, auch auf solchen, die ohne Zweifel schon jahrhundertelang unbewohnt sind. Und daß andererseits dem Feuer eine besondere Sorgfalt gewidmet worden ist, darauf deutet der Umstand hin, daß alle, auch die kleinsten Aushöhlungen im Gestein der Insel Rauchspuren zeigen. Man unterhielt hierin jedenfalls zur Regenzeit dauernde Feuer.

Vor Ankunft der Spanier lebten die Chamorros — wie alle Bewohner von Südseeinseln vor der Berührung mit Weißen — natürlich in der Steinzeit. Überreste aus dieser Zeit sind noch häufig. Am leichtesten in die Augen fallend — und fast stets bei den oben beschriebenen Ruinen zu finden — sind die Steinmühlen, große bis zu 1 m im Quadrat und etwa $^1/_2$ m Dicke haltende Blöcke von unregelmäßiger Form mit einer etwa 20 bis 30 cm breiten und etwa 10 cm tiefen Mulde in der Mitte, in der mit einem anderen stößelähnlichen Stein Körner zerrieben wurden. Auch kleinere „Handmühlen" finden sich vor. Häufig sind ferner die eiförmigen, an beiden Enden zugespitzten Schleudersteine; seltener schon Steinärte, Meißel, Schaber (aus Stein oder dicken Muscheln), Schmucksteine, Scherben von Tongefäßen mit Anfängen plastischer Figuren usw.

Auf Saipan scheint diese Urbevölkerung für längere Zeit völlig ausgestorben oder ausgewandert gewesen zu sein, wie H. Seidel[7b]) ausführt. Später wanderten aber wieder Menschen verschiedener Stämme zu, aus denen sich die heutige Bevölkerung herausgebildet hat.

Um 1810 muß die Insel noch menschenleer gewesen sein; denn bei der merkwürdigen Invasion etlicher abenteuernder Amerikaner, die auf Hawaii 15 Frauen und 7 Männer entführt hatten und auf den Marianen ein Versteck suchten, verlautet über ansässige Bewohner kein Wort. Wie so häufig in dergleichen Fällen brach unter den Vaganten, die anfangs auf Tinian gehaust hatten, ein Zwist aus. Blut floß, und nun endlich erfuhren die Spanier von den ungebetenen Gästen, die der Gouverneur Don Alexandro de Pareno schleunigst aufheben und nach Guam transportieren ließ. Damit ward es still von unserer Insel, bis in den vierziger Jahren ein größerer Trupp von Karoliniern, die durch Sturmfluten aus der Heimat vertrieben waren, in Saipan eine Zufluchtsstätte vor der Wut des Meeres fand. Zuerst sollen sie in den Höhlen gelebt haben; dann bauten sie, wie Korvettenkapitän Sanchez y Sayas berichtet, das Dorf Garápan, worin er 1864 bereits 424 Karolinier und 9 Chamorro sah. Einer der letzteren war „Alkalde", also Dorfschulze, während ein anderer als Lehrer amtierte. Die Leute hatten einige Felder und Gärten angelegt und hielten auch im Orte selber hinlänglich auf Ordnung und Reinlichkeit. Bei der Begrüßung der Fremden übten sie noch das Nasenreiben; in das „Händegeben konnten sie sich nicht gut finden."

So „rückständig" sind die heutigen Bewohner allerdings nicht mehr, obschon die Karolinier nach wie vor in Sprache, Kleidung und Sitten die heimischen Bräuche bewahrt haben. Sie gehen z. B. mit Vorliebe fast nackt umher, feiern ihre Tänze und Gesänge, ihren Totenkult und andere geheimnisvolle Weisen und sind wohl nur dem Namen nach Christen. Im übrigen gelten sie mit Recht als durchaus gehorsame, gutmütige Untertanen, die neben ihrer Muttersprache alle das Chamorro verstehen, ein Vorteil, der die Verwaltungsgeschäfte bedeutend erleichtert. Frühe Heiraten und

reicher Kindersegen machen ein weiteres Kennzeichen dieser Leute aus, deren Zahl sich gegenwärtig in Saipan auf nahezu 700 Köpfe beläuft.

Die Chamorrobevölkerung oder richtiger die mischblütige Deszendenz der alten Chamorro beziffert sich für Saipan auf etwas über 1000 Personen. Die meisten sitzen in Garápan, in Tanápag dagegen nur einige 70, so daß dieses vorwiegend als karolinische Siedelung anzusehen ist. Die Denkschrift von 1901 beklagt es, daß beide Volkselemente gar keine Neigung zur Verschmelzung an den Tag legen, obwohl diese im Interesse der zwar geistig regsamen, aber körperlich minderwertigen Chamorro dringend zu wünschen wäre. Allein die letzteren dünken sich den nackten, unkultivierten Karoliniern gegenüber viel zu erhaben, um Ehen mit ihnen einzugehen. Statt dessen kommt es ab und an zu erbitterten Raufereien zwischen den feindlichen Nachbarn, wobei die Chamorro, wenn sie nicht gerade in der Überzahl sind, meist den kürzeren ziehen. Sollte sich die gegenseitige Abneigung durchaus nicht bekämpfen lassen, so würde es vielleicht geratener sein, in Zukunft eine Trennung beider Stämme (nach verschiedenen Inseln) ins Werk zu leiten.

Diesen heutigen „Chamorros" widmet Costenoble[2]) folgende Darstellung:

Das als Chamorros bezeichnete Mischvolk, dessen Mischungsbestandteile spanisches, chamorrisches, kanakisches, tagalisches, chinesisches, japanisches, germanisches und anderes Blut bilden, besteht aus etwa 13 000 Köpfen, von denen 11 000 auf Guam und 2000 auf den deutschen Inseln wohnen.

Man findet unter dieser Bevölkerung alle Farbennuancen der Haut vom rosigen Weiß bis zum dunkeln Schokoladenbraun, rotes und blondes wie braunes und tiefschwarzes Haar, und aus den Gesichtern kann man eine ganze Typensammlung zusammenstellen, in der ein stolzes Römergesicht neben einem schlauen Chinesenkopfe, eine andalusische Schöne neben einer gelbhäutigen Malaiin zu stehen kommen würde.

Daß eine derartige Typenkonzentration in einem so kleinen Völkchen nur möglich war auf Grund sehr „milder" sittlicher Begriffe, ist ohne weiteres einleuchtend. Tatsächlich besitzt denn auch alles das, was sich Chamorro nennt, ein sehr weites und wohlwollendes Herz, wenn ihm Liebe naht, und selbst die Ehe vermag nicht den Neigungen dieses Herzens ein festes Ziel zu geben. Doch hat offenbar gerade diese Eigenart, an der sie alle leiden, das Volk vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und dazu beigetragen, ihm seine Vermehrungsfähigkeit zu erhalten. Während die meisten anderen Südseevölker auf abgelegenen Inseln, womöglich in getrennten und politisch geschiedenen Gemeinden lebend, ihre Lebenskraft durch Inzucht mehr und mehr verloren haben, sind die Chamorros immer wieder an Zahl gewachsen, ob spanische Blutgier, ob eingeschleppte Seuchen wie Syphilis und Blattern auch vorübergehend die Inseln fast entvölkerten. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß dieses Mischvolk, dem ein gewisser Wandertrieb innewohnt, dereinst auch die sich langsam entvölkernden Karolinen besiedeln wird.

Die heutige sogenannte Chamorrosprache ist gebildet aus den Resten einer wohl ursprünglich ziemlich armen Ursprache und spanischen Worten; letztere sind dabei teilweise verändert worden, weil die Chamorros einige Buchstaben nicht kannten und schlecht aussprechen konnten. So heißt das spanische vaca (Kuh) in Chamorro guaga, das spanische perlas (Perlen) in Chamorro petlas, servier (dienen) in Chamorro setbe usw. Andere Worte stammen aus dem Chinesischen, wie tscha (Tee), dem Malaiischen (babni, Schweine), uff.

Den Wert der Chamorros schätzt Costenoble[2]) sehr hoch ein, vorausgesetzt, daß ihnen die richtige Behandlung zuteil werde. Nach dem, wie er das Benehmen dieser Leute im deutschen Saipan gegenüber dem der im amerikanischen Guam angesessenen schildert, scheint bei uns die Behandlung nicht die zweckentsprechendere zu sein.

Als tropische Arbeiter sind die Chamorros da, wo sie durch geschickte Verwaltungsmaßregeln zum Geldverdienen genötigt werden — leider nicht auf den deutschen Marianen — kaum zu übertreffen, und ich stehe nicht an, sie an Intelligenz über Chinesen und Japaner, an Fleiß und Sorgfalt diesen Musterkulis mindestens gleich zu stellen. Der Chamorro arbeitet — und das macht ihm kein Japaner oder Chinese nach — gleichmäßig weiter, ganz gleich ob die Sonne das Thermometer zum Sieden bringt oder ob stundenlange tropische Regengüsse herabrauschen. Er hat natürlich vor den Fremden die Gewöhnung an das Klima voraus, doch darf man seine tägliche Arbeitszeit nicht zu lange ausdehnen. Acht Stunden fleißiges Werk aber leistet er bequem — und das ist auch genug, sicher wenigstens in den Tropen.

Daß die fortschreitende Kultur die Sitten verdirbt, wenigstens jene bekannte Gastlichkeit der Südsee, beweist am besten das Benehmen der Chamorros an ihren verschiedenen Siedelungsplätzen. In Rota, der vom Verkehr entlegensten Insel, muß der Fremde, gleichgültig ob Weißer oder Chamorro, wenigstens eine Hauptmahlzeit mitmachen, noch lieber eine Nacht im Hause bleiben. In Tanapag, dem einzigen „Dorf" von Saipang, oder auf den Ranchos (Hütten in den Pflanzungen) Saipans wird so leicht kein Fremder fortgelassen, ohne daß man ihm wenigstens Obst vorgesetzt und zur „Wegzehrung" einen Bund Bananen oder eine Tasche voll Orangen angeboten hätte. In Garapan, der „Hauptstadt" von Saipan, würde es für unhöflich gelten, dem Gast nicht wenigstens eine „tschuba", die landesübliche, selbstgefertigte Zigarre, anzubieten und zwar meist in zwei Exemplaren, eine zum Gleichrauchen, die andere „auf den Weg". In Guam dagegen fällt es keinem

Chamorrohäuser.

Menschen ein, den Fremden als Gastfreund zu betrachten und ihm irgend etwas anzubieten. Was er hier verlangt, das muß er auch bezahlen, und zwar je höher, desto besser. Indessen, die Chamorros sind dabei keineswegs zudringlich, sondern bleiben stets zurückhaltend und bescheiden, freundlich und zuvorkommend; so wenigstens in Guam, während sich in der deutschen Kolonie infolge der ihnen hier zuteil werdenden falschen Behandlung bereits an einigen Exemplaren Züge von Selbstüberschätzung und niggerhaftem Dünkel bemerkbar machen.

Die Lebensweise der Chamorros ist einfach. Auf Rota und Saipan leben sie meist in Mattenhäusern, aus Kokosblättern und Schilfstengeln gefertigt, die 1 bis 2 m hoch auf Pfählen stehen. Nur wenige Wohlhabende haben hier steinerne Häuser mit richtigen Möbeln aus Japan oder Manila. In Guam dagegen herrscht größerer Luxus, und die Hauptstadt Agana besteht schon zum größten Teil aus Stein- oder Holzgebäuden, während freilich die Dörfer der großen Inseln meist ebenfalls nur Holzhäuser haben. Auch die Steingebäude sind stets so gebaut, daß der Fußboden der Wohnräume $1^1/_2$ bis 2 m hoch über der Erde liegt. Das hat seinen guten Grund und ist durch die Erfahrung bedingt, daß bei einem starken Taifun die sturmgepeitschte See ihre Wogen oft mehrere hundert Meter weit ins Land wirft.

Weniger zufrieden ist Costenoble[2]) mit dem zweiten Teil der Bevölkerung, den Karoliniern. Ihnen spricht er jeden Arbeitsdrang ab, dagegen eine starke Neigung für alkoholische Getränke zu.

Die Karolinier der Marianen sind kein einheitlicher Stamm; es läßt sich vielmehr nachweisen, daß sie zum Teil aus dem Osten, zum Teil aus dem Westen der Karolinen herstammen. Doch erscheinen sie immerhin den Chamorros gegenüber mehr als ein Urvolk. Sie sind größer als jene, besitzen schöne kräftige Körper und eine etwa schokoladenbraune Haut. Ihre Kleidung ist so geringfügig wie möglich. Die Männer tragen ein zusammengedrehtes Tuch um die Hüften gebunden, dessen eines Ende über die Schamteile herunter zwischen den Beinen durchgezogen und im Kreuz wieder in den Gürtel gesteckt wird, die Weiber ein ebensolches Stück Tuch, aber etwa $^1/_2$ m breit, um die Hüften gebunden. Rot und gelb sind die Vorzugsfarben bei diesen Tüchern. Die übrige „Kleidung" sind Blumen und allerlei selbstgefertigte Schmucksachen oder gekaufter Tand. Aus diesen Dingen verstehen sie oft, sich wirklich hübsche Hals-, Bein- oder Armbänder, auch Haarzierden anzuordnen.

Bei den nächtlichen Tänzen, die sie veranstalten, zuweilen bis die Morgendämmerung den Himmel lichtet, bemalen sie sich oft noch das Gesicht und den Körper mit gelber Farbe und roten und weißen Strichen, was dann weniger schön aussieht.

In diesem Volke wohnt ein sozialistischer Zug; ihre Feste sind allgemein (während die „Fandangos" der Chamorros stets Cliquenfeste sind, ausgenommen natürlich die kirchlichen Feste), sie fischen übrigens viel mehr als die Chamorros gemeinsam, ihre Pflanzungen sind zum Teil gemeinsam, und die Erträge werden gemeinsam verzehrt. Aber während bei den Chamorros ein Trieb zum Vorwärtskommen unverkennbar ist, hat der Karolinier nicht die Spur eines solchen. Er hat nur den einen heißen Drang: recht viel zu essen bei so wenig Arbeit wie möglich; er ist sündenfaul. Dazu kommt eine ausgesprochene Vorliebe für geistige Getränke, wobei es zuweilen geradezu drollig ist zu sehen, wie die Arbeitsscheu mit dem Alkoholdrang kämpft, wenn man vor ein Glas Whisky eine Anstrengung setzt. Eine ganze Fülle von Qualen malt sich dann auf der braunen Antlitz.

Dem allen entspricht, daß die Hütten der Karolinier viel primitiver sind als die der Chamorros, daß ihre Pflanzungen noch mangelhafter aussehen und ihr Vieh noch verhungerter, und daß ihre „Tätigkeit" auf

den Ranchos hauptsächlich in der Vertilgung der angesammelten Tuba besteht, des der angeschnittenen Blüte entquollenen halbvergorenen süßen Saftes der Kokospalme.

Wie das ganze heutige Leben in Saipan sich abspielt und wie die Verhältnisse dort zurzeit liegen, erfahren wir von H. Seidel[7b]).

Vorläufig hat Saipan an nennenswerten Niederlassungen nur Garápan und Tanápag. Im ersteren Orte stehen einige recht ansehnliche Steingebäude, z. B. die katholische Missionskirche, die ehedem spanische Kaserne sowie die Wohnhäuser der seit Jahren wegen ihrer Handelsbeziehungen hier lebenden Japaner und Chinesen. Von den deutschen Neubauten reden wir später. Die farbige Bevölkerung begnügt sich dagegen überwiegend mit sog. „Chamorrohäuschen". Das sind kleine, viereckige Holzkonstruktionen, deren mattenbedeckter Fußboden etwa 70 Zentimeter über der Erde liegt, so daß unten beständig die Luft hindurchstreichen kann. Das Dach ist mit Pandanusblättern gedeckt. Im Innern unterscheidet man gewöhnlich nicht mehr als zwei Abteilungen, nämlich die Küche und das Wohn- und Schlafgemach. Über den einfachen Betten ist in der Regel ein Moskitonetz angebracht, da man auf den Marianen seit alters unter der Anophelesmücke zu leiden hat. Aber auch an Flöhen, Wanzen, Küchenschaben und sonstigem Ungeziefer ist kein Mangel. Nimmt man nun noch die ekelhafte Rattenplage hinzu, so wird es erklärlich, daß der Weiße den Aufenthalt in einem Chamorroquartier nicht gerade als

Karolinenweiber im Tanzschmuck.

Annehmlichkeit empfindet, besonders dann nicht, wenn er darin übernachten muß.

Dabei ist der Hausrat einer Chamorrofamilie oft gar nicht so ärmlich. Fast überall hat man eine Petroleumlampe und die billigen japanischen Streichhölzer. An den Wänden hängen Spiegel und bunte Schildereien. Die Küche birgt verschiedene Kochtöpfe, einen Mahlstein und den üblichen flachen Kessel zum Einsieden von Salz aus dem Meerwasser. Einige Fischnetze und Reusen, sowie etliche Ackergeräte vervoll-

ständigen das Inventar, desgleichen die große Urne zum Auffangen des Regens, da es an Brunnen gebricht. Die Frauen und Mädchen verstehen ihre Nähmaschine mit Handbetrieb recht geschickt zu benutzen. Da sie überaus eitel und putzsüchtig sind, so schneidern und ändern sie häufig an ihren Röcken und Blusen herum, um sich so stattlich wie möglich auszustaffieren. Natürlich lieben sie auch Schmucksachen, z. B. Ohrringe, Broschen, Nadeln, Armbänder usw., und recht oft entdeckt man in den Wohnungen truhenartige Kästen, die mit Kleidungsstücken und allerlei Tand angefüllt sind. Leider erstreckt sich die Putzsucht auch auf die Männer. Ohne ein gesteiftes weißes Plätthemde mit goldenem Knopf ist ein Chamorrostutzer gar nicht denkbar, ganz abgesehen von sonstigem Modekram.

Die Hauptzierde Garápans bildet heute das deutsche Bezirksamt. Es erhebt sich auf einer Anhöhe und wird dadurch den Schiffen schon weit hinaus sichtbar. Rings um das Haus geht eine 3½ Meter breite, von Steinsäulen getragene Veranda. An der Vorderseite ist eine Terrasse angelegt, von der man auf bequemer Straße bald zu der auf Eichenpfählen ruhenden Bootlandungsbrücke kommt. Hinten stößt an das Haus der etwa 25 Hektar große Versuchsgarten, der aus früheren Jahren zahlreiche Kokospalmen, Orangenbäume und einzelne Mangos enthält. Hier wurden bisher mehrere hundert Kaffee- und Kakaosamen und -pflänzlinge ausgesetzt, die sämtlich zu guten Hoffnungen berechtigen. Den noch zarten Bäumchen

Chamorros und Kanaken mit Brotfrüchten.

dienen Rizinus und Bananen als Schattenspender. Bezirksamtmann Fritz ließ ferner die durch Vermittelung der botanischen Zentralstelle aus Deutschland gesandten Sämereien an passenden Stellen in die Erde bringen, und endlich wurden einige Hektar mit Tabak, Zuckerrohr und Maniok bestellt. Auch Mais und Süßkartoffeln kamen zur Einsaat und lieferten befriedigende Erträge, die zwar hauptsächlich als Futter für das Geflügel und die mit vieler Mühe von Rota zum Zweck der Vermehrung eingeführten

Axishirsche dienten; doch konnte daneben immerhin soviel verkauft werden, um die Produktionskosten zu decken.

Im Bezirksamt befindet sich auch die Postagentur für Saipan, wie überhaupt für die deutschen Marianen. Leider hatten diese bis Anfang 1903 noch keine direkte Verbindung weder mit einem der großen ostasiatischen Handelsplätze, noch mit dem Mutterlande oder mit irgend einer unserer Südseekolonien. Die Briefsendungen wurden nach Yokohama geleitet und gingen von dort acht- bis zehnmal jährlich mit japanischen Handelsschonern nach Saipan bzw. zurück. Die Nachricht von dem Erdbeben im September 1902 hat beispielsweise fast zwei Monate gebraucht, ehe sie Berlin erreichte, und das mußte noch „schnell" genannt werden. Mit dem Frühling vorigen Jahres trat hierin glücklicherweise ein Wandel zum Besseren ein, indem die Jaluitgesellschaft ihren vom Reiche subventionierten Post- und Passagierdampfer „Ozeana" nunmehr auch über Saipan verkehren ließ. Das Schiff ging von Sidney bzw. Jaluit nach Kusaie, Ponapé, Ruk, Saipan, Yap und von dort nach Hongkong. Die Rückfahrt geschah in umgekehrter Ordnung, bis letzte Weihnachten eine schwere Havarie in dem Jaluit-Atoll den Reisen vorläufig ein Ziel setzte. Statt der außer Dienst gestellten „Ozeana" ist zurzeit ein neuer, mehr als doppelt so großer und bedeutend besser eingerichteter Dampfer, die „Germania", nach Deutsch-Mikronesien unterwegs, um die plötzlich unterbrochene Verbindung wiederherzustellen. Auch die Beförderung der Postpakete, Briefe und Drucksachen findet auf dieser Linie statt, kann aber auf Wunsch des Absenders noch über Yokohama erfolgen. Durch die neue Rute ist die Reise nach Saipan bei richtigen Anschlüssen in Neapel und Hongkong auf rund 40 Tage abgekürzt worden.

Die Ein- und Ausschiffung geschieht bis auf weiteres direkt vor Garápan. Ehe die Lanlanbucht an der Ostküste hierfür in Frage kommt, wird wohl noch etliche Zeit vergehen, und dann besteht der Nachteil, daß die im Bau begriffene, 4 Meter breite Fahrstraße der Berge halber nicht quer durch die Insel gelegt werden kann, sondern gen Süden ausbiegen muß, also einen ziemlichen Umweg zu beschreiben hat. Die Straße wird ferner von Tanápag aus nach dem Norden und Nordosten Saipans geführt, um die fruchtbaren und besser befeuchteten Distrikte des Innern zu erschließen.

Aus Garápan bliebe uns des weiteren noch die Mission zu erwähnen, die hier, wie auf den übrigen Stationen des Archipels, von spanischen Augustinerrekollekten verwaltet wird. Es wäre wohl angezeigt, wenn man statt ihrer, wie es für die Kapuziner auf Yap bereits geschehen ist, deutsche Vertreter des Ordens herbeiriefe. Dem Unterricht der farbigen Jugend dienen einige Volksschulen, die bisher von eingeborenen Chamorrolehrern geleitet wurden. Zwei dieser Pädagogen wirken in der Hauptstadt, und einer ist in Tanápag angestellt. Vorderhand liegen die Erfolge ihrer Tätigkeit, wie die „Denkschrift" von 1902 sehr schonend andeutet, allerdings „mehr in der Gewöhnung der Kinder an Ordnung und Pünktlichkeit, als in dem Inhalt des Unterrichts", obgleich sich dieser nur auf die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens erstreckt. In Ermangelung eines deutschen Lehrers hat daher Bezirksamtmann Fritz längere Zeit selber in einer Klasse von 25 Kindern das schwierige Werk des Volkserziehers geübt und als Pestalozzi der Tat an den Kleinen mit voller Hingabe gearbeitet. Jetzt soll nun ein deutscher Lehrer nach Saipan abgesandt werden, und wir wünschen von Herzen, daß unsere Behörden den rechten Mann für diesen nicht gerade leichten Posten finden mögen.

Übrigens werden auf der Insel nicht bloß farbige, sondern künftighin auch weiße Kinder zu unterrichten sein, nämlich die Sprößlinge der ersten deutschen Kolonisten, die sich seit 1903 in diesem Teile unseres pazifischen Kolonialreiches angesiedelt haben. Der Pfadfinder ist ein Thüringer,

Hermann Costenoble, der über Yokohama nach Saipan reiste und hier nach kurzem Aufenthalt in Garápan sich zur Anlage einer Pflanzung entschloß. Bei Talofofo, kaum 4 Kilometer hinter Tanápag, schlug er am Ufer eines kräftigen Baches sein Zelt auf und erwarb für billiges Geld das erforderliche Land, nämlich 800 Morgen, die ihm vom Bezirksamte auf 99 Jahre in Erbpacht gegeben wurden. Für die beiden Anfangsjahre sind keinerlei Abgaben zu zahlen; danach tritt ein jährlicher Zins von 200 Mark in Kraft. Kaum waren die nötigen Formalitäten erledigt, so ging Familie Costenoble an die Arbeit, um den Acker für die geplanten Kulturen zu klären. Der Bezirksamtmann spendete Samen verschiedenster Art, darunter auch Kakao, der unverzüglich ausgesetzt wurde. An Stelle des Zeltes entstand bald mit Hilfe einiger Chamorroarbeiter ein festes Haus, vorläufig nur im dortigen Stile, so daß es, wie ein Brief der Frau Costenoble sagt, eher einer gedeckten Veranda gleicht, die schon über und über mit Schlingpflanzen berankt ist. Die Zwischenwände sind aus Kokosblättern geflochten. Den Hofraum umgeben die Hühner- und Schweineställe, in denen bereits reges Leben herrscht. Auch ein Rinderstall ist da, dessen Insassen die beste Weide, sei es in der Savanne, sei es im Walde, ganz in der Nähe haben.

Unter den Bäumen macht sich besonders die Fadentanne oder Kasuarine bemerklich, deren Bestände auffallend an deutsche Kiefernschläge erinnern. Zur Freude der Ansiedler wird das Gehölz von zahlreichen Vögeln bewohnt, aus deren Schar einige sehr gute Sänger hervorstechen. Daneben hört man überall das Gurren der Tauben. Herr Costenoble erwähnt besonders eine ganz kleine grüne Art mit karminrotem Käppchen und orangefarbenem Brustfleck. Derselbe Brief spricht auch von dem verwilderten Rind- und Borstenvieh, von den Axishirschen, den Wald- und Scharrhühnern, den fliegenden Hunden und den Leguanen. Der Bach wird von Fischen und Krebsen belebt, die ebenso wie die Landkrabben eine schmackhafte und gesunde Speise abgeben. Ein kleines Nebenfließ, das in die Hauptrinne mündet, ist von den Ansiedlern der „Rhein" getauft worden, da es einen hübschen Wasserfall besitzt und durch ein niedliches Becken, den „Bodensee", strömt. Dieser Bergsee liegt „wunderschön in einem engen Felsental; ringsum neigen sich die Häupter der Palmen über ihn und spenden ihm Schatten, so daß es sich prachtvoll darin badet". Er beherbergt außerdem vorzügliche Aale, von denen schon manche in den Kochtopf der Frau Costenoble gewandert sind.

Das Hauptgewicht bei allen Feldarbeiten haben unsere Landsleute von vornherein auf die Auspflanzung von Kokospalmen gelegt, da diese bald heranwachsen und schon vom fünften bzw. achten Jahre an stetig zunehmende Erträge abwerfen, die sich in Gestalt von Kopra überall hin leicht und preiswert verkaufen lassen. Vorderhand liegt zwar das Koprageschäft auf den Marianen fast ausschließlich in japanischen Händen, und demgemäß ist auch der Preis für die Tonne nur gering. Denn die gelben Spekulanten zahlen nicht mehr als 120 bis 140 Mark, gegen die 200 Mark und mehr, welche an anderen Produktionsorten für die Tonne erzielt werden. Aber selbst bei so niedrigen Sätzen rentiert sich die Kokoskultur immer noch sehr gut; auch darf man nicht vergessen, daß der Baum außerdem gar manches Gericht für die Küche zu liefern hat und obendrein verschiedene Nebenprodukte, wie Holz, Schalen und Bast, hergibt, die ebenfalls in Betracht kommen.

Die von Dr. Hans Blum in Rheinfelden der Presse zugänglich gemachten Briefe unserer ersten Marianenkolonisten beweisen in jeder Zeile, wie wohl sich diese braven Pioniere in der neuen Heimat fühlen und wie trefflich dieser bislang so wenig beachtete Archipel zur Aufnahme weiterer Ansiedler geeignet ist. Zunächst wird man hierfür die Hauptinsel Saipan ins Auge zu fassen haben, in späteren Jahren auch

Tinian, Sarigan und die fruchtbare Ebene in der Mitte von Pagan, obschon das letztere durch zwei Vulkangruppen, die eine im Norden, die andere im Süden, mehr von Erdbeben bedroht ist als die von Kalkmassen überdeckten Glieder der mittäglichen Reihe.

Im Vorjahre, am 2. August, wurde dem Ehepaar Costenoble ein Söhnchen geboren, das zu Ehren seines Taufpaten, des Bezirksamtmanns Fritz, dessen Namen empfing. Mittlerweile sind auch die anderen so lange bei Verwandten in Deutschland lebenden Kinder der Familie nach Saipan übergesiedelt und ebendorthin gedachte schon vorher ein Freund des glücklichen Vaters seine Schritte zu lenken. Als vorsichtiger Mann holte er zunächst beim Auswärtigen Amte in Berlin die nötigen Auskünfte ein. Diese lauten indes so wenig ermutigend, daß er sich vorläufig von seinem Plane abschrecken ließ. Statt des neuen Kolonisten traf daher am 7. August 1903 zum Leidwesen des Herrn Costenoble nur ein Brief in Saipan ein, der jene merkwürdige Tatsache enthüllte, so daß wir unser lebhaftes Bedauern nicht unterdrücken können, wenn auf Grund solcher Ratschläge der Zuzug deutscher Ansiedler nach den Marianen unterbunden würde.

Wie recht hat doch der verstorbene Gouverneur von Schele gehabt, als er immer wieder betonte: „Man sollte in die Kolonien Leute schicken, die schreiben können, damit sie über ihre Expeditionen Berichte an die Zeitungen senden. Denn wenn man in Deutschland nicht liest, wie es draußen aussieht, so ist es kein Wunder, daß sich der Glaube an Wüsteneien festsetzt!"

In Saipan besteht auch schon eine deutsche Schule. Wie es in dieser zugeht, erzählt uns Prof. Dr. Lenz [4]).

Über die deutsche Schule in Saipan sind in diesem Blatte schon zu wiederholten Malen kurze Mitteilungen gemacht worden. Hauptsächlich auf Grund eines brieflichen Berichtes, den wir der Liebenswürdigkeit des Kaiserlichen Bezirksamtmannes, Herrn G. Fritz in Saipan, verdanken, und für den wir ihm auch an dieser Stelle unseren wärmsten Dank aussprechen, sind wir imstande, eine eingehendere Darstellung über diese Anstalt zu geben.

Als am 17. November 1899 das Deutsche Reich die Marianen mit Ausnahme der größten dieser Inseln, Guam (oder Guahan mit etwa 10 000 Einwohnern), die im Jahre 1898 während des spanisch-amerikanischen Krieges in Besitz der Vereinigten Staaten Nordamerikas gekommen war, übernommen hatte, waren noch von der früheren Herrschaft her traurige Überreste der alten spanischen Schulen vorhanden: ungeeignete Schulhäuser, eingeborene Lehrer, unfähig zu jeder Unterrichtstätigkeit, und Schüler, die in ihrem Bildungsgang, soweit man überhaupt von einem solchen reden kann, vollständig verwahrlost waren. An die spanischen Rekollekten-Fratres erging nun von deutscher Seite die Aufforderung, den Unterricht der Eingeborenen zu übernehmen, was sie jedoch ablehnten. Da ein Ersatz durch deutsche Missionare nicht in der Absicht der deutschen Regierung lag, und daher eine Missionsschule nach Art der auf den Karolineninseln Ponape und Yap bestehenden nicht in Frage kam, stellte später das zuständige Bezirksamt an seine vorgesetzte Behörde den Antrag, auf den Marianen eine deutsche Regierungsschule ins Leben zu rufen und zwei deutsche Lehrer dorthin zu entsenden. Bis die endgültige Entscheidung über diesen Antrag in Berlin gefallen war, nahm sich der Kaiserl. Bezirksamtmann Fritz aus eigener Initiative des Schulwesens in der tatkräftigsten Weise an, indem er neben seinen zahllosen dringenden Amtsgeschäften den Unterricht der Eingeborenen selbst übernahm. Für das selbstlose und mannhafte Eintreten zugunsten deutscher Kultur auf den Marianen gebührt ihm der wärmste Dank nicht nur aller Koloniefreunde, sondern überhaupt jedes echten deutschen Mannes. Er erkannte nämlich sehr bald, daß durch den lebhaften Verkehr, der zwischen dem amerikanischen Guam und den 14 deutschen Inseln der Marianen bestand, und, wie er

sich drastisch ausdrückt, infolge der „verächtlichen Neigung deutscher Matrosen und anderer Landsleute, ihr am Wege aufgelesenes Englisch anzubringen", deutsche Sprache und deutsches Wesen nimmermehr auf den Marianen eindringen und sich ausdehnen konnten, vielmehr das Pidgin-English die Oberhand zu gewinnen drohte. Um dieser Gefahr vorzubeugen, übernahm Herr Fritz, wie gesagt, das schwierige Amt eines Lehrers selbst. Wer die Lebensgeschichte dieses vielseitigen Mannes kennt, wundert sich gar nicht darüber, daß er sich auch im Lehramte versuchte. Geboren zu Alzey in Rheinhessen, studierte er nach bestandenem Maturitätsexamen Forstwissenschaft, legte in diesem Fache die Fakultätsprüfung ab und ging, da gerade die Aussichten für Forstleute im engeren Vaterlande sehr ungünstig waren, nach Südamerika, wo er sich bedeutende Sprachkenntnisse im Spanischen erwarb. Nach Deutschland zurückgekehrt, widmete er sich in Gießen dem Studium der Kameralwissenschaft, bestand darin die beiden Prüfungen und war einige Zeit als Steuerassessor in Hessen tätig, worauf er in den Kolonialdienst eintrat. Vom 1. März 1902 an lehrte er in 2 Stunden täglich 25 bis 30 auserlesene Eingeborenenkinder Lesen, Schreiben und Rechnen. Die von Herrn Fritz befolgte Unterrichtsmethode wurde oft mit Erzählungen aus der Landesgeschichte, der Erdbeschreibung und der Natur unterbrochen; manchmal fertigten die Kinder kleine Aufsätze über Haus, Familie, Ackerbau usw. an; auch wurde eine Menge deutscher Volkslieder zur Freude der schwar-

Wohnhaus des deutschen Lehrers in Saipon.

zen Jugend eingeübt. Der Chamorrolehrer wohnte den Stunden des Bezirksamtmanns bei und unterrichtete dann nach der ihm vorgeführten Methode seine eigene Klasse.

Obwohl der deutsche Lehrer schon für das Jahr 1904 bewilligt war, traf er doch erst im März 1905 auf Saipan ein, und am 1. April 1905 wurde endlich die deutsche Schule in Garápan, dem Hauptort der Insel Saipan, der etwa 2000 Einwohner zählt, unter Leitung des Herrn Dr. Dwucet, des früheren Direktors der deutschen Schule in Habana, eröffnet.

Die Anstalt untersteht dem Kaiserl. Bezirksamt bzw. der Kolonialabteilung und zählte bei ihrer Eröffnung 190 Kinder, die in zwei Klassen unterrichtet werden. Davon entfallen auf die dem eingeborenen Unterlehrer José Taitano unterstellte Unterklasse 79 Schüler (39 Chamorro und 40 Karoliner) und 62 Schülerinnen (38 Chamorro und 24 Karoliner). Die Mittelklasse wird von Dr. Dwucet unterrichtet und hat 33 Schüler (28 Chamorro und 5 Karoliner) und 16 Schülerinnen (13 Chamorro und 3 Karoliner). Eine Oberklasse wird im Laufe der Zeit gebildet werden. Die Mehrzahl der Kinder gehört also den Chamorro an, den mehr oder weniger reinen Nachkommen des von den Spaniern bei der Entdeckung der Insel (1521) vorgefundenen Volksstammes. In seiner von der Direktion des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin herausgegebenen hochinteressanten Abhandlung über die Chamorro (Eine Geschichte und Ethnographie der Marianen, 1904, 110 Seiten) rühmt Fritz die natürliche Begabung und Bildsamkeit der Chamorro und stellt sie hinsichtlich ihrer geistigen Regsamkeit bei weitem über die auf einer niedrigeren Kulturstufe stehenden Karoliner, die sich hauptsächlich im vorigen Jahrhundert, besonders zwischen 1865 und 1869, auf den Marianen ansiedelten. Sämtliche Schulkinder sind katholischen Glaubens. Den Religionsunterricht erteilt der Pater Francisco Resano in der Chamorrosprache, die auch von den Karolinern verstanden wird.

Schulzwang besteht für die Kinder im Alter von 6—13 Jahren, doch werden vorerst nur Kinder vom 8. bis 13. Lebensjahr aufgenommen, da die vollständige Durchführung des Schulzwangs für die bis jetzt vorhandenen Lehrkräfte eine zu hohe Schülerzahl und dadurch eine zu schwere Belastung ergeben würde. Besucht wird die Anstalt nachmittags auch von den Kindern von Tanápag, einem sechs Kilometer von Gárapan entfernt liegenden Dorfe (etwa 500 Einwohner), ebenso von der Südinsel Rota (500 Einwohner), während die Kinder der übrigen Inseln zunächst für den Schulbesuch noch nicht in Betracht kommen können.

Die Lehrgegenstände umfassen: Religion, Anschauungsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, vaterländische Geschichte, Naturbeschreibung, Singen, Zeichnen, Turnen und Handarbeit. Die Unterrichtssprache ist deutsch mit Ausnahme der Religion. Die Unterrichtszeit ist täglich von 7 bis 10 und von 4 bis 6 Uhr. Die Unterklasse hat wöchentlich 26, die Mittelklasse 25 Stunden Unterricht.

Was die Befähigung der Chamorrokinder betrifft, so fassen sie nach der Erfahrung des Herrn Bezirksamtmanns Fritz ebenso leicht auf als deutsche Kinder, wie er auch der Ansicht ist, daß die Soldaten der Polizeitruppe in geistiger Hinsicht unseren Durchschnittssoldaten nicht nachstehen. Jedoch haben die Chamorroschüler keine Ausdauer, sind launisch und oft träge, aber sehr gehorsam und gutmütig. Die Kinder der Karoliner sind durchschnittlich in ihrer geistigen Auffassung unbeholfener.

Für den Unterrichtsbetrieb stehen 2 große mit Bänken versehene Schulräume zur Verfügung. Eine Schülerbibliothek besteht noch nicht, soll jedoch nach und nach angelegt werden. — Das Gehalt des ersten Lehrers beträgt 4000 Mark, das des Unterlehrers 600 Mark jährlich. Für den deutschen Lehrer sind die Pensionsverhältnisse unserer Kolonialbeamten maßgebend. Außer dem Lehrergehalt stehen der Anstalt für ihre Ausgaben jährlich noch 1000 Mark zur Verfügung.

Auch eine Art Sonntagsschule, worin deutsche Konversation für Erwachsene getrieben wird, hat Herr Fritz gegründet.

Zum Schluß gereicht es uns zur großen Freude, mitteilen zu können, daß auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Bezirksamtmanns Fritz das Englische als Verkehrssprache auf den deutschen Marianen nicht gestattet ist. „Die Eingeborenen, die einige Kenntnis des widerwärtigen Pidgin-Englisch

von früher her besitzen," schreibt er, „wissen, daß ein englisches Wort aus ihrem Munde mich persönlich beleidigen würde, und bemühen sich daher, es zu vergessen, und dafür Deutsch zu lernen. Im Haus und im Dienstverkehr wird nur Deutsch gesprochen, viele Kinder und Erwachsene und fast alle eingeborenen Bediensteten sprechen und verstehen hinreichend Deutsch. Auch das Spanische, das den vornehmeren Eingeborenen geläufig war, verschwindet rasch." Mit aller Entschiedenheit tritt Fritz, der selbst mehrere Sprachen geläufig spricht, der „Fabel" entgegen, daß das Deutsche für Eingeborene schwerer zu erlernen sei, als das Englische. Er gibt das vielleicht für das Buchstudium zu, ist aber der Ansicht, daß bei fortgesetztem mündlichen Gebrauch Kinder und Erwachsene irgend eine Sprache gleich schnell erlernen, wie z. B. seine Hausjungen ohne jegliche Vorkenntnis und Nachhilfe in zwei bis höchstens drei Monaten Deutsch gelernt haben.

Wir können Herrn Bezirksamtmann Fritz gar nicht dankbar genug sein, daß er für die Ausbreitung der deutschen Sprache in unseren Kolonien unter Zurückdrängung des Englischen mit Kraft und Entschlossenheit eintritt, und mancher seiner Amtsgenossen in unseren anderen Schutzgebieten könnte sich ihn in diesen seinen Bestrebungen zum Vorbild nehmen.

Die Marshallinseln.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. Dr. med. C. Schnee. a. Land und Leute der Marshallinseln . . Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft 1904. VI. S. 250 u. ff.

b. Vegetationsbilder aus der Südsee . . Aus der Natur 1905. I. S. 411—414. Stuttgart, Erwin Nägele.

2. H. Seidel, Rektor. Von den Marshall-Inseln . Deutsche Kolonialzeitung 1902. S. 193—197.

Für die Besitzergreifung der Marshallinseln verweise ich auf den hier abgedruckten Aufsatz von H. Seidel[2]). Die Marshallinseln sind seit dem 1. April 1906 keine selbständige Landeshauptmannschaft mehr, sondern dem Gouvernement von Deutsch-Neu-Guinea untergeordnet worden. Dr. S.

Marshallinseln.

Größe und Grenzen: Der Flächeninhalt der Gruppe der Marshall-Inseln beträgt etwa 400 qkm und ist somit größer als jedes der deutschen Fürstentümer Schaumburg-Lippe und Reuß ältere Linie. Die Gruppe besteht aus etwa 350 Inseln, deren südlichste, allerdings vom Archipel entfernte, Nauru sogar südlich des Gleichers liegt. Die nördlichsten liegen etwa unter dem 12. Parallelkreise. Von Osten nach Westen erstrecken sich die Marshallinseln durch den 163. bis 173. östlichen Längengrad von Greenwich. Wie die Marianen-, Palau- und Karolinen-Inseln gehören auch die Marshall-Inseln zu Mikronesien. Dem Beispiel der Eingeborenen-Benennung folgend, unterscheidet man zwei Gruppen: die östliche Ratakgruppe und die westliche Ralikgruppe.

Bewässerung und Bodengestalt: Die Marshall-Inseln sind allesamt Atolle, ragen nur wenige Meter über dem Meeresspiegel hervor und umschließen fast alle eine Lagune.

Klima: Das Klima ist ein tropisches, aber durch die Nähe des Meeres gemildert. Der Jahresdurchschnitt beträgt an 27° C. Die mittlere Regenmenge für das Jahr übersteigt 4000 mm. Sie verteilt sich fast gleichmäßig auf alle Monate des Jahres, so daß ein Unterschied zwischen Regen- und Trockenzeit nicht vorhanden ist. Die Marshall-Inseln sind nicht selten der Gefahr schwerer Stürme ausgesetzt, die durch die geringe Höhe der Inseln doppelt gefährlich werden kann.

Pflanzenwelt: Die Pflanzenwelt weist weniger als 100 Arten auf. An Kulturpflanzen kommt neben der Kokospalme der Brotbaum, Pandanus, Taro und Bananen in Frage.

Tierwelt: Ursprünglich fehlten die Säugetiere auf den Marshall-Inseln ganz, dann schlichen sich die Nagerschädlinge, wie Ratte und Maus ein, und außerdem wurden Haustiere, wie Hund, Katze und Schwein eingeführt. Unter den Vögeln sind die Arten der Wasservögel zahlreich. Besonders im Herbst fallen Züge von Wildenten ein. Reich ist natürlich auch die Meeresfauna. Ebenso gibt es mehr Insektenarten als auf den Karolinen.

Mineralien: Auf Nauru finden sich bedeutende Phosphat-Lager.

Handel und Verkehr: Die hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände sind auch hier neben Kopra Trepang und Perlmuscheln. Der Wert beträgt über ½ Million Mark. Die Einfuhr bringt Lebens- und Genußmittel, Kleidungsgegenstände und dergl. und erreicht nicht ganz den Wert der Ausfuhr.

Post und Telegraphie: (Siehe Karolinen-Inseln.)

Bevölkerung: Die Bevölkerung zählt ungefähr 15000 mikronesische Einwohner. Die Zahl der Weißen betrug im Jahre 1905 84, worunter 66 Deutsche und 13 erwachsene Frauen.

Verwaltung: Der Sitz des Kaiserlichen Landeshauptmanns ist Jabor auf Jaluit. In Nauru ist ein Bezirksamtmann stationiert. Hubert Henoch.

Eine eingehende Darstellung der sämtlichen in Betracht kommenden Verhältnisse

gibt H. Seidel[2]), so daß ich mich im wesentlichen auf deren Wiedergabe beschränken kann.

Die Marshallinseln, unser kleinster Kolonialbesitz, liegen noch immer recht still und einsam im weiten, blauen Ozean. Der Weltverkehr rauscht fernab an ihnen vorbei auf anderen Straßen, bis einst auch ihre Stunde schlägt und sie als wichtiges Glied in jenen Zirkel aufgenommen werden. Und diese Stunde kommt, sobald der Seeweg durch Zentralamerika eröffnet ist. Dann werden sie zu einer Hauptstation zwischen Singapore und der pazifischen Kanalpforte, ein Brennpunkt, darin sich die Linien aus der Sundasee und Neuguinea, den Philippinen, den chinesischen Emporen und Japan notwendig sammeln müssen. Ähnlich ist die Stellung zu den großen Archipelen südlich des Äquators. Auch das längst geplante Kabel nach den Philippinen wird von Honolulu auf die Marschallinseln gehen und von dort erst auf Guam geleitet werden.

Zu vermeiden ist der locker ausgestreute Schwarm bei dieser Umgestaltung des Verkehrs auf keinen Fall. Schon um der tiefen, sicheren Naturhäfen willen muß die Schiffahrt sich zu unseren Atollen wenden. Außerdem sind hier Kohlen, Arbeitskräfte, Proviant, ärztliche Hilfe und die Mittel, kleinere Schäden auszubessern, jederzeit schnell und preiswert zu erlangen. Zwar hat die Natur ihre Gaben über die Marschallinseln nur spärlich ausgestreut. Keine üppig grünen Berge steigen vor uns auf wie in Samoa. Keine fette Marsch mit tausend Wasserzügen prangt im Sonnenschein. Nur flache, schmale Eilande sind es, die den Oberrand der starren Zoophytenwälle krönen. Überall liegt harter, dürrer Sand, von Korallentrümmern erfüllt, die das Gehen ungemein erschweren. Selbst der beste Stiefel wird von diesem Splitterwerk gar bald zerstört, und der geschädigte Besitzer versagt sich fortan gern die Freude solcher Promenade. Mehr landeinwärts zeigt sich das Geröll

Außenriff von Jabor (Jaluit).

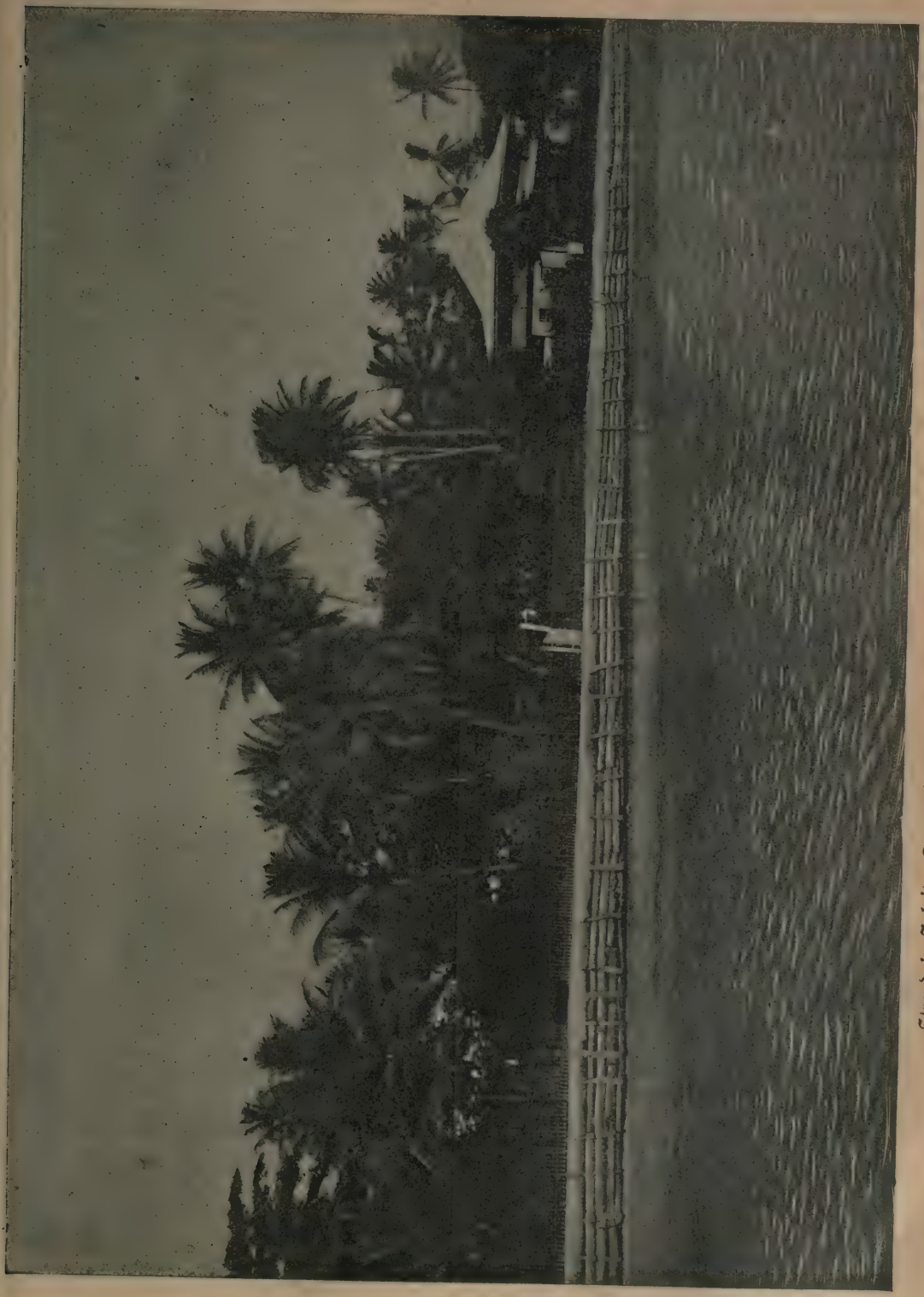
etwas zerrieben und zerkleinert. Schon treten die ersten Pflanzen auf, ein paar Schlinggewächse aus der Gattung Triumfetta, die auf dem sterilen Grunde förmlich wuchern. Nun folgt niederes Gebüsch, mit dem Loastrauche darin, aus dessen Bast die Eingeborenen mit vielem Geschick ihre Körbe und Matten herstellen. Über den bleichen Sand legt sich bereits eine dünne, bräunliche Humusschicht. Sie trägt die wichtigsten Nährpflanzen der Inseln, die Kokospalme, den Pandanus und den Brotfruchtbaum. Auch Taro wird gezogen und in neuerer Zeit selbst die Banane, diese aber weniger der Früchte als vielmehr der Blätter halber, aus denen man ein schmackhaftes Gericht zu bereiten versteht. Am Pandanus windet sich häufig eine zarte Ranke mit rosarotem Blumenschmuck empor. Noch schöner glänzt die Blüte einer meterhohen Staude, aus deren breitem Blätterkranz eine dufterfüllte Lilie sich erhebt. Sie strahlt bei jeder Lustbarkeit im dunklen Haar der Insulaner.

Wo seit Jahren Weiße angesiedelt sind, haben sie die Vegetation allmählich mit neuen Arten bereichert. Auf Jabwor im Hauptatoll Jaluit besitzt fast jedes Haus einen wohlgepflegten Garten mit hübschen Nutz- und Schattenbäumen, zu deren Gedeihen neuerdings gute Muttererde aus Ponape eingeführt wird. Auf den Beeten sieht man verschiedene Gemüse: Radieschen, Bohnen, Zwiebeln, zuweilen auch wohl Erbsen und Karotten, obgleich diese oft versagen. Noch übler geht es mit Salat und Kohl, die zwar gewaltig in die Höhe schießen, aber keine Köpfe bilden. Desto besser kommt die Gurke fort. Sie verwandelt sich hier schnell zu einer an Zäunen und Bäumen aufkletternden Pflanze, die monatelang mit Früchten übersät ist. Auch Tomaten, Guyaven, Feigen und Zitronen sind mit Erfolg angebaut worden. Für edlere Kulturen, wie Kakao, Kaffee oder Feingewürze, sind die Marshallinseln aber nicht geschaffen; das verbietet das feuchte Seeklima und der kümmerliche Boden.

Trotz der weltfernen Lage des Archipels haben sich schon frühe deutsche Kaufleute niedergelassen. Auf die Gründung der ersten amerikanisch-hawaiischen Missionsstation 1857 eröffnete 1860 die Firma Stapenhorst & Hoffschläger aus Honolulu eine Faktorei in Jaluit, an deren Spitze Adolf Capelle aus Braunschweig stand. Dieser machte sich später selbständig, lehrte die Eingeborenen Kopra bereiten und verband sich dann mit dem Hause Godeffroy, das nun ebenfalls die Gruppe geschäftlich in Angriff nahm und 1873 bereits fünf Handelsstellen daselbst unterhielt. Seit damals ist Jaluit das Verkehrszentrum für ganz Mikronesien; denn auch Franz Hernsheim aus Hamburg legte hier 1877 seine Hauptfaktorei an. Im Hinblick auf diese wichtigen Beziehungen schloß Deutschland am 29. November 1878 durch Kapitän von Werner mit den Oberhäuptlingen von Jaluit einen Vertrag ab, der uns außer anderen Rechten und Vorteilen auch die Anlage einer Kohlenstation für die Kriegs- und Handelsmarine gewährleistete. Natürlich rief dies Vorgehen die Eifersucht der Engländer und Amerikaner im höchsten Grade wach. Allein sie konnten den Lauf der Dinge nicht hemmen. Am 15. Oktober 1885 wurde auf Jaluit durch das Kanonenboot „Nautilus", unter Kapitän Rötger, die deutsche Flagge gehißt und damit der Archipel in den Schutz des Reiches gestellt. Bei dem Ausgleich mit England vom 10. April des nächsten Jahres blieb die so geschaffene Neuordnung bestehen, nur mit dem Zusatz, daß die Gilbertinseln, auf welchen ebenfalls der deutsche Handel wirkte, gänzlich an Großbritannien fielen.

Unsere Handels- und Geschäftsverhältnisse in der Marshall-Gruppe führten zur Gründung einer besonderen „Jaluit-Gesellschaft", errichtet am 21. Dezember 1887 zu Hamburg mit einem volleingezahlten Aktienkapital von 1 200 000 Mark, das in 240 Aktien zu je 5000 Mark, die auf den Inhaber lauten, eingeteilt ist. Die Gesellschaft hat laut Privilegium das Recht, herrenloses Land in Besitz zu nehmen; sie darf neben den Eingeborenen die Fischerei auf Perl-

Strand in Jaluit. Hauptfaktorei der Jaluit-Gesellschaft. Sitz des Landeshauptmanns.



Strand in Jaluit. Hauptfaktorei der Jaluit-Gesellschaft. Sitz des Landeshauptmanns.

schalen betreiben und die vorhandenen Guanolager ausbeuten, d. h. unbeschadet der wohlerworbenen Ansprüche Dritter. Als Gegenleistung muß sie die durch die Verwaltung seitens des Reiches entstehenden Kosten tragen. Sie vereinbart daher jedes Jahr mit dem Auswärtigen Amte einen „Etat", worin die zu leistenden Ausgaben festgestellt werden. Letztere erstrecken sich auf die Besoldung der Beamten und des Regierungsarztes, zuzüglich der sonst im Dienst des Schutzgebietes erforderlichen Aufwendungen. Gegenstand des Gesellschaftsunternehmens ist außer Handel und Schiffahrt auch der Plantagenbau, der sich im Archipel naturgemäß auf die Anlage von Kokospflanzungen beschränkt. Immerhin sind die erzielten Resultate nicht zu verachten; denn die Dividende betrug für 1890 und 1891 je 4 %, für 1892 und 1893 je 5 %. Nach zwei ertraglosen Jahren wurden 1896 wieder 5 %, dann 6 %, 10 % und zuletzt zweimal je 12 % unter die Aktionäre verteilt.

Die Hauptagentur der Gesellschaft befindet sich selbstverständlich auf Jaluit, dem bekanntesten aller Marshall-Atolle. Es hat die Form eines Trapezes mit eingebogenen Seiten. Auf der Oberkante des Riffes zählt man, ungleich verstreut, an 55 Sandeilande, zwischen denen sechs tiefe Passagen in die gegen 50 Meter tiefe Lagune führen. Der beste Kanal ist der bei der langgestreckten Insel Jabwor, hinter welcher sich, vor Wind und Seegang geschützt, der sichere, stille Binnenhafen öffnet. Ist man hier „wie in Abrahams Schoß" vor Anker gegangen, so hat man die Strandstraße, den „Boulevard" der Hauptstadt, in voller Ausdehnung vor sich. Zur Linken, unfern der Einfahrt, liegt der Kohlenplatz mit seiner Ladebrücke. Dann folgen Geschäfts- und Wohnhäuser, später die Kaiserliche Landeshauptmannschaft mit dem Gericht erster und zweiter Instanz, die Hafenmeisterei nebst Postagentur — für letztere wird jetzt ein eigenes Postgebäude nötig —, das Haus des Arztes mit der Apotheke und das Hospital. Zwischen Grün gebettet schaut der Turm der amerikanischen Missionskirche hervor. Nicht weit davon sehen wir die stattlichen Anlagen der Jaluit-Gesellschaft und das neue „Hotel", das vor etwa zwei Jahren an Stelle der alten, einstöckigen Wirtschaft „Germania" getreten ist. Jetzt haben wir ein zweistöckiges Logierhaus und getrennt davon das „Restaurant", das oben die Wohnung des Besitzers, unten einen Schank- und Verkaufsraum, ein Honoratioren- und ein Billardzimmer mit Klavier enthält, worin die Vereinssitzungen und Bierabende stattfinden. An „Vereinen" fehlt es gerade nicht. Die ungefähr 30 Weißen, in der Überzahl natürlich Deutsche, haben einen Flottenverein, Alldeutschen Verband, Kegelklub, Schützenverein und Gesangverein. Es fehlt nur noch — eine Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft, die den Zweck verfolgen müßte, sichere Nachrichten über Land und Leute des Schutzgebietes zu sammeln, besonders über die entlegenen und wenig erforschten Atolle im Norden und Nordwesten.

Die Strandstraße ist breit, gut planiert und gegen das Wasser hin befestigt. Leider bietet sie bei ihrer geringen Länge nicht genug Raum zu Spaziergängen, ein Übelstand, der um so härter empfunden wird, da der grobe Korallenboden sich für Ausflüge oder Fußmärsche durchaus nicht eignet. Überdies muß noch das feuchte, regnerische Klima und die hohe Wärme, deren Jahresmittel bei 27 ° C liegt, in Betracht gezogen werden. Die Summe der jährlichen Niederschläge schwankt von 3300 bis 4600 Millimeter — gegen 550 Millimeter im nördlichen Deutschland —, die ziemlich gleichmäßig auf alle Monate verteilt sind. Vollständig klare, regenlose Tage kommen nur selten vor. Bei den Weißen wirkt das Klima, ungeachtet der stets reinen, staubfreien Luft, doch bald auf Herz und Atmungsorgane nachteilig ein. Lungenschwache erliegen meist in kurzer Zeit. Wirkliche Tuberkulose verläuft erschreckend rasch, so daß man niemanden, der zu dieser Krankheit neigt, oder derselben verdächtig ist, nach

den Marshallinseln schicken darf. Dafür ist aber Malaria und so manche andere Plage der heißen, wie der gemäßigten Zone ganz unbekannt. Die Eingeborenen leiden namentlich an luëtischen Übeln, die ungemein stark verbreitet sind. Die Regierungsärzte haben daher alles aufgeboten, der weiteren Verseuchung Einhalt zu tun, vermögen aber noch keine durchgreifenden Erfolge zu erzielen, weil die Insulaner von einer unbezwingbaren Wanderlust beseelt sind und sich, sofern sie es irgend können, fast immer unterwegs befinden.

Dieser Vorwurf trifft in erster Linie die Häuptlinge und die meist wohlbegüterten Mitglieder des nächst höheren Standes oder die Burak. Die Marshallaner scheiden sich nämlich streng in vier soziale Schichten. Voran stehen die Irodj oder Oberhäuptlinge; ihnen folgen die schon genannten Burak, in der Regel Söhne und Brüder der vorigen und reich durch Handel und Grundbesitz. Dann kommen die Leotaketak oder Ortsschulzen und endlich die Kajur oder Armidwon, Einzahl Armidj, d. h. die gemeinen Leute. Die beiden letzterwähnten Klassen haben kein Landeigentum, sind vielmehr den Häuptlingen für die Bodenbenutzung zu gewissen Diensten und Abgaben verpflichtet. Ihren Stand empfangen die Insulaner allein durch den Rang der Mutter. Der Sohn einer Irodj-Dame ist stets wieder Irodj, mag auch sein Vater zu einer anderen Kaste zählen. Sterben nun, wie es in Jaluit wirklich der Fall ist, die Stammhalterinnen der Irodj aus, so erlischt in der Folge für das Atoll nicht nur diese Würde, sondern auch der ganze Stand. Kabua, heute der letzte Irodj auf Jaluit, erhielt seinen Rang durch die Heirat mit Limokoa, der Witwe Kajbukes. Seine männlichen Anverwandten und selbst sein Stiefsohn Nelu, ein Sproß des vor einem Menschenalter weit und breit gefürchteten Kajbuke von Ebon, rechnen nur zu den Burak, werden aber durchweg „Häuptlinge" tituliert.

Der alte Kabua ist trotz seiner Jahre noch immer auf dem Posten. Er bewohnt ein komfortabel eingerichtetes Haus, hält viel auf weiße Wäsche und guten Schnitt seiner Kleider und ist, wenigstens äußerlich, ein Anhänger der amerikanischen Mission. Nelu dagegen raucht und trinkt wieder, hat sich von den Protestanten losgesagt und den Katholiken zugewandt, die hier seit 1899 durch die Sendboten der Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu vertreten sind. Kabuas Damen erscheinen in den langen, höchst unschönen Missionskitteln, wie sie die Amerikaner eingeführt haben. Dürfte man indes die Herrschaften bei der Toilette belauschen, so würde man mit Erstaunen sehen, daß sie unter den Kitteln von den Hüften an noch immer die altgewohnten, einheimischen Matten als Untergewänder tragen. Das Haar ist glatt gescheitelt und frei von jedem Schmuck, der sonst so beliebt war. Auch mit Spiel und Tanz hat es ein Ende, und sähe man nicht bei den Herren die ungeheuerlich weit ausgezogenen Ohrläppchen, so würde niemand in der würdigen Gesellschaft ehemalige Heiden vermuten.

Wer noch ziemlich unverfälschtes Volkstum beobachten will, muß schon eine der entlegeneren Inseln aufsuchen, wo keine Missionsstation ist. Da kann man die alten, mit geringer Sorgfalt hergestellten Hütten studieren, dazu den primitiven Hausrat, die Fischreusen, Netze, Angelhaken, Waffen, Musikinstrumente und die Kanus. Zum Fischfange benutzt man kleine Ruderkanus, zu weiteren Fahrten jedoch die 5 bis 8 Meter langen Segelkanus, mit denen die Eingeborenen ihre Seereisen von Atoll zu Atoll unternehmen. Der Hauptteil des Bootes ist das Kielstück, das aus einem passenden Brotfruchtbaum gezimmert oder besser: ausgehölt wird. Diesem werden vorn und hinten zwei scharfe Bugstücke angesetzt, die nach oben in eine hochaufstrebende, oft mit Schnitzwerk und Federn gezierte Spitze auslaufen. Die Seitenborde bestehen aus Brettern oder Planken, deren Stärke und Größe sich je nach den vorhandenen Hölzern richtet. Sie werden nicht genagelt, sondern nach vorheriger Bohrung mit Kokosfaser-

stricken fest zusammengeschnürt. Die Fugen dichtet man mit einem Harz; trotzdem läßt das Kanu viel Wasser ein, besonders bei hartem Wellenschlage. Deshalb ist der kahnförmige, hölzerne Wasserschöpfer ein unentbehrliches Gerät für jede Fahrt. Zum Kanu gehört ferner ein schweres Auslegergeschirr, das aus einem Auslegerbalken oder Schwimmer und den Verbindungsstücken gebildet wird. Über der etwas höheren Schiffsmitte erhebt sich beiderseitig eine Plattform, auf der zwei kleine, mit Pandanusblättern gedeckte Häuschen angebracht sind, die für 5 bis 6 Personen zum Unterschlupf während der Nacht oder bei schlechtem Wetter dienen. Die dem Ausleger zugekehrte Flanke zeigt sich sanft gebaucht, also konvex, während die andere fast gerade gehalten ist. Ohne diese überaus sinnreiche, auch anderwärts in der Südsee geübte Praxis würde das Kanu infolge seines langen Auslegers nur im Bogen laufen können, nicht aber geradeaus. Der Mast steht nicht in der Mitte, sondern auf der Plattform, und zwar nach der Lee- oder Auslegerseite hin. Die Unterspitze des großen, dreieckigen Mattensegels muß beim Wenden oder Kreuzen von einem Bug zum anderen getragen und hier befestigt werden. Zugleich hat auch der Steuermann, der das Fahrzeug mittels eines seitlich angebundenen Ruders lenkt, seinen Platz zu wechseln, so daß bei diesem umständlichen Manöver allerlei Unfälle nicht selten sind.

Kanu von den Marshallinseln.

Für einen Europäer wird eine Kanureise schon nach wenigen Stunden zur argen Strapaze. Auf schmalem Brettchen mit voreinander gesetzten Füßen hockt er da, häufig von Spritzwellen durchnäßt, und schaut sehnsüchtig nach dem Ziele aus. Endlich läuft der Kiel auf den Strand, und mit schmerzenden Gliedern steigt der Fremdling auf den öligen Rücken eines Bootsmannes, der ihn aufs Trockene bringt. Beim Dorfhäupt-

ling findet er freundliche Aufnahme und Unterkunft, wird mit Speise und Trank erquickt und genießt, wenn er sich des Vertrauens der Gastgeber erfreut, wohl gar den Anblick eines der alten Tänze, die jetzt von den Missionaren ängstlich verpönt sind. So unrecht haben die Herren damit nicht; denn manche dieser Aufführungen müssen höchst unschicklich genannt werden, so daß eine Beschreibung hier ausgeschlossen ist. Doch gibt es auch harmlosere Produktionen, sind mit der Kehl- oder der Magenhaut des Haifisches bespannt und werden teils mit den Fingern, teils mit besonderen Schlägeln zum Tönen gebracht. Der Marshallaner schwärmt von jeher für Lustbarkeiten und Schmausereien und nicht minder für das süße Nichtstun. Erst in den letzten Jahrzehnten hat er sich wohl oder übel auch zur ernsteren Arbeit bequemen müssen. Er ist Kokospflanzer geworden; er handwerkert auf den Faktoreien; er dient auf europäischen

Tanzkonzert bei einem Häuptlinge.

wie die schon von Chamisso erwähnten „sitzenden Liedertänze", bei denen man sich auf Augenverdrehen, Arm- und Beinbewegungen, Singen und Trommeln beschränkt. Wirkt der Häuptling in Person mit, so ist er mit Blumen, Kopfbinden aus Muscheln, Halsbändern und Federschmuck an Händen und Armen geziert. Die holde Weiblichkeit sitzt auf Matten im Halbkreise um ihn herum und begleitet die Vorstellung mit Gesang und Musik. Die merkwürdigen, aus Holz gefertigten, flaschenförmigen Trommeln Schiffen oder auf den Segelschonern seiner Häuptlinge, mit denen diese dem Handel nachgehen oder von den ihnen unterstellten Inseln die Steuern einziehen. Letztere werden in Kopra entrichtet und belaufen sich für die Atolle der Ralik-Kette z. B. auf 155 000 Pfund jährlich, wovon die Häuptlinge ein Drittel als Prämie für die Mühe des Beitreibens erhalten. Was wohl Chamisso dazu sagen würde, wenn er seine „sanften", „harmlosen", „gastfreien", „sittigen", „unverdorbenen", kurz, vor seinem

Dichterauge geradezu musterhaften Naturkinder der Marshallinseln als — deutsche Steuerzahler wiedersähe?!

Eine Reise zu den Marshallinseln war noch vor wenigen Jahren ein recht unbequemes und langwieriges Unternehmen, das von allerlei Zufälligkeiten abhing, sobald man nämlich die großen Dampferlinien verlassen hatte. Im günstigsten Falle konnte man das Schutzgebiet über Sidney in 70 Tagen, über San Francisco sogar in 55 Tagen erreichen. Allein dieser Vorzüge ist wohl nur selten jemand teilhaftig geworden, da man weder in Hongkong, noch in Sidney, noch gar in San Francisco auf sicheren Anschluß rechnen durfte. Meist waren es auch nur Segelschiffe, denen man sich für die Tour durch den Stillen Ozean anvertrauen mußte. Höchstens dreimal im Jahre lief ein Dampfer der Firma Henderson & Macfarlane von Sidney nach Jaluit und zurück.

Heute hat man das alles viel leichter und angenehmer. Wer die Inseln besuchen will, kann ganz nach Belieben entweder über Hongkong oder über Sidney fahren. Hat er Eile, so empfehle ich ihm, am 12. Juni abends in Neapel den fälligen Hamburger Dampfer zu besteigen, der ihn auf bekannter Route nach Hongkong bringt, wo er am 9. Juli hoffentlich wohlbehalten eintreffen wird. Hier findet er bereits den Postdampfer der Jaluit-Gesellschaft, die „Oceana", vor, welche seit vorigem Jahre gegen einen jährlichen Reichszuschuß von 120 000 Mark den Verkehr mit dem Marshall-Archipel nach einem bestimmt vorgeschriebenen Fahrplane vermittelt. Schon am 11. Juli geht die „Oceana" unter ihrem erprobten Führer, Kapitän Janke, in See, ist am 20. Juli in Yap, am 30. in Herbertshöhe, am 31. in Matupi, legt außerdem vor Ruk, Ponape und Kusaie an und ankert mit dem 14. August nach einer hochinteressanten Reise im Hafen von Jaluit.

Fast um eine Woche schneller gelangt man ans Ziel, wenn man erst am 4. August Berlin verläßt und zwei Tage später von Neapel mit dem Postschiffe des Norddeutschen Lloyd nach Sidney dampft, wo man am 15. September landet. Am 18. schwimmt man bereits auf der „Oceana", die sofort eine nordöstliche Richtung einschlägt und uns zwischen den Salomo- und Santa-Cruzinseln hindurch zum 2. Oktober nach Jaluit befördert. Diese Tour nimmt nur 58 bis 59 Tage in Anspruch und hat außerdem den Vorteil der Billigkeit für sich, da sie an Fahrgeldern etwa 1550 bis 1600 Mark für die erste Klasse und 1050 bis 1100 Mark für die zweite Klasse erfordert. Die Fahrt über Honkong ist erheblich teuerer; denn sie kostet für die erste Klasse gegen 500 Mark, für die zweite Klasse mindestens 200 Mark mehr.

Kommt man nach der langen Seereise endlich in Sicht der Marshall-Atolle, so tauchen zuerst, wie in der Luft schwebend, die Wipfel eines langgestreckten Kokoshaines vor dem ermüdeten Auge auf. Bald wird auch der gelblich-weiße Strandgürtel kenntlich, vor dem, wie „der Rauch einer Lokomotive", unaufhörlich die Brandung dahinsaust. Ihr Rollen schlägt gleich dumpfem, schwerem Donner an unser Ohr, und mit Staunen sehen wir, daß unser Dampfer stracks auf die schäumenden Wasser zusteuert. Schon zeigen sich rechts und links hellere Korallenflecke in bedrohlicher Nähe, zwischen denen wir unseren Weg zur Einfahrt in die Lagune nehmen. Die Brandung bleibt hinter uns; der Wogenschlag glättet sich, und wir eilen im weiten Bogen durch das sanftgekräuselte Stillwasser des Binnensees auf die schräg vor uns liegende Landungsbrücke zu. Bei dem Tiefgang der „Oceana", die immerhin 4116 t Raumgehalt hat, können wir aber nicht direkt anlegen, sondern bleiben ein Stück vom Brückenkopfe ab. Zum Glück ist keine ansteckende Krankheit an Bord, vor allem keine Pest oder Cholera, so daß wir nach kurzer Frist mit einem Boote an unseren Bestimmungsort abrudern dürfen. Voll Freude betreten wir die breite reinliche Strandstraße und halten, langsam dahinwandelnd, eine erste Rundschau in der Metropole des Archipels.

Wir schreiten an Gärten und Häusern

Jaluit. Strandstraße mit der Landungsbrücke.

vorüber. Die Luft ist weich und warm, aber sehr feucht, namentlich am Außenstrande, wo der Seewind den zerstiebenden Schaum der Brandung weit hereinweht, daß es scheint, als sei die Insel gänzlich mit Dampf umhüllt. Nach Erledigung der wichtigsten Geschäfte und Besuche ziehen wir uns ermüdet in unser Zimmer im Hotel „Germania" zurück und suchen Ruhe und Schlaf.

Ein neugewonnener Bekannter holt uns früh am Morgen zum Bade ab. Das Thermometer zeigt bereits über 20° R., und dabei stehen dichte Wolken am Himmel, die baldigen Regen verheißen. An bequemer Stelle tauchen wir in die Flut und folgen zögernd dem Führer, der uns weiter und weiter auf das Riff hinauslockt. Rings umher stehen seltsam geformte Korallen; wer Glück hat und die rechten Stellen weiß, findet gelegentlich die von den Sammlern so begehrte, feingegliederte Hirschkoralle, deren Astwerk gleich einem zarten Geweih aus der Tiefe emporragt. Dazwischen tummeln sich ungezählte buntschillernde Fischlein, die sofort eiligst davonschießen, wenn sich ein lüsterner Beutejäger zeigt.

Nach dem Bade sehen wir uns im Orte näher um. Es ist Sonntag; darum herrscht überall Ordnung und gemessene Ruhe. Aus der amerikanischen Missionskapelle schallt uns Gesang entgegen. Wir treten näher und horchen verwundert auf; denn die Hymne da drinnen geht nach der Melodie des Holteischen Mantelliedes! Dr. Pease, ein amerikanischer Missionar, hat sie dem „bei den Eingeborenen sehr beliebten" Kirchenliede „Jerusalem" untergelegt! Wenn wir länger in Jaluit bleiben, werden wir noch mehr derartige Leistungen zu Gehör bekommen. Die „Morgensternlieder", so genannt nach dem Missionsdampfer „Morning Star", sind meist in dieser Weise vertont; selbst der „Dessauer Marsch" hat dazu herhalten müssen.

Ungleich erfreulichere Eindrücke gewinnt man, auch als Protestant, auf der katholischen Mission. Die Väter vom heiligen Herzen Jesu, die in Jaluit seit 1899 arbeiten, haben nach Errichtung der erforderlichen Gebäude sofort eine Schule eröffnet, die gegenwärtig zwei Klassen hat und dem deutschen Elementarlehrplan folgt. Beim Unterricht wird, abgesehen von den allernotwendigsten Erklärungen, ausschließlich die deutsche Sprache gebraucht. Auch unter sich dürfen die Kinder nur deutsch sprechen, und da sie meist als Pensionäre im Missionshaus wohnen, so ist der Erfolg ein sehr bemerkenswerter. Die Väter haben sich das Ziel gesetzt, den Kleinen mit der Sprache zugleich deutschen Geist und deutsches Streben einzuflößen, damit daraus die rechte Hochachtung vor dem Mutterlande und seinen Einrichtungen erwachse. — Wie sehr unsere Landsleute im Archipel mit diesen Grundsätzen einverstanden sind, zeigt sich am besten daraus, daß verschiedene Händler ihre eigenen oder angenommenen Kinder der deutschen Mission überwiesen haben. Auch die Häuptlinge schicken ihre Kinder gern dorthin, wo sie mit ihren rein- und halbblütigen Kameraden frisch und froh nach unserer Art erzogen werden. —

Wer außer Jaluit auch die übrigen Atolle besuchen will, muß sich in Geduld fassen, bis er eine passende Segelschiffsgelegenheit findet. Vielleicht nimmt ihn einer der Häuptlinge mit, z. B. der Stiefsohn Kabuas, der gewandte Nelu, der einen zweimastigen Schoner besitzt, mit dem er öfter Handelsreisen im Archipel ausführt. Auch die Jaluit-Gesellschaft verfügt über mehrere Schoner, und da sie auf den ihr gehörigen Inseln bedeutende Kokospflanzungen angelegt hat, so läßt es sich wohl einrichten, daß der Fremde auf diese Weise etliche der anderen Korallenringe kennen lernt. Er muß aber genügsam sein und sich zufrieden geben, wenn er deren drei oder vier oder gar ein halbes Dutzend zu sehen bekommt. Sämtliche Inseln sind bisher wohl kaum von ein und derselben Person betreten worden, am wenigsten von einem Weißen; denn wir dürfen nicht vergessen, daß sich der Schwarm auf einen Meeresraum von 350 000 qkm verteilt! Seine Grenzen liegen zwischen dem 4. und 15. bezw. 19. Grad nördlicher Breite

und zwischen dem 161. und 173. Meridian östlicher Länge v. Gr. Völlig abgesondert erhebt sich im Süden, schon 27 Seemeilen jenseits des Gleichers, das gehobene Atoll Nauru.

Die einzelnen Riffkränze ruhen auf zwei submarinen, platten Rücken, die durch eine tiefe, kanalartige Furche voneinander getrennt sind. Die östliche, längere Kette führt den einheimischen Namen Ratak, d. h. Inseln gegen Tagesanbruch. Sie zählt 15 Atolle, die sich von dem weit nach Norden hinausgerückten Wake bis nach Mille oder Milli erstrecken. Der westliche, kürzere Zug heißt bei den Eingeborenen Rälik oder Inseln gegen Tagesende. Er hat 18 Atolle, die sich im Norden zunächst zu einer Querkette ordnen, der sich die übrigen schweifartig nach Südosten anschließen. Alle haben, geologisch betrachtet, dieselbe Entstehung, denselben Bau und bergen meist eine Lagune, die vorwiegend von Südost nach Nordwest in die Länge gezogen ist. Sehr verschieden ist ferner die Größe der einzelnen Ringe, und ebenso beträchtlich wechseln Umfang und Zahl der ihnen aufgesetzten sandigen Eilande, von denen bald 2, bald 50 bis 60 und selbst 80 auf einem Atoll vorhanden sind.

Unser Reiseziel ist Mille, in der Luftlinie 125 Seemeilen oder 230 Kilometer gerade östlich von Jaluit belegen, so daß wir bei einigermaßen günstigem Winde in einer Tagesfahrt die Strecke zurücklegen können. Das bereits 1788 von dem Engländer Marshall entdeckte Atoll hat eine annähernd viereckige Form, ist aber doppelt so lang wie breit, nämlich 45 km zu 22 bis 23 km und in den beiden ostwestlichen Seiten etwas nach Norden aufgebogen. Das Riff ist dicht mit Inseln besetzt, die in der Mehrzahl einen vortrefflichen Kokosbestand tragen. In die Lagune führen mehrere Passagen. Es sind dies der Rheinhafen oder Port Rhin, wie er zuerst von dem französischen Kapitän Berard genannt wurde, die Reiher-Durchfahrt, im November 1896 von S. M. S. „Falke" untersucht, und die nur für flachgehende Schiffe brauchbare Nordostdurchfahrt. Außerdem gibt es noch einige Bootspassagen. Die Lagune ist bis 50 Meter tief, dabei ziemlich frei von störenden Korallenflecken und Klippen, so daß selbst größere Dampfer darauf ungehindert verkehren können.

Die Riffinsel Mille, von welcher der ganze Kranz seinen Namen erhalten hat, liegt auf der Westseite. Man ankert im Binnenwasser, hart unter dem Strande, den man im Boote bequem erreicht, wenn nicht gerade, wie zur Zeit des Nordostpassats, auf der Lagune starker Wellenschlag herrscht, der das Landen erschwert. In dieser Zeit tut man besser, durch die Ennanlik-Passage gleich nach Südosten zu steuern und hier in der äußersten Ecke vor einem Inselchen Anker zu werfen, das eine Handelsstation der Jaluit-Gesellschaft besitzt. Natürlich hat die Gesellschaft auch in Mille selber einen weißen Händler, da hier der Hauptplatz des Atolls ist, wo die meiste Kopra zusammenströmt. Wie bedeutend deren Menge sein muß, geht schon daraus hervor, daß Mille allein eine Jahressteuer von 40 000 Pfund Kopra zu leisten hat und hierin nur von Arno, Madjuro und Ebon — das 60 000 Pfund zahlt — übertroffen wird.

Die einheimische Bevölkerung beträgt nach dem letzten Zensus rund 1050 Seelen, deren Bekehrung seit 1870 von einem farbigen Lehrer der Bostoner Mission ins Werk geleitet wurde und heute, wenigstens äußerlich durchgeführt ist. Daher kommt es, daß sich von den alten Sitten und Bräuchen schon vieles unverbringlich verwischt hat. Selbst die Kleidung nähert sich meist der europäischen. Minder berührt ist dagegen die Bauweise geblieben. Ja, die Bewohner von Mille stehen in dem Ruf, daß sie mit die besten und reinlichsten Häuser im ganzen Archipel haben. Eigentliche Dörfer kommen nur selten vor. Die Gehöfte ziehen sich vielmehr unregelmäßig verteilt, oft mehrere Kilometer unter den Kokospalmen des Binnenstrandes hin. Die Häuser oder besser Hütten bestehen im wesentlichen aus einem sanft geneigten Satteldache von 5 bis 8

Meter Länge und 3 bis 4 Meter Spannweite, das einem durchschnittlich meterhohen Pfahlgerüst aufgelagert ist. Gelegentlich reichen die Dächer sogar bis auf den Erdboden herab. Die dreieckigen Giebelseiten divergieren etwas nach außen. Als Material dienen Pandanusblätter, die an der Basis um dünne Stäbe befestigt sind. Den First schützt man durch darübergelegte grobe Palmblättermatten, ebenso auch den Giebel, besonders nach der Wetterseite hin. Das Balken- und Sparrenwerk ist im ganzen nur schwach und wird nicht genagelt, sondern mit Kokosfaserstricken gebunden. Die Wände läßt man entweder offen oder füllt sie mit gespaltenen Luftwurzeln des Pandanus oder dessen Blättern aus. Die Feuerstelle, eine mit Korallensteinen ausgesetzte flache Grube, ist manchmal abseits angelegt; vorwiegend wird sie jedoch, wie unser Bild zeigt, direkt an die Hütte gelehnt und bis zur halben Höhe überdacht. Dann heißt sie „Bellak" oder Kochhaus und dient zugleich als Eingang zur Wohnung. Droht ein Unwetter oder sind die Insassen ausgeflogen, so wird sie mit Geflechten zugestellt. Ehe wir Zeit zu weiterem Studium finden, ist unser Aufenthalt in Mille zu Ende.

Haus auf Mille.

Ein Segler ist da, der uns nach dem Norden entführen will und uns, allerdings nur mit kurzem Aufenthalt, zu dem fruchtbaren Arno und Madjuro und dann über Aur zu dem langgestreckten Maloelab, einem der größten Atolle des Archipels, bringt. Je mehr wir uns vom Äquator entfernen, desto besser wird das Wetter. Die Regenböen bleiben aus; die graue Wolkendecke lichtet sich, und bald lacht über uns ein freundlich-blauer

Himmel, der sich in dem tiefklaren Ozeanwasser spiegelt. Mit dem Aufhören der andauernd heftigen Niederschläge wird auch das Klima angenehmer und für den Weißen bekömmlicher. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß man eines Tages ernstlich daran denken wird, den Regierungssitz und überhaupt die Metropole von Jaluit nach einem der nördlicheren Atolle, etwa nach Likieb, zu verlegen. Dieses hat eine mäßiggroße Lagune mit einem vorzüglichen Ankerplatz, den Kapitänleutnant Faber als einen der besten bezeichnet, die „von S. M. S. „Möwe" während des zweimonatlichen Aufenthaltes in der Marschallgruppe angetroffen wurden. Durch mehrere kleine Kegelriffe wird jegliche See abgehalten; der Grund ist reiner Sand mit kleinen Korallenblöcken, und die 10 Metertiefen gehen bis hart an den Strand, zirka 20 Meter, heran".

Die Hauptinsel Likieb unter 9° 49' nördlicher Breite gehört der Firma Capelle & Co., die hier eine Werft für die kleinen Schoner und Boote, die bei den Irodj und Burak so beliebt sind, eingerichtet hat. Da auch Reparaturen besorgt werden, selbst an größeren Schiffen, so erfreut sich das Geschäft stets genügender Aufträge. Das kulturfähige Land ist in erheblicher Ausdehnung mit Kokospalmen bepflanzt, die so gute Erträge liefern, daß die weißen Besitzer eine Jahressteuer von 1000 Mark zu leisten vermögen. An einzelnen Stellen schwillt der Boden zu einem 10 bis 12 Meter hohen Gehügel an, teils Dünen, teils bewachsenes Terrain, mit niedlichen Tälchen dazwischen, die bereits ein süßes, trinkbares Grundwasser haben. Dies ist ein wichtiger Vorzug, der Likieb noch mehr als Zentrale der Marschallinseln empfiehlt.

In Maloelab mit seiner verhältnismäßig reichen Vegetation treffen wir sogleich unsere bekannten Blatthäuschen wieder. Die finstere, niedrige Hütte links beim Hauptgebäude ist vielleicht ein „Dschukwen", eigentlich nur ein Dach mit zwei Giebelwänden, worunter sich die Frauen und Mädchen zu gewissen Zeiten aufhalten müssen. Solche Gelasse, nur aus zusammengelegten Kokoswedeln hergestellt, dienen aber auch den Familiengliedern, sowie fremden Gästen als Unterschlupf für die Nacht. Ferner pflegen die unverheirateten Männer eine gemeinschaftliche Schlafstätte zu benutzen, auf Jabwor, Jaluit, früher sogar die Mädchen, diese aber nur gezwungen, da sie vom Oberhäuptling Kabua eingesperrt wurden, um nicht seiner Kontrolle zu entgehen.

Auf Maloelab und noch mehr auf den höchst selten besuchten nordwestlichen Inseln, wie Rongerik, Rongelab, Bikini und Enicwetok, hat sich unter der Bevölkerung noch mancher ursprüngliche Zug erhalten. Neben den eingeführten Hemden, Jacken, Kitteln, Hosen sieht man häufig die eigentliche Landestracht, namentlich bei den Heiden, die von den väterlichen Sitten nicht lassen wollen. Ein vortreffliches Beispiel hierzu ist der bejahrte, weißhaarige Häuptling auf unserer Photographie S. 666. Er trägt noch den Faserrock, der durch den Hüftgürtel oder Kangr gesteckt ist. Letzterer besteht aus 20 bis 30 etwa 8 cm breiten und 80 bis 90 cm langen Streifen von Pandanusblättern, die zu einem dicken Wulste eingebunden sind. Der Kangr stützt den zweibüscheligen „In" oder „Ihn" aus feinzerschlissenem Baste von weißer, gelber oder brauner Farbe. Auf dem Oberteil des weit abstehenden Rockes ruhen gewöhnlich die müßigen Hände des Besitzers.

Der alte Herr ist übrigens noch tätowiert und hat dazu prachtvoll ausgezerrte Ohrläppchen, die jedoch nur durch geschickte Zuhilfenahme der Backenhaut erweitert werden konnten. — Jetzt ist es auch mit dieser Mode vielfach dahin. Selbst die Tätowierkunst gerät in Vergessenheit, und auf den südlichen Inseln, besonders auf Jaluit, werden schon längst keine „Ihn" mehr gefertigt. Wer ein derartiges Kleidungsstück haben will, muß es von den Atollen des Nordens beziehen. So ändern sich die Zeiten!

Für die Marschallinseln ist dieser Wechsel aber nur zum Vorteil gewesen. Überblickt man die Gesamtlage im Archipel, wie sie

sich nach einem 17jährigen deutschen Regimente entwickelt hat, so darf man trotz der schwierigen physischen Gegebenheiten mit den bisher erzielten Resultaten vollauf zufrieden sein. Vor allem ist seit der deutschen Besitzergreifung den ewigen Kriegen und Streitigkeiten der Eingeborenen unter sich gründlich gesteuert worden. Man hat sie ohne viel Aufhebens entwaffnet, hat ihnen von selbst die Ausfuhr und dadurch wieder Verbrauch an fremden Industrieerzeugnissen, und so steigert sich langsam aber stetig der Wert dieser an sich so dürftigen Eilande für den Kaufmann wie für den Pflanzer.

Eine Anzahl von Einzelskizzen über die Herkunft des tierischen Lebens, über die menschlichen Bewohner dieser Inseln, über deren Sitten und Kunstfertigkeiten finden

Dorf auf Maloelab.

Gerichte gesetzt, an die sie sich zu wenden haben, und tut auch sonst alles mögliche, um ihre Lebensführung zu bessern. So sind allmählich die geregelten kommerziellen, wie politischen Verhältnisse entstanden, unter denen Handel und Verwaltung jetzt arbeiten. Die unsinnige Schuldenmacherei, in erster Linie seitens der Häuptlinge, ist durch eine straffe Finanzwirtschaft beseitigt worden. Mit der zunehmenden Bodenkultur hebt sich ganz

wir bei Dr. med. E. Schnee[1a]). Mit feiner Beobachtungsgabe hat er hier allerlei erschaut, das uns das Bild jener kleinen, fernen Eilande und seiner Bewohner lebensvoll und anschaulich gestaltet.

Die ersten tierischen Bewohner der Eilande waren wohl Seevögel, welche in dem dichten Gestrüppe ihre Nester bauten und lange Zeit ungestört herrschten, bis eines Tages braune Menschen dort landeten und

ihre primitive Hütte auf dem schmalen Ringe erbauten, um so „nicht sicher zwar, doch ruhig, frei zu wohnen".

Ursprünglich besaß der Kanaker nur ein Haustier, das Schwein; heutzutage findet man bei ihnen auch Hund und Katze, sowie Huhn und Ente, welch letztere er übrigens erst der Berührung mit den Europäern verdankt. Außer den eingeschleppten Ratten und Mäusen fehlen alle Vierfüßler; einige See- und Sumpfvögel, wenige Eidechsen nebst einer geringen Anzahl von Insekten bilden die ganze Landfauna.

Woher die Marschaller stammen, weiß man nicht genau, es scheint indessen, daß sie aus dem östlichen Teile des Stillen Ozeans gekommen sind. Dort sitzen die Polynesier, zu denen die Samoaner, unsere neuesten Landsleute, gehören, ein ziemlich heller, schön gebauter Menschenschlag. Von ihnen sind wahrscheinlich die Micronesier abzuleiten, zu denen die Bewohner der uns hier interessierenden Inselgruppe gehören.

Eingeborene.

Das Haar ist schwarz, etwas gewellt, die Augen lebhaft, häufig mit listigem Ausdruck. Die Hautfarbe kann man als gelbbraun bezeichnen, sie wechselt indessen vom Hellgelb bis zum Schokoladenbraun. Daß hierbei, ganz wie bei uns, die Sonne und der Aufenthalt im Freien eine große Rolle spielt, geht daraus hervor, daß Mädchen, welche im Dienste von Europäern stehen, und sich somit viel im Hause aufhalten, nicht selten in der Färbung an eine Südeuropäerin, etwa eine Italienerin, erinnern, während vielfach den Witterungseinflüssen ausgesetzte Fischer und andere Leute tiefbraun aussehen. Bei allen ist aber zu konstatieren, daß Kopf, Arme und Beine, d. h. die dem Lichte ausgesetzten Teile, stets dunkler als der übrige Körper sind, — Die Nase ist ziemlich kräftig, ja bei manchen so entwickelt, daß sie dem Gesicht einen unverkennbar jüdischen Zug verleiht. Möglicherweise sind das solche Leute, welche eine kleine Beimischung von Papuablut in den Adern haben. Die große, oberhalb der Augenbrauen ansetzende Nase ist nämlich nicht nur ein Charakteristikum der semitischen Rassen, sondern findet sich unter anderen auch bei den Melanesiern, deren Gesichtserker mir in Neu-Guinea oftmals Gelegenheit zu staunender Betrachtung gegeben hat.

Die ursprüngliche Tracht der Marschallinsulaner, welche indessen immer mehr zurückgedrängt wird, besteht aus zwei, bis zu den Knien herabreichenden Bastbündeln, durch einen etwa meterlangen, geflochtenen Gurt miteinander in Verbindung stehen. Sie werden nicht etwa auf bloßem Leibe getragen, wie man glauben könnte, nein, die Sache ist komplizierter! Um die Hüften legt man sich zunächst einen handbreiten, etwa 3 Finger hohen Gürtel, „Kangur" genannt, welcher in seiner Form eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit einer prallen Wurst hat. Vermittels einiger Bänder wird er zusammengebunden. Zwischen ihm und dem Leibe wird der „Jn" genannte Bastrock durchgezogen, so daß ein Büschel vorn schürzenartig herabhängt. Der meist schwarz und weiß gewürfelte Gurt wird um den Leib gewunden und dann das zweite Bündel, hinten, in derselben Weise befestigt. Durch den Kangur wird das Gewand mindestens um Handbreite vom Körper entfernt gehalten, was in dem feucht-heißen Klima sehr günstig ist, da solchergestalt eine ausgiebige Transpiration ermöglicht wird. Der vordere Vorsprung bildet eine Art Plattform, auf die der Insulaner seine Arme legt, welche sonst ja leicht müde werden könnten, der rückwärts gerichtete erinnert fast an den stattlichen Schwanz eines Hahnes. Ich habe bei seinem Anblicke oft mit Wehmut einer Mode gedacht, mit welcher die Damenwelt vor längeren Jahren unser Auge erfreute.

Die Männer trugen das Haar zu einem dünnen, kurzen Zopf aufgedreht, etwa wie eine alte Dame, welche die Reste einstiger Fülle kunstlos arrangiert hat, bevor sie sich der wohlverdienten Ruhe hingibt; heutzu-

tage wird es unter europäischen Einflüssen überall kurz abgeschnitten.

Das schöne Geschlecht trägt zwei hübsche, geflochtene Matten, „Nir" genannt, welche durch eine um die Taille gebundene Schnur

sehen hat, werden solche allgemein getragen. Welche Tochter Evas würde es auch versäumen, die neueste Mode mitzumachen? Das Herz müßte ihr ja unfehlbar brechen, wenn sie altmodisch gekleidet bleiben sollte,

Alter Häuptling in einheimischer Tracht.

festgehalten werden. Sie bilden somit einen regulären, allerdings aus zwei Teilen bestehenden Rock; der Oberkörper blieb dagegen unbedeckt. Seit indessen die Mission ihre Arbeiterinnen mit Kattunkleidern ver-

während die lieben Freundinnen bereits mit den neuesten Kostümen geschmückt einherspazieren!

Leider sind die Ehemänner häufig und in allen Ländern unbillig und wollen oft nicht

sehen, daß eine neue Toilette oder ein Winterhut dringend not tut! Unter uns gesagt, in der Hinsicht sind die meisten Männer von Natur aus schlecht bedacht. Selten, daß mal einer die nötige Einsicht auf den Lebensweg mitbekommen hat!

Die ursprüngliche Frauentracht ist übrigens nicht verschwunden, sondern nur zur Unterkleidung, „aniloa" genannt, degradiert.

Tätowierungen findet man bei älteren Leuten häufig, sie bestehen meistens aus wellenförmigen Linien, welche sowohl den Rumpf als auch die Gliedmaßen schmücken. Es ist mir aufgefallen, daß Frauen relativ häufig Oberschenkeltätowierungen tragen, weshalb wissen die Eingeborenen nicht mehr. Seit die langen Kleider diese Zierrate decken, verschwinden sie natürlich immer mehr; bei den jüngeren Jahrgängen habe ich derartiges nicht mehr bemerkt. Eine wenig schöne Sitte, welche sich von Neu-Guinea bis zu den Marschallinseln verbreitet, ist das Einschneiden des Ohres. Am unteren hinteren Rande desselben wird ein möglichst langer Streifen abgetrennt, der aber beiderseits mit der Muschel in Verbindung bleibt. Die so entstandene Öffnung wird durch eingeführte Pflöcke immer mehr erweitert, daß der Ohrrand in einzelnen Fällen schließlich bis auf die Schulter herabhängt.

Eine derartige „Verschönerung", wir würden es vielleicht anders nennen, befriedigt nicht nur den ästhetischen Sinn des Besitzers in hohem Grade, sondern bietet auch den Vorteil, Taschen entbehrlich zu machen, indem man in der so geschaffenen Schlinge bequem Zigarren oder eine Pfeife aufbewahren kann; ja sogar Stecknadeln und ähnliche Gegenstände finden dort einen Platz!

Der Eingeborene ist überhaupt ungemein erfinderisch, wenn es gilt, einen Gegenstand, den er mit sich nehmen will, unterzubringen. So erinnere ich mich, daß manche Leute ihr Taschenmesser auf dem Kopfe trugen, wo es dadurch festgehalten wurde, daß es klammerähnlich an einem zwischen Klinge und Schale geklemmten Haarbüschel herabhing. Eine gewiß ebenso praktische, wie einfache Methode.

Die Jugend läuft in Kattunkleidern, ähnlich denen der Erwachsenen, herum; die letzten Jahrgänge zeigen sich nicht selten, wenigstens alltags, im Adamskostüm, während die Frau Mama es sich nicht nehmen läßt, ihre Sprößlinge an Sonn- und Festtagen in die entsprechenden Staatsgewänder zu hüllen.

An Verständigkeit können die kleinen Marschallinsulaner übrigens unseren Kindern als Beispiel dienen. Mit welcher Emsigkeit fächelt nicht ein 4—5 jähriges Mädchen die zum Brennen dienenden trockenen Früchte des Pandanus, bis endlich aus den glimmenden die gewünschte helle Flamme hervorschlägt; wie sorgsam ordnen die kleinen, dicken Fingerchen dieselben immer wieder, daß sich die Glut allen mitteilen kann, wobei es heißt, vorsichtig probierend kalte Stellen aufzufinden, um die brennenden Stücke anfassen zu können. Ihre Artigkeit ist bewundernswert. Nimmt z. B. ein Kind einem anderen das Essen fort, so verzieht dieses hier kaum eine Miene; es fügt sich mit großer, fast möchte ich sagen, fatalistischer Gelassenheit in sein Geschick. Dabei werden die Kinder eigentlich nie geschlagen, trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb ihre Artigkeit.

Sehr hübsch ist die bei beiden Geschlechtern verbreitete Sitte, sich mit kunstvollen Kränzen aus wohlriechenden Blättern, sowie mit Halsketten aus frischen Blumen zu schmücken. Sie zeigen hierin wirkliches Verständnis für das, was ihnen gut steht. Die brennend rote Blüte des Hibiscus sieht z. B. in ihrem dunklen Haar gar prächtig aus.

Ihr ästhetischer Geschmack ist überhaupt gut entwickelt, indem sie von den grellfarbigen Stoffen, welche andere Naturvölker entzücken, ganz und gar nicht erbaut sind, sondern ausschließlich Zeug mit kleinen Blumen und Streifen tragen, die auch unserm Geschmack zusagen.

Nahrung.

Eben haben wir einige Schritte seewärts getan, da treffen wir schon Gesellschaft,

mehrere Frauen, welche mit Hilfe eines Stückes Kokosschale oder auch der Finger, die an einzelnen Stellen vorhandenen Sandschichten untersuchen, und aus ihr kleine, violettgefärbte Muscheln hervorziehen, die sie in Körbe sammeln. „Djukue", so nennen die Eingeborenen diese Art, wird nicht nur gegessen, sondern liefert auch in ihren Schalen Instrumente zum Entfernen der Brotfruchtrinde. Daher führt sie ihren landesüblichen Namen, der nichts anderes als Schabewurzel bedeutet.

Sie, nebst einer halbfingerlangen Schnecke, welche im Gegensatz zu ihr auf der Oberfläche des Riffes lebt, bildet eine beliebte Speise der Insulaner und wird roh oder geröstet vielfach verzehrt.

Dort hinten wandert ein langbeiniger Reiher dahin. Er fischt die kleinen Tümpel der Strandebene aus und läßt die erbeuteten Flossenträger ohne Gnade in seinen Magen wandern. — Jetzt unterbricht er seinen Schmauß, noch einen Augenblick, dann erhebt er sich in die Luft und flattert zögernd eine Strecke weiter. Eine Schar Eingeborener hat ihn verscheucht.

Der erste der Leute trägt ein Fischnetz, die andern halten große Ballen von Kokosblättern im Arm. Jedes derselben ist säuberlich der Länge nach gespalten, die Hälften nebeneinander an eine Leine gebunden, so daß das Ganze etwa an eine Girlande erinnert. Die Gesellschaft watet zunächst bis zu den Hüften ins Wasser; dort wird das Netz ausgebreitet und von zwei Männern senkrecht gehalten. Mit der freibleibenden Hand ergreifen letztere das Ende einer Girlande. Der Träger rollt sie nunmehr ab und stellt sich in entsprechender Entfernung von jenen auf. Der zweite, dritte, zehnte Eingeborene folgt dem Beispiele. Bald ist ein großer, vorn weit offener Winkel entstanden, dessen Spitze das Netz darstellt, während die Schenkel aus den, auf dem Wasser schwimmenden, beständig straff gehaltenen Girlanden bestehen, deren Blätter senkrecht nach unten ragen.

Andere mit Stöcken und Steinen bewaffnete Eingeborene haben sich mittlerweile über das Riff verteilt und suchen die zwischen beiden Parteien befindlichen Fische in den weiten Eingang der Falle zu treiben, wobei sie solche, welche seitlich auszubrechen versuchen, durch Lärmen und gelegentliche Würfe zurückscheuchen.

Endlich ist das Werk gelungen. Die Fische befinden sich innerhalb der beiden Blätterreihen, unter denen sie sich merkwürdigerweise nicht getrauen, hindurchzuschwimmen. Während die beiden Parteien näher aufeinander zurücken, gelangen die Tiere immer tiefer in die Falle hinein, schließlich ins Netz oder werden doch bei ihrem letzten, verzweifelten Versuch seitlich auszubrechen, von den Girlandenmännern, welche mittlerweile zusammenrücken, ergriffen. Ein Biß ins Genick tötet die Erbeuteten, welche man einer am Strande wartenden Frau zur Aufbewahrung zuwirft. Dann zieht die ganze Gesellschaft ein Ende weiter, um eine neue Stelle in derselben Weise abzufischen.

Kochkunst.

Die Frau dort am Feuer beginnt eben, das brennende Material beiseite zu räumen und entfernt die unter ihm liegenden heißen Steine mit Hülfe eines Holzstückes, so daß eine kleine, etwa handtiefe Grube im Boden entsteht. In diese legt sie jetzt mit Brotfruchtblättern umwickelte Fische, bedeckt sie mit einer Schicht heißer Steine und läßt in ihrem eigenen Safte gar werden.

Auf diese Weise werden auch Brotfrüchte, Hühner und Schweine zubereitet. Ich habe alle drei gekostet und muß sagen, daß namentlich letzteres vorzüglich schmeckt, dem Europäer aber wegen des mangelnden Salzes doch nicht ohne weiteres zusagt. Ist man in der Lage, letzteres nachträglich hinzuzufügen, so wird jeder derartig zubereitetes Fleisch mit Vergnügen essen. Ohne Zweifel erhebt es sich weit über die sogenannten Braten und ähnliche kulinarische Scheußlichkeiten mancher europäischer Hotelküchen.

Der Leser wird sich gewiß verwundert fragen, warum man denn nicht in Töpfen

kocht. Sehr einfach. Es gibt auf den Atollen weder Ton, noch ein ähnliches Material und somit auch keine Töpfe.

Fruchtbäume.

Der lange, dünne Stamm der Kokospalme steigt sehr hoch empor und entwickelt oben einen im Verhältnis kleinen Schopf gelbgrüner Fiederblätter, zwischen denen die gewaltigen Nüsse in Bündeln stehen.

Wenn wir so umherblicken, wird uns auffallen, daß jedes Exemplar dieses Baumes einen verschiedenen Anblick darbietet, indem ihre Stämme bald S-förmig, bald bogig, bald mehr oder weniger sich steil aufwärts wenden, so daß in der Tat keine Palme der andern völlig gleicht. Darin liegt eben die Erklärung, warum sie jeder Landschaft zu so außerordentlichem Schmuck gereichen. Das Monotone anderer Baumgruppen fehlt den Kokosbeständen völlig.

In etwa fußbreiten Abständen sind in die Stämme Kerbe eingehauen, auf denen die Eingeborenen wie auf einer Leiter emporsteigen. Ein solcher Kletterer hat im Umsehen den Gipfel erreicht, wo er zwischen den Riesenblättern Fuß fassend, eine Nuß nach der anderen herabwirft. Die unreifen enthalten eine Art Wasser, die sogenannte Kokosmilch, welch' kühlendes, durstlöschendes Getränk man in den Tropen erst recht schätzen lernt. Aus den angeschnittenen Blütenkolben gewinnt man einen — durch Vergären alkoholisch werdenden Trunk, den Palmenwein oder Toddy. — Man hat bereits früher bemerkt, daß er bisweilen giftig wirke, war aber über das Wie und Warum dieser Erscheinung völlig im Unklaren und glaubte bisher in solchen Fällen immer, es handle sich um verdorbenen Palmenwein. Die Sache hängt indessen anders zusammen. Von dem Geruche des ausfließenden Saftes angelockt, finden sich nämlich zahlreiche, braune Käfer ein. Gelegentlich fällt wohl einer oder der andere, der des Guten vielleicht zuviel hat, in die dicht unter dem Quell der Süßigkeit hängende Flasche und ertrinkt in der darin angesammelten Flüssigkeit. Genießt diese ein Mensch, so zeigen sich bei ihm sogleich Erscheinungen, welche lebhaft an die nach Vergiftung durch spanische Fliege beobachteten erinnern. Dieser zu blasenziehenden Pflastern vielgebrauchte Stoff wird jedem Leser, wenn auch nur seiner Wirkung nach, wohlbekannt sein. Die Lieferanten desselben sind, trotz des irreführenden Namens, bekanntlich Käfer, welche in gewissen Jahren massenhaft auf Eschengebüsch vorkommen und dieses nicht selten kahl fressen. Die auf Jaluit heimischen Toddyliebhaber sind, wie ich habe feststellen können, Verwandte derselben und enthalten denselben scharfen Stoff. Das Geheimnis des „giftigen" Palmenweines ist somit in sehr einfacher Weise aufgeklärt.

Boote.

Das dritte und wohl bemerkenswerteste Erzeugnis der Insulaner bilden ihre Fahrzeuge. Es sind sogenannte Auslegerkanu, wie sie in ganz Mikronesien, überhaupt in der Südsee verbreitet sind. Sie bestehen aus einem langen, schmalen, sehr hochbordigen Boote, dessen eine Seite senkrecht, die andere aber leicht konvex ist. Letzterer gegenüber befindet sich ein Ausleger, bestehend aus einem starken Balken, der mit dem Boote durch mehrere Querstangen verbunden ist. Auf ihnen sind Bretter befestigt, so daß eine Art Plattform entsteht, auf der nicht nur Passagiere, Waren und Mannschaft, sondern auch der Mast ihren Platz finden. Der bootartige Teil ist sehr schmal und dient lediglich als Hohl- und Schwimmkörper. — Er ist nicht aus einem Stamm hergestellt, sondern besteht aus drei, vier oder noch mehr Stücken, je nach der Größe der zur Verfügung stehenden Bäume. Seine einzelnen Teile sind ungemein genau gearbeitet und durch Bastschnüre miteinander verbunden. Die Spalten werden mit dem Harze des Brotfruchtbaumes, von dem meistens auch das Holz stammt, sorgsam ausgefüllt.

Der Mast, welcher ein riesiges, dreieckiges Segel aus Pandanusblättern trägt, steht nicht

im Boot, wie man meinen sollte, sondern vielmehr auf der erwähnten Plattform. Da das Fahrzeug vorn und hinten gleich gebaut ist, auch kein festes Steuer besitzt, braucht es, um sich in entgegengesetzter Richtung zu der bisherigen zu bewegen, nicht wie ein europäisches Boot zu wenden. Die im vorderen Schnabel ruhende Spitze des Mattensegels wird gegebenenfalls einfach nach hinten gebracht, der Steuermann mit seinem Ruder wechselt den Platz und die Fahrt kann beginnen.

Auf diesen Kanoes befuhren die Insulaner nicht nur die ganze Gruppe, sondern besuchten auch öfters die östlichen Karolinen.

Da die Marschallaner den Kompaß nicht kannten, trotzdem aber solche weite Reisen unternahmen, so müssen sie ganz besonderes Hülfsmittel gehabt haben, um auf hoher See ihre Richtung einhalten zu können. Es war das, neben der Kenntnis der Gestirne, wohl die stets gleichbleibende Richtung der Wellen. Letztere bilden in diesen Breiten, wo vom Dezember bis April andauernd der N. O.-Passat weht, ein gutes Orientierungsmittel. Daß sie der Hauptfaktor waren, die gewünschte Richtung innezuhalten, geht daraus hervor, daß man große Reisen nur zu gewissen Jahreszeiten unternehmen konnte, in andern fehlte eben die Möglichkeit, sich nach den Wogen zu richten.

Auf den Marschallinseln sind nun sogenannte Stäbchenkarten (Medo) gefunden worden. Es sind das aus den Blattrippen der Kokos hergestellte Gitter, auf denen die Lage der Inseln durch festgebundene Steine oder Muscheln markiert ist. Sie dienten als Anschauungsmittel beim Unterricht der Häuptlingssöhne, vielleicht auch anderer Interessenten; auf See wurden sie dagegen nicht mitgenommen.

Merkwürdigerweise hat sich allmählich der Glaube entwickelt, hinter diesen Karten stecke ein ganz besonderes Geheimnis; sie sollen den Eingeborenen, um es kurz zu sagen, den Kompaß ersetzt haben.

Wir hörten bereits, daß die Marschallaner eine halbnomadisierende Lebensweise führen, deshalb, weil die einzelnen Inseln nicht genug tragen, um die Bevölkerung zu ernähren. Zu jenen Zeiten mußte man entweder auf dem abgeernteten Eiland verhungern oder die Reise auf gut Glück antreten. Nach dem, was ich gehört habe, sind die Besuche in den Karolinen immer unfreiwillige gewesen. Heutzutage, wo man einen sicheren Weg kennt, ferne Eilande zu erreichen, unterläßt man solche Fahrten klüglich und benutzt einfach europäische Schiffe.

Die Eingeborenen segeln möglichst von Insel zu Insel, ankern während der Nacht und setzen ihre Fahrt erst bei Tagesanbruch wieder fort. Diese Tatsachen zeigen genügend, daß sie den Stäbchenkarten wenig zutrauen. Das hat indessen die vorgefaßte Idee nicht zu erschüttern vermocht, außer Finsch, der um 1880 die Marschalls besuchte, sprechen alle Reisenden in mehr oder weniger geheimnisvollem Tone von den Medos.

Man hat die Häuptlinge, welche im Besitz der geheimen Kenntnisse sein sollten, ausforschen gesucht, außer dem bereits Mitgeteilten aber nichts erfahren. Damals hieß es, die Eingeborenen wollen ihre Wissenschaft nicht preisgeben. Als man sich indessen überzeugen mußte, daß sie wirklich weiter nichts wußten, nun — da hatten sie eben das von ihren Vorfahren überlieferte Wissen vergessen.

Wenn die Häuptlinge auch nichts verraten haben, — sie wissen eben nichts Besonderes — so gewannen sie dem Dinge doch eine lukrative Seite ab; sie fertigten, natürlich gegen gute Bezahlung, Interessenten gern solche Karten an. Einzelne derselben lassen übrigens durch die genaue Lage der einzelnen Inseln die Benutzung europäischer Seekarten unzweifelhaft erkennen.

Die Vegetation die sich auf den fruchtbaren Inseln der Südsee unter dem gemeinsamen Einfluß der hohen Temperatur und der reichen Niederschläge so außerordentlich üppig entwickelt, beschreibt Dr. C. Schnee[1b]), um dann die verhältnismäßig kümmerliche auf dem unfrucht-

baren Boden der Atolle in Gegensatz dazu zu stellen.

Der Naturforscher Burmeister sagt nach der Schilderung des brasilianischen Urwaldes einmal, der Wald der gemäßigten Zone erscheine ihm gerechter, sittlicher, ja idealer, während er in den Tropen naturwüchsiger, roher und materieller sei. Hierin liegt unzweifelhaft viel Wahres! Der wilde Kampf der einzelnen Gewächse um Licht und Leben tritt in der heißen Zone ganz anders zutage als in unseren Wäldern, wo glattstämmige, lichtgrüne Buchen oder kraftvolle Eichen friedlich nebeneinander zu wachsen und der niedrigen Vegetation unter ihren Zweigen einen freundlichen Schutz angedeihen zu lassen scheinen. Hier bleibt jeder in seinen Schranken, der eine am Boden, der andere streckt seine Äste, wie es Großen der Flora zukommt, hoch in die Lüfte empor. So gedeihen alle friedlich zusammen. Anders im Urwalde! Dort sind die Kleinen mit ihrem Platze am Boden nicht zufrieden, die Riesenbäume beschatten denselben zu dicht, darum suchen jene sich emporzuschwingen dorthin, wo die Lichtmassen von dem strahlenden Himmel herabfluten und den Pflanzen die günstigsten Lebensbedingungen gewähren. Derartige Gewächse, welche in den Kronen der Bäume emporsteigen, nennt man bekanntlich Lianen. Ihre tau- und strickförmigen Gebilde, die sich teils in kühnem Bogen von einem Ast, von einem Baum zum andern ziehen, teils aber auch zur Erde herabgehen, verflechten sich oft dicht miteinander und bilden wirkliche Netzwerke, welche ein Eindringen in diese Wälder oft unmöglich machen.

Baumtötende Feigenart aus dem Urwald.

Fragt man sich, wie kommen die Lianen in die höchsten Gipfel hinauf, so weiß die

Wissenschaft dafür die Erklärung zu geben, daß sie alle mit Klettervorrichtungen versehen sind. Zwar dürften manche bereits den jungen Baum erstiegen haben, so daß der Wachsende sie allmählich selbst zu der schwindelnden Höhe seiner heutigen Krone emportrug, anderen aber gelingt das Kunststück, sich selbsttätig bis dorthin emporzuarbeiten. Zu letzteren gehört unter anderem auch der Rotang, dessen Stengel unter dem Namen des spanischen Rohres ein weltbekanntes, Kultur und Bildung verbreitendes Mittel geworden sind. Er gleicht einer

Kokos-Allee vom Jaluit-Atoll.

kleinen Palme, die ihre zierlichen Fiederblätter oft noch über die höchste Laubmasse des Waldes emporhebt; und doch ist ihr Stamm, wenn dieser Ausdruck überhaupt zulässig ist, nichts anderes als ein biegsames Tau, unfähig sich selbst zu tragen. Dafür hängen aber von der grünen Krone 1—2 m lange „Riemen" herab, die mit zahlreichen rückwärtsgekrümmten Angelhaken versehen sind. Diese Gebilde sind so biegsam, daß sie, im Winde hin und her wehend, leicht auf Zweige der Stützbäume hingeworfen werden, wo sie sich vermöge ihrer halbquirlich angeordneten Widerhaken sofort verankern. Mit allen seinen „Riemen" sich festhaltend, wächst der Schleicher empor, bis er den höchsten Gipfel des Baumriesen erreicht hat, und nun seine eben gebildeten Blätter in die freie Luft erhebt. Höher geht es nicht mehr, die Geißeln schwingen zwar unter dem Einflusse des Windes in der Luft herum, finden aber keinen Halt mehr. Mittlerweile sind die alten Blätter vertrocknet; sie halten also den Rotang nicht fest, das ganze Gewächs rutscht daher so weit abwärts, bis die oberen Angelhaken sich wieder eingeschlagen haben und der schlanken Palme neuen Halt gewähren. Hierdurch erklärt es sich, warum die Lianen häufig nicht senkrecht emporsteigen, sondern sanft ansteigende Bogen, ja bisweilen große, auf der Erde liegende Knäuel bilden.

Wenn man diese Lianen als Schleicher bezeichnet, welche ihren Platz in der Krone der Baumriesen durch listiges Anschmiegen zu erreichen weiß, so vergegenwärtigt unsere erste Abbildung den Typus des brutalen Mörders. Es sind das meist Feigenarten, deren Samen wohl durch Vögel an den Baum geklebt wird. Dann keimt derselbe aus, treibt Haftwurzeln, welche den Stamm fest um-

klammern und zahlreiche, ihn einschnürende Ringe bilden. Im Gegensatz zu diesen Befestigungswurzeln wächst die Nahrungswurzel senkrecht zur Erde herab, so die Lieferung des nötigen Baumaterials besorgend. Mehrere solcher Wurzeln entstehen, die sich vermehren, miteinander auch wohl verwachsen, und wenn der Baum größer wird, weiter vom Stamme abrücken und schließlich ihn säulenartig stützen. Durch das Geflecht der erwähnten Haftwurzel wird der gastliche Stamm indessen immer stärker eingeschnürt, so daß er schließlich abstirbt. Wenn ersterer vermodert und vom Winde verweht wird, so steht immer noch das feste Gerüst des Baumwürgers aufrecht. Doch auch hier waltet schließlich die strafende Hand der Gerechtigkeit. Ein heftiger Sturm zertrümmert am Ende auch wohl den Ruchlosen und bettet seine Reste friedlich neben den Staub seines Opfers.

Pandanus-Bäume vom Jaluit-Atoll.

Während die bisherigen Bilder uns ganz tropische Verhältnisse vorführen, unter denen die Pflanzen im wilden Kampfe um Licht und Leben miteinander begriffen sind, zeigen uns die beiden nächsten die Gewächse im Ringen mit einem unfruchtbaren Boden. Diese Abbildungen stellen Landschaften von dem Jaluit-Atolle vor, das etwa ebensoweit nördlich des Äquators liegt, wie die Stätte des ersten Bildes südlich, und zwar sind es Partien am Rande eines großen, flachen Brackwasserteiches in der Nähe meines damaligen Hauses. Trotz des sehr reichen Regens vermögen auf der unfruchtbaren, aus Korallentrümmern bestehenden Insel nur noch wenige anspruchslose Gewächse zu existieren. Da sind vor allem die Kokos, welche außer Salz eigentlich kaum etwas verlangen, denn sie kommen selbst im erbärmlichsten Boden fort, während sie, dem Meereshauche entzogen, absterben, weshalb sie sich nicht weiter, als die Seebrise reicht, vom Strande entfernen können. Auf Atollen, wo ein beständiger hoher Salzgehalt in der Luft vorhanden ist, finden sie indessen überall günstige Lebensbedingungen. Ihre unregelmäßig gebogenen Stämme, die niemals gerade emporragen, bringen gerade durch ihre Verschiedenheit etwas Künstlerisches und Ansprechendes in das Landschaftsbild, welches von der Eintönigkeit einer Allee deutscher Bäume so angenehm abweicht. Die andere Abbildung zeigt im

Mittelgrunde links die zweite Charakterpflanze dieser Gegenden, den Pandanus, welchen wir in Gestalt mehrerer baumartiger, auf hohen Stelzenwurzeln stehender Exemplare, sowie einiger jüngeren, noch strauchartigen Stücke vor uns sehen. Kokos und Pandanus sind die wichtigsten Pflanzen der Mikronesier, liefern sie ihnen doch den größten Teil ihrer Lebensbedürfnisse. Nicht allein die Früchte werden gegessen und stellen das Hauptnahrungsmittel dar, nein, die Blätter selbst werden benützt und liefern Taue, Matten und andere Gegenstände des täglichen Lebens, jene der Pandaneen stellen sogar das Material dar, welches Wände und Dach der hinten unter den Palmen sichtbaren Dorfhütten geliefert hat. Kurz, der Insulaner vermöchte ohne diese beiden Gewächse gar nicht zu existieren! Wenn uns diese Pflanzen gegen die Baumriesen Neu-Guineas auch unbedeutend, die ganze Flora ärmlich und kümmerlich erscheint, er empfindet das nicht und lebt dahin zufrieden mit dem, was der karge Boden dem wenig Anspruchsvollen freiwillig liefert.

Samoa.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. Richard Decken. Manuia Samoa! . . . . Berlin—Oldenburg—Leipzig. s. d. Gerhard Stalling.
2. Otto Ehlers. Samoa, die Perle der Südsee . Berlin 1895. H. Paetel.
3. Dr. F. Reinecke. Samoa . . . . . Berlin. s. d. Wilhelm Süßerott.
4. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Wohltmann. Samoa Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft Berlin 1906.

Samoa.

Samoa bildet den eigentlichen Ausgangspunkt nicht bloß unserer Erwerbungen in der Südsee, sondern aller unserer kolonialen Besitzungen überhaupt. Wie ich schon bei Deutsch-Neuguinea ausgeführt habe, hat hier das Haus Godeffroy schon lange Jahre bevor überhaupt ein Deutsches Reich bestand, nämlich schon im Jahre 1858, festen Fuß gefaßt und eine Handelsniederlassung gegründet, von der aus es allmählich fast die ganze Südsee in seine Interessen einbezog. Wie daraus sich der Wunsch entwickelte gegenüber den Intrigen und Quertreibereien der englischen und amerikanischen Wettbewerber den Schutz des Deutschen Reiches zu genießen und dieser im Jahre 1880 zu der Samoavorlage an den Reichstag verdichtete, das habe ich gleichfalls schon ausgeführt. Als diese Vorlage abgelehnt worden war, gewannen natürlich die Engländer und Amerikaner, die die Zwistigkeiten der Samoaner unter sich geschickt zu benutzen wußten, Oberwasser. Zeitweilig gelang es Bismarck allerdings, diese allzu stürmischen Ansprüche zurückzudrängen; am 17. Juli 1887 aber mußten deutsche Kriegsschiffe eingreifen, indem sie den ganz im Banne der Engländer befindlichen Häuptling Malietoa festnahmen, weil er und seine Anhänger sich am Eigentum der Deutschen vergriffen hatten, und ihn außer Landes brachten. Für kurze Zeit gewann nun die deutschfreundliche Partei unter Tamasese die Oberhand, aber schon am 17./18. Dezember 1888 kam es zu einem schweren Gefecht bei Vailele, in dem 2 deutsche Offiziere und 14 Mann fielen, und 40 andere verwundet wurden. Nur mit Mühe konnten die Unsrigen den Sieg erringen. Dieser Kampf hatte aber den Übermut der Samoaner gedämpft, so daß sie sich sogar unter schwerer eigener Lebensgefahr an der Rettung der Besatzungen der in dem furchtbaren Orkan vom 15.—17. März 1889 untergegangenen oder gestrandeten deutschen Kriegsschiffe Eber, Adler und Olga beteiligten.

Am 19. April 1890 wurde darauf der „Berliner Vertrag" geschlossen, in dem Deutschland, England und Amerika sich gleiche Rechte auf Samoa zugestanden und eine gemeinsame Verwaltung einsetzten. Diese aber brachte, wie vorauszusehen, nur neue Wirren; der wieder eingesetzte Malietoa lag beständig im Kriege mit seinen Gegenhäuptlingen und die drei Vertragsmächte mußten mehrfach kriegerisch eingreifen, wobei es mit der Einigkeit unter ihnen oft recht schlimm stand. Besonders den Deutschen wurde dabei oft ziemlich übel mitgespielt — auch von seiten der anderen beiden „Verbündeten".

Endlich nach langen Verhandlungen kam am 13. Februar 1900 eine endgültige Teilung zustande: Amerika erhielt die größte der drei Inseln, Tutuila, Deutschland die beiden andern, Upolu und Sawaii, und England verzichtete auf seine Ansprüche, dafür, daß Deutschland ihm die beiden großen Salomoninseln Choiseul und Ysabel

abtrat und seine Ansprüche auf die Tongainseln aufgab.

Seitdem herrscht wenigstens Friede auf Samoa und die beiden deutschen Inseln sind in eine gedeihliche Entwicklung eingetreten. Dr. S.

Größe und Grenzen: Die Samoa-Inseln, auch Schiffer-Inseln genannt, gehören durch Vertrag vom 2. Dezember 1899 dem Deutschen Reiche. Doch nur zur größeren Hälfte. Tutuila mit dem guten Hafen Pangopango ist den Vereinigten Staaten zugeteilt. Die deutsche Samoagruppe ist insgesamt 260 qkm groß, d. h. größer als Sachsen-Meiningen, aber nicht so groß wie Mecklenburg-Strelitz. Der Archipel liegt etwa unter dem 12. bis 14. nördlichen Breitengrade und 171. bis 173. Grad westlich von Greenwich. Die Hauptinseln sind der Größe nach Sawaii (1690 qkm), Upolu (870 qkm) und die kleineren Monono und Apolima.

Bewässerung und Bodengestalt: Größere Flüsse fehlen naturgemäß. Nach heftigem Regen führen aber Bäche und Flußläufe viel Wasser. Wasserfälle verleihen dem Landschaftsbilde einen gewissen Reiz, ebenso wie Kraterseen. Die Samoa-Inseln sind gebirgig und haben als höchste Höhe den etwa 1650 m hohen Manga-Loa auf Sawaii.

Klima: Das Klima ist auch hier ein tropisches, durch die umgebende See milde beeinflußt und durch die neun Monate wehenden Passatwinde gekühlt. Die mittlere Jahrestemperatur ist etwas niedriger als auf den anderen Südseeinseln, nämlich 25° C. Die durchschnittliche Regenmenge beträgt 3500 mm, und zwar fällt sie zur Hälfte in die Monate Dezember bis März, und der regenreichste Monat ist der Februar.

Pflanzenwelt: Der außerordentlich fruchtbare Boden nährt eine äußerst üppige Vegetation, sogar die steilen Felswände sind mit Pflanzen bedeckt. Einen herrschenden Bestand der Vegetation bilden Farne, doch sind blütentragende Pflanzen ebenso häufig vertreten. Als Kulturpflanzen kommt neben der Kokospalme hauptsächlich Kakao, dessen Ernten von hervorragender Güte sind, und vielleicht Kautschuk in Frage.

Tierwelt: An Säugetieren gab es ursprünglich nur Fledermausarten. Jetzt kommen hinzu Schweine, Hunde und Katzen und leider auch Ratten. Reichhaltig ist die Vogelwelt. Zahlreich sind auch die Arten der Reptilien, ebenso wie der Fische. Dagegen ist die Zahl der Insektenarten nicht sehr groß.

Mineralien: Von bergmännischen Funden auf Samoa ist bisher nichts bekannt geworden.

Handel und Verkehr: In der Ausfuhr steht Kopra an der Spitze, es folgen Früchte und neuerdings Kakao. Der Wert schwankt zwischen 1—1¾ Millionen Mark. Größer ist die Einfuhr, welche in erster Linie Nahrungs- und Genußmittel, sowie Bekleidungsstücke bringt. Der Schiffsverkehr der samoanischen Plätze umfaßt etwa jährlich 100 Schiffe, die ankommen und ausgehen. Der Nationalität nach sind übrigens die Dampfer meist englische.

Post und Telegraphie: Der Postverkehr des Schutzgebietes Samoa wird durch das Postamt von Apia und die ihm unterstellten Posthilfsstellen Mulifanua, Salelavalu und Fagamalo besorgt. An der Spitze des Postamts von Apia steht ein Ober-Postassistent, der zugleich der Leiter des gesamten Postwesens in Samoa ist, und außerdem ein deutscher Posthilfsbeamter. Die Dienstgeschäfte der Posthilfsstellen aber werden von Angestellten einiger in Samoa ansässigen Firmen wahrgenommen. Befördert werden vom Postamt in Apia Briefe, Zeitungen, Postanweisungen, Pakete und Nachnahmesendungen. Hingegen nehmen die Posthilfsstellen nur gewöhnliche und Einschreibbriefe an. Die Postverbindungen werden in der Hauptsache durch die in dreiwöchentlichen Zwischenräumen in San-Francisco, Honolulu, Pangopango (Tutuila), Aukland und Sydney verkehrenden Dampfer der Oceanic-Steamship-Company hergestellt. Zum Anschluß an diese Schiffe wird die deutsche Post von Apia durch einen besonderen Dampfer nach Pangopango gebracht und von da abgeholt. Außerdem werden die in vierwöchentlichen Fristen fahrenden Dampfer der Union Steamship-Company of New-Zealand (Sydney—Fiji—Samoa—Tonga—Aukland und zurück) zur Postbeförderung benutzt. Der Verkehr zwischen dem Postamt Apia und den Posthilfsstellen wird durch Botenposten hergestellt. Diese werden auf dem Wege Apia — Mulifanua — Salelavalu — Fagamalo sowie Apia—Mulifanua—Salelavalu — Palauli — Salailua und zurück innerhalb eines Zeitraumes von 3 Wochen zweimal abgefertigt. Als Boten dienen vom Gouvernement gestellte Polizeisoldaten. Die über Land zurückzulegende Strecke beträgt auf der Insel Upolu rund 32, auf

der Insel Sawaii etwa 40 bis 52 km. Die ungefähr 18 km betragende Seestrecke Mulifanua—Salelavalu wird in einem Ruder- oder Segelboot zurückgelegt. Die Ausführung jeder einzelnen Botenpost (Hin- und Rückweg) nimmt sieben Tage in Anspruch.

Bevölkerung: Die Zahl der Eingeborenen, die sich selber Kanaker nennen, beträgt etwa 33000 und nimmt alljährlich zu, entgegen der herrschenden Ansicht, als ob alle Südseeinsulaner dem Aussterben nahe seien. Die Zahl der Weißen kann nur nach der Zählung vom 1. Januar 1903 angegeben werden, da eine neue Zählung erst für 1907 geplant ist. Sie betrug 381, worunter 192, d. h. eben die Hälfte Deutsche waren. Die Summe der erwachsenen Frauen betrug 65, darunter 30 deutsche. Außerdem gibt es noch eine nicht eingeborene farbige Bevölkerung und Mischlinge. An letzteren wurden 600 gezählt.

Verwaltung: Der Sitz des Gouverneurs von Samoa befindet sich in Apia auf Upolu. Gouverneur ist zurzeit Dr. Solf.

Hubert Henoch.

Einen vortrefflichen Überblick über die Lebensweise und die Art der Samoaner gibt Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wohltmann[4]). Das wenig günstige Zeugnis, das er diesen liebenswürdigen Kindern einer allzu freigebigen Natur in Hinsicht auf ihren Wert als Kulturvolk für die Zukunft ausstellt, wird leider von allen Kennern Samoas geteilt.

Die samoanische Bevölkerung hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte nahezu vollständig aus den Höhen an die Küsten gezogen. Es gibt nur noch einige wenige Gebirgsdörfer. Man kann nicht sagen, daß die Küste fruchtbarer ist als das Gebirgsland; aber sie bietet mehr Abwechslung und bequemeres Leben, was den Samoanern sehr zusagt. Da das Küstenklima ferner milder und erschlaffender ist als das Gebirgsklima, so trägt es viel dazu bei, sie zu verweichlichen. Nur selten steigt der heutige Samoaner ins Gebirge, um Tauben zu schießen oder Schweine zu jagen oder Nutzholz zu schlagen, aber gleichwohl ist nahezu das ganze Gelände des Innern der Insel unter den einzelnen Dorfschaften und Stämmen aufgeteilt. Dieser Umstand weist auch darauf hin, daß die Urwälder früher bewohnt waren; denn am Urwalde selbst, der dem Samoaner wenig und nichts einbrachte, nimmt er sonst keinen Anteil.

Bis jetzt führen die Samoaner ein harmloses und sorgloses Leben, ohne viel Mühe und Arbeit. Für ihre Ernährung sorgt die allzeit gütige Natur mehr als sie selbst. Nur selten versagt sie. Hungersnot ist bei der geringen Bevölkerung bis jetzt nur einmal bekannt geworden. Die Natur spendet jahrein, jahraus und immerfort, während des ganzen Jahres, reiche Ernten. Kokosnüsse, Brotfrüchte, Papayas, Mangopflaumen, Ananas, Apfelsinen, Bananen und Zuckerrohr gedeihen in Massen und vermehren sich ohne viel Arbeit. Nur die Knollengewächse Taro und Yams bedürfen der Feldkultur, und allwöchentlich, Freitags, pflegt der Samoaner dieser einen Arbeitstag zu widmen. Für Fleisch sorgt der Wald mit Tauben und verwilderten Schweinen; das Meer mit seinen flachen Korallenbänken liefert dazu Fische, Muscheln, Krabben und dergleichen, und das alles so reichlich und vielseitig und schmackhaft, daß eine samoanische Festtafel stets überladen voll erscheint. Selten erblickt man bei einem Naturvolke so viele und so mannigfaltige Nahrungs- und Genußmittel, die stets zur Hand sind, als in Samoa. Nahrungssorgen kennt dieses Volk nicht und ebensowenig Sorgen um die Bekleidung und um Schutz gegen etwaige Ungunst der Witterung. Für die Gewänder liefern verschiedene Bastgewächse den Stoff, und als Behausungen dienen ausschließlich luftige, offene, gut bedeckte hohe Hütten mit gesonderten Kochhütten. Da die Temperatur an der Küste gemeiniglich nur zwischen 20 und 30 Grad schwankt, so genügen diese Behausungen vollständig, und das Volk fühlt sich wohl und gesund darin.

Diesen Umständen ist es auch zuzuschreiben, daß sich das samoanische Volk zu einem schönen und kräftigen Menschenschlage entwickelt hat, der von Gesundheit geradezu strotzt, und den man sogar als den schönsten

der Welt bezeichnet hat. Die stets gleichmäßige und reichliche Ernährung, der beständige Aufenthalt in der freien Luft, der Abschluß gegen fremde Ansteckung — früher wenigstens — haben bis jetzt Krankheit und Seuchen von diesem glücklichen Volke ferngehalten, so daß sie an seinem Marke nicht zu zehren vermochten. Ich glaube auch, daß der eigenartige poröse und durchlässige Boden Samoas, der selbst die stärksten Regengüsse in kürzester Zeit aufsaugt und verschwinden läßt, sehr dazu beiträgt, die machen Haus und Hof bei ihnen überall einen wohlgepflegten und sehr geordneten Eindruck, aber ihnen ist jener Begriff des wirtschaftlichen Lebens und der Arbeit fremd, welcher unserem Erwerbsleben zugrunde liegt. Sie haben niemals die Not kennen gelernt und somit auch nicht die Sorge, ihr vorzubeugen, die Sorge um die Zukunft. Infolgedessen fehlen ihnen diese beiden mächtigen Hebel der Kultur, denen wir unsere Errungenschaften in erster Linie verdanken.

Apiahafen mit dem Apiaberg.

Gesundheit zu fördern und vielleicht auch das böse Fieber, die Malaria, fernzuhalten. Auch die kühlen Seewinde, die diese Insel fast beständig umwehen, üben durch ihre frische Luft auf die Gesundheit des Volkes einen günstigen Einfluß aus.

Es ist aus alle diesem wohl leicht zu begreifen, daß die wirtschaftliche und für die Zukunft sorgende Denkweise bei den Samoanern noch nicht geweckt ist. Man kann aber nicht sagen, daß sie in ihrer Weise unwirtschaftlich seien. Im Gegenteil, es

Was die Samoaner bis jetzt in der Kultur geleistet haben, ist äußerst gering. Man hat ihnen auf geistigem und künstlerischem Gebiet viel Gutes nachgesagt, hat ihre Redekunst, ihren Sinn für feine und feierliche Umgangsformen geradezu bewundert, man rühmt ihre Kunst im Korb- und Mattenflechten und wohl auch in Holzschnitzerei und im geschickten Hausbau. Das ist aber auch ungefähr alles, was sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aus sich selbst erlernt haben. Besonders auffällig

ist es, daß die Samoaner sich noch nicht aus der Steinzeit zur Eisenzeit emporgearbeitet hatten, als wir mit ihnen in Berührung traten. In ihrem Boden ist Eisen reichlich vorhanden, und in Afrika werden weit eisenärmere Erden von den Naturvölkern verarbeitet.

Die Mission und der Verkehr mit den Weißen haben dann Handwerker entstehen und Intelligenz zeigen als die besten Samoadörfer.

Gleichwohl ist der Samoaner in Verkehr und Umgang weit angenehmer als der afrikanische Neger. Er ist edler, gutherziger und bescheidener, auch ziemlich lernbegierig. Und das mahnt uns, es ernstlich zu versuchen, ihn wie zum Christentum, so auch zur wirtschaftlichen Mitarbeit zu bekehren.

Mulinuu, das Dorf der Häuptlinge von Samoa.

lassen, deren Geschick und Kunst jedoch noch recht einfach zu nennen sind. Wenn ich alles dieses, was die Samoaner leisten, mit dem vergleiche, was der Sudanneger, auch der Togoneger und der intelligente Kamerunneger an Kunst und Arbeit aufzuweisen vermögen, so kann ich nicht umhin, die Samoaner doch hinter jene Negerstämme zu stellen. Ich kenne manches Togo- und manches Kamerundorf, die weit mehr Kunst

Dem Werke eines der hervorragendsten Kenner Samoas, Redakteur Dr. F. Reinecke,[3]) entnehme ich folgende Schilderung des Hausbaues und der Art zu wohnen, wie sie bei den Samoanern der alten Zeit üblich war.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Ansiedlungen und Wohnstätten der Samoaner heut auf die Küsten beschränkt; nur auf Savaii und Upolu gibt es noch einige Ortschaften landeinwärts. Früher sind solche

Inlanddörfer zahlreicher gewesen, denn man findet stellenweise noch Spuren und Reste verlassener Niederlassungen. Im allgemeinen aber sind die Samoaner durch Lebensweise und Gewohnheiten an die Küste, an das Meer gebunden, und die flachen Küstenstriche sind denn auch zum großen Teil bewohnt und mit zahlreichen Ortschaften besetzt. Diese bestehen aus vielen oder einigen Häusern, die sich zum Teil um ein großes Gemeindehaus (fale tele) und einen

Samoa-Haus im Bau.

Versammlungsplatz (malae) gruppieren, sonst aber ohne bestimmte Anordnung errichtet sind, bald nahe beieinander, bald mehr oder weniger voneinander entfernt auf freiem Platze oder beschattet von Brotfruchtbäumen und Kokospalmen.

Die bewohnten Hütten haben im allgemeinen gleiche Gestalt; sie entbehren jeder Grundmauern und Seitenwände und bestehen eigentlich nur aus einem von 12—40 ein bis zwei Meter hohen Pfosten getragenen festen Dach.

Die Häuser stehen auf einem, gegen die Umgebung etwas erhöhten, von Steinen umgrenzten Geröll-Rondel. Die Pfosten, von Oberarmdicke und stärker, sind, 1—2 Meter voneinander entfernt, aus festem Holz vom Brotfruchtbaum usw. Zwischen ihnen läuft eine Borte von größeren Steinen um den Fußboden des Hauses, der etwa 20 Zentimeter hoch mit zu oberst feingeklopften Steinen aufgeschüttet ist. Das Dach des Hauses ist sehr kompliziert, man könnte sagen kunstvoll gebaut; es hat die Form eines umgekehrten kurzen Bootes entsprechend der gestreckt ovalen Form der Grundfläche, deren Durchmesser für gewöhnlich im Verhältnis von 2:3 stehen. Die von den Außenpfosten getragene Basis besteht aus einem heiß gebogenen Holzring, der aus mehreren Stücken zusammengefügt, genau der Grundform entspricht. Die übrige, sehr komplizierte Konstruktion des Daches veranschaulicht die Abbildung eines im Bau begriffenen großen Hauses von stark abgerundeter Grundform. Je mehr sich das Haus der Kreisform nähert, desto schwieriger ist sein Dach und desto geschätzter der Baumeister; denn es gibt nur wenige Samoaner, die sich dem

Baufach widmen, bzw. die Kunst selbständig auszuüben vermögen und einen Ruf als anerkannte Dachkonstrukteure genießen, trotzdem sie gut bezahlt und geachtet werden.

Im Innern des Hauses sehen wir einen oder mehrere starke Träger des Daches, meist sind deren zwei vorhanden, die je, nach der Länge der Dachfirste voneinander entfernt, durch Querbalken verbunden sind. In großen Häusern mit drei und mehr Mittelpfosten, sind diese zu einem besonderen Gerüst vereint. Das ganze Dach ist nur durch Bindfaden aus Kokosfaser gefestigt, ohne jeden rostenden Nagel. Als Deckmaterial dienen Blätter des Zuckerrohres oder Sumpfgras; das Deckmaterial wird sehr sorgfältig auf die zehn bis zwanzig Zentimeter voneinander entfernten Holzrippen aufgebunden ist. Zur Festigung oder Beschwerung werden noch Kokoswedel aufgelegt.

Bei Tage und gutem Wetter ist das luftige Haus ringsum offen; nachts aber und bei Wind und schlechtem Wetter werden die „Türen" an der Längsseite und die „Fenster" durch ebenso primitive wie praktische Jalousien geschlossen. Diese Jalousien bestehen aus fünf bis acht Teilen, deren jeder aus zwei entsprechend langen Längshälften eines Kokoswedels geflochten ist, so daß die Blattrippen nach außen bzw. oben und unten kommen; die Vorhänge werden mit Strippen herabgelassen oder aufgezogen und bilden einen fast absolut dichten Abschluß gegen Regen und Wind.

Die Samoahäuser sind außerordentlich dauerhaft und widerstandsfähig gegen elementare Gewalten. Ihre Herstellung erfordert aber, wie man sich vorstellen kann, geraume Zeit und Arbeit, deren Wert auf 800 bis 4000 Mark zu veranschlagen ist. Die Samoaner bezahlen jedoch dem Erbauer des Hauses, wenigstens bisher, nicht mit Geld, sondern mit den üblichen Geschenken, als da sind: feine Matten, Baststoffe, Schweine, Hühner usw., und zwar je nach Leistung und Vermögen. Bauverträge werden nicht abgeschlossen; es gilt oder galt aber als nobile officium, gute Arbeit gut zu belohnen, und der Baumeister pflegt sich nur vorher zu vergewissern, ob der Auftraggeber überhaupt „gut" ist; dann riskiert er nichts, denn es ist üblich, nach Fertigstellung der einen Haushälfte den Künstler zu belohnen, da man bereits die Arbeit beurteilen kann. Entspricht das Honorar nicht den Erwartungen und Leistungen, so läßt der Zimmermeister einfach den Bau im Stich, da er überzeugt sein darf, daß kein Zunftgenosse das Werk vollendet, denn das würde gegen die Berufsehre verstoßen. Dem Auftraggeber bleibt daher in solchen Fällen nichts anderes übrig, als „fa'amolemole" d. h. bitteschön zu sagen und die geforderte Nachzahlung zu leisten.

Die Häuser entbehren jeder inneren Einrichtung und Ausstattung. Selbst Kasten oder sonstige Gelasse und feste Behälter kannte der Samoaner früher nicht. Sein Inventar wickelte er in Matten und diese wurden auf die Querbalken im Hause gelegt oder in Körben aus Kokosblättern daran aufgehängt. Daneben entdeckt man noch Fischnetze, Ruderpaddeln, eine Kavabowle, Kokosschalen und Kokosnüsse als Wasserkaraffen, deren größeres Keimloch mit einem Baststöpsel geschlossen ist, während die beiden anderen leicht verholzten Poren zur Durchführung eines Kokosbindfadens durchbohrt sind, früher eine wohlverpackte Flinte, ein Tabakpaket und bei wohlhabenden Leuten auch einen Regenschirm und eine Nähmaschine oder dergleichen.

In neuerer Zeit, seitdem durch schlechtes Beispiel, Entartung und fremde Handelsartikel die Begehrlichkeit nach fremden Sachen zum Nachteil des Kommunismus und der Scheu vor fremdem Eigentum erweckt ist, haben auch schon verschließbare Truhen Eingang gefunden, in denen Geld und sonstige Kostbarkeiten des Tauschhandels verwahrt werden.

Stühle und Tische braucht der Samoaner nicht; dafür gibt es Matten, grobe aus Kokosblattfiedern und aus Pandanusblättern oder auch feinere aus Blattstreifen; und —

Der neue Vulkan Savaii. Der etwa 70 Meter hohe Kraterkegel ist durch die Auswurfmassen in den ersten Wochen entstanden.

Die in das Meer hinabfließende glühende Lava.

eine solche Matte genügt, auf dem Geröllboden des Hauses ausgebreitet, als bequeme, fast weiche Unterlage zum Sitzen und Liegen; sie läßt keinerlei Härten der kleinen, scharfen Steinchen des Estrichs empfinden.

In jedem Hause befindet sich ein Feuerherd, eine mit Lehm ausgekleidete schüsselartige Vertiefung, in welcher altes Hibiskusholz glimmend erhalten wird, hauptsächlich zum Anzünden der Zigaretten und als Feuerquelle; abends und nachts aber dient diese Feuerstätte zur Beleuchtung des Hauses, mittels Holzfeuer, falls nicht bereits Petroleumlampen die Fortschritte der Zivilisation leuchtend oder qualmend verkünden.

Gekocht wird in den Wohnhäusern nicht. Dazu dienen abseits gelegene einfache Hütten, Kochhäuser „fale umu".

Die Größe und Schönheit der Häuser in einer Ortschaft ist verschieden, je nach der Bedeutung. Es gibt Häuser für Frauen, für Männer, Familien- und Beratungshäuser. Erstere entsprechen der Bewohnerzahl und der Wohlhabenheit des Dorfes; das Beratungshaus (fale tele = großes Haus) unterscheidet sich von ihnen durch besondere Größe und Schönheit und hat meistens eine bevorzugte Lage; es dient nur in besonderen Fällen als Wohnhaus, in erster Linie kommunalen Zwecken: zu Beratungen der Häuptlinge, bei Festlichkeiten und sonstigen gemeinsamen Veranstaltungen, aber auch als Empfangs- und Gasthaus bei Besuchen, und steht jedem Gast und Fremden zur Verfügung; gelegentlich hält sich auch der Oberste der Ortschaft, der Pule nuu mit seiner Familie darin auf.

Die anderen Häuser sind überwiegend Familienhäuser und entsprechen als solche allen Anforderungen; bei Tag als Unterhaltungs-, Arbeits- und Speisezimmer; bei Nacht als Schlafstube oder richtiger Schlafstuben, denn nicht selten schlagen mehrere Familien, Parteien oder Geschlechter ihre Nachtlager darin auf.

Diese Nachtlager stellen einzelne Zelte dar, die aus Kattun oder Baststoff, einem Bettsack ähnlich, mit der Öffnung nach unten, den Boden erreichend, aufgespannt sind und hauptsächlich als Schutz gegen Moskitos dienen sollen. Jedes dieser Sackzelte bedeckt eine Schlafstelle von 2—6 Quadratmeter, in die sich dann meist mehrere Interessenten teilen; entweder eine Familie oder mehrere Kinder oder Geschlechtsgenossen. Ausgestreckt auf einer Matte, bedeckt mit einem Lendenschurz oder schon mit einem besonderen Schlaftuch, im Genick das „Kopfkissen" aus Bambus, so erfreuen sich die anspruchslosen Naturkinder hier eines Schlummers, um den sie so mancher in Seide auf Sprungfedern gebettete Millionär beneiden würde; sie brauchen dazu nicht einmal — die Arbeit als Schlafmittel.

Die Einwohnerzahl der Dörfer ist sehr verschieden; es gibt sehr große Orte mit nahe an tausend Bewohnern, aber auch sehr kleine aus wenigen Hütten. Die großen Ortschaften enthalten nicht selten verschiedene gesonderte Gruppen und politische Bezirke mit mehreren Beratungshäusern. Auf Deutsch-Samoa gibt es über hundert Ortschaften.

Die Häuser der Küstendörfer liegen meist nur einige Schritte von der Küste entfernt. Zumeist kann man, dem Küstenpfade unter Palmen folgend, nacheinander alle Häuser sehen. Landeinwärts schließt sich die Kokospalmen- und Brotfruchtpflanzung an, die dann allmählich in den Busch übergeht.

Eine schlimme Veränderung hat das Küstenbild in letzter Zeit auf Savaii durch die Verheerungen des Anfang August 1905 ausgebrochenen Vulkans erfahren, dessen Lavaströme ein langes Gebiet der Ostküste verwüstet und entvölkert haben.

— Ein anziehendes Bild der Landschaft und ihrer gastfreien, höflichen Bewohner entwirft Otto Ehlers[2]).

Mit Tagesgrauen lichteten wir Anker, dampften an der Küste entlang und fuhren gegen 8 Uhr in die Bucht von Saluafata ein, dem sichersten Hafenplatze der Insel Upolu, den die Engländer großmütig, wie sie zuweilen sind, uns zuerkennen wollen, falls wir uns geneigt zeigen sollten, ihnen

das übrige Samao zu überlassen. Die Vereinigten Staaten sollen für den gleichen Fall mit dem auf der Insel Tutuila gelegenen Pango-Pango-Hafen belohnt werden.

kannten Königs Tamasese und seiner Gattin befinden.

Lufi Lufi ist eines der hübschesten der mir bekannt gewordenen samoanischen

Doppelboot (alia), genannt Fa'a'inaelo.

Ein geschichtlicher Zeuge.

Die Doppelboote Samoas (alia) sind im Verschwinden begriffen; das auf unserem Bilde dargestellte, aus der Manua-Gruppe, jetzt amerikanischen Teiles der Samoa-Inseln, ist bereits verfallen. Zwei andere Doppelboote waren Ende der 90er Jahre noch auf Savaii in Safune und in Salcanta vorhanden, im Jahre 1887 ein solches auch auf Tutuila, an der Pango-Pango-Bai.

Wir landeten in der Gig des Kommandanten bei dem Dorfe Lufi Lufi, in dem sich die, in ihrer Form gemauerten Riesensärgen gleichenden Grabmäler des verstorbenen durch seine Deutschenfreundlichkeit be-

Dörfer. Die Häuser gruppieren sich um einen weiten, sauber gehaltenen kiesbestreuten Platz, auf dem das in keinem Samoadorfe fehlende, auf gemeinschaftliche Kosten der Dorfbewohner erbaute, für Besuche be-

stimmte Gasthaus liegt, welches meist ein Muster samoanischer Baukunst zu sein pflegt. Sobald man unserer ansichtig wird, werden Matten in dasselbe getragen, und irgend eine würdige Persönlichkeit erscheint, uns die „Honneurs" zu machen. Vor den Häusern ausgebreitet trocknet frischgewonnene Kopra in der Sonne, und im Schatten von Palmen und Brotfruchtbäumen freuen Kinder, Ferkel, Hunde und Hühner sich ihres Daseins.

Wir befanden uns in Lufi Lufi, dem Lande der Rebellen, und da die Regierungstruppen noch nicht bis hierher vorgedrungen waren, gab es weder zerstörte Häuser, noch umgehauene Palmen und durch Loslösen eines Teiles ihrer Rinde zum Tode verurteilte Brotfruchtbäume, denen man sonst so vielfach in der Umgegend von Mulifanua und Vailele begegnet.

Daß Krieg im Lande wütete, erkannte man lediglich daran, daß man außer Knaben, Greisen und Krüppeln, unter letzteren viele mit Elefantiasis behaftet, von einer männlichen Bevölkerung nichts zu sehen bekam. Alle wehr- und waffenpflichtigen Leute befanden sich im Lager oder bei den Kriegsbooten und kamen nur dann in ihre Dörfer, wenn es galt, neue Lebensmittel zu holen. Allerorten wurden wir mit dem wohltönenden samoanischen Gruße „Talofa" bewillkommnet, ließen uns bald in dieser, bald in jener Hütte nieder, labten uns an der Milch der uns gereichten Kokosnüsse und plauderten, so gut es ging, mit den Damen, wobei unser vortrefflicher Stabsarzt Dr. Kremer, der sich in kürzester Zeit genug Samoanisch angeeignet hat, um sich verständlich machen zu können, den Dolmetscher abgeben mußte.

Auch in einem der abseits vom Dorfe gelegenen und von mehreren Familien gemeinsam benutzten Kochhäuser wurde längere Zeit gerastet und den samoanischen Köchen manches Küchengeheimnis abgelauscht. Die Küche besteht aus einem kleinen, ringsum offenen Schuppen, in dessen Mitte in einer muldenförmigen Bodenvertiefung ein Haufen faustgroßer Steine aufgeschichtet liegt. Zwischen diesen Steinen werden, nachdem dieselben im Feuer erhitzt worden sind, die herbeigebrachten Nahrungsmittel, als da sind Schweine, Hühner, wilde Tauben, Fische, Brotfrüchte, Yams, Bananen, Tarowurzeln oder was es sonst sein mag, fein säuberlich in Bananenblätter eingewickelt, gebacken. Kochtöpfe kennt der Samoaner nicht, und selbst in flüssigem Zustande angesetzte Speisen, wie beispielsweise ein aus dem geriebenen Fleisch der Kokosnuß bereiteter, Fai-ai genannter Brei, der in der Hitze zu einer gelatinösen Masse gerinnt, wird in Beutelchen aus Bananenblätter, wie solche im Notfalle auch als Wasserbehälter dienen, dem Herde anvertraut. Alles wird in durchaus appetitlicher Weise zubereitet, und mancher „Chef de cuisine" des Abendlandes könnte sich in dieser Hinsicht an den Samoanern ein Beispiel nehmen. Wesentlich erhöht wird der Eindruck der Sauberkeit natürlich durch das Fehlen schlecht geputzter Kessel, Pfannen und rauchgeschwärzter Töpfe. Die Brotfrüchte werden, bevor sie in den Ofen kommen, mit einem die Stelle des Messers vertretenden Stückchen Kokosschale geschabt, wie bei uns die Rüben, Wurzeln usw.

Nirgendwo auf unserem Planeten bieten sich dem Menschen verlockendere Badeplätze als in Samoa. Die verschiedenen Inseln, vor allen Upolu und Savaii, sind reich an kristallklaren, aus den Bergen kommenden Wasserläufen, so daß man an vielen Stellen das See- und Flußbaden miteinander in bequemster Weise verbinden kann.

Ein solches Plätzchen fanden wir auch in der Nähe von Lufi Lufi. Das Wasser sprudelte aus einer tiefen Felshöhle hervor, die in ihrem Innern lebhaft an die berühmte Grotte von Capri erinnerte. Der Abglanz des intensiv blauen Wassers, in dem unsere Leiber wie eitel Silber glänzten, ließ auch die Felswände in bläulichem Licht erscheinen, und wäre Böcklin zur Stelle gewesen, er würde entzückt zu Palette und Pinsel gegriffen und letzteren nicht eher wieder in den Schoß

gelegt haben, als bis er uns auf die Leinwand gezaubert hätte. Eine unbeschreibliche Wonne war es, bald in dieser märchenhaft schönen Grotte, bald in einem vor derselben liegenden, von Felsen gebildeten Becken herumzuplätschern und dann wieder in das leise atmende Meer hinauszuschwimmen, Korallen unter uns und über uns der blaue Himmel. Wo außer in Samoa kann man ein solches Glück genießen?

Dr. Reinecke[3]) widmet in seinem Werk auch ein Kapitel dem Familienleben der Samoaner, das unbedingt als ein außerordentlich hochstehendes bezeichnet werden muß; hochstehender wohl als es in der Mehrzahl bei den europäischen Völkern sich findet.

Das Familienleben der Samoaner kann man trotz mancher nach unseren Begriffen recht absonderlichen Eigentümlichkeiten als glücklich bezeichnen. Die Familienbande erscheinen zwar insofern ziemlich locker, als sie jedem Familienglieds große Freiheit und Unabhängigkeit einräumen; dennoch aber erweisen sie sich wieder als ein fester zusammenhaltender Kitt.

Der Sohn eines Häuptlings hat im allgemeinen die Anwartschaft auf die Rechte und Würden seines Vaters und auch selbst schon gewisse Vorrechte, z. B. über alle Mädchen seines Dorfes, soweit sie nicht unter besonderem Schutze stehen und einer Häuptlingsfamilie angehören. Häuptlingsrang erlangt er erst in bestimmtem Alter, wenn er tätowiert ist, nach Erfüllung gewisser Bedingungen mit Zustimmung der Tulafales und Verwandten. Läßt er sich Verstöße gegen seine Familienpflichten und die Dorfschaft zu schulden kommen, so wird er abgewiesen und, falls er sich nicht rehabilitiert, auch von der Häuptlingsfolge abgeschnitten; das tritt relativ selten ein, da jedem Samoaner das als die schlimmste Schmach erscheint und ihm der Familienstolz schon angeboren ist. Er kann aber auch ohne große Verstöße seiner Vorrechte verlustig werden, wenn er sich z. B. gegen einen Pflegebruder, den seine Eltern von Verwandten zur Erziehung übernommen haben, unfreundlich benimmt und dieser Halbbruder oder sonstwie Verwandter von dem Vater oder der Mutter bevorzugt wird; dann können ihm nur die Tulafales oder Verwandten helfen, indem sie ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend machen; das hat mindestens den Erfolg, daß dem rechten Sohne gewisse Namen und Rechte erwirkt werden, mit Hilfe deren er nach dem Tode des Vaters in den Besitz der Häuptlingswürde gelangen kann. Heftige Streitigkeiten sind meist die Folge.

Will sich ein Häuptling verheiraten, so hält er Umschau in der Verwandtschaft und in anderen vornehmen Sippen, falls nicht bereits durch seine Familie und deren Berater seine Frau bestimmt ist. Will er diese heiraten oder hat er sich selbst eine Jungfrau erkoren, so schickt er die Tulafales auf die Werbung. Diese ermitteln zunächst die Abstammung der Auserwählten väterlicher- und mütterlicherseits; entspricht dieselbe den Erwartungen, so lassen sich die Eltern des Mädchens den Stammbaum des Kandidaten vorlegen; ist dieser nicht ganz nach Wunsch, so fordern sie wohl einen Ausgleich in Gestalt von Matten oder Schweinen; dann darf der Häuptling sich selbst vorstellen und um die Braut werben. Sagt diese nein, dann steckt sich der Freier hinter ihre Verwandten und Freundinnen, die für entsprechende Geschenke die Widerstrebende bearbeiten, bis sie schließlich doch ja sagt, falls sie nicht ihre Liebe bereits einem andern geschenkt hat. Eine einfachere Form der Werbung bestand darin, daß sich der Liebende selbst mit dem Korbe ausrüstet, in dem er der Auserwählten Brotfrüchte anbietet; wird die Gabe abgewiesen, dann hat er seinen Korb weg; wird er jedoch angenommen, dann folgen die Unterhandlungen mit der Familie, die eine Entschädigung für die Tochter fordert.

Der Verlobung folgt bald die Hochzeit, die, je nach der Stellung der Familie, pomphaft gefeiert wird. Als Aussteuer bringt die Braut feine Matten und damit häufig Titel und Würden mit, während ihre Eltern

Schweine und sonstige Lebensmittel für die Tochter in Empfang nehmen. Die Ehre einer Jungfrau, die einen Häuptling heiratet, muß unbefleckt sein, andernfalls wird die Braut noch am Tage der Hochzeit mit Schimpf und Schmähung abgelehnt und nicht selten dann auch von ihrer Familie verstoßen. Dieser Abschluß einer Hochzeitsfeier gehörte früher zu den seltenen Ausnahmen, da die Töchter vornehmer Familien sehr streng bewacht werden, stets von Ehrendamen begleitet sind und auch selbst sorgfältig über ihre Ehre und ihren Ruf wachen. Die Hochzeit wird mit fröhlichen Gelagen, Gesang und Tanz festlich gefeiert und entspricht auch heute noch nicht immer den Anforderungen der Moral und guten Sitte, zum Kummer der Missionare, die auch jetzt dabei noch recht oft trübe Enttäuschung erleben und ihre guten Lehren mißachtet sehen. Das ist andrerseits leider auch ein Erfolg der Zerstörung der alten Sitten.

Die Ehe gilt den Samoanern, mit gewissen Einschränkungen, heilig, und Verletzung der ehelichen Treue, besonders von seiten der Frau, wurde schwer gesühnt. Früher gehörte Ehebruch sogar zu den schlimmsten Verstößen gegen die Gesetze; er konnte, wenn hohe Häuptlinge dabei beteiligt waren, zu Krieg führen; in anderen Fällen war der Mann, welcher mit einer angesehenen Frau die Heiligkeit der Ehe verletzte, dem Tode verfallen. Wollte man den Ehebruch zwischen Häuptlingen nicht zu einem casus belli machen, so wartete die Ortschaft des beleidigten Ehemannes; z. B. bis einmal eine Reisegesellschaft des einen durch den Ort des andern kam. Dann wurde auf diese losgeschlagen, ihr alles Eigentum abgenommen und so der Ehre der beschimpften Familie entsprechende Genugtuung verschafft, weil die anderen nicht das Schamgefühl besessen hatten, die Schuld ihres Häuptlings zu sühnen. Dafür gibt es eine ganz bestimmte Regel: Sobald die Vertreter der Ortschaft des Ehebrechers von dessen Schuld erfahren, machen sie ihm Vorwürfe und nötigen ihn zur Buße. Diese besteht darin, daß der Häuptling mit mehreren angesehenen Männern am frühen Morgen mit Feuerholz und Steinen nach der beleidigten Ortschaft wandert, sich dort vor Sonnenaufgang geräuschlos auf dem Dorfplatz (malae) vor dem Hause des beleidigten Ehemannes niedersetzt und „ifoifo“ macht, d. h. mit vorgebeugtem Haupt und Oberkörper sitzt, also in demütiger Stellung verharren bis man der Büßer ansichtig wird und von ihnen Notiz zu nehmen beliebt. Ist der gekränkte Ehemann geneigt, sich mit dieser Buße zu begnügen, so nimmt er dem Schuldigen die feine Matte, welche dieser als Lendenschurz trägt, ab und hängt ihm ein gewöhnliches Lavalava (Lendenschurz) um. Andernfalls weisen die Tulafales die Büßer ab. Meist aber wird die Genugtuung als ausreichend erachtet; denn ifo gilt als eine der schwersten Strafen, da sie eine öffentliche Erniedrigung bedeutet und entehrend ist. Dem beleidigten Häuptling stehen noch weitere Sühnenrechte zu: Niederbrennen der andern Ortschaft, Tötung der Schweine usw. Die Ehebrecherin entgeht der Strafe, sie kann aber von ihrem Mann verstoßen werden und gilt dann als geschändet. Dagegen durfte ein Weib, das mit einem verheirateten Häuptling und Familienvater Ehebruch trieb, erschlagen oder schwer gezüchtigt werden; häufig wurden ihr Nase und Ohren abgeschnitten. — Heutzutage kehrt man sich nicht mehr an diese alten gesetzlichen Sühnen, weil — die Strafen nicht mehr gestattet sind.

Finden die Ehegatten, daß sie nicht zusammen passen, so trennen sie sich, und die Frau kehrt zu ihrer Familie zurück; gebärt sie dort ein Kind, so wird dieses auch vom Vater bis auf weiteres als erbberechtigt anerkannt und manchmal auch von ihm später noch angenommen, auch wenn er sich anderweitig verheiratet hat. Es gilt in diesem Falle als selbstverständlich, daß die Pflegemutter und ihre Kinder, dem Willen des Vaters entsprechend, die Rechte der Erstgeburt abtreten.

Der Lanutoo-See.

Die auf verschiedenen anderen pazifischen Inselgruppen sehr verbreitete Unsitte des Kindesmordes und des Aussetzens von neugeborenen Kindern ist auf dem glücklichen, fruchtbaren Samoa anscheinend nie eingerissen. Dagegen ist die Tötung der Kinder im Mutterleibe noch heute teils aus Bequemlichkeitsrücksichten, teils aus Abneigung gegen großen Kindersegen seitens der Frauen in unteren Volksklassen sehr verbreitet; auch Mädchen höheren Standes folgen dem Beispiele, um der Schande zu entgehen. Dagegen streben Häuptlinge eine Vermehrung ihrer Familie und damit Vergrößerung ihres Einflusses an.

Bald nach der Geburt geht die Mutter mit ihrem Kinde nach dem Flusse, um mit ihm zu baden und alsdann sofort die häusliche Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die Kinder werden mit großer Liebe erzogen. Bald nach der Geburt werden sie kosmetisch behandelt; d. h. ihr Gesicht wird in die „richtige Fassson" gebracht, die Stirn flach gepreßt und die Nase breit gedrückt; denn eine gerade, breite Stirn und breite Nase gelten den Samoanern als schön. Die Neugeborenen erhalten als erste Nahrung den Saft feingekauter Brotfrucht und jungen Kokoskern, dann erst werden sie von der Mutter gestillt, manchmal Jahre lang, oft aber nur einige Wochen; denn sie sollen sich möglichst bald an vegetabilische Kost gewöhnen, die ihnen zunächst noch vorgekaut wird. Diese frühe Entwöhnung und Fütterung mit stärkereicher Kost zeigt sich als Folge bei den Kindern in den ersten Jahren an einem auffallend dicken Leib auf dünnen Beinen; vielleicht ist sie auch die Ursache der hohen Sterblichkeit der Kinder im jugendlichen Alter.

Die Kleinen, welche die Muttergaben manchmal auch mit kleinen Schweinchen teilen müssen, lernen schon sehr früh laufen, werden schnell selbständig und eignen sich in jungen Jahren ein eigenartig würdevolles, altkluges Wesen an; sie sind aber trotzdem bescheiden und respektvoll gegen Erwachsene. Die Mädchen werden schon sehr früh zu weiblichen Arbeiten angehalten, lernen Flechtarbeiten usw.; und die Knaben helfen den Erwachsenen bei der Zubereitung der Speisen und bei der Feldarbeit.

Eine ganz eigentümliche Einrichtung unter den Samoanern ist das Amt der Dorfjungfrau, die an erster Stelle berufen ist, die guten Sitten unter den Dorfbewohnern zu pflegen und Gästen und Fremden gegenüber für eine dem Anstand entsprechende Aufnahme zu sorgen. Welch hohe Ansprüche an eine solche gestellt werden und welch hervorragende Stellung sie einnimmt, das erzählt Dr. Reinecke[3]).

Fast noch mehr als in den männlichen Vertretern edler Sippen vererbt und verkörpert sich die Würde des Standes, des Ahnenstolzes in der weiblichen Deszendenz, in den Dorfjungfrauen, Taupous, deren vornehm zurückhaltendes Wesen und peinliches Zeremoniell, verbunden mit großer Anmut und Grazie, dem Fremden Bewunderung, den Eingeborenen unbedingte Achtung einflößt. Sie spielen eine ganz eigenartige sozialpolitische Rolle. Jede größere Ortschaft und jeder politische Bezirk besitzt eine Taupou, selbst der höchste Häuptling im Range eines Königs hat eine solche Jungfrau als Vertreterin besonderer Rechte und Pflichten neben sich. Sie gehört stets der höchsten Sippe an und steht unter strenger Aufsicht; ihr Ruf ist tadellos und muß es sein, so lange sie in „Amt und Würden" steht, denn beides ist in verhältnismäßig hohem Maße durch die Stellung bedingt. Diese Einrichtung gehört zu den zahlreichen, hochinteressanten und außerordentlich charakteristischen Eigentümlichkeiten des somoanischen Volkslebens.

Der Rang, die Repräsentationspflichten, die Rechte und die besonderen Obliegenheiten der Taupou sind abhängig von der ererbten und übertragenen Standeswürde. Im allgemeinen vertritt die Taupou eine edle Sippe; entstammt sie der ersten Familie eines Distriktes, so ist sie auch die Taupou dieses ganzen Distriktes. Unter ihr stehen dann viele andere ihresgleichen aus weniger vornehmem Geblüt. Jede Ortschaft besitzt, je

nachdem sie Sitz einer oder mehrerer Familien von Rang ist, mehrere Taupous, fast in jedem Dorfe aber herrscht mindestens eine Dorfjungfrau (daher der übertragene Name). Sie herrscht im wahren Sinne des Wortes in ihrem Kreise; über ihr stehen nur ihr guter Ruf und die älteren Ehrendamen, welche bestimmt sind, diesen zu überwachen und die Auserwählte stets zu begleiten. Ohne diese oder eine derselben wird man eine Taupou nur sehr selten sehen. — Die Dorfjungfrau empfängt die Besucher und Gäste des Ortes, entweder in ihrem eigenen Hause oder im fale tele, als Herrin. Sie bestimmt mit den ersten Häuptlingen über öffentliche Veranstaltungen und vor allem über die weiblichen Glieder ihres Machtbereiches. Bei feierlichen Gelegenheiten, oder wenn angesehene Fremde als Gäste erscheinen, beteiligt sie sich selbst an der Bereitung der Kava (Nationalgetränk) und als Vortänzerin beim „Siva" (Nationaltanz). Sie kann nur mit Zustimmung ihrer Familie oder ihres Bezirkes einen ihrer würdigen Häuptling heiraten. Folgt sie ohne Rücksicht auf dieses Vorschlags- und Einspruchsrecht dem Drange der Liebe, so verliert sie unter Umständen auch ihre ererbten Rechte. Dieser Fall war früher sehr vereinzelt.

In neuerer Zeit haben indessen die fremden Einflüsse doch auch hier schon demoralisierend gewirkt, und es ist sogar möglich, daß ein Ausländer gegen entsprechende Entschädigung an die Sippe eine Taupou oder ein hierfür ausersehenes Mädchen erwirbt. Meist jedoch fordern die Angehörigen die Abschließung einer rechtskräftigen Ehe. Das betreffende Mädchen wird in dem Falle, daß es mit Zustimmung oder durch Vermittelung der Angehörigen einem Weißen folgt, gewissermaßen zur Disposition gestellt, d. h. es scheidet ohne Verlust seiner samoanischen Rechte aus seinem Kreise aus und kann unter Umständen, unbeschadet seinem Rufe und Ansehen wieder zu den Seinigen zurückkehren, selbst wenn es bereits Kinder geboren hat, was indessen oft rechtzeitig verhindert wird, wenn man an der Ausdauer der Ehe bzw. des Ehemannes zweifelt.

Die Töchter, welche als Dorfjungfrauen auserkoren sind, werden schon in ihrer Jugend darauf vorbereitet — vorausgesetzt, daß man in ihnen die Vorbedingungen in körperlicher und geistiger Beziehung als erfüllt erkennt. Schon in den frühesten Jahren werden die kleinen Mädchen im Tanze unterrichtet, mit den traditionellen Gewohnheiten und Pflichten einer Taupou vertraut gemacht, zu feinen Arbeiten angehalten und vornehm erzogen, d. h. für die soziale Sonderstellung durch besonders würdevolle Haltung usw. vorbereitet. Man könnte diese Ausbildung vergleichen mit der Erziehung auserwählter und für Ehrenstellungen prädestinierter Kinder in modernen Staaten.

Jedenfalls muß sich die Taupou die Vorrechte ihrer Stellung und Würde redlich erwerben. Dafür bleiben ihr alle gewöhnlichen Pflichten — wie Arbeit in den Pflanzungen, im Kochhause, Einsammeln von Früchten und sonstigen Nahrungsmitteln erspart, wohingegen sie sich in allen häuslichen Obliegenheiten, auch in den Handarbeiten, Mattenflechten usw. eine überlegene Gewandtheit aneignen muß.

Man kann gemäß dieser veränderten Lebensweise schon die zukünftigen Taupous an ihrer helleren Hautfarbe, an feineren Gesichtszügen, schmalen Händen, vornehmer Haltung und würdevollem Gesichtsausdruck erkennen. Infolge der helleren — weniger in der Sonne gebräunten Hautfarbe — ist der Name Sina, d. h. hellfarbig, weiß, für Töchter vornehmer Familien auch in der Sage sehr verbreitet.

Den Schluß möge die anmutige Erzählung bilden, die R. Deeken[1]) von den Erlebnissen eines Ausfluges in Samoa gibt.

Die letzten Sonnenstrahlen zittern durch das saftig-grüne Blättergewirr des Bananendickichtes, welches sich an beiden Seiten des Weges entlang zieht.

Der Tag war außergewöhnlich warm gewesen, aber während auf den Bergen die

Hitze bereits einer erfrischenden Kühlung gewichen war, lagerten in den Niederungen, festgehalten durch die dichte Vegetation, noch jene kompakten Massen tropischer Treibhausluft, welche zwar durchaus nicht gesundheitsschädlich sind, aber doch in einer normalen deutschen Kehle ein brennendes Durstgefühl erzeugen.

Selbst der „flotte Max", mein gutes Reittier, ließ den Kopf bedenklich hängen und sah sich verschiedentlich nach seinem Herrn um mit einer Miene, als wenn er sagen wollte: „Na, der Scherz wird hoffentlich bald ein Ende haben!"

Wir waren nämlich schon seit dem Morgen unterwegs, ohne eigentlich so recht etwas geleistet zu haben. Ich hatte mich in verschiedenen Eingeborenen-Dörfern herumgetrieben, die Kokosnußpflanzung Vaitele besucht und hatte ursprünglich beabsichtigt, noch am Abend in Mulifanua an der Westecke der Insel Upolu einzutreffen. Daran war aber jetzt gar nicht mehr zu denken. Nach Mulifanua waren es mindestens noch 15 Kilometer, und in spätestens einer halben Stunde fiel die Dunkelheit.

Zum Essen hatten wir beide auch nicht eben viel gehabt. In Apia war es zum Mittagessen noch zu früh gewesen, und als wir nach vielem Hin und Her nach Vaitele kamen, war es bereits Nachmittag. Der

Geschäftsbaulichkeiten der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu Apia.

„flotte Max" hatte hin und wieder etwas Gras aufgeknabbert, und ich hatte mich mit Kokosnußmilch und Bananen durchgefüttert.

Ich nahm infolgedessen diesen fragenden Blick des „flotten Max" durchaus nicht übel, sondern war selbst nur allzusehr damit einverstanden, sobald als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Mit der Unterkunft hatte es auch keine weiteren Schwierigkeiten, denn die Gegend

zwischen Apia und Mulifanua ist dicht bevölkert, und in jedem samoanischen Hause kann der Fremde darauf rechnen, eine ebenso gute als freundliche Aufnahme zu finden.

Nach der Karte zu urteilen, mußte ich in unmittelbarer Nähe des Dorfes Malie sein.

Malie ist nur ein kleiner Platz, aber von um so größerer historischer Bedeutung. Von Malie stammen die vornehmsten samoanischen Geschlechter. Auch der Name „Malietoa" wird von Malie abgeleitet und bedeutet „Starker Krieger". Dieser Name entstand in dem Kriege zwischen Tonga und Samoa und ist kein Titel, wie irrtümlich in vielen der älteren Werke über Samoa behauptet wird, sondern ist ein Familienname. Der Irrtum ist dadurch zu erklären, daß viele Mitglieder der Malietoa-Familie Könige von Samoa gewesen sind. Titel (samoanisch papā), welche die Ernennung zum König im Gefolge haben, gibt es vier, nämlich: „Tuiaana" und „Tuiatua", „Tamasoalii" und „Gatoäitele". Auf wen die samoanischen Stämme diese vier papa vereinigen, der ist König.

Malie ist so ein kleines samoanisches Wiesbaden; wer der Politik und des öffentlichen Lebens müde ist, verläßt das geräuschvolle, redengeschwängerte Mulinuu und zieht sich mit Vorliebe nach Malie zurück, um dort in friedlichem Fischfange und erträglichem Landbau den Rest seiner Tage zu verbringen.

Weg mit massiver Überführung über einen Bach.
(Tat ap apao-Pflanzung.)

Da waren auch schon die ersten Häuser, aber beim Heranreiten sah ich, daß keine Menschenseele in denselben anwesend war.

Die ganze Gesellschaft war scheinbar noch draußen auf dem Riffe beim Fischen.

Schon will ich, etwas enttäuscht, wieder auf den ermatteten „flotten Max" klettern, als ich zufällig neben den Häusern eine kleine Süßwasserlagune entdecke.

Da die Ränder solcher Lagunen durchweg sehr reich an interessanten und hübsch gezeichneten Landschnecken sind, so mache ich die Halfterleine los und binde den „flotten Max" an eine Palme, wofür er mich mit einem höchst dankbaren Blick ansah und dann sofort zu grasen anfing. Ich mache mich indessen an eine genauere Inspizierung der Lagune, doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich die Büsche zur Seite biege und in einer kleinen Einbuchtung der Lagune zwei allerliebste junge Mädchen, von denen eine mit so schönen regelmäßigen Zügen, wie ich sie bisher in Samoa noch nicht gesehen hatte, entdecke.

Die Mädchen hatten mich heranreiten sehen und waren mit größter Neugierde allen meinen Bewegungen gefolgt, hatten aber nicht erwartet, daß ich nun plötzlich durch das ziemlich dichte Gestrüpp kommen und sie überraschen würde.

Da standen nun die beiden in ihrer ganzen natürlichen Schönheit wie Eva vor dem Sündenfalle.

Die ganze Situation hatte, um nun einmal bei den alttestamentlichen Bildern zu bleiben, eine höchst verzweifelte Ähnlichkeit mit derjenigen Susannas im Bade, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier zwei Susannen waren und auf der anderen Seite nur ein germanischer Zuschauer, welcher sich schmeichelt, mit einem lüsternen Pharisäer auch nicht die allermindeste Ähnlichkeit zu haben.

Schuldbewußtsein, daß ich sie ertappt, wie sie mich aus dem Hinterhalte beobachtet hatten, und natürliche Verlegenheit spiegelten sich auf den großen, treuherzigen Ebenholzaugen wieder.

Dann aber ertönte plötzlich ein zweifaches „Plumps! Plumps!" so gleichzeitig, wie auf ein verabredetes Zeichen, und unter tauchten die beiden Susannen in dem höchstens zwei Fuß tiefen Wasser.

Eine Ovidsche Metamorphose konnte nicht schneller vor sich gehen: Wo noch soeben zwei Gestalten in höchster Verlegenheit gestanden hatten, da sah man jetzt nur zwei heitere, allerliebste Blondköpfe, umrahmt von den konzentrischen Kreisen der Wellenlinien.

Auf lachten die beiden, ein glockenreines Lachen, das sich an den Ufern der Lagune vielfältig brach, und ein herzliches „Talofa alii!" schallte mir entgegen.

Als höflicher Europäer entschuldigte ich mich natürlich bei den Damen, daß ich sie derart in ihrer privaten Wäsche gestört habe, ich sei ein gänzlich harmloser Süßwassermuschelsucher und habe die Absicht, über Nacht in Malie zu bleiben.

Das freute die beiden natürlich sehr, denn der Besuch eines papalagi (Fremden) ist in einem samoanischen Dorfe stets ein Festtag, besonders für die jungen Mädchen.

Ich zog mich natürlich dezent hinter das Gebüsch zurück, um die beiden aus ihrer etwas unbequemen Sitzung zu befreien und um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Kleider anzulegen. Das dauerte denn auch nicht lange, denn die Kleidung bestand nur aus einem Lendenschurze.

Da kamen die beiden schon an und reichten mir zutraulich die Hand.

Die eine war wirklich eine auffallende Schönheit. Tofi war ihr Name und sie war die Tochter des Häuptlings von Malie.

Beide mochten etwa 13—14 Jahre alt sein, aber waren, wie alle samoanischen Mädchen, in diesem Alter bereits vollkommen ausgewachsen. Die Zeit der körperlichen Reife fällt bei den samoanischen Frauen etwa in das zwölfte Jahr, während ein 20jähriges Mädchen ihre Blütezeit meist schon überschritten hat.

„Schön Tofi" schritt voraus und winkte mir zu folgen, während ihre Gefährtin den „flotten Max" an die Hand nahm.

Dem schmalen Pfade folgend, gelangten wir zur Wohnung des Häuptlings. Es war

Eine Kakaopflanzung ($2^1/_2$ jährige Bäume) auf Samoa.

dies ein großes, schön gebautes Haus, umgeben von Bananen, Palmen, Brotfruchtbäumen und Orangen. Vor dem Hause war ein großer, freier Rasenplatz, auf welchem einige wohlgepflegte Steingräber der Vorfahren lagen, beschattet von zierlichen Hibiscussträuchern, deren volle rote Blütenkelche aus dem Grün der Blätter hervorleuchteten wie kleine Flammen.

„Schön Tofi" eilte ins Innere des Hauses und holte schnell eine blendend weiße Besuchsmatte mit roten Wollfransen vom Dachgesims herunter und breitete sie auf dem Boden aus, während ihre Gefährtin Tiga und ich den „flotten Max" abspattelten.

Obgleich schönes saftiges Gras vor dem Hause in Überfluß vorhanden war, so ging „Schön Tofi" doch fort in den Bananenbusch und brach einige junge Bananenblätter als Leckerbissen und steckte sie dem „flotten Max" ins Maul, welcher in seiner Gierigkeit höchst unanständig danach schnappte, während Tiga ihm das nasse Haar in der Sattellage mit den Fingern glatt strich.

Solches waren natürlich für den „flotten Max" unvergeßliche, freudenreiche Augenblicke!

Der alten Reiterregel
„Und wenn du kommst in dein Quartier,
„Denk' erst ans treue Reitgetier!"

war voll und ganz Genüge geschehen und mit ruhigem Gewissen durfte ich mich jetzt der Länge nach auf den weichen Matten des Hauses ausstrecken, während „Schön Tofi" sich mir zu Häupten setzte und meinen Kopf auf ihren Schoß bettete, mir die Schläfen streichend und das Haar krauend, während Tiga mit einem Bastfächer mir angenehme Kühlung zuwedelte und mir erfrischende Kokosnußmilch zu trinken gab.

Nun, ich denke, angenehmer kann einem Fremden der erste Empfang in einem Hause wohl kaum gemacht werden.

Unsere Damen — natürlich die älteren — mögen vielleicht manche samoanische Sitten „most shocking" finden und ihre Respektnasen rümpfen, aber „ländlich sittlich", und in Samoa lebt man eben fa 'a Samoa d. h. nach somoanischer Sitte. Anderseits erwarte ich auch gar nicht, wenn ich, nach Deutschland zurückgekommen, irgendwo in Berlin W. einen Besuch mache, daß die Tochter des Hauses sich gleich zu mir auf den Smyrnateppich setzt, mit sanften Fingern meinen Kopf auf ihren Schoß legt und nun anfängt, meine vom Haarkünstler Haby kunstvoll festgelegte Frisur nach allen Regeln der Kunst zu zerzausen, bis ihre zarten Finger von Pomade und Pariser Haaröl nur so triefen, während die Mama sich zu meiner Rechten setzt, selbstverständlich auch auf den Boden, und mich mit Sekt und Austern füttert. Nun, ich will dies Bild nicht weiter ausmalen, aus Furcht, man möchte mich bei meiner Rückkehr wirklich fa 'a Samoa empfangen.

„Schön Tofi" bestätigte mir meine Mutmaßung, daß die Leute des Dorfes zum Fischen gegangen seien, aber schon konnte man die Boote kommen sehen und den vielstimmigen, außerordentlich klangreichen Bootsgesang hören.

Klar und rein schallten die Klänge der kräftigen Männerchöre über die stille, goldige Wasserfläche und brachen sich an den Berghöhen in mannigfachem Echo. Von dem Heldenruhm ihrer Vorväter, von ihren eigenen Waffentaten sangen sie, aber auch nicht vergaßen sie der untergehenden Sonne und der Freuden und Leiden eines liebenden Herzens und gedachten gewiß auch des bevorstehenden leckeren Mahles, zu dem sie reiche Ausbeute auf ihren Kanus heimführten.

Viele dieser samoanischen Bootsgesänge stammen aus alter Zeit und haben sich durch mündliche Tradition erhalten. Häufig aber werden sie von einem gewandten Vorsänger improvisiert und von dem meist dreistimmigen Chore nachgesungen. Der samoanische Gesang hat ganz charakteristische Eigentümlichkeiten, welche sich mit Worten schwer wiedergeben lassen und vor allem in einem sprungweisen, aber durchaus nicht disharmonischen Übergehen von einem Tone der höheren auf denselben Ton der tieferen

Oktave bestehen. Der Schluß eines Liedes ist meistens wie abgeschnitten und der letzte Ton wird regelmäßig durch das charakteristische Senken der Stimme um eine ganze Oktave gebildet. Bei allen diesen Eigentümlichkeiten liegt in den somoanischen Gesängen doch eine unbeschreibliche Harmonie, und die seltsamen, vollen Klänge machen auf das Herz des Hörers einen unvergeßlichen Eindruck.

Nun waren die Fischer am Strande angelangt und die Kiele scharrten über den muschelbesäten Boden.

Die Kunde von der Ankunft eines „papalagi" wurde schnell bekannt, und Tofis Vater, der Häuptling von Malie, kam herauf und hieß mich in seiner elenden Hütte, wie er in echt samoanischer Höflichkeit sagte, herzlich willkommen. Gleich darauf erschien auch die „gnädige Frau Häuptling" und fragte, ob die Mädchen auch ordentlich für mich in ihrer Abwesenheit gesorgt hätten.

Die Frauen und Kinder aber kamen herbei und brachten in Körben, welche aus Palmenblättern lose geflochten werden, eine Unmasse von kleinen Fischen und Muscheln, welche sie während der Ebbe auf dem Riffe gesammelt hatten, während die Männer die Kanus aufs Land zogen, dieselben sorgfältig in den Bootshäusern verstauend, und die nassen Netze zum Trockenen auseinander breiteten.

Aufloderten die Flammen im Kochhaus, und der Abendwind wehte den Duft geröfteten, saftigen Schweinefleisches herüber zum Hause, wo alle mehr oder weniger hungrig warteten.

Aber schon kam „Schön Tofi" und brachte auf frisch gebrochenen Bananenblättern, welche als Teller dienen, samoanische Leckerbissen: Geröstete Bananen, Brotfrucht, Schweinefleisch, gekochten Taro, Fische, Kokosnußmarmelade und „palusami", ein Gemisch aus zarten Taroblattspitzen und Kokosnußbrei, ein außerordentlich wohlschmeckendes Gericht. Dazu schwang jeder seinen Humpen Kokosnußmilch. Kann es ein schöneres Souper geben?

Es ist eine alte samoanische Sitte, unter den jungen Mädchen des Dorfes eine, häufig die Tochter des Häuptlings, aber oft auch nur die Tochter eines Gemeinen, wenn sie sich durch besondere Schönheit auszeichnet, zu erwählen, welche bei größeren, allgemeinen Festlichkeiten das Dorf vertritt, dem Könige den Tribut des Dorfes überbrachte und vor allem dazu verpflichtet ist, für das Wohl des Fremden, welcher das Dorf besucht, zu sorgen, damit er einen guten Eindruck von demselben mit fortträgt. In Kriegszeiten führt sie die Männer des Dorfes auf den Kampfplatz, und sollte eine verlorene Kugel sie treffen, so wird sie auch vom Gegner tief betrauert, denn kein Samoaner würde trotz seiner Kampfeswildheit imstande sein, mit Absicht seines Gegners Weib zu verletzen. Ein solches Mädchen wird Taupou genannt, und ihre Amtszeit dauert, wenn sie sich gut führt, bis zu ihrer Verheiratung, welche meistens von dem Sprecher oder den Ältesten des Dorfes zustande gebracht wird, und wobei politische Rücksichten in erster Linie mitsprechen, indem sie häufig an einen Mann verheiratet wird, dessen Macht und Einfluß für das Dorf im Falle eines Krieges von Nutzen sind.

Wenn auch die Mädchen aus dem niederen samoanischen Volke vor ihrer Hochzeit ganz über sich verfügen können, so halten doch die Vornehmen mit äußerster Strenge auf Keuschheit und lassen die Mädchen deshalb meist von älteren Frauen bewachen; in früheren Zeiten wurde die Braut vor der Hochzeit sogar genau geprüft, ob sie noch eine Jungfrau sei, und fand sich das nicht, von den Eltern und Brüdern getötet, damit sie nicht von dem Bräutigam nach der Brautnacht mit Schimpf und Schande ins Elternhaus zurückgeschickt wurde, was nicht selten Anlaß zu Kriegen gab. Wenngleich die Sitten der Samoaner durch die Berührung mit den Weißen erheblich lockerer geworden sind, so hat sich, besonders was die unverheirateten Mädchen anbetrifft, die alte Sittenstrenge doch

noch ziemlich erhalten und wird mit besonderer Strenge auf die Taupou-Mädchen angewendet. Zu diesem Zwecke werden dieselben mit einer Anzahl Gefährtinnen umgeben, welche sie eifersüchtig Tag und Nacht bewachen und auch nur den kleinsten Fehltritt mit Sicherheit zur Anzeige bringen würden, was eine schimpfliche Absetzung der Taupou zur Folge hätte, in deren Stelle eine der eifersüchtigen Rivalinnen aufzurücken hofft.

„Schön Tofi" war Taupou des Dorfes Malie, und fünf Gefährtinnen, von denen Tiga eine war, wachten über ihre Tugend. Deshalb auch mußte „Schön Tofi" mit einer ihrer Gefährtinnen im Dorfe zurückbleiben, denn es konnte sich ja ereignen, wie es auch wirklich der Fall war, daß ein Fremder zum Dorfe kam und Gastfreundschaft benötigte.

Auch die anderen vier Gefährtinnen waren gekommen und halfen „Schön Tofi" und Tiga beim Bereiten der Speisen. Nachdem aber das Kochen beendet, nahmen sie in dem geräumigen Häuptlingshause Platz und verlangten ihr Recht, indem sie mir beim Essen halfen, schöne Stücke und Leckerbissen mit mir teilend. Es ist nämlich im höchsten Grade unschicklich nach samoanischer Sitte, wollte der Gast all die schönen Sachen nun allein essen. Findet er ein besonders schmackhaftes Stück Fleisch oder eine schön gebackene Brotfrucht, so hat er seinen Nachbarn davon mitzuteilen.

„Schön Tofi" aber paßte genau auf, daß ich nicht eine ihrer Gefährtinnen auf Kosten der anderen begünstigte beim Austeilen dieser leckeren Liebesgaben. Merkte sie das, so sah sie mich mit ihren großen Kinderaugen vorwurfsvoll an und setzte sich zu mir, ohne etwas zu sagen, und war nicht eher zufrieden, als bis ich ihr die braunen Backen streichelte und auch ihr einen Leckerbissen in das bereit gehaltene Mäulchen schob, denn auch in Samoa erwartet die Tochter des Hauses, daß man ihr besonders den Hof macht.

Nun war das Essen beendet, jeder gesättigt, und die Hunde fraßen gierig die Knochen und Überbleibsel.

Alles wurde sorgsam weggeräumt und die Matten gesäubert, wo etwa ein Ungeschickter Speisereste hatte fallen lassen.

In die Mitte der Versammlung aber stellte „Schön Töfi" die „tanoa", eine aus hartem Holze geschnitzte Bowle, in welcher die Kava bereitet wird, während sie selbst nebst zwei ihrer Gefährtinnen sich daneben setzte, mit ihren blendend weißen Zähnen die Kavawurzel, welche in kleine Stücke zerschnitten wird, zu einem feinen Brei zermalmend.

Dieser Brei wird in den Backentaschen aufbewahrt, während die Zähne immer neue Stücke Kavawurzel zerkleinern, bis der Mund zu voll ist, und der zermalmte Kavabrei mit den Fingern aus dem Munde genommen, in die Bowle gelegt und mit Wasser vermengt wird. Und so fort, bis genügend zerkleinert ist, um den Trunk zu bereiten.

Der Fremde hat zwar anfangs allerhand Einwendungen gegen diese alt-samoanische Art der Kavabereitung zu machen; wenn man aber berücksichtigt, daß zum Kauen der Kava nur junge, hübsche Mädchen verwendet werden mit tadellosen Zähnen, welche sie, sowie auch die ganze Mundhöhle, vor der Arbeit auf das sorgfältigste mit Wasser reinigen, wenn man dann noch die natürliche Grazie und die peinliche Sauberkeit sieht, mit welcher die jungen Mädchen bei ihrer Arbeit verfahren, dann ist diese Art der Kavabereitung wirklich nicht so unappetitlich, wie sie dem Leser auf den ersten Blick erscheinen mag. Gewiß ist auch das seifenwasserartige Aussehen des Kavagetränkes nicht gerade vertrauenerweckend für den Fremden, zudem ist der scharfe Geruch auch nicht übermäßig angenehm. Aber schon nach ganz kurzem Aufenthalte in Samoa schwinden alle Einwendungen, und der Fremde lernt bald die Kava schätzen, da sie ein selten erfrischendes und durststillendes Getränk ist. Infolgedessen hat sich die Kava auch bei den weißen Bewohnern Samoas schnell eingebürgert. In manchem

Kolonistenhause ist mir Kava als Erfrischung gereicht worden, und schon nach kurzer Zeit habe ich sie gern getrunken, ja, ich habe sogar unter den Weißen leidenschaftliche Kavatrinker gefunden.

Die Kava ist der offizielle Willkommtrunk im samoanischen Hause. Er ist zugleich eine besondere Ehrung des Fremden; ihn auszuschlagen, wäre eine der größten Beleidigungen.

„Klapp! Klapp! Klapp!" Die Kava war fertig, und ein dreimaliges Händeklatschen kündigte den feierlichsten Moment des Abends an, wo der Fremde in der ihm gereichten Schale Kava die Liebe und Freundschaft seiner Gastgeber, welche die jungen Mädchen sorgfältig in die Kava hineingekaut haben — denn das ist der tiefere Sinn des Kauens der Wurzel — zu sich nimmt.

Leichtfüßig kam „Schön Tofi" auf mich zu und kredenzte mir mit einer unbeschreiblichen Grazie die Schale, mich mit ihren braunen Augen freundlich anlächelnd.

„Ein herzliches Manuia dir, liebe kleine Tofi! Ein herzliches Manuia euch, die ihr mich hier in eurem Hause so freundlich aufgenommen! Ein herzliches Manuia allen denen, welche unser deutsches Samoa wirklich lieben und in ihm nicht nur eine bequeme Erwerbsquelle erblicken. Ein herzliches, herzliches Manuia Samoa!"

Ich trank die Schale, und nach mir alle anderen, dann wurde zum „Siva" vorbereitet.

Bereiten des Kavatrunkes.

Die Zuschauer rückten zur Seite, um den Platz in der Mitte des Hauses für die Tanzenden freizulassen.

Jetzt traten auch die jungen Mädchen wieder ein, nachdem sie vorher nach draußen gegangen, um sich zu schmücken. Statt der Lavalavas hatten sie buntfarbene Tanzröckchen angelegt. Rote Hibiscusblüten im Haar und in den Ohren ließen den bräunlichen Teint ihres Gesichtes heller und glänzender erscheinen. Den Oberkörper bedeckte leicht ein fliegendes Gewinde aus gespleisten Bananenblättern, und den Hals zierte eine

„ŭla“ aus wohlriechenden Blumen und den duftenden Früchten des „paogo“. Zierliche Bänder aus Bananengrün und Blüten hatten sie um ihre Hand und Fußfesseln geschlungen.

So kamen sie herein.

Seltsame Erscheinungen. Halb Elfen, halb Bacchantinnen.

„Schön Tofi“ aber überstrahlte alle an Schönheit.

Ein wundersames Feuer glänzte in ihren großen, dunklen Augen, und ihr klassischer, mit duftendem Öle leicht gesalbter Körper zitterte unbewußt im Vorgefühle der Leidenschaft, welche beim Tanz in ihrer ganzen Größe zum Ausbruch kam.

Wie ein Windhauch die glimmende Asche zu flackernden Flammen entfacht, so durchzuckten die ersten Takte die bis dahin regungslosen Glieder der Tänzerinnen, welche nun in gleichmäßig rhythmischen Bewegungen den Takt ihres Tanzliedes begleiteten.

Hell tönte der Mädchen Chor, während der Refrain im Baß von den Männern und älteren Frauen wiederholt wurde.

Wundersame Klänge! Märchenklänge! —

Es pfeift im Palmenhaine
Der Veha sein pfiffiges Lied.
Es funkeln im Sonnenscheine
Tautropfen im rauschenden Ried.
Soifua! Soifua!
Tautropfen im rauschenden Ried.

Es liebt der Knab' sein Mägdlein,
Bis das die Sonn' erwacht,
Sie dreht ihr Krötpatt-Ringlein,
Sie küßt ihn und sie lacht.
Soifua! Soifua!
Sie küßt ihn und sie lacht.

Es duften der Blumen Triebe
Gar süß und wunderhold,
Doch süßer noch ist die Liebe,
Viel teurer als Geld und Gold.
Soifua! Soifua!
Viel teurer als Geld und Gold.

Aus roten Paogo schlingen
Wir uns einen duftenden Kranz,
Und lustige Liedlein wir singen:
Frischauf zum fröhlichen Tanz!
Soifua! Soifua!
Frischauf zum fröhlichen Tanz!

Anfangs ruhig und schleppend, wurden die Bewegungen nach und nach lebhafter und aufgeregter.

Immer wilder und schneller schlugen die Zuschauer den Takt auf den Matten, immer toller tanzten die Mädchen, aber ohne daß ihre Bewegungen an Eleganz und Sittsamkeit verloren. Wie Wellenlinien laufen die Bewegungen durch die glatten, schmiegsamen Körper, von den Fingerspitzen bis hinab zu den Zehen alles ein Harmonie.

Die schwarzen Augen zuckten Blitze, und freudige Jauchzer schallen durch die stille Tropennacht.

Immer rasender, immer rasender wird der Takt.

Aufschreien die Tänzerinnen in wilder Leidenschaft.

Weg fliegen die Blumen, weg die Kränze, weg die Tanzröckchen der jungfräulichen Tänzerinnen.

Aber trotzdem war dieser Tanz sittsam und keusch, denn er war der Ausbruch eines natürlichen Feuers, einer natürlichen Leidenschaft, nicht die raffinierte Ausgeburt sinnlicher Lüste — — —

Die Moskitonetze werden ausgehängt, und müde vom Tanzen, müde vom Zuschauen, legt sich alles zum Schlafen.

Neben mir liegt „Schön Tofi“ und schläft den Schlaf eines harmlosen Kindes. Die Arme hat sie um den Hals ihrer Freundin Tiga geschlungen, und ihre Brust hebt und senkt sich unter den tiefen, regelmäßigen Atemzügen.

Soeben tritt der Mond hinter den Palmen hervor, und sein fahles Licht zittert auf den leicht bewegten Fluten des Ozeans.

Dumpf tönt das Branden der See aus der Ferne.

Von Zeit zu Zeit flattert ein scheuer Nachtvogel auf und verläßt unter heiserem Schrei seinen Ruhesitz.

Im nahen Urwalde streiten sich fliegende Füchse um einen Beutebissen.

Aus dem Feuer, welches zum Fernhalten der Moskitos im Hause brennt, zuckt hin und wieder ein fahler Lichtstrahl und beleuchtet die im Schlaf daliegenden braunen Tänzerinnen mit den Kinderherzen. Gleichmäßig tönen ihre gesunden Atemzüge durch die nächtliche Stille der Hütte, welche nur durch das Knistern des Feuers unterbrochen wird.

Eines der Mädchen lispelt im Traume unverständliche Worte.

„Soifua! Soifua! Frischauf zum fröhlichen Tanz!"

Ist es Wirklichkeit? Ist es Traum?

Immerfort noch tönen die weichen, melodischen Klänge des Liedes in meinem Ohre. Aber es scheint, als wenn die Singenden immer weiter fortziehen. — — —

Nur noch verschwommene leise Akkorde. Sphärenmusik! — — —

„Soifua! Soifua!" — — — — — —

Dann schließt die bleierne Müdigkeit auch meine Augen und ich verfalle in tiefen, erquickenden Schlaf.

Kiautschou.

Bei der Bearbeitung benutzte der Herausgeber folgende Werke:

1. Nach Deimling und H. Seidel. Die Bevölkerung in Deutsch-China	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin 1906.
2. Dr. Fischer. Eine Frühlingsfahrt durch Deutsch-China	Sammlung kolonialer Lesestücke. Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin 1906.
3. Geh. Ober-Baurat Franzius. Ein Ausflug nach Kiautschou	Verhandlungen der Abteilung Berlin-Charlottenburg 1897/98. Berlin 1898. Dietr. Reimer (Ernst Vohsen).
4. Dr. Krieger. Tsingtauer Badeleben	Deutsche Kolonialzeitung 1903. S. 463—464.
5. Paul Lindenberg. Um die Erde in Wort und Bild	Berlin 1900, Dümmler's Verlagshandlung.
6. Hauptmann K. Schwabe. Von Tsingtau nach Nanking	Auf weiter Fahrt. IV. S. 223—243. Leipzig 1905. Wilhelm Weicher.

China.

Kiautschou wurde am 14. November 1897 dadurch für Deutschland gewonnen, daß Admiral v. Diederichs den Ort Tsingtau, die vorliegenden Inseln und Bucht und die abgrenzenden beiden Halbinseln besetzte, um Bürgschaft dafür zu haben, daß die chinesische Regierung, die wegen Ermordung zweier deutscher Missionare von Deutschland gestellten Sühneforderungen auch wirklich erfülle. Daraus entwickelte sich später die Pachtung der Bucht von Kiautschou auf 99 Jahre und die Festlegung der 50-Kilometerzone, über die Deutschland ein Aufsichtsrecht erhielt. Der Reichstag trat am 20. April 1898 dem darauf bezüglichen Vertragsentwurf bei und dieser wurde am 28. April 1898 von China angenommen.

Die Ermordung der Missionare würde kaum zu einer dauernden Besitzergreifung chinesischen Landes durch Deutschland geführt haben, hätten nicht andere Interessen vorgelegen, die die Anlegung eines festen Stützpunktes im fernen Ostasien dringend wünschenswert erscheinen ließen. Solche Interessen bestanden aber vor allem für den seit dem preußisch-chinesischen Vertrage von 1862 außerordentlich hochentwickelten und ausgedehnten deutschen Handel in Ostasien. Wollte er nicht den Boden unter den Füßen gegenüber seinen europäischen Mitbewerbern verlieren, so brauchte er dringend einen festen Stützpunkt, der unter der Flagge seiner eigenen Regierung stand. Und andererseits bedurfte die deutsche Marine, um den deutschen Handel und deutsche Interessen in Ostasien wirksam schützen zu können, eines Stützpunktes für ihre Flotte.

Die Wahl fiel auf Kiautschou, weil die Bucht nach dem Berichte des Geh. Marine-Oberbaurats Franzius den Schiffen einen guten Hafen bot, das Land als verhältnismäßig gesund bekannt war und das Hinterland günstige Verhältnisse für die Entwicklung von Handel und Gewerbe bot.

Größe und Grenzen: Das Schutzgebiet Kiautschou umfaßt die gesamten inneren Wasserbecken der Kiautschoubucht bis zur Hochwassergrenze, sowie die südlichen und nördlichen vor dem Eingange der Bucht liegenden größeren Landzungen, bis zu deren Abgrenzung durch geeignet befundene Höhenzüge, nebst den vorgelagerten Inseln. Sein Flächeninhalt von rund

550 qkm entspricht ungefähr dem Staatsgebiet von Hamburg. Vertraglich ist außerdem die 50 km Zone festgelegt worden, innerhalb welcher ohne die deutsche Erlaubnis die Chinesen keine wichtigen Maßnahmen treffen dürfen. Dadurch erhalten wir von der Provinz Schantung einen Flächenraum wie das halbe Königreich Sachsen. Lage 36° nördl. Breite, 120° östlich von Greenwich.

Bewässerung und Bodengestalt: Ein großer Fluß fehlt in unserem Kiautschougebiet. Zu nennen wäre nur der Paischaho, der an der Nordgrenze des Schutzgebietes sich in die Kiautschoubucht ergießt. Gewaltige Wassermengen führen die Flüsse nur nach Regen. Auf der nördlichen Halbinsel erhebt sich über 1100 m hoch (vergleiche unseren Brocken) der Lauschan. Außerdem ist fast die ganze Halbinsel Schantung gebirgig. Die Ausläufer des Lauschan sind der Wuschan, von den Deutschen „Kaiserstuhl" genannt, und dem Meere zu gelegen die Prinz Heinrich-Berge.

Klima: In Tsingtau beträgt die höchste Temperatur 33° C., die tiefste minus 11° C. Die schönste Zeit ist von Anfang April bis Anfang Juni und von Mitte September bis Ende November. Während der Regenzeit ist die Feuchtigkeit der Luft sehr groß. Die mittlere Regenmenge beträgt über 500 mm; doch liegen erst seit wenigen Jahren Beobachtungen vor. Das im großen und ganzen günstige Klima hat zur Folge, daß Tsingtau gern als Badeort besucht wird.

Pflanzenwelt: Die Wälder sind zum größten Teil durch chinesische Mißwirtschaft vernichtet worden. Neuerdings beginnt man von deutscher Seite mit Aufforstungen. Der Boden ist im Innern Schantungs besser als an der Küste. Kulturpflanzen sind viele Sorten von Getreide, Bohnen, Kartoffeln und Süßkartoffeln und ein minderwertiger Tabak. Weit verbreitet sind Obstbäume aller Arten.

Tierwelt: Das Kiautschougebiet ist sehr arm an Tieren aller Klassen, so daß an jagdbarem Wild außer einer kleinen Art von Hasen nur Fuchs und Dachs in Frage kommen. Dagegen bringt das Frühjahr und der Herbst Scharen von Sumpf- und Wasservögeln. Da die Flüsse im Schutzgebiet nur in der Regenzeit Wasser führen, kann von einer Fischerei nur im Meere die Rede sein.

Mineralien: Am bekanntesten sind die Kohlenlager der Provinz Schantung, die von der Schantung-Bergbau-Gesellschaft, einem deutschen Unternehmen, ausgenutzt werden. Von ihr werden neuerdings schon Kohlen für den Bedarf anderer asiatischer Plätze ausgeführt. Schantung enthält außerdem noch andere wertvolle Schätze, nämlich Steinkohlen und Eisenerz, auch Silber, Gold, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Schwefel und Asbest, auch Marmor wird gebrochen. Außer den Braunkohlenschächten von Fangtse und Tsetschuan werden aber bergmännische Unternehmen zurzeit noch nicht betrieben. Mit der Ausbeutung der Kohlenschätze von Weihsien seitens der Schantung-Bergbau-Gesellschaft ist am 1. Oktober 1902 begonnen worden. Es fand auch außer dem ursprünglichen Schachte von Fangtse neue erschlossen worden. Desgleichen wird an allerlei maschinellen Anlagen für Brikett-Fabrikation und ähnliches gearbeitet.

Handel und Verkehr: Bei der Ausfuhr Deutsch-Chinas, die rund 20 Millionen Mark beträgt, kommen Seidenwaren, Bohnenkuchen, Strohborten u. a. m. in Betracht. Bei der Einfuhr, die fast doppelt so groß ist, stehen Baumwollwaren an erster Stelle und sodann die Bedürfnisse an Lebensmitteln, Baumaterial und dergl., wie sie ein aufblühender Platz von dem Wachstum Tsingtaus braucht. Charakteristisch für Tsingtau ist sein großer Hafen mit gewaltigen Molenanlagen, seinen gewaltigen Schwimmdocks und allerlei Werftanlagen. Das Innere erschließt in einer Länge von 435 km die von Tsingtau ausgehende Schantung-Eisenbahn, die seit dem 1. Juni 1904 in Betrieb ist.

Post und Telegraphie: Früher wurde ein Teil der Kiautschoupost von Deutschland über die sibirische Eisenbahn befördert. Infolge des russisch-japanischen Krieges wurde dieser Weg gesperrt und ist noch nicht wieder eröffnet worden. Die Leitung des Post- und Telegraphenwesens im Schutzgebiet Kiautschou sowie auch in der 50 km Zone hat das Kaiserliche Postamt in Tsingtau. Ihm sind die Postagenturen in Litsun, Kiautschou und Kaumi, sowie Posthilfsstellen in Mecklenburghaus, Syfang, Taputou und Tsangkou, sowie eine Zweigstelle in Tsingtau-Tapautau untergeordnet. Mit alleiniger Annahme des Postauftragsdienstes umfaßt der Geschäftskreis des Postamts und der genannten Postagenturen alle Dienstzweige. Die Posthilfsstellen und die Zweigstellen haben nur den Wertzeichenverkehr und die Briefannahme und -Ausgabe. An die großen Dampfschiffsverbindungen des Weltverkehrs ist

Tsingtau über Schanghai—Tientsin angeschlossen. Außerdem werden die Tsingtau anlaufenden Dampfer anderer Linien, sowie gelegentlich Kriegsschiffe und Frachtdampfer zur Briefbeförderung benutzt. Natürlich spielt auch die Schantung-Eisenbahn zwischen Tsinangfu und Tsingtau eine Rolle im Postverkehr. Für den Telegramm-Verkehr bestehen die deutschen Kabel Tsingtau—Tschifu und Tsingtau—Schanghai. Der Verkehr an Telegrammen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Ebenso ist auch an der Schantung-Eisenbahn entlang geführt die Telegraphenleitung Tsingtau — Kiautschou — Kaumi. Tsingtau hat ein Fernsprechnetz mit 120 Teilnehmern und wochentäglich werden 1000 Gespräche vermittelt. Natürlich arbeitet man mit den modernsten Apparaten und Systemen. Hand in Hand mit der deutschen arbeitet die chinesische Post. Immer mehr Postagenturen im Innern der Provinz tun sich auf, und immer weitere Kurierlinien werden geschaffen, trotzdem seit dem 1. September 1904 der Tarifsatz für Briefe innerhalb Chinas verdoppelt wurde.

Bevölkerung: Nach einer im September 1905 vorgenommenen Zählung gab es im Stadtgebiet Tsingtau 28500 Chinesen und 1225 Europäer, außerdem noch 207 Japaner. Die Bevölkerungsziffer im Landbezirke wird auf 100000 Chinesen geschätzt. Über die Einwohner der 50 km Zone sind Angaben unmöglich.

Verwaltung: Das Schutzgebiet Kiautschou steht nicht unter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, sondern unter dem Reichs-Marineamt. Deshalb ist der Gouverneur (zurzeit Kontre-Admiral Truppel) ein höherer Seeoffizier.

Hubert Henoch.

Geh. Oberbaurat Franzius[3]) schildert in einem Vortrage Land und Leute von Tsingtau. Da gerade auf seinen Rat die Bucht von Kiautschou als Stützpunkt gewählt worden ist, so hat seine Darstellung einen besonderen Wert. Abgesehen davon, daß die bisherige Entwicklung Deutsch-Chinas ihm das Zeugnis ausstellt, daß er richtig geurteilt hat, seine Ausführungen wären Beweis genug, daß er ein sehr objektiver Beobachter ist und sich nicht etwa von blinder Begeisterung allein leiten läßt.

Ich muß nun leider bitten, daß Sie sich kein zu günstiges Bild von der Umgebung der Bucht machen. Wohl kann sich das Auge bei schönem Wetter, wie ich es im Mai hatte, an der wundervollen Farbenpracht erlaben, in der die rotgrauen Berge und das bald tiefblaue, bald durch alle Schattierung von Grün erglänzende Wasser sich zeigen, aber von menschlicher Kultur ist noch wenig zu spüren und die Vegetation läßt gerade dort, wo man an der Südostseite das Land zunächst betritt, auch noch viel zu wünschen übrig. Die niedrigen Höhen und das wellige Terrain zwischen ihnen bestehen aus verwittertem Gneis und sind deshalb sehr sandig. Aber je weiter man nach Norden zu an der Bucht hinauf kommt, desto besser wird der Boden und er geht immer mehr in äußerst fruchtbaren Gebirgslehm über, der dann mit überraschender Sorgfalt von den in zahllosen Dörfern angesiedelten Chinesen beackert ist. Diese Dörfer machen zum Teil einen sehr dürftigen, zum Teil aber auch einen recht freundlichen Eindruck. Ich habe Lehmhütten kleinster Art gefunden, die von alter Zeit her zum Schutz gegen Räuber mit hohen, jetzt verfallenen Lehmwällen und Gräben umgeben waren, aber auch wesentlich besser hergestellte Häuser mit Granitsockel und Ziegelwänden, mit kleinen Gärten, in denen gelbe Rosen und Glycinen in größter Üppigkeit blühten. Auch eine niedrige Syringe von außerordentlichem Duft. Rings um einige dieser Dörfer zogen sich große Anpflanzungen von Obstbäumen, meistens Birnen, die allerdings nach unseren Begriffen nicht besonders wohlschmeckend sind. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß in wenigen Jahren in K. ebenso schöne Weintrauben gedeihen, wie jetzt in Tschifu, zumal einer der Besitzer jener Weinberge sich schon auf dem Wege nach K. befindet. Außer Birnbäumen habe ich Aprikosen und Walnußbäume gesehen.

Rinder und Pferde sind nicht sehr zahlreich. Die Tiere klein aber nicht häßlich. Vorzugsweise sind Esel und Maultiere in Gebrauch. Ebenso zahlreich wie diese sind kleine schwarze Schweine; Ziegen und Schafe dagegen wieder selten. Die Dorfhunde sind ebenso friedlich wie die Menschen. Ich er-

Blick auf einen Teil der Kiautschou-Bucht.

innere mich nicht ein einziges Mal von ihnen angebellt worden zu sein.

Hühner und Enten werden überall gehalten. Auch Tauben. Wasservögel gibt es auf den Watten in großer Zahl. Singvögel werden aus Mangel an Wald und Büschen schwerlich vorhanden sein. Ich habe sie nur in den kleinen Käfigen gesehen, die namentlich von Soldaten gern mitgeführt und an irgend einen Zweig gehängt werden. Der glückliche Besitzer hockt dann in Geduld neben dem Vogelbauer und erfreut sich des Gesanges. Der verbreitetste Vogel in ganz China ist die Elster. Sie fehlt auch in Kiautschou nicht.

An Fischen soll die Bucht reich sein, doch war von Fischerei nicht viel zu bemerken. In der Stadt Kiau wurden jedoch unserem Hornfisch ähnliche, 1—2 m lange Fische in großer Menge auf den Markt gebracht.

Das an Deutschland verpachtete Gebiet ist nicht übervölkert, weil es weniger fruchtbar als die nach Norden sich anschließende Ebene. Die Bevölkerung macht einen kräftigen Eindruck. Sie ist gutmütig und zutraulich. Man darf nur die Geduld nicht verlieren. Das ist freilich nicht ganz leicht, wenn man von unzähligen Männern und Kindern umringt wird, die alle den Fremdling betasten und das Zeug oder das Fernglas untersuchen wollen. Flüchtet man nun auch in den vom Wirt als Schlafzimmer überwiesenen Raum, so dringt doch eine ganze Anzahl mit hinein, weil die Tür nicht verschließbar und in dem Raum kein Stück Möbel vorhanden ist, so daß man die Tür nicht verbarrikadieren kann. Hat man die Neugierigen endlich hinausgejagt und die Tür zugebunden, so bleiben sie an den Fenstern stehen, durchstoßen die Papierscheiben und betrachten den Fremden so lange, bis es dunkel im Innern ist.

So wird die Bevölkerung durch ihre Neugierde wohl lästig, aber obgleich ich nur mit zwei Begleitern ins Land hinein ritt, sind wir doch während eines fünftägigen Ausfluges weder durch Wort noch Tat auch nur im geringsten behelligt worden.

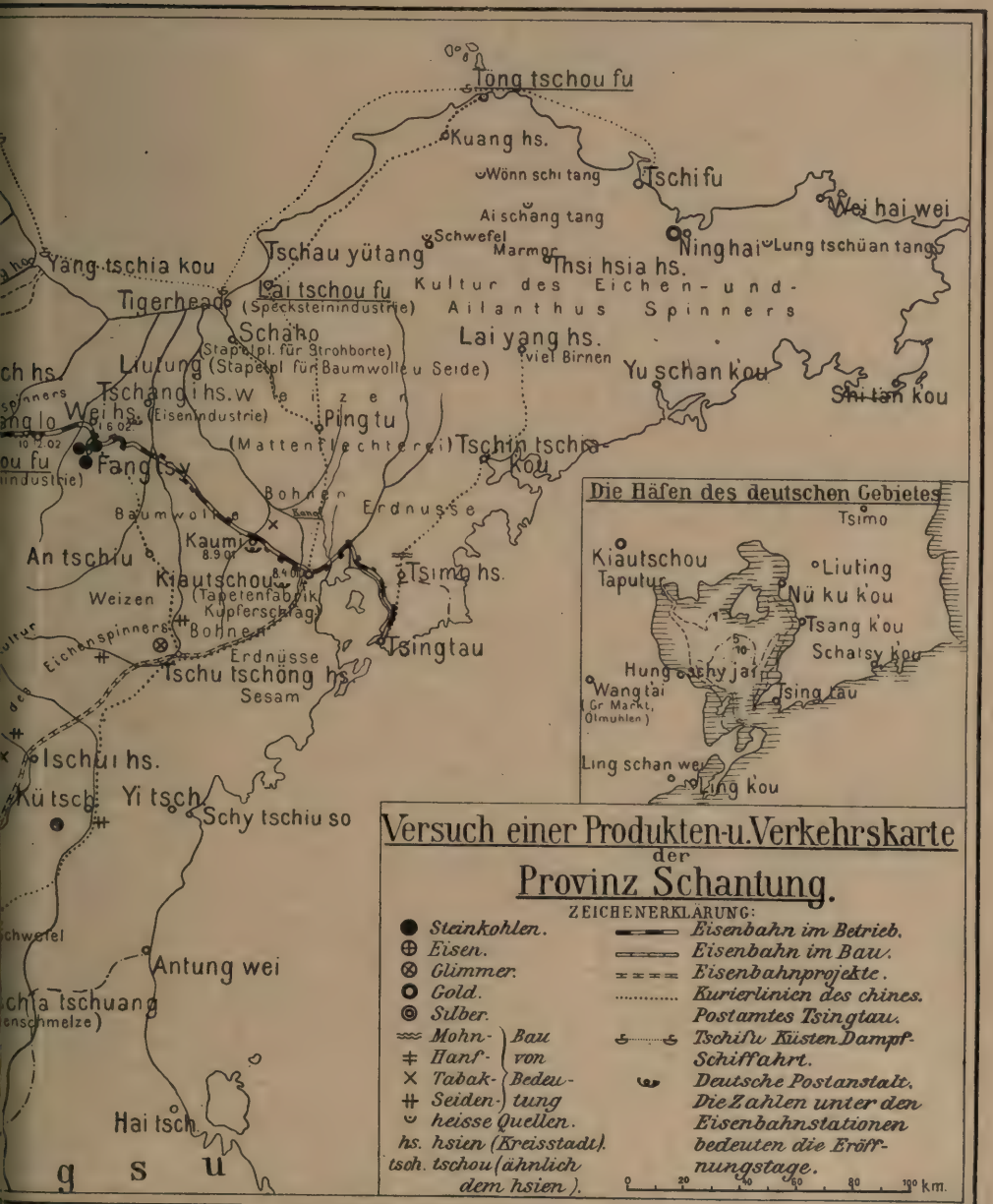
Die Häuser werden meistens so hergestellt, daß die das Dach tragende Konstruktion aus Holz besteht und die aus Lehm gestampften, oder aus an der Luft getrockneten Ziegeln, bisweilen sogar aus Granitquadern hergestellten Mauern nur zur Umschließung und Abtrennung der einzelnen Räume dienen. Das Dach ist meistens mit gebrannten Dachpfannen eingedeckt, bei sehr dürftigen Verhältnissen nur mit Stroh und Lehm. Reiche Chinesen bewohnen ein mit hoher Mauer umgebendes Gehöft, in welchem die Wohn- und Wirtschaftsräume und mehrere große Höfe gruppiert sind. In solchen Gebäuden befinden sich dann auch namentlich in dem mit Hausaltar geschmückten Empfangszimmer einige Möbel, in den Schlafzimmern sogar eine Art von Bettstellen, aber im allgemeinen ist eine mit Matten bedeckte Holz- oder Lehmpritsche die einzige Ausstattung. Hier schläft der Bewohner ohne sich zu entkleiden in einem wattierten Rock.

Gefallen findet man an der Bevölkerung, wenn man ihre Genügsamkeit und ihren Fleiß erkennt. Der chinesische Arbeiter ist gewöhnt vom Sonnenaufgang bis -Untergang mit geringen Pausen zu arbeiten. Wenn er selbständig ist, kümmert er sich nicht um die Tageszeit und ich habe verschiedentlich Handwerker um Mitternacht und Landleute vor Tagesgrauen an der Arbeit gesehen. Wird er müde, so schläft er, ob es Tag oder Nacht ist, einige Stunden und arbeitet weiter. Einen wöchentlichen Ruhetag kennt er nicht.

Die Leute, die wir am Ufer zunächst sahen, waren die Soldaten aus den Lagern, junge kräftige Gestalten. Meistens liefen sie unbewaffnet in kleinen Trupps umher, in blau und roten Kitteln, mit den zweiteiligen Überhosen, großen runden Strohhüten, Filzschuhen, einem Regenschirm in der Hand und machten keinen sehr kriegerischen Eindruck.

Auf den Äckern sah man wenig Leute, weil die Kornfelder überall grünten und nur einzelne Äcker noch besonders bestellt

Prov. Tschili
Wu ting fu
Tö tsch.
Ping yuen hs.
Baumwolle
Maulbeerpflanzungen
Hoang ho
Weizen
Bohnen
Baumwo
So tschöng
Tschang-kin hs.
Tsou ping hs.
Tschout sun
(bed Handelspl.)
(Stapelpl für Seide)
Lo kou
Tsinan fu
Kultur des Eichen
Put sun
Poschan
Yen tschöng
(Töpferei, Gläserei, Eisenindustrie)
Tung schan fu
Tai ngan fu
Lai wu hs.
Tsing ko tschua
Hsin tai hs.
Ning yang hs.
Baumwolle
Erdnüsse
Yen tschou fu
Möng yi
Hoang ho
Baumwolle
Tsining tsch.
Tsau tschou fu
(Baumwollwebereien)
Tong hs.
Fei hs.
Itschou fu
Tschau tschuang
I hsien
Alter Lauf des Hoang ho
Prov Honan
Prov. Kia



Entworfen u. gez. v. Maercker, Hauptmann.

wurden. Auf den Wegen aber trafen wir namentlich im Norden der Bucht viele Karrenschieber, die mit bewundernswerter Kraft und Ausdauer ihre Lasten meilenweit durchs Land fortbewegen. Die Fahrstraßen gleichen unseren breiten Feldwegen, aber Wagen sind ganz unbekannt, zweirädrige Karren, wie sie im Norden Chinas gebräuchlich sind, sahen wir in ganz geringer Zahl, das Beförderungsmittel ist fast ausschließlich die auch in Schanghai gebräuchliche Schubkarre mit einem großen Rade, zu dessen beiden Seiten die Last ruht, und die von einem Manne geschoben, häufig aber noch von einem zweiten Manne und einem Esel gezogen wird. Die von Herrn v. Richthofen erwähnte böse Sitte, auch Frauen zum Ziehen zu verwenden, habe ich niemals bemerkt. Ob ganz China oder nur die Umgegend von Kiautschou solchen Fortschritt gemacht hat, vermag ich nicht anzugeben.

Eine kleine Karre trägt etwa 3—4 Zentner, eine große das Doppelte. Die Karre mit 2 Maultieren kostet für einen Tag etwa 3 Mark, die große mit 3 Maultieren 5 Mark. Ein Esel zum Reiten 50 Pfennig, für Maultier oder Pferd 1,20 Mark.

Beim Karrentransport rechnet man auf Zurücklegung eines Weges von etwa 35 Kilometer, beim Reiten auf 50—60 Kilometer. Die Tagelöhne eines Handlangers sind mir zu 30—35 Pfennig angegeben, die eines Maurers, Zimmermanns, Tischlers, Böttchers zu 40 Pfennig, eines Schmieds, Kupferschmieds, Steinmetzen zu 50 Pfennig. Die Handlanger sollen bei guter Anleitung und Aufsicht ungefähr ebensoviel leisten können wie Europäer. Bei den Handwerkern bedarf es einer 1—2 Monate langen Schulung, um sie soweit zu bringen, daß sie etwa die Hälfte eines Europäers leisten. Bei guter Behandlung und guter Bezahlung sollen sich tüchtige Schlosser, Heizer, Lokomotivführer usw. aus den Arbeitern bilden lassen. Alle diese Angaben verdanke ich dem Regierungsbaumeister Hildebrand.

Man hat aus der Anspruchslosigkeit der Chinesen den Schluß ziehen wollen, als ob China kein Bedürfnis für europäische Produkte habe. Das halte ich nicht für richtig. Wenn man Städte wie Singapur, Hongkong und Schanghai kennen gelernt hat, sieht man sofort, daß die Bedürfnislosigkeit sich in einen starken Hang zum Luxus verwandelt, sobald nur die Gelegenheit geboten wird, Geld zu erwerben und die Sicherheit geschaffen, es vor der Habgier der Beamten zu bewahren. Daß der Geschmack der wohlhabenden Chinesen vorläufig noch ein chinesischer ist, versteht sich bei der vollständigen Abgeschlossenheit des Landes von selbst. Aber mit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit der weiter zunehmenden Erschließung des Innern wird auch die europäische Kultur und europäischer Geschmack sich in China ebenso eindrängen, wie er es in der ganzen übrigen Welt getan hat.

Wie es kurz nach unserer Besitzergreifung während des Boxeraufstandes in Tsingtau ausgesehen, schildert Paul Lindenberg[5]). Noch war die Verbindung schlecht, die Unterkunft und Verpflegung mangelhaft, und doch nennt Lindenberg den Eindruck, den Tsingtau damals auf ihn gemacht hatte, den schönsten auf seiner damaligen Reise.

Von Peking war ich nach Tientsin gefahren und von dort resp. von Taku auf einem kleinen chinesischen Dampfer, den die Mucken des Gelben Meeres ganz gehörig umherwarfen, nach Shanghai, wo ich an der von der deutschen Kolonie veranstalteten erhebenden Geburtstagsfeier des Fürsten Bismarck teilnehmen konnte. Zwei Tage später begab ich mich an Bord des deutschen Dampfers „Swatow", der von der deutschen Regierung gemietet war, um zwischen Shanghai und Kiautschou die Verbindung herzustellen, da damals noch nicht die bald danach eingerichtete regelmäßige, vierzehntägige Dampferverbindung zwischen Shanghai—Kiautschou—Tschifu — Tientsin bestand.

Um nach Kiautschou zu gelangen, mußte

Hafenanlagen in Tsingtau.

man zu jener Zeit noch die Genehmigung des kommandierenden Admirals zum Landen und diejenige des Admirals der Streitkräfte zum Aufenthalt in dem neuen Gebiet haben; daraufhin erst erhielt man vom Generalkonsulat in Shanghai die Erlaubnis zur Benutzung des genannten Dampfers, auf welchem man Gast der Regierung war. Besagtes Schiff — „oller Äppelkahn" ward es von vielen, die seine verschiedenen Vorzüge praktisch erprobt hatten, genannt — hatte nur eine Kabine, die von Frau Dr. Schrameier, der jungen Gattin des sehr tätigen deutschen Dolmetschers in Kiautschou, und ihrem dreimonatigen Söhnchen besetzt war, die erste deutsche Dame übrigens, die sich in Tsingtau häuslich niederlassen wollte. Wir anderen sechs Herren, Offiziere, Ärzte, Beamte, Missionare usw., konnten sehen, wo wir uns zur Ruhe ausstreckten, aber mit Hilfe von Decken und Benutzung von Sofas wie des Fußbodens in der Hauptkajüte ging es ganz gut, und erledigte sich die Schlaffrage, die uns erst allerhand Kopfzerbrechen gemacht, zu allseitigem Wohlgefallen. Zwei weitere Fahrgäste waren in der zweiten Kajüte untergebracht, der eine, ein junger Kaufmann, wollte seine drei Jahre bei der Marine-Infanterie abdienen, der andere, ein Holzschneider, dachte sein Glück in Kiautschou zu finden; er hatte eines schönen Tags die Heimat verlassen, war mit der „Bayern" als Zwischendecker herausgekommen, hatte sein letztes Geld in Shanghai verbraucht und dampfte nun mit seinem Schnupftuchbündel guten Mutes dem Lande seiner Träume und Rosinen zu.

Die Fahrt von Shanghai nach Kiautschou dauert bei günstigem Wetter sechsundvierzig Stunden; der erste Tag brachte uns Regen, Kälte und Sturm, und der „olle Äppelkahn", der sehr wenig Ladung hatte, schwankte oft dermaßen, daß wir glaubten, er müßte im nächsten Augenblick umkippen. Das Thermometer der Behaglichkeit sank unter Minus, und der heimlichen Verwünschungen über das Reisen auf dem Meer im allgemeinen und diese Fahrt auf der „Swatow" im besonderen mochte eine Legion sein. Aber der nächste Tag belohnte uns desto reichlicher mit blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein; im Umsehen war wieder mit neuem Appetit, der am Tage vorher sehr viel zu wünschen übrig gelassen, auch neue Reiselust vorhanden, und in anregendem Geplauder schwand die Zeit rasch dahin.

Um die fünfte Stunde des dritten Morgens erscholl die Stimme des Kapitäns: „Meine Herren, wer die Einfahrt in die Kiautschou-Bucht sehen will, muß schnell 'raus!" — Eiligst flogen Tücher und Decken beiseite, in den Kleidern befanden wir uns ja schon, und in wenigen Minuten standen wir auf Deck. Ein rötlicher Schein zeigte das nahe Aufgehen der Sonne an, deren glühender Ball alsbald hinter den Bergen auftauchte, von prächtiger dunkelblauer Färbung war das Meer, mit violettem Schein waren die Gebirgszüge übergossen, von denen einzelne Teile mit schroffer Zackung zum Himmel aufragen — in weitem Halbkreise öffnete sich vor uns die Kiautschou-Bucht, geschützt gegen die Tücken des Meeres und, Dank einer schmalen, bergigen Landzunge, zwei Häfen aufweisend, deren einen, den südlich liegenden, unsere Kriegsschiffe sich zum Ankerplatz gewählt. In dem nördlichen Hafen — wenn man überhaupt diesen Ausdruck gebrauchen darf — gingen wir vor Anker, gegenüber dem Dorfe Tsintau (die Stadt Kiautschou, die dem ganzen Bereich den Namen gegeben, liegt zwei Tagemärsche von Tsintau entfernt, in der deutschen Interessensphäre), über dessen Schieferdächern leichte Rauchwolken schwebten. Der flache Strand ermöglichte kleineren Fahrzeugen ein bequemes Landen, die Chinesen hatten aber schon, jedenfalls mit fremder Hilfe, eine aus Stein und Eisen erbaute Landungsbrücke begonnen und ein gut Stück in das Meer geführt, wodurch sie den ersten Besatztruppen viele Kosten und Mühen erspart. Auch mancherlei andere Arbeiten wiesen darauf hin, daß Kiautschou zu einem chinesischen Kriegshafen bestimmt gewesen. —

Kaum war der Anker unserer „Swatow" gefallen, so ging es emsig ans Ausladen, denn einige Sampangs hatten sich bereits breitseit gelegt, um die Waren ans Land zu schaffen. Was kam alles da aus dem dunklen Schiffsbauche zum Vorschein: ein ganzer Palmenwald, jeder Baum sorgsam mit Bast umwunden, Schaukelstühle, Tische, Kommoden, Wirtschaftssachen, Laternen, Konserven, Eisblöcke und tausend andere Sachen mehr. Auch unsere beiden vierbeinigen Schiffsgäste, zwei chinesische weiße Ponys, zappelten alsbald in der Luft und wurden mittelst des Kranes in eins der Boote gelassen.

Uns litt es nicht länger auf dem Schiff, wir ließen alles Gepäck zurück, da wir ja erst unsere Einquartierung abwarten mußten, und fuhren an Land. Es war erst sechs Uhr durch, aber überall schon herrschte regste militärische Tatigkeit: dort auf der linken Berghöhe sah man einen Zug Artillerie sich entlang bewegen, von der Ebene hinter dem Dorfe her erschollen allerhand Signale, und von da knatterte Klein-Gewehrfeuer herüber, mehrere Patrouillen zogen am Strand entlang und rechts sah man, wie schwere Festungsgeschütze von je einem stärkeren Trupp Soldaten auf ein felsiges Plateau gezogen wurden.

Von all den vielen und großen Eindrücken meiner Reise war dieser beim ersten Betreten des deutschen Bodens im weiten China der schönste und unvergeßlichste! Wie fühlte man sich wieder eins mit der teuren, fernen Heimat, hier, wo die deutschen Fahnen wehten und deutsche Worte erschollen, wie kam einem an diesem entlegenen Strande erst voll zum Verständnis die politische Tat der Besitzergreifung Kiautschous, wie heimisch mutete einem so vieles inmitten des fremden Rahmens an, und höher schlug das Herz beim Anblick unserer forschen Offiziere und braven Soldaten, jedem von ihnen hätte man am liebsten die Hand gedrückt und ein Gespräch angeknüpft, um der tiefen Freude Ausdruck zu verleihen, im Schutze der deutschen Kriegsflagge zu weilen!

Signalstation Tsingtau.

Letztere, die vor dem Namen des Befehlshabers wehte, bildete unser Ziel, mußten wir uns doch zunächst melden, um zu erfahren, wo wir untergebracht werden sollten, da es ein „Hotel" oder ähnliches noch nicht

gab. Dicht am flachen Strand trafen wir auf die ersten Häuser des Dorfes Tsintau, welches wir durchkreuzten. Wetter, was war hier alles schon geschehen! Vor allem fiel einem die Sauberkeit auf und der gute Zustand der Wege und Straßen, Laternen waren bereits errichtet und mit Baumpflanzungen war der erste Anfang gemacht; überall ward gekarrt, geebnet, ausgebessert, gemauert, gezimmert, ganze Scharen Kulis waren unter der Aufsicht von Soldaten tätig, Offiziere leiteten den Bau von Häusern, die zu Verwaltungszwecken dienen sollten — ein flotter, frischer Zug ging durch das Ganze, man hatte sofort die Empfindung, daß hier planmäßig und tatkräftig gearbeitet wurde.

Nach kurzer Wanderung hatten wir den Namen erreicht, aus mehreren ebenerdigen Gebäuden bestehend, die schon gleich nach der Besitzergreifung gedielt, tapeziert und mit Glasfenstern wie Öfen versehen worden waren. Einst hatte hier der chinesische Oberbefehlshaber seinen Sitz gehabt, seine Nachfolgeschaft hatte der Kommandant der deutschen Streitkräfte, Korvetten-Kapitän Truppel, angetreten, den wir jedoch nicht trafen, da er schon in früher Stunde auf einem Inspektionsritt begriffen war. So suchten wir denn das außerhalb des Dorfes gelegene Ostlager auf, wo ich einen werten Bekannten und Kollegen begrüßen wollte, Hauptmann a. D. Dannhauer, der mit der „Darmstadt" als Spezialberichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers" herausgekommen; vor zwei Jahren hatten wir zusammen den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau beigewohnt und damals wahrlich nicht geahnt, daß wir uns einst auf deutschem Boden in China wiedersehen würden. Wie schon in Moskau, so erwies sich auch hier wieder Hauptmann Dannhauer als der liebenswürdigste und gefälligste aller Kollegen, stets mit Rat und Tat aushelfend, beliebt bei allen, mit denen er in persönliche Berührung getreten, und durch seine fesselnden, anschaulichen Berichte, die in Deutschland sehr beachtet wurden, viele Irrtümer über Kiautschou beseitigend und das Verständnis für die Bedeutung dieser jungen Kolonie in weiten Kreisen fördernd.

Ein wenig später — nur ein knappes Jahr — als Lindenberg kam auch Hauptmann K. Schwabe[6]) nach Tsingtau und auch er ist des Lobes voll von dem Geschauten. Ein Vergleich mit Lindenbergs Schilderung läßt erkennen, daß in der Zwischenzeit zwischen den beiden Besuchen Tüchtiges geleistet worden ist.

Im Juni 1901 — nach Beendigung der Boxerunruhen — hatte die Marineinfanterie Peking und der Provinz Tschili Lebewohl gesagt. Der Dampfer „Palatia" führte die beiden Seebataillone und die Marinepionierkompagnie nach unserer neuen Garnison Tsingtau, während ich auf „Alesia" mit der Marinefeldbatterie und den 600 Pferden des Expeditionskorps folgte. — An einem sonnendurchglühten Morgen tauchten die blauen sich bis zu 1087 m erhebenden Bergspitzen des wildzerrissenen Lau-Schan im Westen auf und noch an demselben Vormittage liefen wir in die Bucht von Tsingtau ein, die wir im August 1900 auf der Ausreise nach Tschili nur flüchtig berührt hatten. Da lag sie nun wieder vor uns in ihrer ganzen Herrlichkeit! Weit einspringend nach Nordwesten und Norden in das Land — es sind 30 km von der Einfahrt in die Bucht bis nach Taputur, dem Landungsplatz für die Stadt Kiautschou! — liegt die sanft wogende tiefblaue, im Sonnenlicht silbern blitzende Wasserfläche vor uns. Dort — gegen Nordwest — ist kein Land zu sehen, in dunstiger Ferne scheinen sich Wasser und Himmel zu berühren, aber mehr südlich steigen, die Bucht abschließend, steil aus dem Meere die gigantischen Bergzüge des S-Schan und Tamo-Schan auf. In der Tat, es ist ein entzückendes Panorama, das den Ankömmling in dieser schönen Bai begrüßt, und es berührt doppelt den, der eben erst die niedrigen Schlick- und Lehmküsten an der Takureede verlassen hat. Dort, wo der Peiho, der „Nordfluß", seine trüben, gelblichen Wasser in den Golf von Tschili wälzt, ist alles traurig, öde und, wie wir Deutschen

Tsingtau.

bezeichnend sagen: gottverlassen. Gelb in gelb, unsagbar eintönig, liegt das flache Schlammland zu beiden Seiten des träge dahinströmenden Flusses da, ohne Baum und Strauch, nur elende Fischerhütten, gelbgrau, schmutzstarrend und halbverfallen, tauchen hier und da in der Nähe der Takuforts aus der einförmigen Ebene auf. Hier aber an der deutschen Bucht in deutschem Land atmet alles Frische und kräftiges Leben. Kräftig und markig ausgeprägt sind die Formen der buchtenreichen Küste und die bizarren Felsgebirge, kräftig und satt die Farben der Landschaft. Hier die tiefblaue See mit ihren glänzendweißen Wellenkämmen und dahinter das hellere, duftigere Blau der ferneren Berge, dort das leuchtende Gelb des sandigen Strandes, das satte Braun der nahen Hügelketten und endlich die grauen durch das dunkle Grün der Anpflanzungen und Baumschulen schimmernden Felshänge des „Diedrichsteins", des „Iltis"- und des „Bismarck"-Berges. Vor ihnen aber, in allen Farben des Regenbogens prangend und hell von der Sonne beschienen, liegt weitausgedehnt, den anmutigen Biegungen der Küste angeschmiegt, die freundliche Stadt mit ihren Villen, Häusern und Häuschen, ihren stolzen Hotels und Magazinen, ihren Werften und Werkstätten. Buntfarbige Wimpel, Flaggen und Fahnen flattern im Seewinde, der frisch und kühl die Sonnenhitze mildert. Auf weitausspringender, felsiger Landzunge erhebt sich der Leuchtturm Tsingtaus, und hoch über der Stadt, vom Gipfel einer schroffen Felspyramide, grüßt die Signalstation der Kaiserlichen Marine.

Noch während die „Alesia", nun in verlangsamtem Lauf dahingleitend, sich der Stadt nähert, schießt die flinke Dampfpinasse des Hafenkapitäns uns entgegen und weist dem großen Dampfer den Ankerplatz an. Helle Klingelzeichen des elektrischen Maschinentelegraphen ertönen, und dann plötzlich hört das puffende Arbeiten der Maschinen auf, noch ein kurzes Stück gleitet der Ozeanriese vor — dann ein helles, scharfes Glockenzeichen und donnernd schießt der Anker in die blaue Tiefe. Links von uns, in der Richtung auf die innere Bucht zu, liegt die „Palatia", umgeben von dickbauchigen Leichtern. Die Dampfwinden arbeiten, Ketten rasseln, und Kiste auf Kiste, Ballen auf Ballen wird aus dem Laderaum des Dampfers emporgewunden, über die Bordwand gehoben und verschwindet, von den hilfreichen Händen chinesischer Kulis gefaßt von der Kette gelöst, in der Tiefe der Leichter. Auch unserer „Alesia" nähern sich jetzt, von Dampfbooten geschleppt, schwerfällig zwei große schwarze Prähme, die sich längsseit vertäuen. In sogenannten „Boxen", starken, bis zur Brusthöhe der Pferde geschlossenen Holzkästen mit zwei durch Riegel verschließbaren Türen beginnt dann das Ausladen der Tiere, eine schwierige, zeitraubende Arbeit, die Geistesgegenwart, Umsicht und viel Geduld erfordert. Ein störrisches Pferd, das sich nicht in den Box hineinführen lassen will, verzögert den Fortgang des Löschens oft um eine geraume Zeit.

Wir begeben uns, nachdem das Entlöschen des Dampfers eingeleitet worden ist, an das Land. Eine Dampfpinasse führt uns in wenigen Minuten — vorbei an einer ganzen Flotte von Dschunken und Sampans, die nahe dem Strande in langer Linie vor Anker liegen — an die große hölzerne Landungsbrücke in der Nähe der Zollschuppen und Gasthöfe. Starke eiserne Kräne und die Schienen einer Förderbahn, die auf der Brücke verlegt sind, zeigen an, daß sie nicht nur dem Personenverkehr dient, für dessen Benutzung zahlreiche Treppen bis zur Wasserlinie angebracht sind. Wenn wir uns nun, die eigentliche Geschäftsstadt links liegen lassend, nach rechts wenden, stehen wir nach wenigen Minuten vor dem größten Gasthof Tsingtaus „Prinz Heinrich", der mit seinen guten Fremdenzimmern, dem schönen Speisesaal, den luftigen Veranden und der Terrasse, von der man einen herrlichen Blick auf das Meer hat, den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Ein lebhafter Verkehr herrscht hier jederzeit. — Wandern wir

weiter, der breiten Strandstraße folgend, so taucht, nachdem wir das monumentale Bankgebäude passiert haben, ein alter chinesischer Tempel vor uns auf, den man hier stehen gelassen hat, und kurz darauf biegen wir in eine Straße ein, die wunderbar von dem prächtigen europäischen Stadtteil, den wir eben durchschritten haben, absticht. Niedrige Häuschen ziehen sich zu beiden Seiten dieser Straße hin, in denen chinesische Kaufleute und Handwerker, Seiden-, Spitzen- und Leinwandhändler, Schuhmacher und Schneider, ihre Waren feilbieten. Aber auch kleinere europäische Geschäfte fehlen nicht. Hier könnte man sich wieder in eine kleine nordchinesische Stadt versetzt fühlen, so typisch-chinesisch ist das öffentliche Leben in dieser einen, engen Straße, die wohl aber bald abgebrochen sein wird. Dann wird man auch hier statt der mit Papier verklebten chinesischen Fenster die Spiegelscheiben europäischer Geschäftshäuser erblicken, und statt des Abends im Kreise seiner Familie vor der Tür seines Häuschens sitzenden chinesischen Händlers den jungen deutschen Kaufmann. Wer aber glaubt, daß der letztere in Tsingtau ein leichtes, sorgloses Leben führe, ist in bitterem Irrtum. Da gibt es Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sowohl für den Herrn des Geschäfts wie für seine Angestellten in Hülle und Fülle, und diese Arbeit häuft sich an den „Dampfertagen", d. h. den Tagen, an denen die fahrplanmäßigen Dampfer ein- oder auslaufen, zu einer fast erdrückenden Last. — Aber wandern wir weiter! Bald teilt sich die Straße, und während links der Weg in das Innere des deutschen Pachtgebiets führt über den Paß am Bismarcksberg nach Litsun und weiter nach Liuting im chinesischen Schantung, halten wir uns rechts und befinden uns bald auf der schönen Kunststraße, die an den steil ins Meer abfallenden Bergen entlang hinüberführt nach der Auguste Viktoriabucht, an der das Haus des Gouverneurs des Kiautschougebiets und eine Reihe niedlicher Villen in Gärten und Anpflanzungen liegen. Eine weite Ebene dehnt sich vor ihnen längs des Meeresgestades aus, die nach diesem zu in den schönsten Sand- und Badestrand übergeht, den man sich denken kann. Und so entwickelt sich denn auch hier im Sommer ein fröhliches Badeleben, an dem alle europäischen Einwohner Tsingtaus, soweit sie Lust und Zeit haben, teilnehmen. Eine lange Reihe von Holzbuden und -häuschen wird dann am Strande aufgeschlagen, und besonders nachmittags eilt alt und jung zu Fuß, zu Wagen oder auf dem flinken, chinesischen Pony herbei, um sich durch ein Bad in dem köstlichen, klaren Seewasser zu erfrischen. Dazu erklingen oft die lustigen Weisen einer Militärkapelle — kurz, ein Badeleben entwickelt sich, wie man es sich fröhlicher und bunter kaum denken kann. Und dieser Verkehr hat von Jahr zu Jahr stetig zugenommen, denn das Klima der deutschen Hafenstadt erfreut sich einer gewissen Berühmtheit an der ganzen chinesischen Küste. Besonders in den großen Vertragshäfen im Süden herrscht während der Sommermonate eine die Nerven des Europäers krankhaft reizende, erschlaffende Hitze, die vor allem für zarte Frauen und Kinder gefährlich wird. Was ist da natürlicher, als daß wenigstens die Deutschen, die dort im Süden zu leben gezwungen sind, in den heißen Sommermonaten das für viele fast unerträgliche, ungesunde Klima fliehen und, anstatt wie früher nach Japan hinüberzufahren, jetzt nach der deutschen Kolonie gehen, wo sie in herrlichem, kühlem Klima, unter Deutschen in wohleingerichteten Gasthäusern und im Schutze deutscher Behörden einige Monate verbringen können? Hierzu kommt noch, daß Tsingtau weitaus der billigste Ort an der chinesischen Ostküste ist. Aber nicht allein Deutsche, auch die Angehörigen anderer Nationen haben bereits die eben geschilderten Vorzüge Tsingtaus erkannt, und so scheint sich die Stadt neben ihrer Eigenschaft als Handelsemporium, als eines großen Stapelplatzes europäischer Waren und chinesischen Ausfuhrgutes, zu einem internationalen Kur- und Badeort

entwickeln zu wollen. Und diese Entwicklung ist eine um so erfreulichere, als sie eine ungekünstelte und ungeschraubte ist, lediglich hervorgerufen durch die Gunst der Lage und des Klimas. Die deutsche Regierung verfolgt auch diese Entwicklung mit Interesse, so daß der Bau eines großen Kurhauses bereits in Aussicht genommen ist. — Zwischen der Auguste Viktoria- und der Iltisbucht liegen die ausgedehnten, schöngebauten Kasernen des III. Seebataillons, das dauernd in Tsingtau in Garnison ist. Von jedem Punkte dieser sanftgeschwungenen Buchten und von den Bergen aus hat man einen herrlichen Blick auf die wogende See und das südlich die Kiautschoubucht abschließende Vorgebirge, einen Blick, der nur vielleicht noch übertroffen wird durch die wunderbare Fernsicht, die man von Schatsykou, der südöstlichen deutschen Polizeistation im Kiautschougebiet auf die gigantischen Ketten des Lauschan hat.

Wenn wir auf dem Iltisberg stehen und quer durch die Tsingtauhalbinsel hinübersehen nach Nordwesten, so erblicken wir den steilen Moltkeberg, hinter dem die großen Hafenanlagen mit ihren Werften, Hellingen und Docks im Bau sind. Hier entwickelt sich der überseeische Handelsverkehr, hier werden, nachdem der „Große Hafen" vollständig fertiggestellt ist, die größten Ozeandampfer gesichert liegen und unmittelbar an den Kaien löschen können. Denn Tsingtau wird, wenn nicht alle berechtigten Hoffnungen und Ausblicke in die Zukunft trügen, einst zu einem Schanghai und Hongkong ebenbürtigen Welthandelsplatz werden. Bildet es doch die Eingangspforte zu der chinesischen Provinz Schantung und liegt es doch zu den Absatzgebieten dieser Provinz und zu dem hochwichtigen Hinterland derselben so günstig wie sonst kein zweiter Ort. Dies Hinterland, das sich — von Nord nach Süd — aus den zum Teil sehr reichen Provinzen Tschili, Schansi, Schensi, Honan und Nord-Hupe zusammensetzt, wird in späteren Jahren von einem Netz großer Eisenbahnlinien durchzogen werden, deren gewaltigste Peking mit Canton und Hongkong verbinden wird. Über Tsinanfu in nordöstlicher Richtung vorstoßend soll die deutsche Schantungeisenbahn bei Tschengting diese Linie treffen, die den Sikiang, den „Perl"fluß, mit dem Jangtsekiang bei Hankau und dem Hoangho bei Kaifeng, den Süden des chinesischen Riesenreiches mit dem Norden verbinden wird. Ein gewaltiges Werk ist es, das ungeheuere, bisher entlegene Landschaften erschließen und ihre Produkte dem Weltmarkte zuführen wird.

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung nach Tsingtau zurück! — Rastlos wird dort gearbeitet an der Förderung des Hafenbaues und der Eisenbahn, die sich mehr und mehr der Hauptstadt Schantungs, dem bereits genannten Tsinanfu, nähert und diesen Ort im Sommer 1904 erreichen soll. Ich selbst bin bereits im Jahre 1901 die Strecke bis Kiautschou gefahren, denn nachdem wir uns in unserer neuen Garnison eingerichtet hatten, was nicht viel Zeit in Anspruch nahm, da alles bis ins kleinste für die Unterbringung der Truppen sorgfältig vorbereitet war, zogen wir in unserer freien Zeit bald zu Fuß, bald zu Wagen, zu Pferd oder auf der Eisenbahn hinaus, um möglichst viel von Land und Leuten kennen zu lernen. Die Bevölkerung unterscheidet sich von der Pekings und der Umgegend der Hauptstadt in hohem Grade, wenn auch nicht sofort in die Augen fallend. Der Tschilichinese ist durch die Lage der Hauptstadt und anderer bedeutender Städte, wie Tientsin und Paotingfu, in seiner Heimatprovinz und infolge des seit langen Jahren bestehenden Verkehrs mit Europäern naturgemäß ein gewandterer Geselle, von größerem Entgegenkommen und gefälligeren Manieren als der schwerfällige Schantungbauer, der an Aufklärung und Bildung weit hinter ihm zurücksteht. Ist aber der Schantungchinese dem Europäer gegenüber verschlossener und zurückhaltend, so fehlt ihm dafür auch die ins Maßlose gehende Geldgier und Sucht, den Europäer auszunutzen und zu übervorteilen, Eigenschaften, die dem Tschili-

Badeleben in Tsingtau: Der Strand.

mann nur zu oft anhängen. Mit Vorliebe spielten einige Pekingchinesen, die mit uns nach Tsingtau gekommen waren, den Schantungleuten gegenüber die großen Herren, die sich voll Wohlwollen und Güte herabließen, mit diesem armen, ungebildeten und untergeordnetem Volk ein Wort zu wechseln. Dabei waren diese Schelme nichts als Pferdeknechte oder Diener, aber ihre bessere Kleidung, ein allerdings anzuerkennender höherer Begriff von körperlicher Reinlichkeit, einige deutsche und englische Brocken, die sie aufgeschnappt hatten, und nicht zuletzt ihre Kenntnis des verfeinerten Lebens der Großstadt gaben ihnen in ihren Augen ein Ansehen und eine Hoheit dem Schantungbauern gegenüber, deren Betätigung uns oft auf das höchste belustigte.

Angenehme Abwechslungen brachten uns verschiedene Ausflüge in den östlichen Teil der Kolonie. Auf den ausdauernden, flinken und doch so genügsamen chinesischen Ponys ging es öfter an einem der wundervollen, frischen Morgen hinaus in der Richtung auf den Prinz Heinrich-Berg, nach Litsun oder dem beliebtesten weiteren Ausflugsort, nach dem schönen Schatsykou. In angenehmer Gesellschaft, auf guten Ponys und bei dem kühlen Seewind, der die Einwirkung der Sonnenstrahlen abschwächt, ist ein solcher Ritt ein Vergnügen, dem der Tsingtauer Bürger mit besonderer Vorliebe sich hingibt. An dem etwa 380 Meter hohen, steilaufsteigenden Prinz Heinrich-Berg vorüber führt der Weg nach Schatsykou, und sind wir in der Höhe des ebengenannten Berges, so sehen wir vor uns wiederum die Felszacken des „Kaiserstuhls" aufsteigen. Die

Mecklenburghaus. Hauptgebäude von der Ostseite.

Straße führt durch eine stark angebaute Gegend, in der freundliche Dörfchen und einzelne Gehöfte bald hier, bald dort zwischen Baum- und Buschgruppen zu sehen sind. Die Bevölkerung, ist, wie ich bereits oben bemerkte, nicht so zutraulich, wie die der Provinz Tschili, aber doch freundlich. Die Leute sind fast durchweg sehr einfach, oft ärmlich gekleidet, und auffallend sind nur die von allen Mädchen getragenen feuerroten Beinkleider. Auch Schmucksachen sind nur von geringerem Wert und seltener zu sehen als in der Nordprovinz. — Hochromantisch wird der Weg in seinem letzten

Teile, indem er sich — eingeengt von den Abstürzen des Kaiserstuhls — dicht am Meere hinzieht, um bald darauf wieder hoch auf die Uferfelsen hinaufzusteigen. Die Steilufer sind hier besonders wild zerklüftet; tiefe Höhlen sind in dem Fels ausgewaschen, und eine starke Brandung umtobt die der Küste vorgelagerten Riffe und nadelgleich aus dem Meere aufragenden Felsspitzen. Und dann geht es durch grüne Matten und Obstpflanzungen zu den Gebäuden der deutschen Polizeistation, die malerisch auf sanftem Abhang gelegen ist. Dicht vor ihr strömt ein silberheller, murmelnder Bach dem Meere zu. Hinter dem herrlichen, breiten, gelben Sandstrand wogen die tiefblauen Wasser der weiten Bucht, die nach Osten zu von einer weit vorspringenden Landzunge und der Insel Futau abgeschlossen wird. Ein wunderbarer, entzückender Ausblick aber bietet sich uns nach Osten und Nordosten zu. Wie greifbar nahe steigen dort aus dem Meere die mächtigen, wildzerrissenen Bergketten des Lauschan auf mit ihren hochliegenden Pässen, steilen Schlünden und Klüften und einzeln schroff und kahl aus dem Massiv herauswachsenden Spitzkuppen. Es ist ein überwältigend schöner, farbenprächtiger Anblick, einer der schönsten und eigenartigsten, die ich jemals genossen habe.

Südwestlich von der Polizeistation liegt — mit dem vollen Blick auf den Lauschan — eine weit in die Bucht vorspringende, mäßig hohe Landzunge, die auf der Höhe eine ausgedehnte Felsterrasse zeigt. Hier wäre ein wundervoller Platz zur Errichtung eines Erholungsheims.

Inzwischen ist dort das Genesungsheim „Mecklenburghaus" errichtet worden.

— — — — — — — — — —

Von der eifrigen Tätigkeit, die während seines Besuches in Tsingtau herrschte, berichtet Lindenberg[5]) und entrollt dabei ein drolliges Bild von der Schwierigkeit der gegenseitigen Verständigung zwischen Deutschen und Chinesen, die schließlich durch ein fürchterliches Kauderwelsch von Deutsch, Chinesisch und Pidginenglisch gelingt.

Im ganzen Dorfe vernahm man den Lärm reger Arbeit, es ward gehämmert, gehobelt, gefeilt, gemeißelt, gemalt, und unsere Soldaten entdeckten ungeahnte Talente zur Ausschmückung von Wohnräumen. Scharen von Kulis waren an verschiedenen Stellen unter dem Befehl von Unteroffizieren und Soldaten tätig, und es war oft amüsant, wie eine Verständigung erzielt ward, etwa nach dem Muster des folgenden, zwischen einem deutschen Aufseher und einem chinesischen Maurer geführten Zwiegespräch, das ich der „Deutsch-Asiatischen Warte" entnehme, einer wöchentlich in Tsingtau erscheinenden Zeitung, die trotz der schwierigen Verhältnisse sich bisher gut bewährt hat:

Deutscher: „Du Scheini, hier abschlagen, dies finish."

Chinese: „A . . . mei yu Hamme."

D.: „Was? Keinen Hammer? Da, hier, blendi!"

C.: „Puh schy wo ti."

D.: „Nimm doch den!"

C.: „No gusela."

D.: „Nicht gut? Very gusela!"

C.: „Wo ti Hamme kapusela."

D.: „Was kaput? Nimm doch diesen!"

C.: „Ja, ja, Steine."

D.: „Hier, blendi Steine, oben darauf Steine! Du, Scheini, guck her! Hier alles finish, da alles mei yu!"

C.: „Ja, ja, ja, finish, mei yule!" —

Die Zeichensprache war aber schließlich doch die am schnellsten zum Ziel führende, wie dies auch verschiedene Matrosen erprobten, die einst auf Vorposten von den Landleuten Eier wünschten, dies aber nicht mit allem chinesischen Kauderwälsch und auch nicht mit rasch auf einem Blatt Papier hergestellten Abbildungen zum Ausdruck bringen konnte, bis sich einer der Blaujacken hinsetzte und wie eine Henne gackerte — und siehe da, die Eier waren sofort zur Stelle! —

Eine ganze Menge Chinesen hatte übrigens schon nach wenigen Wochen eine Zahl deutscher Brocken aufgeschnappt, in erster Linie die Händler, die in der Marktstraße,

der belebtesten des Dorfes, ihre Läden eröffnet hatten oder auch ihren Kram auf kleinen Holztischchen vor den Häusern wie vor den Eingängen zu den einzelnen Lagern feilhielten. Die schlauen Chinesen hatten schnell erfaßt, was unsere Soldaten zu kaufen wünschten, neben Bedarfsartikeln, wie Tabak, Zwirn, Knöpfe, Schreibbücher usw., hatten sie gestickte Seidensachen, chinesische Schuhe, chinesisches Papier, allerhand Götzen- und Tierfiguren aus Speckstein wie Gips, bunte Photographien berückender Chinesinnen usw. ausgelegt und machten gute Geschäfte; mit Vorliebe nahmen sie deutsches Geld und kannten genau Bedeutung und Wert jedes einzelnen Stückes. Der kleine chinesische Nachwuchs grüßte schon militärisch, und auch viele ältere Zopfträger machten Front, wenn Offiziere kamen, nirgends merkte man etwas von Feindseligkeit, die ganze Sache hat viel Behagliches und Freundliches. Gewichtig traten die chinesischen Polizisten auf, sie trugen an ihrer Kappe wie an ihrem Arm ein schwarz-weiß-rotes Schild und prügelten, wenn es nötig oder auch nicht nötig war, erbarmungslos auf ihre Landsleute ein.

In das frühlingsgrüne Hinterland von Tsingtau führt uns Dr. Fischer[2]). Emsiger Fleiß herrscht in Garten und Feld wie bei uns in dieser Jahreszeit und wir lernen kennen, was unsere neuen chinesischen Landsleute dort anbauen und züchten.

Unabsehlich streckt die Ebene sich nordwärts vor uns aus. Von dem Grün ihrer eben aufsprießenden Weizenfelder heben sich die dunklen Baumgruppen wirksam ab welche die zahlreichen Dörfer umkränzen. So zahlreich sind diese Dörfer, daß die vorn und dahinter liegenden scheinbar sich aneinander reihen und ihre Baumgruppen sich zusammenschließen wie ein Wald. Es sind aber keine Waldbäume, die diesen Anschein erwecken, sondern Obstbäume, die gartenartig um die Dörfer gepflanzt sind. Schon fangen die Blüten an aufzubrechen. Wir sehen die weißen Blüten des Birnbaums, der die großen und süßen, aber für unsern Geschmack etwas faden Schantungbirnen trägt; hier und da beginnt auch ein Pfirsichbaum sich mit dunkelroten Blüten zu schmücken. Bei unserer Rückkehr hatten wir das Vergnügen, die Dörfer ganz in Blüten eingehüllt zu sehen; zu den Birnen und Pfirsichen hatten sich die Apfel- und Pflaumenbäume, die Quitten und der Flieder gesellt, dazu zahlreiche Nußbäume, sowie sehr sorgfältig gepflegte Maulbeerpflanzungen, die Träger der Seidenzucht des Landes.

Die Provinz Schantung zählt auf einem Gebiete, das etwa die Hälfte der Bodenfläche des Königreichs Preußen einnimmt, gegen 45 Millionen Menschen. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist also etwa dreimal so stark wie diejenige Preußens. In Wirklichkeit aber drängen sich die Leute in der Ebene von Schantung noch viel dichter zusammen, weil in den Gebirgen naturgemäß nur eine spärlichere Bevölkerung wohnen kann. Alle diese Menschen sind für die Gewinnung ihres Unterhalts fast ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen, und sie betreiben ihn mit einer Sorgfalt und einer Gründlichkeit, der ich kaum ähnliches an die Seite zu stellen weiß. Jeder fußbreit irgendwie benutzbaren Bodens ist aufs sorgfältigste angebaut; selbst an den kahlen Bergabhängen sieht man Terrassen, wo der Boden hinaufgetragen und durch kleine Steindämme befestigt wird, um schmale Beete für Zwiebeln herzustellen. Jetzt sehen wir im ganzen Lande, soweit das Auge reicht, das erquickliche Grün der jungen Weizenfelder, deren Saaten wir drei Wochen später bei der Rückkehr schon halbmeterhoch aufgeschossen finden. Als zweite Frucht wird vielfach Hirse gebaut, deren zolldicke, 3 bis 4 Meter hohe Stengel zu Umzäunungen und Dachbedeckungen und zur Herstellung kleinerer Gebäude benutzt werden; daneben werden massenweise Hülsenfrüchte, namentlich Bohnen, ferner auch Kohl, Rüben oder Kartoffeln gezogen.

Es war ein erfreulicher Anblick, das lebendige Treiben auf diesen Fruchtgefilden wahrzunehmen. Es hatte in den ersten Tagen unserer Reise geregnet, an einem

Tage sogar geschneit, und die Chinesen, die die Nässe sehr scheuen, hatten in ihren Häusern gehockt. Jetzt kamen warme und sonnige Tage, und nun quoll aus der Hütten bedrückender Enge ein Menschengewimmel hervor, das sich blitzschnell über das ganze Land ergoß. Überall sahen wir die Feldarbeiter die dicken Winterkleider abwerfen und die braunen Oberkörper mit Vergnügen den langentbehrten Sonnenstrahlen preisgeben. Auch die Kinder, die in ihrer dicken, gesteppten Winterhülle fast bewegungslos wie ihre kleinen Götzenbilder vor den Häusern gesessen hatten, schlüpften jetzt aus dieser Verhüllung heraus und hüpften in fröhlicher Unbefangenheit umher. Allenthalben wurde das Ackergerät hinausgeschafft; dreispännig sahen wir Pferd, Ochs und Esel, oder auch Maultier, Rind und Esel vor dem Pfluge gehen. An der Feldbestellung beteiligt sich die ganze Familie. Auch die Bauernfrau hilft trotz ihrer verkrüppelten Füße beim Ausjäten oder leichteren Hackarbeiten. Sie reicht dem braunen Gatten, der im Schweiße seines Angesichts mit der schweren Hacke die Schollen des Gartenlandes aufbricht, die Pflanzen zum Einsetzen dar, oder sie hantiert an den kleinen, hölzernen Stauwerken herum, welche den Zufluß des Wassers in den Berieselungsgräben regeln.

Einen Ausflug ins Hinterland schildert auch P. Lindenberg[5]). Auch er ist voll des Lobes über den Fleiß der chinesischen Landleute. Interessieren wird auch, wie sich unsere Offiziere und Soldaten in den damaligen Kinderjahren des Schutzgebiets in die unfertigen Verhältnisse zu schicken wußten und mit welchem Humor sie sich über die Unzulänglichkeiten hinwegsetzten.

Schön waren die Wege freilich nicht, die wir einschlugen, um an die „Grenze" zu gelangen, und unsere Ponys stolperten zuerst recht bedenklich, zumal sie noch unruhig und ungelenkig waren, aber allmählich gewöhnten sie sich an die schmalen, dicht an zerklüfteten Abhängen hinführenden Pfade und nahmen alsbald alle Hindernisse mit Leichtigkeit. Unsere Soldaten aber marschierten in langer Linie flott vorwärts, ihre lustigen Marschlieder erweckten das Echo in den Tälern und lockten in den kleinen Dörfern, die wir passierten, Alt und Jung herbei.

Alles um uns war friedlich und freundlich, nirgends traf man auf finstere Gesichter. Manche der Zopfträger grüßten militärisch. Andere nickten uns lachend zu, die Dorfschönen trippelten zwar auf ihren Liliputfüßen eilig von dannen, aber nur, um desto ungestörter hinter den die kleinen Höfe der Häuschen begrenzenden Steinmauern die straffen Figuren unserer Weißröcke betrachten zu können. Auf den Feldern waren die Leute in reger Tätigkeit, um den Boden zu düngen und Unkraut zu entfernen, am meisten war Gerste angepflanzt, stets in kleinen Büscheln, dann verschiedene Gemüsearten, alles war gartenmäßig mit unermüdlichem Fleiß und sorgsamster Ausdauer gepflegt. An den wenigen Bäumen jedoch nur der erste grüne Schimmer, an Weg und Steg aber dafür überall Veilchen in ganzen Sträußen, die uns an die ferne Heimat erinnerten, ebenso wie Meister Spatz, der hier genau soviel lärmte und sich ebenso dreist gebärdete, wie auf deutschen Fluren. Singvögel gibt es leider fast gar nicht, allerhand Raubzeug und die hier als heilig geltenden und daher sorgsam geschonten zahllosen, schwarz-weiß gefiederten Elstern lassen nichts aufkommen. Die Häuser in den Dörfern sind aus Felssteinen errichtet, an den winzigen Tempeln klebten noch die in chinesischer Schrift abgefaßten Veröffentlichungen von der Besitzergreifung des Gebietes, auf den Gassen wurden an Holzgestellen lange Bastmatten geflochten und Leinwandstreifen gesponnen, klingend nahten Esel-Karawanen, meist Reisig und Holz als Last, und an den kleinen Bächen waren Frauen und Mädchen mit großer Wäsche beschäftigt.

Die Gegend war etwas eintönig, von fern winkten als unser Ziel schroffe Gebirgszüge, heiß brannte die Sonne herab

— da, die zehnte Stunde war schon nahe, ein fröhlicher Ruf unseres Hauptmanns: mit stolzer Freude sahen wir dort vor uns lustig im Winde die deutsche Kriegsflagge wehen! Die erste Station hatten wir erreicht, Tschangsun, einen kleinen Ort, in welchem in einem Gehöft ein Offizier und dreißig Mann einquartiert waren. Soldaten saßen plaudernd vor der Tür und begrüßten ihre anmarschierenden Kameraden, die sofort die Gewehre zusammensetzten und sich schattige Ruheplätzchen aussuchten; bald hatte auch jeder seine vom Hauptmann gespendete Flasche Bier in Empfang genommen, für die meisten ein langentbehrter Genuß, da der Preis ein ziemlich hoher war.

Uns bewillkommnete der Leutnant und zeigte uns die Einzelheiten seines kleinen Gebietes: ein enger Hof, in dessen Mitte an der Fernsprechstange ein langes Bambusrohr mit der Flagge befestigt war, vor den niedrigen Gebäuden die ersten Gartenanpflanzungen und auf den einen Fuß breiten „Beeten" ein paar Kiefersprößlinge, zwei schwindsüchtige Bambushalme und einige Zwiebelgewächse, in einer Ecke im Freien die Fleischvorräte hängend, die weißgetünchten Wände der Wachtstube mit einer „Gallerie schöner Frauen" verziert, kleinen Farbendrucken, die den von den Mannschaften viel gebrauchten amerikanischen Zigarettenpaketen beigelegt sind, der Eingang zur Küche aber vor allzu wißbegierigen Nachforschungen durch einen Mattenvorhang geschützt, draußen an der Wand der Sonntagsspeisezettel angeschlagen, den ich wörtlich folgen lasse, damit man sieht, daß unsere braven Krieger in China nicht zu hungern brauchten: „Morgens 7 Uhr: Javakaffee mit kondensierter Milch und Zucker. Pro Kopf 5 Ostereier. Mittags 12 Uhr: Ochsensuppe mit deutschen Eiernudeln. Frische Kartoffeln mit Buttersauce. F. F. Ochsenbraten. Backpflaumen mit Zucker. Pro Kopf eine Flasche Wilhelmshavener Aktien-Exportbräu. Nachmittags 4 Uhr: Echter entölter Kakao mit Zucker. Abends 6 Uhr: Frisches deutsches Brot mit Prima Holsteiner Süßrahm-Tafelbutter. Kartoffel-Puffer mit Zucker und Preißelbeeren. Pro Kopf eine halbe Flasche deutsches Bier aus der Aktienbrauerei Heidmühl bei Wilhelmshaven. Weine: Pumpenheimer zu jeder Tageszeit."

Bei dieser Ostertour macht P. Lindenberg [5]) auch eine Dschunkenfahrt mit, bei der seine soldatischen Begleiter schon brennend eine kleine Seeräuberschlacht erhoffen. Es waren damals eben noch unruhige Zeiten und die chinesischen Seeräuber sind auch heute noch keineswegs ausgestorben.

Nach einer Stunde stiegen wir zu der anfangs genannten Bucht, die mit den Felsen zu beiden Seiten einen kleinen natürlichen Hafen bildet, herab und trafen unsere Dschunke an, ein ungefügiges Fahrzeug mit mächtigem Segel aus rotbraunem Bast, das an leichten Bambusstangen emporgerefft wird. Wir fanden in dem schweren Kasten bequem Unterkunft, und dann gings hinaus ins Meer, indem das Schiff seitens unserer drei chinesischen Fährleute mittelst eines am Steuer angebrachten gewichtigen Ruders aus der Bucht bugsiert wurde. Draußen wehte guter Wind, das Segel ward aufgespannt, und in einiger Entfernung von der Küste gings in flotter Fahrt dahin.

Auch diese Küste ist von prachtvoller Szenerie; von mächtigen Felsblöcken gebildet, erheben sich dahinter gewaltige Bergzüge, diese wiederum von den zackigen Gipfeln des Lauschangebirges überragt. Im jahrtausendelangen Anprall haben die Wogen das untere Felsgestein mannigfach geformt, und leicht kann die Phantasie allerhand wunderliche Gestalten herausfinden, Elefanten und Drachen, Schildkröten und Schlangen, während an anderen Stellen wieder tiefe Risse entstanden sind, in welche die Wellen ihren schäumenden Gischt hineinsenden, daß die Flocken bis zu den Nestern der Möven und Wildenten hinaufspritzen.

Die tiefe Einsamkeit ringsum erhöhte den Zauber dieser großartigen Küstenlandschaft; kein Haus, kein Mensch war zu sehen, selbst auf dem Meer war kein Fahrzeug zu erblicken. Doch halt, da hinten kreuzte eine

große Dschunke umher und schien nun auf uns zuzusteuern, unsere Chinesen hatten schon öfter hingelugt und sich dann laut unterhalten, jetzt lenkten sie mit allerhand Gebärden unsere Aufmerksamkeit auf das Schiff, das sich uns auffallend schnell genähert. Sollten es Seeräuber sein, von denen sich ja viele in dieser Gegend umhertrieben und von denen jüngsthin erst ein Trupp gefangen worden war? „Kinder," rief der Sergeant den Soldaten zu, „das wäre ein Spaß, das setzte der Ostersache die Krone auf! Wieviel Patronen hat jeder mit? Fünfzehn? Na, das genügt, wir lassen die Kerle auf fünfzehn Meter herankommen und dann knallen wir los. Und wenn sie sich auch hinter den Planken verstecken, unsere Kugeln schlagen durch, keine Ratze darf leben bleiben."

Man kann sich die kriegerische Unterhaltung denken, die nun folgte, Zielübungen wurden bereits gemacht und die besten Deckungen gesucht. „Ich halte nur auf die Köppe," sagte der blonde Soldat vom Seebataillon, und einer der Einjährigen, der schon die Tressen erhalten, meinte: „Aber ein paar von der Bande müssen wir doch lebend kriegen, mit denen ziehen wir dann nach Tsintau im Triumph zurück. — Donnerwetter, wie würde sich Prinz Heinrich über uns freuen!" —

Diesmal sollten aber die Hoffnungen auf kriegerische Lorbeeren nicht erfüllt werden. Die Dschunke, deren direktes Loshalten auf uns allerdings merkwürdig gewesen war, änderte plötzlich den Kurs und ging zurück in die See, wir aber hielten nach ziemlich zweistündiger Fahrt auf eine Ausbuchtung der Küste zu, wo hinter einigen Fischerhütten ein kleiner Pinienhain sichtbar wurde. Wegen der Ebbe konnte unser Fahrzeug nicht an den Strand gelangen, einige der Soldaten entledigten sich schnell der Schuhe und Strümpfe und wateten hinüber, wir benutzten, wie schon öfter bei ähnlichen Gelegenheiten, die Rücken der Schiffsknechte als Tragbahren und kamen trocken zum Ufer.

Bei der gleichen Gelegenheit besucht P. Lindenberg[5]) auch ein chinesisches Kloster. Die ihn begleitenden Soldaten nützen die günstige Gelegenheit zu einem Osterschmaus nach Kräften aus — und der chinesische Abt tut in seiner Art das gleiche.

Hier, auf einem schmalen Steindamm, harrte in Begleitung einiger Mönche unserer bereits der Abt, dem unser Kommen von dem einen oder anderen Schiffer gemeldet worden war, und begrüßte uns mit würdiger Freundlichkeit. Seine chinesische Hochwürden, in ein blaues Gewand gekleidet, auf dem Kopfe eine schwarze Kappe, machten einen sehr gewinnenden Eindruck und unterschieden sich, ebenso wie die gleiche Tracht tragenden Mönche, auf das vorteilhafteste von den lumpenhaften Priestern, die ich bisher in China getroffen. Etwa sechzig Jahre alt, zeigte die hohe Figur noch nichts von irgend welcher Bürde des Alters, die Augen hatten einen gutmütigen Ausdruck, das Lächeln war wohlwollend, die sorgsam gepflegten Hände mit den langen Nägeln waren von auffallender Kleinheit und Weiche.

Nach der ersten Begrüßung führte uns der Abt zu dem von Pinien völlig verdeckten Kloster, das aus vier terrassenförmig erbauten, hallenartigen Gebäuden besteht. Die erste Halle bildet den Empfangsraum, in den wir geleitet wurden; an den Wänden Tapetenrollen mit frommen Sprüchen, auf dem Fußboden Matten, dann an zwei Seiten einige Tischchen und ein Dutzend hoher chinesischer Stühle. Unsere militärischen Begleiter stellten die Gewehre zusammen und öffneten die Rucksäcke, aus denen auch die von uns gespendeten vier Flaschen Mosel und die dickbauchige Flasche mit dem goldumwickelten Halse zum Vorschein kamen; beim Anblick der letzteren überzog ein behagliches Schmunzeln das faltige Antlitz des Abtes und er legte, als ob er seinem Gott für die Erfüllung eines sehnsüchtigen Wunsches danke, wie betend die Hände übereinander. Wir hatten uns einen kleinen Imbiß mitgebracht, unsere Marine-Infan-

teristen packten Schwarzbrot, Büchsen mit Butter und Lachs aus, und es ging ein gemütliches „Präpeln" los, denn ein guter Appetit war allseits vorhanden.

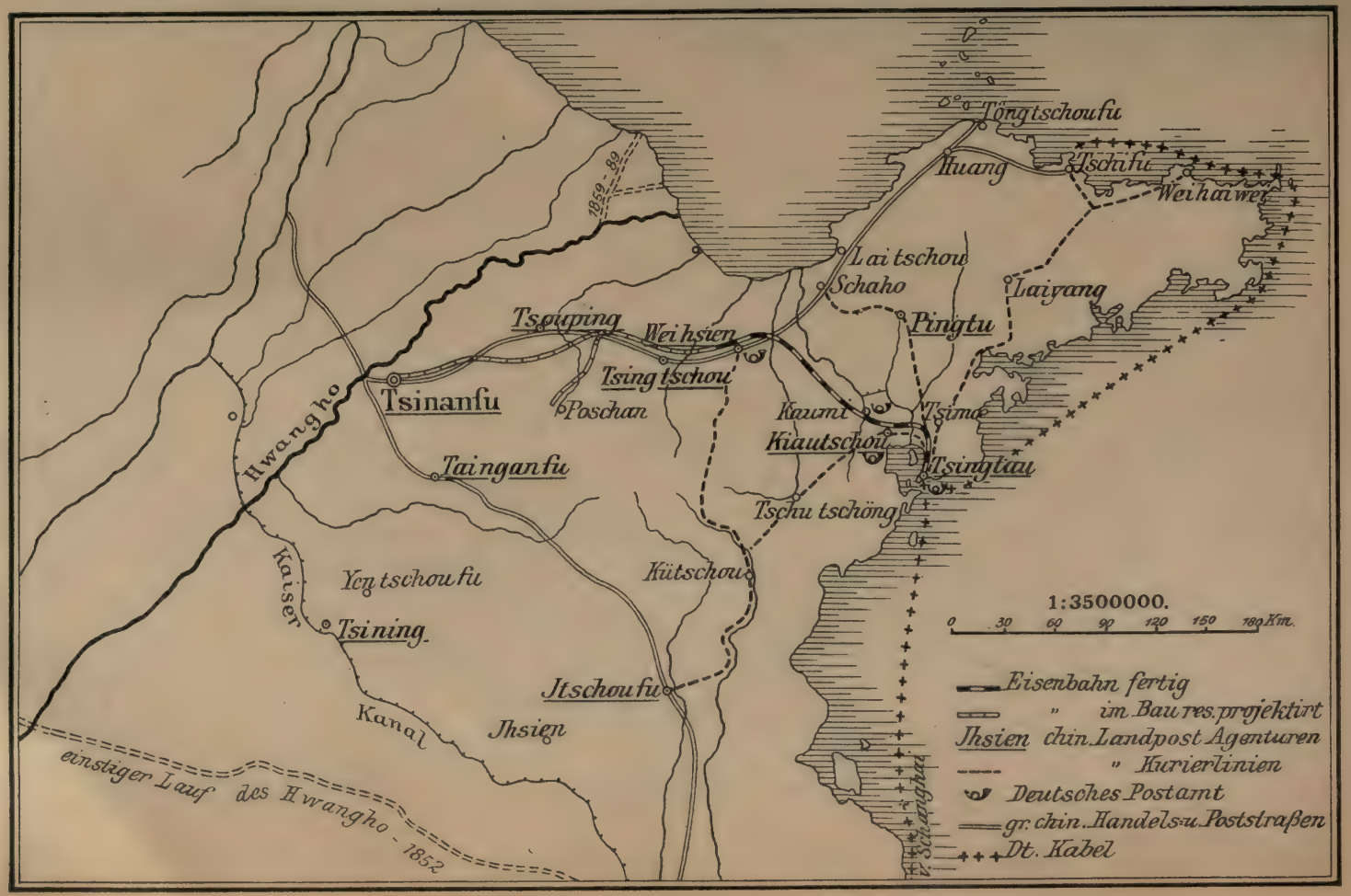
Als der Mosel zu Ende, knallte der Sektpfropfen an die Decke, „hau-hau" („gut, sehr gut") flüsterte mit verklärten Blicken der Abt, stieß mit uns auf fröhliche Ostern an und goß den prickelnden Trank, den wir ihm in einem silbernen Becher kredenzt, mit einem Zuge hinunter. Bewundernd umringten die Mönche ihr Oberhaupt, dieses aber sagte einem von ihnen einige Worte, und nach wenigen Minuten standen drei Schüsseln mit wohlschmeckenden kleinen Kuchen auf dem Tisch, dampfte würziger Tee in den breiten Tassen und goß höchsteigenhändig jedem von unserer Schar der Abt aus einem Zinnkruge ein Schälchen mit heißem Samschu (Reiswein) voll. Als die Kuchen dank des „einnehmenden" Wesens unserer Soldaten spurlos nach kaum zehn Minuten verschwunden waren, winkte der Abt von neuem, und zwei große Schüsseln mit frisch gekochten Eiern wurden aufgetragen — da hatten wir unsere Ostereier, an denen sich aber nicht lange die Augen ergötzten, denn sie wanderten im Umsehen den Weg des Gebäcks. „Mensch," fragte ich den flachshaarigen Angehörigen des Seebataillons, dessen wasserblaue Augen auf dem Tisch herumsuchten, ob sich nicht irgendwo noch ein Osterei verkrümelt, „können Sie denn noch mehr pappen?" — „O," griente er etwas verlegen, „so'n Dutzend Eierken könnte ich noch 'runterknacken!"

Der Abt führte uns dann im Kloster umher, die völlig schmucklosen Zimmer der Mönche waren sehr sauber gehalten, desgleichen der den Abschluß der ganzen baulichen Anlage bildende Tempel, dessen Götzenfiguren frisch vergoldet waren. Auf dem kleinen Vorhofe des Tempels aber stand etwas ganz Märchenhaftes: ein gewaltiger Kamelienbaum, bedeckt von tausenden roter Blüten und Knospen, von denen wir jeder einen vollen Strauß zum Andenken empfingen; der Stamm des Baumes hatte einen Umfang von einem und einem halben Meter und sein Alter ward auf fünfhundert Jahre angegeben. Hinunter gings dann wieder zum Strand, wo sich Seine Hochwürden, die mit den Augen ein wenig zwinkerten und sich gewiß nach einem Schläfchen sehnten, auf das wärmste von uns verabschiedeten, alles natürlich pantomimisch, da aus leicht erklärlichen Gründen eine anderen Verständigung nicht möglich war.

Genaueres über die eingeborene Bevölkerung Deutsch-Chinas erfahren wir aus einer nach Deimling und H. Seidels [1]) Veröffentlichungen angefertigten Zusammenstellung. Wie sie wohnen, wie sie arbeiten, was sie pflanzen und essen und — wie sie sich nicht waschen, das steht alles darin verzeichnet.

Die eingeborene Bevölkerung Deutsch-Chinas wohnt mit Ausnahme des geringen Bruchteils, der sich im Bereich der neuen Hauptstadt Tsingtau ansiedeln durfte, lediglich in Dörfern. Diese machen, von außen gesehen, einen recht guten Eindruck, der allerdings beim Betreten durch den in allen Ortschaften Chinas üblichen Schmutz und Geruch stark beeinträchtigt wird. Die Bauart der Dörfer ist eine regelmäßige. Eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Straßen laufen ihr parallel, andere kreuzen sie im rechten Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind nicht nur die Dörfer, sondern auch die einzelnen Häuser zum Schutze gegen den während der Wintermonate wehenden scharfen Nordwestwind meistens ganz abgeschlossen. Die Häuser haben einen Unterbau aus Feldsteinen, der aber ohne Fundament auf den Erdboden gesetzt wird. Der Unterbau trägt die Wände, die aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt sind. Die Fenster werden an Stelle der Glasscheiben mit dünnem Papier versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf oder Stroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der aus festgestampftem Lehm hergestellte Fußboden liegt etwa 30 Zentimeter über der Erde. Alle zu einem Gehöft gehörigen Baulichkeiten werden durch

Skizze der postalischen Verbindungen in der Provinz Schantung



eine ungefähr 2 Meter hohe Mauer umschlossen, wodurch die Ortschaften trotz ihrer regelmäßigen Lage sehr unübersichtlich erscheinen. Fast jedes Dorf hat eine Schule, woraus man auf einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad unserer Landsleute schließen könnte, wenn nicht ein großer Teil dieser Schulen leer stände oder zu anderen Zwecken verwendet würde.

Unfern der Ortschaften liegen die Begräbnisstätten, die weithin an ihren hohen Baumgruppen zu erkennen sind. Auch Tempel findet man vielfach in oder bei den Dörfern; doch werden diese Gotteshäuser nicht sonderlich heilig gehalten, denn man stellt sie den durchreisenden Fremden bereitwilligst als Quartier zur Verfügung. Wenn es an Raum zur Unterbringung der Feldfrüchte mangelt, so wird ohne weiteres der Tempel benutzt. Die Priester selber verwenden auf ihre Landwirtschaft mehr Zeit und Mühe, als auf ihr eigentliches Amt.

Ein großes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegenden nicht fehlen, verbindet die Dörfer, Gehöfte, Tempel und Friedhöfe miteinander. Auf diesen Pfaden vollzieht sich der ganze Verkehr. Sie dienen gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einräderigen Schubkarren, diesem Haupttransportmittel in China. Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, friedfertig und genügsam. Sie leben hauptsächlich von Feld- und Gartenbau, betreiben aber auch Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt.

Unsere Kolonie, und im weiteren Sinne die ganze Halbinsel Schantung, erfreut sich nicht allerwärts eines besonders ergiebigen Ackerbodens. Trotzdem ist jedes Fleckchen, und sei es noch so klein, aufs sorgfältigste bebaut. Schon im Februar beginnt die Arbeit auf den Feldern, und der Juni ist der erste Erntemonat. Dann werden Gerste und Weizen „gezogen" — denn die Wurzeln dienen als Brennmaterial — und in die Scheuern gebracht. Die Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen reifen, und das Grün der Granatbäume verschwindet unter der Fülle roter Blüten. Die leeren Schläge werden mit Hanf, Mais und Hülsenfrüchten, namentlich Bohnen, bestellt, die in der fruchtbaren Regenperiode so üppig gedeihen, daß Ende September die Haupternte beginnt. Der Reis ist gelb, die Hirse trocken, und die Dorfmühlen schaffen Tag für Tag, um die Körner in grobes Mehl zu verwandeln, das als wichtigster Vorrat für die kalte Jahreszeit aufgespart wird. Nun kommen Sesam, Bohnen, Erbsen und Mais an die Reihe. Dann folgen der Buchweizen und die Zahl der Oktoberfrüchte, wie Zitronen, Datteln, Kastanien und Erdnüsse. Den Schluß macht die Versorgung der Felder mit der Wintersaat, nämlich Gerste und Weizen. Das Erdreich hat also knapp ein Vierteljahr Ruhe, und es ist daher billig zu verwundern, daß die Erträge noch immer ergiebig genug ausfallen, die starke Bevölkerung zu ernähren. Bei einer minder sorgsamen und fleißigen Bearbeitung wäre dies ganz unmöglich.

Eine Charakteristik der Chinesen in Tsingtau gibt auch P. Lindenberg[5]). Sie zeigt die Zopfträger auch einmal von ihrer gefährlichen Seite.

Wie gewaltig in Tsingtau gearbeitet wurde, merkte ich so recht bei meiner Rückkehr, denn trotz der wenigen Tage meiner Abwesenheit war vieles Neue entstanden: hier hatte eine Brücke ein farbig angestrichenes, festes Holzgeländer erhalten, da erhoben sich neue Wegweiser und dort waren mehrere Hauptwege durch abkürzende Nebenpfade verbunden worden; die zu Verwaltungs- und Kasinozwecken nahe dem Yamen errichteten Häuser waren unter Dach gebracht, die Reihe der Laternen zu den einzelnen Lagern bedeutend vermehrt, und in letzteren selber entstand eine Verbesserung nach der anderen; Scharen von hunderten von K..lis waren überall tätig und arbeiteten unter deutscher Aufsicht ganz flott und zweckentsprechend, ja, ich sah sogar etwas Unerhörtes in China: mehrere

Straßenfeger, welche ihre Sache recht gut machten!

Die eingeborene Bevölkerung hatte sich schnell in die neuen Verhältnisse gefügt; die überwiegende Mehrzahl der Chinesen kennt ja nicht, was wir in unserem Sinne unter „Vaterland" verstehen, ebenso gering ist die Zuneigung zum Herrscherhause — Peking ist weit und der Kaiser unsichtbar! Dem größten Teile der zahllosen Millionen von Zopfträgern ist es höchst gleichgültig, wer sie regiert, und eine fremde Macht, die sich die Herrschaft aneignete, hätte wahrscheinlich leichtes Spiel — die Eifersucht und der Neid der fremden Regierungen untereinander sind der chinesischen Nation nützlicher als alle Kanonen, Kriegsschiffe und Soldaten, welche im entscheidenden Ernstfalle doch nichts nützen würden! Der Chinese ist ein ausgezeichneter Geschäftsmann, er will verdienen, bei jeder Gelegenheit seinen „Squeeze", seinen Vorteil, suchen, gelingt ihm dies, so ist er zufrieden, und da auf unserem deutschen Gebiet viel Arbeitskräfte nötig waren und viel Geld kreiste, so waren die meisten Bezopften über über die Umwandlung der Verhältnisse höchst vergnügt und wünschten sich nimmermehr die Mandarinen-Mißwirtschaft zurück.

Falsch wäre es gewesen, sich deutscherseits einer behaglichen Sorglosigkeit hinzugeben und nicht stets aufmerksam Wache zu halten. Ein bald nach der Besitzergreifung auf das Pulvermagazin unternommener Angriff, der wohl weniger ein politisches als ein rein diebisches Unternehmen war, zeigte dies am besten. Aber auch auf bedenklichere Überraschungen konnte man gefaßt sein; es gibt in China viele geheime Gesellschaften, die politische Zwecke verfolgen und sich namentlich durch ihren Fremdenhaß auszeichnen. In Schantung, zu welcher Provinz das Kiautschougebiet gehört, besteht die gefährliche Sekte der „Langen Messer", so genannt, weil die Mitglieder dieser Vereinigung stets dolchartige Messer bei sich tragen; ihnen fällt auch die Ermordung der Steyrer Missionare zur Last und vor ihnen mußte man in erster Linie auf der Hut sein. Diese heimtückischen Gesellen üben unter ihren Landsleuten eine Art Schreckensherrschaft aus: „wenn ihr uns nicht zu Willen seid und uns folgt," drohen sie, „so kommt ihr zuerst an die Reihe." —

An mancherlei Allarmgerüchten fehlte es denn auch nie, bald war da, bald dort ein räuberischer Überfall vorgekommen, bald waren in dieser, bald in jener Gegend Räuberbanden aufgetaucht, der eine oder andere Posten mußte scharf schießen, es gab unter den Chinesen Verwundete, wohl gar Tote — aber ging man der Sache auf den Grund, so lag in den meisten Fällen nichts Ernsthafteres vor. Die störenden Elemente wurden von den deutschen Behörden über die Grenze geschoben, nachdem sie noch mittelst des Bambus eine fühlbare Ermahnung, sich nicht wieder sehen zu lassen, erhalten, wirkliche Unruhestifter überwies man dem chinesischen Tautoi in Kiautschou, welche Stadt ja nicht uns, sondern nur zur deutschen Interessensphäre gehört, zur Bestrafung, und diese chinesischen Strafen sind, wie schon oben erwähnt, viel ärger als die deutschen. Nicht etwa, daß der Tautoi die Missetäter gleich um einen Kopf kürzer machte, das darf er nicht, weil er deshalb erst in Peking anfragen muß, o nein, er läßt sie an einem Holzgestell mit den Armen aufhängen und unter die knapp den Boden berührenden Fußsohlen spitze Steine hinlegen, die der Aufgehängte allmählich fortstößt und hierdurch den letzten Halt verliert, so „ganz zufällig" den Tod findend. — —

Wie sich unsere Soldaten dort im fernen Osten verhalten und gefallen, erzählt uns gleichfalls P. Lindenberg[5]).

Im allgemeinen hatte ich die nach Kiautschou kommandierten Soldaten sehr zufrieden mit ihrem Schicksal gefunden, sie sahen diesen Aufenthalt als Auszeichnung und als unvergängliche Erinnerung für ihr ganzes Leben an, und nur eins bedauerten sie: daß sie ihren Heldenmut zügeln mußten, da es an kriegerischen Abenteuern fehlte. Es war am ersten Abend meiner Einquar-

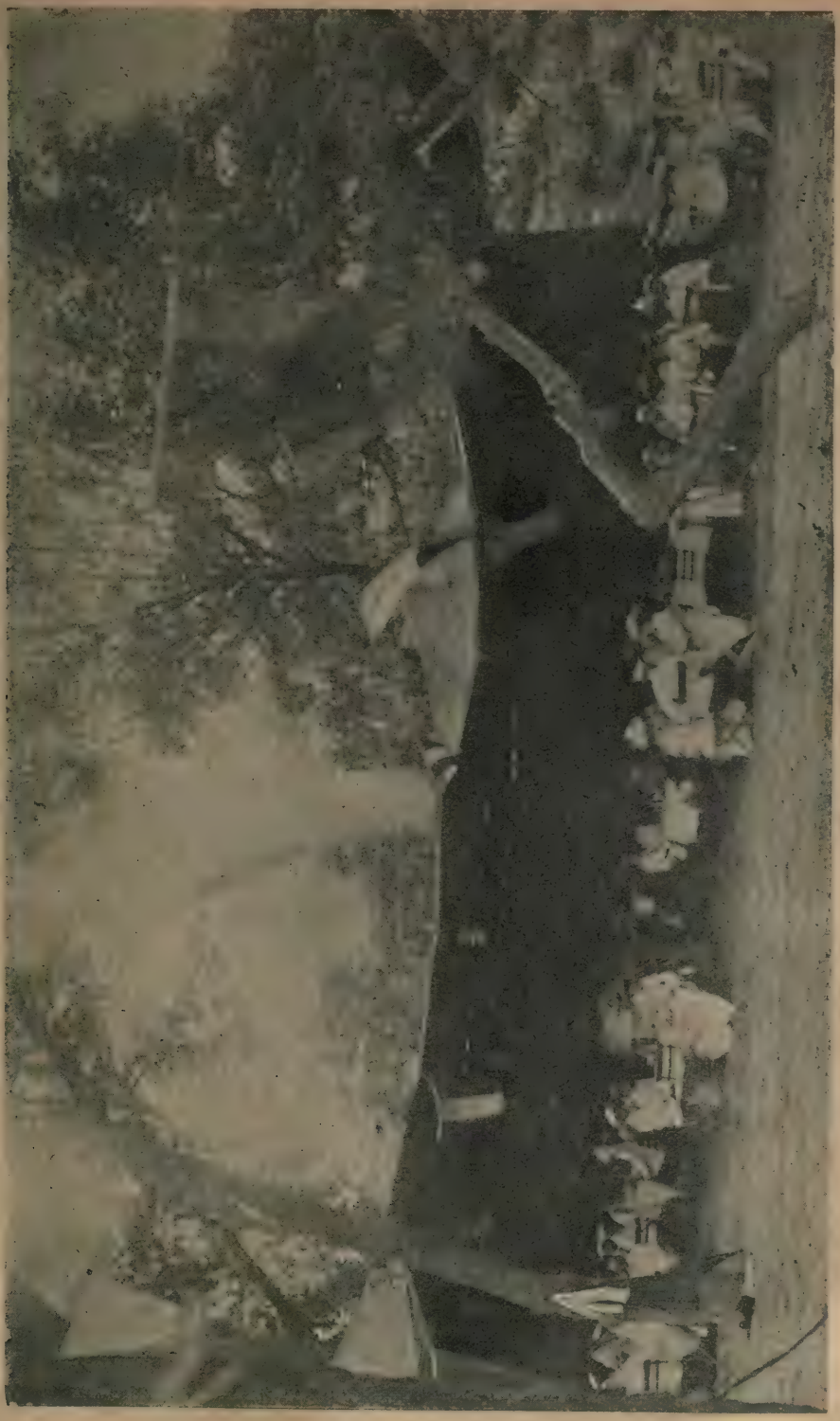
tierung im Strandlager, die Nacht war herabgesunken, der Mond durchbrach mit glänzendem Schein die Wolkenschichten, die Wellen des nahen Meeres rauschten an den Strand, eine feierliche Stimmung lag über der Bucht und ihren Ufern, und zu viel waren der bewegenden Gedanken und Empfindungen, als daß ich den Schlaf hätte finden können. Lange, lange noch sah ich von den Wällen des Lagers auf das von den silbernen Mondlichtern durchflimmerte Meer, auf dessen Wogen dort die grauen Kolosse unserer Kriegsschiffe ruhten, die uns die Stärke und Macht unseres Vaterlandes verkörperten. Gemessenen Schrittes, das Gewehr unterm Arm, kam der Wachtposten einher, ein junger, schmächtiger Soldat, einem in Konstanz liegenden Regiment angehörend: vom Bodensee zum Gelben Meer! Wer hätte noch vor wenigen Jahrzehnten diese Wirklichkeit zu träumen gewagt! Und in seiner anheimelnden badenschen Mundart berichtete auf eine Frage in schlichter Weise der Posten: „Mit Freude hon i mi zum Dienst g'meldet nach China und bin froh g'si, als i kommandiert worde bin; mini Kamerade hont mi drum beneidet. S' isch doch kurios, daß mir Deutsche jetzt hier sind und daß i, 'n Konstanzer, hier am Meer uf Wach bin! Wie froh bin i, daß i des hier erlebe ka, i vergiß 's nie, und va ka i später erst daheim alles mit Stolz verzelle!"

Dieselben Ansichten traf man unter den Offizieren; vieles mußten sie entbehren und anstrengend wie verantwortlich war der Dienst, neue und oft schwierige Aufgaben galt es zu erfüllen, aber mit innigster Freudigkeit widmeten sie sich ihren Pflichten, Erholung findend in dem herzlichen kameradschaftlichen Verhältnis, das unter ihnen waltete und das so sympathisch die Fremdlinge berührte, die bei ihnen die gastfreundschaftlichste und liebenswürdigste Aufnahme gefunden.

Das Europäerleben in dem allgemach zu einem gesuchten Badeort Ostasiens herangewachsenen Tsingtau schildert Dr. Krieger[4]). Man sieht, es läßt sich dort schon leben.

Die Regenzeit will in diesem Jahre in Tsingtau kein Ende nehmen. Schon ist Mitte September herangerückt, und noch immer öffnet der Himmel ohne Unterlaß seine Schleusen. Hiermit tut er wohl der Forstverwaltung einen Gefallen und fördert ungemein den werdenden Forstbestand von Tsingtau und Umgebung; aber den Badegästen, die hier Erholung und Vergnügen suchen, ist die Feuchtigkeit von oben und unten nichts weniger als angenehm. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß Jupiter Pluvius den am letzten Sonnabend und Mittwoch veranstalteten Festlichkeiten im Freien keinen Abbruch getan und sich gnädig gezeigt hat.

„Zu einem Picknick nach den (von Tsingtau etwa 10—15 km entfernten) Prinz-Heinrichbergen" lautete die Einladung des Kaiserlichen Gouverneurs Kapitän zur See Truppel und seiner Gemahlin an die Tsingtauer Eingesessenen und Badegäste am 12. dieses Monats, die von allen freudig begrüßt wurde. Um 10 Uhr versammelten sich die Teilnehmer, etwa 100 an der Zahl, vor dem staatlichen, an der Auguste-Viktoriabucht im Villenviertel gelegenen Gouverneurshaus. Ameisenartig schwärmte es durcheinander; zu Wagen — im prächtigen Landauer, leichten Dogcart oder viersitzigen Jagdwagen —, zu Pferde und zu Rad bewegte sich die fröhliche Gesellschaft auf dem tadellosen, bisweilen allerdings recht steilen Wege dem Festplatz zu. Gruppen von Reitern bildeten sich um die Damen in den Wagen und zu Pferde; einige, denen es zu langsam ging, oder die sich an der wirklich prächtigen Hügellandschaft mit dem üppigen Grün still beschaulich ergötzen wollten, eilten allen voraus, andere, denen die Hitze unbequem war, folgten langsam nach und gönnten sich und ihren Ponies die Ruhe. Als erster am Platze empfing der Gouverneur mit seinen Adjutanten die nach und nach gruppenweise anlangenden Gäste. Das anmutig gelegene Klostertal,



Badeleben in Tsingtau: Fest in den Prinz-Heinrichbergen.

die lustigen Klänge der Militärmusik, der kühle Trunk und die Liebenswürdigkeit der Gastgeber sorgten dafür, daß die Stimmung der Gesellschaft von Anbeginn eine vorzügliche war und bis zu Ende blieb. Bei dem vergnügten Mahle unter den schattigen Bäumen begrüßte der Gouverneur seine Gäste in launiger Rede, die Major Auwärter im Namen der Gäste dankend erwiderte. Vorher hatten in einem besonderen Zelte einige Damen der Gesellschaft in einer hergerichteten Kochschule „Proben ihrer Kochkunst" dargetan und opferbereite Schmecker mit mutwillig versalzenen und verbrannten Speisen vor weiteren Proben abgeschreckt. Nach dem Frühstück erging sich ein Teil der Gesellschaft in den Bergen, ein kleiner huldigte in zur Stelle geschafften Hüllen und Decken Gott Morpheus, wieder andere hielt auf dem Festplatze selbst beim prächtigen Glase Bier angeregte Unterhaltung zusammen. Gegen 5 Uhr blies der Hornist zum Aufbruch, und nach Ankunft in Tsingtau labte Frau Gouverneur die Ankömmlinge in liebenswürdiger Weise mit allerhand Erfrischungen im Gouverneurshaus.

Ein gelungenes Fest fürwahr! Bange sah am darauffolgenden Dienstag die Badekommission schon am frühen Morgen drohende Wolken am Himmel sich zusammenziehen. Doch der launige und ruhige Badekommissar, Korvettenkapitän Jacobson hatte wahrscheinlich seinen besonderen Pakt mit der Tien hou, der Himmelsgöttin, abgeschlossen. Sie ließ das Strandfest nicht verregnen, das am Abend zwischen 7 und 10 Uhr an dem Badestrand an der herrlich gelegenen Auguste-Viktoriabucht sich abspielen sollte. Mit Absicht war der Unterzeichnete erst eine Stunde später in seinem Gefährt vom Hause aufgebrochen, um den vollen Effekt des festlich erleuchteten Strandes und der an demselben gelegenen Villen und Kasernen genießen zu können. Die vielen Hunderte von bunten Lampions, die die etwa 100 am Badestrande befindlichen Badehäuschen schmückten, die am Strande aufgestellten Fackeln und die feenhafte Beleuchtung des Strandes selbst und seiner Umgebung riefen mit den im Hintergrunde aufsteigenden Iltisbergen und der sich vor ihnen ausbreitenden Parklandschaft einen bezaubernden Eindruck hervor, wie er schöner kaum gedacht werden kann. Zu diesem allen die rauschende See, die gerade an dem Tage leicht bewegt war, auf ihren Wogen illuminierte Jachten, Dampfpinassen und Flöße, an den Klippen im Norden ein von der Matrosen-Artillerie ausgeführtes Feuerwerk mit Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmern, am Strande fröhliche Menschen bei heiteren Klängen und lustigem Schmaus — so sieht Tsingtau als Badeort aus! Vor einzelnen größeren Badehäusern, besonders denen, die mit Verandas versehen waren, herrschte noch bis in die elfte Stunde ein lustiges Treiben; man besuchte sich gegenseitig mit seinen Gästen, nahm hier einen Trunk, tauschte dort „flirtend" Geheimnisse aus, sah bald auf die wogende See hinaus, bald nach dem prächtigen Feuergeplänkel — und nur ungern verließ man gegen Mitternacht den Strand, der sich im Festgewand heute besonders angenehm denen eingeprägt, die Tsingtau in dieser Saison als Badeort kennen und schätzen gelernt haben.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JV
2011
S3

Sander, Ludwig
Die deutschen Kolonien in
Wort und Bild

DAMPFBUCHB
VORM. F.A.BA
LEIPZI